Am Grabe.

Nord un Süd

Achtundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1884.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von: Max von Pettenkofer, Joseph Joachim und Theodor Frerichs.)

Breslau 1884.
Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 28. Bandes.

Januar — Februar — März.

1884.

Inhalt des 28. Bandes.

Do not fold!

Band 28. — Heft 82.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

Januar 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Max v. Pettenkofer. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Der Proceß Dickhoff, der in den letzten Tagen vor den Berliner Geschworenen verhandelt worden ist, hat in den weitesten Kreisen das öffentliche Interesse besonders dadurch gefesselt, daß er für die große Oeffentlichkeit einen Einblick in das lichtscheue Treiben der Berliner Verbrecher- und Schwindlerwelt erschlossen hat. Der Herausgeber hat sich daher entschlossen, einen Aufsatz über das Leben und Treiben der Berliner Verbrecher, der jetzt zur Actualität geworden ist, in diesem Hefte erscheinen zu lassen und die Veröffentlichung der angekündigten Novelle auf ein späteres Heft zu verschieben.

S. Schottlaender

Verlagsbuchhandlung.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVIII. Band. — Januar 1884. — 82. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max v. Pettenkofer.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Manuela.

Von

Carl Robert.

— München. —

Ich weiß nicht, ob es Andern auch so geht, daß die Erinnerung an eine Stadt oder Landschaft immer zuerst mit einer und derselben Localität vor das innere Auge tritt, gleichsam, als sei diese eine Art von Titelblatt für alles sonst noch dort Erlebte und Geschehene. So weckt mir der Klang des Namens Neapel augenblicklich das Bild des dunkeln Laubganges an der Terrassenbrüstung der Villa Reale, wo man die Meeresbrandung unter sich hat und über ihrem Tosen und Schäumen weg den weiten Horizont voll Schiffe beobachtet, während man so behaglich wie nirgends sonst in diesem meergekühlten Schatten Gefrorenes ißt, Cigaretten dazu raucht und nach der Hitze des Tages allmählich wieder aufzuleben beginnt.

Mir war während eines tropischen Augustmonates, dessen Tagesstunden ich auf der zoologischen Station mit dem Experimentiren an allerhand Seegethier, Fischen und Polypen, zubrachte, dieser Abendgang so zum Bedürfniß und Labsal geworden, daß ich oft, nach eingenommenem Mittagsmahl, wenn es Sechs schlug, die großen politischen Journale des Hotelspeisesaals ungelesen bei Seite schob und mit langen Schritten den Quai hinunter eilte, dem Castell d'Ovo vorbei bis zum Eingang der nunmehrigen Villa Nazionale. Dort, fast immer an demselben weit vorgeschobenen Tischchen am Rande der Terassenbrüstung saß gewöhnlich schon ein kleiner Freundeskreis von Gelehrten und Künstlern (auch ein Poet wurde darunter geduldet) im kühlen Schatten beisammen und führte meistens jene Gattung von theoretischen Disputen um des Kaisers Bart und die höchsten Güter der

Menschheit, in welchen wir Deutsche, wie ich glaube, unerreicht dastehen. Mit der Summe von Witz und Geist, welche an solchen Abenden von Leuten verpufft wird, die am andern Morgen nicht wissen, wie sie ihre Schneiderrechnung bezahlen, würde sich jeder amerikanische Publicist ein Vermögen erwerben, wir begnügen uns dafür mit der Erinnerung an manchen unvergeßlichen Abend, wo der oder jener charakteristische Menschenkopf besser sprach als ein gedrucktes Buch und der Kampf der Meinungen scharf bis nach Mitternacht tobte.

Ein solcher Meinungsstreit auf der besagten Terrasse ist mir durch das, was darauf folgte, für mein ganzes Leben unvergeßlich geblieben. Wir sprachen eine Zeit lang von der bodenlosen Herabgekommenheit eines gemeinsamen Bekannten, der zu unserer Universitätszeit unbestritten unter uns der Erste an Witz und brillanten Einfällen, nun eine total verlotterte und ziemlich anrüchige Existenz führte, und dadurch veranlaßt, gab es einen lebhaften Disput über das alte Capitel von nothwendiger Anlage und freiem Willen.

Der süddeutsche Theil der Gesellschaft legte eine größere Toleranz für die Charakterschäden des Besprochenen an den Tag, als der norddeutsche, man konnte sich einer gewissen Bewunderung für seine Geistesgaben offenbar nicht ganz entschlagen.

„Die Grenzen sind schwer zu ziehen“ schloß ein dem Unglücklichen ehemals nahe befreundeter Mediciner seine höchst scharfsinnigen Auseinandersetzung über das, was er „das Verhängnißvolle im Charakter“ nannte.

„Aber erlauben Sie“ begann ein blutjunger Göttinger Doctor, der hier auf den Lorbeeren seiner Dissertation ausruhte und über alle Dinge der Welt beneidenswerth sichere Ansichten hatte „erlauben Sie mir, das ist doch sehr einfach: die Grenze ist dort, wo Einer, mit oder ohne Willen eine unehrenhafte oder nur unanständige Handlung begeht. Mit einem solchen Menschen geht man dann eben nicht mehr um und er hat es sich selbst zuzuschreiben.“

Der alte Magnus, ein stattlicher Weißbart von Fünfundsechzig, der sich sonst nicht viel in's Gespräch mischte, sagte lakonisch darauf: „Dann werden Sie Ihren Umgang bedeutend reduciren müssen und sich vielleicht bei der einen oder andern Gelegenheit Ihres Lebens selbst davon ausschließen.“

„Herr!“ rief der Andere erregt.

„Seien Sie ganz ruhig, das Ding ist sehr einfach. Wenn man öffentliche Sammlungen bestiehlt, wie unser Freund der Bibliomane, so schließt das freilich von Achtung und Geselligkeit aus. Der Diebstahl ist aber nicht das einzige „Unanständige“, was ein Mensch begehen kann und ich behaupte, daß in zahlreichen, hochangesehenen Menschenleben Erinnerungen stehen, die der Besitzer um theuren Preis verlöschen möchte, wenn er könnte, obgleich er allein darum weiß. Wenn es auf den Ausdruck der Gesinnung ankäme, o ja, da wären wir Alle untadelig, aber die Menschen sind zu zählen, die

in heftigen, inneren Krisen, von Leidenschaft bestürmt, nicht Dieses oder Jenes gethan haben, das sie selbst bei kaltem Blut unrecht oder unanständig heißen müssen. Wir leben in einer Zeit großer socialer Heuchelei, sonst brauchte der Satz wahrlich keines Advocaten."

„Nun ja!" rief ein Dritter „es kann Mancher Manches thun, was einen Andern ruiniren würde, er muß nur den Magen haben, um es zu verdauen!"

„Herr!" rief der Alte dagegen „das ist eine gründlich frivole Aeußerung. Er muß, während er so handelte, einer starken Ueberzeugung seines Innern gefolgt sein, dann kann er sich später trösten, wenn er auch dann seine Sünde, oder Tollheit oder wie Sie es sonst heißen mögen, bei kaltem Blute vollkommen einsieht. Und aus den Reihen der menschlichen Gesellschaft streicht man ihm deshalb noch nicht!"

Er schob ziemlich brüsk seinen Stuhl zurück und faßte mich beim Arm.

„Kommen Sie", sagte er, ein paar Schritte weiter hin, „mich widert die wohlweise Jugend von heutzutage mit ihrer flachen Klugheit unsäglich an. Das brüstet sich mit seiner Tugend, die nichts weiter ist, als Phantasielosigkeit und Unfähigkeit zur Leidenschaft, und merkt dabei nicht das Geringste von seiner eigenen inneren Armuth." . . .

Er sprach rasch und stoßweise, während wir die große Straße am Meer hin verfolgten, ich war über die plötzliche Heftigkeit des sonst so ruhigen und philosophisch heiteren Mannes erstaunt.

„Wundern Sie sich nicht," sagte er, als ich, umsonst nach einer unbefangenen Anknüpfung suchend, neben ihm herschritt, „ein solches Gespräch weckt mir Erinnerungen, die ich auch heute nicht gleichmüthig ertragen kann. — Ja," sagte er plötzlich „auch ich habe einmal in meinem Leben Etwas gethan, was der junge Herr da drüben ‚unanständig' oder ‚unehrenhaft' nennen würde, ich mußte es in furchtbaren Nächten und Tagen selbst so nennen und habe lange Jahre gebraucht, um einigermaßen darüber wegzukommen. Aber solche Richter," er wies mit der Hand zurück nach dem verlassenen Garten, „würde ich über mich nicht anerkennen."

Ich sah, daß es in ihm kämpfte und wollte ihn eben bitten, mir wenn möglich, sein Vertrauen zu schenken, als er mir zuvorkam.

„Setzen Sie sich her" sagte er, auf eine der felsgehauenen Bänke deutend, welche dort unter herabhängenden Reben den Blick auf die wunderbare Landschaft ringsum freilassen, „es ist lange genug her, daß ich einmal das Schweigen über jene Zeit brechen will, die Betheiligten sind todt, außer mir selbst und es hat mich schon oft verlangt, zu hören, was ein anderer ebendiger Mensch zu dieser Geschichte sagen würde, wenn er sie wüßte. Jahrelang habe ich sie unaufhörlich in meinem Hirn umhergewälzt und habe mein Urtheil vielleicht strenger gesprochen, als ein Anderer es gethan haben würde.

Er schwieg eine kleine Weile und sah an den dämmernden Himmel, dessen Lichter da und dort aufzuglimmen begannen, dann hob er an:

„Sie sagten gestern als Trost für Ungemach: Das Leben besteht nur aus Episoden. Das ist ganz richtig, aber manche Episoden sehen sich, so lange man darin steckt, so definitiv an, daß man verzweifelt, je wieder heraus zu kommen."

„Und doch geht schließlich Alles vorbei!"

„Ja und vieles geht auch mit. Doch davon wollte ich nicht reden. — — Mein Leben, wenn ich es rückwärts sehend betrachte, hat der Episoden mehr gezählt, als manches andere: mit einem kleinen Anfangscapital in Händen wäre ich vermuthlich regelrecht in die Laufbahn des deutschen Professors eingelenkt und an einer Eurer kleinen Universitäten nach und nach langsam eingerostet, hätte vielleicht auch Monographien geschrieben über ‚Spuren von Bekanntschaft mit Horaz in Virgils Werken' und wäre dadurch eine Zierde der Philologie geworden. So warf mich, nach einigen Semestern medicinischen Studiums, das ich ohne sonderlichen Beruf trieb die Noth hinaus in's große Leben, ich wurde Correspondent aller möglichen Zeitungen unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Heute saß ich mit ein paar französischen Offizieren in einem algerischen Restaurant und half ihnen, die Erinnerung an das Morgens stattgehabte Duell mit Champagner hinunterschwemmen, morgen goß ich unserm Dragoman auf gut Glück Chinin gegen das Fieber ein und über's Jahr lag ich während eines furchtbaren Erdbebens selbst fieberzitternd auf dem Marktplatze von Quito und beobachtete mit einem gewissen Interesse von meiner Matratze aus, ob der schwankende Kirchthurm zu mir herunter kommen würde oder nicht. Aufzustehen und fortzugehen sah ich keinen Grund, das Leben war mir in jenem Moment keinen Strohhalm werth. Er kam nicht, auch die Hauswand, bei welcher meine Matratze lag, blieb als die einzige von vieren stehen, und solchergestalt am Leben erhalten, gerieth ich dann in der Folge auch wieder einmal auf einen Dampfer, der mich nach Europa zurückbrachte. Ich will Sie nicht mit der Schilderung langweilen, wie unsäglich widerwärtig mich damals das Elend des vormärzlichen Deutschlands angähnte, Hirn und Herz waren mir ohnedies von der Tropensonne und den miserablen leichten Liebeshändeln, die einem dort fast ohne sein Zuthun umspinnen, ausgedörrt — ich erinnere mich kaum, jemals in einer so weltfeindlichen und gleichgiltigen Stimmung gewesen zu sein, als da ich eines heißen Juninachmittages unter den dichten Platanenalleen meiner Vaterstadt A . . . dahinschritt, in welche mich Geschäfte mit der Redaction des großen dort erscheinenden politischen Journals für einen Tag geführt hatten. Alles ausgestorben rings umher — und für mich war das buchstäblich zu nehmen — aus dem Fenster, woraus früher die Porzellanpfeife meines Alten auf das grasbewachsene Pflaster herabhing, sah jetzt ein fremdes Gesicht, neue Generationen von Schulbuben strömten dem altersgrauen

Gymnasium, der Stätte meiner ehemaligen Qualen, entgegen — kein Freund, kein Verwandter — Nichts mehr bekannt, als die alten Zackengiebel der Häuserreihen und die plätschernden Springbrunnen in den Hauptstraßen, die heute noch eben so reichlich wie vor 20 Jahren ihre Bogenstrahlen nach dem lichtblauen Himmel empor trieben. Ich hatte lange vor ihnen still gestanden, bis mich ein kleiner Knirps durch dieses Anstarren als Fremden erkannte und sich erbot, mir die Sehenswürdigkeiten von A . . . zu zeigen. Das war mir doch zu viel, ich wandte ihm den Rücken und mich selbst durch die todtenstillen Gassen nach den Anlagen hinaus, um dort die Stunden bis zu Abgang des Postwagens zuzubringen. — Im Herumschlendern zwischen den blühenden Akazien und Spiräen kam es mir wie eine halbe Erinnerung, daß ich in Paris gehört hatte, Gebhard, mein alter Zimmernachbar von der Rue Grenelle, sei in A . . . als Arzt etablirt. Diese Erinnerung war wohl geweckt worden durch den Anblick eines strammen, rothbärtigen Herrn, der aus dem Hintergrund einer kleinen Gartenstraße sich dem Hauptwege näherte und mit Gebhard eine entschiedene Aehnlichkeit hatte. Ich dachte eben noch darüber nach, wie antipathisch mir das innerste Wesen des Menschen trotz der vielen gemeinsamen Kneipereien immer gewesen war, wie er mich mit seinem kurzsichtigen Materialismus oft geärgert hatte und war schon wieder im Begriff, dadurch auf ganz andere Gedankenverbindungen zu gerathen, als ich plötzlich einen derben Schlag auf der Achsel fühlte und auffahrend mich nicht mehr über die Identität des Mannes vor mir mit Gebhard täuschen konnte.

Schöner war er nicht geworden, der Zug von Rohheit, der mich damals abgestoßen, hatte sich nicht vermindert, doch hatte sich seine äußere Erscheinung verfeinert und zeigte eine auf dem Bewußtsein tüchtiger Existenz ruhende Sicherheit des Wesens, die unter allen Umständen angenehm berührt. Dazu war mir gerade in meiner damaligen Stimmung eine bekannte Menschenseele erfreulich, kurz, ich erwiderte seinen herzlichen Gruß wärmer, als ich es unter andern Umständen gethan haben würde und erkundigte mich, während wir umdrehten und das enge Gäßchen, aus dem er gekommen war, wieder zurückgingen, nach seinen jetzigen Verhältnissen.

‚Wirst Augen machen, Alter‘ sagte er lachend. ‚Wie lange ist's her, daß Du dem alten Europa den Fußtritt gabst, um Dich nach den seligen Inseln zu embarquiren? Zehn Jahre, so etwas, nicht? Nun, während Du in der Welt herum fuhrst, um Dir zerrissene Stiefel und ein wissenschaftliches Renommé zu erwerben, habe ich mir hier in aller Stille in dem spießbürgerlichen Nest Platz gemacht, mich darauf gesetzt und mir eine hübsche Praxis gegründet, bin auch auf dem besten Wege zum gemachten Manne . . .‘

Sein breites, röthliches Gesicht strahlte von heller Selbstzufriedenheit, die ehemalige rauflustige Brutalität war bis auf ein kleines Endchen, das dann und wann um die Mundwinkel zum Vorschein kam, verschwunden, —

es war nur noch sehr wenig, was meinen Freund Gebhard vom Aussehen eines Gentleman trennte, und dieses Wenige konnte in dem ihm nun einmal von Natur verliehenen plebejischen Gesichtsschnitt mit der satyrartigen Stulpnase und den unter röthlichen Brauen funkelnden unruhigen grauen Augen begründet sein. Während ich ihn in solchen Gedanken betrachtete, ließ auch er einen forschenden Blick über meine Person gleiten und das Ergebniß seiner Diagnose sprach sich in einem nicht weniger neugierigen, aber mehr zuvorkommenden Ton aus, mit dem er jetzt, mir die Hand hinstreckend ausrief: ‚Aber wir werden doch hier nicht auf's Merkwürdigste zusammengetroffen sein, um gleich wieder auseinander zu gehen? Zuerst kommst Du mit da herein,' er wies die Straße hinab, ‚trinkst ein Glas Wein mit mir und erzählst von Deinen Weltfahrten' . . .

‚Bist Du verheirathet?' fragte ich, als wir das Ende des Gäßchens erreicht hatten und er vor einem hohen, verschnörkelten Gitterthore stehen blieb und mich mit einer Handbewegung zum Eintreten einlud. Er bückte sich gerade, um das Schloß aufzudrücken und überhörte wohl die Frage. Ich vergaß, sie zu wiederholen vor dem plötzlichen Eindruck einer Fülle von Duft und Schatten, welche nach der gelben staubigen Schwüle da draußen wie eine Bezauberung auf mich herniedersank. Wir standen in einem der hundertjährigen Patriziergärten, die mit ihren dunkeln Laubkronen das nüchterne Schornsteingewirr und Maschinengeklapper der Stadt A . . . wie ein unverdienter Schönheitskranz umgaben. Könnte man durch Geld und Hochmuth die Natur eben so gespensterhaft ertödten wie das Innere der stillen, luxusstarrenden Patrizierhäuser, sie hätten es dort längst fertig gebracht, aber die Linden jener plutokratischen Gärten dufteten nicht weniger schwül und süß, als die andern in der Freiheit draußen, unter denen arme Poeten träumen und der Müllerbursche seinen Schatz küßt. Ja, ihr Schattendunkel hatte für mich sogar schon als halbwüchsiger Junge, wenn ich dann und wann einen verstohlenen Blick hinein warf, immer einen geheimnißvollen Zauber gehabt, als sei hier von je der Ort, wohin sich verschwiegene Liebe und unterdrückte Schmerzen aus der unbarmherzigen Geschäftsmäßigkeit draußen flüchteten. Möglich, daß ich mich darin täuschte, möglich daß in einem richtigen Patrizierhaus solche Contrebande nicht vorkommt — aber heute noch, wenn ich Lindenduft einathme, sehe ich in demselben Moment wieder das Gartenthor, daß für mich zur Pforte von so viel Seligkeit und Schmerzen werden sollte, sehe die Schattenmassen der dunkeln Lindenwand und das kräftige Sonnenlicht über den Wipfeln, den kleinen Rasenplatz seitwärts im Schatten, worin ein dünner Springbrunnen seinen Strahl in die Höhe warf und neben diesem Springbrunnen . . ."

Er hielt wieder einen Augenblick inne. „Ach Freund" sagte er dann, „es giebt Dinge, die sich nicht beschreiben lassen. Wenn ich Ihnen nun auch sage, daß dort auf der Bank ein junges Weib im weißen, lichten Kleid, mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe saß, die man ohne

das schöne Kind, zu dem sie sich liebkosend niederbeugte, selbst noch für ein halbes Kind hätte halten können, wenn ich auch versuchen wollte, Ihnen von der zarten Form des Köpfchens, dem fremdländischen Schnitt der großen braunen fragenden Augen eine Vorstellung zu geben, es wären Alles nur Worte und nimmermehr könnte ich Ihnen erklären, warum mich nach so vielem gleichgiltigen Herumschweifen in der weiten Welt jener Blick so in die innerste Seele traf und ein stilles Feuer darin entzündete, das im ersten Augenblick nur Behagen und Wärme verbreitete, so daß ich gar nicht ahnte wie mir eigentlich geschehen war.

‚Ist das —‘ fragte ich überrascht.

‚Meine Frau‘ erwiderte Gebhard mit dem selbstgefälligen Triumphlächeln, das ich von sehr gelungenen Bostonpartien her an ihm kannte, und nun standen wir uns gegenüber. . . . Es bleibt immer eine sonderbare Erinnerung, der Moment, wo ein Fremder uns der andern Hälfte unserer Seele vorstellen durfte und vollends, wenn er dazu sagt: Das ist meine Frau! — Etwas in mir protestirte auch gleich lebhaft gegen diesen Ausspruch, nur hielt ich es für das Mißfallen an dieser unnatürlichen Verbindung von Faun und Sylphide und etwas von meinen Gedanken muß sich auch im Gesicht ausgeprägt haben, denn gleich als die junge Frau nach einigen freundlichen Worten ihr Kindchen auf den Arm nahm und so leicht wie ein Mondesstrahl über den Rasen dem Hause zuschwebte, sagte Gebhard zu mir, als beantworte er eine gesprochene Rede:

‚Ja, das ist wohl eine sonderbare Frau für mich vierschrötigen Kerl, kann mir's denken, daß es Dir merkwürdig vorkommt.‘

‚Sie ist keine Deutsche?‘

‚Bewahre, Du mußtest eigentlich die Race gleich erkannt haben —‘

Das hätte ich auch vermuthlich, wäre nicht ein Umstand gewesen. In den Städten von Centralamerika sieht man Abends beim Corsofahren diese zartgebauten, blassen Creolinnen mit unendlich reizenden Gesichtern zwischen Blumensträußen aus den Equipagen hervor grüßen und lachen. Mir war, nach der ersten Ueberraschung des Germanen, solcher Formenherrlichkeit gegenüber doch immer zu wenig Seele hinter dem Karfunkelglanz gewesen, hier aber dämmerte es wie ein mystischer Abgrund aus den Augen herauf, vielleicht Sehnsucht nach Liebe, nach Glück, vielleicht nur Heimweh.

Ich sprach das dem Ehemanne etwas allgemeiner aus, er nickte dazu mit dem Kopfe und sagte: ‚Sie hat jung schon harte Schicksale erlebt, das macht der ‚Blumenexistenz‘, wie sie sie da drüben führen mögen, früh ein Ende. Der Vater war ein Deutscher, die Mutter Spanierin, eine prachtvolle Person, viel schöner als Manuela, die man nicht eigentlich schön nennen kann. Er hatte eine kleine Besitzung in Costa Rica und als es mit seinen Geschäften schlecht ging, verduftete er und ließ sie glauben, er mache eine Reise hierher in seine Heimath. Jahrelang hörte sie nichts von ihm, dann reiste sie mit ihrem Kinde nach, krank, ohne Mittel und mußte hier

bleiben, weil sie nicht mehr weiter konnte. Sprachstunden, seine Arbeiten — der alte Jammer, es langte eben nur zum Nothdürftigsten. Unser Klima allein hätte hingereicht, sie bald zu ruiniren, es geht den Leuten aus dem Süden hier nicht anders, als ihren Affen und Papageien — kurz, einige Jahre später stand ich dabei, als sie ihren letzten Athemzug that — selbstverständlich erst geholt, nachdem nichts mehr zu machen war — und nun ging mir doch der starre, schwarze Schmerzensblick der Kleinen gerade durch die Seele. Sie sprach nichts und streichelte nur in Todesangst zitternd und bebend unaufhörlich die Wangen der Sterbenden, bis es dann endlich still wurde und ich ihr die Wahrheit sagen mußte. Da schrie sie grell auf und fiel selbst wie todt auf die Leiche' ...

Gebhard hielt inne, unangenehmen Erinnerungen ging er gerne aus dem Wege. So übersprang er denn ein Stück und fuhr fort: ‚Was aus Manuela ohne meine Hilfe hätte werden sollen, weiß der Himmel, sie hatte ja keinen Menschen auf der Welt. Aber ich gewöhnte mich bald mächtig daran, das blasse Gesichtchen alle Tage zu sehen — Du weißt, ich habe immer eine Passion für das Exotische gehabt — ich brachte sie bei ordentlichen Leuten unter und als ich sie dann nach einem halben Jahre fragte, ob sie meine Frau werden wolle, da sagte sie Ja.'

Ich mußte wieder sein rothes Gesicht ansehen und mir dabei denken, was ihr dies Ja wohl gekostet haben mochte. Aber Gebhard hatte mir doch während der letzten Reden viel besser gefallen, als jemals früher, ich drückte ihm jetzt gerne die Hand.

‚Und ich habe den Entschluß nie bereut,' endigte er ganz behaglich seine Erzählung. ‚Von leichtem Creolenblut, Putzsucht, Coquetterie und dergleichen ist Nichts zu spüren, sie ist ein braves Hausmütterchen geworden, die Alles auch besorgt und thut, nur anders als eine Deutsche, quasi wegen der Schönheit, statt der Utilität zu Liebe. Nun, es kommt am Ende auf Eins heraus und man muß sie gewähren lassen, wenn sie da und dort ihrer Phantasie mit Blumen und weißen Kleidern nachgeht für sich und die Kleine. Der Andern wegen putzt sie sich ohnedies nicht, sie bleibt am liebsten hier in Haus und Garten für sich, denn sie kann sich an die hiesige Art nicht gewöhnen.'

‚Das nehme ich ihr nicht übel,' dachte ich im Stillen und fragte dann laut: ‚Sie liebt das Kind wohl sehr?'

‚Ja, weißt Du, so Etwas habe ich einfach noch nicht gesehen. Lieben?! Das ist nicht das Wort — sie führt eine Doppelexistenz, das Kind ist noch an ihrem Herzen festgewachsen. Wenn man sie so ansieht, wie sie es liebkost und ihm mit den Blicken folgt, hat man den Eindruck, daß sie an einem plötzlichen Riß verbluten müßte. Es ist sonderbar, sie ist sonst gar nicht leidenschaftlich,' sagte er harmlos und hätte wohl noch mehr hinzugesetzt, wenn nicht die junge Frau in diesem Augenblick wieder unter der Hausthüre erschienen wäre. Ein Dienstmädchen mit Flasche und Gläsern folgte und wir

saßen bald auf dem Plätzchen am Springbrunnen beisammen, Gebhard lebhaft von den alten Zeiten plaudernd mit immer neuen Erkundigungen nach diesem und Jenem, ich ihm nach Kräften Bescheid gebend, während meine Blicke immer wieder dazwischen auf den feinen Schläfen mir gegenüber ruhten und den theilnahmlos gesenkten dunklen Wimpern. Dann und wann, offenbar um den Pflichten der Hausfrau nachzukommen, gab Manuela ein sparsames Wort zum Gespräch, fragend, seltsam weich accentuirt, bis ich einmal der Versuchung nicht widerstehen konnte und sie spanisch ansprach.

Da war es vorüber mit der apathischen Haltung im Lehnstuhl. Wie von einer verborgenen Feder geschnellt fuhr sie in die Höhe und rief, indem ihre Augen sich weit öffneten:

‚Meine Sprache!‘

‚Er war drüben,‘ nickte Gebhard gutmüthig.

‚In meinem Land?! . .‘ Es war nicht mehr dieselbe Person, die jetzt, weit vorgebogen, mit athemloser Hast fragte. Das vorher so stille Gesichtchen spielte in tausend Bewegungen, während sie Eins um das Andere aus mir herausbrachte: „Ich war in ihrem Land gewesen und zwar im speciellsten Sinne, ja, der sonderbare Zufall wollte, daß ich vor noch nicht einem Vierteljahr in der verlotterten Hacienda Nachtruhe gehalten hatte, auf der ehemals ihr Vater umsonst sein Glück gesucht und wo ihre Kindheit verflossen war. Als dies durch Namen und Flußbestimmung unzweifelhaft festgestellt war, fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen und brach einen Augenblick in heftige Thränen aus. Gebhard benutzte die Pause, um einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über die ‚Race da drüben‘ einzuflechten, ich sah vor mich nieder. Manuela trocknete hastig ihre Augen, dann war es, als wären wir uns um tausend Stunden näher gekommen, die Fragen und Antworten hörten nicht mehr auf, sie hatte außer jener Hacienda und den Gassen von Vera Cruz beim Einschiffen blutwenig von ihrer Heimath gesehen, aber in ihrem Gemüthe wuchsen und leuchteten die Wunderblumen und Tropenwälder, die weißen Schneekegel und balsamischen Mondnächte wie tausend lebendige Märchen empor, und sie sagte ein über das andere Mal mit feierlicher Inbrunst, als spräche sie von einem Glaubensdogma: ‚Es giebt kein solches Land mehr auf der Erde!‘ Armes Weib, für sie lag alles Unerreichbare in ‚ihrem Land‘, was Wunder, wenn es zu einem Wunderland wurde!“

Mein alter Freund machte eine Pause und fuhr dann fort: „So war es an jenem ersten Abend, ich kam als Fremder und schied als Freund, lebhaft von Beiden gebeten, morgen wiederzukommen. Dann ging ich noch lange mit der Cigarre im Munde um die Stadt herum und es war mir so merkwürdig angenehm zu Muthe, während sich zugleich meine Gedanken mit ganz nüchternen Dingen, Plänen und Aussichten für die nächste Zukunft befaßten. Das Heimathgefühl, welches ich noch am Nachmittage so gänzlich vermißt hatte, begann, sich einzustellen und ich war an jenem Abend wirklich naiv genug, es aus dem dunklen Abendroth herzuleiten, von

dem sich die altgewohnten Thürme und Giebel so wohlbekannt abhoben. Sie werden begreifen, warum ich nicht des andern Tages abreiste. Ein Ort in Deutschland war mir so gleichgiltig, als der andere, es drängte mich nichts, da ich mir die ferneren Berufswege erst suchen sollte, vielleicht fand sich gerade hier eine Verwendung in der Redaction des befreundeten Journals, und jedenfalls schien plötzlich die Aussicht auf eine Woche in der alten Heimath so angenehm. Ich beschloß also zu bleiben. Wenn man manchmal voraussehen könnte, was aus solchen, scheinbar gleichgiltigen Entschlüssen herauswächst! Damals wäre ich nur mit einem leichten Bedauern in den Postwagen gestiegen, während mich sechs Wochen später keine Macht der Erde mehr losgerissen hätte.

Was soll ich Ihnen von dem Ferneren sagen? Ich kam und kam wieder, jeden Nachmittag, wenn es vier Uhr vorüber war. Ein Junggeselle fügt sich so leicht als überzähliges Familienglied ein und Gebhard drängte mich alle Tage von Neuem dazu. Es war nicht schwer zu bemerken, daß meine Anwesenheit einer gewissen Monotonie der Existenz ein Ende machte, in der die Beiden, die sich nicht viel zu sagen hatten, so hinlebten. Gebhard sprach dies gelegentlich unverhohlen aus, auch Manuela hielt gar nicht zurück mit Schilderungen der Langeweile, die man hier in A . . . gewöhnlich ausstehe, der Kaffeevisite bei der Frau Bürgermeisterin, welche sie als erste und einzige mitgemacht hatte, ‚wo die häßlichen steifen Frauen strickten und furchtbar viel aßen‘, und dem Ausdruck ihrer Sehnsucht einmal ‚da hinaus‘ zu kommen. Ihr Mann, der solche Reden für ganz natürliche Lebensäußerungen anzusehen schien, nahm dann gleichgiltig Hut und Stock, sein Beruf und manche Wirthshausstunde hielten ihn ohnedies den größten Theil des Tages von Hause fern, und so kam ich auf die natürlichste Weise dazu, täglich stundenlang mit dem jungen süßen Geschöpf allein zu sein, oder doch so gut wie allein, denn die Gegenwart der kleinen Isabel, die in der Nähe herum spielte und nur dann und wann gesprungen kam, sich der Mama stürmisch in die Arme zu werfen, sowie eines alten strickenden Tantchens, die mich bald ihrer besonderen Protection würdigte, störte uns nicht in Gesprächen, die schließlich Jeder hätte hören dürfen. Dann und wann klopfte ich auch einmal vergebens an, wenn Manuela, die stellenweise an heftigem nervösem Kopfweh litt, im dunklen Zimmer liegen mußte. Dann flüsterte das Tantchen, um die Abweisung zu versüßen: ‚Könnten Sie sie nur sehen, wie ein Heiligenbild, sage ich Ihnen, mit ihrem blassen Gesichtchen und den schwarzen Haaren darum her!‘ Aber solche Krisen gingen immer rasch vorüber und des andern Tages saßen wir wieder vergnügt beisammen.

Sie denken vielleicht, daß ich als guter Deutscher nichts Eiligeres zu thun hatte, als dieses bisher gänzlich sich selbst überlassene Naturwesen einigermaßen zu ‚bilden‘. Darin würden Sie sich indessen sehr täuschen. Abgesehen davon, daß ich niemals zu den Bildungsfanatikern gehörte, wäre dergleichen bei Manuela schlecht angebracht gewesen. Die wissenschaftlichen

Grundlagen unserer Existenz lagen ihr gänzlich ferne, ihr südlich-farbiger Katholicismus ruhte auf festen Stützen von Wunder- und Gespenstergeschichten, man hätte ihr Eins so wenig ausreden können als das Andere und ich fühlte auch gar keine Lust dazu, sondern ergötzte mich stets neu an den tausend wechselnden Vorstellungen, Fragen und Vermuthungen, die in ihrem reizenden, immer noch ein wenig gebrochenen Deutsch bunt durcheinander zum Vorschein kamen, nachdem sie einmal die erste Scheu verloren und mich als eine Ausnahme von den ‚langweiligen Ungeheuern' erklärt hatte, die bis jetzt ihren Pfad gekreuzt.

Gleich in unsern ersten Unterredungen hatte ich meinen Fingerzeig bekommen. Ich schilderte ihr die Aussicht von einem ihrer heimischen Vulcane herunter, die ungeheure Bergwelt, den Tropenwald, der sich bis zum Ocean hin ausdehnt, und sie hörte mir entzückt, mit leuchtenden Augen zu. Als ich es mir nicht versagen konnte, ihr auch noch Einiges von den geologischen und botanischen Ursachen mitzutheilen, die mich da hinauf geführt hatten, sah sie mich mit einem Blick des aufrichtigsten Mitleids an und sagte: ‚Aber hat Sie denn das nicht schrecklich gelangweilt? Auf einem so schönen Berg!'

Ich mußte so unaufhaltsam lachen, daß sie mich erstaunt ansah, dann versicherte ich ihr aber, sie habe vollkommen Recht und der Morgen würde mich ewig dauern, wenn ich nicht noch ein Dutzend der schönsten Schmetterlinge gefangen hätte, die ich ihr nächstens zu zeigen versprach.

Wir saßen bei solchen Nachmittags-Unterhaltungen gewöhnlich auf Manuelas Lieblingsplätzchen am Springbrunnenbassin oder, wenn eines der vielen Gewitter jenes schwülen Sommers niederrauschte, in dem kleinen Gartensaal, dessen bunte Glasthür und Terrasse sich auf den Rasenplatz öffnete und worin sie alle die kleinen Besitzthümer ihrer Mutter, Fächer, Matten, Netze und Palmbastgeflechte mit ein paar alten hochbeinigen Stühlen, einem im Vorderhaus entbehrlichen Divan und etlichen Tischen und Etagèren zu einer allerliebsten stillosen und widerspruchsvollen kleinen Welt zusammenphantasirt hatte, die mir nach kurzer Zeit schon lieber war, als Alles, was ich draußen gesehen. Ja, sogar die häßlichen Indianerpuppen und Costümfigürchen, die mir in ihrer gesegneten Heimath unausstehlich waren, sah ich mit anderen Augen an, sie gehörten zu Manuelas Umgebung und in solchem Fall, das wissen Sie ja, gewinnt jedes gleichgiltige Stück Reliquienwerth." „Es kommt mir zwar oftmals vor," sagte der alte Mann, mich scharf ansehend, „als ob sich die Jugend von heutzutage nicht mehr sehr mit der Andacht vor der Rose aufhielte, die die Geliebte im Busen getragen, sie hat vor lauter materiellen Interessen keine Zeit mehr dazu . . ."

„Ist auch nicht nöthig," sagte ich lachend.

„Nein," erwiderte er ruhig, „man kann sich ein Weib nehmen und Kinder haben ohne das, Ihr verliert aber doch mehr als Ihr wißt dabei, Ihr zufriedenen Realisten!

Ich weiß nicht, lieber Freund," fuhr er dann fort, „ob Ihrem Leben

jemals der mächtige Zauber der vollen, hinreißenden Anmuth und Natürlichkeit in Frauengestalt aufgegangen ist, ich zweifle fast daran. Sie sind bis jetzt niemals aus Deutschland hinausgekommen — und soviel Trefflichkeit und gewissenhafte Haltung man auch dort von Jugend auf den Mädchen anerzieht, was will das heißen gegen die Selbstherrlichkeit einer überquellenden Natur, die so unbekümmert lacht und weint, scherzt und zürnt, als es eben aus ihrem Innersten hervorbricht und die Alles das darf, weil eben Alles eine neue Offenbarung der Schönheit ist. Wunderlich ist es nur, daß man so Etwas erst nach der Rückkehr, nachdem man Tausende verlassen hat, an der Einen empfindet. Aber man kann sich auch gerade da denken, warum. . . . Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich damals als schmachtender Seladon in dem kleinen Gartensaal saß, für solche Tändeleien wäre nicht einmal die Zeit gewesen, ich hatte alle Hände voll zu thun, aus rein ethnographischem Interesse den merkwürdig feinen Bau dieser Gestalt zu betrachten, die in Ruhe und Bewegung gleich anziehend war, als unparteiischer Beobachter gleich in den ersten Tagen herauszufinden, daß keine wirkliche innere Beziehung zwischen ihr und Gebhard existirte (wobei ich ganz vergaß, mich zu fragen, warum mir diese Entdeckung so angenehm war) und im Uebrigen auf der Fährte solcher Gedanken in der Atmosphäre von Schalkhaftigkeit, Tollheit und Melancholie, die sie umgab, so lange herum zu räthseln, bis ich auf's Gründlichste mit meinem Denken, Fühlen und allen Elementen meines eigenen Wesens darin verstrickt war. Ueberdies gab es alle Tage etwas Neues; Federballspiel auf dem schattigen Rasenplatz, wobei ich allzu oft den Gegenschlag verfehlte, weil ich meine Blicke von der schwebenden Anmuth nicht losreißen konnte, womit Manuela, auf den Fußspitzen stehend, den Ball hoch empor warf. Oft löste sich dabei ihr Haar und flatterte um ihre Schultern, denn sie trug es für gewöhnlich nur leicht geknotet mit einer Rose oder Granate darin. Man athmete den leisen Vanillenduft der blau-schwarzen seideglänzenden Scheitel ein, wenn sie vorüber eilte.

Oder wir musicirten in dem kleinen Gartensaal, gegen Abend, wenn Gebhard heimkam und sich mit seiner Zeitung dazu setzte. Er gehörte zu den Menschen, die durch die herrlichsten Tonwunder nicht von ihrem Leitartikel abgezogen werden, und Manuela hatte doch eine von den seltenen Stimmen, welche mit raschen Fittigen dem Hörer unaufhaltsam in's innerste Herz dringen. Was sie mit Worten nicht aussprach, das klang und jubelte und klagte darin, es war nicht eingelernte Künstelei, sondern ein Strom des innersten Lebens, naturnothwendig und ursprünglich wie der, welcher der Nachtigallkehle entquillt. Lange Zeit hatte ich keine Musik mehr gehört, sie wirkte hier auf mich, wie niemals vorher oder nachher, ich wurde sogar nachsichtig gegen den alten ausgespielten Flügel, der meinen Fingern überall sonst zu schlecht gewesen wäre, und begleitete mit einem Feuer, das er fast nicht auszuhalten vermochte, Manuelas spanische Lieder. Sie lächelte manchmal mitten in der Cadenz und legte mir, das Köpfchen zurückgebogen, den Ton lang aus-

haltend, die Hand auf die Schulter. Ach, was waren das für glückliche Zeiten — noch schuldlos und doch schon so selig! Wie wußte sie dann die einfachste Mahlzeit durch ihre Gegenwart mit Scherz und Lachen köstlich zu machen, daß man Nichts weiter verlangt hätte, als in dieser Stimmung sein Leben zubringen zu dürfen. Wie Werther und St. Preux, werden Sie sagen? Ja, es hat mich nachmals ganz seltsam getroffen, wie die zwei Dichter der großen Leidenschaft dieses Stadium gekannt und geschildert haben.

Aber es geht vorbei, nichts sicherer als das — und zwar rasch. Die Entwickelung leidenschaftlicher Zustände duldet kein Stillestehen, einmal begonnen, kann sie wohl gewaltsam zerstört, aber nicht mehr rückgängig gemacht werden, und der Moment ist plötzlich da, wo man sich die Augen nicht mehr verschließen kann. Mir brachte ihn der Abend, an dem ich zum ersten Male Gebhard heftig und roh gegen Manuela herauspoltern hörte; sie hatte in der Sorge um ein leichtes Unwohlsein des Kindes den complicirten Bequemlichkeitsapparat, den Gebhard beanspruchte, etwas vernachlässigt, und seine Empörung darüber kannte keine Grenzen, auch mein Eintritt in's Zimmer bewog ihn nicht, seinen Grobheiten Einhalt zu thun. Manuela stand, von ihm abgewandt, blaß, mit zusammengepreßten Lippen, sie drückte die Kleine, die sie auf dem Arme hatte, fest umklammernd an sich; als ich mich ihr näherte, wandte sie sich kurz und ging ohne ein Wort zu sagen mit dem Kinde aus dem Zimmer. Gebhard beruhigte sich, wie alle jähzornigen Menschen, sehr bald und fing von ganz anderen Dingen an, ich aber ging auch, und zwar als ein verwandelter Mensch. Mein altes Gefühl gegen ihn war wieder erwacht, ich sah sein häßliches rothes Gesicht mit heftiger Abneigung und dachte in jeder Secunde an die schweigende Frau, die solcher Behandlung jetzt und für ihr Lebtag preisgegeben war. ‚Wenn sie dein wäre!' — Die Worte verließen mich nicht mehr in der schwülen Nacht, wo ich schlaflos lag und in das Wetterleuchten starrte, welches draußen jeden Augenblick den finsteren Horizont erfüllte. — ‚Wenn sie dein wäre!' Zum ersten Male in meinem Leben wachte in mir eine stürmische Sehnsucht auf nach dem Zustande, den die Ehe mit einem solchen Geschöpf gewähren konnte. Hier lagen Schätze begraben, die niemals durch Gebhards plumpe Hände gehoben werden würden, ich wußte es mit voller Sicherheit und doch duldete ich Höllenqualen im Gedanken, daß sie sein war und blieb.

Des andern Abends ging ich mit schwerer Ueberwindung den gewohnten Weg; ich fürchtete fast das Wiedersehen und das, was hereinbrechen konnte, wenn wir allein beisammen waren.

Als ich hin kam, strahlten mir schon beim Eintritte in's Zimmer ihre lachenden Augen aus dem großen Pfeilerspiegel entgegen, vor dem sie stand, einen neuen Hut probirend, dessen weiche zartgelbe Feder-Umrahmung ihr Gesichtchen reizend genug beschattete. Keine Spur mehr von Kummer und Schmerz, noch von beleidigter Königsmiene — Gebhard hatte sich durchaus als praktischer Philosoph erwiesen, und ich kam mir wie ein rechter Narr vor.

Am folgenden Tage that ich, was Jeder in meiner Lage gethan hätte, ich schrieb Briefe nach allen Windrichtungen, um eine Stelle auswärts zu suchen und vermied den gewohnten Gang zum Haus mit den Linden. Wie leicht hätte einer dieser Briefe von Erfolg sein können! Statt dessen fiel mitten in meine Anstrengungen das früher so sehnlich gewünschte Angebot einer zweiten Redacteurstelle bei dem in A . . . erscheinenden Blatte, die mir Alles bot, was damals für mich wünschenswerth sein konnte. Während ich noch unentschlossen saß mit dem freundlichen Brief des Verlegers in der Hand und mich in peinlicher Ueberlegung frug, ob es denn nur denkbar sein könne, um der flüchtigen Erregung eines Moments willen so meine Zukunft auf's Spiel zu setzen, kam Gebhard herein, nach seiner jovialen und geräuschvollen Manier schon an der Thüre schreiend: ‚Na, alter Bursche, wo steckst Du denn, läßt Dich ja ganze drei Tage nicht sehen, was ist denn los? Hast Du eine schlimme Nachricht erhalten?‘

Kaum hörte er, um was es sich handle, als er sich setzte, eine Cigarre anbrannte und mir mit der genußvollen Ueberlegenheit seines praktischen Verstandes über meine ‚idealistischen Grillen‘ die großen Vortheile des Antrages vorstellte: Thätigkeit, Gehalt, Einblick in die politischen Vorgänge von bedeutender Stelle aus, Alles, was ich mir seit drei Stunden selbst vorgesagt hatte. Er konnte natürlich gar nicht verstehen, warum ich nicht sogleich mit beiden Händen zugriff und allgemach verblaßten unter dem Anhauch seiner platten, prosaischen Lebensklugheit meine innerlichen Bedenken, ja ich schalt mich zuletzt selbst einen Thoren, auch nur einen Moment gezögert zu haben. Ohne allen Zweifel mußte mich eine solche Thätigkeit aus all den müßigen Gefühlen herausreißen, es war außerdem meine Pflicht, die Mittel zu erwerben, um meine alte Mutter, die ein kümmerliches Alter in einem fernen Landstädtchen hinnspann, endlich wirksam zu unterstützen. Es war mir ein Glück, dies zu denken und kurz — ich entschied mich zur Annahme, nicht ohne ein gewisses Gefühl im Innern, welches mir sagte, ich stehe im Begriff, eine verwerfliche Handlung zu begehen.

Das war der Moment, lieber Freund,“ unterbrach sich Magnus, „der in jeder Verbrechergeschichte vorkommt, der kritische Moment, wo man noch wollen konnte, und gegen sein besseres Gefühl nicht will. Für diesen ist man verantwortlich. Was später folgt, folgt mit Nothwendigkeit, so wie der Wasserfall den Kahn nothwendig hinabreißt, der nicht weit genug oberhalb auszubeugen wußte.

Trotz aller kühlen Vorsätze trieb es mich jenen Nachmittag stark, zu hören, was Manuela zu der Neuigkeit sage; ich ging früher, als gewöhnlich hin. Aber der schadenfrohe Dämon, welcher die ersehnten Momente spottend in ihr Gegentheil zu verkehren liebt, regierte den Tag. Statt allein, wie sonst immer, fand ich Manuela diesmal in großer Geschäftigkeit in der kühlen unteren Eingangshalle, angethan mit einer großen Küchenschürze, umgeben von einem Regiment von Gläsern und Büchsen und im Begriff,

unter Assistenz des Tantchens die eingemachten Früchte einzufüllen. Die kleine Isabel stand auf den Zehenspitzen dabei, die schwarzen Augen, welche merkwürdig denen der Mutter glichen, weit geöffnet und mit dem kleinen Züngelchen begehrlich ihr rothes Mäulchen ableckend. Manuela goß mit der gelassenen Grazie, die jede ihrer häuslichen Beschäftigungen zu einer Sehenswürdigkeit machte, den kostbaren Stoff aus der silbernen Schöpfkelle in die Gläser; die ‚heilige Handlung‘, wie Gebhard spottend sagte, nahm sie so total in Anspruch, daß sie auch meine Ankunft nur durch ein stummes Kopfnicken registrirte. Isabel fuhr auf, um mir an den Hals zu springen, stieß an die Gläser, es gab einen Krach und: ‚Es ist todt, es ist todt!‘ schrie Manuela, kniete am Tisch nieder, ergriff behutsam das verunglückte Aprikosenglas, und als wirklich die Tropfen herabflossen, hielt sie ihm eine lange spanische Leichenrede, welche Gebhard veranlaßte, achselzuckend und pfeifend das Local zu räumen, indem er mich zum Mitgehen aufforderte.

Ich ging, weil gar keine Aussicht bestand, irgendwie beachtet zu werden, aber auch eine Stunde später auf der Terrasse beim Springbrunnen erzielte ich einen entschiedenen Erfolg nur bei dem Tantchen, die gute Alte erhob ein wortreiches Freudengeschrei, als sie die Neuigkeit vernahm. Manuela wandte sich ab und kramte eine Ewigkeit unter den farbigen Wollknäueln in ihrem Arbeitskorb, nur ein Stückchen ihrer Wange blieb mir sichtbar und vielleicht täuschte ich mich in der Wahrnehmung einer leisen Röthe, die darüber zu liegen schien.

Als wir allein waren, fragte ich sie, ob ihr mein Bleiben lieb sei. Sie sah mich an und sagte mit der ruhigen Trockenheit, die sie manchmal annehmen konnte: ‚Ich habe Ihnen nicht zugeredet. Wie kann man solch ein Narr sein und in diesem kalten garstigen Lande bleiben, wenn es Einem freisteht, wo anders hin zu gehen!‘

‚So möchten Sie gerne von hier fort?‘ fragte ich.

‚Gerne?! O —‘ es war ein unbeschreiblicher Ausdruck, mit dem sich plötzlich ihre Augen groß und sehnsuchtsvoll öffneten, ‚ich würde lieber in mein Land zurückkehren, um dort zu sterben, als hier lange Jahre leben.‘

‚Dann fühlen Sie sich unglücklich, Manuela.‘

‚Unglücklich — nein. Das ist ja nur ganz natürlich, das wird Jedem so gehen.‘

Mehr war nicht aus ihr herauszubringen, sie neigte sich wieder über ihre bunte Stickerei und ich ging und nahm zwei Zimmer, die mir das Tantchen anpries, im Nachbarhaus, dessen Garten von dem Gebhards nur durch den Zaun getrennt war. Dort hing ich noch vor Abend die wenigen Besitzthümer an Karten, Waffen und Instrumenten, welche mit mir in der halben Welt herumgefahren waren und nirgends mehr als sechs Wochen Rast gehalten hatten, an den Wänden auf, und es war mir seltsam, nach so vielen Provisorien hier zu einem Definitivum gelangen zu sollen.

Das war in den ersten Julitagen — und ehe noch die Mitte des

Monats da war, merkte ich, daß Alles am alten Flecke stand und daß man der Liebe nicht entflieht, wenn man nicht die Geliebte meidet.

Was soll ich Ihnen Details erzählen aus jener Zeit — für das Ende der Geschichte haben sie keine Bedeutung und außerdem sind es die alten, oft gehörten, wie zwei Herzen unentrinnbar dem Zauber verfallen, der der mächtigste ist auf Erden. Schuldlos war ich jetzt nicht mehr, wie im Anfang, es begann ein heißes, stummes Hoffen und Wünschen von einem Tag zum andern und ein langsames Fortschreiten in unausgesprochenen Beziehungen. Manuelas arglose Kinderseele war nicht gewohnt zu berechnen und abzumessen, sie hatte sich bis jetzt ihren Impulsen ruhig überlassen dürfen und ich, der den Lauf der Welt kannte, ich vermochte nichts mehr gegen mein heißes Verlangen. Der Nachen schoß im Strom. Es wurde schwüler um uns Beide, ich schlief kaum mehr Nachts und meine Hand bebte, wenn ich die Manuelas berührte, ich hing an ihren Lippen, wenn sie das Kind küßte, und stellte mir es tausend-tausendmal vor, wie es sein müßte, diesen Kuß zu fühlen. Der Gedanke, daß sie nicht mir, daß sie dem Andern gehörte, bohrte sich mit zahllosen qualvollen Stacheln in mein Gehirn, ich litt die Strafe, die auf sündige Liebe gesetzt ist, gleich von Anfang an, trotzdem, daß Manuelas Augen, die in ganz anderem Maße die Gabe der Sprache hatten, als die der deutschen Frauen, manchmal mit einer so völligen Selbstvergessenheit auf meinem Gesichte ruhten, daß es mir in freudigem Schreck zum Herzen fuhr. Längst war an die Stelle ihrer früheren Apathie oder der künstlichen Gleichgiltigkeit, mit der das arme Herz sich im Anfang wehren wollte, eine süße mädchenhafte Befangenheit getreten, ich wußte es sicher, daß meine Empfindung getheilt wurde, und ließ mich mehr als einmal hinreißen, im Dunkel des Laubganges ihre Hand, ihren Arm mit stürmischen Küssen zu bedecken und Worte zu flüstern, die kein Dritter hätte hören dürfen. Sie wurde dann wohl bitterböse, schalt mich einen Unsinnigen und ermahnte mich mit einer altklugen Würde, die Freundschaftsgrenze nicht zu vergessen, allein sie entzog sich mir nicht, und so ließ ich sie gerne schelten. Wohin das führen sollte — ich fragte mich es nicht, alles Andere war versunken und vergessen. Ich lernte Menschen kennen, ohne sie zu beachten, ich beachtete selbst nicht, daß man anfing, mich in der Stadt A. als mögliche ‚Partie' in Betracht zu ziehen und mir allerhand Damenbekanntschaften anthat — phlegmatische häßliche Kleinstädterinnen, wie ich achselzuckend dachte, neben welchen mein Herz in Sehnsucht nach Manuelas süßer Stimme verging. Ich arbeitete Tags über wie im Traume und doch glaube ich, nie besser und glänzender geschrieben zu haben, als in jener Zeit, wo mir manchmal plötzliche Erleuchtungen im Kopfe aufgingen, die ich wie aus einer fremden Individualität empfing. Plötzlich überfiel mich denn auch einmal die Erkenntniß, aus welchem mystischen Augendunkel ich mir Alles das herausgelesen hatte, ohne daß diese Augen eine Zeile von dem zu lesen begehrten, was ich schrieb. Und das ist der wahre und unentrinnbare Zauber; nicht

des Andern Sein als Gegenstand der Bewunderung vor sich zu sehen, sondern es geradezu als Mittel zu empfinden, durch das allein man lebt und webt, denkt und fühlt.

Für mich begann damals der Tag erst um die Nachmittagsstunde, wo ich nach gethaner Arbeit zum Thor hinaus eilte, einer folgte dem andern, immer schöner und glühender, Alles bezog sich auf Manuela und hatte nur Werth, insofern es sich auf sie bezog; mein Denken, Fühlen und Hoffen concentrirte sich über dem Garten mit den dunkeln, schwerduftenden Lindenkronen . . ."

„Es ist eine alte Geschichte", citirte ich.

„Ja," sagte der alte Mann, indem er sich zurücklehnte und mit der Hand über die weißen Augenbrauen strich, „die alte Geschichte! Und doch bewegt sich mir heute noch das Herz, wenn ich an diesen Zustand ekstatischer Seligkeit zurückdenke. Es ist mit einer großen Leidenschaft eine eigene Sache, lieber Freund, nicht Viele sind fähig, sie zu empfinden, Tausende gehen von hinnen, ohne sie je gekannt zu haben, die Wenigen aber, die sie von Angesicht kennen, behalten Respect vor ihr. Das Leben gewinnt ja plötzlich einen so immensen Werth, es erwachen im eigenen Innern mit einem Schlag so viel beseligende Mächte, daß man auf die vergangene Existenz wie auf einen armseligen Traum zurückblickt. Alle starken Kräfte des Geistes, der Phantasie und des Willens in einer Menschenseele helfen nur, den Brand in's Riesenhafte schüren, — aus derselben Energie, die ihn unterdrücken will, schlagen neue Flammen empor, und um ihn zu löschen, müßte man sich selbst vernichten. Ich habe spät erst im Montaigne, der dieses Capitel ebenfalls gründlich studirt hat, das Recept dagegen gelesen: seinen Willen künstlich zerstreuen und auf kleinere Interessen vertheilen. Aber damals wußte ich Nichts davon und würde mich auch auch für ein so nüchternes Tränklein bedankt haben. Die Selbstbehandlung in inneren Krisen lernt sich erst in späteren Jahren und ich stand damals im zweiunddreißigsten!"

Er hatte, während er so sprach, den Kopf zurückgebogen und sah nach dem dämmernden Himmel empor, ich betrachtete mir den reinen Schnitt seiner Profillinie und die immer noch energisch funkelnden Augen unter der wenig gefurchten Stirn. Es brauchte nicht viele Phantasie, um sich den alten Magnus dreißig Jahre zurück zu denken und es begreiflich zu finden, daß er einem Frauenherzen gefährlich werden konnte. Besonders, wenn dessen Hüter ein Gebhard war.

„Und der Ehemann?" fragte ich endlich, „wie verhielt er sich dazu?"

„Mit der ganzen Blindheit, die ich seither noch öfter in solchen Fällen angestaunt habe. Sagen Sie auch vielleicht Gleichgiltigkeit. Was lag ihm an Manuelas Seele, die er nicht kannte? Wenn sie für das Haus sorgte, that sie ihm genug, auf ihre Stimmungen zu achten, fiel ihm überhaupt nicht ein. Gebhards Natur war eine sehr vulgäre, er hatte vermuthlich seine Passion für das Exotische schon mehr als einmal bereut, und wäre mit

einer handfesten Bürgerstochter viel passender vermählt gewesen. Ein Stadtgespräch, welches ihn wohl aufmerksam gemacht hätte, konnte bei Manuelas vollständiger Isolirung kaum entstehen und so gingen die Dinge ihren Gang weiter.

Glauben Sie übrigens ja nicht, daß mir das Verhältniß zu Gebhard damals gleichgiltig war, ich besaß durchaus nicht die kalte Frivolität, welche den Ehemann als einen zu seinem Schicksal Prädestinirten betrachtet, ich litt sogar manchmal heftig unter dem Bewußtsein, vor diesem Menschen innerlich erröthen zu müssen, aber das brach nicht den Zauber, unter dem ich stand, und hielt mich von keinem meiner damaligen Schritte ab. Und sehen Sie, das ist es, was ich Ihnen zeigen wollte, wie ein bisher ehrenhafter und wahrhafter Mensch dazu kommt, das zu thun, ‚was man nicht thun soll', und wie schnell dieser Uebergang sich vollzieht. Selbstverachtung ist eine böse Empfindung, sie hilft aber nicht gegen Leidenschaft, die mit gewaltiger Stimme ihr Recht verlangt, das alte blinde gewaltige Naturrecht. Die Gesellschaft setzt das ihre dagegen, und wenn die beiden in Conflict kommen, geht es um die moralische Existenz, und der Sieg, diese schwerste Leistung, die der Mensch seinem blutenden Herzen abringt, ist durchaus nicht so selbstverständlich, als dies der Codex der guten Gesellschaft annimmt. Viel eher das Gegentheil, weil man in solchen fürchterlichen inneren Krisen keines ruhigen Urtheils mehr fähig ist und die Gedanken sich nur noch in kurzem Kreislauf drehen. Mit einer nichtswürdigen Schlauheit, die etwas von der Schlauheit der Wahnsinnigen hat, von ferne jede Gelegenheit zum Alleinsein wittern, und durch die raffinirtesten Anstalten den Ahnungslosen selbst in die Situation bringen, dies Alleinsein zu fördern, mit Demjenigen in freundschaftlichen Gesprächen durch den Garten schlendern, den man in seinen schlimmsten Momenten schon todt gewünscht hat, Alles das thut ein Mensch ohne Zögern, der nicht in dem Punkt vorher die Kraft hatte, umzukehren. Er sieht sein Verhängniß und rennt hinein, er verabscheut sich selbst und kann doch nicht anders, als der starken Naturgewalt folgen, die ihn treibt.

Schriebe ich eine erdichtete Geschichte, so ließe ich, wie das in unserer modernen deutschen Literatur herkömmlich, den Helden am Rande des Abgrundes durch ein äußerliches Hinderniß zur inneren Umkehr gebracht werden; ich erzähle Ihnen aber eine wahre, und in der kam es anders. Wie sich freilich die einzelnen Momente folgten, wüßte ich Ihnen heute nicht mehr zu sagen — der große Schlag, der bald darauf mein Denken in eine einzige Marter verwandelte, hat mir den Zusammenhang geraubt, nur einzelne Bilder stehen mir noch klar vor Augen.

Es war, wie ich vorhin sagte, im Sommer 47 und Niemand ahnte Etwas von dem großen politischen Gewitter, welches schon im nächsten Jahre losbrechen sollte, wenn auch allerhand Wellenkreise, die auf eine Veränderung der Atmosphäre deuteten, bereits umliefen. Die Kunst- und Musik-Interessen, mit denen sich das deutsche Volk so lange über sein politisches

Elend wegtäuschte, gingen hoch und wir sollten damals eines jener ‚epochemachenden Ereignisse' erleben, welche die Menschen in athemlose Spannung versetzen, um dann drei Tage hinterher spurlos vergessen zu sein. Der berühmteste Claviervirtuose jener Zeit kam auf einer Reise nach den Alpen durch unsere Stadt und ließ sich zu einem Concert herab, in welchem wir selbstverständlich Alle saßen. Es fand sich bei dieser Gelegenheit, daß einer unserer imposantesten Baumwollenkönige so glücklich war, eine sehr flüchtige Beziehung, die er einstmals in Ostende mit dem Abgott der vornehmen Welt gehabt (ich glaube, es handelte sich um einen geliehenen Regenschirm), in Erinnerung rufen zu können. Er benutzte diesen Regenschirm zum Stützpunkt einer Einladung für ein solennes Diner mit nachfolgendem Gartenfest, welche zu seiner freudigen Ueberraschung angenommen wurde, da der Gefeierte anderweitige Gründe hatte, noch zwei Tage in der Stadt zu verweilen und ein großer Freund höherer Tafelfreuden war. Von der Aufregung der Kleinstadt in Folge dessen haben Sie keine Vorstellung; der glückliche Wirth hatte noch nach dem Schluß des Concertes Den und Jenen flüsternd bei Seite gezogen, auch in mein Ohr waren die Worte gesunken: ‚Uebermorgen um vier Uhr zum Diner. X* hat mir soeben zugesagt.' Ich sah ihn auch ein paar Worte mit Gebhard wechseln und Manuela lächelnd den Kopf neigen. Anderen Tags ging ich, um zu sehen, wie die Auspicien ständen. Ob Gebhard seine Antipathie gegen Gesellschaft, die nicht Wirthshausgesellschaft war, so weit überwinden würde, zu dem Diner zu gehen, schien mir zweifelhaft, daß Manuela dort sein werde, hoffte ich sicher.

Und so wie nach dem Worte der Schrift Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, so genießen auch andererseits Die, welche dem Teufel zufahren, eine entschiedene Förderung in allen äußeren Umständen. Ich traf es über Erwarten: Gebhard hatte seinen sehr unangenehmen Tag, er saß zornig über einem Briefe seines Advocaten aus der Residenz und ergoß gegen mich den ganzen Strom tiefgefühltester Indignation, der egoistischen Menschen so natürlich ist, wenn sie ihre Interessen bedroht sehen. Die ganze Sache war meiner Ansicht nach nicht der Rede werth, einer jenen gemeinen Erbschaftshändel, wo dem vermöglichen Gebhard ein Verzicht zu Gunsten ärmerer Verwandten sehr wohl zu Gesicht gestanden hätte, umsomehr, als sich die ganze Sache nur um ein paar hundert Thaler handelte.

Aber Gebhard hatte sich für viel mehr als tausend schon geärgert und konnte diesen kostbaren Zorn nicht fahren lassen. Manuela stand am Fenster und drehte sich kaum zu einem kurzen Gruß um, es sah nach einer stattgefundenen Scene aus.

Als ich von dem Diner anfing, schrie Gebhard grob heraus: ‚Fällt mir nicht ein, hinzugehen, dort liegt der Absagebrief. Schicke ihn nur weg, Manuela!'

Sie rührte sich nicht. Ich fragte schnell: „Gehen Sie denn nicht hin?"

‚Wenn ich nicht darf!‘ versetzte Sie mit einem Ton zwischen Weinen und Zorn. ‚Seit einer Stunde rede ich umsonst.‘

‚Du gehst ja auch sonst nirgends hin‘, knurrte er.

‚In die langweiligen Kaffeegesellschaften freilich nicht‘, rief sie nun auch heftig. ‚Aber wenn einmal etwas Außergewöhnliches in dies traurige Klatschnest herein kommt, wenn ich einmal gern ginge‘ — — sie wandte sich ab und packte hastig allerhand Spitzen und Musselin, die sie auf dem Tisch ausgebreitet, wieder in die Schachtel ein.

Ich legte mich in's Mittel und nach einiger Zeit war Gebhard soweit gebracht, wenn auch scheltend und brummend, in Manuelas Hingehen ohne ihn zu willigen. ‚Du kannst dann merken, was für ein erbärmliches Stück Menschheit so ein Flügelheld aus der Nähe gesehen ist,‘ sagte er höhnisch. Manuela aber kümmerte sich nicht mehr um diese letzte Salve. Leichtfüßig sprang sie auf, raffte ihre Putzgeschichten zusammen, warf mir einen dankbaren und strahlenden Blick zu, dann eilte sie hinaus, weil es nun die höchste Zeit sei, sich ein Bischen schön zu machen.

Und schön war sie des andern Nachmittags, fremdartig schön, als die Thürflügel im Empfangssaal sich öffneten und in den Kreis der vorhandenen dicken und dünnen Frauen in buntseidenen Kleidern die schlanke weiße Gestalt eintrat, ein paar blasse Theerosen einfach wie immer in den dunkeln Haarwellen und ein eben solches Bouquet in den feinen Falten befestigt, die Schultern und Busen verhüllten. Mir war es, als ginge ein Leuchten von ihr aus, es richteten sich auch sofort alle Blicke nach der Stelle, wo Manuela jetzt zur Begrüßung der pompösen Hausfrau stand, gelassen und anmuthig die Blicke zu ihr aufschlagend und mit leisem Lächeln leise, fremd accentuirte Worte sprechend. —

‚Was ist denn das für eine indische Wunderblume!‘ flüsterte lebhaft der Berühmte, welcher nach einem kurzen Musterungsblick über die anwesende Damenwelt es vorgezogen hatte, sich im Kreise der Herren zu halten, aus dem er nun lebhaft herausstrebte. ‚Was für Märchenaugen, was für traumhaft gebogene Wimpern, welcher Perlenglanz des Teints — das ist ja Sakuntala in Person. Und sie lebt hier, sagen Sie, immer hier? Unglaublich. Stellen Sie mich schnell vor!‘

Ich stellte ihn vor, er beugte sich angelegentlich über ihren Sessel und ich sah mit geheimer Freude, wie unbefangen sie seine lebhaft colorirten Huldigungen aufnahm. Was für Andere der Gipfel des Studiums ist, besaß Manuela als natürliche Gabe, und mit einer feinen Sicherheit, als sei sie von Kindheit an die Bewegung in der großen Welt gewohnt, entfaltete sie alle die Anmuth in Blick, Wort und Lächeln, welche den stärksten Zauber des Weibes ausmacht. Sehr ungern erinnerte sich endlich der Vielgefeierte seiner Pflicht, die dicke, geputzte Hausfrau zu Tisch zu führen, vor Manuela aber neigte sich zur gleichen Zeit ein Anderer und in seine Augen fiel ein Blick, wie ihn bisher Niemand erhalten hatte.

Die Natur hat geheime Kunstgriffe der unfehlbarsten Wirkung. Dem Manne die Geliebte von Andern begehrt zu zeigen und ihn schließlich triumphiren zu lassen, ist einer davon. Es war unser Schicksalstag. Die Stunden bei Tisch, das Gefühl des geheimen Verbundenseins unter so viel Fremden, die Seligkeit, sie hier endlich einmal allein, losgelöst von allen Fesseln und Banden zu haben, die ich so vollständig vergaß, als ob sie nie existirt hätten, Alles das zusammen mit der Sicherheit eines inneren Besitzes, den nichts mehr anzutasten vermag, hob mich in eine Stimmung, die wie ein zauberhafter Rausch mein Innerstes durchglühte. Ich sah nicht mehr Recht noch Unrecht, oder vielmehr ich nannte Recht nur noch das ungestüme Verlangen meines Herzens und erwartete sehnsuchtsvoll den Moment, wo die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel sich in den Park begeben sollte, dessen Wipfel bereits die Abendsonne zu vergolden begann.

Aber dort hieß es Geduld lernen. Während die Gäste steif und abgemessen in dem Schattenrondel promenirten, wo der Kaffee getrunken wurde — eine Hindeutung auf den Prachtflügel, der im Musiksaal aufgeschlagen stand, wagte der Hausherr noch nicht an den Helden des Tages zu richten — trachtete dieser, sich an Manuelas Seite für die ausgestandene Langeweile zu entschädigen und zog alle Register seiner weltberühmten Unwiderstehlichkeit auf. Er widmete ihr alle die internationalen Redensarten, welche schon russische Fürstinnen und französische Marquisen bezaubert hatten, er holte sogar aus seinem Sprachschatz ein ziemlich fragwürdiges Spanisch hervor und verwandte es zu den gewagtesten Complimenten, ohne doch einen anderen Erfolg zu erreichen, als daß die Augen der ‚schönen Fee‘ immer lachender strahlten und daß sie mit den glücklichen Einfällen, die ihr leicht zu Gebote standen, seinen Enthusiasmus parodirte. Hinreißend sah sie dabei aus in ihrer lebhaften Beweglichkeit, wie ein funkelnder Juwel, der in tausend Farben spielt; ich erkannte die früher so schweigsam-apathische Manuela nicht wieder. Es war ein neues Leben auch in ihr.

Dann und wann flog ein rascher Blick über den Fächerrand zu mir herüber, der ich in einer Art von Gespräch mit dem ältesten Fräulein der Gesellschaft stand, alle Sinne nach den Beiden da drüben gespannt, während mein Mund zusammenhanglosen Unsinn stammelte. Und endlich geschah das Ersehnte: ein kühner Jüngling durchbrach trotz der vernichtenden Blicke des Virtuosen den Zauberkreis und machte durch seine unschätzbare Gegenwart einigen schon lange in Neid und Ungeduld harrenden Damen möglich, sich ebenfalls dem Cirkel anzuschließen und endlich — endlich löste sich Manuela mit einer langsamen Bewegung erst halb, dann völlig von der Gruppe los und kam nach unserer Seite.

Wie es dann weiter ging, mit welchen Manövern die Gesellschaft scheinbar zufällig im Garten hin- und hergeschoben wurde, bis der Tonkünstler endlich seinem Schicksal verfiel, das wüßte ich Ihnen Alles heute nicht mehr zu sagen, ich weiß nur, wie es in meinem Herzen glühte, weiß,

daß meine stürmische Sehnsucht, aus den Menschen heraus zu kommen und wenige köstliche Augenblicke mit Manuela allein zu sein, planmäßig zu Werke ging, und heute steht vor meiner Erinnerung nur unverlöschbar ein schmaler schattiger Weg, einsam am äußersten Ende des Parkes und auf diesem Pfade wandelnd ein junges Menschenpaar Hand in Hand, fern von dem Lärm und Schwatzen der Gesellschaft, allein mit sich und mit dem gefährlichen Naturzauber, der in solchen Augenblicken das Menschenherz antritt, der rings umher in Laub und Blüthenkronen sich entfaltet und blüht und dem alles Leben der Schöpfung folgen darf, außer dem Menschen, der sich die Krone der Schöpfung nennt. Wer einmal auf solchen Pfaden ging, kennt die Macht der Stunde, wo nach abgerissenen, unzusammenhängenden Reden ein letztes großes Schweigen wie ein Schauer durch die Seele zittert — bis dann endlich der Moment kommt. Mir ist er unverlöschlich in's Herz gebrannt, und was auch hinterher folgte von Strafen, die den Höllenqualen nicht viel nachstanden, — ich wäre niemals im Stande gewesen, ihn zu bereuen, den Augenblick, wo das süße, holdselige Weib den Arm, der sich leidenschaftlich um sie schlang, nicht länger wehrte, und wo alle ausgestandene Qual und Entbehrung in einem Kusse voll Seligkeit unterging."

Magnus machte eine lange Pause. „Das sind Dinge," sagte er dann, „die Jeder einmal gelesen hat. Aber sie zu erleben, wie geht das über alle Vorstellung hinaus! Wenn der ewige Nothbehelf des Lebens schweigt, wenn endlich einmal die Wirklichkeit seliger ist, als alle Vorstellung — vor was soll der noch zurückschrecken, dem dies zu Theil geworden? Er fühlt sich als Götterliebling, wie schuldvoll er im Uebrigen sein möge. Und es giebt Frauenlippen, deren Kuß eine so zauberhafte Süßigkeit ausströmt, daß ihm auf ewig verfällt, wer ihn einmal genoß. Solche Lippen hatte Manuela. Unter ihrem Hauch zerschmolzen Vorwürfe und Gewissensbisse und ich fühlte mich zu Allem fähig, nur nicht, sie jemals wieder zu lassen.

Aber sie selbst kam rasch zur Besinnung zurück und stieß mich angstvoll von sich. Ihr flehentliches Bitten, nie wieder dergleichen zu wagen, rührte mich, ich versprach Alles, was sie wollte. Gebhards wurde mit keiner Silbe gedacht, nur als ich ausrief: ‚Ach Manuela, wie soll das Alles noch werden, ich kann ja nicht mehr leben ohne Dich!' Da legte sie mir voll Entsetzen die Hand auf den Mund und rief:

‚Still, still um Gotteswillen, sagen Sie Nichts weiter, ich kann es nicht ertragen. O, was ist nun aus mir geworden!'

Sie drängte hastig zur Rückkehr. ‚Ich will nach Hause zu meinem Kind,' wiederholte sie fortwährend. Umsonst suchte ich sie zu halten, umsonst erschien, als wir uns den Hauptweg näherten, der Virtuose und rief, seine langen Haare zurückwerfend, im dringendem Ton: ‚Oh, madame, impossible! Sie werden uns nicht jetzt schon verlassen! Ueben Sie Barmherzigkeit — man läßt mich nicht los, ich werde spielen müssen, quoique

je déteste ça — lassen Sie mir wenigstens das Bewußtsein, vor den schönsten Ohren der Welt — — vor einer sympathischen Seele — —'

Manuela aber blieb dabei, starkes Kopfweh zu haben — blaß genug sah sie aus — und sagte mir mit einem festen Blick: ‚Sie begleiten mich nicht!' Dann wandte sie sich zur Hausfrau, um Abschied zu nehmen.

‚Die Sonne geht noch einmal unter,' seufzte der große Mann pathetisch. ‚Grand Dieu, quelle reine gracieuse parmi ces bonnes bourgeoises!'

Alles Folgende, Clavierspiel, Beifallssturm, geschmeicheltes Lächeln, es ging wie ein Schattenspiel vorüber. Tief im Herzen brannte eine selige Erinnerung, und ich schloß im Lichterglanz und Menschengewühl die Augen, um ihr nachzuhängen.

Mit welchen Empfindungen ich aber darauf die schlaflose Nacht zubrachte, können Sie sich nicht vorstellen. Es giebt kein frevelndes Glück ohne sehr bitteren Beigeschmack, das fühlt sich am schärfsten in den ‚unreinen Lebensverhältnissen', die man, wie Goethe sagt, Niemanden wünschen soll. Er wußte auch ein Lied davon zu singen. Wüßten die ganz Gerechten und Unsträflichen dies ebenfalls, sie würden die Steine ruhig liegen lassen! Wie glühende Wände stand es von allen Seiten um mich: Selbstvorwürfe, Unmöglichkeit des Verzichtes, Haß auf Gebhard, Wuth gegen den verbrecherischen Unsinn einer Ehe ohne Neigung.

‚Menschensatzung,' sagte ich bitter lachend vor mir hin, ‚gemacht vom Egoismus Vieler zur Opferung der Einzelnen, ein Popanz! Wo steckt die Heiligkeit? Wo sind diese Gesetze an den Himmel geschrieben? Und wenn man sie nun nicht respectirt, was dann? Kein Blitz wird aus den Wolken fahren, die Natur aber straft nicht, was ihren geheimsten Absichten dient, sie will keine Entsagung. Mag sie es verantworten, wenn das Menschenherz nicht anders kann, als ihren Gesetzen folgen!' Dazwischen sagte ich mir dann und wann in lichten Momenten: ‚Du solltest fort!' Aber es war nur Schall der Worte, kein Wille, noch Vorsatz.

Am andern Morgen, als ich übernächtig und zerstört auf dem Bureau erschien, fragte mich der Chef-Redacteur plötzlich:

‚Magnus, wollen Sie ein paar Monate nach Paris?'

Ich sah ihn starr an, er fuhr fort und setzte mir auseinander, daß der dortige Correspondent, ein Mann von bedeutendem literarischem Namen, gestorben und nicht von heute auf morgen definitiv zu ersetzen sei, weil eine solche Wahl, in jenen bewegten Zeitläuften zumal, eine schwierige Sache. Ob ich den Posten interimistisch übernehmen wolle? ‚Sie kennen die Stadt, die politischen und literarischen Verhältnisse und können uns dort als Berichterstatter viel mehr nützen, als hier auf der Redaction, wo wir uns für ein paar Monate in Ihre bisherige Arbeit theilen können. Ueberlegen Sie sich die Sache,' schloß er, als ich immer noch stumm blieb, ‚und geben Sie mir morgen Bescheid!'

Auf meinem Pult schrieb ich einen spanischen Zettel an Manuela:

‚Ich muß Dich heute sprechen, sorge, daß wir allein sind!' und schickte ihn ihr zu. Der Tag ging herum, schwül und bleiern, es glühte noch in der Atmosphäre, als ich mich mit Sonnenuntergang auf den Weg machte.

Vor und hinter mir wanderten zufriedene Philister ihrem Bierkeller zu, ohne Ahnung, was für eine Welt sich einem Andern in die Stunde zusammendrängen kann, wo sie ihrem Hunde pfeifen und gemüthsruhig zum Thore hinausgehen!

Nie hatte ich mich so stürmisch nach Manuela gesehnt, ich fühlte es, daß so oder so unser Schicksal der Entscheidung entgegenging, es war kein Funke von ruhiger Ueberlegung mehr in mir, nur noch Leidenschaft und rasendes Verlangen nach ihrem Besitz, der mir in jenem Augenblick das einzig lebenswerthe Ziel schien.

Ich fand sie still und allein auf derselben Terasse sitzend, wo ich sie zuerst gesehen, wie damals im weißen Kleid und offenen Haar, aber ihr Gesicht war blaß und es zog kein Lächeln darüber, als sie mich kommen sah. Sie stand auf und ging mir entgegen. ‚Gebhard ist verreist,' sagte sie so ruhig, als sei dies die gleichgiltigste Sache von der Welt. ‚Für zwei Wochen in seiner Proceß-Angelegenheit. Er hat auch sonst noch Geschäfte in der Residenz.'

Außer mir vor freudiger Ueberraschung wollte ich sie in meine Arme ziehen, sie wehrte aber energisch ab und sagte: ‚Wir müssen mit einander reden. Wollen Sie mich ruhig anhören?' Wir traten in den Pavillon; sie deutete mir auf einen Stuhl, aber ich warf mich vor ihr nieder, und indem ich ihre Hände mit Küssen bedeckte, sagte ich ihr in glühenden Worten Alles, was mein Herz erfüllte, fortgerissen von einer elementaren Gewalt, die ich in jenem Augenblick nicht anstand, über jede Menschensatzung zu erheben. ‚Was uns zusammenzieht,' rief ich endlich, ‚ist dieselbe Kraft, die Sonne und Sterne kreisen läßt, wir gehören zusammen, was uns trennt, können wir überwinden, wir werden uns angehören, wenn Deine Liebe so stark ist, als die meinige!'

Sie saß zurückgelehnt, die langen Wimpern gesenkt, aus denen endlich zwei schwere Thränen über ihre blassen Wangen rollten. Dann beugte sie sich über mich, nahm meinen Kopf zwischen ihren beiden Hände und sagte, indem sie mir tief und innig in die Augen sah: ‚Was soll ich mich verstellen und heucheln, ich kann es ja doch nicht fertig bringen. — Du sollst es auch wissen, ich muß es einmal sagen, wenn ich nicht hinterher verzweifeln soll. Ja, ich liebe Dich, so sehr, so unaussprechlich, daß ich gewiß weiß, ich werde sterben, wenn ich Dich nicht mehr sehen kann.' Ich fuhr auf und schloß sie in meine Arme, sie legte ihr Köpfchen an meine Schulter, hilflos wie ein Kind, und in glückseligen, zärtlichen, klagenden, abgebrochenen Worten strömte sie Alles aus, was die Zeit her dieses einsame Herz bis zum Ueberfließen erfüllt hatte, ihr spätes Erwachen aus jahrelangem Herzensschlaf, das Glück unserer ersten Tage und Wochen und zuletzt die Erkenntniß,

daß sie als unwissend Kind jeden höchsten Schatz des Lebens wie werthloses Glas aus der Hand gegeben und daß es nun zu spät war! „Gebhard sagte mir damals, daß er mich damit rette, es ist auch wahr, ich hätte ohne ihn hungern und frieren müssen, wäre vielleicht frühe gestorben. Ach, wie viel besser,' fuhr sie unter strömenden Thränen fort, ‚um wie viel besser wäre es gewesen, als daß ich nun mein Lebelang an ihn gefesselt bin, weil er mir Essen und Kleidung gab, als ich jung und verlassen war. Er ist ja gut,' fuhr sie rasch fort, ‚er thut mir Nichts zu Leide, aber ach! — Dich, Dich liebe ich.' Sie warf sich von Neuem in meine Arme. ‚Es graut mir vor dem fernern Leben, Tag und Nacht denke ich an Dich und höre Deine Stimme. Es ist eine schwere Sünde, ich weiß es, aber ich kann nicht anders, ich habe lange genug vergeblich gekämpft und gebetet, Gott hat mir nicht geholfen! Alles, Alles möchte ich Dir sagen, mein einziger Wunsch ist, bei Dir sein und bleiben zu dürfen ohne Ende.'

Ich möchte den Mann sehen, dem unter solchen Worten der Geliebten nicht Herz und Sinn und Gedanken zu einem Gluthstrom zusammenwallten. In voller Sicherheit allein mit dem süßen, innigstgeliebten Weibe — draußen tiefe Stille und herabsinkende Dämmerung, nur das leise Rauschen des Springbrunnens durch die schwüle Stille — die Leidenschaft durchwogte mich in glühenden Pulsschlägen, ich war nicht stärker als jeder Anderer an meiner Stelle gewesen wäre.

Aber das zarte, willenlose und kindliche Weib war es. Hochaufgerichtet stand sie plötzlich auf ihren Füßen und rief mit abwehrend ausgestreckter Hand: ‚Nein, nein! Unglücklich sind wir, aber wir dürfen nicht schlecht und ehrlos werden. Fühlst Du denn nicht, warum ich Dir das Alles sage? Daß es unser Abschied ist für immer?' Sie hob die Augen zum Himmel. ‚Dort sieht meine Mutter auf mich herab, ich muß dereinst zu ihr in's Paradies kommen dürfen, und ich werde es, wenn ich diese Versuchung überwinde, dann war die Buße größer als meine Sünde. Ich muß auch meinem Kinde mit gutem Gewissen in seine Augen sehen können, sie sind ja Alles, was ich habe, wenn Du fort bist. Und fort mußt Du, nicht wahr, das siehst Du ein? Du willst mich nicht noch unglücklicher machen, als ich bin?'

Es war wieder der alte kosende Kinderton, mit dem sie dies sagte.

‚Höre, Manuela,' sagte ich, ‚es giebt noch einen anderen Weg. Wenn Du mich so liebst, wie Du sagst — warum sollen wir Beide unglücklich werden? Scheide Dich von Gebhard. Hast Du nie daran gedacht? Werde mein Weib, wenn Du Muth und Standhaftigkeit hast, müssen wir das Ziel erreichen.'

Muth und Standhaftigkeit! — Sie sah mich entsetzt mit weitaufgerissenen Augen an. ‚Unmöglich, unmöglich — ich bin ja Katholikin!'

‚Mußt Du es bleiben?'

‚Ja,' sagte sie feierlich, ‚ich will nicht eine Todsünde zur andern begehen. Siehst Du, wie die zweite gleich der ersten folgen will? Lieber

auf der Stelle sterben als das thun. Geh'!' rief sie leidenschaftlich, ‚geh' von hier, das ist die einzige Rettung. Auf meinen Knieen flehe ich Dich an!'

Ich stand verzweiflungsvoll. O, über die Abgründe, die Menschenseelen trennen! Früher hatte ich über ihren bombenfesten Katholicismus gelacht, nun merkte ich, was er für diesen sonst so weichen Charakter bedeutete. Ich bat und flehte, umsonst. Ich ließ mich zu den heftigsten Ausfällen hinreißen gegen die Glaubensblindheit, die kein eigenes Urtheil kennt. Sie schüttelte den Kopf und sagte: ‚Das sind die Gottlosigkeiten, die Du schon früher gesagt hast. Ihr Protestanten wißt nicht, was Religion heißt. Glaube nicht, daß Du mich erschüttern kannst, nie, nimmermehr werde ich meinem Glauben abschwören.'

Sie sah bleich aus und ihre Augen sprühten, aus jedem Zuge sprach die hartnäckigste Entschlossenheit. — Es mußte ein Ende gemacht werden. Was ich noch unmittelbar vorher entschlossen war ihr zu verschweigen, sagte ich ihr jetzt: das Anerbieten meines Chefs wegen Paris. Sie fuhr in die Höhe und rief, in einer Art von Ekstase die Hände faltend:

‚Das kommt von Gott, er will uns retten, er wird uns später verzeihen, wenn wir ihm dies Opfer bringen. Du gehst morgen, nicht wahr?'

‚Es fragt sich, ob ich das so schnell kann.'

‚Du mußt,' erwiderte sie angstvoll dringend. ‚Wir dürfen keinen Tag länger allein beisammen sein. O, versprich es mir!'

Die Herzensreinheit des armen heldenmüthigen Kindes drang wie ein Lichtstrahl in mein verdunkeltes Innere, ich sah selbst einen Moment lang, daß dies der einzige Weg zur Rettung sei und versprach aufrichtig und ehrlich, so hart es mich auch ankam, schnell abzureisen.

‚Und nun komm,' sagte sie, ‚wir wollen wie zwei gute Freunde zum letzten Mal durch den Garten gehen und nur noch von der Reise reden.' Sie trocknete ihre feuchten Augen, hing sich an meinen Arm und wir stiegen langsam die Treppe hinab.

Als wir am Springbrunnenbassin vorüber kamen, sagte sie leise: ‚Siehst Du, manchmal, wenn mir so entsetzlich weh im Herzen war, sah ich dieses Wasser an, ob es mich wohl bedecken würde, wenn ich hineinspränge. Aber ich könnte den Muth dazu nicht finden, der Tod ist schrecklich,' sie schauderte zusammen. ‚Ich glaube, ich würde auch keine Ruhe im Grabe haben, wenn Isabel hier allein zurück bliebe, die arme, süße Kleine! Nein, nein, wir sind muthig und später, wenn wir alt werden, dann sehen wir uns wieder, als recht, recht gute Freunde . . .'"

So plauderte sie hastig und in scheinbar heiterer Laune, während der Abschied näher und näher rückte.

. . . Die Viertelstunden verrannen, schon stand die Mondsichel über den Wipfeln, der letzte Tagesschein verschwand und wir saßen unter der Linde auf der Steinbank und hielten uns in bitterem Abschiedsweh umfaßt. Längst war die künstlich heitere Stimmung gewichen, Manuela lag an meinem Herzen

in fassungslosen Thränen und mir selbst schien es unmöglich, undenkbar, dies süße Geschöpf, mein höchstes Gut aus den Armen zu lassen und allein in die öde Welt hinaus fahren zu sollen.

Noch einen Kuß — den letzten und immer noch einen mehr. Endlich riß sie sich los. ‚Gehe jetzt,‘ stammelte sie, ‚gehe schnell aus Erbarmen für Dich und mich! Lass' mich, sonst sind wir Beide verloren!‘

Noch einmal fühlte ich ihre heißen Lippen auf den meinen, dann sprang sie schnell zur Seite und ein paar Augenblicke später sah ich ihr helles Kleid noch einmal zwischen den Bäumen — dann Nichts mehr.

‚Das ist nun das Ende,‘ sagte ich beinahe laut. ‚Nun kannst Du zusammenpacken und nach Paris reisen.‘ Es war mir unaussprechlich öde im Herzen, ein bohrender, heißer Schmerz fraß drinnen, doch wollte ich dem so schwer gefaßten Entschluß treu bleiben, wenn mich auch die Füße nur mechanisch von dem Ort wegtrugen, der mir der theuerste auf Erden war. Ich sah mich nicht mehr um und ging geraden Weges auf das Redactionsbureau, um dem Chef meinen Entschluß der morgigen Abreise zu melden. Er war nicht mehr anwesend, ich suchte ihn im Wirthshaus, wo er nach süddeutscher Gewohnheit seine Abende zu verbringen pflegte. Ich wollte so schnell als möglich die Brücke hinter mir abbrechen und den Rückzug unmöglich machen. Auch dort fand ich ihn nicht, er war dagewesen und früher als gewöhnlich heimgegangen. Da saß ich nun unter den plattstirnigen, breitmäuligen Gesellen und betrachtete sie mir der Reihe nach, wie sie so behaglich im Sumpfe der Gemeinheit plätscherten, daß mich ein Ekel ankam. Und doch sagte ich mir, doch stehen sie nicht in Conflict mit Ehre und Gewissen, wie du! Es war mir arg zu Muthe .... In solchen Momenten innerlicher Zerstörtheit prägen sich unbedeutende Aeußerlichkeiten mit einer unbegreiflichen Schärfe dem Gedächtniß ein — ich sehe heute noch den Bierkrug ganz deutlich, den die wohlmeinende Kellnerin vor mir hinstellte, auf dem Deckel war ein Liebespaar gemalt in Mieder und Joppe, darunter stand der Vers:

Lieben und geliebt zu werden,
Ist das höchste Glück auf Erden!

Ich mußte laut auflachen — das Leben erfindet manchmal Epigramme, die den besten Satiriker schlagen.

Als nun auch noch Bekannte eintraten, denen ich hätte Rede stehen müssen, machte ich mich eilends fort in meine Wohnung und begann dort zu packen. Es war schnell geschehen. Dann trat ich an's offene Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Von Schlafen konnte für mich keine Rede sein. Ich sah unverwandt hinüber, wo die hohen Laubkronen in dem schwachen Mondlicht schimmerten. Tiefschwarz lagen die Schattenmassen darunter. Dort hinter ihnen lag das Haus, das mein höchstes Gut umschloß, dort, in diesem Hause wachte ein Herz in schlafloser Sehnsucht gleich dem meinigen: meine Gedanken drangen durch Mauern und Thüren, ich sah sie in ihren einsamen Thränen und eine Riesensehnsucht weitete mir das Herz auf.

Durch die Nacht tönte das Plätschern des Springbrunnens wie ein Locken. Daß keine Möglichkeit mehr war, zu Manuela zu gelangen, wußte ich, hätte es auch nicht gewollt nach dem schweren Abschied, den wir genommen, aber es zog mich mit einer Gewalt, als läge nicht eine Stunde, sondern Jahre der Sehnsucht zwischen ihm und dem gegenwärtigen Augenblicke, zurückzukehren und die letzte schöne Zeit drüben zu verbringen, wo die Atmosphäre noch eine Spur ihrer süßen Nähe aufbewahrt haben mußte, die Versuchung dazu wurde immer stärker. Warum sollte ich nicht dort auf einer Bank oder in dem Pavillon, der oftmals unverschlossen blieb, die laue Sommernacht zubringen, statt hier in dem unerträglich öden Zimmer? Entdeckung war nicht zu fürchten, der Garten lag todtenstill, Niemand von den weiblichen Wesen im Vorderhaus wagte sich um diese Zeit mehr hinein. Warum sollte ich nicht?! In zwei Minuten befand ich mich unten, überstieg leise den Zaun, der unsere Gärten trennte und schritt langsam die wohlbekannten Wege entlang. Schon hörte ich den Brunnen plätschern und sah den hellen Fleck der Terrasse — aber plötzlich regte sich dort Etwas, eine Gestalt, die am Gitter gelehnt stand und angstvoll nach dem Schall der Tritte horchte. Noch eine Secunde, ich eilte unter den Bäumen hervor und breitete meine Arme aus und Manuela — denn sie war es, die trotz Ungewohntheit und Furcht in den dunklen Garten zurückgekehrt war, um sich den Blicken ihrer Umgebung zu entziehen und hier in Nacht und Einsamkeit ihre Thränen zu verbergen — Manuela lag mit einem Aufschrei der Seligkeit in meinen Armen.

Umsonst der Kampf, umsonst der Entschluß, die eine Stunde hatte uns gezeigt, was Trennung ist, wir waren Beide mit unserer Kraft zu Ende. Und jetzt ging ich nicht mehr." — — —

Magnus erhob sich rasch und schritt einige Male vor mir auf und ab, dann blieb er stehen und sah auf das Meer hinaus. Endlich wandte er sich mir mit ruhigem Gesichte wieder zu:

„Glauben Sie nicht, junger Mann, daß ich Sie hierüber zum Richter ernenne. Davon verstehen Sie nichts. Erwarten Sie auch keine weitere Erklärung. Das sind Dinge, die Einer auf sich nimmt, wie den Tod, der auch anders kommt, als man ihn vorher gedacht hat . . .

Einer Welt gegenüber stehen und ihren Gesetzen zum Trotz sein eigenes Ich ausleben, so schrankenlos und ganz, als es die heißeste Sehnsucht begehrte, jeden Moment bereit sein, den Kampf aufzunehmen, dazu gehört doch Muth, und dieses Gefühl dämpft die Scham über das begangene Unrecht. Ueberdies achtet der irdischen Zäune nicht, wer in goldenen Wolken wandelt.

Und doch — so unerklärlich wirkt das angewöhnte Gewissen — doch wagte ich nun nicht mehr, wie sonst täglich, in das Vorderhaus einzutreten, daß es Alle sehen konnten. Es war mir auch widerlich, der Erinnerungen wegen, die dort standen. So mied ich es scheinbar ganz, Manuela auf-

zusuchen, aber Abends, wenn Alles still war, wartete ich im Pavillon, bis sie sich aus dem schlafenden Hause fortgestohlen hatte, und lange Stunden durchwachten wir dann unter dem Sternenhimmel, nicht ruhig, nicht friedlich beglückt, wie es den Wenigen gegönnt ist, die zu einer großen Liebe ein reines Gewissen haben, aber voll stürmischer Seligkeit immer unentrinnbarer verstrickt, immer unfähiger, von einander zu lassen.

Mich peinigte doch dabei der Gedanke an Alles, was nach den kurzen Wochen Glück über uns hereinbrechen mußte, Manuela aber, die wie ausgetauscht war und in jeder Minute neue Reize, neue Genialitäten der Zärtlichkeit entfaltete, sie schloß mir regelmäßig, wenn ich davon anfangen wollte, den Mund und rief: ‚O, nicht denken, nicht reden, jetzt nicht, wir wollen die kurze Zeit noch glücklich sein, ganz glücklich. Dann ist ja doch Alles zu Ende. Aber nicht dran denken, bitte, nicht davon sprechen!‘ Und sie schloß, wie ein Kind, die Augen, indem sie ihr Köpfchen an meinem Halse verbarg, und ich dachte und fühlte nichts Anderes mehr, als die Wonne, dies süße Geschöpf in den Armen zu halten

So ging das sechs, sieben Tage lang. Mein Chef erkundigte sich mehrmals, ob ich nun entschlossen sei zu reisen und wann? Ich vertröstete ihn auf die nächste Zeit; ganz von der Hand weisen mochte ich die Sache nicht, denn daß eine Abreise, eine Flucht zu Zweien, wie ich mir im Stillen sagte, das Ende vom Liede sein würde, das schien mir immer unzweifelhafter. Und ein Ende sollte denn in der That bald kommen, wenn auch ein anderes, als ich dachte.

Eines Nachmittags, während ich in meinem Zimmer sitzend, umsonst versucht hatte, die Gedanken auch nur nothdürftig zu einer Arbeit zu sammeln und verloren auf das eintönige Wagenrollen horchte, das von der Stadt her dann und wann die große Stille unterbrach, öffnete sich plötzlich rasch die Thüre und Manuela erschien darunter. Mir schoß es in freudigem Schreck zum Herzen, ich eilte ihr entgegen und sah im ersten Augenblick nicht, wie blaß und aufgeregt sie aussah. Aber ehe ich ein Wort reden konnte, streckte sie mir zitternd ein zusammengefaltetes Papier entgegen und stammelte mit angstvollen Lauten: ‚Gebhard kommt, er kommt heute Abend noch!‘

Wir sahen uns ein paar Secunden stumm in die Augen. Dann führte ich sie zum Sopha, in welches sie völlig erschöpft zusammensank und sagte so ruhig als möglich: ‚Nun, daß er überhaupt zurück kommt, wußten wir ja. Jetzt gilt es also, unsern Entschluß fassen und handeln.‘

Sie sah mich an, als spräche ich eine fremde Sprache, schüttelte den Kopf und sagte: ‚Du meinst, Du mußt fort? Ach, so bald schon, so bald!‘

‚Nein, Manuela,‘ erwiderte ich, indem ich mich zu ihr setzte und den Arm um sie schlang. ‚Das meine ich nicht, wir stehen nicht mehr, wie wir vor acht Tagen standen. Wer so wie wir verbunden ist, kann an Trennung nicht mehr denken. Wir müssen nun unser inneres Recht durchfechten und es zum Aeußern machen. Du bist nicht mehr Gebhards Weib, sondern

das meinige, was bleibt ihm übrig, als Dich freizugeben, sobald er es erfährt? Und er muß es erfahren, heute noch!'

,Nein,' schrie sie laut auf. ,Du kennst ihn nicht. Du weißt nicht, wie fürchterlich zornig er ist. Er würde mich tödten — und Dich!'

,Er wird mich vielleicht fordern, das ist sein Recht, und glaubst Du, daß ich zögern würde, mein Leben an Deinen Besitz zu wagen? Bleibt es aber erhalten, dann bist Du frei . . .'

,Unmöglich, unmöglich,' wiederholte sie immer von Neuem. ,Gott, Gott, wie soll das Alles enden! O, ich habe es voraus geahnt!'

(Schluß folgt.)

Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.

Von

Max von Pettenkofer.

— München. —

Die gesammte Hygiene besteht aus zwei Theilen, aus einem praktischen und einem theoretischen Theile. Die Gesundheitstechnik, der praktische Theil ist uralt, so alt, wie die menschliche Cultur. Von jeher haben die Menschen, man darf sagen instinctmäßig, Anordnungen und Einrichtungen getroffen, welche auf Erhaltung und Stärkung der Gesundheit zielen. Durch Erfahrung und Beobachtung sind sie allmählich zu einem Schatze von Kenntnissen gelangt und wissen, was ihnen gut thut und was ihnen schädlich ist, ohne gerade zu wissen, warum; sie sind zufrieden mit dem Erfolge. Die Frage nach dem Warum ist der Praxis überhaupt Nebensache, diese Frage stellt sich erst die Wissenschaft, welche die Theorie der Dinge, ihre Ursachen und Gesetze zu ergründen sucht; rerum cognoscere causas ist immer und überall ihr Wahlspruch gewesen.

Jede Wissenschaft setzt schon gegebene Thatsachen zur Untersuchung voraus, wie z. B. die Astronomie den gestirnten Himmel, die Botanik die Pflanzenwelt, die Philologie eine Sprache, die Jurisprudenz ein bestehendes Recht, die Geschichte historische Ereignisse. Der Anfang der Dinge darf nie in der Wissenschaft, sondern muß stets anderswo gesucht werden. Daher vielleicht mag es kommen, daß Manche von der Wissenschaft gering denken, weil wichtige Dinge auch ohne jede Wissenschaft geschehen. Die Wissenschaft ist ein Selbstbewußtsein oder Selbstbewußtwerden, dem stets das Unbewußte vorausgeht, gleichwie wir Menschen auch nicht selbstbewußt geboren werden, sondern uns das Bewußtsein erst allmählich erringen müssen.

Es ist daher nur etwas Natürliches, daß auch die praktische Gesundheitspflege und Gesundheitstechnik schon längst bestand, ehe man daran dachte und denken konnte, eine Gesundheits**lehre**, oder die wissenschaftliche Grundlage der Gesundheitspflege und Technik in Angriff zu nehmen.

In der gegenwärtigen deutschen Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens tritt daher auch die Technik natürlich sehr in den Vordergrund, und die hygienische Wissenschaft steht noch sehr bescheiden daneben. Aber es darf freudig begrüßt werden, daß letztere doch überhaupt schon Vertretung gefunden hat; denn es knüpfen sich daran die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Jeder nämlich, der sich mit der Geschichte irgend einer Art von Technik und ihrer Entwickelung im Laufe der Zeiten bekannt gemacht hat, weiß, wie sehr sich die einzelnen Zweige gehoben und vervollkommnet haben, sobald sie nicht mehr blos von Empirikern betrieben, sondern als sie auch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wurden, oder als die Resultate einer Wissenschaft in ihnen praktische Verwendung fanden.

Die alten Römer waren gewiß so gescheidte Leute wie wir, sie hatten namentlich einen sehr ausgeprägten Sinn für Verkehr und Verkehrsmittel, für Kriegswesen u. s. w., sie haben damit die Welt erobert, wir bewundern noch heute die Reste der Römerstraßen, schauen ihre Signalstationen, die sogenannten Römerthürme, und unsere Strategen lesen auch heute noch mit Interesse den gallischen Krieg von Julius Caesar, und doch haben diese Römer weder die Eisenbahnen, noch den elektrischen Telegraphen, noch das Pulver erfunden, obschon ihnen alles Materielle bekannt war und zu Gebote stand, was man dazu braucht, Eisen und Erz, Brennmaterial und Wasser, Salpeter, Schwefel und Kohle, und außer allem dem sehr billige Arbeitskräfte: — aber es fehlten damals noch die wissenschaftlichen physikalischen und chemischen Kenntnisse, und konnten daher auch noch nicht für praktische Zwecke ausgebeutet werden.

Es ist eine allgemein bekannte und anerkannte Thatsache, wie sehr sich unsere Industrien und Gewerbe umgewandelt, vervielfältigt und vervollkommnet haben, seit sich die Naturwissenschaften mehr und mehr entwickelt und auf sie Anwendung gefunden haben. Ich erinnere nur daran, wie man z. B. sonst spärlich Soda lediglich aus der Asche von Seepflanzen, und Schwefelsäure, sogenanntes Vitriolöl durch Destillation von geröstetem Eisenvitriolöl gewonnen hat, und wie massenhaft man jetzt diese Artikel, die zu Grundpfeilern der ganzen chemischen Industrie geworden sind, in den Sodaöfen und Bleikammern darstellt, nachdem die wissenschaftliche Chemie ermittelt hatte, was Soda und was Vitriolöl ist. Und die gleichen Erfolge dürfen wir für die Gesundheitstechnik erwarten, wenn dieselbe in ihren verschiedenen Theilen wissenschaftlich durchdrungen sein wird, wozu unsere Zeit eben erst die Hebel anzusetzen beginnt.

Dazu wird die Berliner Hygiene-Ausstellung in hohem Grade anregend und ermunternd mitwirken und sie darf als eine bahnbrechende That be-

zeichnet werden, welche unter dem Schutze der glorreichen deutschen Kaiserin Augusta gelungen ist.

Meine Leser werden mich nun wohl fragen, wie den diese einleitenden Worte mit meinem Thema: „Vergiftung durch Leuchtgas“ zusammenhängen?

Ich habe dieses Thema aus dem engern Kreise eigener Erfahrungen und specieller Untersuchungen gewählt, um daran zu zeigen, daß die Aufgaben der praktischen Gesundheitspflege und des Rettungswesens durch exacte wissenschaftliche Untersuchungen nicht nur gefördert werden, sondern daß man ohne dieselben, auf blos empirischem Wege nicht leicht zur einfachsten Lösung solcher Fragen gelangt.

Alle unsere Leuchtgase verändern und verderben die Luft sowohl im verbrannten als auch im unverbrannten Zustande. Beim vollständigen Verbrennen liefern sie nur Kohlensäure und Wasser, welche in die Luft der zu beleuchtenden Räume übergehen, entziehen ihr Sauerstoff und theilen ihr Wärme mit; sie verändern somit die Luft qualitativ in keiner andern Weise, als es auch der Athem gesunder und reinlicher Menschen thut.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, den Grad der Veränderung der Luft durch Menschen und Flamme zu vergleichen. Ein erwachsener Mensch giebt nach den Bestimmungen von Voit und mir im Zustande der Ruhe durchschnittlich in einer Stunde an die Luft ab

44 Gramm Kohlensäure,
33 „ Wasser,
92 Wärmeeinheiten*)
und verzehrt 38 Gramm Sauerstoff.

Eine Stearinkerze, welche in der Stunde 10 Gramm Stearin verbrennt, giebt an die Luft ab: 28 Gramm Kohlensäure,
11 „ Wasser,
97 Wärmeeinheiten,
und verzehrt 29 Gramm Sauerstoff.

Eine gewöhnliche Gasflamme (Steinkohlengas) von 12 Kerzen Helligkeit verzehrt stündlich etwa 140 Liter Gas und giebt an die Luft ab

164 Gramm Kohlensäure,
156 „ Wasser,
878 Wärmeeinheiten,
und verzehrt dabei 200 Gramm Sauerstoff.

Daraus ersieht man, daß schon eine einzige Stearinkerze eben so viel Wärme der Luft mittheilt, als ein Mensch, fast eben so viel Sauerstoff aus der Luft verzehrt, mehr als die Hälfte der Kohlensäure und ein Drittel des Wassers eines Erwachsenen liefert.

---

*) Eine Wärmeeinheit ist gleich der Menge Wärme, welche man braucht, um 1 Kilo Wasser in seiner Temperatur um 1° C. zu erhöhen.

Eine hellleuchtende Gasflamme liefert so viel Wärme in die Luft, wie acht Menschen, mehr Kohlensäure als drei Menschen, fast so viel Wasser, wie fünf Menschen und verzehrt mehr Sauerstoff als sechs Menschen. Daraus erklärt sich zur Genüge, warum die Luft in einem hell mit Gas erleuchteten Raume so empfindlich schlechter wird, als wenn der nämliche Raum am Tage von der gleichen Anzahl Personen erfüllt ist. Aus diesen Zahlen sieht man aber auch zur Evidenz, daß Gasbeleuchtung an und für sich nicht heißer macht, und die Luft nicht mehr verdirbt, als Kerzenbeleuchtung, sondern daß die Luft desselben Raumes, eben so hell mit Stearinkerzen wie mit Gas beleuchtet, noch schlechter sein würde; denn zwölf Stearinkerzen, das Lichtäquivalent einer Gasflamme, würden der Luft in der Stunde

336 Gramm Kohlensäure,
132 " Wasser,
1164 Wärmeeinheiten mittheilen,
und 348 Gramm Sauerstoff daraus verzehren.

Bei gleicher Helligkeit ist daher die Gasbeleuchtung gegenüber der Kerzenbeleuchtung immer noch als ein hygienischer Fortschritt anzuerkennen.

In geschlossenen Räumen theilen sich Flammen und Menschen in den Genuß der Luft darin, und brauchen wir der Luftverderbniß durch Kerzen-, Petroleum- oder Gasflammen keine anderen Mittel entgegenzusetzen, als der Luftverderbniß durch Menschen, und das wesentlichste Mittel ist da der Luftwechsel, die Ventilation. Flammenbeleuchtung erfordert selbstverständlich gesteigerte Ventilation, wogegen theils aus Unkenntniß, theils aus Gewohnheit nicht selten gefehlt wird.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß vom verbrannten Leuchtgas unserer Gesundheit keine besonderen Gefahren drohen, jedenfalls qualitativ keine anderen, als von der Anhäufung von Menschen in geschlossenen Räumen. Anders ist es mit dem unverbrannten Leuchtgase, welches aus offenen Gashähnen, aus undichten oder gebrochenen Gasleitungen oder sonstigen Gasbehältern ausströmt und sich mit der Luft mischt, welche von Menschen eingeathmet wird. Unverbranntes Leuchtgas, es mag aus Steinkohlen, oder Holz, oder Torf, oder aus Fett oder Petroleumrückständen, oder aus anderen Materialien bereitet sein, welche sich zur Fabrikation von Leuchtgas eignen, ist ein Gift, und zwar ein intensiv wirkendes Gift.

Es ist bekannt, daß in jeder mit Gas beleuchteten Stadt fast jährlich Vergiftungen durch unverbrannt ausströmendes Leuchtgas und nicht selten mit tödtlichem Erfolge zur Beobachtung kommen. Es sind viele Fälle bekannt, daß in einer einzigen Nacht ganze Familien daran gestorben sind. Merkwürdiger Weise erfolgt die Mehrzahl solcher Fälle gerade in Häusern, in welchen keine Gasbeleuchtung eingeführt ist, in welchen keine einzige Gasflamme brennt. In diesen Fällen dringt das Leuchtgas durch den Straßenboden in die Häuser.

In einem mit Gas beleuchteten Hause kann es allerdings auch leicht

vorkommen, und kommt auch wirklich vor, daß Gas unverbrannt durch nicht geschlossene Hähne oder undichte Gasleitungen ausströmt; aber diese Ausströmungen sind meist nicht groß genug, sie werden auch durch den Geruch sehr bald wahrgenommen und sind in der Regel schnell und leicht wieder zu beseitigen. Außerdem hat man in dem Gasmesser oder der Gasuhr, welche jedes mit Gas beleuchtete Haus besitzt und nach deren Angaben der Gaslieferant bezahlt wird, einen sehr zuverlässigen Controleur darüber, ob und wie viel Gas etwa unverbrannt ausströmt. Man darf nur zur Zeit, wo nicht beleuchtet wird, wenn alle Hähne an den Gasbrennern geschlossen sind, aber die Verbindung zwischen Gasuhr und Gasleitung auf der Straße hergestellt ist, den Stand der Gasuhr vier bis sechs Stunden lang beobachten. In dem Maße, als Undichtigkeiten in der an die Gasuhr anschließenden Hausleitung vorhanden sind, wird sich das Zählwerk bewegen, und jeder Gasbeleuchtungsbesitzer kann daran sehen, wie viel Gas unverbrannt er in die Luft seines Hauses bekommt und jedenfalls nutzlos bezahlt. Mir sind Fälle bekannt, in denen dieser Gasverlust im Hause 20 Procent von dem wirklich zur Beleuchtung consumirten Gasquantum betrug. Unter allen Umständen aber kann man immer sagen, daß man sich gegen Gasausströmungen im Hause viel leichter schützen kann, als gegen Gasausströmungen namentlich aus gebrochenen Leitungsröhren auf der Straße, und werde ich mich daher wesentlich nur mit letzteren beschäftigen und einige Beispiele anführen.

In Roveredo wohnte eine Familie Caimi, bestehend aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern, im Erdgeschosse eines unterkellerten Hauses. Es war im Januar 1876, als die beiden Töchter morgens mit heftigem Kopfweh und Uebligkeit in ihrem Schlafzimmer erwachten, ohne daß sie einen Grund für ihre gleichzeitige Erkrankung finden konnten. Während des Tages hielten sie sich wenig im Hause und in diesem Zimmer auf und erholten sich wieder vollständig. Die nächste Nacht und auch noch die darauf folgende dritte Nacht trat dasselbe Uebelbefinden ein, und nun nahm die Mutter an, die Erkrankung rühre von dem eisernen Ofen her, mit welchem das Zimmer der Mädchen geheizt wurde. Am vierten Tage ordnete daher die Mutter an, daß Abends der Ofen nicht mehr geheizt wurde, und legte sich selbst in das nämliche Schlafzimmer zu ihren Töchtern. Die Nacht wurde sehr kalt, so daß der Boden fest gefror. Morgens kamen weder Mutter noch Töchter aus dem Schlafzimmer zum Vorscheine. Als man eindrang, lagen alle drei leblos in ihren Betten; auch ein Vogel, der im Zimmer war, lag todt in seinem Käfige, ein Hund betäubt auf dem Boden. Die beiden Töchter konnten von dem herbeigerufenen Arzte nicht mehr zum Leben gebracht werden, nur die Mutter athmete wieder, wurde darauf in's Krankenhaus gebracht, wo aber auch sie nach einigen Tagen an den Folgen der Leuchtgasvergiftung starb. Man verdankt über diesen Fall Dr. Cobelli einen eingehenden Bericht [1]).

Ueber einen ähnlichen Fall, der sich im Februar 1874 bei Köln ereignete, berichtet Dr. Jacobs [2]); auch da ging eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Tochter, in einer Nacht zu Grunde.

Einen sehr interessanten Fall theilen Poleck und Biefel mit, welcher 1879 in einem Convicte zu Breslau vorkam und den Tod des Castellans herbeiführte [3]). Dieser wurde anfangs als nicht von Leuchtgas herrührend angesehen: der Castellan war schon ein älterer Mann und klagte schon seit einigen Tagen über Kopfschmerzen und allgemeine Unpäßlichkeit. Nun legten sich aber in der Nacht nach seinem Tode zwei seiner Söhne in dasselbe Zimmer, in welchem ihr Vater gestorben war, und wurden morgens bewußtlos darin vorgefunden. Man bemerkte im Zimmer etwas Gasgeruch, obschon die Wohnung keine Gasbeleuchtung hatte. In frische Luft gebracht, erholten sie sich unter ärztlichem Beistande wieder vollständig.

In allen diesen Fällen entströmte das Leuchtgas Leitungsröhren auf der Straße, welche gebrochen waren, und zwar in ziemlicher Entfernung von den Zimmern, in welche das Leuchtgas eindrang und die Menschen tödtete. In Roveredo betrug die Entfernung von der Bruchstelle 10½ Meter, in Köln 30, in Breslau 10¾ Meter in gerader Luftlinie. Professor Poleck hat in Breslau noch einen andern Fall beobachtet, wo die Entfernung sogar 35 Meter betrug. In den Fällen von Cobelli und Poleck ging das Gas durch Bodenschichten, in dem Falle von Jacobs durch den Entwässerungskanal eines Kellers und die Kellerdecke.

Seit die Gasbeleuchtung besteht, sind derartige Unglücksfälle nach Tausenden vorgekommen und sie kommen immer noch vor zum Zeichen, daß die Technik und die Medicinalpolizei noch keine sicheren prophylaktischen Maßregeln dagegen gefunden haben. In dem Maße, als die Gasbeleuchtung immer größere Verbreitung gewinnt, steigert sich auch die Verpflichtung der Hygiene, nach solchen Maßregeln zu suchen. Wir wollen nun sehen, was wissenschaftliche Untersuchung zur Aufklärung und zur Verhütung dieser Fälle schon geleistet hat und zu leisten vermag.

Wenn wir uns zunächst fragen, warum das Leuchtgas so giftig wirkt, so haben schon die experimentellen Untersuchungen von Orfila darüber ergeben, daß es wesentlich nur sein Gehalt an Kohlenoxyd ist, das auch im sogenannten Kohlendunste das Giftige ist.

Der Kohlenoxydgehalt verschiedener Leuchtgase ist verschieden und deshalb ist auch eines gefährlicher als das andere. Steinkohlengas enthält gewöhnlich 10 Procent, Oelgas 17, Torfgas 20 und Holzgas 30 Procent. Im Allgemeinen kommt gegenwärtig zur Beleuchtung von Städten nur mehr Steinkohlengas zur Anwendung, und dieses hat glücklicherweise noch den geringsten Gehalt an Kohlenoxyd.

Die andern Bestandtheile der Leuchtgase sind zwar sogenannte irrespirable Gase, d. h. sie können beim Athmen nicht die Luft ersetzen, aber sie sind nicht direct giftig.

Dr. Max Gruber hat nachgewiesen, daß man Thieren, welche gegen Beimischung sehr geringer Mengen Kohlenoxyd zu ihrer Athemluft sehr empfindlich sind, große Mengen Leuchtgas, dem man zuvor das Kohlenoxyd entzogen hat, beimischen darf, ohne daß sie zu Grunde gehen. Es wäre daher von großem hygienischen Werthe, wenn es der Gastechnik gelänge, im Großen anwendbare Mittel zu finden, um das Kohlenoxyd aus den Leuchtgasen zu entfernen, ähnlich wie sie Mittel gefunden hat, Schwefelwasserstoff durch Eisenoxydhydrat und Kohlensäure durch Kalkhydrat wegzunehmen. So lange das aber nicht gelingt, müssen wir in jedem unverbrannten Leuchtgase eine Gefahr für Gesundheit und Leben erblicken.

Eine weitere wichtige Frage, welche nur durch das wissenschaftliche Experiment gelöst werden kann, ist, in welcher Menge ein Kohlenoxydgehalt der Athemluft schon schädlich wirkt? Darüber hat Gruber[4]) im hygienischen Institute zu München entscheidende Versuche an Thieren und theilweise an sich selber angestellt.

Das Kohlenoxyd wirkt zunächst auf unsere Blutkörperchen, die wir größtentheils als eine Verbindung von Hämoglobin mit dem Sauerstoff aus der Luft betrachten können. Es bildet sich unter Verdrängung des Sauerstoffes eine Verbindung von Kohlenoxyd mit Hämoglobin, welche schon in sehr geringer Menge das Blut undienlich für die Lebensprocesse macht.

Man hat bisher angenommen, daß das Einathmen auch der geringsten Menge Kohlenoxyd schon Vergiftungserscheinungen nach sich ziehen müsse, wenn es nur so lange dauert, bis sich das Kohlenoxyd im Blute zur erforderlichen Menge anhäufen kann. Gruber hat aber gezeigt, daß der Organismus auch Mittel besitzt, sich von geringen Mengen Kohlenoxyd zu befreien, so daß keine Anhäufung im Blute auch bei langer Dauer der Einathmung eintritt, und daß die Schwere der Vergiftungserscheinungen durchaus nicht der Zeitdauer der Einathmung, sondern lediglich der Concentration des Kohlenoxydes in der eingeathmeten Luft proportional ist.

Gruber hat für seine Versuche an Thieren einen Apparat benützt, der sowohl die Menge Kohlenoxyd in der Athmungsluft beliebig regeln ließ, als er auch den Versuchsthieren keinen anderen Zwang auferlegte, als den Aufenthalt in einem geräumigen bequemen Glaskasten, durch welchen die mit einer gewissen Menge Kohlenoxyd versehene Luft wie in einem ventilirten Zimmer beständig und gleichmäßig strömte. So fand er, daß das giftige Gas in weniger als 0,05 Procenten der Luft beigemengt von Thieren und Menschen ohne jeden bemerkbaren Nachtheil ertragen wird. Er ließ ein Kaninchen einmal 66 Stunden lang ununterbrochen in einer solchen Luft, ohne auch nur die geringste Störung des Wohlbefindens oder des Appetites des Thieres zu bemerken.

Gruber selbst athmete in zwei aufeinander folgenden Tagen je drei Stunden lang eine Luft mit 0,021 und 0,024 Procenten Kohlenoxyd, ohne die geringste unangenehme oder gar schädliche Wirkung zu verspüren.

Anders ist es nun bei etwas höherem Gehalt der Luft an Kohlenoxyd. Schon bei einem Gehalte von 0,07 bis 0,08 Procenten ist das Verhalten des Thieres nicht mehr normal. In kurzer Zeit werden seine Athemzüge sehr zahlreich und flach. Es hält sich möglichst ruhig, da jede Bewegung eine beträchtliche Steigerung der Respirationsthätigkeit zur Folge hat. Andere Störungen aber bewirkt Kohlenoxyd in der angegebenen Concentration auch bei tagelanger Einwirkung nicht.

Steigt man mit der Kohlenoxydzufuhr von 0,08 auf 0,2 Procent, dann treten weitere Krankheitserscheinungen auf. Die Beschleunigung der Athmung wird zu wirklicher Athemnoth (Dyspnoe), der Mund wird geöffnet, die Nasenflügel, der ganze Körper bewegen sich beim Athmen mit. Zu den Athembeschwerden gesellt sich Kraftlosigkeit und Unsicherheit der Bewegungen.

Bei gleichbleibender Concentration des giftigen Gases erfahren aber auch diese Erscheinungen, nachdem sie einmal sich ausgebildet haben, keine weitere Steigerung mehr, selbst bei neun bis zehn Stunden langer Dauer des Versuches und die Thiere erholen sich wieder in reiner Luft.

Bei noch höherem Kohlenoxydgehalt vermögen die Thiere nicht mehr sich aufrecht zu halten, sie sinken um und liegen oft stundenlang in tiefer Betäubung in den unbequemsten Stellungen. Von Zeit zu Zeit raffen sie sich auf, versuchen durch schlecht coordinirte Bewegungen in die aufrechte Stellung zu gelangen, stürzen aber bald wieder zusammen, um nach langer Pause wieder erneute Versuche zu machen. Bei dieser Concentration (0,2 bis 0,4 Procent) treten die Athembeschwerden gegenüber der Betäubung in den Hintergrund. Aber auch da erholen sich die Thiere, in reine Luft gebracht, noch immer vollständig wieder.

Erst wenn der Kohlenoxydgehalt der Luft auf und über 0,4 Procent steigt, gewinnt die Vergiftung einen ungemein raschen, tödtlichen Verlauf, so daß schon binnen 30 bis 60 Minuten unter stürmischen Erscheinungen (Aufspringen, Zusammenstürzen, Krämpfen) der Tod eintritt.

Das Kohlenoxyd wirkt allerdings zunächst auf das Blut, aber die Vergiftungssymptome hängen offenbar von der Wirkung des kohlenoxydhaltigen Blutes auf Gehirn und Rückenmark ab. Zunächst wird das Athemcentrum im Gehirn afficirt. Dann folgt Schwäche und Unsicherheit der willkürlichen Bewegungen und Betäubung, endlich bei hohen Concentrationen Krämpfe und der Tod.

Gruber hat mit giftig wirkenden Gaben von Kohlenoxyd nur an Kaninchen und Hühnern experimentirt, aber wer Gelegenheit gehabt hat, Kohlenoxydgasvergiftungen — sei es durch Kohlendunst, z. B. bei zu frühem Schlusse der Klappen am Rauchrohre eines Zimmerofens, sei es durch Leuchtgas zu beobachten, wird die große Analogie der Symptome bei Menschen und Thieren nicht verkennen. Auch die Menschen halten die nur vergiftend, aber noch nicht tödtend wirkenden Concentrationen sehr lange aus, und erholen sich, in reine Luft gebracht, meist sehr bald und vollständig wieder.

Geringe Concentrationen von 0,05 bis 0,08 Procent empfindet ohne Zweifel auch der Mensch schon. Wir finden solche Luft schwer, d. h. scheinbar schwer zu athmen, wir fühlen Kopfschmerz, wir suchen einen Raum, der eine solche Luft enthält, entweder zu verlassen, oder ihn mit besserer Luft zu versehen; wir öffnen ein Fenster oder eine Thüre und es wird uns wieder besser.

Versäumen wir dies, und steigt der Kohlenoxydgehalt der Luft (etwa von 0,08 bis 0,2 Procent), so gesellt sich auch beim Menschen zu den Athembeschwerden Kraftlosigkeit und Unsicherheit der Bewegungen, der Kopfschmerz wird heftiger und häufig tritt auch Erbrechen ein. Einen solchen Grad von Kohlenoxydvergiftung habe ich an mir selbst einmal erlebt, als ich bei meinen Untersuchungen über die Größe des freiwilligen Luftwechsels in unseren Wohngebäuden Kohlensäure in einem Zimmer durch rasches Verbrennen von Kohlen in einem freistehenden Windofen entwickelte, um dann an der Abnahme der Kohlensäure innerhalb bestimmter Zeiten den freiwilligen Zufluß frischer Luft zu bemessen.

Das war allerdings die billigste Art Kohlensäure zu entwickeln, aber es bildet sich beim Verbrennen von Kohlen, selbst wenn der Windofen gut zieht, auch stets etwas Kohlenoxyd. Als ich diese Versuche vor fast dreißig Jahren anstellte, hatte ich noch keine Ahnung davon, welch' geringe Mengen Kohlenoxyd schon schädlich wirken können. Ich verbrannte stets die gleiche Menge Kohlen in demselben Windofen und spürte am Schlusse meiner ersten Versuche nie ein besonderes Unwohlsein — aber als ich einmal sehen wollte, um wieviel die freiwillige Ventilation geringer wird, wenn man im Zimmer alle Fugen und Ritzen an Fenstern, Thüren und selbst noch die Schlüssellöcher verklebt, fühlte ich mich noch vor dem Ende dieses Versuches sehr unwohl, athmete schwer, hatte heftigen Kopfschmerz, vermochte meine Apparate nicht mehr recht zu handhaben und hatte nur noch so viel Geistesgegenwart, die Thüre des Zimmers zu öffnen und auf den Gang hinauszutreten, wo ich ähnlich wie die Kaninchen von Gruber zusammenstürzte, aber auch wie diese mich bald wieder erholte.

Nach dem Ergebniß der gemachten Kohlensäurebestimmungen war bei diesem Versuche der freiwillige Luftwechsel des Zimmers ein sehr viel geringerer und blieb weit mehr nicht nur von der entwickelten Kohlensäure, sondern auch entsprechend mehr von dem gebildeten Kohlenoxyd in der Luft. Von da ab entwickelte ich die zu meinen Versuchen nöthige Kohlensäure nie mehr aus dem billigen Material, sondern aus doppeltkohlensaurem Natron mittelst Schwefelsäure, und bin bei keinem Versuche mehr unwohl geworden, wenn die Ventilation auch noch geringer war.

Heftiger Kopfschmerz ist bei den Menschen ein sehr constantes Symptom beginnender Kohlenoxydvergiftung, und man darf annehmen, daß auch bei Thieren das Gehirn afficirt wird. Gruber konnte allerdings seine Hasen und Hühner nicht fragen, ob sie Kopfweh haben, aber Gehirnsymptome zeigten auch sie.

Dem gegenüber darf man sicher annehmen, daß der nämliche Concentrationsgrad, welcher sich für Thiere als tödtlich erwiesen hat, es auch für Menschen ist, und daß auch Menschen diesen Concentrationsgrad nicht länger aushalten, als es die Versuchsthiere von Gruber thaten, also höchstens 30 bis 60 Minuten.

Diese Annahme stimmt sehr gut mit den bei Menschen zufällig gemachten Erfahrungen überein, die man absichtlich angestellten Versuchen gleich achten kann. Nicht selten nämlich waren Vögel und Hunde mit den vergifteten Menschen gleichzeitig zusammen. In dem aus Roveredo erzählten Falle waren mit der Mutter und den beiden Töchtern noch ein Vogel und ein kleiner Hund die Nacht über im Zimmer. Die beiden Töchter und der Vogel waren todt, die Mutter und der Hund betäubt, die Mutter starb noch, aber der Hund genas vollständig wieder.

In einem von Dr. Wolffberg berichteten Falle[5]) befand sich ein Vogelbauer mit einem Pärchen im Zimmer. Das brütende Weibchen war lebend geblieben, das Männchen fand man todt. Man sieht, daß Menschen und warmblütige Thiere, gleich viel ob groß oder klein, sehr gleich empfindlich gegen Kohlenoxydgas sind. Die individuellen Differenzen haben kein hygienisches, sondern mehr physiologisches und pathologisches Interesse, und brauche ich daher nicht näher darauf einzugehen.

Eine hygienisch viel interessantere Frage ist, warum die Töchter in Roveredo drei Nächte lang mit heftigem Kopfweh davonkamen, aber in der vierten Nacht sammt ihrer Mutter, die in dieser Nacht das erste Mal in diesem Zimmer schlief, das Leben verloren, oder warum der Castellan in Breslau starb, seine beiden Söhne aber, welche die Nacht nach seinem Tode im gleichen Zimmer, wie ihr Vater zusammen schliefen, nur erkrankten und mit dem Leben davonkamen.

Nach den Versuchen von Gruber kann nur angenommen werden, daß in diesen Fällen zu den verschiedenen Zeiten verschiedene Mengen Kohlenoxyd in der eingeathmeten Luft gewesen sind. Diese Unterschiede könnte man zunächst von einer zeitweise ungleichen Ausströmung von Gas aus den zerbrochenen Gasröhren zu erklären versuchen. Da muß aber sofort bemerkt werden, daß beim Bruche einer Gasröhre auf der Straße die Giftquelle als gleichbleibend angenommen werden muß, denn eine solche Bruchstelle wird nicht bald größer, bald kleiner und auch der Gasdruck im Röhrensystem ist nicht in einer Nacht größer als in einer andern, der Unterschied kann nur darin liegen, daß von dem in dem Straßenboden constant ausströmenden Gase zeitweise mehr oder weniger in's Haus gelangt.

Wenn man die Unglücksfälle von Leuchtgasvergiftungen in Folge von Gasrohrbrüchen auf der Straße statistisch verfolgt, so wird man von der höchst auffallenden Thatsache überrascht, daß sie fast alle während der kälteren Jahreszeit eintreten; nur ganz ausnahmsweise kommt so ein Unglücksfall einmal auch im Sommer zur Beobachtung.

Von der königl. Polizeidirection München wurden mir 22 Fälle von Gasvergiftung mitgetheilt, die in verschiedenen Jahren erfolgten: davon treffen auf die Monate October 5, December 2, Januar 3, Februar 8 und April 2; die Monate Mai, Juni, Juli, August und September sind frei von Unglücksfällen. Diese Thatsache ist allen Gasingenieuren und allen städtischen Polizeibehörden bekannt. Die Gastechniker suchen sie daraus zu erklären, daß Rohrbrüche auf der Straße häufiger im Winter vorkommen, als im Sommer, und daß im Winter gefrorener Boden eine luftdichte Decke bilde, durch welche das Gas nicht in die Straßen entweichen könne, sondern in die Häuser getrieben werde. Beide Annahmen sind nicht zutreffend. Auch zugegeben, daß Rohrbrüche im Winter häufiger vorkommen als im Sommer, so steht ihre Häufigkeit doch nicht im Verhältnisse zum Vorkommen der Leuchtgasvergiftungen im Winter und Sommer und es erklärt sich auch nicht, warum die im Sommer dennoch vorkommenden Rohrbrüche sich in der Regel so unschädlich erweisen, während sie im Winter so gefährlich für Leben und Gesundheit zu sein pflegen.

Daß für Gase leicht durchgängiger Boden durch Gefrieren für Gase undurchgängig werde, ist gleichfalls eine falsche Annahme. Gefrorener Boden unterscheidet sich von ungeforenem nur dadurch, daß das Wasser darin einmal im festen, daß andere Mal im flüssigen Zustande sich befindet. Nun dehnt sich allerdings das Wasser beim Gefrieren etwas aus, aber durchaus nicht in dem Maaße, daß dadurch alle Poren eines gewöhnlichen Straßenbodens ausgefüllt werden könnten; es ist nur die Verschiebbarkeit bei flüssigem und festem Wasser wesentlich geändert, und wenn ein Geröll- oder Sandboden in gefrorenem Zustande nicht mehr wie im ungefrorenen mit Schaufel und Spaten zu bearbeiten, sondern fest wie Felsen ist, so rührt das nicht davon her, weil er luftdicht, sondern weil er fest geworden ist, weil seine beweglichen Theile durch festgewordenes Wasser an einander gekittet sind.

Dr. Renk*) hat darüber sehr eingehende Untersuchungen angestellt und gefunden, daß die Permeabilität verschiedener Bodenarten durch Gefrieren wohl abnimmt, daß es aber nur bei sehr feinkörnigem Boden, der auch im ungefrorenen Zustande nur sehr wenig Luft durchläßt, zu völligem Verschlusse beim Gefrieren kommt.

Mir scheint es vielmehr richtiger zu sein, das vermehrte Eindringen von Leuchtgas aus dem Straßenboden in die Häuser während des Winters von einer ganz andern Ursache abzuleiten. Ich habe bereits vor vielen Jahren die Ansicht ausgesprochen, daß unsere beheizten Häuser im Winter wie Saugkamine auf die Luft im Boden, auf die Grundluft wirken; ich habe die Häuser mit Schröpfköpfen verglichen, die man dem Boden aufsetzt, um Grundluft aufzusaugen. Diese Schröpfköpfe wirken nur, wie andere auch, wenn die Luft in ihrem Innern wärmer als außen ist, und umsomehr, je größer die Temperaturdifferenz wird.

So physikalisch richtig diese Anschauung auch ist, so hat sie sich bisher bei den Gastechnikern und bei den Polizeibehörden wenig Geltung verschafft, jedenfalls keine Wirkung auf die praktischen prophylaktischen Maßregeln ausgeübt, welche bei vorkommenden Gasrohrbrüchen auf der Straße zur Anwendung kommen und die wesentlich folgende sind

Wenn man auf der Straße Gas riecht, so wartet man in der Regel, ob der Geruch constant bleibt, ob er nicht wieder vergeht. Wenn er nun länger anhält, fängt man an, nach der Undichtigkeit der Gasleitung zu suchen und diese aufzugraben. Es vergehen oft etliche Tage, bis die beschädigte Stelle gefunden wird. Ist sie gefunden, so wird die Reparatur vorgenommen. Ob inzwischen in den zunächst liegenden Keller- und Erdgeschossen Leuchtgasvergiftungen vorkommen, hängt vom Zufall und von der Jahreszeit ab; Gasfabriken und Polizeibehörden werden bei etwaigen Unglücksfällen nicht zur Verantwortung gezogen, denn was können sie dafür, daß eine Gasröhre, bricht oder daß der Boden gefriert?

Anders würde es sein, wenn man überzeugt wäre, daß in den bedrohten Häusern Verhältnisse existiren, welche unserer Thätigkeit zugänglich sind, und welche darauf Einfluß haben, ob sich während einer solchen Zeit der Gefahr mehr oder weniger Leuchtgas nach den Häusern zieht.

Um experimentell nachzuweisen, daß es solche Verhältnisse, welche unserer Thätigkeit zugänglich sind, thatsächlich giebt, habe ich einen meiner Schüler, den kaiserl. russischen Stabsarzt Dr. Welitschkowsky veranlaßt, über Verbreitung von Leuchtgas im Boden zu arbeiten[7]). Derselbe hat sich vom August 1882 bis Februar 1883 mit dem Gegenstande beschäftigt, und ist zu sehr bestimmten Resultaten gelangt.

Welitschkowsky schlug im Hofe des hygienischen Institutes zu München mehrere Meter von der Grundmauer entfernt eine eiserne Gasleitungsröhre zwei Meter tief in den Boden ein. Diese Röhre war dazu bestimmt, um gemessene Mengen Steinkohlengas hineinzuleiten und in genannter Tiefe im Boden ausströmen zu lassen. Um diese Röhre herum wurden 12 solche Röhren und bis zu gleicher Tiefe in vier Richtungen, nach Ost, Süd, West und Nord in bestimmten Abständen eingetrieben. Aus diesen Röhren konnte Luft aus dem Boden zur Untersuchung herausgesaugt werden.

Welitschkowsky erfand auch eine einfache Methode, den Gehalt der herausgesaugten Grundluft an Leuchtgas nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ zu bestimmen. Er konnte nun genau sehen, mit welcher Geschwindigkeit und in welcher Menge sich das Leuchtgas im Boden nach verschiedenen Richtungen hin und unter verschiedenen Umständen verbreitete.

Von den meteorologischen Factoren haben Barometerschwankungen, verschiedene Windrichtungen und Windstärken, sowie atmosphärische Niederschläge keinen bemerkbaren Einfluß gezeigt, hingegen einen sehr großen die Temperatur. Es hat sich ergeben, daß im Sommer von dem in den Boden geleiteten Gase viel mehr und viel länger darin bleibt als im Winter.

So wurden z. B. am 22. August durch die Centralröhre stündlich 157 Liter, am 15. Februar 194 Liter eingeleitet, also im Winter mehr als im Sommer, und doch fand sich im Winter in der Grundluft, welche aus den Proberöhren gezogen wurde, durchschnittlich schon während der Einleitung viel weniger Leuchtgas, und verschwand, nachdem das Einleiten aufgehört hatte, viel schneller völlig daraus als im Sommer.

Die Ursache dieses unerwarteten Verhaltens ist der verschiedene Grad der Ventilation des Bodens im Sommer und Winter.

Im Sommer ist die Luft im Boden kühler und dem entsprechend schwerer als die darüber stehende freie Luft; im Winter ist es umgekehrt, da liegt die freie kältere, schwerere Luft über der wärmeren und leichteren Luft im Boden und verdrängt daher diese beständig.

Daraus möchte man nun schließen, daß Gasausströmungen im Boden im Winter weniger Gefahr bringen sollten, als im Sommer, während doch das Gegentheil der Fall ist.

Die Gefahr wäre im Winter wirklich geringer, wenn das Leuchtgas im Boden sich nach allen Seiten hin gleichmäßig verbreiten würde. Im Sommer erfolgt das wirklich, wie die Versuche von Welitschkowsky ergeben haben; aber im Winter tritt der einseitige Zug der Grundluft nach den wärmeren Häusern hin sehr auffallend hervor. In einem Versuche im Winter zeigten die 1, 2 und 4 Meter vom centralen Einleitungsrohre entfernten Absaugrohre, welche in der Richtung nach Süden gegen den im Souterrain des Institutes liegenden Dampfkessel eingeschlagen waren, mit dem das ganze Gebäude beheizt wird, also nach dem Punkte hin, wo jedenfalls die meiste Wärme entwickelt wird, weitaus das meiste Gas.

Nimmt man aus den Zahlen von Welitschkowsky das Mittel, so ergiebt sich am ersten Tage der Einleitung für die Richtung

nach Süden 10,51
„ Osten 1,27
„ Norden 1,48
„ Westen 2,62 Tausendstel.

Am zweiten Tage der ununterbrochen fortgesetzten Einleitung zeigten sich in der Richtung nach Süden 23,61
„ Osten 2,50
„ Norden 6,92
„ Westen 4,33 Tausendstel Gas.

Man sieht deutlich, nicht nur wie vorherrschend der Zug des Gases nach einer bestimmten Richtung ist, sondern auch, daß am zweiten Tage bei der fortgesetzten Einleitung der Leuchtgasgehalt der Grundluft nach allen Seiten hin zugenommen hat, wenn auch in südlicher Richtung am meisten, woraus hervorgeht, daß so eine Gasausströmung im Boden immer gefährlicher wird, je länger sie dauert. Welitschkowsky experimentirte mit Gasmengen, welche gegenüber der Menge, die bei einem Rohrbruche in der

Straße ausströmt, nur sehr klein sind. Er leitete am 15. und 16. Februar während 34 Stunden 16 Minuten im Ganzen 6655 Liter Leuchtgas durch die Centralröhre in den Boden, also stündlich durchschnittlich 194 Liter, was nicht einmal dem Consum von zwei gewöhnlichen Gasflammen gleichkommt, den man zu mehr als 250 Liter für die Stunde rechnen darf. Bei einem Gasrohrbruche kann je nach der Größe des Rohres und der Größe des Bruches leicht das Zehn- und das Hundertfache ausströmen. Trotzdem zeigt sich schon bei dem Versuche von Welitschkowsky am zweiten Tage in der Richtung nach Süden ein mittlerer Gehalt der Grundluft an Leuchtgas von mehr als 20 Tausendstel, während in den übrigen Richtungen der Gehalt im Durchschnitt nicht über sechs Tausendstel geht.

Da das verwendete Leuchtgas 10 Procent Kohlenoxyd enthält, so berechnen sich für die südliche Grundluft bereits 2 Tausendstel (0,2 Procent) Kohlenoxyd.

Solche Luft wäre bei Fortsetzung des Versuches auch in das Haus gedrungen, sie wäre zwar nach den Versuchen von Gruber noch nicht tödtlich gewesen, aber sie hätte jedenfalls bereits Vergiftungssymptome an Menschen hervorgerufen, während die Luft nach Ost, Nord und West noch lange unschädlich geblieben wäre.

Im Sommer hatte sich das nämliche Stück Boden, als stündlich nur 157 Liter Leuchtgas eingeleitet wurden, ganz anders verhalten; da war der mittlere Gehalt der Grundluft in südlicher Richtung 4,64 Tausendstel Gas,

in östlicher	"	7,98	" "
in nördlicher	"	5,95	" "
in westlicher	"	4,16	" "

Man sieht, um wie viel gleichmäßiger sich das Leuchtgas im Boden nach verschiedenen Richtungen im Sommer, als im Winter verbreitet. Im Sommer zeigt sich in südlicher Richtung nicht mehr Leuchtgas, als in anderen Richtungen. Süd, Nord und West weisen fast ganz gleiche Zahlen auf, nur Ost zeigt etwas mehr als die übrigen.

Daß die Verbreitung auch im Sommer keine absolut gleichmäßige ist, darf nicht befremden, denn es ist auch der Boden in seiner Ausdehnung nie ganz gleich beschaffen, sondern an einer Stelle lockerer und permeabler, als an anderen Stellen.

Welitschkowsky hat nur mit einer Bodenart, mit Münchener Straßenboden experimentirt, und es ist vorauszusehen, daß anderer Boden, je nachdem er mehr oder weniger durchlässig ist, wieder etwas andere Verhältnisse ergeben wird; es wird auch ein Unterschied sein, ob die Oberfläche eines Straßenbodens gepflastert, makadamisirt oder asphaltirt ist, oder wenn die Grundmauern eines Hauses durch einen Luftschacht vom Straßenkörper isolirt sind: — aber Eines bleibt gleich unter allen Umständen, nämlich, daß im Winter der Temperaturdifferenz entsprechend vom Hause mehr Luft aus dem Boden aspirirt wird, als im Sommer.

Die hier mitgetheilten Thatsachen dürften jedenfalls genügen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sich Leuchtgas im Winter ganz anders als im Sommer verbreitet.

Noch eine sehr wichtige Thatsache ist kurz zu erwähnen.

Es ist schon öfter vorgekommen, daß Menschen in ihren Wohnungen durch Gasausströmungen vergiftet wurden, ohne daß ein Gasgeruch im Hause wahrgenommen werden konnte.

Biefel und Poleck haben experimentell nachgewiesen, daß Steinkohlengas, durch eine mit Boden gefüllte Röhre geleitet, jeden Geruch verliert, und zwar so lange, bis der Boden mit den riechenden Gasbestandtheilen bis zu einem gewissen Grade gesättigt ist. Sie haben so geruchfrei gemachtes Gas untersucht und gefunden, daß es noch eben so viel Kohlenoxyd, also eben so viel Gift enthält, als das riechende Gas.[8])

Dieser Umstand macht mithin die Leuchtgasausströmungen im Boden nur noch heimtückischer und gefährlicher. Wenn das Gas im Hause einmal gerochen wird, muß der Boden, durch den es strömt, schon nahezu mit den riechenden Stoffen gesättigt, muß also schon viel Gas durch ihn hindurch gegangen sein.

Wir kommen nun zur Beantwortung der praktischen Frage, was diese wissenschaftlichen Untersuchungen beitragen können, um Leuchtgas-Vergiftungen durch Rohrbrüche auf der Straße künftig sicherer als bisher zu verhindern?

Durch die Untersuchungen von Gruber sind die Wirkungsgrenzen des Kohlenoxyds und damit der Leuchtgase endlich mit einer für die Praxis hinreichenden Genauigkeit ermittelt. Bei Steinkohlengas, das in den meisten Fällen allein in Betracht kommt, darf man durchschnittlich das Zehnfache von den von Gruber für Kohlenoxyd gefundenen Grenzwerthen rechnen.

Eine Luft, welche noch nicht ein ganzes Procent (0,7 Procent) Steinkohlengas enthält, eingeathmet, fängt schon an giftig zu wirken. Bis zu 4 Procent steigern sich die Symptome, aber die Vergiftung wirkt noch nicht tödtlich, selbst wenn solche Luft viele Stunden lang geathmet wird. Aber bei nur etwas höheren Concentrationen, zwischen 4 und 6 Procent Leuchtgas, kommt das Leben in höchste Gefahr und erlischt, wenn solche Luft nur eine Stunde lang geathmet wird, oder es treten dadurch Veränderungen im Organismus ein, welche den Tod nach sich ziehen, auch wenn die Kranken noch lebend wieder in reine Luft gebracht werden.

Es muß daher unser erstes Streben sein, Maßregeln zu treffen, welche eine zu große Concentration des Leuchtgases hintanhalten.

Die Concentration hängt nicht blos von der Größe der Ausströmungsöffnung (des Rohrbruches), sondern auch von der Dauer der Ausströmung ab. Welitschkowsky fand am zweiten Tage bei gleichbleibender Gas-Ausströmung nochmal so viel Leuchtgas in der Bodenluft als am ersten Tage. Es empfiehlt sich also auch, sobald man eine Undichtigkeit in einer Gasleitung gewahr

wird, nicht zu säumen, sondern so schnell als möglich zu handeln, um sie wieder dicht zu machen.

Um das Ausströmen von Leuchtgas qualitativ zu constatiren, genüge in der Regel schon der Geruch desselben, welcher weit unter der Grenze der Giftigkeit der Luftmischung wahrgenommen wird. Der Geruch zeigt daher rechtzeitig eine Gefahr an. Nur wenn Leuchtgas in den Boden ausströmt, werden ihm anfangs, bis der Boden mit den riechenden Bestandtheilen bis zu einem gewissen Grade gesättigt ist, diese entzogen. Dann ist das Gas zwar geruchlos, deshalb aber leider nicht weniger giftig; denn das giftige Kohlenoxyd ist geruchlos und wird vom Boden nicht absorbirt. Es kann daher vorkommen, wenn Steinkohlengas in einen Straßenboden ausströmt und in die nächsten Keller und Erdgeschosse dringt, daß Menschen davon erkranken, ohne daß im Hause Gasgeruch wahrgenommen wird.

In diesem Falle kann die physiologische oder vielmehr pathologische Wirkung des Kohlenoxyds als Anzeiger dienen. Wenn Personen, die sonst gesund sind, morgens mit heftigem Kopfschmerz und Uebelsein erwachen, wie z. B. die beiden Töchter der Caimi in Roveredo, so muß man an die Möglichkeit denken, daß geruchloses Leuchtgas von der Straße her im Spiele sein kann. Die Mutter Caimi glaubte den Kopfschmerz und das Unwohlsein ihrer Töchter nur vom Zimmerofen ableiten zu können. Hätte sie auch an die Möglichkeit von Leuchtgas gedacht, so hätten sie und ihre Kinder gerettet werden können.

Da wird vielleicht Mancher sagen, dieser Gesichtspunkt habe keinen praktischen Werth, denn man könne doch nicht in allen Fällen, wo Jemand mit einem unerklärlichen Kopfweh und Uebelsein in der Nacht oder Morgens aufwacht — was ja auch bei sogenanntem Katzenjammer der Fall ist — die Polizei in Bewegung setzen und auf der Straße die Gasleitung aufgraben lassen. Das ist auch nicht nothwendig, denn man kann sich sehr leicht und sehr schnell überzeugen, ob in einem solchen Schlafzimmer eine merkliche Menge Kohlenoxyd vorhanden ist oder nicht. Professor von Fodor hat für den Nachweis von Kohlenoxyd eine leicht ausführbare Methode entdeckt, welche noch einen Theil Kohlenoxyd in 20,000 Theilen Luft sicher anzeigt. An das Aufgraben der Gasleitung auf der Straße braucht man also erst zu gehen, wenn Kohlenoxyd in einer Zimmerluft constatirt ist, und dann ist das Aufgraben auch nicht mehr verfrüht.

Wer eine derartige Untersuchung auf Kohlenoxyd nicht anstellen kann oder anstellen lassen kann, vermag sich im zweifelhaften Falle doch leicht vor größerer Gefahr zu schützen, wenn er im Zimmer ein Fenster ganz oder theilweise offen hält, denn wir werden gleich sehen, wie wirksam eine nur etwas vermehrte Ventilation sein kann. Stellt sich dann nach ein oder zwei Tagen noch kein Geruch nach Leuchtgas im Zimmer ein, so darf man sicher sein, daß das Unwohlsein nicht von geruchlos gewordenem Leuchtgas herkam.

Aus allgemeinen physikalischen Gesetzen, sowie aus den experimentellen

Untersuchungen von Welitschkowsky geht zur Evidenz hervor, daß Leuchtgas-Ausströmungen in den Boden gerade zur Winterzeit, wo man am wenigsten an's Offenlassen von Fenstern denkt, für naheliegende beheizte Wohnungen am gefährlichsten sind. Beheizte Wohnungen saugen — wie schon gesagt — Luft aus dem Boden, und um so mehr, je besser Fenster und Thüren nach außen geschlossen sind.

Sobald in einem solchen Zimmer ein Fenster oder eine Thüre in's Freie geöffnet wird, läßt der Luftzug durch den Boden nach. Die nach dem Punkte des gestörten Gleichgewichtes drängende äußere Luft braucht nicht mehr durch den Boden in die Häuser zu ziehen, wo sie Gas mitnimmt, sondern geht den kürzeren und leichteren Weg durch die offenen Fenster und Thüren.

Dieser Zug der Luft durch den Boden in's Haus ist am stärksten bei der größten Temperatur-Differenz zwischen innen und außen, und in dem Maße, als diese Differenz wechselt, wechselt selbstverständlich auch die Menge Leuchtgas, welche mit der Grundluft in's Haus dringt und damit auch die Gefahr der Vergiftung. Diese Differenz hängt nun nicht blos von der Temperatur im Hause, sondern ebenso von der äußeren Temperatur ab. Ein Zimmer kann auf ganz gleicher Temperatur bleiben, ja zeitweise sogar kühler werden und dann Leuchtgas doch in dem Maße mehr einströmen, als die äußere Luft kälter wird. Nehmen wir z. B. die gewöhnliche Zimmertemperatur zu 14° R. und die Temperatur der äußeren Luft zu 4° R. über Null, so haben wir eine Temperaturdifferenz von 10°. Sinkt aber die äußere Temperatur auf 4° unter Null, so haben wir eine Temperaturdifferenz von 18°, d. h. wir haben nun eine gleich um 80 Procent größere Temperaturdifferenz, als vorher. Nehmen wir den Fall, daß bei solcher Kälte die Zimmertemperatur von 14° auf 12° sinke, so haben wir immer noch eine um 60 Procent höhere Temperaturdifferenz, als wenn die Zimmertemperatur 14° bleibt und die Außentemperatur 4° über Null ist.

Da die Nächte in der Regel wesentlich kälter als die Tage sind, und noch dazu die Fenster und Thüren während der Nacht viel mehr geschlossen gehalten werden als am Tage, so erklärt sich daraus auch sehr einfach, warum die Unglücksfälle vorwaltend während der Nacht eintreten. Selbst in den seltenen Fällen, welche während der wärmeren Jahreszeit, im Sommer, vorkommen, muß eine Mitwirkung der größeren Temperaturdifferenz während der Nacht angenommen werden, da die Nachtluft selbst im Hochsommer gewöhnlich viel kühler als die Luft im Hause ist.

Diese Temperaturdifferenz ist auch Ursache, warum oft gerade ein Tag gefährlicher als der andere ist. Die beiden Schwestern in Roveredo waren drei Nächte hintereinander der Leuchtgasausströmung von der Straße her ausgesetzt, sie erkrankten zwar jede Nacht gleichmäßig, aber erst in der vierten tödtlich sammt ihrer Mutter, trotzdem, daß gerade für diese Nacht das Zimmer Abends nicht mehr geheizt wurde. Cobelli führte an, daß es in dieser ver-

hängnißvollen Nacht sehr kalt geworden sei, so daß der Boden fest gefror. Man glaubte anfangs auch in Roveredo, daß das Gefrieren des Bodens das Unglück herbeigeführt habe, aber Cobelli trat meiner Ansicht bei, daß die plötzlich eingetretene Kälte in der Nacht die Aspiration des Hauses von Grundluft vermehrt habe.

In dem von Biefel und Poleck in Breslau angeführten Falle war es gerade umgekehrt, wie in Roveredo. Da wurde der Castellan in einer Nacht getödtet und seine beiden Söhne, welche die darauffolgende Nacht in des Vaters Zimmer schliefen, erkrankten zwar, genasen aber, in frische Luft gebracht, rasch wieder. Ich möchte annehmen, daß in der zweiten Nacht entweder das Zimmer weniger geheizt war, als in der ersten, oder daß die äußere Luft wärmer, und so die Temperaturdifferenz kleiner war.

Sehr deutlich trat der Einfluß der Temperaturdifferenz in einem Falle hervor, den ich schon bei einer früheren Gelegenheit aus Augsburg mitgetheilt habe, und welchen mir der davon Betroffene, jetzt Herr Stiftsdecan Türk in München, selber ausführlich und schriftlich mitgetheilt hat. Seine Hochwürden litt tagelang an einem ihm unerklärlichen Unwohlsein mit großer Eingenommenheit des Kopfes und allgemeiner Schwäche; wenn es kälter wurde, steigerte sich seine Krankheit, bei milderem Wetter wurde ihm wieder leichter. Der Arzt diagnosticirte Typhus. In einer Nacht war der Patient so hinfällig geworden, daß man das Aeußerste befürchten mußte. Als in diesem Zustande die Wirthin zu den drei Mohren, die selige Frau Deuringer, den kranken Herrn, der ihr Beichtvater war, besuchte, erkannte und erklärte diese sofort, daß Leuchtgas Ursache sein müsse, und daß der Kranke aus dieser Luft fortgebracht werden müsse. An Gas hatte bisher Niemand im Pfarrhofe gedacht, das Haus hatte ja keine Gasbeleuchtung, und anfangs kam das Gas wahrscheinlich ganz geruchlos durch den Boden in's Haus und vergiftete Herrn Türk. Als es schließlich etwas nach Gas roch, leitete man den Geruch von anderen Dingen ab. Der Arzt widersetzte sich dem Verlangen der Frau Deuringer, weil der Kranke so schwer darniederliege, daß er nicht transportabel sei, aber die energische Frau ließ sich nicht irre machen, ließ eine Chaise anspannen, ihren geistlichen Herrn hineintragen und in einem anderen Pfarrhofe abladen. Auf dem nicht langen Wege von St. Ulrich bis in den Dompfarrhof erholte sich der Patient schon so weit wieder, daß er selbst aus dem Wagen steigen und die Treppe hinauf gehen konnte.

Dieser Fall ist auch deshalb lehrreich, weil er ferner deutlich zeigte, daß sich das meiste Gas immer nach dem relativ wärmsten Theile des Hauses zieht. Derartige Vergiftungen kommen überhaupt nur in Keller- und Erdgeschoßwohnungen vor, im ersten und in höheren Stockwerken sind sie noch nie beobachtet worden. Neben Herrn Türk, der sein Zimmer gern warm hatte, wohnte noch ein anderer Priester im Pfarrhofe von St. Ulrich, der so lange gesund blieb, als Herr Türk in seinem Zimmer krank lag und recht warm gepflegt wurde. In der Nacht nun, die auf den Auszug des

Kranken folgte, erkrankte dieser Priester an denselben Symptomen, wie Herr Türk. Als nämlich Türks Zimmer nicht mehr geheizt wurde, sondern vielmehr behufs Lüftung die Fenster offen blieben, war das seines Nachbars das relativ wärmste im Erdgeschoß und zog sich nun das Leuchtgas vorwaltend nach diesem. Inzwischen hatte man den Bruch der Gasröhre auf der Straße gefunden und war die Ursache alles Uebels bald beseitigt.

Aus diesen Thatsachen ersieht man, daß praktisch Alles darauf ankommt, den Zug der Grundluft nach den Häusern hin aufzuheben, oder doch möglichst zu verringern, und die in's Haus dennoch eindringende gashaltige Bodenluft möglichst zu verdünnen. Die beiden Zwecke sind durch höchst einfache Mittel zu erreichen. Wenn man in den bedrohten Wohnräumen ein Fenster, oder auch nur den oberen Theil eines Fensters öffnet, so sinkt nicht nur die Temperatur-Differenz und schon damit die Menge Leuchtgas, die in's Haus gezogen wird, sondern es wird auch der Luftwechsel im Zimmer ein viel directerer und größerer und wird das in's Haus strömende oder schon darin befindliche Gas mehr verdünnt und kann der Kohlenoxydgehalt der Luft unter die Grenze der Giftigkeit, wenigstens unter die Grenze der Tödtlichkeit sinken.

Wie wirksam da selbst verhältnißmäßig kleine Oeffnungen sein können, geht aus einem Falle hervor, den jüngst Dr. Wolffberg aus Bonn mitgetheilt hat, der auch insofern interessant ist, als er einer der seltenen Fälle ist, die im Sommer vorkommen. In einer Seitenstraße der Kölner Chaussee brach im Juni dieses Jahres ein Gasrohr von 10 Centimeter Durchmesser ganz ab und ließ selbstverständlich beträchtliche Mengen Leuchtgas in den Straßenkörper ausströmen. Das Gas fand in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni seinen Weg nach einer nicht unterkellerten Wohnung im Erdgeschosse, einer kleinen Wohnung aus zwei Zimmern. In einem schlief eine Wittwe, im anderen zwei Aftermiether oder Zimmerherren. Da die Bewohner morgens kein Lebenszeichen gaben, wurde mit Gewalt in die Wohnung gedrungen. Man traf die drei Personen anscheinend leblos, brachte sie sofort in's Freie und dem herbeigeeilten Arzte gelang es, die Wittwe und den einen Zimmerherrn wieder in's Leben zu rufen, der andere, ein schwächlicher junger Mann blieb todt. Auffallend ist, daß gerade die Frau am wenigsten schwer erkrankte, obschon nach ihrem Zimmer die stärkste Gasausströmung erfolgt war: eine zufällig zerbrochene Fensterscheibe in diesem Zimmer hatte der Frau das Leben gerettet.

Diesen Untersuchungen und Thatsachen gegenüber werden nun wohl auch die Gastechniker und Polizeibehörden ihre bisherigen Maßregeln ändern müssen. Bisher galt es für's Erste, wenn man es mit dem Bruch einer Gasröhre auf der Straße zu thun hatte, daß man aufzugraben, und nach der undichten Stelle zu suchen begann. War sie gefunden, was unter Umständen länger als 24 Stunden dauern kann, so wurde der Leck wieder gedichtet und damit glaubte man, alle Pflicht gethan zu haben. Daß das aber nicht immer vor schwerem Unglück schützt, zeigt ein Fall, der sich vorigen December in München

zugetragen hat. In der Lindwurmstraße war eine Gasröhre gebrochen und das Gas strömte eine Zeit lang in den Straßenkörper aus. Als man die lecke Stelle gefunden hatte, verstopfte man sie Abends kunstgerecht, um am nächsten Tage die schadhafte Röhre durch eine neue zu ersetzen. Damit glaubte man alle Gefahr beseitigt zu haben. In der darauffolgenden Nacht trat vermehrte Kälte ein. Nahe der Bruchstelle im Erdgeschosse eines Hauses wohnte eine Frau, die einen kleinen Krämerladen darin betrieb, mit ihrem achtzehnjährigen Sohne, der sich zum Künstler ausbildete und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Als morgens der Laden nicht geöffnet wurde und auch auf Läuten und Rufen aus der Wohnung Niemand hervorkam, drang man gewaltsam ein. Die Mutter lag, den Kopf mit einem nassen Tuche eingebunden, todt im Bette. Der Sohn, den die Bewohner des oberen Stockwerkes noch Abends 10 Uhr hatten Zither spielen hören, lag ganz angekleidet todt auf dem Boden. Keines der Beiden konnte mehr zum Leben gebracht werden. Die Mutter scheint schon beim Schlafengehen an dem Kohlenoxydkopfschmerz gelitten zu haben und der Sohn suchte sich wahrscheinlich das erste Unbehagen der Vergiftung zu verscheuchen durch Musik, verlor aber auch bald die Fähigkeit für coordinirte Bewegungen, gleich den Kaninchen Grubers, stürzte nieder und mußte liegen bleiben, um nie mehr aufzustehen. Der Ofen im Zimmer war morgens zwar kalt, aber wahrscheinlich hatten sich abends zuvor die Leute wegen der Kälte noch gut eingeheizt. Der Ofen hatte guten Zug und die Rauchrohrklappe war nicht geschlossen, somit eine Vergiftung durch Kohlendunst nicht möglich. Es war also auch nach dem Verstopfen der gebrochenen Gasröhre noch so viel Leuchtgas in der Grundluft des Straßenkörpers geblieben, daß die Menge zu der für das Unglück nöthigen Concentration von Kohlenoxyd im Zimmer ausreichte. Hätten die Leute Abends eingeheizt und ein Fenster, vielleicht nur den oberen Theil eines Fensters aufgemacht, so hätten sie vielleicht einen Katarrh riskirt, wären aber nicht an Kohlenoxyd gestorben, das im Blute der Leichen thatsächlich nachzuweisen war.

Der überlebende Gatte und Vater, welcher in der Unglücksnacht nicht zu Hause schlief, scheint die richtige Empfindung davon gehabt zu haben, daß solche Unglücksfälle nicht naturnothwendig sind, daß sie zu vermeiden gewesen wären, denn er strengte gegen die Gasanstalt einen Proceß wegen fahrlässiger Tödtung und auf Schadenersatz an. Der Staatsanwalt verhörte auch die mit den betreffenden Arbeiten betrauten Gastechniker, die aber nachweisen konnten, daß sie Alles gethan hatten, was vorgeschrieben ist. Uebrigens zeigt dieses Vorgehen bei Gericht, daß die Menschen es sich künftig nicht mehr so ruhig werden gefallen lassen, wenn ihre Angehörigen durch Gasröhrenbrüche auf der Straße über Nacht zu Grunde gehen.

Gestützt auf Erfahrung und Experiment komme ich zu einem ganz andern prophylaktischen Mittel, als man bisher gebrauchte, indem ich nun vorschlage, wenn es sich um Bruch oder sonstige Undichtigkeit eines Gas-

rohres auf der Straße handelt, noch ehe man an das Aufgraben und das Suchen nach der undichten Stelle geht, in den nächstgelegenen Häusern die Fenster in Kellern und Erdgeschoßwohnungen ganz oder theilweise zu öffnen und offen zu halten, bis der Leck wieder gedichtet und wenigstens die größere Menge des ausgeströmten Leuchtgases wieder aus dem Boden verschwunden ist, was im Winter viel schneller, als im Sommer der Fall sein wird. Nur wo die Häuser bis zur Kellertiefe durch einen nach oben offenen Luftschacht vom Straßenkörper getrennt sind, kann diese Vorsichtsmaßregel überflüßig sein.

Das ist ein höchst einfaches Mittel, welches aber rechtzeitig angewendet viel Unglück verhüten wird, und ohne die vorhin mitgetheilten, umständlichen und langwierigen Untersuchungen im Laboratorium wäre ich nicht zu einem so einfachen Vorschlage gelangt.

Simplicitas sigillum veritatis.

Wie schon Eingangs erwähnt, habe ich die Leuchtgasvergiftung, die eine einfache und längst bekannte Thatsache ist, nur als Beispiel gewählt, um darzuthun, nicht nur wie interessant, sondern auch wie nützlich es sein kann, wenn die Wissenschaft sich mit Gegenständen der Praxis und der Technik befaßt. Die Wissenschaft bringt immer neue Gesichtspunkte in jedes Gebiet, in welches sie eindringt, und zwingt uns oft, gerade das Gegentheil von dem anzunehmen, was wir bis dahin geglaubt hatten. Was schien sicherer zu sein, als daß sich die Sonne am Himmelsbogen über uns hin bewegt, daß sie auf und untergeht, bis die Wissenschaft der Astronomie bewiesen hat, daß es umgekehrt sei, daß die Sonne still steht und die Erde geht. So werden wir auch in der Gesundheitstechnik, wenn sie wissenschaftlich durchdrungen sein wird, gar Vieles einmal anders ansehen, als jetzt, und werden auch oft gerade das Gegentheil von dem thun, was wir bisher gethan haben, um unsere Gesundheit zu erhalten und zu vermehren.

Damit aber die wissenschaftliche experimentelle Hygiene sich zu entwickeln vermag, müssen wir ihr Arbeitsstätten errichten, wo die Hygieniker von Fach ihre Untersuchungen ausführen können, gerade so wie man für die Astronomen Sternwarten eingerichtet hat.

Die Hygiene ist ein Theil der Medicin und wird und muß es auch bleiben. Die Entwickelungsstätten der wissenschaftlicheu Medicin haben ihre Sitze in den Universitäten, in den medicinischen Facultäten gefunden und die Hygiene, wenn sie sich gleich andern medicinischen Fächern entwickeln soll, bedarf ebenso ihre Vertretung und Pflege in den Facultäten, wie Anatomie, Physiologie, Pathologie, Pharmakologie und die Kliniken.

Nun kommt aber noch hinzu, daß bei der Hygiene nicht bloß die Medicin, sondern auch die Staatsverwaltung in hohem Grade interessirt ist. Es läßt sich kein geordneter Staat denken, ohne auf die Gesundheitspflege Rücksicht zu nehmen. Bisher betrachtete die Medicin als ihre wesentlichste Aufgabe weniger die Verhütung als die Heilung der Krankheiten, aber die Staats-

verwaltung drängt jetzt immer mehr auch nach der hygienischen Richtung, und mit vollem Rechte, denn die Gesundheit ist ein hohes wirthschaftliches Gut, und wenn sie auch nicht unser höchstes Gut ist, wenn wir unter Umständen auch Leben und Gesundheit für höhere ideale Zwecke freudig zum Opfer bringen, so müssen wir sie doch immer unter unsere höchsten Güter rechnen. Seit unter den Staatsrechtslehrern und National-Oekonomen Lorenz von Stein mit so viel Einsicht und Energie für das Gesundheitswesen und die Nothwendigkeit seiner weitern Entwickelung im Staate eingetreten ist, wird es den Verwaltungsbeamten immer klarer, daß die Medicin auch für die Hygiene ernstlich zu sorgen habe, denn die Hygiene muß die technische Grundlage für alle Bestrebungen des Staates auf dem weiten Gebiete der Gesundheitswirthschaft werden, ähnlich wie die Nationalökonomie die Grundlage für die Wirthschaftslehre mit anderen Gütern geworden ist.

Lorenz von Stein hat es mit Recht als einen großen Fortschritt der deutschen Reichsverwaltung begrüßt, daß ein kaiserliches Gesundheitsamt errichtet wurde, das wie alles Neue auch seinen Kampf um's Dasein zu bestehen hatte und theilweise noch zu bestehen hat[9]). Bei der vorerst noch geringen Entwickelung der hygienischen Wissenschaft sah ich voraus und habe es bei einer officiellen Gelegenheit seinerzeit auch ausgesprochen, daß das Gesundheitsamt, obschon zunächst nur für Verwaltungsmaßregeln bestimmt, doch eines experimentellen Apparates, einer Art hygienischen Institutes nicht werde entbehren können.

Und so ist es auch gekommen: Geheimer Rath Dr. Struck ist in dieser Richtung vorgegangen. Gerade die rein wissenschattlichen, eigentlich akademischen Arbeiten des deutschen kaiserlichen Gesundheitsamtes haben seine Errichtung auf das Glänzendste gerechtfertiget. Die wichtigen Entdeckungen von Robert Koch über pathogene Bacterien, die Arbeiten von Koch und Wolffhügel über Desinfectionsmittel haben die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen.

Gerade diese Erfolge des Gesundheitsamtes scheinen mir laut zu predigen, daß die Universitäten, die medicinischen Fakultäten nicht länger säumen sollten, der wissenschaftlichen Hygiene Heimstätten und Arbeitsplätze zu errichten. Das hygienische Institut des Gesundheitsamtes kann den zahlreichen vorliegenden Aufgaben ebensowenig genügen, als es genügt hätte, wenn man für Entwickelung der Anatomie oder Physiologie in ganz Deutschland nur *eine* anatomische Anstalt, nur *ein* physiologisches Institut errichtet hätte.

Es war nothwendig, daß jede Universität — ganz abgesehen vom Lehrzwecke — ein solches Attribut hatte, und die Universitäten werden es, soweit auch die Fächer bereits entwickelt sind, auch noch ferner nothwendig haben. Wie viel mehr ein bisher so stiefmütterlich behandeltes Fach, wie die Hygiene!

Ganz ihrem Zwecke dienende hygienische Institute sind mir an deutschen Universitäten vorläufig nur sehr wenig bekannt — in München — Dank der Munificenz des Königs von Bayern — besteht eines, eines unter Pro-

fessor Hofmanns Leitung in Leipzig und eines beginnt eben unter Professor Flügges Leitung sich in Göttingen zu entwickeln. Alle haben vollauf zu thun, sowohl für den Unterricht der Aerzte, als auch für die hygienische Forschung, die ja in sehr verschiedene Richtungen zu gehen hat. Man glaube nicht, daß Eine Stelle und Eine Arbeitskraft Alles bewältigen könne. Wenn ich z. B. auch annehme, daß die so wichtige Bacterienfrage mit ihren hygienischen Consequenzen ganz allein vom Reichsgesundheitsamte vollständig gelöst würde, so bleibt noch eine Unzahl anderer Fragen übrig, wie ich heute an einem kleinen unscheinbaren Beispiele zu zeigen mich bemüht habe.

Die Medicin hat die heilige Pflicht, der Staatsverwaltung durch Entwickelung der hygienischen Wissenschaft in Allem stets sicherere Grundlagen für Maßregeln zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit zu liefern, denn das sind die theuersten Recepte, welche verschrieben werden, die nicht der Apotheker, sondern der Staat zu machen, aber auch zu bezahlen hat. Da sollte nur verordnet werden, was wirklich hilfreich ist, — da sollte man nicht blos zum Schein oder blos zur Beruhigung der Gemüther etwas thun.

Ich schließe mit dem von mir schon oft und an verschiedenen Orten ausgesprocheuen caeterum censeo: die medicinischen Facultäten möchten durch Errichtung von Lehrstühlen und Laboratorien und Besetzung derselben mit arbeitsfähigen Lehrkräften für die weitere Entwickelung der wissenschaftlichen, experimentellen Hygiene Sorge tragen. Nachdem vom Bundesrathe die Hygiene als Gegenstand in die neue Prüfungsordnung für die Aerzte Deutschlands aufgenommen und die kaiserliche Verordnung darüber erschienen ist, hoffe ich zuversichtlich, daß nun endlich die Zeit für Erfüllung dieses meines sehnlichsten Wunsches gekommen sei.

Citate.

1) Vergiftung der Familie Caimi durch Leuchtgas. Von Dr. Ruggero Cobelli, Bezirksarzt in Roveredo. Zeitschrift für Biologie, Bd. XII. (1876) S. 420.
2) Vergiftung mit Leuchtgas. Von Dr. Jacobs. Berliner Klinische Wochenschrift 1874. S. 322.
3) Ueber Kohlendunst- und Leuchtgas-Vergiftung. Von Biefel und Poleck. Zeitschrift für Biologie Bd. XVI. (1880) S. 314.
4) Ueber den Nachweis und die Giftigkeit des Kohlenoxyds und sein Vorkommen in Wohnräumen. Von Dr. Max Gruber, Docent der Hygiene an der Universität Wien. Archiv für Hygiene. Bd. I. S. 168.
5) Leuchtgasvergiftung nach Bruch des Straßenrohrs. Von Dr. S. Wolffberg, Privatdocent in Bonn. Archiv für Hygiene. Bd. I. S. 267.
6) Ueber die Permeabilität des Bodens für Luft. Von Dr. Friedrich Renk, Docent der Hygiene an der Universität München. Zeitschrift für Biologie. Bd. XV (1879) S. 226.
7) Experimentelle Untersuchungen über die Verwendung des Leuchtgases und des Kohlenoxyds im Erdboden. Von Dr. D. Welitschkowsky. Archiv für Hygiene. Bd. I. S. 210.
8) Siehe Biefel und Poleck. Zeitschrift für Biologie. Bd. XVI.
9) Das Gesundheitswesen. Von Dr. Lorenz von Stein. Zweite Auflage.

Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration.

Von

* * *

Das geistige Leben Frankreichs zur Zeit der Restauration ist in entscheidender Weise beeinflußt worden durch eine Schule, die man die theologische, die ultramontane oder die Schule der Offenbarung nennt*). Auf den verschiedensten Gebieten läßt sich diese Thatsache nachweisen. Die Entwickelung der Philosophie sowohl als die der schönen Literatur, der Staatswissenschaft, der Politik bis zur Juli-Revolution legen Zeugniß dafür ab.

Die Führer der Schule, die Bonalds, die Maistres und Lamennais, haben also unzweifelhaft eine historische Bedeutung. Eine bloße Würdigung dieser letzteren würde aber nicht ausreichen, um ein vollständiges Urtheil über sie zu gewinnen. Auch ein dogmatisches Interesse dürfen jene Denker beanspruchen, weil sich an ihre Namen der beachtenswerthe Versuch knüpft, ein theologisches System philosophisch zu begründen.

Man hat das bestritten. In Taines „Philosophes du XIX. siecle" beispielsweise wird weder Maistre, noch Bonald, noch Lamennais genannt, und der berühmte Positivist hat ausdrücklich erklärt, er könne dieselben als Philosopen nicht anerkennen. Indeß, eine so summarische Aburtheilung läßt sich, abgesehen davon, daß sie unpolitisch ist, vom wissenschaftlichen Stand-

*) M. Ferraz. Histoire de la philosophie en France au XIX siècle. Traditionalisme et Ultramontanisme. Paris 1880. Préface; und Buckle. Miscellaneous and Posthumous Works. London 1872, Vol. I p. 283.

punkt aus nicht rechtfertigen. Wenngleich das System der genannten Theologen inhaltlich mit den Lehren zusammenfällt, zu denen sich das Mittelalter bekannt hat, so besteht doch zwischen Beiden ein schwer wiegender Unterschied betreffs der Grundlagen, auf welche sie sich stützen, und der Führer der Schule', welcher Taine angehört, August Comte, zählt daher mit Recht den „berühmten“ Verfasser der Soirées de St. Pétersbourg zu den „Denkern des modernen Frankreichs“*). Die Theologie des Mittelalters argumentirt nicht: ihr ist der Glaube die einzige Quelle menschlicher Erkenntniß, und auf diese allein recurrirt sie, um ihren Lehren Eingang zu verschaffen. Die französischen Traditionalisten des 19. Jahrhunderts appelliren außer an den Glauben auch an die Vernunft des Menschen: sie suchen zu überreden, aber daneben auch zu überzeugen.

Das gilt insbesondere von ihrer Staatslehre, deren wesentlichste Grundzüge im Folgenden dargelegt werden sollen.

Zwei Punkte in dieser Lehre sind vornehmlich charakteristisch. Für die richtige Würdigung derselben bedarf es hier zunächst einiger allgemeinen Erörterungen.

Es wird vielfach behauptet und vielfach geglaubt, daß die theologische Staatslehre die sicherste Stütze der Monarchie sei, und von den französischen Theologen sind allerdings mehrere für das monarchische Princip eingetreten: die de Maistres, die Bonalds und Andere vertheidigen sogar das absolute Königthum. Aber ihr Parteinahme erinnert an die der „Missionaires“, wie Béranger sie charakterisirt:

„Par Ravaillac et Jean Châtel,
Plaçons dans chaque prône,
Non point le trône sur l'autel,
Mais l'autel sur le trône.
Comme aux bons temps féodaux,
Que les rois soient nos bedeaux.

Das monarchische Princip ist ferner auch kein Essentiale des theologischen Staatsrechts. Die hier in Rede stehende Schule hat dasselbe zu Gunsten der Lehre von der Volkssouverainität aufgegeben, so oft die Letztere sich als die für die kirchlichen Interessen vortheilhaftere erwies. Nicht minder haltlos ist der von den französischen Theologen zur Zeit der Restauration mit Vorliebe aufgestellte Satz, daß überhaupt ein geordnetes Gemeinwesen nicht anders bestehen könne, als auf der Grundlage der theologischen Theorie.

Das Argument war geschickt gewählt, und die Theologen haben es verstanden, demselben Nachdruck zu geben durch sensationelle Schilderungen der Gefahren, mit denen jede von der kirchlichen Tradition losgelöste Lehre den Staat bedrohen müsse. In einem Brief an die Gräfin Senfft prognosticirt Lamennais, daß, wenn die Welt sich nicht bekehre, man von Cadix bis

*) Cours de philosophie positive. 46ième leçon, Tom. IV.

St. Petersburg in Blut waten werde. Die Gesellschaft, schreibt er ein anderes Mal, gleicht einem Meer am Beginn eines furchtbaren Sturmes; man hört eigenthümliche Töne, die Wellen überstürzen sich, am Himmel zeigt sich ein fahler Schein, alles Lebende flieht; es hat das Gefühl des nahenden Todes*).

Auf ein Volk, das durch die Schrecken der Revolution, durch die Leiden der Kaiserzeit in einen perpetuirlichen Zustand hochgradiger Nervosität versetzt worden war, mußte eine solche Beweisführung überzeugend wirken. Aber die Ueberzeugung schwindet, sobald man eine unbefangene Prüfung anstellt, und macht der Einsicht Platz, daß die theologische Theorie nicht nur keine Garantie für den Bestand der staatlichen Ordnung gewährt, sondern vielmehr eine stete Gefährdung derselben in sich birgt.

Wollte man sich dafür auf die Geschichte berufen, wollte man insbesondere gegen die theologische Schule unter der Restauration geltend machen, daß ihr scharfsinnigster und gedankenreichster Vertreter, Lamennais, als Anhänger der denkbar staatsfeindlichsten Lehre, des Socialismus, geendigt hat, so würde hiergegen doch immer noch die Replik offen bleiben, daß man sich nicht, um ein System anzugreifen, auf die Irrthümer berufen dürfe, welche politische Leidenschaften einzelner Individuen in dasselbe hineingetragen haben. Eine zwingende Widerlegung des Ultramontanismus ist nur durch den Beweis möglich, daß seine wesentlichsten Grundsätze vermittelst einer rein logischen Entfaltung, also auf einem Wege, der gegen jede störende Einwirkung subjectiver Anschauungen und Urtheile gesichert ist, zu Folgerungen führen, welche der Staat, ohne die Bedingungen seiner Existenz zu gefährden, nicht acceptiren kann.

Eine solche Deduction läßt sich nun in der That erbringen.

Der weltliche Souverain, lehrt die theologische Schule, ist dem göttlichen Gesetz unbedingt unterworfen. Die Kirche ist von Christus selbst zum „Depositar" des göttlichen Gesetzes bestellt. Daraus ergiebt sich, daß, wenngleich die weltliche Souverainität ebenso wohl wie die geistliche göttlichen Ursprungs ist, doch der Inhaber der letzteren über dem weltlichen Herrscher steht. Diese Superiorität folgt außerdem auch daraus, daß die Kirche die Heiligung des Lebens und die ewige Seligkeit, die bürgerliche Gesellschaft dagegen nur das zeitliche Gedeihen des Menschen bezweckt. Lamennais zieht daher nur eine Folgerung aus den Grundprincipien der theologischen Staatslehre, indem er behauptet: „So hoch die Seele über dem Körper steht, so hoch steht das Priesterthum über dem weltlicher Regiment."

Als Depositar der göttlichen Gebote hat die Kirche nicht nur das Recht und die Pflicht darüber zu entscheiden, inwiefern der weltliche Souverain dieselben nachachtet; sie ist im gegebenen Fall auch befugt und gebunden, den Kaiser zum Gehorsam gegen Gott zu zwingen. In der Consequenz

*) Lamennais' Correspondenz, herausgegeben von E. D. Forgues Paris 1863 Tom. I pp 229, 241, 246, 249, 269, 331.

dieser Sätze liegt das Recht, die erforderlichen Executionsmittel gegen einen renitenten Inhaber der Souverainität anzuwenden, äußersten Falles also in majorem Dei gloriam den Unterthanen die Auflehnung gegen das weltliche Regiment vorzuschreiben. Es ist wiederum nur ein aus der theologischen Staatslehre sich ergebendes logisches Postulat, das Lamennais aufstellt, wenn er erklärt, sobald der Kaiser sich der Gewalt, von der er herstamme, nicht füge, „dürfe und müsse das unterdrückte Volk seinerseits von der ihm innewohnenden Kraft Gebrauch machen um seinen wahren Souverain zu vertheidigen."

Man hat es versucht — und auch französische Theologen haben sich daran betheiligt — die Lehre von der Superiorität des geistlichen Schwertes von dem Odium, als ob sie den Staat gefährdete, dadurch zu befreien, daß man zwei Herrschaftsgebiete unterschied, von denen das eine der weltlichen, das andere der kirchlichen Autorität unterstellt sein sollte. Jeder Möglichkeit eines Conflictes zwischen weltlicher und geistlicher Souverainität, behauptete man, wird vorgebeugt durch die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat, und die Behauptung verdient um so mehr Beachtung, als sie nicht etwa nur von Theologen vertreten wird, sondern überall da Anhänger gefunden hat, wo eine verschwommene Ideologie jede positive Auffassung staatsrechtlicher Fragen unmöglich macht, oder wo staatsfeindliche Gesinnung nach einer passenden Deckung für ihre anarchische Pläne sucht. Für den träumerischen Ideal-Politiker ist Trennung zwischen geistlicher und weltlicher Souverainität ein wesentlicher Bestandtheil der Rechtsstaats-Theorie, und mit diesem Argument tritt er für sie ein; die radicalen und ultramontanen Gegner des Staates dienen ihm bereitwillig als Secundanten, weil sie sich bewußt sind, daß jeder Schritt zur Verwirklichung des „Rechtsstaates" sie ihren Zielen näher bringt.

Bisher ist es noch niemals gelungen, die Rechtssphäre der kirchlichen und die der weltlichen Autorität so gegen einander abzugrenzen, daß eine juristische Garantie für ein friedliches Zusammenleben Beider geschaffen worden wäre, und insbesondere hat, wie die folgende Darstellung ergeben wird, die theologische Schule in Frankreich für die Lösung des Problems nichts geleistet. Die Lehre von der Trennug von Kirche und Staat läßt sich indeß ebenso wenig wie die soeben besprochene Behauptung von dem staatserhaltenden Charakter der theologischen Theorie durch geschichtliche Thatsachen widerlegen. Die Theologen könnten sich auch hier hinter den Vorwand zurückziehen, daß das Mißlingen aller bisherigen Versuche, eine solche Trennung zu verwirklichen, auf das schwache Können oder auf das böse Wollen der betheiligten Individuen zurückzuführen wäre. Zwingend ist wiederum nur die Deduction; es muß nachgewiesen werden, daß aus aprioristischen Gründen eine Grenzziehung zwischen Staat und Kirche unmöglich ist.

Die fragliche Lehre wird, wie erwähnt, von den gläubigen Verehrern der Rechtsstaats-Theorie für eine Consequenz der letzteren ausgegeben, und

in der That stehen beide im engsten Zusammenhang. Nach der Rechtsstaatstheorie ist der Staat gebunden „die Bahnen und Grenzen seiner Wirksamkeit wie die freie Sphäre seiner Bürger in der Weise des Rechts genau zu bestimmen und unverbrüchlich zu sichern." Wenn hiernach das Individuum einen Anspruch darauf hat, daß der Staat sein Herrschaftsgebiet abgrenze, so muß derselbe auch der Kirche zugestanden werden. Ist die „Bestimmung der Bahnen und Grenzen der Wirksamkeit des Saates" ein wesentlicher Theil des öffentlichen Rechtes, so kann die Berechtigung der Kirche, auf einem gewissen Gebiet in absoluter Unabhängigkeit zu schalten und zu walten, nicht bestritten werden. Eine Einschränkung würde sich höchstens im Interesse des Individuums nach der Richtung hin rechtfertigen lassen, daß, um die Freiheitssphäre desselben zu sichern, der Staat die Kirche an der Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen seine Angehörigen verhinderte.

Der Satz, daß das Gebiet des staatlichen Regiments abgegrenzt werden müsse, hat auf den ersten Blick etwas Einleuchtendes und mag sich auch vom philosophischen Standpunkt aus als eine Forderung der Gerechtigkeit deduciren lassen; aus einem sehr einfachen Grunde aber ist er praktisch undurchführbar, und daher auch jede Theorie, die ihn zum Ausgangspunkt nimmt, hinfällig.

Man hat gegen die Lehre vom Rechtsstaat neuerdings geltend gemacht, der Staat sei eine historische Thatsache, eine factische Herrschaft, welche von jeher Recht und Rechtssphären erzeugt habe und solche immerfort neu in's Leben rufen werde, die aber selbst nur Thatsache sei, keinerlei Recht zu ihrer Voraussetzung habe und über dem Recht stehe. Für die Sicherung und Befestigung des Staatsbegriffs, auf welche diese „realpolitische" Auffassung hinausgeht, läßt sich indeß aus derselben nicht nur nichts entnehmen, sie enthält im Gegentheil mindestens ebenso große Gefahren für den Staat wie die Theorie, gegen welche sie gerichtet ist. Denn, wenn wirklich das Gemeinwesen nichts anderes wäre als eine durch eine organisirte Vielheit über eine andere Vielheit ausgeübte thatsächliche Herrschaft, so würde eine jede Verschiebung der Gewalt von der einen auf die andere Seite eine Neugestaltung der staatlichen Ordnung bedingen, und damit wäre nothwendig ein Zustand fortwährender Umwälzungen gegeben. Abgesehen davon ist die in Rede stehende Auffassung auch so offenkundig falsch, daß sie nirgends Gläubige finden wird. Es ist absolut unmöglich, daß das staatserhaltende Princip in der physischen Ueberlegenheit liegt; das Problem des Staates ist psychologischer Natur. „Der Sultan von Egypten", sagt Hume in seiner Untersuchung über die letzten Stützen der Regierungsgewalt, „der Kaiser von Rom mag seine harmlosen Unterthanen wie blödes Vieh gegen ihr Gefühl und gegen ihre Neigung vor sich hertreiben — zum Wenigsten muß er seine Mameluken und Prätorianer wie Menschen leiten, nämlich durch Einwirkung auf ihren Willen — by their opinion".

Der Staat ist nicht die Herrschaft der stärkeren Creatur über die schwächere, sondern muß aus der geistigen Natur des Menschen erklärt

werden; aber auch unter diesem Gesichtspunkt beurtheilt erweist sich die Lehre von Rechtsstaat als unrealisirbar.

Die Versuche, das staatlich geordnete Zusammenleben der Menschen als eine psychologische Thatsache zu erklären, lassen sich unter drei Kategorieen subsumiren. Der Rationalismus gelangt zum Begriff des Staates mit Hilfe des ihm eigenthümlichen erkenntnißtheoretischen Princips des continuo ratiocinationis filo deducere; ihm ist der Staat ein Postulat der reinen Vernunft. Eine, zweite unter den verschiedensten Namen weit verbreitete Schule knüpft ihre Theorie an die dem Menschen angeblich innewohnende Vorstellung des Gerechten an; sie sucht nachzuweisen, daß der Staat die nothwendige Voraussetzung sei, um der Gerechtigkeit die Herrschaft über die Menschen zu sichern. Der Utilitarier endlich sieht das staatserhaltende Princip darin, daß ein geordnetes Zusammenleben die vernünftigste Form ist, in der der Kampf um's Dasein geführt werden kann, weil sie die sichersten Garantien für die Erhaltung des Individuums gewährt.

Je nachdem man von der einen oder der anderen dieser Begriffsbestimmungen ausgeht, gelangt man zu einer verschiedenen Auffassung über die Zwecke, „welche der Staat zu verfolgen hat. In jedem Falle aber lassen sich dieselben nur in so allgemeinen Umrissen bestimmen, daß es unmöglich ist, a priori das Quantum der dem Staat zur Verfügung zu stellenden Machtbefugnisse abzumessen, und, selbst wenn eine specificirte Zweckbestimmung ausführbar wäre, so würde doch damit kein irgendwie sicherer Anhalt für die Abgrenzung der staatlichen gegenüber der Rechtssphäre des Individuums gewonnen sein. Die Mittel, welche für die Lösung der staatlichen Aufgaben erforderlich sind, müssen sich den wechselnden Verhältnissen anpassen und sind daher, wie diese letzteren, dem Wechsel unterworfen. Eine Vorausberechnung der Verhältnisse ist aber absolut ausgeschlossen, weil der Factor, der in erster Reihe ihre Gestaltung bestimmt, der menschliche Wille, keinem erkennbaren Entwickelungs-Gesetz unterliegt, weil seine Wirkungsweise sich also jeder mathemathischen Behandlung entzieht, — und deshalb wird es auch für immer ein hoffnungsloses Unternehmen bleiben, das Maß jener Mittel, d. h. eben die dem Staat einzuräumende Rechtssphäre, a priori zu fixiren.

Man hat die Verwirklichung des Rechtsstaates auch in der Weise in Angriff genommen, daß man ein bestimmtes Gebiet absteckte, auf welchem der individuelle Wille frei zu schalten berechtigt sein sollte. Die Lehre von den sog. Grund- oder Menschenrechten fällt aber gleichfalls unter dem ersten Druck einer positiven Kritik zusammen.

So oft man dieselbe in das praktischen Leben zu übertragen versucht hat, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Menschenrechte in einer so vagen Weise zu definiren, daß für ihre Auslegung im Streitfalle die subjective Auffassung des Auslegenden das eigentlich entscheidende Moment abgeben mußte, und an dieser Nothwendigkeit werden auch alle zukünftigen

derartigen Versuche scheitern. Eine Abgrenzung jener Rechte, durch welche für die Entscheidung jeder zukünftigen Controverse eine juristisch verwerthbare Grundlage geboten wäre, läßt sich aus zwei absolut zwingenden Gründen nicht erreichen. Erstens ist es nicht absehbar, nach welchen Richtungen hin menschliche Willkür die eingeräumten Befugnisse ausbeuten wird, und selbst wenn eine solche Voraussicht denkbar wäre, so bliebe doch als weiteres unüberwindliches Hinderniß die Unmöglichkeit bestehen, im Voraus die Verträglichkeit aller denkbaren Ausbeutungen der Menschenrechte mit den Existenzbedingungen einer staatlichen Ordnung zu ermessen. Eben dasselbe Argument, das der Limitirung der Machtbefugnisse des Staates entgegensteht, schließt auch die Möglichkeit einer Limitirung der Freiheitssphäre des Individuums aus.

Die Geschichte der Lehre von den Grundrechten ist denn auch in der That zusammengesetzt aus einer Reihe verfehlter Speculationen. Im Wesentlichen laufen dieselben alle auf den Satz hinaus, daß der einzige Zweck, der Menschen berechtigen könne, die Freiheit Anderer zu beschränken, im Selbstschutz bestehe, daß die einzige Absicht, in der man gegen irgend ein Mitglied der Gesellschaft Gewalt gebrauchen dürfe, die sei, Unheil für Andere zu verhüten. Die Bestimmung mag richtig sein; aber jedenfalls ist sie werthlos, da sie Raum läßt für die willkürlichsten Anwendungen im concreten Fall. Dazu tritt noch hinzu, daß ihre Anwendbarkeit von der ganz vagen Bedingung abhängig gemacht werden muß, daß die Menschen, für die sie gelten soll, eine Entwickelungsstufe erreicht haben, „auf der die Mittel der Ueberzeugung oder Ueberredung ausreichen, um sie zu ihrem eigenen Besten zu leiten“*).

Man möchte vielleicht geltend machen, daß, wenn die Rechtssphäre des einen Individuums sich von der des anderen Individuums abgrenzen lasse — wie es in jedem geordneten Gemeinwesen geschehe —, auch die Verwirklichung der Rechtsstaatstheorie möglich sein müsse, und dieser Einwand wird die Zustimmung der zahlreichen Klasse von Politikern finden, die ihre staatsrechtlichen Begriffe aus kreisrichterlichen Glaubenssätzen herleiten. Für Jeden, der die Verschiedenheit zwischen dem Wesen des Staats- und dem des Privatrechts begriffen hat, liegt die Haltlosigkeit einer solchen Schlußfolgerung klar zu Tage. —

Weder der rationalistischen noch der ethischen noch der utilitarischen Philosophie ist es jemals gelungen, eine privatrechtliche Ordnung zu construiren, durch welche die Verwirklichung des dem betreffenden System zu Grunde liegenden Rechtsprincips unter allen Verhältnissen garantirt worden wäre; keine Construction hat es zu einem Mechanismus bringen können, der eine vollständige Sicherheit dagegen gewährt hätte, daß das höchste Recht zur höchsten Ungerechtigkeit würde. Wenn also der Satz: Summum jus summa injuria ein nothwendiges Uebel in einer jeden Rechtsordnung ist, —

*) S. z. B. Stuart Mill, On liberty.

und das wird er bleiben, so lange wir nicht sind „sicut Deus scientes bonum et malum“ — so darf eben darum der Staat „die Bahnen und Grenzen seiner Wirksamkeit“ sich nicht in der Weise des Rechts vorschreiben lassen. Die Gefahr, daß dem Einzelnen ein Unrecht geschehe, wird reichlich aufgewogen durch die Vortheile, die eine Abgrenzung der Rechtsverhältnisse zwischen Individuum und Individuum darbietet. Das Unrecht mag sich selbst bis zur Vernichtung individueller Existenzen steigern; da jene Vortheile nur um diesen Preis zu erkaufen sind, so muß derselbe gezahlt werden zum Wohl der Allgemeinheit. Aber es giebt keinen Vortheil, dem zu Liebe der Staat seine Existenz einer Gefährdung aussetzen dürfte. Denn die Existenz des Staates bedeutet das denkbar höchste Gut, den Bestand der Gesammtheit der Individuen. Dieselbe ist einer sicheren Vernichtung im Kriege Aller gegen Alle verfallen, sobald der Staat vernichtet wird.

Wenn die vorstehende Deduction die Möglichkeit einer Abgrenzung der Machtsphäre des Staates gegenüber der Freiheitssphäre des Individuums widerlegt, so trifft sie auch die Theorie von der Trennung von Kirche und Staat. Das entscheidendste Argument in ihr, die Unberechenbarkeit der menschlichen Willkür, gilt auch gegen die Kirche. Denn auch die Ziele und Wege dieser Letzteren werden von Individuen, also von Factoren bestimmt, deren mögliche Wirkungsweise sich nicht im Voraus abmessen läßt. Es ergiebt sich daraus für den Staat die Nothwendigkeit, keine rechtliche Bindung seiner Machtbefugnisse der Kirche gegenüber zu acceptiren um so dringender, als ihm in derselben nicht vereinzelte Individuen, sondern eine organisirte Macht entgegentritt.

Wenn es der Seele an richtigen Begriffen mangelt, so bemächtigen sich ihrer die Leidenschaften: dieses Wort des griechischen Philosophen bewahrheitet sich auch im politischen Leben. Die gehässige Weise, in der dasselbe sich so häufig abspielt, ist zu einem großen Theil auf die falsche Vorstellung zurückzuführen, als ob durch die Verwirkiichung der Rechtsstaatstheorie und der mit ihr zusammenhängenden Lehre von der Tennung von Kirche und Staat jeder Möglichkeit von Differenzen zwischen dem Staate einerseits und dem Individuum, beziehungsweise der Kirche andererseits vorgebeugt werden könnte. So lange dieser Glaube die Menschen beherrscht, muß das politische Leben ungesund bleiben; so lange werden Staat, Kirche und Individuum sich zu einander stellen wie die processirenden Parteien, die auf ihrem Schein bestehen.

Die Menschen müssen vor Allem erkennen, daß das staatliche Zusammenleben sich nicht nach absolut bindenden Rechtsregeln normiren läßt, und daß daher Differenzen unvermeidlich sind. Daraus entwickelt sich dann die weitere Erkenntniß, daß die Existenz des Staates bedingt wird durch die Fähigkeit seiner Angehörigen, individuelle Ueberzeugungen und Wünsche zu

modificiren und, mehr als das, auch zu opfern. Eine auf dem Bedürfniß nach Frieden und Ordnung basirte Resignation des Individuums ist eines der wichtigsten Lebensprincipien des Staates, und die Ideologen und Ultramantanen sind seine Feinde, wenn sie durch ihre Theorieen diese Wahrheit verdunkeln. —

I.

Ueber die Gründe des Wiederauflebens der theologischen Denkungsweise in Frankreich zur Zeit der Restauration.

In dem geistigen Leben Frankreichs während des 18. Jahrhunderts erscheint auf den ersten Blick der Kampf zwischen Deismus und Atheismus den Mittelpunkt zu bilden. Einerseits tritt Rousseau an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft mit glänzender Dialektik für eine Weltanschauung ein, welche auf einen allweisen Gott als das Princip aller Dinge zurückgeht und in der Schöpfung die Richtung auf bestimmte Ziele erkennen will; den Deisten gegenüber steht eine Schule, welche Gott und die Zweckmäßigkeit der Welt geradezu leugnet oder doch jede Stellungnahme zu den höchsten Problemen der Metaphysik mit einem non liquet von sich weist. Neben diesem schroffen Gegensatz zeigt sich aber bei weiterem Eingehen eine noch wesentlichere Uebereinstimmung. Der Deist und der Atheist fußen auf ein und derselben Erkenntnißtheorie. Die einzig legitimen Vehikel sind Beiden Beobachtung und Schlußfolgerung. Glaube und Tradition erklären sie für werthlos. In Wahrheit zwar verfallen sowohl Rousseau und seine Anhänger als auch die Encyklopädisten nicht selten in's Speculiren — aber stets ohne sich dessen bewußt zu werden; jede Partei ist nach Kräften bemüht, nur mit den Augen des Körpers oder denen des Geistes zu sehen. Charakterisirt wird jene Zeit durch das Wort des Dichters

Ne nous fions qu' à nous, voyons tout par nos yeux.

Damit ist die Tendenz bezeichnet, die das geistige Gepräge des 18. Jahrhunderts in Frankreich ausmacht.

Die theologische Denkungsweise glaubte man für endgiltig überwunden halten zu dürfen; sie hatte es zu keiner Leistung zu bringen vermocht, durch die die Aufmerksamkeit der Nation gefesselt worden wäre. Man griff sie wohl noch an, sagt einer der jüngsten Geschichtsschreiber der französischen Philosophie; aber sie wehrte sich nicht; man schlug sie, aber sie reagirte nicht; es schien, als ob man sich einem todten Körper gegenüber befände, der die Streiche, die man gegen ihn führt, nicht zurückgiebt, weil er aufgehört hat zu fühlen*).

Mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stellt sich heraus, daß dieser Schein ein trügerischer gewesen ist. Die todt geglaubte Theologie fängt plötzlich an sich zu regen; sie richtet sich auf und entwickelt in kürzester

* Ferraz, Histoire de la philosophie en France. etc. p. 2. 3.

Zeit eine Kraft und eine Energie, vor denen alle anderen geistigen Strömungen zurückweichen müssen. Bald nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron hat die theologische Denkungsweise unbestritten die Herrschaft auf allen Gebieten des geistigen Lebens an sich gerissen; insbesondere dominirt sie in den moralischen Wissenschaften.

Man pflegt diese Erscheinung in Zusammenhang zu bringen mit der Revolution von 1789. Bei der großen Zahl derjenigen — so wird deducirt, — welche durch die erfolgte Neugestaltung aller Verhältnisse in Frankreich irgend eine Einbuße erlitten hatten, vollzieht sich im Beginn des 19. Jahrhunderts ein Bekehrungsproceß; an die Stelle der Gleichgiltigkeit oder gar der Sympathie treten Feindschaft und Haß gegen das Geschehene. In dem Gefühl des Bedürfnisses nach Garantieen für die Zukunft sucht man zunächst die Ursachen zu begreifen, die die Revolution herbeigeführt haben. Dabei stößt man auf die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und, aus der zeitlichen auf eine causale Verbindung schließend, macht man dieselbe für Alles, selbst für die Verbrechen der Schreckenszeit verantwortlich. Ein weiterer Schritt führt zu dem generellen Satz, daß eine jede Philosophie revolutionirend wirken müsse, weil das Gelüste, Alles zu discutiren, nothwendig das Gelüste erzeuge, Alles über den Haufen zu werfen, und so gelangt man schließlich zu der Ueberzeugung, daß zur Sicherung des inneren Friedens der Kritik die Autorität, dem Geist der Neuerung der Geist der Tradition, der Philosophie die Theologie entgegenzustellen seien.

Der Weg, den diese Beweisführung einschlägt, ist zweifellos der richtige. Die große sociale und politische Erschütterung von 1789 ist die Ursache gewesen für den Rückschritt zur theologischen Denkungsweise unter der Restauration. Allein, um den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verständlich zu machen, reichen die vorgebrachten Argumente nicht aus.

Die zu erklärende Thatsache steht scheinbar im Widerspruch mit einem Gesetz, dessen Giltigkeit für die geistige Entwickelung der Menschheit heute von keinem nennenswerthen Denker mehr bestritten wird. Die Erkenntniß der Menschen — so lautet dasselbe — hat mit einer theologischen Auffassung begonnen, d. h. im Kindesalter der Vernunft und Erfahrung sind alle Erscheinungen auf unmittelbare Willensacte überirdischer Wesen zurückgeführt worden. Dem theologischen ist ein metaphysisches Stadium gefolgt, in der die Speculation die Schöpfung als das Product gewisser Gewalten, Kräfte, Neigungen u. s. w. verständlich zu machen suchte. Zu einer wirklich wissenschaftlichen Auffassung gelangt erst die positive Forschung, die, überzeugt von der Wahrheit, daß in das Innere der Natur kein geschaffener Geist eindringt auf das Begreifen des Wesens sowie der Art der Hervorbringung der uns umgebenden Phänomene resignirt und dieselben lediglich in ihrer constanten Folgeordnung zu erfassen, d. h. sie als Antecedens und Consequens mit einander zu verknüpfen sucht. Eine solche Entwickelung hat beispielsweise die Naturwissenschaft durchgemacht. Jeder Organismus galt ursprünglich

für beseelt durch ein kleines metaphysisches Etwas, eine Tryade oder einen Archeus, der die Lebensfunctionen dirigire. Später suchte man das Leben mit Hülfe einer Seele oder einer besonderen vitalen Kraft zu erklären. Heute sieht die Physiologie ihre Aufgabe lediglich darin, die vitalen Erscheinungen mit physikalischen oder chemischen Vorgängen in den Organismen in Verbindung zu bringen.

Das Wiederaufleben der theologischen Denkungsweise in Frankreich unter der Restauration läßt sich unter dieses Gesetz nicht subsumiren, sondern scheint vielmehr dazu angethan, die Richtigkeit desselben in Frage zu stellen. Denn, wie erwähnt, war die geistige Entwickelung dort schon während des 18. Jahrhunderts weit über das theologische Stadium hinausgegangen; indem man zur Klarheit über die allein berechtigten Mittel der Forschung gelangt war, hatte man die Grenze erreicht, an welcher die positive Erkenntniß beginnt. Bei näherer Prüfung ergiebt sich indeß, daß es sich eben nur um einen Schein handelt, daß in Wirklichkeit jene Rückbildung jeder Beweiskraft nach der angegebenen Richtung hin entbehrt.

Das fragliche Gesetz will die Wirkung bestimmen, welche eine der wichtigsten Agentien auf dem Gebiete unserer intellectuellen Entwickelung ausgeübt hat; es soll durch dasselbe die Richtung festgestellt werden, in welcher unser Erkenntnißvermögen kraft eines ihm innewohnenden Triebes vorwärts strebt; niemals aber ist behauptet worden, daß das Gesetz allein genüge, um zu einer erschöpfenden Erklärung jenes Entwickelungsprocesses zu gelangen, und es wäre auch in der That ein gedankenloses Unternehmen, wenn man ihm eine so weit gehende Bedeutung hätte beilegen wollen, da die Verkehrtheit eines derartigen Versuchs für Jedermann, der mit den Vorgängen in der Geschichte einigermaßen bekannt ist, klar zu Tage liegt. Neben dem erwähnten Triebe wirken, wie allgemein anerkannt wird, noch andere Kräfte auf das geistige Leben der Völker ein, bisweilen sogar mit einer präponderirenden Gewalt. Das Wiederaufleben der theologischen Denkungsweise in Frankreich im Beginn unseres Jahrhunderts läßt sich nun auf ein solches concurrirendes Agens zurückführen, und es ist weiter nachweisbar, daß demselben unter den gegebenen Verhältnissen eine entscheidende Rolle zufallen mußte.

Welche Factoren es sind, die sich in dem Proceß der geistigen Fortbildung einer Nation bethätigen, und nach welchen Gesetzen sich die Wirkungsweise derselben richtet, ist ein zur Zeit von jeder sicheren Lösung noch weit entferntes Problem. Schon heute aber liegt genügendes Material vor, um einige vereinzelte wissenschaftliche Bestimmungen vorzunehmen, und zu diesen darf der Satz gerechnet werden, daß das intellectuelle Leben der Menschen in hohem Grade beeinflußt wird durch den Eindruck, den mächtige Naturereignisse in ihnen hervorrufen, insbesondere dann, wenn dieselben den doppelten Charakter in sich vereinigen, daß sie unvorhergesehen auftreten und das Leben

sowie das Eigenthum großer Massen bedrohen. Eine sehr bedeutsame Einwirkung üben beispielsweise Erdbeben aus. Solche schreckliche Heimsuchungen, sagt Lyell in den Principles of Geology aus, rufen oft das Gefühl einer reinen Religiosität wach, noch häufiger aber erzeugen sie einen gewohnheitsmäßigen Zustand der Angst, ein Gefühl der Hilflosigkeit, den Glauben an die Ohnmacht alles menschlichen Mühens, so daß der Sinn des Volkes für einen demoralisirenden Aberglauben zugänglich gemacht wird*).

Vielfach bekundet ist es ferner, — unter anderem in der berühmten, auf umfassende Quellenstudien gestützten Darstellung in Manzonis Verlobten — daß Pestepidemien eine sinnlose Furcht in der Bevölkerung hervorrufen und dieselbe dadurch in eine rückläufige geistige Bewegung hineindrängen.

In eben der Richtung, wie solche mächtige Naturereignisse, pflegen gewaltige Erschütterungen des politischen Lebens auf die intellectuelle Entwickelung eines Volkes zu reagiren, und die Einwirkung ist auch hier in eben dem Grade nachhaltig, als ihr Auftreten ein plötzliches und die Gefährdung der bestehenden Verhältnisse eine ernstliche ist. Die Geschichte liefert zahlreiche Beläge dafür, welche umsomehr concludent sind, als ihnen eine auf anerkannte psychologische Thatsachen gestützte Deduction zur Seite steht. An die Angst, welche jede Gefahr hervorruft, reiht sich bei der großen Masse gewöhnlich Niedergeschlagenheit über die menschliche Hilflosigkeit an, und, je verderblicher das Unglück auftritt, je ungewisser die Vorausberechnung seiner weiteren Folgen ist, desto intensiver macht sich dieses Gefühl geltend, desto tiefer geräth das Gemüth in verzweiflungsvolle Verwirrung. Unter solchen Bedingungen gewinnt die Phantasie mit Leichtigkeit das Uebergewicht über das Urtheilsvermögen, wodurch dann wiederum der Bildung bigotter Ideen Vorschub geleistet wird. Es ist derselbe seelische Proceß, den ein verderbendrohendes Naturereigniß, und den eine gewaltige politische Erschütterung hervorrufen.

So übereinstimmend ist die Wirkungsweise Beider, daß selbst die Formen, welche der durch sie erzeugte Aberglaube annimmt, die gleichen sind. Das Auftreten gefährlicher ansteckender Krankheiten wurde zu den ältesten heidnischen Zeiten und wird auch noch heute als eine vom Himmel gesandte Strafe aufgefaßt. Als die Cholera zuerst nach England eindrang, erklärte man es — und zwar aus gebildeten Kreisen heraus — für eine „nicht geringe Vermessenheit", sich mit der Erforschung der Krankheitsursachen zu beschäftigen, da es sich augenscheinlich um eine ganz besondere göttliche Heimsuchung handelte. In gleicher Weise hat man von jeher plötzlich aufgetretene gefährliche Erkrankungen des socialen Organismus auf eine übernatürliche Einwirkung zurückgeführt, welche also nicht wissenschaftlich zu begreifen sei, sondern als der spontane Act der erzürnten Gottheit hingenommen werden

*) s. Principles of Geology. London 1875. ch. XXIX. Vol. II. p. 143.

müsse. Auch die französische Revolution ist dahin ausgelegt worden. Wie die Eruptionen von Vulkanen oder Erdbeben die Geißel sind, mit der Gott die Menschen für ihre Sünden züchtigt*), so ist nach der theologischen Schule die große Umwälzung von 1789 das Strafgericht gewesen über das französische Volk, nachdem an ihm die Worte des Propheten Jesaias in Erfüllung gegangen waren: „Denn Jerusalem fällt dahin, und Juda liegt da, weil ihre Zunge und ihr Thun wider den Herrn ist, daß sie den Augen seiner Majestät widerstreben"**). Man behauptete die strafende Hand Gottes darin zu erkennen, daß von den „Königsmördern" über sechszig eines unnatürlichen Todes gestorben waren, und daß Collot d'Herbois sein Leben in Cayenne unter schrecklichen Qualen beendet hatte***). Napoleon wurde als Appolyon, der Engel aus dem Abgrunde, angesehen, auf den in der Offenbarung hingewiesen wird†). Noch ein philosophisches Jahrhundert, sagt Lamennais, und es wäre um die Civilisation geschehen gewesen, vielleicht sogar um das ganze menschliche Geschlecht. Aber siehe da, die Zeit naht, wo die göttliche Gerechtigkeit eingreift. „Die mächtige Hand, welche die Gesellschaft gestützt hatte, zieht sich zurück. Einen Augenblick tritt Gott die Herrschaft über die Erde dem Menschen ab, der sie ihm bestritten hatte. Um dessen wahnsinnigen Hochmuth in einer für alle Zeiten denkwürdigen und der Schuld angemessenen Weise zu strafen, sagt er zum Menschen: Regiere Du." Und bestraft sind die Menschen, bestraft wie nie vorher. „Aber sind sie auch gebessert? Wenn ich um mich blicke, sehe ich auf den Stirnen, welche noch die Narben von dem göttlichen Rachestrahl tragen, die Empörung geschrieben"††).

Indem die Bigoterie das Urtheil über die Natur des Uebels bestimmt, entscheidet sie auch bei der Wahl der zur Heilung anzuwendenden Mittel. Als 1853 Schottland von der Cholera heimgesucht wurde, wendete sich das Presbyterium von Edinburg unter Berufung auf die öffentliche Meinung an den Minister des Innern und befürwortete die Anberaumung eines all-

*) De Maistre, Soirées de St. Pétersbourg. 4. Entretien in den Oeuvres. Bruxelles 1852, Tom. I, pp. 165, 174.

**) S. Lamennais, Sur l'indifférence en matière de religion. Part. I. ch. 10. De Maistre, Soirées, 11. Entretien in den Oeuvres Tom. II, p. 180, derselbe, Du Pape, Discours Préliminaire § II und Considérations sur la France, ch. X § 3 in den Oeuvres, Tom. III, p. 15, Tom. VII, p. 129.

***) De Maistre, Considérations sur la France, ch. X § III in den Oeuvres Tom. VII, p. 124. Gaume, Catéchisme de persévérance. 3 éd. Paris 1841. Tom VI.

†) Ch. Nodier, L'apocalypse du solitaire in den Souvenirs, portraits, épisodes de la révolution et de l'Empire 5. éd. Paris 1850. Tom II. pp. 365 sq. Lamennais. Tradition de l'église, Seconde partie, Sect. II.

††) S. Lamennais, Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le XIX siècle et sur la situation actuelle, Sur l'indifférence en matière de religion, Part I ch. 2, ch. 10.

gemeinen Fast- und Bußtages, also eine Maßregel, die vom medicinischen Standpunkte aus verwerflich war, weil sie nur zu einer physischen Erschöpfung der Bevölkerung führen und dadurch der Inficirung Vorschub leisten konnte; aber man hoffte, daß die Gottheit versöhnt werden und dem Fortschreiten der Seuche Einhalt gebieten würde, wenn die sündige Menschheit sich reumüthig erwiese. Gleich abergläubisch wurde in Frankreich die Frage behandelt, mit welchen Waffen dem revolutionären Geist entgegen zu treten wäre. Der einzig wirksame Schutz, behauptete man, wäre der, daß man sich im Gebet an Gott wendete. Ruhe und Sicherheit würden für das unglückliche Frankreich nicht eher zurückkehren als bis

„Le zèle et la prière
Dissipent l'indigne poussière
Qui couvre l'image des Dieux"*).

Zum weiteren Verständniß des Umschwungs, der sich nach der Revolution in der französischen Denkungsweise vollzogen hat, dient die Thatsache, daß damals Verhältnisse, die mit den eben besprochenen in keiner Beziehung stehen und daher als selbständiger Factor gelten müssen, einen Rückschritt in den Naturwissenschaften herbeiführten.

Die Entwickelung der Naturwissenschaften in Frankreich während des 18. Jahrhunderts ist in ihren Wegen und Zielen durch die Cartesianische Philosophie bestimmt worden; mit ihr beginnt das Zeitalter des Positivismus. Descartes hat die scholastische Speculation aus dem Gebiete der Naturwissenschaft verdrängt und an ihre Stelle die allein legitime Forschungs-Methode gesetzt, indem er das Princip aufstellte, daß man nichts glauben dürfe, als was man durch Beobachtungen und Schlußfolgerungen erkannt habe. Er hat weiter auch das Ziel richtig bestimmt, von dessen Erreichung das wissenschaftliche Begreifen der Naturvorgänge bedingt wird, indem er die Fesseln der Teleologie durchbrach und die Aufgabe der Forschung dahin präcisirte, daß sie die ganze Schöpfung aus dem Gesetz der Causalität erklären müßte.

Es leuchtet ein, daß unsere Erkenntniß der Natur erst dann wissenschaftlich wird, wenn wir die Erscheinungen in ihr als die stets wiederkehrende Folge gewisser vorausgegangener Thatsachen erfaßt, mit anderen Worten wenn wir Gesetze in der Natur entdeckt haben. Bis dahin bleibt unser Wissen, wie es in der Kritik der Urtheilskraft heißt, „eine systematische Kunst oder Experimentallehre"; das Wesen einer jeden Wissenschaft besteht darin, daß sie die Bedingungen für die Vorausberechnung, für die mathematische Behandlung der in ihr Bereich fallenden Phänomene beschafft, und dazu bedarf es des Nachweises, daß diese Phänomene dem Princip einer constanten Verursachung unterstellt sind. Die Möglichkeit eines solchen Nachweises ist

*) Lamartine, zehnte, „Méditation" betitelte Ode, I. 124.

aber noch heute bestritten. Die Scholastiker, eine Species, welche noch immer nicht ausgestorben ist, behaupten, daß die belebte Schöpfung sich nicht als das Product von Gesetzen erklären lasse, daß jeder darauf gerichtete Versuch an ein unbegreifliches gewisses Residuum gelange und dadurch zu dem Schluß nöthige, daß in den Organismen eine Kraft wirksam sei, deren Schaffensweise nicht durch das Princip der Causalität gebunden werde. Jeder Organismus, lehren sie, wird durch Wesen belebt, die nach Zwecken handeln, durch einen Dämon, einen Archeus oder, wie man sich heute auszudrücken beliebt, durch die Lebenskraft. —

Wenngleich der Schluß auf den diese sogenannte teleologische Doctrin sich stützt, ungerechtfertigt ist, — derselbe wäre nur begründet, wenn wir alle in der Natur herschenden Gesetze kennten — so mag es doch immerhin richtig sein, daß die belebte Welt nicht als eine Kette von Ursachen und Wirkungen begriffen werden könne. Indeß, so lange nicht zwingende Gründe dafür vorliegen, daß die Biologie auf die Stellung einer Wissenschaft resignire, so lange bleibt das Bekenntniß: Ignorabimus eine Schwächlichkeit, und so lange ist also die mechanisch-causale Richtung in der Naturforschung die allein berechtigte. Descartes' Verdienst ist es, die französische Forschung davon überzeugt, sie von der Teleologie befreit und auf das Ziel hingelenkt zu haben, die ganze Schöpfung in den einförmigen Proceß einer gesetzmäßigen Bewegung aufzulösen.

„Jede Function in der Maschine, die wir Organismus nennen," sagt Descartes in seinem Buche „L'homme" — „wünsche ich Euch als durch die Anordnung ihrer Organe verursacht anzusehen, gerade so wie die Bewegungen einer Uhr oder eines anderen Automaten, die durch ihre Gewichte oder Räder hervorgerufen werden", — und diese Mahnung hat die französische Physiologie das ganze 18. Jahrhundert hindurch gewissenhaft befolgt. Alle ihre Bestrebungen sind darauf gerichtet, eine Erklärung des Lebens durch mechanische Principien zu finden. Die Schule der Jatromechaniker suchte die physiologischen und pathologischen Erscheinungen in den Organismen mit physikalischen Gesetzen in Verbindung zu bringen. Die Thätigkeit des Herzens wird wie die eines Stempels in einer Wasserkunst, die Arterien und Venen als hydraulische Röhren, die Muskeln als Hebel dargestellt. Auf einem anderen Wege verfolgen die Jatrochemiker das gleiche Ziel. Die festen Bestandtheile spielen in ihrer Lehre nur die Rolle von Behältern. Sie führen das Leben darauf zurück, daß durch die alkalische oder saure Natur der im Organismus vorhandenen Flüssigkeiten gewisse Processe des Gährens, Aufbrausens, Verpuffens u. s. w. bewirkt werden Weder der einen noch der anderen Schule gelingt es, das Problem, das sie sich gestellt hat, zu lösen; aber das Ziel wird darum nicht aufgegeben. Viele weichen von dem durch Descartes gewiesenen Wege ab und ergehen sich anstatt zu experimentiren in Speculationen, in Erdichtungen neuer eigenthümlicher Kräfte der Materie; indeß gelangt die exacte Forschung doch immer wieder zum Durchbruch und vermag am

Schluß des 18. Jahrhunderts einen bedeutsamen Erfolg zu verzeichnen. Nach Entdeckung des Sauerstoffs wird es möglich, den Vergleich des Lebens mit einer Flamme von dem Rang einer Metapher zu dem einer wissenschaftlichen Wahrheit zu erheben, d. h. den Beweis zu erbringen für die rein chemische Natur des Athmungprocesses, dafür, daß derselbe „in Allem dem Verbrennen in einer Lampe oder in einem angezündeten Lichte ähnlich ist, daß also die Thiere, welche athmen, wirklich verbrennbare Körper sind, welche brennen und sich aufzehren"*). In die in Rede stehende Entwickelungsperiode der Naturwissenschaften in Frankreich fallen auch die ersten Versuche, auf mechanischem Wege die morphologischen und physiologischen Verschiedenheiten in der Thier- und Pflanzenwelt als Differenzirungen eines Urorganismus zu erklären. Das originelle Buch: Telliamed ou entretiens d'un philosophe Indien sur la diminution de la mer avec un missionaire Français giebt die Transmutationslehre noch als eine rein speculative Hypothese; bei Buffon, Robinet u. A. finden sich schon die ersten Ansätze zu einer positiven Behandlung des Problems. Der Verfasser der Histoire naturelle weist zunächst auf die Uebereinstimmung hin, welche sich bezüglich der Bildung der wesentlichen Körpertheile bei allen Vierfüßlern vorfindet, beschreibt dann die Analogieen, die zwischen den genannten Thieren und den Vögeln Fischen u. s. w. bestehen, und gelangt endlich zu den Schluß, der Schöpfung aller belebten Wesen liege eine und dieselbe Idee zu Grunde. Robinet sucht die Gleichheit der Ernährung und Erzeugung bei dem Thieren und Pflanzen darzuthun. Ihnen schließt sich Maupertuis an, indem er es unternimmt, die Gründe für die Transmutation begreiflich zu machen, und zu diesem Zwecke ausführt, wie die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse und der Ernährungsweise sowie der Kampf um's Dasein Veränderungen in dem Bau und den Lebensfunctionen des Organismus hervorrufen müssen.

Um eine noch festere Stütze für die Behauptung zu gewinnen, daß auch in der organischen Schöpfung das blinde Gesetz der Verursachung walte, bemühen sich die französischen Naturforscher endlich die Entstehung belebter Wesen aus anorganischen Stoffen nachzuweisen. Man beruft sich auf aprioristische Argumente, die die herrschende Lehre: Omne vivum ex ovo widerlegen sollen, wie z. B. darauf, daß die Natur keine Sprünge mache, oder daß sie sich an das Homogene halte, solange dasselbe ausreiche, und nur im Falle zwingender Noth zu neuen Substanzen greife. Aber auch auf experimentellem Wege sucht man das Vorkommen einer generatio spontanea zu erhärten; insbesondere werden nach dem Vorgang Needhams mit Infusionen, welche gegen die Uebertragung von Keimen geschützt sind, Beobachtungen angestellt, um die Bildung kleiner Organisman zu constatiren.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zeigt sich in der französischen Naturwissenschaft eine rückläufige Bewegung; das Ziel, das Descartes ge-

*) Mémoires de l'académie des science. 1789, p. 57 sq.

steckt hatte, wird aufgegeben und eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Ein Gefühl der Entmuthigung war über die französischen Forscher gekommen. Ueber ein Jahrhundert hatte man experimentirt und nachgedacht, um die Erscheinungen in der belebten Natur als gesetzmäßige zu begreifen; die besten Köpfe Frankreichs, die Diderots, die Maupertuis, die Robinets, die D'Alemberts, die Buffons, die Lavoisiers hatten sich an diesen Bestrebungen mit Einsetzung aller ihrer Kräfte betheiligt; und doch, wenn man am Schlusse des 18. Jahunderts ehrlich das Facit zog, so konnte man sich des Eingeständnisses nicht erwehren, daß man dem Ziel nur um wenige Schritte näher gerückt wäre, daß sich noch gar nicht absehen ließe, ob dasselbe überhaupt erreicht werden könnte. Die Behauptung, die Lavoisier in einer kurz vor seiner Hinrichtung verfaßten Schrift aufgestellt hat, daß die Vegetation und Animalisation wissenschaftlich erklärlich seien, ist noch heute, nachdem inzwischen zahlreiche Entdeckungen zu Gunsten der mechanisch-causalen Naturerklärung gemacht worden sind, weit davon entfernt, erwiesen zu sein; um wie viel weniger konnte sie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts dafür gelten. Für die Erklärung der physiologischen Vorgänge in der belebten Natur war kaum etwas Weiteres geleistet, als daß man den Athmungsproceß auf chemische Gesetze zurückgeführt hatte. Bezüglich der morphologischen und physiologischen Verschiedenheiten in den Organismen war man nicht über einige wenig fundirte Hypothesen hinausgekommen, und endlich hatte man auch für die spontane Entstehung organischer Wesen keine zwingenden Argumente zu erbringen vermocht, da gegen die angestellten Experimente der Einwand offen blieb, daß die Infusionen, in denen die Bildung kleiner Organismen beobachtet worden war, nicht genügend gegen das Eindringen von Keimen geschützt gewesen seien. Selbst die fortgeschrittensten unter den französischen Denkern fingen dieser Sachlage gegenüber an hoffnungslos zu werden. Wir stehen, heißt es in dem Artikel der Encyklopädie über die Zeugung, vor einem Mysterium, dessen Tiefe zu ergründen bisher so wenig gelungen ist, daß alle die vielen Versuche nur dazu gemacht zu sein scheinen, um ihre Nutzlosigkeit zu erweisen. Wie viel mehr mußte bei der schwächlichen Masse die Neigung zum Durchbruch kommen, auf eine wissenschaftliche Gestaltung der Biologie zu verzichten und zu der Lehre Zuflucht zu nehmen, daß hinter der belebten Schöpfung irgend ein metaphysisches Wesen seinen Spuk triebe.

So hat denn die Naturwissenschaft während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in Frankreich einen teleologischen Charakter. Wohl sind einzelne der Ideen, die die Cartesianische Schule concipirt hatte, hin und wieder von einem Forscher aufgenommen und weitergeführt worden, wie beispielsweise die von der Transmutation der Organismen, welche in Lamarck und später in Geoffroy Saint Hilaire einen eifrigen Anhänger und Fortbildner fand; aber im Großen und Ganzen glaubte man mit der Vergangenheit brechen zu müssen, und zwar machte sich diese Ueberzeugung nicht nur in der jungen

Generation geltend; selbst in den überlebenden Vertretern der mechanischen Richtung vollzieht sich ein Bekehrungsproceß. Der radicalste unter den französischen Physiologen seiner Zeit, Cabanis, hatte in der am Schluß des vorigen Jahrhunderts erschienenen Schrift: Rapports du Physique et du Moral de l'homme die Behauptung aufgestellt, das Gehirn sei ein Organ, welches das Denken in eben derselben Weise bewirke, wie der Magen die Verdauung vornehme oder die Leber die Galle absondere; wenige Jahre später ist aus dem Cartesianer ein Teleologe geworden. In einem berühmten Aufsatz, der die Frage nach den ersten Ursachen behandelt, weist Cabanis darauf hin, daß alle bisherigen Versuche, das Leben zu erklären, erfolglos gewesen seien, und führt dann aus, wie die Organisation der Pflanzen und Thiere, die Art und Weise, in der sie sich reproduciren, entwickeln und in der Reihe der belebten Wesen eine bestimmte Rolle spielen, zu dem Schluß nöthigen, daß eine mit Intelligenz und freiem Willen begabte Macht die Welt geschaffen habe.

In Folge des bestimmenden Einflusses, den die Naturwissenschaft während des 18. Jahrhunderts auf das geistige Leben in Frankreich ausgeübt hatte, war es unvermeidlich, daß die rückläufige Bewegung der ersteren sich dem letzteren mittheilte. Insbesondere mußte die Weltanschauung, die Auffassung über die letzten Ursachen und letzten Zwecke der Schöpfung, eine Umwandlung erfahren. —

Bei einer ruhigen Beurtheilung wird man dem Abhängigkeitsverhältniß, in dem die Metaphysik zur Naturwissenschaft steht, die logische Berechtigung absprechen. Die letztere ist bisher niemals in der Lage gewesen, das Fundament für den Aufbau einer Weltanschauung zu liefern, und sie wird auch in keiner Zukunft dieser Aufgabe gewachsen sein. Denn, wenn es wirklich einmal gelingen sollte, das Cartesianische Ziel zu erreichen und die ganze Schöpfung in den einförmigen Proceß einer gesetzmäßigen Bewegung aufzulösen, so wäre damit noch nicht die Existenz eines höchsten intelligenten Wesens, das die Welt nach gewissen Zwecken geschaffen hat, widerlegt, der Atheismus hätte auch dann noch keine positive Begründung gefunden, weil die Möglichkeit übrig bliebe, sich einen Gott vorzustellen, „der nur von Außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe"; und andrerseits werden alle Argumente der Teleologen für das Vorhandensein von Zwecken in der organischen Schöpfung kraftlos sein, so lange nicht die Negative erwiesen ist, daß die Phänomene, auf die man sich beruft, an kein Gesetz gebunden sind, ein Nachweis, der für immer unmöglich ist, weil es sich nie feststellen lassen wird, daß es keine weiteren als die bekannten Gesetze in der Schöpfung giebt. Jedenfalls war es die Phantasie und nicht eine logische Schlußfolgerung, die die französischen Denker des 18. Jahrhunderts von der Naturerkenntniß zur Metaphysik leitete; sowohl die teleologische als auch die mechanische Weltauffassung waren Speculationen. Aber man speculirte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Nur Wenige vermochten mit d'Alembert zu

begreifen, daß „alle Fragen, die auf die ersten Principien der Dinge Bezug haben, ebenso ungelöst geblieben sind, seitdem es Philosophen gegeben hat, wie sie es vorher waren, und daß sie, so lange es Philosophen geben wird, zwar lebhaft besprochen, aber doch immer in ein tiefes Dunkel eingehüllt bleiben werden." Die große Mehrzahl trug unter Berufung auf naturwissenschaftliche Thatsachen ihr deistisches oder atheistisches System als eine positiv erwiesene Lehre vor. In dem Evangelium der Teleologen, dem berühmten Bekenntniß des Savoyischen Vicars, wird der Satz, daß die Welt „durch einen mächtigen und weisen Willen" regiert werde, aus Phänomenen der belebten Schöpfung hergeleitet, aus der Anlage der Organismen, in denen jeder einzelne Theil im Hinblick auf die anderen construirt und bestimmt sei zur Erhaltung des Ganzen zu dienen. Weiter beruft sich Rousseau darauf, daß es den Chemikern niemals gelungen sei und niemals gelingen werde, durch irgend eine Combinirung ihrer Mixturen eine organische Bildung herzustellen. Aber auch der Codex des Atheismus, das Système de la Nature, baut sich angeblich auf einer naturwissenschaftlichen Grundlage auf. Indem Holbach die Annahme einer außerhalb der Welt existirenden, überirdischen Gewalt durch den Beweis zu widerlegen sucht, daß sich die ganze Schöpfung aus den verschiedenen Eigenschaften und Zusammensetzungen der Materie erklären lasse, macht er geltend, daß durch mikroskopische Untersuchungen die Bildung organischer Wesen aus unbelebten Stoffen festgestellt sei, daß jede Lebensfunction sich als ein mechanischer Proceß erklären lasse, daß man zwischen dem Thier-, Pflanzen- und Steinreich keine wesentlichen Unterschiede habe nachweisen können, kurzum er verwerthet alle jene Sätze, die die mechanisch-causale Naturforschung aufgestellt hatte. Als die oben erwähnten Untersuchungen des englischen Jesuiten Needham über die generatio spontanea bekannt wurden, wendete man Seitens der Deisten dagegen ein, die Lehre von der Bildung organischer Wesen aus unorganischen Stoffen wäre gefährlich, da sie als Argument gegen die Existenz eines intelligenten Weltenschöpfers benutzt werden könnte. Und in der That ist dies geschehen. „Ueberall," heißt es in den Noten des Herrn de Morga zu dem Voltaire'schen Gedicht „Les Cabales", „überall wurde auf Needhams Entdeckung Bezug genommen; die Atheisten nützten die Unwissenheit und Halsstarrigkeit eines Jesuiten aus, um sich im Atheismus zu befestigen." Der Vorgang ist um so bezeichnender als er nicht vereinzelt dasteht. Vor einigen Jahren wurde die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Frankreich durch die Experimente eines Arztes aus Rouen von Neuem auf die Streitfrage der Entstehung des Lebens hingelenkt. Pasteur, der hervorragendste Gegner der generatio spontanea erklärte damals vor der Sorbonne: „Welch' ein Sieg für den Materialismus, wenn er feierlich verkünden könnte, er stütze sich auf die erwiesene Thatsache, daß die Materie sich von selbst organisire! Die Materie, die schon alle bekannten Kräfte in sich besitzt! Oh, wenn wir ihr auch noch diese weitere Kraft zusprechen müßten, die sich das Leben nennt und zwar das Leben ver-

änderlich in seinen Aeußerungen je nach den Bedingungen unserer Experimente! Was wäre dann natürlicher, als sie zum Gott zu machen, diese Materie? Warum dann noch seine Zuflucht zu der Idee einer Schöpfung nehmen, zu einem Mysterium, vor dem wir uns beugen müssen?" Selbst Napoleon I. scheint die fragliche Lehre für gemeingefährlich erachtet zu haben*). Danach ist es wohl verständlich, daß neuerdings von den französischen Communisten der Satz aufgestellt wird: „Durch die generatio spontanea ist Gott abgesetzt worden"**).

Der Rückgang der mechanisch-causalen Naturforschung nach der Revolution hat also auf das ganze geistige Leben in Frankreich reagirt, und zwar dasselbe von der positiven Richtung abgelenkt. Aus der Thatsache, daß die Chemiker und Physiker in der Erklärung des Lebens nur geringe Fortschritte gemacht hatten, schloß man, daß das Princip der Causalität in der Natur nicht die bis dahin angenommene allgemeine Geltung besäße, und, indem man dementsprechend die wissenschaftliche Forschung in bestimmte Grenzen verwies, eröffnete man zugleich der Speculation ein unabsehbares Gebiet. Denn es liegt eben nicht in der menschlichen Natur da zu resigniren, wo Beobachtung und Schlußfolgerung Halt zu machen gezwungen sind, sondern, unter dem Zwange eines Triebes, der nicht sowohl Wissensdrang als gemeine Neugierde ist, strebt man weiter und verfällt unbewußt in Phantastereien. In Frankreich sind es gerade die Physiologen gewesen, die diesen gefährlichen Weg zuerst betreten haben. Das bedeutendste Werk, das die Schule von Montpellier am Anfang dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat, die Nouveaux Elémens de la science de l'homme, ist in dieser Beziehung bezeichnend. Nachdem Barthez in demselben den Beweis geliefert hat, daß die Phänomene des Lebens sich weder aus der Wirksamkeit der Seele, noch aus den Gesetzen der Chemie und Physik erklären lassen, gelangt er zu dem Schluß, daß eine eigenthümliche, eine „vitale" Kraft, in allen Organismen thätig sei. Dieselbe wird zwar in ihrem Schaffen nicht durch einen überlegten Willen, sondern nur durch ein blindes Gefühl geleitet; trotzdem aber wirkt sie, nach Barthez, in zweckvoller Weise, bildet die Organe so, daß sie ihrer Bestimmung entsprechen, sorgt für ihre Erhaltung und wehrt Krankheiten ab oder sucht, sofern ihr die Abwehr nicht gelingt, die verursachten Schäden zu repariren***). Mit

*) Es wird erzählt: Cuvier habe auf die Frage, ob er an die generatio spontanea glaube, geantwortet: „Der Kaiser will es nicht." Camille Flammarion. Dieu dans la nature. Paris 1878. p. 186. Note.

**) H. Simonin. Histoire de la Psychologie. Paris 1879. p. 456.

***) S. Barthez. Nouveaux Elémens de la science de l'homme. 2 edit. Paris 1806. Tom. I. pp. 20. 21. 56, 108 u. a. a. O. Noch heute wird die formende, erhaltende und heilende Kraft als das Charakteristische des vitalen Princips vertheidigt, s. z. Auber. Traité de la science médicale. Paris 1853. pp. 19, 20, 136. derselbe, Philosophie médicale. Paris 1855. Institutions d'Hippocrate ou Exposé philosophique des principes traditionnels de la médecine. Paris 1864. p. 295. Bouchut. Historia de la médecine. Tm. I. p. 384.

Bezug auf das plastische Vermögen des vitalen Princips bemerkt ein Anhänger Barthez', daß dasselbe „besser componire und modellire als ein Bildhauer"*). Zu einer wissenschaftlichen Bestimmung ist der Vitalismus niemals gelangt; die causa occulta, auf die er zurückgeht, ist eben eine Erfindung scholastischer Speculation. Nicht höher als die „vitale Kraft" steht das primum movens et existens, aus dem die Pariser Physiologen-Schule in der genannten Zeitperiode das Leben erklärte. Bald wird dasselbe „Sensibilität, bald Contractibilität"**), bald Sympathie***), bald Irritabilität†) genannt; immer aber endet die Schilderung, „in einem kleinen Roman von einer Schildwache, deren Wachsamkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und deren Intelligenz der unserigen bei Weitem überlegen ist, da sie niemals etwas den Organismen Schädliches passiren läßt, während wir bisweilen verderbliche Stoffe in unsern Magen einführen"††).

Dem Beispiel der Physiologen folgte die große Masse. Die Speculation schlägt eine teleologische Richtung ein, und, indem sie dabei nothgedrungen zu der Vorstellung einer an keine Gesetze gebundenen, einer Wunderkraft gelangt, dient sie der Theologie als Vorfrucht.

Das Wiederaufleben der theologischen Denkungsweise in Frankreich ist eine pathologische Erscheinung. Aus der Art und Weise, in der dieselbe auftritt, läßt sich indeß ein Argument für jenes oben erwähnte physiologische Gesetz über die Entwickelung des geistigen Lebens der Völker hernehmen.

Auch die Maistres, die Bonalds und Lamennais stützen ihre Lehre auf den Glauben, aber sie nehmen ein zweites Fundament zu Hilfe. Ihre Beweismittel sind nicht lediglich der heiligen Schrift und der Tradition entnommen, sondern haben zum Theil einen rationalistischen Charakter. Weder die Sinnlichkeit noch das Selbstbewußtsein, lehrt die Schule, dürfen zum Ausgangspunkt eines Systems genommen werden, sondern nur etwas außerhalb des Menschen Liegendes*), Gott, und der einzig sichere Weg, der zur Gotteserkenntniß führt, ist der des Glaubens. Aber, fügt sie hinzu, möglich ist es auch, durch wissenschaftliche Forschung zu jenem Ausgangspunkt zu gelangen. In der Défense du Christianisme, einer Sammlung von Predigten, die der Bischof von Hermopolis, Abbé Frayssinous, in den Jahren 1803 bis 1809 in der Capelle von St. Sulpice zu Paris gehalten hat, um die freigeistige

*) Lordat. Preuve de l'insénescence du sens intime de l' homme. Montpellier 1844. p. 50. derselbe, Leçons de physiologie. Montpellier 1837. p. 160.

**) Bichat. Anatomie générale. Préface.

***) Bichat a. a. O. Tom. II. p. 482.

†) S. darüber Bulletin de l'Académie de médecine Tom. VI. p. 191.

††) Magendie. Léçons sur les phénomènes physiques de la vie. Tom II, p. 120.

*) Bonald, Demonstration philosophique du principe constitutif de la société in den Oeuvres complètes, publiées par l'Abbé Migne. Paris 1859, Tom. I, p 6.

Jugend zu bekehren, heißt es sehr bezeichnend: „Mehr als einmal werden Sie gewahr werden, daß unsere Discussionen einen rein philosophischen Charakter an sich tragen, daß sie ebensowohl in einer Akademie als von dieser Kanzel herab stattfinden könnten, und ich gestehe ein, wenn ich an die Heiligkeit dieses Ortes, an dem wir versammelt sind, denke, an meine Stellung als Diener der Religion und an das Gewand, das ich trage, so möchte ich darüber erröthen, daß in einer katholischen Kirche eine profane Sprache gesprochen wird, die im Allgemeinen hier fremd sein sollte. Indeß, was mich rechtfertigt, ist, daß die Zeiten, in denen wir leben, eine neue Art der Belehrung zu erfordern scheinen. Der Arzt muß seine Heilmittel eben den Bedürfnissen, dem Temperament des Kranken anpassen. Die gegenwärtige Krankheit der Geister ist nun eine solche, daß man ihre Heilung nur auf einem neuen Wege erhoffen darf. Wenn unsere Conferenzen nicht ohne Nutzen sind, so wird man uns verzeihen, daß sie einen eigenthümlichen Charakter haben, daß sie von dem gewöhnlichen Ton der christlichen Kanzel zu entfernt sind, und ich bin überzeugt, ihr Erfolg, wenn er ein wirksamer ist, wird uns Rechtfertigung verschaffen vor Gott und vor den Menschen“ *).

II.

Die Staatslehre der theologischen Schule.

Nach der theologischen Schule läßt sich der Staat nicht als eine menschliche Schöpfung erklären, insbesondere nicht auf einen Vertrag zurückführen. Zwar erkennt sie an, daß das geordnete Zusammenleben der Menschen eine mit den Interessen des Individuums eng verknüpfte Institution sei **); allein ebenso bestimmt stellt sie in Abrede, daß eine wirkliche Staatsautorität ohne überirdische Mitwirkung entstehen könne. Die Menschen, behaupten die Theologen, sind viel zu selbstsüchtig angelegt, als daß sie ohne den Druck eines göttlichen Gebotes eine Gemeinschaft zu bilden vermögen und, selbst wenn eine solche Bildung gelänge, ihr Bestand wäre keinen Augenblick gesichert. Zu Gunsten dieses letzteren Satzes, auf dessen Beweis sie aus politischen Gründen einen besonderen Werth legen, führen sie aus, daß eine Staatsgewalt, die sich aus dem Willen der Individuen herleite, in roher Willkür bestehen müsse, daß ihr Inhaber sich also von egoistischen Interessen und zügellosen Leidenschaften leiten lasse, was schließlich nur dazu führen könne, daß die Unterthanen sich fortwährend gegen die Staatsgewalt auflehnen, die Anarchie zur Regel werde. Wie die Principien der Ordnung, des Friedens, des Glücks

*) Frayssinous. Défense du Christianisme ou Conférences sur la religion. Paris 1825. Tom. I. p. 23. f. auch Tom. II. pp. 33. 34 und Tom. IV. p. 169. f. auch Nettement. Histoire de la littérature. Tom. I. pp. 164, 165. 170. Lamennais. Essai sur l'indifférence. Introduction am Schluß.

**) De Maistre. Du Pape. Livre III. ch IV. Note 1. in den Oeuvres Tom. III. p. 325. Considérations sur la France a. a. O. Tom. VII. p. 114.

und der Freiheit der Völker zur Durchführung gebracht werden, das hat, sagt Lamennais, weder der Verfasser des contrat social, noch irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger verständlich zu machen gewußt. „Alle Gewalt kommt von Gott, und darin allein liegt die Rechtfertigung der Gewalt, des Zwangs und des Gehorsams, ohne welche eine Gesellschaft nicht bestehen kann*).“

Nach Bonald, de Maistre, Lamennais und ihren Anhängern ist die dem göttlichen Willen einzig und allein entsprechende Verfassungsform die absolute Monarchie. Gott hat die souveraine Gewalt über alle Wesen, der Gottmensch über die ganze Menschheit, das Staatsoberhaupt über alle seine Unterthanen und das Famlienhaupt über sein Haus. Wie die Gewalt Gottes, so ist auch die der übrigen Machthaber, die nach dem Bilde der ersteren geschaffen ist und von Gott stammt, eine absolute. Es gilt in Ansehung des dreieinigen Königs, was die Kirche bezüglich der drei Personen in Gott überliefert. Die gesetzgebende, die richterliche und executive Gewalt müssen in ihm eins sein; eine Loslösung einer der Gewalten von der Krone, eine sei es auch nur theilweise Uebertragung auf das Volk sind unzulässig. Die drei Gewalten sind wie der Mantel ohne Nath, der nicht zertrennt werden kann. Die constitutionelle Monarchie ist eine Art politischer Polygamie**).

So weit für diese Sätze ein positiver Beweis angetreten wird, setzt sich derselbe aus Citaten zusammen, welche der heiligen Schrift entnommen sind. Die theologische Schule ist aber auch bemüht, die Nothwendigkeit der absoluten Monarchie aus der logischen Unmöglichkeit einer Einschränkung der souverainen Gewalt herzuleiten, und zu diesem Ende sucht sie darzuthun, wie ein jeder Versuch, eine „Verfassung“ zu erdenken, von vornherein aussichtslos sein müsse. Man verlangt Grundgesetze, sagt De Maistre, eine Verfassung. Aber wer soll dieselbe geben und wer sie ausführen? „Die Körperschaft oder die einzelne Person, welche die Macht dazu besäße, wäre der wirkliche Souverain, da sie stärker sein würde, als der nominelle Herrscher; sie würde letzteren schon allein dadurch, daß sie die Verfassung gäbe, entthronen. Ist das Grundgesetz eine Concession des Souverains, so

*) Lamennais, Essai sur l'indifférence en matière de religion. Part. II. ch. III. Réflexions sur l'état de l'église en France.

**) S. Bonald. Démonstration philosophique du principe constitutif de la société ch. ch. 7. 12. 14. in den Oeuvres. Tom. I. pp. 53. Note, 54 sq. 57. 80. 83. Considérations sur la France et l'Angleterre a. a. O. Tome II. p. 535: De l'équilibre politique en Europe. Tom. II. p. 558. Observations sur l'ouvrage ayant pour titre: Considérations sur les principaux événements de la révolution française. Tom. II. p. 600. Le principe du Gouvernement représentatif et la souveraineté du peuple. T. II. p. 891. De la philosophie morale du 18ième siècle. Tom. III. p. 482. S. auch De Lamennais, De la réligion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. ch. II.

entsteht dieselbe Schwierigkeit. Wer wird die Nachfolger in der Krone daran hindern, die Verfassung zu verletzen?" Es bliebe der Ausweg, daß einer Körperschaft oder einem Individuum „das Recht des Widerstandes" verliehen würde, d. h. das Recht, die souveraine Gewalt in ihre Grenzen zurückzuweisen. „Dann aber entsteht wiederum die Frage: wann darf dieses Recht ausgeübt werden und durch wen." Die eifrigsten Verfechter desselben stimmen darin überein, daß es nur im Fall der Tyrannei zur Anwendung kommen dürfe. Aber was ist denn Tyrannei? Kann ein einziger grausamer Act mit diesem Namen bezeichnet werden? Und wenn es deren mehrere bedarf, wie viele sind erforderlich, und welcher Art müssen sie sein? Welche Gewalt im Staate hat das Recht zu entscheiden, daß ein Fall des erlaubten Widerstandes eingetreten ist? Wenn ein Gerichtshof dazu schon vorher bestellt war, so besitzt derselbe einen Theil der Souverainetät, und indem er auf den anderen Theil einwirkt, vernichtet er den letzteren. Bestand er aber vorher nicht, welches Tribunal soll dann den fraglichen Gerichtshof bestellen?"

Die Richtigkeit dieser Deduction, behauptet De Maistre, wird durch die Thatsache bestätigt, daß alle Versuche, die jemals gemacht wurden, eine constitutionelle Verfassung zur Ausführung zu bringen, fehlgeschlagen sind. Aus der Geschichte Englands läßt sich kein Einwand dagegen hernehmen. Denn die wirkliche englische Constitution ist jener bewundernswerthe, einzige, unfehlbare, öffentliche Geist, welcher Alles leitet, Alles erhält, Alles rettet: das was geschrieben steht, ist nichts"*). Als Ludwig XVIII. die Charte proclamirt hatte, bezeichnete Bonald das in einem an De Maistre gerichteten Briefe als „den vollkommensten Triumph, den die irreligiöse und staatsgefährliche Philosophie jemals errungen habe." „Glauben Sie an die Charte?" erwiderte ihm der Verfasser des Buche „Vom Papste". „Ich für meinen Theil glaube an sie ebensowenig, als ich an den Fisch glaube, welcher angeblich ein Schiff in voller Fahrt aufzuhalten vermag"**).

*) S. De Maistre. Du Pape. Livr. II. ch. 2: Livr. III. ch. 4 und Résumé et Conclusion in den Oeuvres. Tom. III. pp. 153 sq., 325. 348. Considérations sur la France, ch. 4 et ch. X, § 1. a. a. O. Tom. VII. pp. 48. 70. 109. 114. Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines §§ V und VII a. a. O. Tom. VII. pp. 170. 172. S. auch Bonald. Théorie du pouvoir, Part. I. Liv. 1. ch. 7 in den Oeuvres. Tom. I. p. 184: Liv. 4. ch. 3: Liv. 6. ch. 3; Tom. I, p. 393 und Liv. 6. ch. 6, Tom. I. pp. 412. 417. Considérations sur la France etc., Tom. II. pp. 543. 547. Sur le changement de ministère. Tom. II. p. 714. Pensées politiques. Tom. III. p. 1399. Lamennais. Vingt-un-Janvier in den Mélanges philosophiques.

**) S. Alfred Nettement. Histoire de la littérature française sous la restaurantion, Tom. I. pp. 384. 385 (S. auch den Brief, den Bonald nach Bildung des Ministeriums Villèle an Maistre schrieb, a. a. O. p. 393. In denselben heißt es: Ich sehe die Verfassung an als die Büchse der Pandora, auf deren Boden nicht einmal die Hoffnung übrig bleibt

Der Satz, daß die absolute Monarchie die allein legitime Verfassungsform sei, gehört indessen nicht zu den essentiellen in der theologischen Staatsrechtslehre; man ist von ihm abgewichen, so oft das Interesse der Kirche es angezeigt erscheinen ließ, das Volk gegen den Fürsten auszuspielen, und hat dann keine Bedenken getragen, für eben das Dogma einzutreten, das de Maistre, Bonald und in seinen ersten Schriften auch Lamennais als eine Ausgeburt der „diabolischen Philosophie des 18. Jahrhunderts" nicht genug zu verdammen wissen, — das Dogma von der Souverainetät des Volkes. Schon unter den mittelalterlichen Theologen hat dasselbe Vertreter gehabt. Der heilige Augustin steht auf dem verrufenen Vertragsstandpunkt; er spricht von einem „generale pactum societatis humanae obedire regibus suis", und in gleichem Sinne haben sich Chrisostomus, St. Thomas, Bellarmin, Suarez und Andere bis herab zu St. Liguori geäußert. Nach Bianchi ist sogar die herrschende Ansicht unter den Theologen und Canonisten stets dahin gegangen, daß die Quelle der bürgerlichen Gewalt in der Menge ruhe, die dieselbe ihrerseits den Königen und anderen weltlichen Fürsten übertrage*). Jedenfalls hat die theologische Schule unter der Restauration in ihrer Auffassung des Ursprungs und Wesens der Souverainität erhebliche Schwenkungen durchgemacht.

So entschieden auch Bonald in seinen Schriften jede Verfassung verwirft, er hat kein Bedenken getragen, ein Mandat für die Deputirtenkammer anzunehmen und sich später zum Pair machen zu lassen**). Noch weiter entfernt sich Lamennais von dem Dogma der absoluten Monarchie. Schon in seiner 1829 erschienen Schrift „Des Progrès de la Révolution et de la guerre contre l'Eglise" hatte er die Behauptung aufgestellt, die christliche Religion reprobire keine Verfassungsform, sondern könne mit jeder Art Regierung eine Verbindung eingehen; nur sei sie in Folge ihrer Grundsätze und ihres Geistes durchaus unvereinbar mit den Doctrinen der Anarchie und denen des Despotismus***). Die drei Jahre später veröffentlichten

*) Die französische Uebersetzung Traité sur la puissance ecclésiastique. Tom. I. p. 7.

**) In einer Schrift die jedoch in den gesammelten Werken nicht zu finden ist, scheint Bonald sogar für die Charte eingetreten zu sein. Denn im November 1827 schreibt Herr von Eyoiolis an Lamennais: „Wollen Sie es glauben, Herr Abbé, daß ich mir in Paris noch nicht die Schrift des Herrn von Bonald habe besorgen können, die in der Provinz Jedermann bekommt? Habent sua fata libelli. Er versucht also darin zu beweisen, daß er nicht leichtsinnig seine Ansichten änderte? . . Wo ist die Zeit hin, wo er mir sagte: Wenn meine Werke auf die Nachwelt übergehen sollen, will ich nicht, daß man mir vorwerfen könne, es finde sich in ihnen auch nur ein Wort zu Gunsten der Charte." Lamennais. Correspondance, Tom. I, p. 380.

***) S. Progrès ch. IV. Die Königin von Frankreich hat schon über eine der ersten Schriften Lamennais' sehr richtig gesagt: „Er hat bewiesen, daß die Monarchie und die Religion untergehen. Was die Monarchie anbetrifft, die ist ihm gleichgiltig; aber er will die Religion retten. Lamennais, Correspondance. Tom. II. p. 59.

„Paroles d'un Croyant" enthalten den Satz: „Gott hat die Menschen weder gering noch groß geschaffen, weder als Herren noch als Sclaven, weder als Könige noch als Unterthanen; er hat sie alle gleich geschaffen"*). Ebenda entwirft Lamennais ein Bild von den Königen, wie sie in dunkler Nacht auf einem Thron von Todtenknochen sitzen, Menschenblut aus einem Schädel trinken, und gegen die Freiheit, die Wissenschaft, die Religion, gegen Alles conspiriren, was die Ehre und Größe der Menschheit ausmacht**). Der eifrige Anhänger des absoluten Königthums von Gottes Gnaden war, wie weiter unten noch näher ausgeführt werden wird, durch die Ereignisse darüber belehrt worden, daß das Dogma von der Volkssouverainität unter gewissen Verhältnissen für die Zwecke des Ultramontanismus sich besser verwerthen ließe, als das früher von ihm verfochtene: er hatte, „eins der größten und schönsten Schauspiele, das seit lange gesehen worden war, erlebt; die Vereinigung zwischen Katholicismus und Liberalismus in Belgien zu dem Zwecke, um die Gesellschaft auf ihren wirklichen Grundlagen wieder aufzubauen"***). Man zittert vor dem Liberalismus, schreibt er im December 1829 an die Gräfin Senfft; nun gut; katholisirt ihn, und die Gesellschaft wird neu entstehen. Der Royalismus, wie man ihn predigt und begreift, tödtet Alles, selbst den Glauben an etwas Besseres; er treibt die Seelen, die Kraft besitzen, zum Bösen†). — Bald darauf spricht er der Freundin seine politische Ueberzeugung dahin aus, daß in Frankreich nur noch eine Demokratie möglich sei. Und diese ganze Verwandlung vollzieht sich, ohne daß Lamennais die theologische Grundlage verläßt, auf die er seine ursprüngliche Theorie gegründet hatte; auch wenn er den Satz vertheidigt, daß die Völker lediglich sich selbst angehören, macht er das „göttliche Recht" dafür geltend††).

Bis in die jüngste Zeit hinein sind Anhänger der theologischen Schule für die Volkssouverainität eingetreten. In den während der Fasten des Jahres 1857 in der kaiserlichen Kapelle der Tuilerien gehaltenen Vorträgen stellt Ventura de Raulica, einer der eifrigsten Verfechter des Ultramontanismus und ein Günstling des Papstes, die Lehre auf, das Vorhandensein einer regierenden Gewalt sei in jeder Gesellschaft auf göttliche Anordnung zurückzuführen, — in unaquaque gente proposuit Rectorem; — „direct und unmittelbar" sei dieselbe dem Volke übertragen; letzteres könne sie freilich einem einzelnen Individuum oder einer Körperschaft delegiren, sei aber auch dann so wenig gebunden, daß es Aenderungen oder anderweitige Ueber-

*) Paroles d'un Croyant ch. VII.

**) a. a. O. ch. XIII.

***) S. in der Correspondance den Brief an Baron Vitrolles vom December 1829. Tom. II. p. 103.

†) Correspondance, Tom. II. pp. 105 et 106.

††) S. Correspondance, Tom. Tom. II, pp. 165 sq., 181, 284.

tragungen vornehmen dürfe*). An einem anderen Orte prognosticirt er eine Zeit, in der die Völker vollkommen geworden und in Folge dessen in der Lage sein werden, ohne Königin zu existiren — se passer des rois**). —

Nach Ventura ist das das „allein christliche System"; es hat nicht etwa nur die Autorität der Päpste und der Kirchenväter für sich, sondern ist von Gott dadurch sanctionirt worden, daß er Rehabeam verbot, die 10 Stämme Israels, die in Folge seines Despotismus von ihm abgefallen waren, zu verfolgen***).

In Wahrheit ist wie Lamennais so auch Ventura auf dem Wege politischer Erwägung zu der Lehre von der Volkssouverainität gelangt; die Opportunität, nicht die Religion, ist entscheidend gewesen. Der berühmte Kanzelredner suchte die Gunst des Fürsten zu erwerben, der für den Erwählten des französischen Volkes gelten wollte, und so rücksichtslos verfolgt er diesen Zweck, daß er sogar, um die Wiederherstellung des Kaiserthums in einer der Regierung genehmen Weise zu erklären, sich mit dem eben besprochenen Grundsätzen seines „christlichen Systems" in Widerspruch setzt und die Behauptung aufstellt, daß dabei allerdings der „wahre und große Künstler jener unsichtbare König gewesen sei, durch den allein das Todte wieder lebendig werden könne"†). Die Parteinahme de Maistres und Bonalds für die absolute Monarchie ist gleichfalls aus utilitarischen Gründen zu erklären; sie ist nicht durch ein göttliches Gebot bedingt und der Werth der unbeschränkten Herrschaft eines Einzelnen ist dann auch für sie kein absoluter. In der Erinnerung an die Gewaltthätigkeiten Ludwig des XIV. gegen die Kirche mußten sie sich darüber klar sein, daß eine Verfassungsform, in der der Hauptfactor, die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums, schwer berechenbar ist, für den Ultramontanismus sehr gefährlich werden könnte. Daß sie trotzdem für dieselbe eintreten, ist zunächst darauf zurückzuführen, daß sie des Fürsten sicher zu sein glaubten, der nach dem Sturz Napoleons den französischen Thron bestiegen hatte. Eine weitere Erklärung gewinnt man, wenn man erwägt, in welch' enge Abhängigkeit nach der theologischen Lehre die weltliche Souverainität zu der geistlichen steht.

*) Le Pouvoir politique chrétien. Discours prononcés à la Chapelle Impériale des Tuileries pendant le carême de l'année 1857. Paris 1858. Premier Discours. Rapports entre Dieu et les Pouvoirs humains.

**) Essai sur le Pouvoir public ou Exposition des lois naturelles de l'ordre social. Paris 1859. Ch. ch. IV. sq. pp. 144 sq. 164. s. auch ch. VI. pp. 249 sq., ch. VIII. pp. 310 sq.

***) Le Pouvoir politique chrétien. Premier Discours pp. 9 sq. Auch Laurentie tritt nicht unbedingt für die absolute Monarchie ein. S. De la Révolution en Europe. Paris 1834. Ch. VI. pp. 34 sq. De la Démocratie et des périls de la société. Paris 1849.

†) Le Pouvoir politique chrétien etc. Dernier Discours. Sur la restauration de l'Empire en France. p. 503.

Unter den Vertretern der theologischen Schule giebt es eine Richtung, welche für die Stellung des Staates zur Kirche die Unterscheidung zwischen weltlichen und geistlichen Angelegenheiten für bestimmend ansieht. Die letzteren, lehren sie, unterstehen einzig und allein der kirchlichen Autorität; auch die Fürsten haben sich den Entscheidungen derselben zu fügen. In den weltlichen Angelegenheiten ist der weltliche Souverain der oberste Richter. Man acceptirte also die Grundsätze der berühmten Declaration vom 19. März 1682, durch welche die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche sanctionirt und bezüglich der weltlichen Souverainität bestimmt war, daß nach dem göttlichen Recht „die Könige und Herrscher in zeitlichen Angelegenheiten keiner kirchlichen Gewalt unterworfen sein sollten, daß sie weder mittelbar noch unmittelbar von den kirchlichen Autoritäten abgesetzt werden könnten, und daß ihre Unterthanen von der Unterordnung und dem Gehorsam, den sie ihnen schuldeten, sowie von dem Treue-Eid nicht entbunden werden dürften." Wie wenig indeß dadurch gewonnen war, beweisen die Interpretationen jener Grundsätze in der Theorie und ihre Anwendung in der Praxis.

Der oben erwähnte Bischof vom Hermopolis hat in einer seinerzeit berühmten Schrift: Les vrais Principes de l'Eglise Gallicane*) auf Grund der Bestimmungen der Declaration von 1682 die Gebiete des Staats und der Kirche gegen einander abzugrenzen versucht. Indem er dabei die Uebergriffe Gregor VII. in die Rechte der weltlichen Souverainität bespricht, wirft er die Frage auf: „Wenn das Gesetz stumm ist, die Gerechtigkeit ohnmächtig und die rohe Gewalt Alles, ist es dann etwas Außerordentliches, daß die Weisheit und die Tugenden des heiligen Stuhles demselben eine Ueberlegenheit geben, und daß in den Völkern die Neigung entsteht, dem Papste selbst bei der Ausübung von Rechten, die nicht die seinigen sind, Gehorsam zu leisten**)?" Frayssinous erkennt damit an, daß unter gewissen Bedingungen, die er aber nicht näher als in den oben citirten Worten bestimmt, eine Grenzüberschreitung seitens der kirchlichen Gewalt gerechtfertigt sei, und schon dadurch bekommt seine Theorie ein Loch, weit genug, um selbst der pessima fides einen Weg zu bieten. Aber auch die Grundsätze, nach denen er für normale Verhältnisse das geistliche von dem weltlichen Regiment geschieden sehen will, sind so vager Natur, daß sie nicht einmal die Grundlagen für einen modus vivendi abzugeben vermögen.

Es wäre ein Sophismus, führt Frayssinous in der genannten Schrift aus, wenn man sagen wollte, daß Alles, was das Aeußerliche — l'extérieur — betrifft, zum Ressort der weltlichen Regierung gehöre. Die

*) Der vollständige Titel lautet: Les vrais principes de l'église Gallicane sur la puissance ecclésiastique, la papauté, les libertés Gallicanes, la promotion des évêques, les trois concordats, et les appels comme d'abus. Es wird hier nach der 3. Ausgabe, Paris 1826, citirt.

**) S. a. a. O. p. 77.

Kirche hat nicht reine Geister, sondern Menschen zu beherrschen. Sie ist wesentlich eine äußere und sichtbare Gemeinschaft; wenn man Alles, was äußerlich ist, ihrer Competenz entziehen wollte, so wäre ihre ganze Macht vernichtet. In der That, der Unterricht in der Morallehre und ihre Vorschriften, die Administrirung der Sacramente, die Liturgie, die Ceremonien des Cultus, diese und noch viele andere ähnliche Dinge sind nicht rein spirituell in derselben Weise wie der Gedanke; sie sind äußerlich, sie treten den Sinnen unter sichtbaren, greifbaren Formen entgegen: und dennoch, welcher Katholik würde es wagen zu behaupten, daß der Fürst der höchste Richter über sie sei?"*) An einer anderen Stelle heißt es: „Es giebt mehrere gemischte Sachen — choses mixtes — wie z. B. die Ehe, die Pfründen, die religiösen Orden, welche je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie beurtheilt, ebensowohl das Wohl der bürgerlichen wie das der religiösen Gesellschaft betreffen: dann müssen die beiden Mächte sie regeln, jede innerhalb ihrer Competenz"**). Das ist das ganze Material an „regulae juris", das für die Entscheidung streitiger Fälle geboten wird.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift — sie war 1818 zum ersten Mal publicirt worden — bot sich eine Gelegenheit, die Theorie von der Trennung von Staat und Kirche praktisch auf die Probe zu stellen.

Die Lehre von den Freiheiten der gallicanischen Kirche, wie Frayssinous sie aufstellte, war einem gereizten Widerspruch begegnet, insbesondere Seitens Lamennais'. Als nun im Sommer 1826 mehrere hohe Würdenträger der Kirche in Paris zusammengetreten waren, um über die Gründung einer theologischen Lehranstalt zu berathen, richtete der Cultusminister an dieselbe das Ersuchen, die Declaration von 1682 als das in Frankreich giltige Recht anzuerkennen und es wurde demselben entsprochen in dem Exposé des sentiments des évêques qui se trouvent à Paris, sur l'indépendance des rois dans l'ordre temporel, dem später 70 Prälaten aus den Provinzen zustimmten. Zwei Jahre darauf, nachdem inzwischen das Ministerium Villèle und mit ihm Frayssinous gestürzt worden waren, erließ die Regierung zwei Verordnungen, von denen die eine die Jesuitenschulen der Universität unterordnete und ferner bestimmte, daß kein Lehrer in irgend einer von der Universität abhängigen Unterrichtsanstalt oder in einer geistlichen Secundärschule geduldet werden sollte, wenn er nicht schriftlich erklärte, daß er keiner ungesetzlichen religiösen Gemeinschaft angehörte, während die zweite die Zahl der geistlichen Secundärschulen und ihrer Schüler herabsetzte, zugleich aber zur Unterstützung vermögensloser junger Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, Staatsstipendien schuf***). Es handelte sich also nicht um eine

*) A. a. O. pp. 14, 15.
**) A. a. O. p. 23.
***) Die wesentlichen Artikel sind abgedruckt bei A. de Vaulabelle, Histoire des deux restaurations. Paris 1854. Tom. VII. pp. 103, 104.

Proscription — nicht einmal um eine Verhinderung der Jesuiten an ihren geistlichen Amtsverrichtungen. Selbst der gestürzte Frayssinous mußte eingestehen, daß die Anordnungen das Gebiet des weltlichen Regiments nicht überschritten*). Nichtsdestoweniger erhob sich die ganze clericale Partei gegen die Verordnungen. „Klatschet Beifall Ihr Gottlosen und Heiligthumsschänder!" schreibt die Quotidienne. „Ihr wolltet die Bischöfe in Fesseln legen; man thut mehr als das, man schlachtet sie ab"**). Der Erzbischof von Paris berief eine Versammlung, in der fast das ganze französische Episcopat offen revoltirte. In einer an den König gerichteten, von dem Erzbischof von Toulouse, dem Cardinal Clermont-Tonnerre, Namens seiner Collegen unterzeichneten Schrift, welche in hunderttausend Exemplaren über Frankreich verbreitet wurde, erklärten die Bischöfe, sie hätten in dem Geheimniß des Heiligthums, in Gegenwart des obersten Richters, mit der Klugheit und Einfalt, die ihnen von ihrem göttlichen Herrn anempfohlen wären, geprüft, was sie Cäsar und was sie Gott schuldeten. Ihr Gewissen hätte ihnen geantwortet, daß es besser wäre, Gott zu gehorchen, denn den Menschen, wenn der Gehorsam, welchen sie Gott schuldeten, sich nicht vereinigen ließe mit dem, den die Menschen von ihnen erforderten. Sie trügen nicht verwegene Worte lärmend vor, sie sprächen nicht gebieterisch ihren Willen aus, es genüge ihnen ehrerbietig mit den Aposteln zu sagen „Non possumus".

Die französische Regierung sah sich genöthigt, die Curie anzugehen, und ihrem geschickten Unterhändler, einem ehemaligen Rath der Rota, gelang es, eine päpstliche Entscheidung dahin zu erwirken, „daß die französischen Bischöfe sich der Weisheit des Königs in Bezug auf die Ausführung der Verordnungen überlassen und in Eintracht mit dem Könige gehen sollten." Der Widerstand der clericalen Partei war damit aber nicht völlig gebrochen, Clermont-Tonnerre richtete an den Cultusminister das lakonische Schreiben: „Monseigneur, die Devise meiner Familie, die ihr durch Calixtus II. im Jahre 1120 gegeben worden ist, lautet: Fiam si omnes, ego non; und sie ist auch die meines Gewissens."

Nur in einem Punkte enthielt die erwähnte Schrift Frayssinous' ein für den Staat werthvolles Zugeständniß. Die Maxime, sagt er, bei Besprechung des Artikels 1 der Declaration von 1682, welche die volle, absolute Unabhängigkeit der Könige in weltlichen Dingen feststellt, leidet keine Ausnahme. „Wir bestreiten nicht nur dem Papst, sondern auch der all-

*) Frayssinous hatte, wie sich aus seinen hinterlassenen Papieren ergiebt, dem Könige von dem Erlaß der Verordnungen abgerathen, aber hinzugefügt, „wenn der König, der Richter sei über die politische Lage der Regierung, aus höheren Gründen sich in der Nothwendigkeit glaube, die fraglichen Bestimmungen zu treffen, so würde er, Frayssinous, nicht wagen, dieselben zu verurtheilen." — Frayssinous, Abrégé de ce que j'ai dit et fait au sujet des ordonnances du 16. Juin.

**) Ausführliches findet man bei Vaulabelle, Histoire des deux restaurations a. a. O., Lamartine, Histoire de la restauration, Liv. 47.

gemeinen Kirche und den ökumenischen Concilien das Recht, einen Souverain abzusetzen, unter welchem Vorwand es auch immer sei, er möge ein Tyrann, ein Ketzer, ein Verfolger, ein Gottloser sein. Die Excommunication, selbst die berechtigte, kann ihn nur der spirituellen Güter berauben, die die Kirche spendet, aber nicht der Krone, nicht des Anspruchs auf den Gehorsam seiner Völker in bürgerlichen und politischen Angelegenheiten"*). Frayssinous ist zu schüchtern, um die theologische Doctrin bis zu ihrer letzten Consequenz, bis zur Revolution als Executionsmittel für kirchliche Entscheidungen auszudenken Das ist aber auch das einzige wesentliche Merkmal, das ihn von den Ultramontanen trennt.

Die Controversen jener Zeit sind heute noch belehrend für die liberalen Schwärmer, welche sich von dem Glauben an die Phrase von der Trennung zwischen Kirche und Staat nicht loszumachen vermögen. Wie die damaligen so werden auch alle zukünftigen Versuche, eine solche Trennung zu construiren, fehlschlagen. Es ist eben unmöglich, das Rechtsgebiet des Staates und das der Kirche so zu umschreiben, daß die Existenzbedingungen beider sichergestellt sind, zugleich aber auch einer jeden Grenzstreitigkeit zwischen ihnen vorgebeugt wird, und zwar aus dem zwingenden Grunde, weil die Begriffe „Rechtssphären der Kirche" und „Rechtssphäre des Staates" nicht absolute sind, sondern ihren Inhalt wechseln mit den wechselnden Existenzbedingungen der Kirche und des Staates, und diese letzteren sich nicht für irgend einen Zeitraum mit Sicherheit im voraus bestimmen lassen.

Als die beiden Verordnungen gegen die Lehrthätigkeit der Jesuiten erschienen, erhob nicht nur die ultramontane Partei, sondern auch der Liberalismus Protest. Das ist die englische Testacte, erklärte der Globe; und wie wird dieselbe eingeführt! Also das Wort „Congregation" soll ein Verbrechen bedeuten, eine bürgerliche Unfähigkeit nach sich ziehen? „In Wahrheit, das geht über unser Begriffsvermögen. Das heißt etwas Absurdes thun aus reinem Vergnügen am Absurden . . . Das heißt die Lüge, die Heuchelei befehlen, und zwar sie befehlen ohne irgend einen zwingenden Grund." Die liberalen Geschichtsschreiber der Restauration pflegen diese Thatsache zu verschweigen — vielleicht weil sie für die pathologische Bedeutung derselben kein Verständniß besitzen.

Die ultramontane Theorie hat vor der soeben besprochenen das voraus, daß sie offen und ehrlich für das Ziel der römischen Kirche, für die bedingungslose Unterordnung des weltlichen unter das geistliche Schwert, eintritt. In bestimmtester Weise verwirft sie jene oben erwähnte Declaration von 1682, aus der sich nach De Maistre alle späteren revolutionären Theorien als rein logische Folgerungen entwickelt haben**), und die Ordonnanz, durch

*) a. a. O. p. . 71. 72.

**) De l'Eglise Gallicane, Liv. II. ch. III sq., in den Oeuvres Tom. pp. 165 und 183. Von der posthumen Schrift, in der Bossuet die Declaration vertheidigt

welche Ludwig XIV. die Lehre der gallicanischen Grundsätze obligatorisch gemacht hatte, erklärt sie für einen „unerhörten Act des Despotismus", eine „verwerfliche Anmaßung" sowie auch für „einen Act der Selbstvernichtung". Denn die Kirche habe den Staat begründet, und wer Hand an sie lege, der rüttle an den Grundpfeilern der weltlichen Ordnung, indem er den Bürgern „das unkluge Beispiel der Undankbarkeit und Empörung" gebe*). In der Kirche allein, sagt Lamennais, kommt das Princip der Ordnung noch zum Ausdruck. „Sie wechselt nicht mit den weltlichen Herrschaften, die sie an sich vorüberziehen sieht, eine nach der andern, wie flüchtige Schatten, während sie selbst in Mitte der fortwährenden Revolutionen unveränderlich dasteht. Was würde daraus werden, wenn in dieser Zeit, in der, ich weiß nicht, welche verhängnißvolle Macht alle Throne umstürzt, alle Staaten erschüttert, alle Grenzen verrückt und die Beherrscher der Völker von Morgen bis zum Abend wechseln läßt, — was sollte daraus werden, wenn auch die Kirche in dem Wirbel mit fortgerissen würde und den Menschen, die sie leiten soll, ein weiteres Beispiel böte von Unbeständigkeit, von Ruinen, die auf Ruinen folgen?"**)

Der Beweis, auf den De Maistre die ultramontane Theorie stützt, ist ein Gemisch von politischen, theologischen und geschichtlichen Argumenten. Er geht davon aus, daß die absolute Monarchie, wenngleich sie die einzig legitime Verfassungsform sei, doch zu „großen Inconvenienzen" führe, für welche eine Abhilfe geschaffen werden müsse. Ein allgemeines Gesetz, heißt es in dem Buch „Vom Papste", befiehlt den weltlichen Herrschern Gehorsam zu leisten, und dieser Befehl „ist im Allgemeinen gut, gerecht und nothwendig". Wie aber, wenn ein Nero auf den Thron kommt? Alle Versuche, durch Verfassungsbestimmungen die Unterthanen gegen Ausschreitungen einer absoluten, souverainen Gewalt sicher zu stellen, haben das Ziel verfehlt; entweder gewährten sie nicht die erforderliche Garantie, oder sie liefen darauf hinaus, daß die Souverainität thatsächlich von dem Fürsten auf eine Körperschaft übertragen wurde, die nun ihrerseits die bürgerliche Freiheit bedrohte. Das zweite etwa in Frage kommende Auskunftsmittel, die Anwendung von Gewalt gegen einen tyrannischen Herrscher, ist verwerflich, weil dasselbe „alle Symptome des Verbrechens an sich trägt". Es bleibt also, „um ein Gegengewicht gegen die weltliche Gewalt zu schaffen und sie den Menschen erträglich zu machen", nur die Autorität des Heiligen Stuhles übrig. Dem

hatte, behaupten die Ultramontanen, sie sei durch die dem Jansenismus ergebenen Herausgeber gefälscht worden. De Lamennais. Tradition de l'Eglise sur l'Institution des Evèques. Seconde Partie Sect. II. France. S. auch De Maistre. Du Pape. Liv. II, ch. IX, in den Oeuvres Tom. III. p. 220.

*) De Lamennais. De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. S. auch Des Progrès de la révolution. ch. I und De Maistre, Du Pape. Liv. III, ch. IV. in den Oeuvres Tom. III. p. 323.

**) Tradition de l'Eglise.

Papst muß „eine gewisse Jurisdiction über alle Fürsten der Christenheit" eingeräumt und ihm, so oft eine zwangsweise Ausführung seiner Entscheidungen nothwendig wird, das Recht zugestanden werden, die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Gewalt zu entbinden. Da die Souverainität etwas Heiliges ist, eine Emanation der göttlichen Gewalt, welche stets und überall unter der Obhut der Religion stand, und welche insbesondere das Christenthum unter seinen Schutz genommen hat, „so war der Gedanke nicht unvernünftig, daß es keine andere zuständige Autorität gäbe, um von dem Treue-Eid zu lösen, als diese hohe geistliche Gewalt, die auf Erden einzig da steht, und deren erhabene Prärogative einen Theil der Offenbarung bilden." Wenn der Treue-Eid unbedingt bindend sein soll, so sind die Menschen allen Schrecken der Tyrannei ausgesetzt, und, wenn der regellose Widerstand erlaubt wird, so laufen sie alle Gefahren der Anarchie; die Ertheilung eines Dispenses von jenem Eide durch die geistliche Souverainetät konnte also sehr wohl dem menschlichen Geist sich als das einzige Mittel darbieten, um die zeitliche Souverainität in Schranken zu halten, ohne ihr Wesen zu schädigen*).

Daß den Päpsten eine Jurisdiction über die weltlichen Herrscher eingeräumt worden, rechtfertigt sich nach De Maistre auch als Consequenz der Infallibilität des Heiligen Stuhles. Freilich legt er dieses Attribut allen Souverainen bei. In dem ersten Capitel des Buches vom Papst, in welchem die Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters nachgewiesen werden soll, führt De Maistre aus, daß „Infallibilität in der geistlichen und Souverainität in der weltlichen Ordnung zwei ganz synonyme Worte sind", daß „alle „Souveraine nothwendig wie Infallibel handeln"**). Allein an einer späteren Stelle schränkt er diese Behauptung dahin ein, daß die Unfehlbarkeit des Papstes die einzig wahre sei, da die der weltlichen Herrscher nur auf menschlicher Voraussetzung", die der Kirche auf „einem göttlichen Versprechen beruhe"***).

Zu dem politischen und logischen tritt endlich ein geschichtliches Argument für die Superiorität der geistlichen Gewalt hinzu. Als die Barbarei und die fortwährenden Kriege, heißt es in dem eben erwähnten Buche, alle Principien zerstört und die Souverainität in Europa untergraben hatten, fiel den Päpsten, „die durch ihre Weisheit und ihr Wissen überlegen waren und die ganze damals vorhandene Wissenschaft beherrschten", von selbst und ohne Widerspruch eine leitende Stellung zu. Demnächst bildete sich, begünstigt durch das Princip von dem göttlichen Ursprung aller Souverainität, die beinahe universelle Ansicht aus, daß „den Päpsten eine gewisse Com-

*) S. Du Pape. Liv. II. ch. III u. ch. IX, in den Oeuvres Tom. III. pp. 217. 220.

**) S. in den Oeuvres Tom. III. p. 20.

***) S. Du Pape. Liv. I. ch 19, in dem Oeuvres Tom. III. p. 140.

petenz über die Fragen der Souverainität gebühre, eine Idee, die sehr weise und werthvoller als alle unsere Sophismen war." Die Päpste wendeten ihre Gewalt mit größter Klugheit an; sie setzten ihre Autorität nur ein, wenn ein gefährlicher Mißbrauch, ein schweres Verbrechen sie dazu nöthigte. „Wie wollen wir in gleichen Fällen aus den Schwierigkeiten heinauskommen wir, die wir auf unsere Väter mit Mitleid zurückblicken? Durch Aufstände, Bürgerkriege und alle Schrecken, die daraus folgen. Wahrhaftig wir haben keinen Grund, uns zu rühmen!"*)

An diese positive Begründung der ultramontanen Lehre schließt sich eine eingehende Widerlegung aller gegen dieselbe etwa zu erhebenden Einwendungen an. Die Superiorität des geistlichen Schwerts, führt De Maistre aus, steht keineswegs im Widerspruch mit dem göttlichen Ursprung der weltlichen Souverainität. Indem der Papst die Unterthanen von ihrem Treue-Eid entbindet, thut er nichts gegen das göttliche Recht, sondern erklärt vielmehr, „daß die Souverainität eine göttliche und geheiligte Autorität ist und als solche nur durch eine Gewalt controlirt werden kann, welche gleichfalls einen göttlichen Ursprung hat, aber einer höheren Ordnung angehört und besonders mit der fraglichen Machtvollkommenheit für gewisse außerordentliche Fälle bekleidet ist"**). Es ist ferner nach De Maistre nicht zu befürchten, daß der heilige Stuhl von seinem Recht „des Widerstandes ohne Revolution" eine mißbräuchliche Anwendung machen werde. Denn erstens läßt sich die Ausübung dieses Rechts an gewisse Regeln binden, und zweitens bietet die Persönlichkeit der Päpste die denkbar sicherste Garantie gegen einen Mißbrauch. „Die päpstliche Gewalt ist am wenigsten den Launen der Politik unterworfen. Der Heilige Vater ist immer ein alter, in Ehelosigkeit lebender Mann und ein Priester, wodurch allein schon neunundneunzig unter hundert Irrthümern und Leidenschaften vorgebeugt wird, welche die Staaten in Unruhen verwickeln. Da er ferner weit entfernt lebt, da seine Gewalt von einer andern Art ist als die der weltlichen Herrscher, und er niemals etwas für sich verlangt, so möchte die Annahme wohl gerechtfertigt erscheinen, daß man, wenn auch nicht alle Nachtheile beseitigt, — was unmöglich ist — so doch das erreicht hat, was man unter den gegebenen Verhältnissen erreichen zu können hoffen durfte***).

De Maistre nimmt für seine Theorie sogar den Vorzug in Anspruch, daß sie den wahren Interessen des Königthums förderlich sei. So oft die Päpste, behauptet er, Könige abgesetzt haben, — und es ist dies in der ganzen Geschichte überhaupt nicht mehr als zwei oder dreimal vorgekommen — so war dies nicht nur ein Glück für die Unterthanen, sondern insbesondere auch ein Gewinn für das Königthum. „Die Excommunicationen haben in der Vor-

*) S. Du Pape, Liv. II, ch. X, in den Oeuvres Tom. III, p. 225.
**) Du Pape, Liv. II, ch. III, in den Oeuvres Tom. III, p. 158.
***) Du Pape, Liv. II, ch. IV, in den Oeuvres Tom. III., pp. 162 ff.

stellung der Völker die Fürsten nicht herabgesetzt; im Gegentheil; indem sie ihnen an gewissen Punkten Halt geboten, indem sie sie weniger grausam und gewaltthätig machten, indem sie ihnen die Sorge um das eigene Wohl nahe legten, haben sie die Ehrfurcht vor der Souverainität erhöht, haben sie von ihrer Stirn das alte Zeichen der Bestie weggewischt und das der Wiedergeburt an die Stelle gesetzt: sie haben ihr einen heiligen Charakter gegeben, auf daß sie unverletzlich werde — ein neuer und zwingender Beweis unter den Tausenden, daß die päpstliche Gewalt immer ein conservativer Factor gewesen ist." Diejenigen, welche sich auf einzelne besondere Thatsachen versteifen, auf zufällige Unbilligkeiten, auf die Irrthümer dieses oder jenes Inhabers des heiligen Stuhls, fertigt De Maistre mit den kurzen Worten ab: „Von dem Standpunkte aus, zu dem man sich erheben muß, um das Ganze zu überblicken, ist nichts mehr von dem wahrnehmbar, was Ihr seht"*).

Indem De Maistre sich gegen die Annahme verwahrt, als ob er dem heiligen Stuhle das Recht vindicire, Kaiser ein- und abzusetzen, macht er geltend, daß es den Fürsten freistehe, sich mit der Curie zu versöhnen, und daß also Diejenigen, welche diesen Ausweg nicht wählen, den Verlust ihrer Krone selbst verschulden**). Etwas Weiteres als diese jesuitische Spitzfindigkeit dürfte sich schwerlich zu Gunsten jenes Beweisthemas ersinnen lassen. In Wirklichkeit geht der Ultramontanismus darauf hinaus, den Staat der Kirche auf Gnade und Ungnade zu überliefern. De Maistre respectirt wohl die Souverainität, sagt Lamartine, in seiner Kritik der ultramontanen Theorie, aber nur in Demjenigen, welcher sie nimmt oder ertheilt***). Selbst wenn es richtig wäre, daß für die Entscheidungen der Päpste in Fragen der weltlichen Souverainität bestimmte Regeln aufgestellt werden könnten, so wäre damit doch nur wenig gewonnen; es bliebe noch das Problem übrig: Quis custodit custodes, dessen Lösung sicherlich nicht in den Versicherungen De Maistres bezüglich der Persönlichkeit der Päpste gefunden werden kann. Aber jene Behauptung trifft auch nicht einmal zu; die Voraussetzungen, unter denen die Entbindung der Unterthanen von dem Eide der Treue erfolgen dürfte, würden sich immer nur so allgemein formuliren lassen, daß von einer Garantie gegen Uebergriffe der Curie gar nicht mehr die Rede sein könnte. Die Versuche De Maistres in dieser Richtung können — vorausgesetzt, daß sie ehrlich gemeint sind — nur als ein Beleg dafür dienen, daß die Aufgabe unlösbar ist. Der Papst, behauptete er an einer Stelle seines Buches, darf die Fürsten richten, „wenn sie sich gewisser Verbrechen schuldig machen." An einer andern Stelle erklärt er, die Curie sei berufen, „zu verhindern, daß die Grundgesetze des

*) Du Pape, Liv. II, ch. V, in den Oeuvres Tom. III, p. 165 sq.
**) Du Pape, Liv. II, ch. XII, in den Oeuvres Tom. III, p. 239.
***) Cours familier de littérature, 42 Entretien.

Staates, davon die Religion das erste ist, verletzt werden", und endlich will er dem Papst das Recht zur Ertheilung des Dispenses vom Treue-Eid schon dann zugestanden wissen, „wenn der Fürst einen Krieg anfängt wider die Regeln der gewöhnlichsten Klugheit"*).

De Maistre stellt seine Theorie über das Verhältniß von Staat und Kirche zu einander nicht als eine allgemein anerkannte hin und vindicirt für sie nicht Gesetzeskraft; er beschränkt sich auf die Behauptung, daß sie unseren Voreltern vorgeschwebt habe, die freilich keine Begründung für sie angeben, sie nicht in eine systematische Form zu bringen vermochten**). Lamennais dagegen tritt für die Ueberordnung der Kirche über den Staat als für eine lex lata ein.

Die Theorie dieses Geistvollsten unter den französischen Ultramontanen wird in einem folgenden Artikel dargelegt und besprochen werden. —

*) Du Pape, Liv. II. ch. VIII, ch. XI, in der Oeuvres Tom. III, pp. 210, 235.
**) Du Pape, Liv. II. ch. IV, in den Oeuvres Tom. III, p. 162.

Hamlet und Don Quixote.

Eine Studie

von

Iwan Turgenjew.

Die erste Ausgabe der Tragödie Shakespeare's „Hamlet" und der erste Theil des Cervantes'schen „Don Quixote" erschienen in demselben Jahre, ganz im Anfange des 17. Jahrhunderts.

Dieses zufällige Zusammentreffen schien mir beachtenswerth; der Vergleich der erwähnten zwei Werke erweckte in mir eine Reihe kritischer Gedanken. Ich bitte um die Erlaubniß, diese Gedanken Ihnen mittheilen zu dürfen und rechne dabei auf Ihre Nachsicht. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" sagt Goethe; der Prosaiker kann darauf keinen Anspruch machen, aber er kann hoffen, daß seine Leser oder Hörer ihm in seinen Untersuchungen folgen werden.

Manche von meinen Ansichten werden Sie in Verwunderung setzen ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, aber darin besteht ja auch der besondere Vorzug der großen poetischen Schöpfungen, in welche das Genie ihrer Schöpfer ein unsterbliches Leben hauchte, daß die Ansichten über sie so wie über das Leben überhaupt — unendlich verschieden, sogar entgegengesetzt — und dennoch gleich richtig sein können.

Ich sagte, daß das gleichzeitige Erscheinen von „Don Quixote" und „Hamlet" für mich bemerkenswerth war. Mir schien es, daß in diesen zwei Typen zwei grundverschiedene Eigenschaften der menschlichen Natur personificirt sind, zwei Enden der Axe, um welche dieselbe sich bewegt. Es schien mir ferner, daß alle Menschen mehr oder weniger einem dieser zwei Typen angehören; daß ein jeder von uns entweder einem Hamlet oder einem Don Quixote ähnelt. Zwar in unserer Zeit giebt es Hamlets viel mehr als Don Quixotes, aber auch die Don Quixotes sind noch nicht verschwunden.

Erklären wir das.

Alle Menschen leben bewußt oder unbewußt nach ihrem Princip, ihrem Ideal, d. h. nach dem, was sie als Wahres, Schönes, Gutes achten. Viele erhalten ihr Ideal schon ganz fertig, in bestimmten geschichtlich krystallisirten Formen; sie leben, indem sie ihr Leben mit diesem Ideal in Einklang bringen, manchmal von demselben abweichend, in Folge von Leidenschaften oder Zufälligkeiten, — aber sie untersuchen es nicht, zweifeln nicht an ihm; die Anderen dagegen unterwerfen es der Analyse ihres Gedankens. Wie es auch sei, wir werden uns nicht allzusehr irren, wenn wir sagen, daß für alle Menschen — dieses Ideal, diese Basis und das Ziel ihrer Existenz entweder außerhalb ihrer oder in ihnen selbst sich befindet: — mit einem Worte für jeden von uns nimmt entweder das eigene Ich die erste Stelle ein oder etwas Anderes, welches er als Höheres anerkennt. Man kann mir einwenden, daß die Wirklichkeit kein solches scharfes Abgrenzen zuläßt, daß in einem und demselben Menschen Principien variiren, sogar bis zu einem gewissen Grade vereinigt sein können; aber ich dachte auch nicht daran, die Verschiedenheiten und Gegensätze in der menschlichen Natur zu bestreiten, ich wollte nur die zwei verschiedenen Arten des Verhältnisses des Menschen zu seinem Ideal hervorheben — und jetzt werde ich mich bemühen darzustellen, wie diese zwei verschiedenen Arten in zwei verschiedenen Typen sich verkörpern.

Fangen wir an mit „Don Quixote".

Was stellt uns Don Quixote dar? Betrachten wir ihn nicht mit dem flüchtigen Blick, der nur bei dem Oberflächlichen und Kleinlichen sich aufhält, so werden wir in Don Quixote nicht nur den tristen Ritter sehen, eine Gestalt also, welche nur, um die alten Ritter-Romane zu verhöhnen, gezeichnet ward; man weiß, daß die Bedeutung dieser Gestalt unter der eigenen Hand ihres unsterblichen Schöpfers sich erweitert hat, und daß der Don Quixote des zweiten Theils — der angenehme Gesellschafter von Herzögen und Herzoginnen, der kluge Mentor des Knappen-Gouverneurs — nicht mehr der Don Quixote des ersten Theils ist, auf welchen so viele Hiebe fallen. Ich wiederhole die Frage: was drückt Don Quixote aus? Den Glauben vor Allem, den Glauben an etwas Ewiges, Unerschütterliches, an die Wahrheit, mit einem Worte, an die Wahrheit, welche sich außerhalb des einzelnen Menschen befindet, welche sich nicht leicht ergiebt, welche Dienste und Opfer verlangt, die aber zu erreichen ist von denen, die ihr beharrlich dienen und die Kraft des Opfers haben. Don Quixote ist ganz durchdrungen von der Ergebung für das Ideal, für welches er bereit ist, sich allen möglichen Entbehrungen zu unterwerfen, ja das Leben zu opfern; das Leben selbst schätzt er nur insoweit, als dasselbe als Mittel zur Verkörperung dieses Ideals, zur Einsetzung der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden dienen kann. Man wird mir sagen, daß dieses Ideal aus seiner zerrütteten Vorstellung von der phantastischen Welt der Ritterromane geschöpft ist, ich bin damit ein-

verstanden — denn darin besteht ja die komische Seite Don Quixotes; aber das Ideal selbst bleibt trotzdem in seiner intacten Reinheit. Leben für sich, Sorge tragen für sich — das würde Don Quixote für schandhaft erklären. Er lebt gänzlich außerhalb seiner, für Andere, für seine Brüder, um das Schlechte zu vertilgen und den der Menschheit feindlichen Kräften entgegenzuwirken — Zauberern sowohl wie Riesen — d. h. Unterdrückern. Bei ihm findet man keine Spur von Egoismus, er sorgt nicht für sich, er ist ganz Aufopferung — er glaubt, glaubt fest und ohne sich umzusehen. Darum ist er ohne Furcht, geduldig, begnügt sich mit der einfachsten Nahrung, der ärmlichsten Kleidung — er kümmert sich nicht darum. Im Herzen bescheiden, ist er im Geiste groß und tapfer; seine Frömmigkeit hindert nicht seine Freiheit: ohne Eitelkeit zweifelt er doch nicht an sich, an seinem Berufe, sogar nicht an seinen physischen Kräften; sein Wille ist der unerschütterlichste Wille. Das beständige Streben nach einem Ziele giebt seinen Gedanken eine gewisse Einförmigkeit und Einseitigkeit seinem Verstande, er weiß wenig, ja er braucht nicht viel zu wissen; er kennt seinen Beruf, weshalb er lebt auf Erden, und das ist das Hauptwissen. Don Quixote kann einmal verrückt erscheinen, da die unzweifelhafteste Realität vor seinen Augen verschwindet, wie Wachs vor dem Feuer seines Enthusiasmus; er sieht in der That lebendige Mauern in hölzernen Puppen; Ritter in Schafen — das andere Mal scheint er bornirt, da er weder leicht mitzufühlen noch leicht zu genießen versteht; — aber er schlägt wie ein jahrhundertalter Baum tiefe Wurzeln in die Erde und ist nicht im Stande, weder seine Ueberzeugung zu verrathen, noch von einem Gegenstande zum andern überzugehen; die Festigkeit seines moralischen Wesens (bemerken Sie, daß dieser verrückte vagabondirende Ritter das tugendhafteste Wesen in der Welt ist) — giebt eine besondere Kraft und Größe allen seinen Urtheilen und Reden, ja seiner ganzen Erscheinung, ungeachtet der komischen und erniedrigenden Situationen, in welche er fortwährend geräth . . . Don Quixote ist Enthusiast, ein Diener der Idee und deshalb ist er beleuchtet von ihren Strahlen.

Was stellt aber Hamlet dar?

Die Analyse vor Allem und den Egoismus, und deshalb den Unglauben. Er lebt nur für sich allein, er ist ein Egoist; aber an sich glauben kann auch der Egoist nicht, glauben kann man nur an Etwas, was außerhalb und über uns ist. Aber dieses Ich, an welches er nicht glaubt, ist Hamlet theuer. Das ist der Ausgangspunkt, zu welchem er immer zurückkehrt, da er Nichts in der ganzen Welt findet, woran seine Seele sich anknüpfen könnte; er ist Skeptiker — und stets ist er mit sich selber beschäftigt, er ist nie mit seiner Pflicht, stets mit seiner Lage beschäftigt. An Allem zweifelnd, schont Hamlet selbstverständlich auch seiner nicht; sein Verstand ist zu entwickelt, um sich damit zu begnügen, was er in sich findet: er ist sich seiner Schwäche bewußt, aber jedes Selbstbewußtsein ist eine Macht — daraus entsteht seine Ironie, im Gegensatze zum Enthusiasmus

Don Quixotes. Hamlet tadelt sich mit Vergnügen und schimpft maßlos über sich: beständig sich beobachtend, immer in sich selbst schauend, kennt er vortrefflich alle seine Fehler, verachtet sie, verachtet sich selber — und zu derselben Zeit nährt er sich und lebt von dieser Verachtung. Er glaubt nicht an sich — und ist eitel; er weiß nicht was er will; wem er lebt — und hängt am Leben. „O Gott, Gott! (ruft er in der zweiten Scene des ersten Actes aus) wenn du, Richter der Erde und des Himmels, nicht verboten hättest die Sünde des Selbstmordes! — — Wie platt, leer und nichtig scheint mir das Leben!" Aber er wird dieses platte und leere Leben nicht opfern; er schwärmt vom Tode noch vor dem Erscheinen des Geistes des Vaters, vor diesem furchtbaren Befehl, welcher seinen gebrochenen Willen gänzlich zertrümmert, aber tödten wird er sich doch nicht. Der Wille zum Leben findet seinen Ausdruck — eben in diesen Todesgedanken; allen achtzehnjährigen Jünglingen ist ja dieses Gefühl wohlbekannt. Aber seien wir nicht zu streng gegen Hamlet: er leidet — und seine Leiden sind schmerzlicher und peinlicher als diejenigen Don Quixotes. Diesen schlagen rohe Hirten, Verbrecher, die er befreit hat; Hamlet verwundet und verletzt sich selbst; in seiner Hand befindet sich auch ein Degen, das zweischneidige Schwert der Analyse! Don Quixote, wir müssen das gestehen, ist ganz lächerlich. Seine Gestalt gehört zu den komischesten, die je ein Poet gezeichnet hat. Bei der bloßen Erinnerung an ihn erscheint unserer Vorstellung eine hagere, eckige Figur, gekleidet in eine lächerliche Rüstung, auf ein miserables Pferd gesetzt, die arme, immer hungrige und geschlagene Rosinante, welcher man einen gewissen halb komischen, halb rührenden Antheil nicht absprechen kann. Don Quixote ist lächerlich . . . aber im Lachen ist eine versöhnende und erlösende Kraft—und wenn das Sprüchwort nicht grundlos sagt: „Ueber den wir lachen, dem werden wir dienen", so kann man auch zugeben, daß wir dem, über den wir gelacht, schon vergeben haben, ja daß wir sogar bereit sind, diesen lieb zu gewinnen. Die Erscheinung Hamlets ist dagegen interessant. Seine Melancholie, ein blasses, wenn auch nicht hageres Gesicht (seine Mutter sagt von ihm, daß er wohlbeleibt sei „our son is fat"), seine schwarze sammetne Kleidung, die Feder auf dem Hute, seine feinen Manieren, die nicht abzuleugnende Poesie seiner Rede, das beständige Gefühl, daß er unvergleichlich höher steht als die Anderen, zugleich mit dem ätzenden Genuß der Selbsterniedrigung, Alles an ihm gefällt, Alles bestrickt; für jeden ist es schmeichelhaft, als ein Hamlet zu erscheinen, Niemand würde den Namen eines Don Quixote verdienen wollen. Niemand wird daran denken, über Hamlet zu lachen, und eben darin besteht seine Verurtheilung: ihn zu lieben, ist fast unmöglich; nur etwa Menschen wie Horatio können ihn liebgewinnen. Wir werden weiter noch von ihnen sprechen. Jeder hat für ihn Mitgefühl, und das ist selbstverständlich, fast ein jeder findet in ihm seine eigenen Züge; aber lieben, ich wiederhole es, kann man ihn nicht, weil er selbst Niemand liebt. Wir verfolgen unseren Vergleich weiter.

Hamlet ist der Sohn des vom eigenen Bruder, dem Räuber des Thrones, getödteten Königs; sein Vater steigt aus dem Grabe, aus dem „Rachen der Hölle“, um ihm den Auftrag zu geben, ihn zu rächen, doch er wankt, spielt mit sich selbst, belustigt sich, indem er über sich schimpft und endlich erschlägt er seinen Stiefvater zufällig. Ein tiefer, psychologischer Zug, wegen dessen Viele, sogar gelehrte, aber kurzsichtige Kritiker, Shakespeare zu tadeln wagten. Don Quixote aber, ein armer Mann, fast ein Bettler, ohne Mittel und Verbindungen, alt und vereinsamt, nimmt die Aufgabe auf sich, das Schlechte zu bessern und die Unterdrückten (die ihm ganz fremd sind) auf dem ganzen Erdball zu beschützen! Was kümmert es ihn, daß sein erster Versuch, die Unschuld vom Unterdrücker zu befreien, ganz fehlgeschlagen und deren Lage verschlimmern wird (ich meine diejenige Scene, wo Don Quixote den Knaben von den Hieben seines Herrn befreit, welcher sogleich nach dem Abzug des Erlösers zehnmal so hart den Armen bestraft); was kümmert es ihn, daß er, indem er es mit gefährlichen Riesen zu thun zu haben glaubt, die nützlichen Windmühlen überfällt? Die komische Hülle dieses Bildes darf vor unserem Auge nicht ihren wahren Sinn verschleiern. Wer — sich aufopfernd — zuerst alle Folgen berechnen und alle Möglichkeiten des Nutzens seiner That erwägen wollte, der ist kaum der Selbstaufopferung fähig. Mit Hamlet wird Nichts derartiges vorkommen: er mit seinem feinen, ätzenden, skeptischen Verstande sollte solch einen groben Fehler begehen! Nein, er wird nicht mit den Windmühlen kämpfen, er glaubt nicht an Riesen . . . aber er würde nicht über sie herfallen, wenn sie auch existirten. Hamlet würde nicht, wie Don Quixote, Allen und Jedem das Barbierbecken zeigend, behaupten, daß dasselbe ein echter Helm des Zauberers Mambrin sei: aber ich glaube, wenn die Wahrheit selbst verkörpert vor seinen Augen erschiene, hätte Hamlet nicht bürgen wollen, daß sie wirklich die Wahrheit sei . . . . Wer weiß, vielleicht giebt es auch keine Wahrheit, wie es keine Riesen giebt? Wir lachen über Don Quixote, aber wer von uns kann, gewissenhaft sich fragend, seine jetzigen und früheren Ueberzeugungen untersuchend, — wer wird es wagen zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle unterscheiden wird und unterschieden hat das bleierne Barbierbecken von dem Zauberhelm? Deshalb scheint es uns, daß die Hauptsache in der Aufrichtigkeit und der Macht der Ueberzeugung besteht — das Resultat aber in den Händen des Schicksals sich befindet. Nur das Schicksal allein kann uns zeigen, ob wir mit Phantasmen kämpfen oder mit wirklichen Feinden und mit was für einer Waffe wir uns gerüstet haben . . . Unsere Sache ist es, uns zu rüsten und zu kämpfen.

Bemerkenswerth ist das Verhältniß der sogenannten Masse der Menschen zu Hamlet und Don Quixote. — Polonius ist der Repräsentant der Masse vor Hamlet, Sancho-Pansa ist es vor Don Quixote.

Polonius ist ein tüchtiger, praktischer, gesunddenkender, wenn auch zugleich beschränkter und gesprächiger Greis. Er ist ein vortrefflicher Ver-

walter, ein musterhafter Vater. Denken Sie an die Rathschläge, die er seinem Sohne Laertes vor der Abfahrt giebt, — Rathschläge, welche ihrer Klugheit wegen mit denjenigen des Gouverneurs Sancho-Pansa auf der Insel Baratia wetteifern können. Für Polonius ist Hamlet nicht so sehr Verrückter als Kind, und wenn er nicht ein Königssohn wäre, würde er ihn verachten seiner gründlichen Unnützlichkeit, des Unvermögens wegen, seine Gedanken positiv zu verwirklichen. Die bekannte Wolkenscene zwischen Hamlet und Polonius, diejenige, in welcher Hamlet sich einredet, er verspotte den Greis, beweist unsere Behauptung:

Polonius: Die Königin wünscht Euch zu sprechen, Prinz, und sogar gleich.

Hamlet: Seht Ihr diese Wolke? Sie gleicht einer Schwalbe.

Polonius. Ganz wie eine Schwalbe.

Hamlet: Ich glaube, sie ist einem Kameel ähnlicher.

Polonius. Der Rücken ist ganz und gar der eines Kameels.

Hamlet. Oder wie bei einem Walfisch.

Polonius. Ein vollkommener Walfisch.

Hamlet. Gut — so gehe ich zur Mutter.

Ist es nicht klar, daß in dieser Scene Polonius ein Höfling ist, welcher dem Prinzen schmeichelt und zugleich ein reifer Mann, welcher einem kranken Kinde nicht widersprechen will? Polonius glaubt kein Wort Hamlets und er hat Recht; mit aller ihm eigenen Selbstüberschätzung schreibt er die Verrücktheit Hamlets seiner Liebe zu Ophelien zu — und darin freilich irrt er sich; aber er irrt sich nicht in der Beurtheilung seines Charakters. Die Hamlets sind der Masse unnütz; sie geben ihr Nichts, sie können dieselbe nirgends führen, weil sie selbst nirgends hingehen. Ja, wie kann man führen, wenn man keinen Boden unter den Füßen hat? Dabei verachten die Hamlets die Masse. Wer sich selbst nicht achtet, wen und was kann dieser achten? Ja, und ist es denn werth, sich mit der Masse zu beschäftigen? Sie ist so grob und schmutzig! Und Hamlet ist ein Aristokrat nicht nur der Geburt nach.

Ganz etwas Anderes stellt uns Sancho-Pansa vor — das Gegentheil! Er lacht über Don Quixote, er weiß wohl, daß er wahnsinnig ist, dreimal aber verläßt er Geburtsort, Haus, Weib und Tochter, um diesem Wahnsinnigen überallhin zu folgen, er unterwirft sich jeder Art von Unannehmlichkeiten, er ist ihm bis zum Tode ergeben, glaubt ihm, ist auf ihn stolz und weint bitterlich, knieend an dem Lager, wo sein gewesener Herr stirbt. Mit der Hoffnung auf Geld und Gut kann man diese Ergebenheit nicht erklären; dazu hat Sancho-Pansa zu viel gesunden Verstand; er weiß sehr gut, daß außer Schlägen der Knappe eines fahrenden Ritters Nichts zu erwarten hat. Die Ursache dieser Ergebenheit muß man tiefer suchen; sie wurzelt in der vielleicht besten Eigenschaft der Masse, in der Fähigkeit einer glücklichen und aufrichtigen Verblendung (leider sind ihr auch andere

Verblendungen bekannt), in der Fähigkeit eines nutzlosen Enthusiasmus, der Verachtung der gewöhnlichen Vortheile, welche bei dem armen Menschen oft der Verachtung des alltäglichen Brodes gleicht. Eine große, welthistorische Eigenschaft! Die Masse der Menschen endet immer damit, daß sie selig glaubend denjenigen Persönlichkeiten nachfolgt, welche sie selbst verhöhnte, welche sie sogar fluchte und verfolgte, die aber weder ihre Verfolgungen noch ihre Flüche befürchtend, sogar nicht einmal vor ihrem Hohn zurückschreckend, stets ohne Wanken vorwärts gehen, den Blick ihrer Seele auf das nur von ihnen geschaute Ziel gerichtet, fallen, sich erheben und es endlich finden . . . und das ist auch richtig, nur der findet, wen das Herz leitet. „Les grandes pensées viennent du coeur“ sagte Vauvenargues. Hamlets aber finden Nichts, entdecken Nichts und lassen keine Spur hinter sich außer der ihrer eigenen Persönlichkeit. Sie lieben und glauben nicht, was können sie denn finden? Sogar in der Chemie ist (von der organischen Natur nicht mehr zu sprechen), damit etwas Drittes erscheine, die Verbindung zweier Elemente nothwendig; die Hamlets sind aber nur mit sich beschäftigt; sie sind einsam und deshalb unfruchtbar.

Man wird uns aber einwenden: Ophelia, liebt sie denn Hamlet nicht?

Wir wollen von ihr sprechen — und dabei auch von Dulcinea. In dem Verhältnsse unserer beiden Typen zum Weibe giebt es ja auch viel des Beachtenswerthen.

Don Quixote liebt Dulcinea, nicht das wirkliche Weib, und ist bereit, für sie zu sterben; denken Sie an seine Worte, als er besiegt zu Boden fallend, zu seinem Besieger, welcher ihn mit der Lanze bedroht, sagt: „Stechet mich Ritter, aber meine Schwäche soll den Ruhm Dulcineas nicht verringern; ich behaupte doch, daß sie die vollkommenste Schönheit in der Welt ist.“ Er liebt ideal, rein, so ideal, daß er sogar nicht den geringsten Verdacht hat, daß der Gegenstand seiner Leidenschaft gar nicht existirt; so rein, daß, als Dulcinea vor ihm als ein rohes und schmutziges Bauernmädchen erscheint, er dem Zeugnisse seiner eigenen Augen nicht glaubt, sondern überzeugt ist, daß sie von dem bösen Zauberer verwandelt sei. Ach wir sehen in unserem Leben oft Menschen, welche für eine ebenso wenig existirende Dulcinea oder für etwas Rohes und Schmutziges starben, in welchem sie die Verwirklichung ihres Ideals ahnten und dessen Verwandlung sie gleichfalls dem Einfluß böser Zufälle und Personen, wir möchten sagen Zauberern, zuschrieben! Wir sehen sie, und wenn solche Menschen verschwinden werden, so möge auf immer das Buch der Geschichte sich schließen! Man wird dann in ihm Nichts mehr zu lesen finden. Es giebt bei Don Quixote keine Spur von Sinnlichkeit; all seine Gedanken sind keusch und rein und kaum in der geheimsten Tiefe seines Herzens hegt er die Hoffnung auf eine endliche Verbindung mit Dulcinea, ja er fürchtet sich sogar vor dieser Verbindung!

Und Hamlet! Liebt er denn? Sollte selbst sein ironischer Schöpfer, der tiefste Kenner des Menschenherzens, dem Egoisten, dem vom Gifte der Alles

zersetzenden Analyse durchdrungenen Skeptiker — ein liebendes, warmes Herz geben? Shakespeare verfiel nicht in diesen Widerspruch und der aufmerksame Leser wird sich leicht überzeugen, daß Hamlet ein sinnlicher und sogar lüsterner Mensch ist — (der Höfling Rosenkrantz lächelt nicht ohne Ursache, als Hamlet in seiner Gegenwart sagt, daß er der Frauen schon satt sei), daß Hamlet nicht liebt, sondern sich verstellt und Liebe heuchelt. Wir haben dafür das Zeugniß von Shakespeare selbst.

In der ersten Scene des dritten Actes sagt Hamlet zu Ophelia:

„Ich habe Dich einst geliebt."

Ophelia. Prinz, Sie ließen mich das glauben.

Hamlet. Du solltest nicht glauben! Ich liebte Dich nicht!

Und mit diesen letzten Worten ist Hamlet der Wahrheit viel näher, als er selbst glaubt. Seine Gefühle gegen Ophelia, ein keusches und bis zur Heiligkeit reines Wesen, sind entweder cynisch (denken Sie an seine Worte, seine zweideutigen Anspielungen, als er in der Scene der Theater-Vorstellung sie um Erlaubniß bittet, ihr zu Knieen liegen zu dürfen) oder pathetisch und phraseologisch (erinnern Sie sich der Scene zwischen ihm und Laertes, als er in das Grab Ophelias springt und mit einer des Bramarbas würdigen Sprache ausruft: „Vierzig Tausend Brüder vermögen nicht mit mir zu streiten! Man schleudere auf uns Millionen Hügel u. s. w.!") Seine Beziehungen zu Ophelia sind abermals für ihn nichts Anderes als eine Beschäftigung mit sich selbst, und in seinem Rufe: „O Nymphe! Gedenke meiner in deinen heiligen Gebeten," sehen wir nur das tiefe Bewußtsein der eigenen krankhaften Kraftlosigkeit und Unmöglichkeit, zu lieben, welches sich fast abergläubisch beugt vor „dem Heiligthum der Reinheit".

Aber genug von den dunklen Seiten des Hamlet-Typus, von denjenigen Seiten, welche deshalb eben mehr uns reizen, weil sie uns näher und begreiflicher sind. Wir wollen uns nun bemühen, das zu schätzen, was in ihm wahr und deshalb ewig ist. In ihm ist verkörpert das Princip der Verneinung, dasselbe Princip, welches ein anderer großer Poet, indem er es von allem Reinmenschlichen absonderte, in der Gestalt des Mephisto dargestellt hat. Hamlet ist ebenfalls Mephistopheles, aber ein im lebendigen Kreise der menschlichen Natur sich bewegender Mephisto; deshalb ist sein Verneinen kein Böses — es ist eben gegen das Böse gerichtet. Die Negation Hamlets zweifelt am Guten, am Bösen zweifelt sie nicht und tritt mit ihm in einen harten Kampf.

Er zweifelt am Guten, das heißt: er hat einen Verdacht gegen seine Wahrheit und Wirklichkeit, unter deren Maske sich wieder das Böse und die Lüge, seine Urfeinde, verhüllen; Hamlet lacht nicht dämonisch — mit dem häßlichen Lachen Mephistos; selbst in seinem bittern Lächeln ist eine Melancholie, welche von seinen Leiden spricht und deshalb mit ihm versöhnt. Hamlets Skepticismus ist auch kein Indifferentismus und darin besteht seine Bedeutung und sein Werth; das Gute und das Böse, die Wahrheit und

die Lüge, Schönheit und Häßlichkeit vertuschen sich nicht vor ihm in etwas Zufälliges und Stumpfes. Der Skepticismus Hamlets glaubt nicht an die gegenwärtige Verwirklichung der Wahrheit und haßt unversöhnlich die Lüge, und schon dadurch wird er zum Hauptkämpfer für diese Wahrheit, an welche er durchaus nicht glauben kann. Doch im Verneinen, so wie im Feuer, ist eine verheerende Kraft — aber wie kann man diese Kraft in Grenzen erhalten, wie kann man ihr den Punkt bezeichnen, wo sie aufhalten muß, wenn das, was sie vertilgen und das, was sie schonen soll, oft innig und fest mit einander verbunden sind? Hier eben erscheint die so oft bemerkte tragische Seite des menschlichen Lebens: Zum Werk ist der Wille nothwendig, zum Werk ist auch der Gedanke nothwendig; aber Gedanke und Wille trennen sich von einander und mit jedem Tage trennen sie sich immer mehr . . . .

„And thus the native hue of resolution Is sickled oer by the pale cast of thought . . . .“ verkündet uns Shakespeare durch den Mund Hamlets . . . . Nun, auf der einen Seite stehen die Hamlets, denkend, bewußt, oft vollumfassend, aber auch oft unnütz und zur Unthätigkeit verurtheilt; und auf der andern Seite halbverrückte Don Quixotes, welche nur deshalb nützlich sind und die Menschheit vorwärts treiben, weil sie nur einen Punkt sehen und kennen, welcher oft gar nicht existirt in dem Bilde, welches sie schauen.

Unwillkürlich erheben sich nun die Fragen: „Muß man denn verrückt sein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß der sich selbst umfassende Verstand eben dadurch seine ganze Kraft verlieren?

Zu weit aber würde uns auch nur die oberflächliche Beurtheilung dieser Fragen führen.

Wir werden uns vielmehr mit der Bemerkung begnügen müssen, daß wir in dieser Zwiespältigkeit, in diesem Dualismus, von welchem wir sprechen, das Grundgesetz des ganzen menschlichen Lebens anerkennen; dieses ganze Leben ist nichts Anderes, als die ewige Versöhnung und der ewige Kampf zweier ewig getrennter und ewig sich verbindender Principien. Wir könnten sagen: Die Hamlets sind der Ausdruck der centripetalen Grundkraft der Natur, nach welcher alles Lebende sich als Centrum der Schöpfung betrachtet und auf alles Andere hinabschaut, als ob es nur seinetwegen existirte (so die Mücke, welche auf das Haupt Alexanders von Macedonien sich setzte und sein Blut trank — vollkommen von ihrem Rechte überzeugt; ebenso Hamlet, obgleich er sich verachtet, was die Mücke nicht thut, da sie sich dazu nicht emporgehoben hat).

Ohne diese centripetale Kraft (Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht existiren, wie auch ohne die andere centrifugale Kraft, nach welcher Alles, was existirt, nur für das Andere existirt (diese Kraft, dieses Princip der Ergebenheit und Aufopferung, vom komischen Lichte beleuchtet, stellen uns die Don Quixotes vor). Diese zwei Kräfte der Ruhe und der Bewegung, des Conservatismus und des Fortschritts, sind die Urkräfte alles Seins. Sie erklären uns das Wachsen der Blume und zugleich geben sie uns den Schlüssel

zum Verständniß der Entwickelung der mächtigsten Wandlungen des Völkerlebens.

Doch gehen wir von diesen vielleicht unwichtigen Untersuchungen auf das Feld über, welches uns besser bekannt ist. Wir wissen, daß unter allen Werken Shakespeares „Hamlet“ wohl das populärste ist. Diese Tragödie gehört in die Reihe der Schauspiele, welche das Theater stets gänzlich füllen. Aber ohne von den Schönheiten zu sprechen, deren dieses vielleicht bedeutendste Erzeugniß des modernen Geistes voll ist, muß man den Genius bewundern, welcher, selbst mit Hamlet verwandt, ihn von sich mit der freien Bewegung der schöpferischen Kraft absonderte — und sein Bild zur ewigen Belehrung kommender Geschlechter hinstellte. Der Geist, der dieses Bild schuf, ist der Geist der Menschen des Nordens, der Geist der Reflexion und Analyse, ein schwerer, finsterer Geist, Harmonie und helle Farben entbehrend, nicht gerundet und geschliffen in seinen oft kleinlichen Formen, aber tief kräftig, vielseitig, selbständig, bahnbrechend. Aus seinem Innern hat er den Typus des Hamlet gezogen und damit bewies er, daß er auch in dem Gebiete der Poesie, wie in den anderen Sphären des Volkslebens, höher steht als sein Kind, da er dasselbe vollkommen versteht.

Der Geist der Menschen des Südens ruhte auf dem Bilde Don Quixotes, ein klarer, froher, naiver, Alles aufnehmender Geist, welcher nicht in die Tiefen des Lebens steigt, alle seine Erscheinungen nicht umfaßt, sondern abspiegelt. Ich muß hier leider dem Wunsche widerstehen, eine Paralelle zwischen Shakespeare und Cervantes zu ziehen — und kann nur einige Punkte der Verschiedenheit und der Aehnlichkeit, zwischen ihnen kurz hervorheben. Shakespeare und Cervantes! werden manche denken, wie kann man hier einen Vergleich wagen? Shakespeare, das ist ein Gigant, ein Halbgott. . . Aber auch keine Pygmaee ist Cervantes vor dem Giganten, welcher „König Lear“ schuf, sondern ein, Mann und zwar ein ganzer Mann; und ein Mann hat das Recht auf seinen Füßen selbst vor einem Halbgott zu stehen. Ohne Zweifel, Shakespeare überwältigt Cervantes — und nicht nur ihn allein durch den Reichthum und den Schwung seiner Phantasie, den Glanz der höchsten Poesie, die Tiefe und Breite des gewaltigen Verstandes, aber Sie werden bei Cervantes weder gezwungene Witze, noch unnatürliche Vergleiche, noch sentimentale concetti finden; auf seiner Seite werden Sie auch nicht finden jene abgeschlagenen Köpfe, ausgerissenen Augen, alle jene Blutbäche, jene eiserne und stumpfe Grausamkeit, die furchtbare Erbschaft des Mittelalters, der Barbarei, welche langsamer verschwindet bei den nördlichen trotzigen Naturen. Trotzdem aber lebte Cervantes, so wie Shakespeare, zur Zeit der Bartholomäusnacht; und noch lange nach ihnen wurden Ketzer verbrannt und das unschuldige Blut floß — und wird es denn endlich einmal zu fließen aufhören? Das Mittelalter drückte sich in „Don Quixote“ durch den Abglanz der provençalischen Poesie aus, die märchenhafte Grazie eben jener Romane, welche Cervantes so gutherzig verspottete und welchen er selbst

den letzten Tribut zollte in „Persiles und Sigismunde“ (welcher Roman schon nach dem ersten Theile des „Don Quixote“ erschienen ist). Shakespeare nimmt seine Bilder überall — vom Himmel, von der Erde — er kennt kein Verbot; nichts kann seinem Alles durchdringenden Blick entrinnen, er entreißt sie mit einer unwiderstehlichen Kraft, mit der Kraft eines über seine Beute herfallenden Adlers. Cervantes führt dem Leser seine nicht zahlreichen Bilder freundlich, wie ein Vater seine Kinder vor; er nimmt nur das, was ihm nahe ist, aber dieses Nahe ist ihm so wohlbekannt! Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Poeten unterthänig zu sein, Cervantes schöpfte seinen Reichthum nur aus seiner eigenen, klaren, gutmüthigen, mit der Lebenserfahrung bereicherten, aber nicht gereizten Seele: nicht umsonst lernte Cervantes während des schweren siebenjährigen Gefängnißlebens, wie er selbst sagt, die Kunst des Geduldens. Das ihm unterthänige Gebiet ist schmaler als das Shakespeare'sche; aber in ihm, so wie in jedem lebendigen Geschöpf spiegelt, sich alles Menschliche ab. Cervantes wird uns nicht mit einem blitzähnlichen Wort die Situation beleuchten; er wird auch nicht erschüttern durch die titanische Kraft der siegenden Begeisterung: seine Poesie ist nicht das Shakespeare'sche oft dunkle Meer, sie ist ein tiefer Strom, ruhig zwischen verschiedenartigen Ufern hinfließend; und allmählich umfaßt und hingerissen von ihren durchsichtigen Fluthen ergiebt sich der Leser freudig seiner wahrhaft epischen Ruhe. Die Vorstellung ruft die Bilder dieser beiden großen Zeitgenossen gern hervor, welche auch an demselben Tage starben, am 26. April 1616. Cervantes wußte wahrscheinlich nichts von Shakespeare; aber der große Tragiker in der Stille seines Häuschens zu Stratford, wohin er drei Jahre vor seinem Tode gezogen, konnte wohl den berühmten Roman lesen, welcher schon damals in's Englische übertragen worden war. . . Ein Bild, würdig des Pinsels eines denkenden Malers: Shakespeare Don Quixote lesend!

Meinen Vortrag beendigend will ich zum Schluß nur noch einige lose Bemerkungen machen.

Ein englischer Lord (competenter Richter in diesen Dingen) nannte in neuerer Zeit Don Quixote das Muster eines wahren Gentleman. In der That, wenn Einfachheit und Ruhe des Umgangs das Hauptmerkmal eines sogenannten wohlerzogenen Menschen sind, so hat Don Quixote das volle Recht auf diesen Titel. Er ist ein wahrer Hidalgo, er ist es sogar damals, als die spottenden Dienstmädchen des Herzogs ihm das ganze Gesicht einseiften. Die Einfachheit seiner Manieren kommt von der Abwesenheit dessen, was wir nicht Selbstliebe, sondern vielmehr Selbstwahn nennen möchten: Don Quixote ist mit sich nicht beschäftigt und sich und Andere achtend — hat er gar nicht im Sinn, sich zu zeigen; Hamlet aber in seiner ganzen feinen Umgebung scheint uns: „ayant des airs de parvenu“; er ist furchtsam, oft auch roh, posirt und spottet. Dafür aber besitzt er die Kraft eines originellen und treffenden Ausdrucks, welche einer jeden denkenden und an

sich arbeitenden Persönlichkeit gegeben ist — und die deshalb Don Quixote gar nicht eigen sein kann. Hamlets Tiefe und die Feinheit der Analyse, seine vielseitige Bildung (man vergesse nicht, daß er auf der Universität zu Wittenberg studirt hatte) zeigen einen fast untadelhaften Geschmack. Er ist ein vortrefflicher Kritiker; die Winke, die er den Schauspielern giebt, sind ganz richtig und treffend; das Gefühl des Schönen ist in ihm fast ebenso stark wie in Don Quixote das Gefühl der Pflicht. Don Quixote achtet alle existirenden Institutionen sehr: die Religion, Monarchen und Fürsten, zugleich aber ist er frei und anerkennt die Freiheit Anderer. Hamlet beschimpft Könige und Höflinge und eigentlich ist er zur Unterdrückung und zum Despotismus geneigt.

Don Quixote kann kaum lesen und schreiben, Hamlet führte wahrscheinlich ein Tagebuch. Don Quixote hat bei all' seiner Ignoranz einen bestimmten Gedankenkreis von Staatsdingen und von Verwaltung. Hamlet kann und will sich nicht damit beschäftigen.

Man tadelt oft die unendlichen Schläge, welche Cervantes Don Quixote ertragen läßt. Ich bemerkte schon, daß im zweiten Theil des Romans der arme Ritter fast nicht mehr geschlagen wird; aber ich gebe zu, daß er ohne diese Schläge den Kindern weniger gefallen würde, welche so eifrig seine Abenteuer lesen — ja selbst uns Aelteren erschiene er nicht in seinem wahren Lichte, sondern etwas kalt und hochmüthig, was seinem Charakter widersprechen würde. Ich sagte, daß er im zweiten Theile nicht mehr geschlagen wird — aber ganz am Ende nach der entschiedenen Besiegung Don Quixotes durch den Ritter des „hellen Mondes", nicht lange vor seinem Tode, tritt ihn eine Schweineheerde mit Füßen. Ich hörte einmal, wie man Cervantes daraus einen Vorwurf machte, daß er das geschrieben habe. Aber auch hier ward Cervantes vom Genius geleitet — auch in diesem widrigen Zufall liegt ein tiefer Sinn. Das Treten von Schweinefüßen erleben die Don Quixotes immer — nämlich vor ihrem Tode; das ist der letzte Tribut, welchen sie der groben Zufälligkeit, dem gleichgiltigen und frechen Unverstand zahlen müssen . . . Das ist die Ohrfeige des Pharisäers . . . Dann können sie sterben — sie sind durch das Höllenfeuer gegangen — sie haben sich die Unsterblichkeit erobert und sie öffnet sich vor ihnen.

Hamlet ist manchmal listig, sogar grausam. Denken Sie an das von ihm vorbereitete Verderbniß der zwei nach England geschickten Höflinge, denken Sie an seine Rede über den von ihm getödteten Polonius. Aber ich sehe darin, wie gesagt, auch den Einfluß des Mittelalters. Andererseits müssen wir in dem rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Don Quixote einen Hang zum halbbewußten, halbunschuldigen Betruge bemerken und zur Selbsttäuschung — einen Hang, welcher der Phantasie des Enthusiasten stets zu eigen ist. Die Erzählung dessen, was er in der Höhle Montesinos sah, ist von ihm erdacht worden und hat den verschmitzten Sancho-Pansa nicht getäuscht.

Hamlet geräth beim kleinsten Unfall außer sich und beklagt sich darüber; Don Quixote aber, von den Galeerensclaven fast zu Tode geschlagen, zweifelt, ganz und gar nicht an dem Gelingen seines Vorhabens. So, sagt man, ging Fourier alltäglich im Laufe vieler Jahre zum Rendezvous mit einem Engländer, welchen er in den Zeitungen einlud, ihm eine Million Francs zu leihen, um seine Pläne auszuführen — und welcher selbstverständlich niemals erschien. Das ist ohne Zweifel sehr lächerlich; aber ohne diese lächerlichen Don Quixotes, ohne diese wunderlichen Entdecker, käme die Menschheit nicht vorwärts — und die Hamlets hätten nicht, worüber nachzudenken.

Ja, wiederholen wir es: die Don Quixotes erfinden, die Hamlets verarbeiten. Aber wie, wird man fragen, können die Hamlets Etwas verarbeiten, wenn sie an Allem zweifeln und an Nichts glauben? Darauf werden wir antworten, daß die weise Natur keine ganzen Hamlets wie keine ganzen Don Quixotes geschaffen hat: das sind eben nur die äußersten Extreme zweier Richtungen. Nach ihnen strebt das Leben, ohne sie zu erreichen. Man vergesse nicht, daß, wie das Princip der Analyse im Hamlet bis zur Tragik durchgeführt ist, so das Princip des Enthusiasmus in Don Quixote bis zur Komik, im Leben aber begegnen wir ebenso selten dem rein Komischen, wie dem rein Tragischen. Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit Horatios. Dieser Charakter ist wunderschön gezeichnet, und es gereicht unserer Zeit zur Ehre, daß man solche Charaktere öfter in ihr findet. In Horatio erkennen wir den Typus des Anhängers und des Schülers im besten Sinne des Wortes. Mit einem stoischen und geraden Charakter, mit einem heißen Herzen, mit etwas beschränktem Verstande fühlt er seine Schwäche und ist bescheiden, was selten bei beschränkten Menschen der Fall ist; er dürstet nach Belehrung und deshalb verehrt er den klugen Hamlet und ergiebt sich ihm mit der ganzen Kraft seiner braven Seele, sogar ohne nach Gegenliebe zu verlangen. Er gehorcht ihm nicht als einem Prinzen, sondern als seinem Herrn. Eines der wichtigsten Verdienste der Hamlet-Naturen besteht darin, daß sie solche Menschen wie Horatio bilden und entwickeln, — Menschen, welche von ihnen ihre Gedanken annehmen, dieselben in ihrem Herzen befruchten und in der ganzen Welt verbreiten. Die Worte, mit welchen Hamlet die Bedeutung Horatios anerkennt, machen ihm selbst Ehre. In ihnen sind seine eigenen Ansichten von der hohen Würde des Menschen ausgedrückt, seine edlen Bestrebungen, welche kein Skepticismus im Stande ist abzuschwächen.

Der wahre Skeptiker achtet immer den Stoiker — als die antike Welt zerfiel, suchten die besten Menschen, wie in jeder derartigen Epoche, im Stoicismus Rettung. Skeptiker, wenn sie keine Kraft hatten, in jenes Land zu gehen, „aus deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt" — wurden Epikuräer. Eine begreifliche, traurige und uns nur allzugut bekannte Erscheinung!

Hamlet wie Don Quixote starben in einer rührenden Weise; aber wie verschieden ist der Tod Beider! Wunderschön sind die letzten Worte Hamlets.

Er beruhigt sich, befiehlt Horatio zu leben, giebt seine Stimme zu Gunsten des jungen Fortinbras — aber der Blick Hamlets richtet sich nicht vorwärts. „Der Rest . . ist Schweigen" — sagt der sterbende Skeptiker — und in der That verstummt er auf ewig. Der Tod Don Quixotes weht uns unsäglich rührend an. In diesem Augenblick offenbart sich die ganze große Bedeutung dieser Persönlichkeit einem Jeden. Als sein gewesener Waffenträger ihn zu trösten versucht, und ihm sagt, daß sie bald wieder auf ritterliche Abenteuer ausziehen werden, erwidert der Sterbende; „Nein, das Alles ist für immer vorbei, und ich bitte alle um Verzeihung; ich bin nicht mehr Don Quixote, sondern wieder Alonso der Gute, wie man mich einst nannte — Alonso el Bueno."

Dieses Wort ist bewunderswürdig; das Erwähnen dieses Namens zum ersten und letzten Male erschüttert den Leser. Ja nur dieses Wort hat eine Bedeutung im Angesicht des Todes. Alles vergeht und verschwindet — die höchste Stellung, Macht, allumfassendes Genie, Alles zerfällt in Staub — nur die guten Werke bleiben, sie sind dauernder als die glänzende Schönheit selber. „Alles verschwindet" sagt der Apostel — „die Liebe allein währet ewiglich."

Aus der Berliner Verbrecherwelt.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Vor einigen Wochen ist vor den Berliner Geschworenen ein Proceß verhandelt worden, der nicht nur wegen der Schwere und Abscheulichkeit der Verbrechen, um die es sich handelte, und auch nicht des Angeklagten wegen, sondern hauptsächlich wegen des wahrhaft grauenvollen Bildes großstädtischer Verschwindelung und verbrecherischen Treibens, wie es die Zeugenaussagen vor der Oeffentlichkeit entrollt haben, in weiten Kreisen peinliches Aufsehen gemacht hat.

Der wegen Anstiftung zum schweren Raube und Beihülfe zum Morde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilte Commissionär Dickhoff kann nicht zu der Gruppe der sogenannten „interessanten Verbrecher" gerechnet werden. Er ist im Gegentheil so uninteressant wie möglich. In seiner Verbrecherlaufbahn ist nicht jener räthselhafte Sprung wahrzunehmen, der dem Psychologen immer so viel zu schaffen macht, nicht jenes gewaltsame Losreißen von einem bisher unbescholtenen, bisweilen sogar redlichen und ehrenhaften Dasein mit dem jähen Sturz in die tiefsten Abgründe des Verbrechens, wie wir es bei Armand Peltzer und bei Ernst Sobbe wahrgenommen haben. Dickhoff ist eine von Hause aus grundschlechte, gemeine Natur, die sich in beständiger Auflehnung gegen das Sittliche folgerichtig entwickelt hat. Er hat sich erst mit Schwindel und Betrug durchzuschlagen versucht, und da er merkte, daß das nicht genug abwarf, hat er entschiedenere Schritte gethan. Er hat mit der Verbrecherwelt, den gewerbsmäßigen Einbrechern, Fühlung gesucht und gefunden. Er hat sich an Diebstählen als Berather und Leiter betheiligt, und vom schweren Diebstahl ist er zum schweren Raube und zum Morde über-

gegangen. Dabei hat er sich von seiner unglücklichen Frau, die mit ihrer Hände Arbeit ein paar Groschen mühsam verdiente, füttern lassen, und während die Frau daheim am Waschtrog stand, sich in Schänken und Verbrecherspelunken herumgetrieben, um irgend ein Opfer auszukundschaften und Spießgesellen für dessen Hinschlachtung zu werben. Es verlohnt wirklich nicht der Mühe, bei einem so durchaus verworfenen Subjecte, wie deren die Verbrecherwelt so viele zählt, nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Auch sein Vertheidigungssystem: Alles und Jedes in Abrede zu stellen und die klarsten, unumstößlich erwiesenen Thatsachen mit eherner Stirn zu leugnen, ist einfach kindisch und unbedeutend. Leute, die sich einreden, sehr klug und schlau zu sein und dabei die verhängnißvollsten Dummheiten begehen, sind ja nicht zu den Seltenheiten zu rechnen.

Ebensowenig gehören die Ermordungen der beiden alten Frauen zu jenen Verbrechen, in welchen sich das Grauen und der Abscheu vor der That mit inniger Sympathie für die Opfer paaren. Wenn ein hochbegabter Gelehrter wie Bernays, wenn ein pflichttreuer Beamter wie Cossäth von Mörderhand fallen, so ist es natürlich, daß das Entsetzen, das die That selbst einflößt, durch die Theilnahme, die man den Opfern entgegenbringt, verstärkt wird. Die Persönlichkeiten der beiden alten, schmutzig geizigen und trotz ihrer Jahre sinnlichen Regungen noch zugänglichen Frauen können aber diese Gefühle einer besonderen menschlichen Theilnahme nicht hervorrufen.

Woher nun dennoch die ganz ungewöhnliche Spannung, mit der man in ganz Deutschland den Verhandlungen des Processes Dickhoff gefolgt ist? Die Antwort ist leicht genug. Wohl niemals ist ein Criminalproceß verhandelt worden, der so grelle Streiflichter auf die Welt von Schwindlern und Verbrechern, die im Dunkel der großen Stadt ihr Wesen treiben, geworfen hätte, wie dieser.

Da ist zunächst die Gruppe der sogenannten „Commissionäre", in denen die Scheinverkäufe, die Hypothekenschiebungen, die Beschaffung von vorgeblichen Baugeldern, die Einsetzung von Vicewirthen, die Subhastationen, die fruchtlosen Zwangsvollstreckungen und wie all die verwickelten Rädchen des großen Schwindelapparates sonst noch heißen mögen, heimisch sind; da finden wir die Rittergutsbesitzer mit zerfranzten Hosen, die Güter im Betrage von hunderttausenden von Thalern kaufen, und bei denen es auffällt, wenn sie eine Portion Gänsebraten bestellen.

Die andere Gruppe bilden die eigentlichen Verbrecher, die vielleicht nicht gemeingefährlicher und auch nicht unsittlicher sind als die Rotte jener „Commissionäre", von denen eben die Rede war, die sich aber auf die kniffligen Schwindelgeschäfte nicht weiter einlassen, sondern einfach stehlen und rauben. Das Bindeglied zwischen den beiden ist der „Commissionär" und Verbrecher Dickhoff.

Als diese Gilde von „Commissionären" und Verbrechern als Zeugen in dem Dickhoff'schen Processe aufmarschirte, als da die Gefahren, von denen die

Grosstadt beständig bedroht ist, leibhaftig durch die persönliche Vorführung derer, die diese Gefahren bereiten, an die Oeffentlichkeit traten, befiel den arglosen Bürger, der sich um diese Dinge bisher gar nicht gekümmert hatte, ein wahrer Schrecken. Es wurden ihm plötzlich Geheimnisse offenbart, von denen er nie etwas geahnt hatte: und er schloss daraus, dass alle diese Erscheinungen etwas Neues seien, — Symptome einer jähen, verderblichen Krankheit. Und, wie dies immer in solchen Fällen geschieht, der Bestürzung folgte alsbald der Ruf nach der Polizei. Man verlangte schnelle und gründliche Heilung dieses neuen Uebels. Leider war aber die Voraussetzung, dass das dem Unkundigen Neue wirklich neu sei, eine falsche.

Für die Berufenen hat der Process Dickhoff gar nichts Neues an den Tag gebracht. Diese kannten die Persönlichkeiten, um die es sich handelte, und die Oertlichkeiten, an denen sie sich zusammenfanden, schon seit Jahren und ganz genau. Und es konnte auf die Criminalbeamten nur einen sehr geringen Eindruck machen, wenn sie von der wohlmeinenden Presse auf die Gefährlichkeit der Stammgäste, die sich in den Mittagsstunden im Rondel des Rathhauskellers und am Abend in der Passage vereinigen, aufmerksam gemacht wurde. Das Verlangen, dass diesem Treiben ein Ende gemacht werden solle, hatte für sie sogar etwas kindlich Naives. Wenn man nur angeben wollte, welche Mittel den Behörden zur Verfügung stehen, um ein des Betrugs verdächtiges, aber nicht überführtes Individuum, dass sich anständig benimmt, zu verhindern, in einem von der anständigen Gesellschaft besuchten Locale ein Glas Bier zu trinken oder auf einem öffentlichen Verkehrswege spazieren zu gehen! Es ist wirklich zuviel von der Polizei verlangt, wenn man beansprucht, dass sie uns vor der Nachbarschaft dieser unangenehmen gesellschaftlichen Elemente bewahre. Ich kann kein öffentliches Local betreten, ich kann kein Theater besuchen, ohne Gefahr zu laufen, dass sich ein Hochstapler, ein Betrüger, ein Taschendieb, ja sogar ein Mensch, der sich mit Mordgedanken trägt, an meiner Seite niederlasse. Ich bin auch in meinen vier Pfählen nicht sicher, ob nicht der Mensch, der sich melden lässt, unter dem Vorwande, mir irgend eine Versicherungspolice anzubieten, mir eine Waare anzupreisen oder sonst ein Geschäft zu vermitteln, nicht mit verbrecherischen Plänen sich trägt und als ein gefährliches Mitglied der Gesellschaft sogar der Polizei bekannt ist.

Was man billigerweise verlangen darf, ist: dass die Polizei dem Treiben dieser Leute ihre besondere Aufmerksamkeit zuwende, dass sie die gefährlichsten kenne und streng beobachte, dass sie mit ihrer Personal- und Sachkenntniss das Menschenmögliche thue, um zu verhüten, dass Verbrechen begangen werden, und dass sie im Falle eines Verbrechens sich mit Umsicht bemühe, den Thäter zu ermitteln und dessen Bestrafung zu ermöglichen. Leute aber die eines Verbrechens fähig sind, aus dem öffentlichen Verkehre auszuschliessen und gewissermassen zu interniren, — dazu fehlt den Behörden nicht blos die Macht, sondern auch das Recht. Es ist sonderbar genug, dass gerade

der Proceß Dickhoff Anlaß zu Beschwerden in dieser Beziehung gegeben hat; denn dieser Proceß hat ja deutlich gezeigt, daß unsere Criminalpolizei in der Bewältigung der ihr obliegenden, sehr schwierigen Aufgaben Verdienstliches geleistet hat; daß sie die Verdächtigen, denen sie nichts Besonderes anhaben kann, gleichwohl mit wachen Augen beobachtet und deren Leben und Treiben sehr genau kennt. Aus dem Kreise dieser Verdächtigen hat sie ja den bisher unbestraften Dickhoff herausgegriffen.

Nicht um diese kann es sich in den folgenden Blättern handeln, denn ihre Zahl ist Legion. Man muß sich eben nur klar machen, wegen wie vieler criminell strafbarer Handlungen die Untersuchungen eingeleitet werden. Ein in den den letzten Tagen erschienenes, in jeder Hinsicht hervorragendes Werk: „Verbrecher und Verbrechen in Preußen 1854—1878" von W. Starke, Geheimem Oberjustizrath und Vortragendem Rath im Justizministerium*), das der Verfasser mit Recht als eine culturgeschichtliche Studie bezeichnen darf, giebt über alle dieses Stoffgebiet berührende Fragen umfassenden Aufschluß.

Es überläuft einen zunächst ein gelinder Schauer, wenn man auf der ersten graphischen Tafel verzeichnet sieht, daß im Zeitraum von 1854—1878 im Durchschnitt auf je 27 Einwohner der Monarchie eine neue eingeleitete Untersuchung wegen einer strafbaren Handlung entfällt; daß also in einer Gesellschaft von dreißig Personen die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß irgend einer unliebsame Auseinandersetzungen mit den Richtern gehabt hat. Zum Glück zeigt die nähere Prüfung, daß die Sache doch nicht ganz so schlimm liegt, wie sie auf den ersten Blick hin aussieht; denn von diesen Untersuchungen entfällt nur ein verhältnißmäßig geringer Procentsatz auf die Verbrechen und Vergehen: nämlich 15,5 Procent. Für die Uebertretungen ergiebt sich fast die doppelte Zahl der Untersuchungen, 27,6 Procent, für Holzdiebstähle aber mehr als die Hälfte der alljährlich neu eingeleiteten Untersuchungen, nämlich 56,3%. In der Großstadt macht man sich doch keine Vorstellung davon, daß auf je 49,5 Einwohner eine Untersuchung wegen Holzdiebstahls zu rechnen ist! Vom Holzdiebstahl zum gewöhnlichen Diebstahl ist gleich ein großer Sprung. Da kommen erst auf etwa 450 Einwohner eine Untersuchung; bei schwerem Diebstahl und dem Diebstahl im zweiten und ferneren Rückfall etwa auf je 2500, bei Unterschlagung etwa auf 4000, beim Betrug etwa auf 6000, bei Urkundenfälschung auf 20,000 beim Raube auf 150,000, beim Morde auf etwa 110,000 Einwohner je eine Untersuchung.

Mit dieser gelegentlichen Anführung von statistischen Zahlen, deren hochwichtige Bedeutung für unsere socialen Zustände und für das Volksleben im Allgemeinen in dem angeführten Werke mit eben so viel Scharfsinn wie Gründlichkeit untersucht worden ist, soll hier nur ganz oberflächlich auf den

*) Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin, 1883.

großen Umfang und die mächtige Ausdehnung jenes Gebietes hingewiesen werden, dessen besondere Bewachung den Criminalbehörden obliegt.

II.

Wir wollen uns hier nur mit dem Treiben jener gesellschaftsfeindlichen Klasse beschäftigen, die gemeinhin mit dem Namen der „Berliner Verbrecherwelt“ bezeichnet wird; und zwar nur mit jenen Leuten, die nicht durch rechtskräftiges Urtheil hinter Schloß und Riegel sich befinden, sondern die als gefahrbringende Elemente in unsrer Mitte leben und geduldet werden müssen, da sie zur Zeit eines Vergehens oder eines Verbrechens nicht überführt sind und seit Abbüßung ihrer Strafe vielleicht auch kein neues Verbrechen begangen haben, oder die, soeben aufgegriffen, in Untersuchungshaft gebracht werden, um dort des richterlichen Urtheils zu harren.

Starke unterscheidet drei Klassen von Verbrechern: die gelegentlichen, die Gewohnheitsverbrecher und die gewerbsmäßigen.

Der Gelegenheitsverbrecher, der durch einen unerwarteten von ihm nicht gesuchten Anlaß zur verbrecherischen That gereizt wird, gehört nicht zum Kreise unserer Betrachtung. Wir haben es hier zunächst mit den Gewohnheitsverbrechern zu thun. Starke definirt den Gewohnheitsverbrecher als einen solchen, der nicht absichtlich die Gelegenheit zur Verübung von Verbrechen sucht, der ihnen aber auch nicht aus dem Wege geht, dessen Sinn für Ordnung und Recht bereits so abgestumpft ist, daß es ihm kaum noch einen Kampf mit dem Gewissen kostet, die Gelegenheit zum Verbrechen zu benutzen. Der Begriff der „Gelegenheit“ ist bei dem Gewohnheitsverbrecher viel weiter zu fassen als bei dem Gelegenheitsverbrecher. Für den Gewohnheitsverbrecher ist jede Gelegenheit schon ausreichend, ist die böse Gewohnheit an die Stelle des Vorsatzes getreten. „Der Gewohnheitsdieb beginnt nicht selten als Landstreicher und Bettler“, sagt Starke. „Die Neigung zum Branntwein hat ihn körperlich und geistig heruntergebracht, er scheut die Arbeit und besitzt nicht einmal die Energie, welche zur Vorbereitung und Ausführung mancher Verbrechensarten nöthig ist.“ Darum werden Einbruchsdiebstähle nur selten von Gewohnheitsdieben verübt.

Der gewerbsmäßige Verbrecher aber sucht die Gelegenheit zum Verbrechen und besitzt die zur Ausführung der wohlgeplanten That erforderliche Energie. Er hat gewöhnlich Verbündete, die ihm entweder bei der Ausübung des Verbrechens selbst hülfreiche Hand leisten oder nach Begehung desselben ihm dazu dienen, die Spuren, die auf den Thäter leiten könnten, zu verwischen. Für ihn ist also das Verbrechen ein Gewerbe, das gelernt sein will; und seine Lehrjahre macht er gewöhnlich im Gefängniß, in der gemeinsamen Haft durch. Da findet er erfahrene ältere Leute, die ihn in die Geheimnisse des Handwerks einweihen. Vielleicht hört er zunächst nur mit halbem Ohr hin, und vielleicht hat er sogar den ernsten Vorsatz, nach

abgebüßter Strafe ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu werden; aber sobald er wieder auf freien Fuß gesetzt ist, tritt ihm die Gesellschaft spröde und feindselig entgegen. Der Bestrafte wird von allen Thüren, an die er arbeitsuchend klopft, zurückgewiesen; die paar Mark, die er während seiner Gefängnißstrafe verdient hat, sind bald aufgezehrt, und er wird oft dazu gedrängt, diejenigen wieder aufzusuchen, bei denen er ein volles Verständniß für seine Lage voraussetzen kann, die ihn wie Ihresgleichen behandeln und, da ihm der redliche Erwerb verschlossen ist, die weitere Anleitung zu unredlichem Erwerbe geben.

Aus diesen beiden letzten Gattungen, den Gewohnheits- und gewerbsmäßigen Verbrechern, bildet sich vornehmlich die sogenannte Verbrecherwelt. Es sind die ständigen Gäste unserer Gefängnisse und Zuchthäuser, bei denen der Rückfall die Regel ist. Wie stark der Procentsatz der rückfälligen Zuchthäusler ist, wird sich aus der einen Zahl ergeben, daß im Jahre 1882 von 9589 neu zugegangenen Zuchthaussträflingen nicht weniger als 7568 wegen Verbrechens oder Vergehens vorbestraft, und unter diesen nicht weniger denn 2193 sechsmal und darüber vorbestraft waren.

Während der Zeit, die diese Verbrecher in der Freiheit verbringen — es ist fast immer eine Uebergangszeit — sind sie, wie ich schon sagte, gewissermaßen zwangsweise auf einander angewiesen. Es ist natürlich, daß sich zwischen diesen Ausgestoßenen der Gesellschaft ein inniges Band bildet, daß sie in naher Fühlung mit einander stehen und durch die Solidarität der Interessen mit einander verkettet werden. Diese Leute sind unseren Criminalbeamten zum größten Theil wohlbekannt, und jeden Laien befremdet es, wenn sich ihm Gelegenheit zu einer Beobachtung des Verkehrs zwischen Criminalbeamten und Verbrechern bietet, wie gemüthlich und harmlos der Verkehr zwischen diesen beiden erbitterten Feinden ist. Die gefürchtetsten Criminalbeamten stehen mit den gefährlichsten Verbrechern, wenn diese frei herumlaufen, auf ganz vertraulichem Fuße. Sie sitzen in den Verbrecherkneipen neben einander an demselben Tisch, trinken gemeinsam ihr Bier und unterhalten sich in zwanglosester Art über Alles, vornehmlich über das, was Beide am meisten interessirt: über die Persönlichkeiten der Verbrecher.

Der Criminalbeamte wird durch seinen Beruf zu dem steten Umgang mit den Verbrechern gezwungen, und er empfindet im Umgange mit dem Einbrecher und Räuber eben so wenig ein Gefühl der Unheimlichkeit und des Grausens wie der Arzt, der eine Leiche zerschneidet. Die Klugheit gebietet aber außerdem, daß der Criminalbeamte sich mit den Verbrechern in einem gewissen freundschaftlichen, vertrauensvollen Einvernehmen befinde; denn er braucht, um Verbrechen zu entdecken, Verbrecher. Aus den öffentlichen Verhandlungen ist bekannt, wie wichtige Dienste zur Ermittelung strafbarer Handlungen von bestraften Individuen selbst geleistet werden.

Es sind dies die sogenannten Vigilanten. Ein Vigilant war es, der Steinmetz Ende, der dem wegen Einbruchs bestraften Kunstschlosser Imm im

vertraulichen Zwiegespräch das Geheimniß entlockt hat, daß Tickhoff bei dem ersten bei der Wittwe Lissauer verübten Diebstahle die Anleitung gegeben und mitgewirkt habe. Diese Vigilanten sind aber nicht blos für Geld zu haben, sie wollen auch gute Worte. Sie sehen sogar noch mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn. Geschmäht und zurückgewiesen von der ganzen Welt, sind sie besonders empfänglich und dankbar für jede freundliche Regung, die sie bei einem ehrlichen Manne wahrnehmen; und wenn sie das Gefühl haben, daß sie unter Umständen sich auf jenen verlassen können, der auch freundlich mit ihnen spricht, so erweisen sie ihm die Dienste, die er von ihnen begehrt, und wenn es auch der Criminal-Commissar ist. Der Berliner Criminalcommissar Weien z. B., der wegen seiner Thätigkeit am meisten gefürchtet wird, erfreut sich in der Verbrecherwelt des größten Ansehens und der allgemeinsten Beliebtheit; und gerade deswegen hört und sieht er manches von Wichtigkeit, was ihm sonst verborgen bleiben würde. Die Criminalbeamten sind ja eben die einzigen redlichen Menschen, die mit diesen Leuten verkehren; und wenn die Verbrecher auch noch so abgestumpft sind, das Gefühl des Respectes vor der Ehrlichkeit haben sie sich bewahrt.

Im Uebrigen leben sie also ganz unter sich, und in der großen Gemeinsamkeit der Verbrecherwelt sondern sich noch die einzelnen Arten in verschiedene Cirkel ab. Gewisse Verbrecherlocale werden ausschließlich von einer bestimmten Art von Verbrechern besucht. Die Einbrecher haben ihre besonderen Locale, die Collidiebe die ihrigen ꝛc.

Zu gewissen Zerstreuungen aber, die sie in ihrem traurigen Leben suchen und vielleicht auch finden, begegnen sie sich auf gemeinsamem Boden.

Es ist eine Thatsache, daß die Berliner Verbrecherwelt einen eigenen Gesangverein hat, zu dem nur zur Gilde der Bestraften Gehörige zugelassen werden. Bei geselligen Vereinigungen werden von diesem Gesangverein Männerquartette vorgetragen; und man behauptet, daß diese Vorträge vortrefflich seien; namentlich wird die Stimme des ersten Tenoristen, eines wegen Taschendiebstahls mehrfach bestraften Individuums, hochgerühmt. Stirbt einer der Ihrigen, so folgt der Gesangverein dem Sarge und singt an der offenen Gruft Choräle.

Sie haben auch einen besonderen Club, den sogenannten „Athletenclub“, der von Zeit zu Zeit Wettringen vor einem geladenen Publikum von Verbrechern veranstaltet. Die körperliche Kraft gehört ja bei vielen dieser Leute zum Handwerk, und unter den Collidieben, die schwere Kisten davontragen, findet man wohl die Stärksten, unter den Zuhältern leichtsinniger Personen zugleich die Körperkräftigsten und Rohesten.

Sie veranstalten auch Bälle in einem Local der Elsasser Straße, zu denen man nur mit besonderer Einlaßkarte zugelassen wird. Einladungen erhalten nur Verbrecher und deren „Bräute“; indessen erweist man auch regelmäßig gewissen bevorzugten Criminalbeamten die Aufmerksamkeit, ihnen Billets zum eigenen Gebrauch und zur Einführung von Fremden zuzustellen.

Aeußerlich unterscheiden sich diese Bälle fast gar nicht von den andern von den niederen Volksklassen veranstalteten Tanzvergnügen. Ein besonderes Interesse bietet dieses im Allgemeinen ziemlich reizlose Schauspiel nur demjenigen, der genau weiß, wer die Tänzer und die Tänzerinnen sind.

III.

Das weiteste Feld zur Beobachtung des verbrecherischen Treibens bieten natürlich die öffentlichen Locale.

Wo verkehren die Verbrecher? Antwort: überall. Es ist, wie ich schon sagte, eine große Naivetät, wenn man glaubt, daß die Verhandlungen gegen Tickhoff unsere Criminalpolizei über die Gefährlichkeit des Besuchs gewisser Locale belehrt haben, in denen arglos auch die gute bürgerliche Gesellschaft verkehrt, und die sich eines guten Rufes zu erfreuen haben, wie z. B. der vielgenannte Rathskeller. Die Criminalpolizei ist über die gewöhnlichen Zusammenkünfte der Verbrecher sehr genau unterrichtet, sie steht mit den Wirthen, den Tanzordnern und den Vortänzern: den sogenannten maîtres, den Kellnern und Kellnerinnen, und den bestraften Stammgästen selbst gewöhnlich auf bestem Fuße. Ein großer Irrthum ist es, anzunehmen, daß der Rathhauskeller eines der wenigen Locale sei, das gleichzeitig von der guten und von dieser schlechtesten Gesellschaft besucht werde. Es läßt sich im Gegentheil sogar behaupten, daß es nicht ein einziges der Oeffentlichkeit zugängliches Local in Berlin giebt, in dem nicht der Polizei längst bekannte Persönlichkeiten mit faustdicken Personalacten und so und so viel Vorbestrafungen verkehrten. Einige dieser Verbrecher sind ja schon durch ihre Specialität auf die allerbesten und vornehmsten Locale angewiesen: Bauernfänger und Falschspieler im großen Stil, Hochstapler u. dergl. haben ja kein anderes Arbeitsfeld; sie müssen ja da verkehren, wo sie Gelegenheit haben, mit jungen, reichen, leichtlebigen Leuten, mit Rittergutsbesitzern aus der Provinz, mit Fremden, die viel Geld ausgeben, zusammenzutreffen.

Früher waren die bekanntesten Versammlungspunkte der gefährlichen verbrecherischen Sippe die sogenannten „nächtlichen Conditoreien“; jetzt sind die Wiener Cafés an deren Stelle getreten. Während der Nacht sind diese Cafés vorzugsweise von jener Art von Weibern besucht, die selber in unausgesetztem Kampf mit den bürgerlichen Gesetzen stehen, und die durch ihre männlichen Freunde, die Zuhälter, mit der unregelmäßigen Gesellschaft, die die Verbrechen zeitigt, stete Fühlung unterhalten. Im Mittelpunkte der Stadt ist die Mischung mit der anständigen Gesellschaft am stärksten; je mehr wir uns der Peripherie des Stadtkreises nähern, desto einheitlicher und ungemischt schlechter wird die Gesellschaft. Auch das „Café Bauer“, das auf Zucht und Ordnung so viel wie möglich hält, hat sich trotz aller Bemühungen nicht rein erhalten können. Auch da sammeln sich in der Nacht viel zweideutige Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Und die der guten Gesellschaft Angehörigen haben oft keine Ahnung, ein wie gefährliches und wie

viel bestraftes Individuum der anständig gekleidete Herr ist, der neben ihnen am Tische sitzt. Eine besondere Stellung nimmt das „Café National“ an der Ecke der Jäger- und Friedrichstraße wegen seines nächtlichen Besuches ein: es ist der Sammelpunkt der polizeilich bekannten Damen der Friedrichstadt. Sie haben nach den polizeilichen Vorschriften nicht das Recht, ein öffentliches Local allein zu besuchen, sie müssen von einem Herrn begleitet sein; wer aber begleitet diese Damen? In den allerseltensten Fällen zufällig einmal einer jener wenigen naiven Provinzialen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr verringert; sonst wird es keinem Menschen einfallen. Da sich ihnen die freiwillige Begleitung nicht anträgt, so haben sie sich eine Begleitung selbst geschaffen. In der verächtlichsten und widerwärtigsten Männer-Gesellschaft, die es giebt, und die ihnen am nächsten steht, in der Gesellschaft der Zuhälter, haben sie äußerlich anständig aussehende Männer gefunden, die sich gegen Zahlung eines Honorars bereit finden lassen, mit diesen Personen in's Café zu gehen. Das „Café National“ ist daher in den Nachtstunden fast ausschließlich besucht von diesen sogenannten „Bärenführern“, den eben bezeichneten weiblichen Gästen, jungen Leuten, die sich einen Spaß machen, und Fremden, die sich dies nächtliche Treiben einmal ansehen wollen.

Die Wiener Cafés in der Friedrichstadt unterscheiden sich äußerlich sehr wesentlich von denen in den entlegeneren Punkten der Stadt. Während jene oft mit übertriebener Pracht oder zum mindesten elegant ausgestattet sind, machen diese, z. B. die Wiener Cafés der Königstadt auf äußeren Luxus geringe oder gar keine Ansprüche. Nur der Kellner im Frack, mit untadeliger weißer Cravatte, und die auf den Tischen stehenden Körbchen mit Zuckergebäck erinnern uns daran, daß wir auch hier in einem „Wiener Café“ uns befinden. Aber die Räume sind gewöhnlich niedrig und verqualmt, Decken und Tapeten in defectem Zustande. Es geht dort auch viel lebhafter zu. Unliebsame Auftritte gehören so wenig zu den Seltenheiten, daß dieser Fall beständig vorgesehen ist, und daß in den meisten dieser Locale eine bestimmte, durch athletische Körperkräfte sich auszeichnende Persönlichkeit fest angestellt ist, die mit starker Hand bei lebhaften Conflicten einzugreifen und die Störenfriede an die Luft zu setzen hat. Es ist der sogenannte „Herausschmeißer“, der vom Wirth bisweilen sogar ein kleines Gehalt bezieht, aber in allen Fällen freien Verzehr hat. Ich brauche nicht zu sagen, daß dieses Handwerk im Allgemeinen nicht von sittlich sehr hochstehenden Personen betrieben wird.

Unter den Besuchern dieser Cafés befindet sich ein erheblicher Procentsatz solcher Leute, die unangenehme Polizeiacten haben, gewöhnlich mehr als die Hälfte. Auch der Ton unterscheidet sich sehr wesentlich von dem in den vornehmeren Cafés in der Friedrichstadt herrschenden. Während da sich die Gesellschaft in so und so viele kleine Kreise theilt, die keine Fühlung miteinander suchen und gewinnen, herrscht hier eine größere gemüthliche Gemeinsamkeit, ein Austausch von Vertraulichkeiten von Tisch zu Tisch. Hier finden wir auch den Spaßvogel, der mit erhobener Stimme nicht zu seiner

nächsten Nachbarschaft, sondern für die weitere Corona spricht. Er ist den meisten Besuchern wohlbekannt, man kennt auch sein Repertoire und fordert ihn auf, diesen oder jenen Schwank in Prosa oder in Versen zum besten zu geben. Er hat jedesmal einen rauschenden Erfolg. Er trägt meist zweideutige Späße vor, und je zweideutiger sie werden, desto lebhafter wird der begeisterte Zuruf seines Publicums. Er ist der echte Berliner, und der Schatz von sprachlichen Bildern und Redewendungen des unverfälschten Berlinerthums, über den er verfügt, ist unerschöpflich. „Gefällt Ihnen wohl nicht, was ich eben vorgetragen habe?“ sagt er zu einem Nachbar, der verdrießlich zugehört hat; „ob Sie sich nun ärgern oder nicht, das thut mir gerade so viel, als ob Sie einen Ochsen in die Hörner kneifen. . . Ich muß was trinken, eine Hitze ist hier! Dagegen ist Borsig'n sein Glühofen der reine Eiskeller. . . Also mein Vortrag gefällt Ihnen nicht? Ich bin Ihnen wohl nicht hübsch genug? Eine Schönheit bin ich ja nicht, aber für die Woche reicht's“ 2c. 2c.

Es versteht sich, daß er keinen Satz sprechen kann, ohne daß er eine der abenteuerlichsten Neubildungen des Berliner Jargons zum besten giebt: daß er mit Vorliebe von „Radau“, „Klimbim“, „Klumpatsch“, „Kaleika“ 2c. spricht. Es wird ihm viel zugetrunken, von diesem und jenem wird ihm ein Glas zum besten gegeben; die Folge dann ist, daß er nach gewisser Zeit in einen Zustand der Bezechtheit geräth, der ihn für die Nachbarschaft weniger lustig als unbequem macht. Dann wird er einfach an die frische Luft geführt. Bis dahin aber läßt man ihn ruhig gewähren, und Wirth und Kellner lachen selbst über ihn mit.

Es ist ganz ergötzlich, diese Locale in Begleitung eines bekannten Criminalpolizisten zu durchwandern, der wie der Criminalcommissarius Weien von allen Verbrechern ganz genau gekannt wird, und der die meisten ebenfalls persönlich kennt. Sobald der Criminalcommissar das Local betritt, werden einige Tische auffallend ruhig; man giebt sich verständliche Zeichen; einigen Gästen scheint es etwas unbehaglich zu Muthe zu werden; sie warten noch so lange, bis sie glauben, daß es nicht mehr auffällig ist, um sich alsdann zu entfernen. Andere, die zur Zeit gerade ein gutes Gewissen haben, werden gemüthlich und knüpfen mit dem Criminalbeamten eine Unterhaltung an. Er setzt sich neben ein Mädchen, das ihm als die Geliebte eines der schwersten Einbrecher bekannt ist, und erkundigt sich bei dieser, übrigens sehr gutmüthig und freundlich aussehenden Person, die natürlich auch schon einigemale „oben“ gewesen ist, nämlich in Moabit — nehmen wir an, blos als Zeugin — angelegentlich nach diesem und jenem. Sie giebt auch ganz unbefangen Antwort darauf, soweit es ihr eben in den Kram paßt; und die unglaublichsten Dinge, Diebstähle mit Einbruch und dergleichen werden mit wahrhaft rührender Selbstverständlichkeit behandelt.

In allen diesen Localen aber verkehren doch noch immer die, wenn der Ausdruck gestattet ist, aristokratischeren Verbrecher; ich meine: solche, die durch

ihr äußeres Erscheinen nicht gleich verrathen, daß sie der untersten und schlechtesten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft angehören, die mehr oder weniger unverdächtig aussehen, die immer noch im Stande sind, den verhältnißmäßig theuren Consum zu zahlen, die zum großen Theil Wohnungen haben und gewöhnlich sogar gemeldet sind. Hier mischen die Verbrecher sich noch mit den anständigen Elementen, die aus mangelnder Kenntniß, aus Gleichgiltigkeit oder Neugier jene Locale besuchen.

IV.

Von diesen durchaus unterschieden sind die sogenannten „Klappen“, die eigentlichen Verbrecherlocale, in denen nur Bestrafte verkehren, nur beinahe gänzlich Mittellose, Obdachlose und Ungemeldete. Es bedarf eines kundigen Führers, um diese Locale überhaupt zu finden. Der Zufall verleitet nur in den allerseltensten Fällen einen anständigen Menschen dahin. Wenn sich ein ehrlicher Arbeiter einmal dahineinverirrt, so merkt er bald, in welcher Gesellschaft er sich aufhält; und die Anderen haben gar kein Interesse daran, vor diesem zu verbergen, daß er nicht zu ihnen gehörte. Er fühlt sich also da nicht wohl, zahlt seine Zeche und geht, um nicht wiederzukommen.

Jedesmal, wenn aus diesen Verbrecherkneipen einmal dieser oder jener eines schweren Verbrechens Schuldige herausgeholt ist, hat sich in der Presse die eine oder andere Stimme darüber geäußert, daß es unerhört sei, wie derartige Locale in der großen Stadt geduldet werden können. Die Forderung, dieselben zu unterdrücken, beruht aber auf einem starken Verkennen der Verhältnisse. Erstens wäre eine Aufhebung dieser Spelunken gar nicht durchzusetzen: würden sie hier unterdrückt werden, so würden sie da wieder auftauchen. Dann wäre aber auch deren Unterdrückung ein großer Fehler: denn diese Verbrecherlocale sind weit weniger gefährlich als nützlich. Daß da wirkliche Verbrechen begangen werden, wie z. B. der Messerangriff auf den Schutzmann Eckert im Keller am Andreasplatze, gehört zu den großen Seltenheiten. Gewöhnlich findet man dort gerade die, die man sucht, oder man findet dort wenigstens ihre Spur. Denn es ist eine bekannte und aus der Ausscheidung und Vereinsamung der Verbrecher sehr erklärliche Erscheinung, daß sie Stammgäste sind. In ihren bestimmten Stammkneipen finden sie eben ihre Freunde, die einzigen, die ihnen im Nothfall mit einer Kleinigkeit aushelfen; finden sie auch die erforderlichen Bundesgenossen zu einem neuen verbrecherischen Beginnen. Da allein sind sie bekannt und treffen Bekannte.

In Begleitung einiger Criminalbeamten und unter Führung des Commissars Weien habe ich am Tage und in den Abendstunden die bekanntesten und berüchtigtsten dieser Locale im Osten der Stadt, in der Langen Straße, Krautstraße, Großen Frankfurter Straße und am Andreasplatz besucht.

Es sind durchweg entsetzliche Räumlichkeiten, die meisten starren von Schmutz. Die Hauswirthe thun selbstverständlich nicht das Geringste, um dieselben im Stande zu erhalten; sie wissen ja ganz genau, wer die von ihnen vermietheten Schankräume besucht, und die Wirthe denken eben so wenig an die Instandhaltung. Das Papier der Tapeten, wo solche überhaupt vorhanden sind, ist daher überall zerrissen, der Kalk ist abgeblättert, die Decke durch den Qualm der Petroleumlampen und durch den Tabaksrauch bräunlich schwarz gefärbt. Unheimliche kleine Gehänge schweben da herab, die sogenannten „Häringsseelen", die die Gäste aller Mahnungen ungeachtet an die Decke werfen, und die dort für alle Zeiten kleben bleiben.

Das Local in der Langen Straße, das ich am Mittage besuchte, liegt im Erdgeschoß; das nach der Straße zu gelegene Fenster ist mit einem schmutzigen Vorhang verschlossen, und in dem vorderen Raume, in dem die Schänke steht, herrscht ein aschgraues, trübes Licht. Das Hauptverkehrszimmer liegt aber nach dem Hofe hinaus, und da ist die Beleuchtung auch nicht freundlicher. Eine merkwürdig zerlumpte, schmutzige Gesellschaft sitzt da beisammen. Alle mit dem Ausdruck des Uebernächtigen. Die Einen bessern ihre Strümpfe und Beinkleider aus, andere spielen mit abgegriffenen, fettigen Karten oder am Damenbrett, andere lesen die Gerichtszeitung. Die heutige Nummer enthält eine Mittheilung, die allgemein zu interessiren scheint: ein entsprungener Einbrecher ist wiedergefaßt. Der Betreffende scheint Allen wohlbekannt zu sein; das Blatt wandert von Hand zu Hand, man unterhält sich laut über die Einzelheiten des Falles. Man liest die Verbrechernotizen etwa mit demselben Interesse, wie in den aristokratischen Kreisen die Hofnachrichten. Es geht ziemlich laut her. Aber der Ton ist doch weniger roh als gemüthlich. An der Wand hängen einige wohlfeile buntfarbige Lithographien in Rahmen aus gepreßter Pappe, daneben auch einige kalligraphisch ausgeführte Beglückwünschungen zu Geburtstagen der Stammgäste. Eines dieser Bilder ist sogar mit einem Lorberkranz versehen; der Gefeierte ist, beiläufig bemerkt, ein vielfach bestrafter Zuchthäusler.

Wir setzen uns. Und da hier wohl ausschließlich Schnaps getrunken wird, bringt uns der Wirth ein großes Familienglas, eine wahre Schnapsbowle, enthaltend eine Zusammensetzung von Korn, Kümmel und Ingwer. Dieses erhebliche Quantum Schnaps kostet zehn Pfennige; und als ich dem Wirth ein Fünfzigpfennigstück gebe, beginnt er eine lange Reihe von Pfennig- und Zweipfennigstücken aufzuzählen. Es reicht aber nicht; er streicht das Kupfer wieder ein und sagt: „Ich kann nicht wechseln, ich muß erst eine neue Düte aufmachen." Der aufgebrochenen Geldrolle entnimmt er dann die vier Zehnpfennigstücke.

In einem andern in der Krautstraße belegenen Kellerlocale, das ebenfalls ausschließlich von Verbrechern besucht wird, wird vorzugsweise Bier ausgeschänkt. Da ist auch ein Mittagstisch zu dreißig Pfennigen und ein Abendtisch zu fünfundzwanzig Pfennigen eingerichtet. Für die dreißig Pfennige

zu Mittag gibt es Suppe, Gemüse und Fleisch, und wie der Wirth auf Befragen besonders hervorhob, „nur reelle Waare." Er hat seinen besonderen Hausschlächter, der für ihn das Vieh kauft; und er sagte mir mit tiefem Ausdruck, daß er bei der Küche keinen Pfennig verdiene, eher noch zusetze! An der Wand dieses Locals bemerkte ich einige recht talentvolle Zeichnungen mit Kreide: die Figur eines typischen Bummlers aus einem der Berliner Witzblätter, einen flott gezeichneten Unteroffizier von den Fünfunddreißigern und eine leichte Person mit großem Rembrandthut und wallender Feder. Außer diesen freiwilligen Kunstleistungen befand sich keine besondere Decoration an der schmutzig grauen Wand. Es war da nur noch eine Anzeige für Auswanderer nach Amerika, schnellste und billigste Gelegenheit für die Ueberfahrt, mit genauer Angabe der Daten angeheftet. Der Wirth mußte doch voraussetzen, daß seine Gäste gerade für diese Fahrt nach Amerika ein besonderes Interesse haben. In dem Raume war die echte dumpfige Kellerluft und das richtige freudlos graue Kellerlicht.

Zu dieser frühen Mittagsstunde war das Local noch ziemlich leer. Neben mir saß ein Mann, der besser angezogen war, als die Stammgäste des Locals in der Langen Straße. Da mir der mich begleitende Polizeimann mit den Augen zuzwinkerte und sich freundlich mit dem Manne unterhielt, setzte ich gleich voraus, daß der mir Unbekannte eine vom Standpunkte der Polizei aus interessante Persönlichkeit sein müsse. Ich sah ihn mir sehr genau an, aber ich vermochte in dem Gesichte nichts Verbrecherisches zu entdecken. Von dem Beamten in unsere Unterhaltung gezogen, betheiligte er sich daran mit einem gewissen angeborenen Anstande, mit einfacher Höflichkeit und in guten Redewendungen. Ich hätte ihn, da ich ihn doch einmal zu den Verbrechern zu zählen hatte, für einen Hochstapler gehalten; er brachte wenigstens außerordentlich viel dafür mit. Auf der Straße hörte ich von dem Beamten, daß der Mann ein schon dreimal mit Zuchthaus bestrafter schwerer Einbrecher sei.

Viel unheimlicher und widerwärtiger als diese von schweren Verbrechern besuchten Locale ist das des „Schnittchenwirthes" in der Nähe des Polizeipräsidiums. Da verkehren Leute, die sich entweder bis jetzt um das Strafgesetz noch herumgedrückt oder im Allgemeinen doch nur gelindere Strafen verwirkt haben. Aber diese Besucher stehen sittlich nicht höher als die schweren Verbrecher, vielleicht noch tiefer. Hier verkehren nämlich die Zuhälter, die unter den unregelmäßigen Truppen der Gesellschaft die straffste Organisation besitzen. Sie kennen sich sammt und sonders ganz genau, sie duzen sich und rufen sich bei den Vornamen. Sie haben sogar eine Art von Verein zu gegenseitiger Unterstützung, und sie veranstalten für einen der Ihrigen, dem es schlecht geht, oder für eine ihrer sogenannten Bräute, die Toilette gebraucht, förmliche Collecten. Die große Mehrheit der Mitglieder des „Athletenclubs" setzt sich aus diesen Leuten zusammen. Beim Schnittchenwirth warten sie auf die Damen, ihre Bräute, die im benachbarten Polizei-

präsidium zu thun haben, und in den Stunden von 9 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags findet man nur diese Männer und diese Frauen in dem engen, schmutzigen Raume. Zur Mittagsstunde ist es geradezu überfüllt, und schon zu dieser Stunde sind Viele stark angetrunken. Der Ton ist hier ungleich lauter und roher als in den eigentlichen Verbrecherlocalen, und selbst in der Begleitung eines Criminalcommissars wird es dem Fremden da etwas unheimlich: denn hier wird ihm die Möglichkeit der Körperverletzung durch die anwesende Gesellschaft in zahlreichen Beispielen veranschaulicht. Man sieht an den Stammgästen dieses Locals auffallend viel blaue Augen, fehlende Zähne, Kratzwunden, zerrissene Ohrläppchen und auch Narben von Messerstichen. Die Gesellschaft sieht so widerwärtig aus wie nur möglich, und dieser Eindruck des Widerlichen wird durch die falsche Eleganz in der äußern Erscheinung noch verstärkt. Die männlichen Stammgäste sind glattrasirt, die Haare künstlerisch geordnet, sie tragen coquett sitzende Röcke, mit merkwürdiger Vorliebe für die blaue Farbe, auffallend bunte Cravatten mit großen Nadeln; sie zeigen überhaupt soviel Gold wie nur möglich, echtes oder falsches, haben starke Urketten, große Knöpfe und dergleichen. Einigen darunter sieht man die athletische Kraft an; es sind kurzhalsige, breitschulterige Gesellen mit musculösen Armen und Händen wie Schmiedezangen. An den Wänden sind Empfehlungen von Toilettengegenständen, Toilettenwasser, Fett- und Trockenschminken sowie die bekannten Vergnügungslocale angekündigt.

In demselben Stadtviertel, nicht weit vom „Schnittchen“ entfernt, befindet sich ein anderes Local, das der „blaue Affe“ genannt und von denselben Gästen männlichen und weiblichen Geschlechts besucht wird.

V.

In den Abendstunden sollten, da die Polizei nach gefährlichen Verbrechern fahndete, einige der bekanntesten Schlupfwinkel im Osten der Stadt durchsucht und aufgehoben werden. Um sieben Uhr war ich nach dem Polizeibureau in der Großen Frankfurter Straße beschieden, und als ich dort ankam, bemerkte ich gleich, daß etwas Ungewöhnliches in Vorbereitung war. Außer den Herren Criminalcommissaren waren wohl ein Dutzend stämmiger, rüstiger Männer auf telegrahischen Befehl in dem engen Zimmer versammelt, es waren die sogenannten Criminalschutzmänner.

Die Criminalschutzmänner bilden eine besondere Klasse in der Schutzmannschaft. Sie haben mit den gewöhnlichen Obliegenheiten, dem Meldewesen, der Straßen- und Fahrordnung 2c. nichts zu thun; sie werden lediglich dazu verwandt, bei der Ergreifung der Verbrecher hilfreiche Hand zu leisten. Sie erhalten daher auch eine besondere Ausbildung. Aus der Schutzmannschaft werden nach Bedarf die geeignetst erscheinenden Persönlichkeiten auf sechs Monate der Criminalpolizei überwiesen; und wenn sie sich für ihre besondere Aufgabe nicht recht geschickt erweisen, so treten sie wieder

in die uniformirte Schutzmannschaft zurück. Die tüchtigen bleiben dauernd im Specialdienst der Criminalpolizei. Zur Erfüllung dieses schwierigen Amtes sind natürlich ganz besondere Eigenschaften erforderlich, vor allen Körperkraft, Gewandtheit, Entschlossenheit und Muth. Unter unseren pflichttreuen Beamten sind die Criminalschutzmänner vielleicht die schneidigsten. Sie tragen nie die Uniform im Dienste, und es ist wünschenswerth, bisweilen sogar nothwendig, daß man ihnen nicht auf den ersten Blick den früheren Soldaten, der jetzt Civil trägt, ansehe. Die durch den Militairdienst erworbene Anstellungsberechtigung ist für sie nicht unabweislich erforderlich. Nahezu die Hälfte der Criminalschutzmänner haben nicht durch den Soldatendienst, sondern blos durch besondere Tauglichkeit die Anwartschaft auf Anstellung erworben. In der That sehen sie sehr unverfänglich aus, wie kleine Rentner und biedere Landwirthe.

Die Criminalschutzleute tragen keine Waffen. Meine Vermuthung, daß sie einen Revolver oder einen Todschläger für den Fall der Nothwehr bei sich führen, erwies sich als unrichtig; die meisten verschmähen sogar den derben Stock, der, wie man mir sagte, im ernsten Fall eines Handgemenges viel eher ein Hinderniß als eine Unterstützung sei. Sie verlassen sich eben lediglich auf ihre Körperkraft, auf die Sicherheit und Derbheit ihres bekannten „Griffes“. Zum Transport der Gefangenen bedienen sie sich gerade wie die uniformirten Schutzleute nur in den allerseltensten Fällen der Handschellen. Gewöhnlich folgen ja auch die Verhafteten ohne irgend welchen Widerspruch. Der Widerspänstigen oder Gefährlichen, bei denen man einen Entweichungsversuch zu befürchten hat, versichert sich der transportirende Beamte auf einfachere Art als durch Anlegung der Handschellen. Er hat einen kurzen, etwa einen Fuß langen, feinen, aus Darmsaiten gedrehten Strick, dessen Enden sich zwei kleine Holzknebel befinden. Diesen Strick schlingt er um das rechte Handgelenk des Verhafteten und nimmt die beiden Holzknebel in die Linke. Dieses sehr einfache Bindemittel genügt vollständig, um den Beamten seines Verhafteten sicher zu machen. Der Gefangene kann keine irgendwie lebhafte Bewegung mit der Hand vornehmen, ohne sich mit dem dünnen Darmseil empfindlich in's Handgelenk zu schneiden; und es gehört gar keine besondere körperliche Anstrengung dazu, um die beiden Knebel sehr fest in der Hand zu behalten. Dabei hat der Schutzmann die rechte Hand vollkommen frei, was ja bei Widersetzlichkeiten auch seine Wichtigkeit hat.

Da es in dem volkreichen Viertel um diese Abendstunde, in der die meisten Fabriken und Geschäfte geschlossen werden, auf den Straßen sehr lebhaft war, fiel unser sechzehn bis achtzehn Köpfe zählender Zug nicht besonders auf. Unser erster Besuch galt einer sogenannten Kaffeeklappe in der Frankfurter Straße. Da das Local auch einen Ausgang nach dem Hofe besitzt, so wurden einige Criminalschutzmänner zu dessen Bewachung abbeordert;

die übrigen stiegen, von den Criminalcommissaren Weien und Damm geführt, über die schmale Treppe in den Keller hinab.

Während wir hinabstiegen, ertönte unausgesetzt das laute Klingeln einer Allarmglocke. Die Klingel ist nämlich mit einer der Stufen der Kellertreppe verbunden; die Stammgäste kennen die Stufe und berühren sie nicht; das Nahen eines mit den Besonderheiten der Oertlichkeit nicht Vertrauten, der arglos die Stufe betritt, wird durch das Glockensignal sofort den Insassen bekannt.

Der Keller hatte zwei niedrige, enge, dumpfige Räume. Im ersten stand eine Rolle; da saß auf einem Holzstuhl in offenbar stark angetrunkenen Zustande ein zerlumpter Strolch und schlief. In dem kleinen Zimmer nebenan befanden sich fünf oder sechs Leute, alle in jugendlichem Alter, von 17—25 Jahren, die um einen Holztisch Platz genommen hatten. Als wir eintraten, war einer der Gäste gerade damit beschäftigt, auf der Holzplatte mit Kreide einen Schutzmann zu zeichnen.

„Weswegen denkst Du an einen Schutzmann? Du hast wohl ein böses Gewissen?" redete ihn der Commissar an. „Steht auf!"

Die Gesellschaft erhob sich.

„Eure Legitimationspapiere!"

Einige holten aus ihren Taschen zerfetzte und stark beschmutzte Papiere, Militärscheine, Arbeitsatteste und dergl., andere erbaten sich dieselben vom Wirthe, der nach der Gepflogenheit in Verbrecherkreisen die Papiere einzelner Stammgäste als Pfand für die Zeche aufbewahrt, wieder andere konnten sich in keiner Weise legitimiren.

Die Einzelnen wurden von den Criminalschutzleuten durchsucht; die Gäste zeigten dabei eine ganz wunderbare Gewandheit und Technik, die darauf schließen ließ, daß sie sich dieser Körper- und Kleiderprüfung bereits öfter unterzogen hatten. Unaufgefordert breiteten sie die Arme aus, so daß der visitirende Beamte bequem in die Brusttasche fühlen konnte; unaufgefordert beugten sie den Oberkörper tief nach vorn, wodurch die Durchsuchnng der Schooßtaschen im Rock wesentlich erleichtert wurde 2c. Sie zogen auch die Stiefel aus und schüttelten sie selbst, um zu constatiren, daß nichts darin verborgen war.

Die Habseligkeiten, die sie bei sich führten, waren jämmerlich. An baarem Gelde besaßen die Begütertsten kaum eine Mark, einige hatten nur ein paar Pfennige. Auch was sie sonst bei sich führten, war wie gesagt erbärmlicher Plunder: ein billiges Notizbuch, eine Haarbürste, eine unechte Kette ohne Uhr, das war so ziemlich alles. Einer derselben, der ein Literaturfreund zu sein schien, hatte ein kleines Octavheft, das mit Abschriften von allen möglichen Gedichten, namentlich von Gedichten zweideutiger Art, ganz angefüllt war. Alle waren zur Zeit ohne Arbeit, die Meisten obdachlos, fast alle vorbestraft. Diejenigen die sich nicht legitimiren konnten, der verdächtig scheinende Schläfer und der Zeichner des Schutz-

manns wurden einstweilen zu weiterer vorläufiger Untersuchung nach dem Polizeibureau gebracht.

Während in diesem Locale eine gewisse gedrückte, freudlose Stimmung herrschte, ging es in dem zweiten, das wir nun besuchten, in dem berüchtigten Keller am Andreasplatz, wo vor einiger Zeit ein Verbrecher, den man verhaften wollte, dem verhaftenden Criminalschutzmann eine schwere Wunde mit dem Messer beibrachte, viel lauter und lustiger zu. Auch dieses Local hat zwei kleine Zimmer; im vorderen steht der Schänktisch, in dem daran anstoßenden das elende Billard, das anstatt mit grünem Tuch mit Wachstuch überzogen ist. Ich war einigermaßen überrascht, als ich an dem Tische im ersten Zimmer den mir als berüchtigten Einbrecher bezeichneten Mann, mit dem ich mich am Vormittage im Keller der Krautstraße unterhalten hatte, wiederfand. Er erkannte mich auch auf der Stelle, erhob sich sehr artig und reichte mir mit ehrerbietigem Gruße die Hand. Das Eintreten der Polizei wurde von der zahlreichen Gesellschaft mit einer gewissen Neugier begrüßt, die auch einen leisen Beigeschmack von Verhöhnung hatte. Der Commissar musterte die einzelnen, ihm wohlbekannten Stammgäste, und da Keiner von den Gesuchten sich unter ihnen befand, verließ man den Keller, nachdem man Diejenigen, die den Polizisten nicht bekannt waren, derselben Untersuchung wie in der Kaffeeklappe unterworfen hatte. Die Fruchtlosigkeit der polizeilichen Bemühungen schien die Gäste zu belustigen; und als ich mich als einer der Letzten entfernte, rief mir ein Gast, der wie ein rechter Galgenvogel aussah, mit gemüthlichem Spott zu:

„Kommen Sie bald wieder, wenn es Ihnen bei uns gefallen hat."

Eines noch größeren Zuspruchs erfreute sich am Abend die Schnapswirthschaft in der Langen Straße, die ich schon am Mittage besucht hatte. Es war ein Qualm, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und eine von Petroleum- und Fuselgestank durchsättigte Luft, die mir das Athmen fast benahm. Unter den Gästen, die sammt und sonders völlig zerlumpt waren, befanden sich nicht weniger denn vierundzwanzig, die keine Legitimationspapiere besaßen. Diese vierundzwanzig wurden dingfest gemacht. Es wurde ihnen der Befehl ertheilt, sich zu einem Zuge von je Zwei und Zwei zu ordnen und den Beamten auf das Polizeibureau zu folgen. In allen diesen Localen waren die Wirthe sehr höflich gegen die Beamten und suchten sie in jeder Weise zu unterstützen.

Als sich der lange Zug der vierundzwanzig Strolche in Begleitung der Beamten auf dem Damm durch die nun schon leerer gewordenen Straßen nach dem Polizeibureau begab, blieben doch einige Neugierige auf der Straße stehen und schlossen sich dann dem Zuge an.

Im Polizeibureau, wo sich diese ganze Gesellschaft mit den schon früher Aufgegriffenen vereinigte, und wo bald eine schreckliche Luft wehte, wurden nun die Personalien genauer festgestellt und die Visitationen noch sorgfältiger vorgenommen. Einige Wenige wurden als unverdächtig fortgeschickt, die

Mehrzahl aber zurückbehalten, um später mit dem bekannten „grünen Wagen" nach dem Polizeigewahrsam gefahren zu werden. Für diese wurde von den Beamten ein Einlieferungsschein aufgesetzt, und fast alle erhielten neben ihrem Namen das verhängnißvolle Kreuz, das die Vorbestrafung andeutet.

Unter den Gefangenen befanden sich zwei der Gesuchten. Sie gehörten zu jenen Dieben, die sich nur an Schlafenden vergreifen. Von allen Arten des Diebstahls ist dieser für den gewöhnlichen Laienverstand der unbegreiflichste; und doch hat er eine wahrhaft erschreckende Ausdehnung angenommen. Das Bestehlen der Schlafenden hat in der Sprache der Verbrecher den schauerlichen Namen „Leichenfledern". Diese „Flederer" durchstreifen in den vorgerückten Abend- und in den Nachtstunden namentlich den Friedrichs- und Humboldthain; da finden sie denn auf den Bänken Bummler, die gewöhnlich stark berauscht gewesen sind und fest schlafen, und diesen nehmen sie alles ab, was nur menschenmöglich ist. Sie entleeren nicht nur die Tasche, sie ziehen ihnen Rock und Stiefel aus, ja, es ist wiederholt vorgekommen, daß sie sie gänzlich entkleidet haben. Wenn man bedenkt, welche Frechheit zu diesem Diebstahl gehört, welche Kunstfertigkeit erforderlich, wie groß die Gefahr der Entdeckung ist, und wie erbärmlich geringfügig das Ergebniß sein muß — denn welche Werthobjecte kann ein angetrunkenes Individuum, das auf einer Bank des Humboldthains nächtigt, bei sich haben, und welchen Werth können dessen Kleider repräsentiren? — so erscheint es unbegreiflich, daß diese Specialität des Diebstahls einen solchen Umfang, wie es der Fall ist, hat annehmen können. Bei einem dieser Diebe fand man ein rostiges Taschenmesser von schlechtester Beschaffenheit und eine mit elender Perlstickerei verzierte Haarbürste, die einem Schlafenden gestohlen waren, — Gegenstände, die absolut werthlos und zu nichts nutz sind. Und deswegen Diebe!

Es ist überhaupt ein ganz erbärmliches jämmerliches Leben, dies Verbrecherleben. Und wenn man sieht, was die Leute bei sich haben, in welchen Localen sie verkehren und wie sie ihre Nächte zubringen, so begreift man, daß sich bei vielen eine wahre Sehnsucht nach den geordneten Verhältnissen des Gefängnisses regt, in dem sie in verhältnißmäßig guten Räumen eine mäßige Arbeit zu verrichten haben, reinlich und ordentlich gekleidet werden und verhältnißmäßig gut essen.

Denn wenn ihnen auch einmal ein großer Wurf gelungen ist, wenn sie, wie es in der Diebessprache heißt, ein gutes Geschäft „gedreht" haben, so verprassen sie den unrechtmäßigen Erwerb regelmäßig in kürzester Frist, gewöhnlich schon innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden. Länger als zwei, drei Tage behalten sie selten von dem Gestohlenen etwas übrig. Ihre erste Sorge ist, daß sie sich neu einkleiden, „einkluften", wie sie sagen, daß sie sich „eine neue Schale" anschaffen. Deswegen sind auch die neu eingekleideten Verbrecher immer besonders verdächtig und werden natürlich auch mit verschärfter Aufmerksamkeit beobachtet. Außer dem Nützlichen schaffen sie sich auch, so lange sie bei Kasse sind, allerlei dummes und überflüssiges

Zeug an, das sie, sobald die Ebbe wieder eintritt, entweder versetzen oder für einen Spottpreis verschleudern. Auch der neue Anzug wandert gewöhnlich schon wenige Tage nach der Anschaffung in das Leihhaus. Und der alte Jammer beginnt auf's Neue.

Ein dritter der gefangenen Strolche war ein berüchtigter „Collijunge". Mit diesem Ausdruck bezeichnet man solche Diebe, die von den Rollwagen Ballen, Kisten u. dgl. stehlen. Auch diese Specialität ist weit verbreitet, und es bedarf zur Ausübung dieses Diebstahls einer straffen Organisation und der Mitwirkung von mehreren. Gewöhnlich wird der Diebstahl in folgender Weise ausgeführt: In der Dämmerstunde oder schon bei angebrochener Dunkelheit erspähen die Diebe, die sich in der Nähe eines beladenen Rollwagens aufhalten, den Augenblick, in dem sich der Kutscher auf kurze Zeit von seinem Fuhrwerk entfernen muß, oder einer der Betheiligten läßt sich mit dem Kutscher in ein Gespräch ein, das dessen Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch nimmt, oder man macht ihm eine falsche Bestellung, die ihn veranlaßt, in das Haus einzutreten, und diese kurze Frist benutzt einer der „Jungen" — es sind gewöhnlich Bursche von vierzehn bis fünfzehn Jahren, die sich heimlich auf den Wagen geschlichen haben — dazu, um eine der Kisten vom Wagen herabzustürzen. Dort wird sie von zwei Anderen aufgefangen und, wenn sie schwer ist, nur ein paar Häuser weit fortgetragen und auf den Flur eines Nachbarhauses gestellt. Da wird sie dann später von anderen abgeholt und in Sicherheit gebracht. Trotz aller Wachsamkeit der Behörde, trotz aller Mahnungen an die Fuhrherren und Kutscher, werden täglich solche Diebstähle mit glücklichem Erfolge ausgeführt. Und da die gestohlenen Waaren unter Mitwirkung der Hehler, die ihre Verbindungen bis in das Ausland haben, schnell verschwinden, so bleiben viele der Diebstähle unermittelt, obwohl man die bekanntesten Collidiebe ganz genau kennt.

Die Polizei hat mit gutem Erfolge zur Abfassung der Collidiebe von Zeit zu Zeit Scheintransporte auf gemietheten Speditionswagen bewerkstelligen lassen, die an bestimmten Punkten halten mußten. Da waren denn Polizeiposten aufgestellt, denen es in verhältnißmäßig zahlreichen Fällen auch gelungen ist, Collidiebe, die in die Falle gingen, auf frischer That zu ertappen. Ebenso sind auch zahlreiche „Flederer", die Schlafende bestehlen wollten, dadurch abgefaßt, daß die Polizei besondere Leute angestellt hat, die auf ihre Anweisung im Freien genächtigt und sich schlafend gestellt haben.

Die berüchtigten Verbrecherspelunken haben Polizeistunde, sie müssen um elf Uhr Abends geschlossen werden. Was thut nun der Obdachlose, der so verlumpt ist, daß ihm selbst in dem anspruchslosesten Wiener Café der Vorstadt der Zutritt versagt werden würde, und der überhaupt nur ein paar Pfennige bei sich hat, bisweilen nicht einmal die? Was thut er, wenn er keinen Spießgesellen findet, der ihn gutmüthig bei sich beherbergen kann?

Bei milder Witterung sucht er irgend einen Schlupfwinkel auf, verbirgt

sich im Dickicht der städtischen Anlagen, streckt sich auf eine Bank aus, bis er von einem vorüberkommenden Schutzmann auf die Wache gebracht wird, klettert unter die Bogen der Stadtbahnbrücken, kriecht in einen verlassenen Stall oder schleicht sich, während die Mannschaft schon in tiefem Schlafe sich befindet, auf einen der Spreekähne. Aber jetzt, in diesen feuchten und kalten Decembernächten, was macht er da?

Wenn er gerade noch zehn Pfennige zu erübrigen hat, so sucht er eine der sogenannten „Pennen" auf, die in den fernsten Gegenden der Stadt sich befinden — diese entsetzlichen großen Schlafräume, in denen die Unglücklichen, auf Holzbänken sitzend, gegen Zahlung von zehn Pfennigen das Recht erwirken, die Nacht zu verbringen. Haben sie auch diese nicht, so ist ihre letzte Zuflucht das „Asyl für Obdachlose". Ich habe in der Nacht das städtische Asyl, das in der Friedensstraße liegt und die „Palme" genannt wird — die „Friedenspalme", grausame Ironie — besucht, und ich muß sagen, es ist der furchtbarste menschliche Aufenthalt, den ich je gesehen habe. Es sind da einige Baracken, die wohl früher zu Lazarethzwecken gedient haben; und in diesen Bretterbuden sind so viel Bänke wie möglich aufgestellt worden. Für Männer und Weiber sind gesonderte Säle. Auf jeder Bank liegen zwei der Unglücklichen. Auch auf die nackte Diele haben sich die müden Bettler wie die Hunde hingestreckt. Dieses hölzerne Lager ist das Einzige, was die Stadt ihnen giebt; kein Kissen, keine Decke, nicht einmal das bischen Spreu, das dem elenden Vieh geschüttet wird, ist da. Die Meisten haben Rock und Stiefel ausgezogen, den Rock zum Kopfkissen zusammengedreht und die Stiefel unter die Bank gestellt. Es mögen wohl sechszig bis achtzig dieser schmutzigen Elenden in jedem der engen Räume liegen; es herrscht darin eine Hitze, daß man es nicht aushalten kann. Für Ventilation ist gar nicht gesorgt; freilich wird stark desinficirt, das ganze Gemach riecht nach Carbol und Chlor, aber das nützt nichts. Obgleich ich zu verhältnißmäßig früher Stunde, etwa um zehn Uhr, das Asyl besuchte, war die Atmosphäre schon derart verdorben, daß mir nach einem Aufenthalt von einer halben Minute ganz übel wurde; länger konnte ich es in diesem Höllendunste nicht aushalten. Ein Mensch, der in dieser verpesteten Luft die Nacht verbringt — wie kann der am anderen Morgen arbeitsfähig und arbeitslustig sein? Niemals ist mir das menschliche Elend in grausigerer Gestalt entgegengetreten.

Und das städtische Asyl beherbergte in seinen schrecklichen Räumen im Jahre 1880 117,510 Obdachlose und die Privatasyle 128,959! In jedem der Wintermonate nächtigen im städtischen Asyl etwa 15,000, in den Sommermonaten nur gegen 6000. Dagegen ist die Zahl der in Privatasylen Nächtigenden viel stetiger. Es befinden sich durchschnittlich im Monat 8—10,000 Obdachlose in diesen Zufluchtsstätten des Jammers. Wenn der amtliche Polizeibericht über die Verwaltung der letzten zehn Jahre mit Recht Beschwerde führt über die „ungenügenden örtlichen Verhältnisse", so ist

dieser Ausdruck noch als ein sehr milder zu bezeichnen. Die Nachtherberge im städtischen Asyl ist kaum noch als eine menschliche zu bezeichnen. Die Obdachlosen, die dort Aufnahme begehren, melden sich freiwillig. Aber sie stehen gleichwohl unter polizeilicher Controle. Jeden Morgen in der Frühe begibt sich ein Criminalbeamter nach dem Asyl, um zu ermitteln, ob sich unter den Obdachlosen ein gesuchter Verbrecher befindet und um die Arbeitsscheuen zu verwarnen, im Wiederholungsfalle aber wegen Arbeitsscheu dem Amtsrichter vorzuführen. Im Jahre 1880 wurden von den Obdachlosen des städtischen Asyls 4246 dem Richter zur Bestrafung übergeben.

VI.

Sehen wir uns die Räumlichkeiten etwas näher an, mit denen der im Freien, im Asyl oder in den Spelunken Aufgegriffene zunächst Bekanntschaft macht, nachdem er den „grünen Wagen", der ihn vom Polizeibureau abholt, verlassen hat.

In der Mitte des alten Berlin, im unerfreulichsten Viertel, auf dem Molkenmarkt, neben der engen schmutzigen Gasse, der „Krögel" genannt, die wie ein Hohn auf das moderne großstädtische Leben wirkt, von dem dunklen, schwerfließenden Wasser der Spree umfluthet, neben der gräulichsten Straße von Berlin, dem Mühlendamm, erheben sich einige häßliche, alte wackelige Gebäude. Das ist das königliche Polizeipräsidium der Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen und des deutschen Reichs.

Nur das Vorderhaus des einen dieser unfreundlichen Häuser ist in dem verhältnißmäßig guten Zustande einer anständigen altbürgerlichen Einrichtung erhalten: die Präsidialwohnung. Die Arbeitsräume für die Beamten aber und die sonstigen Diensträume sind geradezu empörend und einer Stadt, welche die Bedeutung von Berlin gewonnen hat, ganz unwürdig. Das Drängen der Polizei auf ein den Bedürfnissen der Zeit und den berechtigten Ansprüchen der Beamten genügendes Gebäude ist so natürlich und vollberechtigt wie nur möglich. Es ist geradezu unglaublich, daß die Hauptstadt des deutschen Reiches die Behörde, die vor allem für die Sicherheit der Stadt zu sorgen hat, in diesen Räumen noch beherbergt.

Wenn wir den Hausflur des ersten Gebäudes durchschritten haben und über den Hof gegangen sind, auf dem wir in langer Reihe die „grünen Wagen" halten sehen, so wenden wir uns rechts und treten in die zweite Thür ein. Auf schmutzigen, abgetretenen, baufällig wankenden Treppen steigen wir zum zweiten Stock hinauf. Da ist die Criminalabtheilung untergebracht. Die niedrigen Räume sind in einem betrübenden Zustande der Verwahrlosung: die Decken geschwärzt, die Dielen abgetreten, die Tapeten verräuchert und zerrissen. Und in diesen häßlichen, völlig ungenügenden Räumen, die die Verbrecher allenfalls anheimeln mögen, müssen die Beamten, frühere Offiziere, die durch ihre Stellung, ihre Bildung und ihren Eifer in

der Pflichterfüllung wahrhaftig Anspruch auf ein menschenwürdiges Unterkommen haben, ihre unerfreulichen Berufsgeschäfte erledigen.

Man spricht jetzt viel von einer nothwendigen Reform der Criminalpolizei. Dieselbe sollte füglich damit beginnen, daß man den Beamten günstigere Bedingungen ihres Daseins und ihres Wirkens gewährt, als sie ihnen jetzt zu Theil werden. Sie haben nicht nur ihre aufreibende Thätigkeit unter den ungünstigsten localen Verhältnissen zu erfüllen, sie werden auch obenein noch in sehr ungenügender Weise vom Staate bezahlt. Die Crimminalcommissare, deren Dienst keine Tag- und Nachtstunden kennt, die immer zur Hand sein müssen, sind durch ihren Beruf darauf angewiesen, viel in öffentlichen Localen und Wirthschaften zu verkehren. Sie müssen nicht nur ihren eigenen Verzehr bestreiten, sie müssen auch oft die Leute, mit denen sie dort zu verkehren haben, freihalten. Für diese sehr starken und durch den Beruf gebotenen Nebenausgaben, die sich allenfalls in eine den „Repräsentationskosten" verwandte Rubrik einfügen ließen, erhalten sie keinerlei Entschädigung; ihnen werden lediglich die Baarausgaben, d. h. die für Polizeizwecke in baarem Gelde an mitthätige Geheimagenten gezahlten Summen zurückerstattet. Was sie sonst in den Wirthshäusern ausgeben, haben sie aus eigener Tasche zu bestreiten; und das macht einen sehr starken Procentsatz ihres Gesammtgehaltes aus. Es wäre gut angelegtes Geld, wenn die Gehälter der Criminalbeamten in billiger Weise gebessert würden.

In den oben geschilderten niedrigen und unbehaglichen Räumen der Criminalabtheilung haben die Eingelieferten ihr erstes Verhör zu bestehen.

Da befinden sich in großen Schränken aufbewahrt die gestohlenen Gegenstände, deren rechtmäßige Besitzer nicht ermittelt werden können, namentlich die geringwerthigen, während die werthvolleren an eine andere Stelle abgegeben werden müssen. Wenn wir diese Schränke mustern, so können wir unser Erstaunen nicht unterdrücken über die Mannichfaltigkeit und Werthlosigkeit des Gestohlenen. Es ist nicht zu glauben, was alles gestohlen wird! Man begreift gar nicht, welche Absicht den Dieb geleitet haben kann, sich auf unrechtmäßige Weise so völlig werthloses Gerümpel anzueignen. Da werden auch die Diebswerkzeuge aufbewahrt, die den Verbrechern abgenommen worden sind. Wir finden da die Diebslaternen, erbärmliche kleine Feuerzeuge mit einem Licht, dessen Leuchten durch einen Blechverschluß sofort verdunkelt werden kann; so unpraktisch wie nur möglich! Denn wenn das Licht angesteckt ist und der Verbrecher die Laterne in der Hand behält, so muß er sich verbrennen. Ueberhaupt staunt man über die schlechte Qualität der Werkzeuge, deren sich die Verbrecher bedienen. Da finden wir auch die Dietriche und Haken in allen möglichen Gestalten, große Bündel von gestohlenen Hausschlüsseln und Drückern und zum Theil von sehr gewandter Hand gefertigten Nachschlüsseln. Die neuesten derselben sind mit verstellbaren Bärten, die sich sehr genau reguliren lassen und sogar sorgfältig gearbeitete

Kunstschlösser öffnen. Auch kleine Büchsen mit Wachs werden den Verbrechern abgenommen. Das Wachs dient natürlich dazu, Abdrücke von den Schlössern zu nehmen. Die virtuosesten der Einbrecher, Leute wie der Kunstschlosser Imm, bedürfen dieses Hilfsmittels gar nicht. Wir haben ja bei seiner Zeugenaussage im Dickhoff'schen Proceß aus seinem eigenen Munde gehört, daß er einen Nachschlüssel nach „Augenmaß" gefertigt hat. Die Einbrecher, die sich dieser Schlüssel und Haken bedienen, gehören zu den sogenannten „feineren Arbeitern"; die gröberen bedienen sich des Brecheisens, das in der Verbrechersprache den Namen „Elle" oder „Lude" führt. Diese Brecheisen sind gewöhnlich aus hartem Stahl gefertigt, mit umgebogener und geschärfter Spitze. Sie werden einfach unter die Thür gezwängt, und dann wird mit roher Gewalt vermittels dieses Werkzeuges die Thür erbrochen. Auch Waffen werden den Verbrechern bisweilen abgenommen, Dolchmesser mit fester Klinge, geladene Revolver; aber auch diese Waffen sind fast immer schlechtes, billiges Zeug.

In der Criminalabtheilung wird auch das Verbrecheralbum aufbewahrt, das sich bei der Ermittelung von Verbrechern schon oft als sehr nützlich erwiesen hat. Ich habe einige der Bände mit den Bildnissen der Mörder, Räuber, Einbrecher, Bauernfänger, Diebe, Betrüger ꝛc. durchblättert; und die aufmerksame Betrachtung der verschiedenen Gesichter hat mich von der Bedeutung unserer physiognomischen Kenntnisse nicht recht überzeugen können. Wenn man sich frei macht von dem Bewußtsein, daß die Betreffenden Verbrecher sind, so ist es oft sehr schwer, bisweilen gar nicht möglich, in diesen Physiognomien den Stempel des Verbrecherthums zu erkennen; einige der gefährlichsten sehen sogar wohlwollend, gemütlich, anständig aus. Allen gemeinsam ist eine gewisse Bedeutung im Ausdruck; „gewöhnlich" sieht nahezu keiner der Abconterfeiten aus. Unter den schweren Verbrechern bemerkt man einige auffallend rohe, ja wilde Gesichter und höchst eigenthümliche Kopfformationen: hohe Spitzköpfe oder auffallend runde, gedrückte Breitschädel. Am bezeichnendsten sind fast in allen Fällen die Augen und ihre Umgebung, sowie der Mund und die Ohren. Die Ohrmuscheln sitzen fast bei Allen auffallend hoch, einzelne sind abstehend und spitz. Das Gesicht bekommt dadurch etwas Raubthierartiges, das an die Hyäne und andere wilde Katzen erinnert. Die Orientalen legen bekanntlich bei ihren physiognomischen Beobachtungen auf die Bildung der Ohren großen Werth, während wir doch hauptsächlich nur Augen, Stirn und Mund betrachten; wenn man diese Verbrecherköpfe mustert, so scheinen die Orientalen Recht zu haben. Tiefsitzende Ohren mit großen Ohrläppchen gelten ihnen als Zeichen besonderer Gutmüthigkeit; deswegen haben auch ihre Buddhas als Inbegriff der Allgüte Ohrläppchen, die oft bis auf die Schulter hinabreichen. Der Mund ist bei fast allen Verbrechern starklippig und breit, sehr viele haben eine ganz eigenthümliche senkrecht über die Stirn laufende tiefe Falte, die fast vom Haaransatz bis zur Nasenwurzel reicht. Aber das Alles ist doch nur von

höchst problematischer Bedeutung. Wer vermöchte wohl aus dem Gesichte eines Sobbe mit diesen frei und ehrlich blickenden Augen, mit diesem liebenswürdigen und harmlosen Ausdruck den verrätherischen Zug für die ungeheuerliche That, die dieser Mensch begangen hat, herauszulesen?

In nächster Nachbarschaft von den Bureaus der Beamten befinden sich die Räume des Polizeigewahrsams, in das die von den verschiedenen Revieren Eingelieferten zunächst gebracht werden. Es sind zwei niedrige große Stuben, die eine für Männer, die andere für Weiber. Auch hier stehen nur Bänke, die im Laufe der Nacht vollbesetzt werden. Die Räume sind vollständig ungenügend und fast immer überfüllt. Die Unglücklichen können sich nicht einmal, wie im Asyl für Obdachlose, ausstrecken. Sie können sich auch nicht anlehnen. Sie müssen die langen Stunden der Nacht bis zu den Vormittagsstunden, wenn sie zur ersten Vernehmung abgerufen werden, sitzend da verbringen. Auch da herrscht trotz aller Desinfection mit Carbol eine widerwärtige, abscheuliche Luft, und die wachthabenden Schutzmänner, die in diesen Räumen bleiben müssen, haben wahrlich einen schweren Dienst. Der Polizeigewahrsam besteht seit dem Jahre 1850*). Aufnahme finden in demselben alle diejenigen Personen, welche in Verwahrung genommen werden, insbesondere Legitimationslose, Landstreicher, Arbeitsscheue, Bettler, Dirnen, Trunkenbolde und die wegen irgend einer Polizeiübertretung Aufgegriffenen. In dem Gewahrsam wurden im Jahre 1875 eingeliefert 23,588 Personen, im Jahre 1880 aber 35,423 Personen — also in fünf Jahren bei unveränderten Räumlichkeiten ein Zuwachs von 12,000 Personen — so daß jetzt allnächtlich etwa hundert Personen dort in Sicherheit gebracht werden. Das bei weitem stärkste Contingent für die Männer stellen die Bettler und Obdachlosen: im Jahre 1880 etwa 23,000, und für die Weiber die Prostituirten: etwa 8000. Auch diese Gewahrsame entsprechen nicht im Entferntesten den Bedürfnissen der Hauptstadt, und es ist zu verwundern, daß bei der Ueberfüllung der kleinen Räume von der aufgegriffenen Gesellschaft nicht mehr Unfug getrieben wird, als es in Wahrheit der Fall ist. Widerspänstige und solche, die sonst Anstoß erregen, werden in eine dunkle Zelle gebracht, ein empörendes Loch; in seltenen Fällen muß sogar auch noch die Zwangsjacke in Anwendung gebracht werden, ein breiter, lederner Gürtel, der um die Brust geschnallt wird und die Hände so fest an die Brust schnürt, daß jede Bewegung unmöglich ist.

Personen, welche wegen eines Verbrechens oder Vergehens verhaftet werden, werden sogleich dem Crimminal-Commissariat vorgeführt und von da aus nicht erst in den gewöhnlichen Gewahrsam, sondern unmittelbar in den Isolirgewahrsam gebracht. Auch diese Räume für Isolirhaft, die in der soge-

*) Verwaltungsbericht des Königlichen Polizei-Präsidiums von Berlin für die Jahre 1871—1880. Berlin 1882. W. Moeser, Hofbuchhandlung.

nannten „Riesenburg“ des Molkenmarktes liegen, sind abscheulich. Sie sind durch ein kleines Fenster, das oben angebracht und noch mit einem vorgesetzten Kasten verdunkelt ist, nur schwach mit einem grauen trüben Lichte erhellt, und für Ventilation ist so gut wie gar nicht gesorgt. Diese Räume, wie die andern gemeinsamen Zellen, welche noch zur Unterbringung solcher Untersuchungsgefangenen benutzt werden, die in dem großen Untersuchungsgefängniß zu Moabit wegen Ueberfüllung keine Aufnahme finden können, stammen aus einer Zeit, in der von der öffentlichen Gesundheitspflege als von einer Wissenschaft nicht die Rede war, und in der auch eine ganz andere Auffassung über die Behandlung der Gefangenen herrschte als in unsern humaneren Tagen. Alle diese Räumlichkeiten entsprechen in keiner Weise den Forderungen unserer Zeit, und die Gefangenen sind da beinahe ebenso schlecht untergebracht wie die Beamten in ihren Bureaus. Die Zellen sind ungenügend erleuchtet, schlecht ventilirt, haben keine Canalisation, und die Luft ist daher trotz Carbol und Chlor widerlich und ungesund. Die Gebäude sind eben in einem Zustande, der nur allzusehr den Wunsch rechtfertigt, daß dieselben möglichst bald niedergerissen werden und vom Erdboden verschwinden.

Was durch die Umsicht und den Eifer der Verwaltung geschehen kann, um die Uebelstände der Räumlichkeiten zu bekämpfen, geschieht allerdings. Man läßt die Untersuchungsgefangenen immer nur möglichst kurze Zeit am Molkenmarkt, und sobald die Raumverhältnisse des Moabiter neuen Untersuchungsgefängnisses die Ueberführung ermöglichen, wird diese bewerkstelligt. In den Isolirzellen bleiben die Verhafteten gewöhnlich nicht über einen Tag oder zwei. Ebenso herrscht die größte Sauberkeit; das Kochgeschirr und alle Geräthe blitzen wie Spiegel, die Corridore und Zellen werden so rein gehalten, wie irgend möglich; aber dem Grundübel: der schlechten Beschaffenheit der Räumlichkeiten selbst, kann durch diese Vorsorglichkeit nicht abgeholfen werden. Die Gefangenen, die aus den dumpfen, trüben, schlechtgelüfteten Zellen am Molkenmarkt nach den verständig und human eingerichteten Gefängnißräumen des Moabiter Gefängnisses gebracht werden, müssen sogar schon diese Veränderung ihrer Lage, die ja immer noch elend genug bleibt, mit Freuden wie eine Art von Befreiung begrüßen.

Mit dieser Ueberführung nach Moabit, wo sie dem Richter übergeben werden, und das Strafverfahren gegen sie eingeleitet wird, scheiden sie aus dem Kreise, dessen Betrachtung wir uns haben widmen wollen.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Mit 7 Vollbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach und Woldemar Graf Reichenbach und 6 Vignetten von C. Karger und F. Stuck. Leipzig, Gustav Hoefler.

Erst im letzten Hefte dieser Zeitschrift war das Erscheinen einer neuen illustrirten Gedichtsammlung angezeigt worden, und heute liegt schon die zweite vor. Bei jener schien es dem Herausgeber vorgeschwebt zu haben, Schilderungen der Natur und des Verhältnisses, worin der Mensch dazu steht, zusammenzustellen — das heute vorliegende Werk dient der Schilderung und dem Preise der Frau und ist demgemäß wohl vornehmlich für Frauenhand bestimmt.

Solch ein Beschränken auf gewisse Kreise — der Vorstellungen sowohl wie der Leser — giebt Büchern dieser Art oft etwas Schiefes. Die Dichtung ist ein allgemein menschliches Ding und verträgt es kaum, für gewisse Zwecke zurecht geschnitten zu werden. Geschieht das doch, so erhält man leicht den Eindruck des Unvollständigen, Gekünstelten. Andrerseits ist der Wunsch des Verlegers wie des Herausgebers nicht mehr als natürlich, seiner eigenen Sammlung eine gewisse besondere Daseinsberechtigung zu geben. Solcher Sammlungen bestehen ja unzählige! Eine neue — vielleicht mag sie sich durch ausnehmende allgemeine Vorzüge siegreich Bahn brechen — sicherer ist es aber wohl immer, man opfert am Allgemeinen etwas und steckt sich lieber ein sonderliches Ziel. Indem man den Kreis der Zuschauer beschränkt, beschränkt man auch die Zahl der Wettbewerber.

Mit Recht mag ein Verleger sich wohl solchem Gedankengange überlassen. Und so lange er seine Gattungen so im Großen abtheilt wie im vorliegenden Falle, wird Niemand etwas dagegen einzuwenden haben. So weit sind wir ja glücklicher Weise

noch nicht wie jener fromme Dichter, der in der Verlegenheit um einen Stoff auf ein „Lied des Dachdeckers, wenn er bei der Arbeit vom Dache stürzt, zu singen" — verfiel. Und es hat sogar einen gewissen Sinn, wenn für die Frauen eine Art Sonderliteratur zurechtgeschneidert wird wie für weiland den armen Delphinus von Frankreich. Kann man einmal ihrem Verlangen nicht nachgeben, daß die ganze Literatur sich nach ihren Ansprüchen richte, so ist es nicht mehr als billig, ihnen wenigstens den Abschnitt anzuweisen, wo sie sich vor jedem Anstoße sicher ergehen können. Daß dabei in unserer barbarisch gesinnten Zeit die Frauen eigentlich die Einzigen sind, die Sinn und Muße haben, sich ausgiebig mit Literatur zu beschäftigen —: das ist traurig für unsere Zeit, aber die Literatur geht das nichts an.

Natürlich ist der große Stoff „die Frau", einmal gegeben, in mehrere Unterabtheilungen zerlegt worden. Die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit solcher Abtheilungen ist nicht recht nachzuweisen — die Anthologie Bodenstedts z. B., die ganz davon abgesehen hat, befindet sich trotz diesem Verstoße gegen das Herkommen recht wohl und erlebt jedes Jahr ihre neue Auflage. Die Eintheilung in sechs Abschnitte, für die der Herausgeber, Rudolf von Gottschall, sich entschieden hat, blendet nicht eben. Kindheit, Jugend, Schönheit — Liebe — Braut und Gattin — Frauengestalten — Die Mutter — Am Grabe —: um solche Einfälle zu haben, braucht einer noch nicht gerade Gottschall zu sein. Vielleicht ist diese Eintheilung einfach die natürliche — und der Gedanke, man sei zu ihr geschritten, blos um Gelegenheit zu sechs Vignetten zu haben, welche die Abschnitte einleiten — vielleicht ist dieser Gedanke gottlos: aber nahe genug liegt er dem, der einen so reichen Kopf auf so ärmliche Gemeinplätze gebannt sieht.

Es ist immer anziehend und lehrreich, einem Manne wie Gottschall beim Arbeiten ein wenig auf die Finger zu blicken. Offenbar hat er sich in der Auswahl der Gedichte nur nach eigenem Gutdünken zu richten brauchen. Die Zeichnungen sind, das sieht man sofort, wirklich eigens für dieses Buch angefertigt worden. Blos die Bogenzahl wird vom Verleger angegeben sein; und da auch der Druck — vor Allem die Zahl der Zeilen — jedenfalls vorher verabredet worden ist, so hatte der Herausgeber einen ausgerechneten Raum auszufüllen. Womit er ihn ausfüllte, das war ihm unbeschränkt überlassen.

Als abweichend von der Regel fällt zunächst auf, daß nicht ein einziges Gedicht eines Klassikers aufgenommen ist. Mit Ausnahme von Rückert und Heine reicht wohl keiner der herbeigezogenen Dichter in das vorige Jahrhundert hinein. Trotz dieser Ausschließung trägt die Sammlung nicht durchaus ein modernes Gepräge. Zahlreiche Dichtungen längst oder jüngst Dahingeschiedener sind aufgenommen, und manche befinden sich darunter, die ein wenig veraltet erscheinen. Ist doch selbst die Dichtung ein vergängliches Ding. Und wenn Alfred Meißner — der ja noch frisch im Leben steht — sich hier für eine Hussitenmutter begeistert, so wird es einigen Lesern wohl schwer werden, über das frische Andenken an die letzten Heldenthaten der böhmakischen Deutschenfresser sich zu dem rein menschlichen Interesse an den Leiden der verwaisten Frau aufzuschwingen.

Dafür, daß solche leuteschinderischen Völker einstmals — und dies Einst liegt noch gar nicht so weit zurück — unsere Dichter begeistert haben — dafür liefert Gottschalls Anthologie einen merkwürdigen Beleg. Auf Meißners taboritische Heldenmutter folgt nämlich sofort, gleich auf der nächsten Seite Robert Prutz mit der „Mutter des Kosaken". Und — doppelt merkwürdig! — Dieser Mutter begegnet am Don genau das Nämliche, was der andern an der Moldau begegnet ist: indem sie die Leiche ihres heldenmüthig gefallenen Sohnes aus dem Strome fischen will, wird sie selbst von den Wellen fortgerissen. Das Merkwürdigste dabei ist jedenfalls, daß Gottschall diese Gedichte beide aufgenommen hat. Interessant sind sie ja beide in mehr als einer Richtung, und auch ein

Vergleich zwischen ihnen ist gewiß fruchtbar — aber doch nur für Liebhaber solcher Zufälle und nicht für die unbefangen genießende Leserin einer Anthologie. Ich fürchte,

Zierstück.
Aus Gottschall: Frauen-Album. Leipzig, G. Hoefler.

diese wird sich höchstens darüber den Kopf zerbrechen, ob denn nun Prutz von Meißner oder Meißner von Prutz „abgeschrieben" habe.

Die Sammlung ist nicht gewichtig durch die Zahl des Aufgenommenen. Siebenundsechzig Gedichte — das ist nicht eben viel. Und wenn davon noch acht auf die Rechnung des Herausgebers selber zu setzen sind, so ist es klar, daß nicht allzu viele Dichter sonst Vertretung haben finden können. Jedenfalls darf man wohl behaupten, daß Gottschall sich reichlich Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Von den großen Todten der letzten Jahrzehnte wird man wenige vermissen. Heine, mit vier Dichtungen, ist am Meisten bevorzugt. Dann folgt Lenau mit dreien, Rückert mit zweien. Alle Uebrigen sind mit nur einem Gedichte herangezogen worden: die Droste, Chamisso, Freiligrath, Herwegh, Dingelstedt, Halm, Moritz Hartmann, Prutz, Kinkel, F. Th. Kugler und Carl Beck. Das ist immerhin eine ziemlich vollständige Reihe. Von lebenden Dichtern sind Geibel, Meißner und Träger, mit je drei Dichtungen, die Bevorzugten. Ihnen folgen Jensen, Heyse und Rodenberg mit je zweien. Aber der übrige Troß, die misera contribuens plebs, die nur einfache Kopfsteuer zahlt, trägt fast lauter vornehme Namen: da ist Schack, Baumbach, Hamerling, Bodenstedt, Keller, Hopfen, Prittwitz, Grosse, Kalbeck, E. Scherenberg, Rittershaus, J. G. Fischer, J. Sturm, Carmen Sylva, Th. Storm, Eckstein, Ziel und Otto Banck. Möglich, daß da manch' ein guter Name übergangen ist — wir haben nicht Zeit, das goldene Buch der gegenwärtigen Dichtung daraufhin nachzuschlagen. Aber Gottschall hat auch schwerlich beabsichtigt, vollständig zu sein. Seine Aufgabe war, ein abgerundetes Bild zu geben: diese Aufgabe hat er vollkommen gelöst. Mit Ausnahme jener beiden ertrinkenden Mütter wird man kaum eine Stelle finden, wo man nicht den Eindruck wohlerwogener Auswahl und planvoller Anordnung erhielte. Das will schon etwas heißen. Zu einer solchen Arbeit, die überdies zeitraubender und trockener ist, als Mancher sich es vorstellen mag, gehört Geschmack und ungewöhnliche Belesenheit. Diese ergiebt sich bei einem Kritiker von so rastlosem Fleiße zwar wohl ziemlich von selber, aber immerhin muß man staunen über ein Gedächtniß, in dem offenbar so Vieles haften kann. Die einzelnen Gedichte sind durchweg schön.

Die Illustrationen bestehen zunächst in 7 Lichtdrucken, die von Naumann und Schröder in Leipzig ausgeführt sind: ein wenig tief im Ton, sonst aber gut gelungen. Von den Zeichnungen dazu sind diejenigen, welche Graf Reichenbach — ein wohl noch ziemlich unbekannter Künstler — ausgeführt hat, etwas unreif: sie entsprechen den übrigen nicht. Hermann Kaulbach hat wieder drei seiner minniglichen Maiden beigesteuert. Er sagt damit gar nichts Neues; aber trotzdem muß man bekennen, daß uns ihre Lieblichkeit und die bedeutende künstlerischer Kraft, die sich in ihnen ausdrückt, doch immer anziehen. Ein Blatt, zumal: die bekannte Maid, die ein junger Mann in der hergebrachten Landsknechttracht umschlungen hält — ist von so frischer Lustigkeit der Charakteristik, ist überdies so fein in der anspruchslosen Stimmung der Landschaft, daß man sich unwillkührlich sogar mit der thörichten, langweiligen Verkleidung versöhnt fühlt. — Die Erscheinung, deren man sich in diesem Buche am meisten freut, ist aber Karger. Nicht als ob wir ihn für den unfehlbaren Meister ausgeben wollten! Aber er hat gleich so manchem der jüngeren Münchener Künstler eine Unbefangenheit des Blickes, die erfrischend berührt. Und gleich diesen ist er ein Gast, dessen seltenes Erscheinen wir Norddeutschen bedauern müssen. Allerdings thun die beiden Münchener Verleger, Bruckmann und Ackermann, viel, um den hoffnungsvollen Nachwuchs ihrer Stadt bei uns einzuführen; und wer ihre Veröffentlichungen, wer z. B. das herrliche, alljährlich erscheinende Künstlerheim kennt, der kann sich ungefähr ein Vorstellung davon machen, wie man an der Isar arbeitet. Aber das ist doch nur die unbillig bevorzugte Minderheit. Und da die Münchener unsere Ausstellungen höchstens ausnahmsweise beschicken, so ist ein Künstler von der Vielseitigkeit und von der seltenen Kraft Piglheins bei uns kaum anders bekannt, als durch die Photographie nach einem einzigen kleinen Gemälde, das sehr hübsch ist, aber doch eben auch nur hübsch ist. — Karger hatte vor einigen Jahren auf der akademischen Ausstellung die allgemeine Beachtung auf

sich gezogen. Sein Gemälde verrieth ein durchaus tüchtiges Können, besaß vor Allem ungewöhnliche Farbenkraft. Aber das war nicht das Besondere daran. Auffällig war das glückliche Erfassen des alltäglichen Lebens und die Fähigkeit, dasselbe richtig und doch schön zu sehen. Das ist eine keineswegs häufige Gabe —: denn von den Glattmalern, denen das anliegende Kleid und der Frack auch wieder blos eine Maske ist, und der zeitläufige Hausrath ein Versetzstück wie jedes andere — von diesen Malern der Oberfläche ist hier nicht die Rede. Es ist seltsam, aber es ist auch Thatsache, daß man bei den Münchener Künstlern häufiger jener seltenen Gabe begegnet, als bei denen der Hauptstadt, wo sich doch das Leben dem Beschauer am Mächtigsten entgegendrängt. In dem vorliegenden Buche werden Viele Karger von einer ganz neuen Seite kennen lernen. Abgesehen von einem Bilde der Charlotte Corday — einer nicht übermäßig hervorragenden Geschichtsmalerei, hat er zwei Bilder aus der Zopfzeit geliefert, die auch hier ungewöhnliches Verständniß der Zeit an den Tag legen. Weit anziehender als das eine Bild aus dem Edelmannssitze ist das der zwei Bürgersleute; es sieht sich an wie eine gute Illustration zu Kabale und Liebe oder zum Werther.

Außerdem ist jeder der sechs Abschnitte, wie schon bemerkt, durch ein blattgroßes Zierstück eingeleitet. Bezeichnend ist diesen allen eine gewisse Dürftigkeit des eigentlichen Ornaments. Ranken und Zweige sind spärlich verwendet, das stilisirte Ornament ist ganz vermieden. Das Schwergewicht ruht auf der menschlichen Gestalt. Und diese lehnt sich Form und Haltung, wie es bei den Münchenern einmal hergebracht ist, völlig an die Muster der deutschen Renaissance an. Nicht sclavisch, auch nicht in jenem geistvollen Nachfühlen, wie es Seitz und ihm ähnlich der jüngere Doepler vermögen — man erkennt deutlich und mehr als bei diesen Beiden das moderne Auge und die moderne Hand; und dennoch ist das Vorbild ganz unverkennnbar. Von den beiden Künstlern, die sich in die Lieferung dieser Zierstücke getheilt haben, erreicht F. Stuck bei Weitem nicht weder die Feinheit noch die Anmuth des Andern — wiederum Kargers. Seine Gestalten haben meist etwas Klumpiges, das von der kräftigen Hagerkeit der Karger'schen unvortheilhaft absticht.

Das Buch ist mit aller Sorgfalt ausgestattet worden: über die einzelnen Mitarbeiter legt ein besonderer Absatz Rechenschaft ab mit jener Ausführlichkeit, die sich gelungenen Werkes freut — und die sich manchmal ein wenig stolzer giebt, als sich mit echter Bescheidenheit verträgt. Liest man so etwas, so möchte man vermuthen, die Betreffenden meinten ein Denkmal errichtet zu haben, dauernder als Erz — und oft genug haben sie es auf Holzpapier gedruckt. Das gilt nun in diesem Falle nicht: das Buch ist vielmehr im Ganzen recht schön und beinahe völlig tadellos. Die Holzschnitte stammen aus der bekannten Werkstätte Roths in Leipzig; der Einband ist nach einer alten Vorlage von Barthel in Leipzig gefertigt. Es ist ein schönes, nicht übertrieben reiches Muster — nur möchten wir vermuthen, daß das Vorbild in geschnittenem Leder und nicht wie die Nachbildung durch Pressung hergestellt war. Das Papier ist schwer, der Druck gut; unangenehm wirkt nur, daß hie und da kleinere Typen verwendet worden sind als im Uebrigen. Es erklärt sich wohl dadurch, daß der Inhalt, ein wenig zu ausgiebig berechnet, auf einem bestimmten Raum zusammengedrängt werden mußte; allein die Wirkung auf das Auge wird dadurch nicht gefälliger. Auch einige Druckfehler sind stehen geblieben. In Jensens Zeilen:

> „Denn meine Hand für immer nun
> Soll ruhn zum Schlaf sie in der Deinen —"

ist offenbar ein Trennungszeichen ausgefallen. Auch ist der Name Otto Bank zweimal, im Inhaltsverzeichnisse wie im Texte, verdruckt, wenn anders wirklich der bekannte Dresdener Schriftsteller gemeint ist, der thatsächlich Gedichte herausgegeben hat: —

dieser schreibt sich Banck — und da Namen doch wohl zum persönlichen Eigenthum gehören, wird selbst der strengste Eiferer reiner lautgemäßer Rechtschreibung das auswuchernde c respectiren müssen. —ck.

Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Mit vielen Illustrationen. Band II und III. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).

Dieses Werk hat bei seinem ersten Erscheinen hier eine ausführliche Würdigung gefunden.

Mephisto und der Narr, Faust 2. Theil.
Aus Goethe illustrirt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Alles, was dasselbe vortheilhaft kennzeichnet, haben wir hervorgehoben und auch den Standpunkt festgestellt, den wir gegenüber solchen Ausgaben einnehmen. Durch einen Hinweis auf die Vorgängerin wird also diese Anzeige sich wesentlich vereinfachen. Bekannt werde allerdings, daß die guten Eigenschaften des Buches in der Folgezeit erheblich hervorgetreten sind. Der Band, welcher damals der Beurtheilung vorlag — er enthielt die Gedichte — hatte in seinem Bilderschmucke etwas Wirres, stellenweis Unharmonisches. Das lag schon an dem Stoffe: — Gedichte vollständig zu illustriren, ist nun einmal eine so gut wie unlösbare Aufgabe. Es lag aber auch daran, daß die Mitarbeiter hier bunt durcheinander gewirthschaftet hatten. Auch die gerühmten „ersten Kräfte" schädigen sich gegenseitig, wenn sie dicht neben einander gestellt werden, und vollends, wenn sie planlos, jeder nach seinem Kopfe

schaffen. Und ziemlich so war es bei den Gedichten zugegangen. In der Folge hat das sich empfindlich gebessert. Der Regel nach ist jedes der übrigen Werke von einem einzigen Künstler, selten von zweien illustrirt worden. Damit ist denn wenigstens für diese Theile Einheitlichkeit gewonnen: und wenn dieselben nun unter sich verschiedenartig in der Auffassung und verschiedenartig in der Ausführung sind, so läßt sich das ganz gut ertragen, um so besser, wenn man an die Grenzen des Möglichen denkt. Ein Einziger kann Goethe nicht illustriren; das hätte selbst Doré nicht gekonnt, und auch Thumann, dessen gegenwärtige Emsigkeit ein wenig an den armen Doré erinnert, auch er wird wohl seine Hand davon lassen.

Tanzstunde. (Bekenntnisse einer schönen Seele.)
Aus Goethe illustrirt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Nun — ein illustrirter Goethe gehört gerade nicht zu unseren heißesten Wünschen; indeß dieser hier vorliegende scheint doch so auszufallen, daß man ihm die Bezeichnung schön und würdig rückhaltslos zuerkennen darf. —ck.

Palästina. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger).

Auch für dieses Werk wird hier gewissermaßen blos die Karte abgegeben, wie von Jemandem, der einfach daran erinnern will, daß er noch auf der Welt ist. In der That hat diese Zeitschrift schon früher wiederholt und so ausführlich dem Buche von Ebers und Guthe Anzeigen gewidmet, daß hier kaum noch etwas nachzutragen bliebe. Was die allgemeine Kennzeichnung desselben anlangt, so kann hier schlicht auf frühere Hefte verwiesen werden. Hinzugefügt sei noch, daß es sich in allen seinen Vorzügen gleich geblieben ist. Besondere Hervorhebung verdienen die beigegebenen Karten, welche die Schilderung sowohl wie die Bilder auf das Bequemste ergänzen. Für ein solches wildes Land, das in unseren Atlanten nur dürftig behandelt wird, war ihre Beilage

Akra.
Aus: Palästina. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

eine Nothwendigkeit. Ihre Treue und Deutlichkeit sind ganz vorzüglich. Das Werk steht jetzt bei Lieferung 45, und damit geht nun auch der zweite Band seiner Vollendung rasch entgegen. —ck.

„Unsere klassischen Meister“ und **„Neuere Meister“**. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Drei Bände. Leipzig 1883, H. Haessel.

Der verehrte Altmeister der Berliner Musikkritik, Otto Gumprecht, hat uns mit einem überaus stattlichen Weihnachtsgeschenk überrascht. Drei reichhaltige und schön ausgestattete Bände auf einmal! Der erste, „Unsere klassischen Meister“ betitelt, ist vollständig neu und enthält die Biographien und Charakteristiken von Gluck, Händel und Bach, nebst einer Einleitung: „Warum treiben wir Musik?“ Es soll diesem den Klassikern gewidmeten Bande demnächst ein ergänzender zweiter folgen, welcher Haydn, Mozart und Beethoven behandelt. In Anordnung und Ausstattung bildet das andere in zwei Bänden vollständig vorliegende Werk Otto Gumprechts „Neuere Meister“ ein würdiges Seitenstück. Wir finden darin die Lebens- und Charakterbilder von Franz Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, C. M. Weber, Rossini, Auber, Meyerbeer. Die Aufsätze über R. Schumann und Chopin sind ganz neu, die übrigen sorgfältig revidirte und vermehrte Reproductionen aus des Verfassers früheren „Musikalischen Charakterbildern“, dessen erste Auflage (1869) vergriffen ist. „Wer ein Buch hat drucken lassen“, sagt Gumprecht im Vorwort, „das nachträglich besser zu machen er sich getraut, dem liegt es wie eine ungetilgte Schuld auf der Seele. In den anderthalb Jahrzehnten, die seit der ersten Veröffentlichung dieser Skizzen verstrichen, ist der Verfasser fort und fort in engster Berührung mit dem auf's Manigfaltigste bewegte Tonleben der deutschen Hauptstadt geblieben. Immer von Neuem ward ihm Gelegenheit, an der Hand unmittelbarster Wahrnehmung die früher empfangenen Eindrücke zu prüfen, zu berichtigen und zu vertiefen.“ Diese inzwischen gesammelten Erfahrungen, so wie die neuesten biographischen Forschungen und literarischen Behelfe hat Gumprecht so reichlich für seine 2. Auflage verwerthet, daß diese füglich ein neues Buch genannt werden kann. Aus einem Bande sind zwei Bände, aus 21 Bogen 33 geworden.

Die Vorzüge, welche Gumprecht als Musikschriftsteller auszeichnen, brauchen wir der deutschen Lesewelt nicht erst aufzuzählen. Man kennt sein gründliches musikalisches Wissen, seine umfassende Bildung, den schönen Ernst und die warme Hingebung, womit er an jede Aufgabe tritt, das echt menschliche Wohlwollen in seinen Urtheilen, das darum die Schärfe nicht ausschließt. Von seinen Charakteristiken sind „Mendelssohn“ und „Franz Schubert“ seit lange unsere besonderen Lieblinge: mit seinem ganzen Herzen ist Gumprecht bei diesen, seinem eigenen Wesen nahe verwandten Meistern. Andere Leser werden Anderes mit Vorliebe citiren und vielleicht mit gleichem Recht. Eine eingehende Würdigung der beiden Gumprecht'schen Bücher die erst seit wenigen Tagen in unseren Händen sind, kann hier nicht beabsichtigt sein. Diese wenigen Zeilen sollen lediglich unserem trefflichen Collegen den herzlichsten Dank für seine neueste Gabe ausdrücken und Freunde der Tonkunst schnell benachrichtigen, daß ihnen hier eine Fülle von Belehrung und nachhaltiger Anregung in reizvoller Form dargeboten ist.

Wien, Ende November 1883. Eduard Hanslick.

Wilde Rosen. Dichtungen von Anna Segert. S. Schottlaender, Breslau.

Es mag wohl ein Jahr oder länger her sein, da erhielt ich den Besuch eines jungen Mädchens, desselben, welches in diesem Buche zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit tritt. Ihr Benehmen war unglaubliche Schüchternheit, nicht vor mir im Besonderen, sondern die, welche Fremden überhaupt noch nicht häufig, und noch weniger bittend gegenübergestanden hat. Offenbar war die Lage ihr so ungewohnt, wie mir gewöhnlich. Ich kenne ja den Zweck solcher Besuche — kenne auch die Gedichte solcher junger

Mädchen, über die mein Urtheil verlangt wird, und lese sie meistens oberflächlich, bisweilen auch gar nicht. Aber das Heft, das Anna Segert mir vorgelegt hatte, sah ich mir doch an. Und beim Aufschlagen gleich mußte mir ein Gedicht in die Augen fallen, das eine so starke dichterische Empfindung, ein so merkwürdig richtiges Gefühl für dichterische Form verrieth, daß ich mich gedrungen fühlte, diesen Spuren weiter nachzugehen. Und da fand ich denn die verheißungsvollste Begabung.

Meine Theilnahme wuchs, als ich mich eingehender nach den Verhältnissen der Dichterin erkundigte. Die scharf ausgeprägte Mundart hatte mich schon auf Mecklenburg als ihre Heimath schließen lassen. In der That war sie, wie ich erfuhr, aus Neu-Strelitz gebürtig. Die Tochter eines kleinen Handwerkers, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, war sie noch so ganz weltfremd, hatte sie vom Leben noch so gar nichts gesehen! Gelegenheit, sich eine hervorragende Geistesbildung anzueignen, Anregung irgend welcher Art, mochte es in Neu-Strelitz, und noch dazu für sie, kaum gegeben haben; was sie war, das war sie durch eigenen Trieb, durch den Drang aus dem Innern geworden. Das war hier keine jener Mißbildungen, denen durch die Literaturgeschichte in der höheren Töchterschule oder durch allerhand Goldschnittsbücher der Pilz des Lyrismus eingeimpft worden ist. In ihrem Ursprunge waren das echte Dichtungen; und das ist schon der Seltenheit halber beachtenswerth.

Natürlich wird Niemand erwarten, daß dieses Erstlingswerk nun eine neue Stufe unserer Dichtung bezeichne. Es sind nicht neue Töne, die erklingen. Es ist auch nichts darin, was überwältigte. Man muß suchen. Die Dichterin ist von jener stillen Art, der man Theilnahme entgegen bringen muß, um sich belohnt zu sehen. Denn das, was an ihr zumeist anzieht, die Feinheit des Empfindens, das liebenswürdige Seelenleben: das sind Dinge, die sich nicht von vornherein aufdrängen. Und wiederum sind es diejenigen, welche dem Dichter vornehmlich Zuneigung erwecken: wirklich wesentliche Eigenschaften, ob sie schon nicht unentbehrliche sind. Gesunde Natur, das ist das Kennzeichen dieser Dichtungen. So spricht sie sich z. B. in dem Lobe der Arbeit aus:

Was immer auch dich mag bedrücken,
Und was du auch gelitten hast,
Welch' Glück auch schwand vor deinen Blicken,
Was auch dich floh in wilder Hast,
Du hast doch einen Trost behalten,
Der aufrecht dich im Leid erhält,
Das ist das eifrig stille Walten
In deiner kleinen, trauten Welt.

Das ist die Arbeit, die die Stunden
Verkürzt, die dich vergessen macht.
Durch sie kann Geist und Herz gesunden,
Sie stärket dich durch Zaubermacht.
O tausendfältig sei gepriesen
Du Trost, du starke Retterin,
Du hast mir deine Kraft bewiesen,
Hast aufgerichtet mir den Sinn.

Und das findet überall den schlichten Ausdruck, der zum Herzen geht. So in den Zeilen an ein Kind:

Du braunes Aug' so lieb und mild,
Wie dringt dein Blick in's Herz mir ein,
Du reiner Unschuld holdes Bild,
Du braunes Aug' so lieb und mild
Mit deinem sanften Schein!

Gott tröste dich, du süßes Kind,
Wenn je vor Schmerz, vor bittrem Leid
Aus deinem Aug' die Thräne rinnt,
Und gebe dir, du holdes Kind,
Bald wieder Glück und Freud'!

Bemerkenswerth und kennzeichnend ist ein starker Zug von Frömmigkeit in der Dichterin. In dieser Sammlung nehmen religiöse Gedichte einen ziemlich breiten Raum ein. Und sie bilden nicht den schwächsten Theil derselben. Frei von jeder Aufdringlichkeit, von dem Tone der Lehre oder der Predigt, sprechen sie nur von der warmen Ueberzeugung eines glaubensstarken Gemüthes, von dem tiefen Bedürfniß eines verwundeten Herzens nach Trost von oben. Es sind Umschreibungen von Schriftworten, überraschend durch Kraft und Rundung ihrer Form. Hie und da erinnern sie sogar an die wortkarge Schönheit Paul Gerhards, und doch wirkt dabei das Ganze durchaus modern. Wie jubelt das weihnachtliche „Ehre sei Gott in der Höhe!“ aus den Zeilen:

Du hehres mächt'ges Wiegenlied,
Dem lieben Heiland einst gesungen,
Wie du so tief in das Gemüth
Der armen Hirten eingedrungen,
So dringe auch in unser Herz,
Und zieh' es jauchzend himmelwärts,
Daß freudig heut es schlage.
Du Sang von heil'gen Engelchören,
Laß dich auf's Neue wieder hören
An diesem Freudentage.

Du hehres, mächt'ges Wiegenlied,
Du Sphärenklang erschalle
Und lulle ein sanft im Gemüth
Die bangen Sorgen alle,
Daß Freude aus dem Auge spricht,
Daß unsres Heilands Gnadenlicht
Hell unser Herz verkläre.
Dann wird auch unser Dank zum Klange,
Zum jubelvollen Lobgesange:
Gott in der Höh' sei Ehre.

Und zu welcher Innigkeit wandelt der Spruch des Psalmisten „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte —“ sich in den folgenden Strophen um:

O Wort des Herrn, beleuchte meinen Weg,
Laß mich nicht irren auf dem engen Pfade,
Laß mich nicht straucheln auf dem schmalen Steg,
O leuchte hell mir, Wort der ew'gen Gnade!

Den rechten Weg zu finden, ist so schwer,
Irrlichter oft und falsche Sterne funkeln,
Sie locken in der Welt oft gar zu sehr,
Daß sie das milde Gnadenlicht verdunkeln.

Doch wenn das Herze irrend sich verlor,
Geblendet abweicht von dem rechten Pfade,
O dann im hellsten Glanze brich hervor,
Du Himmelslicht, du Wort der ew'gen Gnade!

Wir leben in einer Zeit, wo noch Goethes Wort, die Sprache selbst dichtet. Aber wenn das Instrument auch in einem Grade eingespielt ist, daß es dem Künstler sein Werk etwa um die Hälfte erleichtert, so ist doch eine solche Sicherheit der Sprache, wie man sie bei Anna Segert findet, selbst gegenwärtig bei Anfängern nicht häufig. Man lese nur das folgende Gedicht, in dem blos zwei Reime verwendet werden, ohne daß irgendwo eine Spur von Zwang bemerkbar würde:

Ich will nicht länger klagen,
Nicht länger traurig sein,
Wenn froh die Wachteln schlagen,
Wenn lachen Flur und Hain.
Sollt nicht vergebens fragen,
Ihr kleinen Vögelein:
Was schleichst an schönen Tagen
Du einsam und allein? —
Hab' lang genug getragen
Mein Leid und meine Pein.
Doch Weh und Schmerz verjagen
Vöglein und Sonnenschein.
Ich will getrost es wagen
Nun wieder froh zu sein:
Will nicht dem Glück entsagen,
Noch ist die Welt ja mein!

Ich will natürlich nicht behaupten, daß Anna Segert sich nun überall schon fertig zeigte. Häufig genug machen sich ihre glücklichen siebzehn Jahre geltend. Da findet man das unvermeidliche Schwelgen jugendlicher Unreife in tiefem Schmerz, die Abkehr von dem Leben und Alles, was sonst noch solche unerprobte Herzen wundzudrücken pflegt. Ich kann solche Jugendfehler nicht ernst nehmen. Ich muß einfach lächeln, wenn ich von so frischen Lippen die uralte Klage vernehme. Und bei Anna Segert vollends weiß ich, daß man die Heilung der Kinderkrankheit vertrauensvoll der eignen, tüchtigen Natur überlassen darf. Sie hat selber das Beste gefunden, was man ihr sagen kann:

O Herz, welch' Glück dir auch versank,
Welch' hart Geschick dich auch betroffen,
Was auch bedrückt dich schwer und bang,
Richt' dich nur auf und lerne hoffen!

Richt' dich nur auf, gequältes Herz,
Versuche weiter nur zu streben,
Vergiß, vergiß den heißen Schmerz,
Richt' dich nur auf zum neuen Leben.

Richt' dich nur auf, blick' nicht zurück
Auf das, was schmerzlich dich betroffen,
Betraure nicht verlor'nes Glück,
Blick' vorwärts nur und lerne hoffen!

Es ist reine liebenswürdige Menschlichkeit, die sich da selbst zeichnet. Möge sie überall nur Verständniß und Freundschaft finden! P. L.

A B C von Paul Meyerheim und S. Trojan. 2. Aufl. R. Mitscher, Berlin.
Kinderlieder und Reime. Mit Bildern von J. P. Mohn. 2. Aufl. R. Mitscher, Berlin.

Zwei Bücher, an die hier nur erinnert werden soll. An die zu erinnern aber wohl auch nicht überflüssig ist, denn sie gehören zu dem Schönsten in ihrer Art. Bei ihrem Erscheinen sind beide an dieser Stelle ausführlich angezeigt worden: seitdem haben sie eine Verbreitung gefunden, die sie jeder Empfehlung überhebt. —ck.

Deutsche Jugend. Illustrirte Jugend- und Familien-Bibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Künstlerischer Leiter Oscar Pletsch. Band 21 und 22. Alphons Dürr, Leipzig.

Das ist ein alter Bekannter, den Jedermann gerne sehen wird. Es ist jedenfalls in seiner Art das vorzüglichste Buch, das wir besitzen. Man fühlt schon Achtung — und auch ein wenig Dankbarkeit für die großen Herren, die für die Kleinen schaffen — wenn man die vornehmen Namen der Mitarbeiter liest: neben den Herausgebern auf Heinrich Seidel, auf Trojan, Julius Sturm, A. W. Grube, Adolf und Karl Müller, auf Fedor Flinzer, Woldemar Friedrich, E. Klimsch stößt. Aber es ist ja bekannt: die Mitarbeiter thun's nicht! Was das Werk schon seit Jahren zu einem so ausgezeichneten gemacht hat, das ist die einsichtige Leitung mit ihrem verständigen Eingehen auf die wirklichen Bedürfnisse des Kindes. Das ist kein Buch wie viele andere, ob auch noch so prächtig, das ein Kind besieht, vielleicht auch liest, ohne doch rechte Theilnahme zu gewinnen; — dieses wird ihm wirklich zum Freunde. —ck.

Deutscher Kinder-Kalender 1881. 2. Jahrgang. Berlin, A. B. Auerbach.

Es ist erfreulich, daß das hübsche Unternehmen glücklich eingeschlagen hat. Auch der vorliegende Jahrgang besitzt so gute Eigenschaften, daß man ihm Erfolg versprechen darf. Einzelne Beiträge sind sehr hübsch, auch gute Illustrationen finden sich — Sachen, die auch ausführlicherer Besprechung nicht unwerth wären, wenn man nicht voraussetzen könnte, daß das Büchelchen keiner Nachhilfe mehr bedarf. Da ist z. B. ein recht interessantes Blatt von Henry Albrecht, der sich so überraschend geläutert und entwickelt hat, eine Anzahl hübscher Schattenrisse von Hopkins — doch wozu noch das Alles erwähnen! Einen Vorzug, den wir im vorigen Jahre rühmen konnten, das Wurzeln im Localen, hat sich das Werk allerdings nicht rein erhalten. Was soll ein Kind mit Bilderbogen aus Petersburg! Oder mit dem alten Ovid, so lieb er auch ist — und wenn auch die, die ihn einmischt, Carmen Sylva heißt! Man begrüßt Carmen Sylva immer mit einer Achtung, die um so ehrenvoller ist, als sie mit der Persönlichkeit nichts zu thun hat, nur der Dichterin gilt. Aber für unsere deutschen Kinder wollen wir deutsche Märchen haben. Die Zeit, wo sie vaterlandslos werden, kommt leider immer noch früh genug. — Es geschieht aus aufrichtiger Theilnahme an dem Unternehmen, wenn wir diesen kleinen Mangel hier erwähnen, und damit wird, so steht zu hoffen und zu wünschen, der allgemeinen Theilnahme, die es wirklich verdient, kein Abbruch gethan werden. —ck.

Eduard Hildebrandts Aquarelle. Neue Folge. — Dritte Serie. 5 Blatt auf gr. Fol.-Cartons nach den Originalaquarellen des Meisters in Aquarellfarbendruck von R. Steinbock. Raimund Mitscher, Berlin.

Eine neue Auswahl Hildebrandt'scher Aquarelle gehört nun seit einer Reihe von Jahren zu den hergebrachten Weihnachtsgaben. Und die eine gleicht der andern an Schönheit des Urbilds und an vollkommener, wirklich erstaunlicher Treue der Wiedergabe. Darüber läßt sich kaum noch etwas sagen. Als einzige Veränderung ist zu

erwähnen, daß das prächtige Werk in einen neuen Verlag übergegangen ist. Sein Wesen wird dadurch natürlich gar nicht berührt. Die hier nachgebildeten Aquarelle Hildebrands stammen aus den Jahren 1848—52. Sie geben eine großartige Ansicht des Windsorschlosses mit seinen riesenmäßigen Steinmassen, Athens im Abendscheine — von Abendgrauen kann man da nicht reden — im Vordergrunde die Akropolis hinten der Hymettos — der Grotte von Pausilipp, ganz besonders zwingend durch Naturwahrheit und malerisch in der Wirkung — der Stadt Cadix und einer Kirche in Sevilla. — Wir haben alle Ursache, stolz zu sein auf den deutschen Farbendruck. Blätter von solcher wahrhaft künstlerischer Vollkommenheit wie die Tafeln Steinbocks, hat man bisher überhaupt nicht gekannt, und schwerlich sind sie zur Zeit von anderen erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Zu einer Zeit, wo der Pariser Figaro seine mit Buntdrucken verzierte Weihnachtsnummer im Auslande — in London — herstellen lassen muß, weil die Pariser Druckereien den technischen Anforderungen einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sind, können wir uns sagen, daß der deutsche Farbendruck im Stande ist, den höchsten Ansprüchen zu genügen. —ck.

Kleine Sippschaft. von Oscar Pletsch. Mit Versen von Victor Blüthgen Carl Flemming, Glogau.

Kunterbunt. Ein lustiges Bilderbuch für die Jugend von Julius Lohmeyer. Mit 12 Aquarellen von Fedor Flinzer, Wold. Friedrich, C. Gehrts, J. Kleinmichel, Eugen Klimsch und G. Süs. Verlag von Carl Flemming, Glogau.

Es ist eine wahre Freude, diese Bücher in die Hand zu nehmen. Schon die Abwechselung gegen die ewige Kate Greenaway und ihre puppigen Nachtreter ist eine Erlösung. Hier ist Alles echt deutsch und — was besser ist, gesund und natürlich. Mit besonderer Ueberraschung hat der Berichterstatter, zumal Oscar Pletsch's Buch in die Hand genommen: es war das erste Mal, daß er den Werken dieses liebenswürdigen Meisters in Buntdruck begegnete. Ueber diese reizenden Bildchen kein Wort! Das ist eben Oscar Pletsch — und wenn sie ihm auch das Räuspern abgekuckt haben: diese sonnige Stimmung, diese liebevolle Kinderfreude hat keiner seiner Nachfolger erreicht. Diese Bildchen sind klassisch in ihrer Art, sie werden immer Muster des Besten bleiben, was man Kindern in die Hand geben kann. Und Erwachsenen auch! Denn weil sie wahr sind wie schöne Natur, sind sie auch tief genug, um auf jeden Grad von Empfänglichkeit zu wirken. Daß Victor Blüthgen Verschen zu dem Texte geschrieben hat, das wird bei den Einen Beifall, bei Andern Mißstimmung erregen — bei der Betrachtung des Buches ist es nebensächlich. Es giebt Leute, die Verse wie die folgenden:

„Das ist ein Strauß
Wie ein Haus!
Laß mich mal riechen,
Mariechen!
Das riecht wie lauter Lilien,
Wie Rosen und Basilien,
Wie Veilchen, Lack und Quendel,
Wie Thymian und Lavendel —
Das riecht wie lauter Garnichts,
Das riecht wie lauter Gras;
Giebs einer alten Ziege,
Da nützt es doch zu was“ —

die solchen zierig-sinnigen Unsinn unerträglich finden und meinen, daß ein Dichter selbst für Kinder sich ein wenig mehr anstrengen dürfe, anstatt so in das Gelage hinein zu

reimen. Das ist die eine Seite. Andre finden dergleichen für ihre Kinder gut genug — und das ist ja etwas, was keinen Andern angeht. Die Verleger scheinen vor der Hand mit Blüthgen noch ihre Rechnung zu finden: und so lange das der Fall ist, und so lange Pletsch sich den Mitarbeiter gefallen läßt, reden die Nörgeler doch nur in den Wind.

An dem Texte zu „Kunterbunt“ sind solche Ausstellungen selbst von dem strengsten Verfechter der Regel: „Den Kindern das Beste!“ — nicht zu machen. Das ist wirkliche Kinderpoesie, das darf man an den guten, alten Mustern messen, ohne daß es zu kurz käme. Das ist wirklich sinnig und innig, das ist vollendet in der Form, das giebt den Kindern Denkstoff und Vorstellungen, die ihrem Fassungsvermögen angemessen — aber auch nicht zu niedrig sind. Da sind ferner die anmuthigen Thiere Flinzers mit ihrer flüssigen Rundung des Umrisses, da ist Wold. Friedrich mit seinen zarten Mädchengestalten, Gehrts mit den bekannten, drollig-guten Zwergen, G. Süs mit seinem Kükelhumor, Kleinmichel mit einem reizenden Puppenbild —: die Krone trägt aber doch Eugen Klimschs Guter König davon. Wir gehören zu den Verehrern des Künstlers und kennen manch ein schönes Blatt von ihm; aber selten hat uns eins so angesprochen, wie diese Verherrlichung des altväterischen Sonntags. — In Bezug auf „Kunterbunt“ hier noch eine Aufklärung: In diesem Wintermonat kauft man gar oft bei Lampenlicht. Wem dann dieses Buch in die Hände fällt, der beurtheile den Farbendruck nicht nach der Abendwirkung. Die Farbe bekommt etwas Verschwommenes, fast wie es sonst ganz lottrige Drucke haben. Man muß die Blätter bei Tage sehen, um ihnen gerecht zu werden. Sie erreichen die künstlerisch klassischen Muster des Farbendrucks natürlich nicht, sollen das ja auch nicht: aber sie sind alle in ihrer Art sehr gut, einzelne wie eben jener Gute König sogar hervorragend schön ausgeführt. —ck.

Rafaels Madonna di San Sisto gestochen von **Eduard Mandel**. Verlag von Amsler und Ruthardt in Berlin.

Als der berühmte deutsche Kupferstecher im November 1882 verstarb, hinterließ er sein großes Hauptwerk, den Linienstich nach Rafaels Sixtinischer Madonna, an welchem er während der letzten Jahre gearbeitet hatte, so gut wie vollendet. Mandel selbst hatte zwar, unersättlich in jener Lust des Vollendens, welche jeden echten Künstler beseelt und nur schwer zur vollen Befriedigung an seiner eigenen Leistung gelangen läßt, — gegen die ihm Nächststehenden davon gesprochen, daß er noch Einiges an der Platte thun müsse, ehe er sie für fertig erklären und aus den Händen geben könne. Auf den mit höchster Sorgfalt neuerdings abgezogenen Drucken aber dürfte es kaum möglich werden, Stellen zu entdecken, die noch einer weiteren Bearbeitung und Durchführung bedürftig gewesen wären. Ebensowenig wie eine Unfertigkeit läßt das schöne Blatt ein Nachlassen der Kraft seines Meisters erkennen. Die Arbeit des Siebzigjährigen ist nicht nur das größte Werk, sondern auch eines der künstlerisch vollkommensten von ihm während einer zweiundfünfzigjährigen Thätigkeit ausgeführten.

Rafaels Sixtinische Madonna gehört zu den, vielleicht am häufigsten reproducirten Gemälden der gesammten christlichen Kunst. Diese wunderbare Schöpfung des größten Genius besitzt die Eigenschaft, in dem allgemeinen Zuge der großen Linien der Composition, durch den gesammten Aufbau derselben, allein schon einen mächtigen und erhebenden Eindruck auf Augen und Seelen der Menschen hervorzubringen. Selbst dem geringsten Holzschnitt, der bescheidensten Lithographie der Madonna di San Sisto bleibt etwas von dieser Kraft der geistigen Wirkung. Aber wäre letztere für die Copisten des Werkes bis zu einem gewissen Grade unverlierbar, so bleibt dagegen das Tiefste und Feinste des Ausdrucks der sechs Köpfe des Bildes auch für den begabten, geschickten, talentvoll aufmerkenden Nachbildner anscheinend kaum erreichbar. Große

Kupferstecher haben sich immer wieder an die Aufgabe gewagt und Platten danach gestochen, denen ein weit verbreiteter Ruf geworden ist. Lange hatte der berühmte Stich der Madonna di San Sisto von Johannes Müller als die erschöpfende, die klassische Leistung gegolten. Aber wie mächtig und glänzend auch die Behandlung und der Effect der Müller'schen Platte sei, — die Thatsache, daß der Stecher nicht nach dem Original oder der von ihm selbst danach ausgeführten Zeichnung gearbeitet, hat Mängel zur Folge gehabt, die sich nicht verleugnen können. Eine Vergleichung mit dem Gemälde oder mit der direct danach angefertigten gleich großen Photographie der Berliner „Photographischen Gesellschaft" beweist das auch für den ungeübteren Blick bis zur Evidenz. Freilich bestehen vor einer solchen Prüfung die von Andern, vor Mandel, ausgeführten Stiche dieser Madonna eben auch nicht viel besser. Desnoyers, der berühmte französische Stecher leidet an so schlimmen zeichnerischen Sünden, daß man fast zur Annahme bestimmt wird, letzterer habe das Originalgemälde nie gesehen. Steinlas Stich hat etwas gar zu Dünnes und und Schattenhaftes in der Haltung; der Kellers leidet bei kräftigerer Wirkung an einer Verblasenheit der Formen, welche durch das Urbild sogar am wenigsten motivirt ist; die Gesichter aber weichen im Ausdruck sehr wesentlich von denen des letzteren ab. Mandels Platte zeigt sich in den Hauptpunkten ihnen allen überlegen. Der bestechende Glanz der Wirkung des Müller'schen Stichs ist hier weder angestrebt noch erreicht. Der Stecher schwelgte nicht so wie sein berühmter Vorgänger im kühnen, freien, großen Schwunge der Taillen. Mandels stecherischer Vorzug liegt auch hier wie in allen seinen besten Blättern, — dem Selbstportrait Van Dycks, dem Karls I., dem Portrait eines Jünglings von Rafael, dem Bildniß des Großen Kurfürsten von Nason, — in der intimen Durcharbeitung, in der genauen Uebertragung der zartesten Schwingungen der Modellirung und der Farbe des Originals in und durch die farblosen Strichlagen und Punktirungen. Diese Eigenschaft und diese Kunst bewährt er zumal in den Köpfen und Händen der göttlichen und heiligen Gestalten dieser Sistina in bewundernswerther Weise. Die Gefahr liegt hier für ihn sehr nahe, zu Viel daran zu thun und die Schlichtheit und Ruhe der Wirkung zu beeinträchtigen, welche für das Original so charakteristisch ist. Aber er hat es verstanden, diese Gefahr zu vermeiden, trotzdem er so sehr viel weiter in der innern Durchführung aller Theile, besonders der unbekleideten, in dem Ausspüren, Nachfühlen und Nachbilden auch der leiseren Nüancen des Tones geht, welche die der Form ausdrücken. Dem Ausdruck der Gesichter des Originals ist Mandel unter allen Stechern desselben zweifellos am nächsten gekommen. Der großen internationalen Gemeinde der Kupferstichliebhaber und der Sammler ist mit diesem, selbstverständlich in verschiedenen „Zuständen" ausgegebenen Blatt eine höchst willkommene Bereicherung ihrer Schätze dargeboten. Das Werk, mit dessen Vollendung seines Meisters Leben erlosch, wird immer eins der ruhmvollsten Denkmale der Stecherkunst bilden.

Leopold Komperts Gesammelte Schriften. Band VI—VIII. 8. 504, 430, 380 S. Berlin 1883, L. Gerschel. Subscriptionspreis à Band Mk. 3.50.

Mit den vorliegenden drei Bänden sind die sämmtlichen Werke Leopold Komperts zum Abschlusse gebracht. Band VI enthält den großen Roman „Zwischen Ruinen", unbedingt das reichste Werk des Poeten, was Fülle der Gestaltungen und Tiefe der Auffassung betrifft, und das ihn auf der Höhe sittlicher und künstlerischer Bedeutung zeigt. Es ist die Geschichte einer „confessionslosen" Ehe, die er erzählt. Band VII, „Verstreute Geschichten", dürfte für einen großen Teil unserer Leser vollständig Neues bieten; er enthält Arbeiten, die noch in keine Sammlung aufgenommen wurden. theilweise in verschiedenartigen Zeitungen „verstreut" erschienen. Von älteren Arbeiten umfaßt dieser Band u. a. die Novelle „Die deutsche Gräfin in Ungarn", ferner die ernst-heitere Erzählung „Ohne Selbstlaut", sowie die erschütternd tragische „Die

Schwärmerin", welche in der Zeit des Concordates spielt. Ein wahrhaft köstliches Stück dieser Sammlung ist jedoch „das Gespräch auf dem Monte Pincio". Der letzte VIII. Band, enthält den großen pädagogischen Roman „Heini und Franzi", Geschichte zweier Wiener Kinder. Bei ihrem Erscheinen vor drei Jahren lebhaft von der gesammten Kritik begrüßt, zeigt diese Arbeit den Poeten von einer ganz neuen Seite, der des Volksschriftstellers im eminenten Sinne. Die Nachtseiten der kindlichen Seele werden hier in bewundernswerther Weise geschildert. In allen Dichtungen Komperts, deren Mehrzahl ihre Stoffe aus dem Leben des Judenthums entlehnt, liegt eine Fülle von Gestaltungen einer unwiderstehlichen Poesie', die einen ganz neuen Literaturzweig gleichsam mit magischem Lichte beleuchtet. Niemand, der an diese Producte wahrhaft poetischen Sinnes und tief sittlicher Auffassung geht, wird sie ohne reiche Anregung aus der Hand legen. Wir behalten uns eine ausführliche Charakteristik des Dichters auf Grund seiner Werke vor.

Robinson Crusoe. Mit Unterstützung von Gelehrten und Schulmännern für die Jugend bearbeitet von G. A. Graebner. 8. 404 S. mit 4 Farbendruck- und 12 Tonbildern, sowie 54 Holzschnitten und 4 Kärtchen. Leipzig, 1883, G. Gräbner.

Unser geehrter Mitarbeiter, Professor Dr. Karl Biedermann in Leipzig, schreibt an den Verleger dieser vortrefflichen Robinson-Ausgabe wie folgt: „Sie wünschen von mir einige Worte der Einführung für Ihre neue Bearbeitung des „Robinson." Aber was könnte ich, der ich nicht Pädagog von Fach bin, den sachkundigen Bemerkungen gewiegter Fachmänner hinzufügen, das nicht im voraus durch diese überflüssig gemacht wäre? Genügt es Ihnen jedoch, wenn ich — vom Standpunkte meiner „Erziehung zur Arbeit" und meiner „Reform des Geschichtsunterrichts" aus — Ihnen meine Freude darüber ausspreche, daß durch eine zeitgemäße Bearbeitung des „Robinson," nach den heutigen Ergebnissen geographischer und naturwissenschaftlicher Forschung, dieses treffliche Buch, das man mit Recht einen Katechismus ebensowohl der ersten religiösen Empfindungen — wie sie für die früheste Stufe des Kindesalters sich eignen — als der ersten volkswirthschaftlichen, culturgeschichtlichen und lebensphilosophischen Anschauungen nennen kann, für unsere Jugendbildung brauchbarer und ausgiebiger gemacht werden soll, so thue ich dies gern und mit vollster Ueberzeugung."

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Albrecht, Hermann. Die Häfnetjungfer. Eine Rebländer Dorfgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. J. Bielefelds Verlag. Karlsruhe, 1884.

Brockhaus Conv.-Lexikon. 91—94 Heft. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Dahn, Felix. Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. Vierte Reihe: Erste Schicht. Rechtsphilosophische Studien. Otto Janke, Berlin, 1883.

Eckstein, Ernst. Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. 3 Bde. Leipzig. Karl Reissner, 1884.

Glogau, B. Neue Novellen. Zweite Folge. Bernhard Schlicke. Leipzig, 1883.

Heiberg, Hermann. Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. 2. Aufl. Hamburg und Leipzig. Karl Grädener 1884.

Heyse, Paul. Dramatische Dichtungen. 11. Bdchen. „Das Recht des Stärkeren", Schauspiel in drei Aufzügen. 13 Bdchen. „Don Juans Ende", Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wilhelm Hertz, Berlin, 1883.

Indiscretionen. Aus den Erinnerungen eines patriotischen Reptils. A. Hofmann & Cie. Berlin, 1883.

Lazarus, Prof. Dr. M. Ueber die Reize des Spiels. Berlin. Ferd. Dümmler, 1883.

Lohmeyer, Julius. Deutsche Jugend. Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Künstlerischer Leiter Oskar Pletsch. Bd. 21 und 22. Alphons Dürr Leipzig.

Mauthner, Fritz. Dilettantenspiegel. Travestie nach Horaz. 2. Aufl. Heinrich Minden. Dresden und Leipzig, 1884.

— Xantippe, ders. Verlag.

Pichler, H. Genrebilder aus dem Seeleben. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Polko, Elise. Ein Vergissmeinnichtstrauss. Novellen und Skizzenblätter. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns' Verlag.

Rath, Franz. Aus dem Leben Onkel Jacobs. Humoristische Genrebilder und Erzählungen. Hamburg. G. Kramer.

Renan, Ernest. Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. Mit einem Brief des Verfassers in Facsimile. Basel, M. Bernheim.

Rosenthal, Lugwig A. Lazarus Geiger. Seine Lehre vom Ursprunge der Sprache und Vernunft und sein Leben. Stuttgart. J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Ruhland, G. Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Socialpolitik. Tübingen, H. Laupps'che Buchhandlung.

Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur aus dem Kanton Thurgau, 1. Heft und aus dem Kanton Graubünden, 1. Heft, von O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füssli & Co.

Scartazzini, G. A. Dante in Germania. Storia letteraria e Bibliografia Dantesca Allemanna. Milano, Ulrico Hoepli.

Schalks-Bücherey. Heft 2. Der Pfaffe Amis. Ein Schelmenlied. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Anton Ohorn. Leipzig, Fr. Thiel.

Schmidlin, Eduard. Illustrirte populäre Botanik. Vierte Auflage. Lief. 5, 6. Leipzig, Alfred Oehmigkes Verlag.

Schneider, G. H. Freud und Leid des Menschengeschlechts. Eine social-psychologische Untersuchung der ethischen Grundprobleme. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).

Schroeter, Adalbert. York von Wartenburg. Ein vaterländisches Heldengedicht. Jena, Hermann Costenoble.

Schultz, Erhard. Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik. Mühlhausen i. E. Bufleb'sche Hofbuchhandlung.

Seyppel, C. M. Er, Sie, Es. Felix Bagel, Düsseldorf, 1883.

Simson, James. The Gipsies, as illustrated by John Bunyan, Mrs. Carlyle and others. And do Snakes Swallow their Young? New-York, James Miller.

Spielberg, Otto. Der neue Philosoph für die Welt. Zweites Bändchen. Der neue Sittencodex. Leipzig und Neuwied, Gensers Verlag (Louis Heuser).

Stein, Hermann. Kinderfreude. Neue Gedichte, Wünsche und Lieder für Schule, Haus und Kindergarten. Wien, Moritz Perles.

Sterne, Carus. Sommerblumen. Mit 77 Abbildungen in Farbendruck, nach der Natur gemalt von Jenny Schermaul mit vielen Holzstichen. Lief. 3, 4, 5. Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.

Strahl, A. C. Mixed-Picles für junge und alte Herzen. Neue Gedichte. Prenzlau, A. Mieck.

Staudinger, E. Hundemaulkörbe und Hundefuhrwerke. Ein Beitrag zur Förderung des Thierschutzes. Leipzig, Paul Wolff.

Stolzhamer, Franz. Ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von P. K. Rosegger. 2 Bde. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Taubert, Emil. Marianne. Novelle. Berlin, Walther & Apolant.
Sphinx Atropos. Berlin, Walther & Apolant.

Teifel, Karl. Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.

Tegnér. Die Frithjofs-Sage, übers. von Karl Simrock. Stuttgart, Brettinger.

Theuriet, André. Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen. A. d. Französ. von Rümelin. Oppeln, Eugen Franck.

Toussaint & Langenscheidt. Französisch für Kaufleute. 4. Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Tschernyschewsky, N. G. Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Uchard, Mario. Ines Parker. Roman. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie. Ferner im Anschluss hieran specielle Erdkunde oder die Länderbeschreibung der fünf Welttheile. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Bd. Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hahn, Dr. F. von Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Mit vielen Abbildungen und Karten in Holzstich und Farbendruck. 1. Lieferung. Leipzig. G. Freytag.

Urbanitzky, Dr. Alfred Ritter von. Die Elektricität im Dienste der Menschheit. Lief. 1, 2. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band X. No. 5 u. 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Vietinghoff, Lilly, Baronin von. Neue Märchen. Dorpat, Reval u. Fellin, E. J. Karows Univer.-Buchhandlung.

Villatte, Prof. Dr. Césaire. Parisismen. Alphabethisch geordnete Sammlung eigenartiger Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Volks-Kalender zur Gedächtniss unseres lieben Dr. Martini Luthers im Style und der Orthographie des 16. Jahrhunderts. Dresden, Wilhelm Streit.

Voss, Richard. Römische Dorfgeschichten. Frankfurt a. M. Koenitzer.

Warren, Leo. Chavrillac. Roman in 3 Bänden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).

Wegener, Rhingulph. Die Sprache des Herzens IV. Aufl. Jena, Fr. Mauke.

Werner, Reinhold. Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. Berlin, Otto Janke.

Wichert, Ernst. Unter einer Decke. Novellen. Leipzig. Karl Reissner, 1884.

Wolff, Emil. Herzog Ernst. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kiel, Lipsius & Tischer.

Wolff, Dr. Hermann. Wegweiser in das Studium der kantischen Philosophie. Leipzig, Denicke.
— Handbuch der Logik. Leipzig, Denicke.

Wolff, Julius. Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. 2 Bde. Berlin, G. Grote, 1883.

Wolrad, E. Bertrada. Trauerspiel. Berlin, Freund & Jeckel.

Wolzogen, Hans Paul Freiherr von. Karl August Alfred Freiherr von Wolzogen. Ein biographisches Erinnerungsbild. Mit einem Portrait. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorff.

Ziegler, Heinrich. 95 neue Thesen über die Busse, welche den Christen zu allen Zeiten, insbesondere aber heutzutage nöthig ist. Rostock u. Ludwigslust, Carl Hinstorff.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Do not fold.

Band 28. — Heft 83.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1884.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Joseph Joachim. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Februar 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Joseph Joachim. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von **„Nord und Süd“** bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von

J. Joachim

Verlag von S Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVIII. Band. — Februar 1884. — 83. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Joseph Joachim.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Aus der Art.

Eine Märkische Geschichte

von

Philipp zu Eulenburg.

Der Junge war am Nachmittag von der Stadt gekommen. Er hatte immer noch sein blasses, mageres Gesicht mit den schmalen Lippen und den glänzenden Augen.

Die Tante behauptete, daß das Leben in der Stadt nichts für ihn tauge, aber der Vater sagte „dummes Zeug" und „das verwächst sich".

Vor acht Tagen hatte der Junge, siebenzehn Jahre alt, das Maturitäts-Examen bestanden und sollte nun studiren, aber der Vater ließ ihn plötzlich kommen, um ihm Landwirthschaft „beizubringen" — nicht etwa aus Gesundheits-Rücksichten. Warum sollte der Junge auch schwächlich sein? Er selbst war mit seinen fünfzig Jahren wie ein Dreißiger und die Mutter eine starke Frau gewesen. Daß sie an der Geburt des Jungen starb: „Mein Himmel, die Aerzte sind eben Schafsköpfe!"

In dem schmalen, gelb getünchten Hause mit dem hohen rothen Ziegeldach und der knarrenden weißen Hausthür wohnte im Erdgeschoß der Vater. Er war königlicher Domänenpächter.

Oben hauste die Tante, seiner verstorbenen Frau älteste Schwester, eine kinderlose Wittwe, die der Wirthschaft vorstand. Sie wurde Frau Doctor genannt, denn ihr seliger Mann war Thierarzt gewesen.

In der Milchwirthschaft war sie tüchtig und im Hause pünktlich — aus Angst vor dem Schwager. Im Grunde säße sie lieber in ihrer Stube unter allen den gestickten Sophakissen und kleinen Porzellanvasen und nähte an ihrer Wäsche herum!

Sie litt viel an Zahnschmerzen, ging stets mit verbundener Backe umher und war sonst eine gutmüthige magere Frau, etwas dumm, ohne jeden eigenen Willen und wehmuthsvoll gottesfürchtig.

Lange hatte der Pächter die Domäne noch nicht in Pacht — etwa 7 Jahre — aber es ging gut damit. Er hatte in den letzten Jahren, durch Lieferung von Kartoffeln an ein Hamburger Haus, durch gute Wollpreise und allerhand glückliche Speculationen im Kleinen, ein paar Tausend Thaler erübrigt und der Gedanke des einstmaligen Erwerbes eines eigenen Landgutes war ihm so nahe getreten, daß er es aufgab, den Jungen studiren zu lassen.

„Ein Stadtberuf ist Nichts für uns," sagte er, „denn es scheint sich ja hier zu machen."

So äußerte er sich allerdings nur, wenn er guter Laune war und solche seltene Anwandlungen von guter Laune übten auf die Tante eine gewisse „weltliche" Wirkung. Sie kramte eifriger als sonst in ihrer Wäsche herum, nahm sich auch das Tuch von der Backe und war weniger wehmuthsvoll als gewöhnlich.

Der Junge hieß Karl nach seinem Vater. Der wollte es so, denn die arme sterbende Mutter hatte nicht Zeit gehabt, an den Namen des Kindes zu denken. Den Knaben aber ihr zur Erinnerung Emil zu nennen — darauf war der Vater nicht gekommen, trotz des Schmerzes, den er kurz und heftig empfand.

Karl gehörte zu jenen Naturen, deren geistige Entwickelung in keinem rechten Verhältnisse zu der körperlichen Anlage steht. Seine große Leichtigkeit der Auffassung trug den Stempel einer Loslösung von jedem körperlichen Zusammenhange. Auch war seine Gedankenwelt eigenartig rein. Der materielle Einfluß seiner Schulkameraden brachte ihn wohl in eine gewisse Abhängigkeit, trotz seiner geistigen Fähigkeiten, denn er unterlag der Gewalt physischer Kraft, aber es glitt der materielle Gedanke an ihm ab, keine Spur hinterlassend. Andererseits fand und suchte er auf dem geistigen Gebiete keine Befriedigung. Er arbeitete traumhaft und faßte traumhaft auf, ohne Wärme und Lebhaftigkeit. Nur dichterische Erzeugnisse griffen tiefer in ihn hinein und gewisse Ausdrücke seelischen Leidens trieben ihm Thränen in die Augen. Dann war es, als nähme jener traumhafte Zustand eine Art berechtigter Form an und es lebte der Knabe ein Dichterleben ohne Verse und Ausdruck, voller Scheu vor Verrath.

Ueber das, was er werden sollte, war er sich trotz des bestandenen Maturitäts Examens nicht klar.

Weite Schlußfolgerungen sind nicht die Sache der Jugend; darum ist dieselbe auch den Wünschen der Eltern gegenüber so eindrucksfähig.

Am wenigsten aber war eine Natur wie Karl im Stande, über sich klar zu werden. Das Factum des Scheidens aus der Schule und von den Kameraden war das Einzige, was er empfand. Zugleich aber war der Reiz einer Veränderung, in die er willenlos gezogen wurde, mächtiger als das Wehgefühl dieses Lebewohls.

Er empfand dies Wehgefühl immerhin so stark, daß er Thränen ver-

goß, als sich der schwerfällige gelbe Postwagen in Bewegung setzte und die lustig grüßenden Stimmen der Kameraden von dem gepreßten Tone des Posthorns übertönt wurden.

Mit einem Stoß fuhr der Wagen von dem Steinpflaster zwischen den letzten Scheunen der Stadt auf die Chaussée, und bei den Stämmen der alten Pappeln, deren Laub sich gelb zu färben begann, blickte der Junge auf die flachen grauen Aecker und Brachfelder hin. Es versiegten die Thränen, denn das Neue hatte begonnen.

Als er aber auf der zweiten Poststation den heimathlichen Wagen stehen sah, da war vollends die Stadt vergessen.

So war es, wenn er zu den Ferien fuhr und jetzt sollten es ewige Ferien sein!

„Guten Tag, Weber," sagte er, an den Wagen tretend, freundlich zu dem alten mürrischen Knecht, der in seinem blauen Sonntagsrock mit hohem Kragen den Kutscher spielte. „Wie geht es?"

„Na, wie soll es gehen?" antwortete Weber, „es ist ja immer beim Alten."

Und dann hob er den Koffer zu sich auf den Bock, sah sich um, ob Karl fertig war, und Hü! ging es fort.

Karl fragte den Alten Nichts mehr. Schon in seiner Haltung lag etwas unliebenswürdig Abwehrendes, denn Weber war kein Freund vom Reden.

Deshalb verfiel Karl bald in Träumereien und es zogen in seinen Gedanken vorüber der Garten am Haus mit der alten Tanne, die Pferdekoppeln und das weite Moorland mit den Schilfteichen, wo die wilden Enten aufschwirrten, wenn er kam. Er ertappte sich auf sonderbaren märchenhaften Träumen, frei herumschweifend, singend und jagend, in einer Art Kleidung von Fellen. Als aber plötzlich, unvermittelt, die Gedanken den Weg zu dem Vater nahmen, schreckte er auf.

Persönlich sollte der Vater fortan seine Thätigkeit überwachen.

Seine Thätigkeit!

Ein Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ein Gefühl der Ohnmacht und Angst vor dem Vater mit seiner sich röthenden Stirn und der Unruhe in den Händen, wenn er zornig wurde. Er floh in fliegender Hast zu der Tante hinauf, wie damals als kleiner Knabe. Die Stimme des Vaters schallte hinter ihm her und die Tante fragte ihn, am Wäscheschrank stehend, mit ihrer halb gleichgiltigen, halb klagenden Stimme:

„Was ist denn wieder geschehen?"

Karl hatte Herzklopfen bekommen, so lebhaft war die aufregende Phantasie gewesen!

Jetzt aber sah er nach rechts hinaus, da tauchte in der Ferne das Gut auf. Eine dichte Baumgruppe im flachen Felde mit einigen weißen Häusern, die daraus hervorleuchteten.

Dort aber schaute das hohe rothe Dach des Vaterhauses über die Bäume hinaus, und das Herzklopfen des Unbehagens wich der Erregung des nahen Wiedersehens.

Der Vater begrüßte ihn stets freundlich, wenn er zu den Ferien kam und die Tante stand dabei und gab ihm einen ganz trocknen Kuß, den er halb abwehrend empfing.

So war es auch dieses Mal.

Aber da stand noch ein Dritter in der Thür, wie dazu gehörig. Ein junger Mann, einige Jahre älter als er, kräftig gebaut, mit lebhaften Farben und starkem gekräuselten blonden Haar. Die hellen Augenbrauen waren kaum zu sehen und deshalb nahmen die ziemlich ausdruckslosen aber großen blaugrauen Augen eine gewisse Bedeutung an. Er trug Stiefel bis an die Kniee und enge graue Hosen. Den Rock zugeknöpft und einen schmutzigen kleinen schwarzen Filzhut in der Hand.

Der Vater unterbrach plötzlich seine Begrüßungen.

„Sehen Sie einmal zu, Wilhelm, sagte er zum Hofe spähend, ich glaube, der Schafskopf, der Schulz, ladet wieder die Lupinen an der Ecke der Brennerei ab.“ Und der junge Mann sprang die Stufen hinab, während seine Stimme laut tönend zum Hofe hinaus schallte: „He da! Schulz! He!“

„Wer ist das?“ fragte Karl ihm nachsehend.

„Der neue Eleve,“ sagte der Vater zerstreut, „aber komme jetzt, der Kaffee wird kalt, ihr habt Euch verspätet,“ und er sah ärgerlich auf seine Uhr.

Der Vater hatte den Jungen oben in dem ersten Stock mit Wilhelm in einem Zimmer untergebracht.

Es war das alte Zimmer, das Karl während der Ferien bewohnte.

Die graue schadhafte Tapete mit den weißen Mustern und der intensiv blauen Bordüre war nicht erneuert. Der weiße Waschtisch, der braun angestrichene Kleiderschrank, das Bild, die Erstürmung von Sebastopol darstellend, Alles war geblieben. Nur ein zweites Bett stand darin.

Das Zimmer lag nach dem Garten hinaus, der in früheren Zeiten ein Ziergarten gewesen war. Darum stand hier und dort noch der Rest einer Buchenhecke, buschartig emporgewachsen. Aber auch die Obstbäume der späteren Küchengarten-Periode waren nicht ordentlich ergänzt. Kartoffeln und Moorrüben wuchsen darin und mitten durch den Garten führte ein gerader Weg bis zu einer alten himmelhohen Tanne, die allein von der früheren Herrlichkeit übrig geblieben war.

Wenn der Baum von dem Winde bewegt hin- und herwiegte, konnte der Junge eine ganze Stunde lang hinüberschauen. Die Tanne war dann so merkwürdig lebendig, und es war, als nickte sie ihm zu und spräche mit ihm.

Früher war er bisweilen hoch in die Aeste hinaufgestiegen, und da kam

er sich vor wie in einem fernen weiten Waldlande, wo nur glückliche Menschen lebten, ohne Abhängigkeit und ohne Arbeit.

Jetzt stieg er nicht mehr hinauf, denn er machte sich die Finger und Sachen harzig und schmutzig.

Es wäre auch lächerlich gewesen in seinem Alter!

Wilhelm fand nichts Besonderes an der Tanne.

Am zweiten Abende nach seiner Rückkehr sagte Karl ganz in ihren Anblick verloren:

„Wie sie schwankt!“

„Wer?“ fragte Wilhelm mit seiner zum Basse neigenden Stimme.

„Die Tanne.“

„Ach so, die Tanne!“ stieß Wilhelm halb ärgerlich, halb verächtlich hervor und spitzte an dem Bleistifte weiter, dem er bereits dreimal die Spitze abgebrochen hatte.

Wilhelm war eine energische Natur. Er faßte draußen in der Wirthschaft an, wo es Noth that und half jedem zerbrochenen Wagen selbst wieder auf. Auch war es seine Leidenschaft, Thieren die ausgerenkten Glieder wieder einzurenken.

Natürlich wurde ihm jede zierliche Arbeit schwer, und er hielt die Feder fast wie eine Reitpeitsche in der Hand.

Es lag eben in seiner Natur, daß ihm die zarten Beschäftigungen nicht recht glücken wollten.

Darum konnte er auch in dem Gefühl der Schwäche, das starke Menschen besonders empfindlich berührt, über den Tintenklex auf dem seltenen Brief an seinen Vater in eine Wuth gerathen, die Karl geradezu in Schrecken versetzte.

Jener Ausdruck physischer Kraft aber war es wiederum, der Karl beherrschte und anzog.

Es war die alte Geschichte von der Ergänzung.

Die jungen Leute lebten sich gut mit einander ein und schlossen Freundschaft mit jener Leichtigkeit, die eines der glücklichen Attribute der Jugend ist.

Streit gab es nie, da Karl zu weich war, um den Härten Wilhelms in gleicher Weise begegnen zu können.

Für Karls neuen Beruf aber war der neue Freund von unschätzbarem Werthe. Jenes unbewußte Nachahmen, das allen abhängigen Naturen eigen ist, trieb ihn wenigstens äußerlich in Formen, die dem Vater behagten. Als Erstes hatte sich Karl ein paar Knie-Stiefel, wie sie Wilhelm trug, machen lassen. In ihnen schritt der schmächtige Junge, einen Stock in der Hand, fast energisch über die Felder. Er hatte sich auch in seiner schmiegsamen Art den Ton und die Weise angeeignet, in welchen Wilhelm mit den Leuten verkehrte. Nur wagte er, zu seinem eigenen Verdruß, niemals in Gegenwart des Vaters in dieser Art zu sprechen und zu befehlen.

Dennoch war der Vater mit ihm zufrieden und die Tante hatte, Karl mit geheimnißvoller Miene in ihr Zimmer ziehend, leise erzählt:

„Der Vater sagt, Du läßt Dich gut an."

Diese Mittheilung aber machte Karl so viel Muth, daß er es wagte, einmal sogar in Gegenwart des Vaters einem ackernden Arbeitsmann zuzurufen:

„So tief braucht die Wasserfurche nicht zu sein!"

Aber er glaubte nach dieser Bemerkung ein unmerkliches Lächeln auf den Zügen des Vaters gesehen zu haben, das nahm ihm für alle Zeiten den Muth, noch ein zweites Mal so viel zu wagen.

Jede Stimmung aber, die nicht der nothwendige Ausdruck natürlicher Grundlage ist, erleidet Schwankungen, die zur Erschlaffung führen und Charakterzüge von so heterogener Art wie Wilhelms Energie und Karls Idealismus vereinigen sich niemals für die Dauer in einem und demselben Menschen.

Die erste Veranlassung eines Zurückweichens Karls in seine Traumwelt war ein Besuch Sonntags Nachmittags bei dem Pfarrer.

Ein solcher Besuch fand äußerst selten Statt, den er erforderte einen Aufwand von Sonntagsstaat, der weit über die Bequemlichkeit des Vaters hinausging. Das saubere Hemd mit der vorgesteckten goldenen Nadel, der schwarze Tuchrock, die blank gebürsteten Stiefel und das glatt gestriegelte Haar machten den unruhigen Mann viel zu viel Aerger! Immer im Begriff loszuplatzen, verbreitete er unter den ebenso sonntäglich geplätteten und gebügelten Insassen des Wagens, der Tante, Wilhelm und Karl, eine schwüle Atmosphäre des Unbehagens, welcher der dreiste Wilhelm durch geheuchelten Gleichmuth zu entgehen suchte.

Nur der bei so außergewöhnlichen Fahrten besonders mißmuthige, steif auf dem Bock sitzende Weber fühlte jenes Unbehagen nicht, weil er zu sehr mit eigener Verdrießlichkeit beschäftigt war.

Der Pfarrhof lag bei der Kirche, die mit ihrem spitzen grauen Thurme weithin über die Felder schaute.

In dem Gärtchen, wo Georginen in allen Farben als Einfassung der Gemüsebeete herbstliche Pracht entfalteten, stand eine Laube, von wildem Wein umrankt, der bereits gelbe und rothe Blätter verlor.

Es war ein warmer October-Nachmittag, der Himmel wolkenlos und die Sonne wärmend, ohne zu brennen.

Die Pastorin hatte den Kaffee in die Laube gestellt und Fräulein Emilie, die Tochter, ging geschäftig zwischen dem Hause und der Laube hin und her, bisweilen ein gelbes Weinblatt entfernend, daß auf das weiße Tischtuch gefallen war.

Sie war etwa 22 Jahr alt und hatte die unbestimmten Züge des Vaters. Es war alles rundlich an ihr, doch gossen die lebhaften Farben, das schöne blonde Haar, über sie ein gutes Stück Jugendzauber aus.

Wunderbar verschieden von ihr war die Mutter. Alles war eckig und spitz und nur die großen, etwas dummen braunen Augen waren freundlich und weich.

Sie war eine Frau von der Art der Tante.

Stets wehmuthsvoll, unterdrückt von Mann und Tochter, und ohne jeden eigenen Willen.

Sie stellte gut eine Frau Pastorin dar und würde sogar in ihrer Milde besser einen Herrn Pastor dargestellt haben, als ihr Gemahl, der voller Lebhaftigkeit stets sehr geschäftig war und die Interessen des Pfarrhofes gegen die Bauernschaft mit „Schwert und Feuer“ vertrat.

Der Pfarrer hatte auch sofort nach der Ankunft der Gäste den Herrn Domänen-Pächter in eine Grenzstreitigkeitsfrage zwischen dem Dorfschulzen und der Pfarre verwickelt, und die Männer gingen gestikulirend zwischen den Georginen auf dem schmalen Wege hin und her.

Die Tante saß neben der Pastorin bei dem Kaffe in der Laube.

Die beiden Frauen waren dazu geschaffen, Freundinnen zu werden, aber es kam nicht dazu. Mit wehmuthsvoller Stimme sprachen sie über elsässische Hühner, die der Oekonomierath in Schwandorf angeschafft hatte, und schwiegen stets still, wenn die Herren in ihrer lebhaften Unterhaltung in die Nähe der Laube kamen.

Den jungen Männern fiel die Unterhaltung von Fräulein Emilie zu.

Damit ging es dürftig zu Anfang, denn Wilhelm hatte das Mädchen eben erst kennen gelernt und besaß wenig Grazie der Unterhaltung.

Karl hätte wohl tausend Anknüpfungspunkte gehabt, aber er litt unter Wilhelms Verlegenheit, dessen nach Athem ringende Aeußerungen er als eigenes Elend empfand.

Erst als Fräulein Emilie von einem Unfall sprach, der sie kürzlich bei der Fahrt nach der Stadt betroffen hatte, brach das Eis.

Wilhelm schilderte plötzlich losbrechend in lebhaften Farben vier bis fünf ähnliche Unfälle, die ihm zugestoßen waren.

Besonders glückte ihm, nach seinem Dafürhalten, die Schilderung von einem „durchgehenden Gaul“, der „auf die Kandare gebissen hatte“ und mit ihm „abzog“.

Die Worte: „es war ganz schauderhaft, ganz schauderhaft“ gebrauchte er dabei so häufig, daß sich die Tante und die Frau Pastorin, durch die scharfe Betonung des „schauderhaft“ aus ihrer Hühner-Unterhaltung gerissen, mit leise erschreckten Mienen Wilhelm zugewendet hatten.

Karl litt bis zum Erröthen unter diesem Eindruck, doch schien glücklicherweise Fräulein Emilie nicht berührt davon.

Sie folgte mit Interesse der Erzählung, dazwischen bald den Kuchen herumreichend, bald mit auffordernder Geberde zur Kaffeekanne greifend.

Sie hatte im hohen Maße das Talent einer liebenswürdigen, umsichtigen Hausfrau, anregend dem Gespräche zu folgen und durch ihre Haltung eine gewisse Autorität auszustrahlen.

Die beiden jungen Männer standen vollständig unter ihrem Eindruck.

Wilhelm befand sich bei der Heimfahrt, die mit dem unruhigen Vater bereits nach zwei Stunden angetreten werden mußte, in einem Zustande verliebten Heldenthums und Karl empfand instinctiv diese Stimmung des Freundes mit ihm. In seine Bewunderung Wilhelms mischte sich wohl ein leiser Zug von Ueberlegenheit bei der Erinnerung an jene „schauderhafte" Erzählung — aber diese Empfindung ging in dem Liebeszauber, der den Freund bewegte, allmählich unter.

Am Abend, beim Auskleiden, begann Wilhelm sein Bekenntniß.

Er war verliebt — und noch mehr: er glaubte, daß er Fräulein Emilie nicht gleichgiltig geblieben sei.

„Bei der letzten Geschichte — Du weißt Karl, mit dem durchgehenden Gaul — sah sie mich von der Seite an, und dann sah ich sie an — und weiß der Himmel: mir schien etwas nicht richtig!"

„So? Mir ist nichts aufgefallen," äußerte Karl zögernd.

„Du siehst auch rein gar Nichts!" sagte Wilhelm, sich ärgerlich wegwendend.

Im Bett aber, nachdem das Licht verlöscht war, begann er von den Reizen Emiliens zu schwärmen:

„Das Mädchen hat ein Paar Augen — weiß der Henker! Da kann sich Louischen Otto verkriechen."

Louischen Otto war seine Jugendflamme gewesen.

Karl stimmte in Wilhelms Bewunderung ein.

Er pries Emiliens Herzenseigenschaften und meinte, sie gliche einer guten Fee. Wenn sie das Haar aufgelöst trüge und ein langes weißes Gewand dazu, wäre sie gewiß weit schöner. Man sollte einmal Bilder stellen. Emilie müßte als Edelfräulein auftreten und Wilhelm als Ritter.

„Eine blanke Rüstung und ein rother Mantel würden Dich gut kleiden. Nicht wahr, Wilhelm?"

Wilhelm gab keine Antwort. Er war über Karls Plänen eingeschlafen.

Karl richtete sich in seinem Bette auf und lauschte.

Er vernahm die regelmäßigen Athemzüge Wilhelms, dann versuchte auch er zu schlafen, aber die Liebesgeschichte, die Bilder, der Ritter und das Edelfräulein — das Alles ließ ihm keine Ruhe. Erst nach Stunden senkte sich der Schlaf auf den erregten Jungen, der nur halb ausgeruht und noch bleicher wie sonst am nächsten Morgen zu der Arbeit auf das Feld ging.

Diese Liebesgeschichte hatte die Wendung hervorgerufen, welche Karl in seine alte Träumerei zurückführte.

Wilhelm liebte! — das war freilich ein Ereigniß von so großer Bedeutung, daß alles Andere daneben verblassen mußte. Fast glaubte Karl selbst Emilie zu lieben, und er hatte die Rolle eines „edel entsagenden

Freundes" während eines ganzen Tages mit herumgetragen. Diese Empfindung wich jedoch einer neuen, als Wilhelm ihm des Abends im Bett sagte:

„Karl, Du könntest mir ein Gedicht für Emilie machen! — Ich habe zu viel zu thun."

Karl faßte, wenn auch vorläufig in ablehnender Form, den Gedanken lebhaft auf und schlief lange nicht ein — allerhand Verse erfindend und wieder verwerfend.

Am nächsten Morgen nahm er sich Papier und Bleifeder mit auf das Feld. Die Kartoffelernte hatte begonnen und er mußte die Arbeit beaufsichtigen.

Mitten in dem Kartoffelfelde, nahe bei den Arbeitern war eine kleine Vertiefung, ehemals ein Wasserloch. Jetzt wucherten unten auf dem Sumpfboden üppiges, hellgrünes Gras und Vergißmeinicht mit langen Stielen. Herum standen buschige Erlen, auch ein junge Eiche unter ihnen.

Der Junge spähte erst nach dem Vater, der weit und breit auf den flachen Feldern nicht sichtbar war. Dann hatte er sich durch die Erlenbüsche gedrängt und saß mit Bleistift und Papier in der grünen Umrahmung hart an dem frischen Gras des Sumpfes.

Von außen her tönte die unbestimmte Unterhaltung und das Lachen der Kartoffelarbeiter, sonst war es still. Ein paar matte Herbstmücken versuchten eine Belästigung und über die Stiefel lief ihm ein schwarzer Käfer.

Halb zerstreut dem Käfer nachsehend und ein Erlenblatt in den Fingern drehend begann er die Verse. Es wurde ihm die Arbeit leicht — merkwürdig leicht! — und ein Gefühl des Glückes, erfüllter Pflicht und großer Befriedigung kam über ihn.

Das Gedicht war kurz, aber es schien ihm viel zu sagen. Er fand es schön und las es mit Genugthung öfter durch.

Nun drängte es ihn, Wilhelm davon Kenntniß zu geben.

Leider aber fand sich nach dem Mittagessen keine Zeit dazu. So mußte er mit Widerwillen noch einmal zu den Arbeitern hinaus und den Feierabend abwarten. Er war zerstreut auf dem Wege und hörte nur halb auf das, was ihm der Vater, der ihn begleitete, sagte. So kam es, daß er eine Frage überhörte.

„Zum Donnerwetter! — Junge paß auf!" polterte der Vater heraus und Karl war wie mit Purpur übergossen.

Endlich am Abend war er allein mit Wilhelm oben in der Stube.

„Ich habe ein Gedicht gemacht" sagte er.

„Zeige her, wo hast Du es?" fragte eifrig Wilhelm.

Karl zog das Papier aus der Brusttasche und reichte es Wilhelm, mit den Augen voller Spannung den Lesenden verfolgend.

Wilhelm las:

Der Herbstwind weht,
Die Blätter fallen,
Durch welke Lande
Sein Klagen geht. —

Bist Du in Trauer,
Du Herbsteswind,
Weil Frühlingsblumen
Gestorben sind?

Laß Deine Klagen,
Zieh dort hinaus —
Zum hellen Fenster
Am Pfarrerhaus.

Da lacht der Frühling
In's Land hinein
Aus zwei gar lieben
Blauäugelein!

„Das ist Nichts," sagte Wilhelm nachdenkend, „das ist kein Liebesgedicht."

Karl horchte leise gekränkt auf — und jenes Gefühl der Ueberlegenheit, das er bisweilen empfand, stieg wieder in ihm auf. „Wie soll es anders sein?" fragte er.

Wilhelm gab ihm keine Antwort. Er zog seinen Rock aus, ergriff eine Bleifeder, suchte sich einen Briefbogen aus der Mappe und setzte sich in Hemdärmeln an den Tisch.

Nachdem er eine Weile an der Bleifeder gekaut hatte, schrieb er nieder

Oh! könnt' ich schweigen —

Dann stützte er den Kopf in die Hände und bewegte den Bleistift im Munde hin und her.

So saß er geraume Zeit, während Karl sich an der Kommode zu schaffen machte, dabei jede Bewegung Wilhelms mit Spannung verfolgend.

Plötzlich sprang Wilhelm auf, zerknitterte das Papier und warf die Bleifeder gegen die Wand.

„Du hast mir durch Dein dummes Gedicht Alles verdorben!" rief er zornig, entkleidete sich hastig und warf sich in sein Bett.

Nach zehn Minuten war er wie gewöhnlich fest eingeschlafen und Karl begab sich, unhörbar leise, zur Ruhe, um den Freund nicht zu stören.

Wilhelm kam auf das Gedicht nicht mehr zurück.

In Karl aber war eine eigenthümliche Wandlung vorgegangen.

Auf dem Gymnasium hatte er bereits gedichtet, jedoch nur als Uebung für die Literatur-Stunde, um die verschiedenen Versfüße kennen zu lernen. Damals war es zu der Zufriedenheit der Lehrer geschehen, jetzt aber plötzlich sprach er eine Sprache für sich. Eine Sprache, in der er einen Ausdruck für Alles fand, was ihn bewegte, und was er auszusprechen sich nicht getraute.

Mit erglühenden Augen und gerötheten Backen saß er draußen auf dem Grabenrand in der Nähe der Arbeiter oder in einem Erlengebüsche und schrieb wunderliche Liebes-Ritter-Balladen auf, deren Held Wilhelm, deren angebetete Dame Emilie war.

Wilhelm verschwieg er seine Arbeit, dem Vater aber wich er so scheu aus wie früher als Knabe in seiner stetigen Furcht vor Strafe. Das Interesse

für den landwirthschaftlichen Beruf war völlig geschwunden und dem scharfblickenden Vater war diese Wandlung nicht verborgen geblieben. Aus einer geheimen Freude an dem Eifer des Sohnes wurde allmählich eine verächtliche, abwartende Mißstimmung, schließlich drohende Gewalt.

„Ich werde den Bengel schon kriegen," sagte er zu der Tante, die unter der schlechten Laune des Schwagers nicht weniger zu leiden hatte als das ganze Haus- und Hofpersonal. Sie lief mit fieberhafter Hast zwischen dem Milchkeller und ihrem Wäscheschrank hin und her und das Tuch wurde sogar über Nacht nicht mehr abgenommen.

Wilhelm überstand am besten alle jene Mißstimmungen im Hause. Er schimpfte wohl auch mehr wie gewöhnlich draußen auf dem Felde, aber an seiner harten realen Natur gingen dergleichen Stürme ziemlich wirkungslos vorüber. Während der gewitterschwülen Mahlzeiten, die das Entsetzen Karls und der Tante waren, saß er stumm vor dem Teller, mit größtem Appetit seine Portion verzehrend. Dann sagte er laut: „Mahlzeit!" und ging, für sich lachend, hinaus.

Für Karl gab es nur eine Erholung, das war der Abend, oben in der Stube mit Wilhelm.

Leider war letzterer meistens müde und schlief bald ein, aber wenn er einmal am Tische sitzen blieb und mit Karl über Emilie sprach und allerhand Zukunftsbilder entrollte, dann schwelgte Karl in Seligkeit und fand reichen Ersatz für die Unbilden eines qualvollen Tages.

Leider nahmen diese Verhältnisse bald eine noch trübere Wendung.

Wilhelm war eines Abends auffallend zerstreut und antwortete Karl kaum auf seine Fragen. Es ging augenscheinlich etwas in ihm vor. Plötzlich sah er Karl entschlossen in die Augen:

„Morgen reite ich zu Emilie, sie hat Geburtstag," sagte er.

„Reiten?" fragte erstaunt und beunruhigt Karl.

„Auf Vaters Braunem; Du mußt mir helfen. Der Vater geht morgen nach den Kartoffeln und zum Ackern. Ich werde nach dem Torf sehen und kann gut unterdessen hinüberreiten. In zwei Stunden bin ich wieder zu Hause. So lange mußt Du den Vater draußen festhalten."

Karl ging fast der Athem aus bei diesem unerhörten Plane. Er sollte den Vater festhalten!

„Wenn nun aber der Vater nach Hause will?" fragte er zögernd.

„Du hast nicht für einen Groschen Courage! — zum Donnerwetter, Du kannst doch wohl den Alten irgendwie anlügen?"

Karl schwieg. Er sah ein Unheil hereinbrechen und fühlte sich nicht stark genug zum Widerstande.

Noch wurde über den Plan berathschlagt, aber selbst der Gedanke, daß Wilhelm wie ein junger Graf zu dem Pfarrhause sprengen und Fräulein Emilie erröthend seinen Glückwunsch entgegennehmen würde, konnte die Unruhe und Sorge in Karls Herzen nicht zum Schweigen bringen.

Der unheilvolle Tag brach an.

Der Vater ging wirklich mit Karl zu den Kartoffeln, wirklich sollte Wilhelm nach dem Torf sehen, aber schon nach einer Stunde wollte der Vater heimkehren. Karl war leichenblaß geworden, er raffte allen Muth zusammen als er ihn zu fragen wagte:

„Willst Du nicht nach dem Ackern sehen?"

„Ach was!" gab der Vater nur verächtlich zur Antwort und ging.

Karl sah ihm voller Entsetzen nach. Der Vater ging einige hundert Schritte den Weg zum Hof, dann blieb er stehen. Ein Hoffnungsstrahl blitzte in Karl auf! Er wendete sich zu dem Felde, dort bohrte er mit seinem Stock in einer Scholle herum. Jetzt — mein Himmel! — jetzt ging er wieder zurück auf den Weg und immer näher rückte seine Gestalt dem Hofe, sich dunkel von dem gelben Stoppelfelde abhebend. Nun verschwand er zwischen den Scheunen und Karl setzte sich nieder, mitten auf dem Felde, unverwandt nach dem fernen Kirchthurm spähend. Dorther mußte Wilhelm kommen.

Nach einer halben Stunde sah er einen galoppirenden Reiter, aber nur einige Minuten. Der Reiter wählte einen Weg, der ihn hinter das Gehöft führte.

Was wird es nun geben?

Karl kam halb erstarrt zu dem Mittagstisch. Er sah Wilhelm nicht, wagte auch nicht nach ihm zu fragen. Der Vater war sichtlich erregt und blickte nicht auf, als Wilhelm eintrat, dessen Benehmen Karl verändert erschien. Kein Wort wurde gesprochen. Nur die Tante fragte mit ihrer wehmüthigen Stimme hin und wieder: „Noch etwas Suppe? Noch etwas Kohl?"

Als die Mahlzeit beendet war, ging Karl zu Wilhelm hinauf. Er öffnete die Thür, da stand Wilhelms gelber Koffer auf dem Tisch und am Boden eine leere Kiste!

Karl stoß alles Blut zu dem Herzen. Er wollte etwas fragen, aber er bewegte nur tonlos die Lippen und zeigte auf die Kiste.

„Ich soll morgen früh fort," sagte Wilhelm mit gekünsteltem Gleichmuth, „na, das war eine schöne Geschichte! — der Alte war rein verrückt!"

Karl kämpfte mit den Thränen und stellte sich an das Fenster. Es war windig geworden und einzelne Regentropfen flogen gegen die Scheiben. Die alte Tanne schwenkte wild ihre Zweige durcheinander und Karl starrte mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber.

Wilhelm nahm seine Röcke aus dem braunen Kleiderschrank.

„Na, alter Junge, wir sehen uns bald einmal wieder," sagte er dabei, „Du kannst mich besuchen kommen. So schnell wird es wohl mit einer neuen Stelle nicht gehen. Vor Neujahr schon gewiß nicht."

Karl wendete sich immer nicht. Da tönte des Vaters Stimme auf dem Flur: „Karl!"

Der Junge fuhr zusammen und eilte hinaus. Er wischte sich mit dem Aermel flüchtig die Thränen aus den Augen.

Unten stand der Vater in seinem blanken schwarzen Regenmantel.

„Komm' mit," sagte er befehlend.

Draußen aber, während der Wind durch die großen Pappeln fuhr und die gelben Blätter weit über die Stoppelfelder trieb, hielt er einen längeren, zornigen Vortrag über Wilhelms Unverschämtheit. Glücklicherweise mußte er sich hin und wieder die Mütze festhalten, und das schwächte bis zu einem gewissen Grade die Wirkung seiner Rede ab.

„Mit solchen Bengels mache ich kurzen Proceß," sagte er, „ich möchte doch wissen, wer hier der Herr ist? Du hast natürlich von dem dummen Streich gewußt. So grüne Jungens, wie ihr seid, stecken immer zusammen. Das hat nun ein Ende. Verstehst Du mich?"

Er blieb stehen und sah Karl an.

„Ich bitte mir aus, daß Du jetzt die Gedanken zusammenhältst und nicht wie ein halb dämliches Frauenzimmer über die Felder läufst."

Er ging weiter.

„Du hast jetzt Wilhelms Arbeit zu thun, und deshalb ist es mir auch lieb, daß der Bengel seiner Wege geht."

Wie ein Alp wälzte sich die neue Verpflichtung auf den Jungen. Dazu der Schmerz des Abschiedes von Wilhelm — es war fast zu viel!

Welch ein Abend war das! — welch eine Nacht!

Wilhelm schrieb einen langen Brief an Emilie, den Karl zu besorgen versprach. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, saß Karl, halb entkleidet, auf dem Fußende des Bettes und sprach mit leise bebender Stimme zu dem Freunde.

Er gelobte ihm ewige Treue.

Wilhelm sagte ihm zweimal: „Du bist ein guter Kerl!" Einen höheren Ausdruck seiner Verehrung zu finden, hatte ihm Mutter Natur versagt.

Die Müdigkeit übermannte die Freunde, und am folgenden Morgen verließ Wilhelm das Haus.

Der Vater sagte ihm mit kurzem Händedruck: „Ich hoffe, daß Sie sich an anderer Stelle besser aufführen werden."

Die Tante gab ihm einen kleinen Topf mit Honig mit auf den Weg und grüßte ihn noch oben von ihrem Fenster aus.

In Karl aber wogte ein Meer sich überstürzender Gedanken. Er weinte nicht, aber er sah krank aus. Zwei scharfe Linien an den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln herab, die bisher nur andeutungsweise vorhanden waren, traten schärfer hervor. In seinen Augen lag tiefer Kummer, den er zu verbergen suchte. Er ging in's Feld; da war es entsetzlich öde und einsam. Jetzt war er allein mit dem Vater und der Tante. Seine

Arbeit erschien ihm unüberwindlich und ein paar Versuche, ihr innerlich Berechtigung zuzuwenden, scheiterten an dem erlahmenden Körper.

Nie war ihm die Welt größer erschienen, nie reicher in der Ferne, nie elender in seiner Nähe.

Er raffte sich auf, so gut er es vermochte, doch reichte der Aufwand seiner Kräfte nicht annähernd an die Anforderungen, die der Vater an ihn stellte. Dazu rückte die Jahreszeit vor, und die Herbstnebel, die sich Tage-lang über die Ebene legten, drückten die Stimmung des Jungen bis zur Erschlaffung nieder.

Die Tante fühlte das Elend Karls ohne ihm durch ihr Wesen Ersatz bieten zu können. Sie steckte ihm mitleidig bald ein paar Aepfel zu, bald legte sie heimlich etwas Backobst in seinen Kasten

Karl fühlte instinktiv, daß die Tante auszugleichen versuchte, aber einerseits empfand er eine Art Stolz dem Mitleid gegenüber, andererseits war es wieder jenes Gefühl der Ueberlegenheit, das ihm die Gesellschaft der Tante verleidete.

Mit einem wunderbaren Empfinden heimlicher großer Liebe, suchte er Nahrung und Trost in seiner Dichtkunst. In ein blaues Schulheft schrieb er Abends nieder, was er während des Tages ersann.

Ein Klang unbeschreiblicher Sehnsucht und ein Zug kindlichen Leidens lag in seinn Versen. Manches war so tief dem Wehegefühl des Herzens entquollen, daß er nicht wagte, die Strophen wiederzulesen, denn sie zehrten an ihm, wie eine offene Wunde.

Das blaue Heft trug er, als sei es ein Heiligthum, mit sich herum. Denn oben in der Stube konnte es der Vater finden oder die Tante, und der Tante mangelndes Auffassungsvermögen war ihm fast so peinlich wie des Vaters Zorn. Leider durfte er nicht mehr wagen, draußen auf dem Felde in den Erlenbüschen an dem Rande des Sumpfes zu träumen, denn der Vater ließ ihn durch Arbeiter beobachten. Er stahl sich darum zu der alten Freundin, der Tanne, am Nachmittag oder wenn er gegen Abend einmal früher heimkehren durfte. Auf der Holzbank unter ihr, gegen das Haus geschützt durch ein Gebüsch von Flieder, saß er und ließ die Zweige leise über sich hinrauschen. Er hörte auf den Ruf der Drossel und auf das flüsternde Regen des gelben Schilfes an dem großen Wassergraben, der unten, zwischen Garten und Wiesenland, nahe bei der Tanne langsam vorüberfloß. Dann las er in dem blauen Hefte oder schrieb ein paar Strophen mit einer kurzen Bleifeder hinein.

So war es auch eines Sonntags, an einem hellen November-Nachmittag.

Der Vater war im Haus und hatte ihm den Nachmittag freigegeben. Aber dennoch fuhr es ihm durch den unruhigen Sinn, Karl nach dem Torfschuppen zu schicken. Dort war in letzter Zeit Torf entwendet worden und „ein Sonntag Nachmittag wäre eine Gelegenheit, die Kerls zu fassen.“

„Wo ist Karl?“ fragte er die Tante im Hausflur.

„Wahrscheinlich im Garten, er ging hinten hinaus,“ sagte sie wehmüthig.

Der Vater nahm Hut und Stock und schritt den Weg zu der Tanne. Plötzlich stand er vor Karl, der erschreckt sein blaues Heft in der Brusttasche verbarg und sich mit erröthenden Wangen erhoben hatte.

„Was hast Du da?“ fragte der Vater, der in jeder Heimlichkeit eine Bedrohung seiner Autorität sah und aus Mißtrauen nicht ohne Neugierde war.

„Nichts,“ sagte Karl, „ein Notizbuch.“

„Ein Notizbuch! — schönes Notizbuch! — zeige her!“ und er streckte die Hand nach Karl aus.

Der Junge preßte seine beiden Hände an die Brust und wurde leichenblaß.

„Nein,“ sagte er zögernd, aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit.

Dem Vater schoß das Blut in die Stirn und seine Hände wurden unruhig.

„Gieb mir das Ding!“ sagte er nachdrücklich und der Blick seiner grauen Augen wurde schärfer.

Karl biß die Lippen zusammen und athmete schnell vor innerer Erregung. Er preßt noch fester die schmalen Finger auf das Heft in der Brusttasche und ein Zug von Energie breitete sich über ihn aus.

Zum ersten Mal in seinem Leben war er dem Vater gleich.

Der aber faßte krampfhaft seinen Stock.

„Gieb mir das Heft!“ schrie er losbrechend und trat plötzlich dicht vor den Knaben.

Mit schnellem Entschlusse sprang Karl zurück und warf das blaue Heft in den großen Wassergraben, hoch über das Schilf. Aber auch in demselben Augenblicke traf ihn ein Stockschlag des Vaters hart in's Gesicht, und er fühlte, wie die eiserne Spitze ihm die Backe ritzte.

Ein Gefühl namenlosen Elends durchzuckte ihn. Halb war es Ohnmacht, halb Haß und Trauer. Für eine Wiedervergeltung war er zu weich und zu schwach. Der Vater gab ihm weiter auch keine Veranlassung dazu, denn der Zornesanfall hatte denselben zu einer Handlung hingerissen, die ihm selbst nicht begründet erschien. Es trat ein plötzlicher Rückschlag ein. Er wendete sich und ging.

In dem Hause aber gerieth er wieder in Zorn über Karl, über den Schlag, über Alles, was ihm lästig war. Deshalb gab er vor seiner Thür dem armen Waldmann, seinem einäugigen Dachshunde, einen so festen Fußtritt, daß der arme Hund sich wehklagend die Treppe hinauf zu der Tante flüchtete.

Karl war wie erstarrt unter der Tanne stehen geblieben. Er nahm sein Taschentuch aus der Rocktasche und wischte sich die Blutstropfen lang-

sam von der Wange. Dann setzte er sich erschöpft auf die Bank und lehnte seinen Kopf zurück an den Stamm. Nach und nach flossen ihm Thränen aus den Augen und schließlich brach er in ein heftiges Schluchzen aus. Dann trocknete er plötzlich die Thränen und stand auf.

Er suchte sich zu fassen.

„Christus hat auch gelitten," dachte er in einer Erinnerung an ähnliche Gedanken bei Strafen in der Kinderzeit.

Aber da stockte er, denn Gott hatte Christus nicht geschlagen.

„Ach, Dummheiten! — Das hat gar keinen Sinn!"

Plötzlich fiel ihm das blaue Heft ein, und er ging an den Graben, schob das Schilf bei Seite und suchte. Da lag es zwischen einigen Schilfgräsern im Wasser. Mit einem trockenen Aste angelte er darnach, und fischte es heraus. Die Tinte war auseinander gelaufen, kaum war noch lesbar, was es enthielt. Aber er nahm es doch mit sich und ging hinauf nach seinem Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihm die Tante.

Er eilte bei ihr vorüber, doch hatte sie seine gerötheten Augen gesehen und etwas Schlimmeres noch: eine blutige Wange!

Karl schloß sich in seinem Zimmer ein und hing das blaue Heft auf eine Stuhllehne in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Dann legte er sich auf sein Bett und versank in unruhige, qualvolle Gedanken. Er wollte fliehen, er wollte seinem Vater trotzen, er wollte den Vater durch Milde besiegen, er wollte Krankheit heucheln — eines nach dem andern.

Dann sprang er auf und dachte an Wilhelm zu schreiben, aber er warf sich wieder auf sein Bett, denn er schämte sich des Schlages.

Um die Zeit des Abendessens kam die Tante an die Thür.

„Karl, das Essen ist fertig."

„Ich komme heute nicht."

„Bist Du krank?"

„Nein."

„Was fehlt Dir?"

„Nichts."

„Mache doch die Thür auf!"

„Nein. Lass' mich."

„Aber Karl!"

Nach einer Pause hörte Karl wie sie eine Treppe hinabging und er begann von Neuem zu weinen, bis er sich entkleidete und müde und nervös die Nachtruhe suchte.

Die Tante saß unterdessen allein mit dem Schwager am Tisch. Sie hatte begriffen, was es gegeben hatte und den heroischen Entschluß gefaßt, dem Schwager ihre Meinung zu sagen. Das war für die gute Frau eine herzklopfende Geschichte!

„Was mag Karl haben?" fragte sie endlich.

„Er ‚mault' wahrscheinlich."

„Weshalb denn?"

„Es wird wohl etwas gesetzt haben."

Die Tante stand auf und trat an den Nebentisch, auf dem einige Teller standen. Sie konnte dem Schwager nicht bei ihrem Vorhaben in die grauen Augen sehen und machte sich deshalb bei den Tellern zu schaffen.

„Du behandelst Karl nicht richtig," sagte sie, dem Schwager den Rücken wendend, aber mit mehr Energie, als sie sich selbst zugetraut hatte.

„Was soll das heißen?" fuhr derselbe auf. „Willst Du mir etwa Vorschriften machen, wie ich den Jungen erziehen soll? — Das ist großartig! Du glaubst wohl, daß so ein eigensinniger Bengel die Landwirthschaft lernt, wenn er Kartoffeln frißt! — Ich weiß sehr genau, wie ich ihn zu behandeln habe."

Er schenkte sich ärgerlich ein Glas Bier ein.

„Mir scheint es immer, als wenn Karl doch besser zum Studiren gepaßt hätte," äußerte mit einem Aufwand von Entschlossenheit die Tante, immer an den Tellern herumputzend.

„Das ist meine Sache," rief der Schwager, „Du willst mir wohl gar einreden, daß nicht ein Jeder Landwirth werden kann. Ich möchte doch sehen, ob ich nicht aus so einem Bengel, der Verstand genug hat, wenn er nur will, einen Landwirth herauskriege! Dummes Zeug."

„Ja, ich meine eigentlich, wenn Du mit Liebe — Karl braucht Liebe — "

Das war vielleicht das beste Wort, was die Tante gesprochen hatte, aber sie brachte es so wehmüthig und leise hervor, daß es nicht treffen konnte, am wenigsten so harte Naturen wie der Vater, dessen Geduld nun erschöpft war.

„Zum Donnerwetter, Schwägerin," polterte er heraus, und stand zugleich auf, weil er sein Essen hastig beendet hatte. „Will sie mich etwa darauf aufmerksam machen, daß ich den Jungen nicht lieb habe? Aepfel stopfe ich ihm allerdings nicht in die Taschen, wie gewisse Leute, sondern ich will etwas aus ihm machen. Der Bengel soll etwas Vernünftiges werden. Verstehst Du mich?"

Jetzt wischte er sich den Mund und stellte sich mitten in das Zimmer, während die Tante eifriger als vorher an den Tellern putzte.

„Karl braucht Liebe! — Seh' Einer das an! — So eine Unverschämtheit!"

Und er ging in sein Arbeitszimmer und warf die Thür in das Schloß, daß der Kalk von der Wand bröckelte.

Der Conflict in dem Garten hatte nichts Wesentliches an dem Benehmen des Vaters geändert. Er war einige Tage weniger rauh gewesen. Das war Alles. Um so mehr war eine Veränderung in dem Wesen des Jungen bemerkbar. Er war noch scheuer und einsilbiger geworden und seine feinen Züge schienen gespannter als zuvor. Dadurch war die Größe der braunen Augen noch auffälliger und ihr kummervoll sehnsüchtiger Glanz mußte selbst die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich lenken.

„Blank, wie mit Kalk geputzt," sagte er gelegentlich zu der Tante.

Karl trug sich seit jenem Vorfall mit dem Gedanken, daß etwas geschehen müsse. Was es sein könne, wußte er nicht, denn er fühlte sich in des Vaters Bann wie ein Vogel, dem der Blick der Schlange die Schwingen lähmt. Auch empfand er, trotz des Wunsches, weit in der Ferne ein wunderbares Glück zu finden, den Zusammenhang mit den Moorgründen der Heimath, auf deren Wasserflächen die Abendsonne in gelben Lichtern spielte, so intensiv, daß er sich demselben nicht entziehen konnte. Er träumte darum weiter, und that seinen Dienst so matt wie bisher, doch hatte er jeden Gedanken einer Selbsttäuschung aufgegeben. Der Dienst erschien ihm jetzt als unleidlicher Zwang und nicht mehr in dem Gefühle des Unrechts schlich er unter die Tonne. Das war sein gutes Recht geworden, denn der Schlag des Vaters hatte ihm die Knechtschaft, unter der er stand, plötzlich enthüllt.

Nur jener unbestimmte Gedanke, daß „etwas" geschehen müsse, störte ihn jetzt viel in seiner Träumerei. Er saß häufig lange Zeit mit der Bleifeder in der Hand, fertig, den poetischen Gedanken niederzuschreiben und überraschte sich dabei, daß er in seiner Phantasie mit Wilhelm auf Reisen war oder als Wanderbursche bei mitleidigen Menschen in fernen Gegenden einkehrte.

Der Gedanke des Wanderns trat noch lebhafter an ihn heran, wenn er des Abends auf den Moorgründen herumstreifte und in langen Zügen die wilden Gänse und Kraniche über ihm hinzogen.

Die Fläche war weit, dunkelbraun gefärbt vom Herbste; nur das hohe gelbe Schilf stand gegen den hellen, leuchtenden Abendhimmel in feinen Linien.

Weiterhin glänzte die Wasserfläche eines Teiches aus dem braunen Moor, genau so gelb und hell, wie der Abendhimmel, und dahinter funkelte noch ein schmaler Streif, das war ein Graben. Ganz fern aber zeichnete sich dunkel, röthlich blau, ein Wald in scharfen Umrissen von dem Himmel ab.

Alles war Farbe, Alles Licht.

Weit im Kreise herrschte tiefe Stille, nur der seltsame Ruf der Kraniche tönte durch den goldenen Abend, wie leise, ganz unvermittelte Klänge eines fernen Waldhornes und dazwischen schrill, als riefen die Walküren von der Götterburg weit über die Wolken hin ihren Schlachtenruf.

Der Junge stand vom Licht umflossen regungslos auf dem braunen buschigen Grase und blickte zu dem Abendhimmel hinauf, den Kranichen nach, bis weit in der Ferne ihr Ruf verhallte und der Sonne letzter Schein verschwand. Dann ging er langsam heim, mit Mühe den Weg zwischen den Gräben suchend, und setzte sich schweigsam an den Tisch, zwischen Vater und Tante.

Er nannte das Moor seinen „Sonnengarten" und sprach das Wort gern leise für sich allein aus.

Als er einst heimkehrte, schrieb er traumhaft ein paar Strophen auf. Sie lauteten:

Hoch über bräunlichem Moor
Ziehen Kraniche schwebend
Gen Süden.
Singend tönet ihr Ruf
Abendgoldig den Menschen,
Den müden.
Strahlen flimmern vom Teich
Zu des Schilfes Geflüster,
Dem leisen.
Sinkender Sonne Weh
Zieht mich sehnend zur letzten
Der Reisen.

Die letzte Strophe wiederholte er häufig in seinem Sonnengarten ganz leise:

Sinkender Sonne Weh
Zieht mich sehnend zur letzten
Der Reisen.

Es lag in den Versen eine Art Ruhe, die ihn besänftigte, und der Besänftigung bedurfte er wohl in jenen Tagen!

Fräulein Emilie war an einer Lungenentzündung erkrankt, und ein typhöses Fieber, das dazugetreten war, hatte das blühende Mädchen binnen wenigen Tagen dahingerafft.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte der Vater, „nun soll einmal die piepige Pastorin sehen, wie sie mit der Wirthschaft fertig wird."

Karl war tief erschüttert durch die Nachricht.

Was wird Wilhelm sagen!

Aber auch er selbst litt darunter, sein Edelfräulein war gestorben, und er war noch einsamer geworden. Eine Schaffens-Unlust drückte ihn nieder in ganz neuer Empfindung größten Unbehagens.

Vor allen Dingen schien es ihm eine Pflicht, Wilhelm zu benachrichtigen. Er begann dreimal einen Brief und setzte immer wieder ab, ehe er schrieb. Aber der „arme, unglückliche" Wilhelm beantwortete diesen Brief nicht einmal, wie sehr Karl sich auch darnach sehnte und die mögliche Dauer der Antwort berechnete.

Das Begräbniß Emiliens war unendlich traurig.

Der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfes hielt die Grabrede, denn der arme Vater hatte die Kraft nicht dazu, trotz seines ritterlichen Fehdecharakters. Das Leid war zu schwer über ihn hereingebrochen. Aber er sah, daß seine arme „piepige" Frau eine gottergebene, friedliche Person war, viel ruhiger und vernünftiger als er selbst, und er begann deshalb eine gewisse Achtung vor ihr zu empfinden, die ihn tröstete.

Eine eigene Wirkung übte auf Karl das Wort aus, mit dem der Pfarrer des Nachbardorfes seine Grabrede begann:

„Gönnt der Blume, die so früh welken mußte, die Ruhe, meine Geliebten, wir sehnen uns Alle darnach, bewußt und unbewußt, alt und jung.“

Karl hörte nicht mehr als das. Es hatte ihn dieses Wort innerst berührt und es war, als fielen Schuppen von seinen Augen. Das war es! Ruhe, tiefe süße Ruhe, wie der Schlaf sie giebt nach des Tages zerrissener Stimmung zwischen Vater und Tante!

Die trübselige, feierliche Umgebung erhöhte noch den entfesselnden Eindruck seines Wortes, der so stark war, daß Karl allen Maßstab der Trauer verlor. Wohl vergoß er Thränen, als der blumengeschmückte Sarg in das „ruhevolle“ Grab hinabsank, aber im Grunde nur, weil Alles weinte und die Tante neben ihm heftig schluchzte.

Seit jenem Tage nahm die Todesahnung, die seine letzten Lieder vom Sonnengarten durchwehte, die Form glühenden, schmerzlichsten Wunsches an. Die Wandergedanken waren gewichen und Ruhegedanken erfüllten ihn ganz.

Mit jener unbestimmten Gewalt, die ein kindliches Gemüth vollkommen beherrscht, hatte ihn dieser Wunsch erfaßt. Es war nicht das Resultat des Nachdenkens, das fähig wäre zu noch weiteren oder anderen Schlüssen zu gelangen, sondern das unbewußte „Müssen“, ohne Reflexion, dem er sich hingab ohne Bewustsein, berauscht von der ganzen Wollust des sehnsüchtigen Zwanges. Er war wie im Fieber, wenn er Abends in dem Sonnengarten stand. Mit hochgerötheten Wangen, starren Auges, sah er die Sonne in dem Schilflande niedergehen. Fast mit Leidenschaft sagte er: „Sinkender Sonne Weh“ und dann verstummte er plötzlich, und biß die Zähne aufeinander. —

Der Tante fielen seine fieberhaft gerötheten Wangen auf, wenn er zum Abendessen kam, aber sie wagte nicht darüber zu sprechen.

Das Verhältniß mit dem Schwager war ein sehr gespanntes. Sie meinte, seit jenem Abend, da sie ihm wegen des Jungen den Standpunkt klar gemacht hatte, aber es war nur deshalb, weil der Butterverbrauch im Hause in letzter Zeit aus unerklärlichen Gründen ein größerer geworden war.

Mit Karl sprach der Vater kaum anders als in verächtlichem oder rauhem Tone. Zu der Verwunderung der Tante schien der Junge diese Behandlung leidlich gut zu ertragen.

Daß die harten Worte den feinfühlenden, nervösen Jungen nur deshalb nicht so schmerzlich berührten, weil er zu schwer verwundet war, um noch die Wirkung jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faßte die gute Frau nicht. Sie versuchte nur durch allerlei Pfeffermünz- und Lindenblüthenthee hinter dem Rücken des Vaters gegen Karls rothe Backen zu operiren, und war während zwei Tagen ernstlich beleidigt über des Neffen hartnäckig abweisendes Benehmen.

So war der November fast verstrichen.

Die Kraniche sind fortgezogen und nur selten ist der Sonnengarten hell. Auch unter der alten Tanne ist es kalt geworden. Die Stürme brausten

Nachts über die Ebene hin und rissen die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Manchmal gab es ein Geklapper in dem alten Hause, wenn der Wind an dem Garten her gegen die Breitseite drückte, daß Karl meinte, es gingen Leute auf den Treppen herum. Er lauschte mit erhobenem Kopfe und zog sich dann die Decke höher hinauf, weil der pfeifende Sturm durch die Ritzen der Fenster kalt in das Zimmer drängte.

Einst war der Lärm ärger als je. Es heulte und rauschte um das Haus herum, als könne Nichts stehen bleiben. Ziegel flogen von dem Dach klirrend und klappernd auf das Steinpflaster vor die Thür. Die Fenster, gegen die der Regen prasselnd schlug, schienen sich fast zu biegen. Oben war eine Dachlucke aufgedrückt, die klappte lärmend zu und auf und von der Tanne her rauschte und pfiff es.

Karl sprang im Hemde an das Fenster.

Da wehten gegen den dunkelgrauen Himmel, den der Schimmer des verdeckten Mondes wenig erhellte, die Aeste der Tanne herum wie schwarze Fahnen. Dann beugte sich die Spitze ganz herab und dann plötzlich braust ein so grauenhaft gewaltiger Stoß heran, daß ein Fenster aufsprang und Regen und Wetter in das Zimmer hineintobten. Zugleich aber geschah ein krachender, dröhnender, schwerer Fall, so stark, daß das Haus zu erzittern schien.

Wo war das?

War das die Tanne?

Karl spähte fröstelnd zu dem geöffneten Fenster hinaus.

Mein Gott! — gegen den grauen Himmel wehen keine schwarzen Fahnen mehr!

Er schloß eilig das Fenster und kleidete sich an. Jetzt hörte er auch im Hause die Tritte des Vaters. Er lief die Treppe hinab zu der geöffneten Hinterthür, an der der Vater stand.

„Die Tanne ist umgefallen," sagte dieser, „Donnerwetter war das ein Schlag!"

Mehr hörte Karl nicht. Er drückte sich an dem Vater vorbei hinaus in den Garten. Nur einige zwanzig Schritt machte er auf dem Wege, da stieß er auf die Krone des alten Baumes.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah vor sich auf die schwarze Masse der Zweige und der Wind zauste ihm in den Haaren herum. Er drückte seine kalten, mageren Hände gegen einander, wie vor einem unbestimmten, zweifelhaften Entschluß, dann lief er plötzlich zurück zu dem Hause.

Der Vater war im Begriff auf den Hof zu gehen.

Der Junge lief die Treppen hinauf in sein Zimmer und kleidete sich langsam wieder aus. Ganz abwesend mit seinen Gedanken, hin und wieder fröstelnd. Am nächsten Morgen ging er sofort hinunter in den Garten.

Die alte Tanne war dicht über dem Erdboden abgebrochen, hatte im Fall zwei Pflaumenbäume umgerissen und lag wie ein grüner Berg in dem welken Gemüseland.

Der Platz war zerstört, der Blick frei auf das kahle Sumpfland. Selbst das Haus schien anders, obgleich es so weit von der Tanne entfernt stand.

Karl sah nach dem Fenster, ob Niemand hinausblicke. Dann ging er in die Zweige hinein bis an den Hals und setzte sich einen Augenblick nieder.

Merkwürdig! — er mußte lachen.

Ja, war das nicht seine alte Freundin? War seine Jugend nicht mit ihr verwachsen?

Er lachte doch, und ein Gedanke fuhr ihm blitzartig durch den Kopf. Gott sei Dank, es ist zu Ende!

Weshalb denn „Gott sei Dank?“

Nun die Tanne hatte so wild noch vorher die Zweige herumgeschwenkt und jetzt ist es still, ganz still.

Karl kroch wieder aus dem grünen Berge hervor und ging hierauf in sein Zimmer. Er schritt dort unruhig hin und her, als suche er etwas. Dann lief er die Treppe hinab und sah nach der Wirthschaft.

Er war hastig in seinen Bewegungen und unruhig. Den Arbeitern, die die Tanne „klein machten“, sah er mit starrer Aufmerksamkeit zu.

Der Baum gab ein schönes Nutzende und viel Klasterholz. Das lag aufgeschichtet an der Stelle herum, wo früher der versteckte, friedliche Platz gewesen war. Die Dorfleute durften sich die Zweige holen und so lagen schließlich nur noch kleine grüne Endchen zwischen dem welken gelben Gras herum.

Das sah fast aus, als wollte es unten auf dem Boden wieder Frühling werden.

Wenn Karl durch das Dorf ging, erblickte er hin und wieder in den Holzschuppen der Tagelöhner grüne Tannenzweige, das schnitt ihm durch das Herz und er ging in schmerzvollster Stimmung hinaus auf das Feld.

In seinen Freistunden schrieb er eifrig an einer märchenhaften Erzählung. Die Ueberschrift lautete „Die Tanne“.

Er versenkte sich in die Schrift mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; aber es mußte ergreifend und aufregend sein, was er schrieb, denn er litt unter der Arbeit, mit der er völlig verwachsen schien.

Er begegnete dem Vater in jenen Tagen mit einem finsteren Trotz und mit einer gewissen Verächtlichkeit, die derselbe jedoch nicht erkannte.

Die Tante in ihrer beobachtenden Weise, deren Betrachtungen aber stets zu falschen Resultaten führten, glaubt darin zu erkennen, daß Karl etwas „gelernt“ habe und sich in der Landwirthschaft „sicherer zu fühlen“ beginne.

Karls eigenthümlich geistiger Zustand dauerte einige Tage.

Als die Erzählung abgeschlossen war ging er wieder in den „Sonnengarten“.

Es war ein Abend, wie ihn der Spätherbst unserer norddeutschen

Tiefebene bisweilen bringt. Uebereinandergethürmte Wolkenmassen von kühnen, wilden Formen. Die Sonne in gelblichen Blitzen niedergehend, färbt die schnell sich durcheinander schiebenden Bilder röthlich und gelblich. Dazwischen tiefe bläuliche Schatten, wo die Massen zu dicht sind, um das Licht durchzulassen. Unten auf der Erde ist es kalt. Auf den Teichen wechselt das Spiegelbild der wandernden Wolken. Ein paar Krähen, die zu ihrem Nachtquartiere nach dem Kiefernwalde ziehen, fliegen krächzend, von dem Winde schnell getrieben, über den Jungen hin. Unwirthlich ist das Bild, aber voll phantastischen Zaubers sind die Wolken, zu denen er hinaufstarrt.

Jetzt kommt er zu dem großem Teiche.

Durch das Stechen des Torfes ist er entstanden, und deshalb fällt der Rand senkrecht ab, etwa zwanzig Fuß bis zu dem Grunde.

Der Junge setzt sich nieder und läßt die Beine über den Rand hinunterhängen, so daß die Füße fast die Wasserfläche berühren.

Er legt seine Mütze ab und der Wind weht ihm über die Stirn. Unten in dem Wasser wandern die Wolken hin. Gelb, roth und dunkel, wie lange, gewaltige Heereszüge und Riesenwagen, von Thieren gezogen.

Der Junge macht schweigsam seine Betrachtungen. Es zieht das Unendliche ihn magnetisch an. Er blickt wieder in die Höhe und schlägt dabei mit den Hacken an den schwarzen Teichrand.

Wie leicht geht es da oben her!

Ob man wohl im Himmel in in solchen Wolken lebt?

Dummes Zeug! — Der Himmel ist wie ein Garten!

Oder es giebt auch gar keinen Himmel.

Nein, das glaubt er nicht. Dann wäre nur das Leben — Nichts als das Leben!

Welche Einsamkeit!

Wilhelm schreibt ihm nicht — und nun ist gar noch die Tanne umgebrochen!

Karl stand hastig auf und ging weiter.

Da wurde es dunkel allenthalben, kalt, und dazu entsetzlich leer.

Eine innerliche furchtbare Angst kam über ihn. Die Gedanken schwirrten bunt durcheinander. Der Vater, die Tanne, Ferien, Postwagen, Schule, Wilhelm.

Er hält es nicht aus.

Wäre er todt!

Dieser Wunsch faßt ihn wie ein Fieber.

Er lief zurück zu dem Teich. Das Blut wallte ihm stoßweise nach dem Kopf.

Wieder setzte er sich nieder am Rande wie vorher, aber plötzlich, mit einer leidenschaftlichen zuckenden Bewegung drückt er die Hände vor sein Gesicht und wirft sich vorn über in den Teich.

Das Wasser schlägt wogend auseinander und über ihm zusammen.

Er will schreien, schwere Massen von Wasser dringen ihm durch Mund und Nase.

Furchtbare qualvolle Angst erfaßt ihn.

Er sucht nach Grund — vergebens!

Mit den Händen faßt er krampfhaft nach dem Rand, er erreicht ihn nicht!

Er sieht blitzartig schnell den Vater, die Tante, sein Zimmer.

Er schluckt wieder Wasser.

Luft, um Gottes Willen Luft! — aber wieder Wasser, noch mehr Wasser — immer mehr Wasser! Jetzt ein Klingen und Brausen in den Ohren — jetzt Alles gelb vor den Augen und große schwarze Ringe.

Er reckt die Arme gerade aus in die Höhe und sinkt hinab.

Es wird still, todtenstill, nur einige Wasserblasen perlen noch zu der Oberfläche hinauf.

Am nächsten Morgen fanden sie den armen Jungen.

Es gab viel Geschrei und Lärmen in der sonst so gleichförmigen Wirthschaft; aber bald glättete das Alltagsleben die unruhige Bewegung, und die Erinnerung an das aufregende Ereigniß nahm einen traumartigen Charakter an.

Das blaue Heft mit den verwischten Buchstaben fand die Tante in Karls Schubfach.

Sie legte es in ihren Wäscheschrank, da ruhte es auf einem Packet feiner Servietten, die sorgsam mit einem rothen Bändchen zusammengeknotet waren.

König und Priester.

Von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu.
Heine.

I.

In dem Dämmerlicht des Mythus und der Sage, welches die Anfänge der Völkergeschichten mondscheinhaft beleuchtet, sind überall zwei Gestalten bemerkbar, welche aus der unterschiedslosen Menge mehr oder minder bestimmt und deutlich hervortreten: — der Priester und der Fürst.

Denn sowie der Zweihänder aus thierischer Dumpfheit herausschritt und zum Bewußtsein seiner Menschheit gelangte, wurde er von zwei gebieterischen Bedürfnissen angefaßt und bewältigt: — er wollte belehrt und erbaut sein, und er wollte geführt und regiert sein.

Im Gefühle seiner Schwäche gegenüber den ungeheuren Naturgewalten dürstete er nach Belehrung über den Schrecken, womit das Geheimniß der Unendlichkeit ihn erfüllte. In jeder Art von Belehrung erkannte er dankbar eine Milderung dieses Schreckens und dadurch fühlte er sich erleichtert und erbaut. Der ideale Hauch in ihm verlangte mit dem Unendlichen in Beziehung gesetzt zu werden.

Dies der Ursprung des religiösen Bewußtseins, welches mit Nothwendigkeit aus dem Schoße jeder werdenden menschlichen Gesellschaft den Priester hervortrieb, als den Vermittler zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen Erde und Himmel, zwischen Mensch und Gott.

Ebenso naturnothwendig wie die Entstehung des Priesterthums war die des Königthums. Denn wenn noch heute die Völker geführt und regiert sein

wollen und müssen — die „Selbstregierung“ derselben war, ist und wird stets nur eine „fable convenue“ sein — um wie viel mehr mußten die Menschen beim Uebergang aus der Thierheit in die Menschheit das Bedürfniß und Verlangen haben, an ihrer Spitze einen Vordersten, einen Führer, also einen Fürsten oder König zu sehen und demselben zu folgen, wie die Schafheerde dem Leithammel und die Rinderheerde dem Leitstier folgt. Möglich, daß die Menschen den Rindern und Schafen Wesen und Einrichtung des Königthums abgeguckt haben.

Die Geschichtebetrachtung des 18. Jahrhunderts, zumeist mit willkürlichen Abstraktionen und polemischen Vorgefaßtheiten hantirend, verkannte den naturgemäßen und naturnothwendigen Ursprung vom Priesterthum und vom Königthum ganz und gar, indem es dieses wie jenes auf die mit bewußter Selbstsucht unternommene Berechnung und Speculation einzelner Individuen zurückführte. Das war eine durchaus unzutreffende, eine mechanisch-materialistische Anschauung, welche vom Organismus der Entwickelung, vom Werden und Wachsen der menschlichen Gesellschaft entweder keine Ahnung hatte oder aber keine haben wollte. Zwar der bekannte Satz:

„Der erste König war ein glücklicher Soldat —“

ließe sich zur Noth noch rechtfertigen, insofern es allerdings denkbar, daß die erste Zweihänderhorde, welche nach einem Leitstier aussah, einen durch vorragende kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Mann zu ihrem Vordersten, zu ihrem Fürsten oder König gemacht habe. Oder auch läßt sich annehmen, daß so ein Kraftkerl die Leitstierschaft aus freier Hand an- und auf sich genommen. Aber wenn man allfällig im Bolingbroke-Voltaire'schen Sinne dem so eben citirten Alexandriner die zwei weiteren:

Der erste Priester war ein schlauer Spekulant,
Im Gründen sehr gewandt, im Schinden elegant —

zugesellen wollte, so wäre das ein plumper Fehlgriff. Die Religion, und folglich das Priesterthum, sie sind nicht willkürlich gemacht, weder von Einzelnen, noch von Vielen. Sie sind so alt wie die menschliche Gesellschaft, sind mit dieser geworden und gewachsen und werden dauern, solange die Menschheit währt. Warum? Darum, weil die Religion der Idealismus der Massen von Anfang an war, heute noch ist und bis zuletzt sein wird. Vielleicht finden die Herren Materialisten von der strikten Observanz einmal eine Stunde Zeit, über diese ganz unbestreitbare kulturgeschichtliche Thatsache nachzudenken und sich dieselbe klarzumachen. Dann dürfte ihnen auch ein Licht aufgehen, warum und wieso in demselben Maße, in welchem die materialistische Wissenschaft mit ihren Erfolgen großthat, einestheils die Macht der katholischen Kirche zunahm und anderntheils Hunderttausende, ja Millionen von Protestanten dem jämmerlichen Schwindel des „Spiritismus“ zufielen.

In den Ursprungszeiten der Civilisation waren zweifelsohne Priesterthum und Königthum häufig, wenn nicht immer, in einer und derselben Person vereinigt, in der Person des Familienhauptes. Sowie aber die Familien-

hauptschaft zur Stammeshäuptlingschaft sich erweiterte, sowie der „Staat" aus seiner Wurzel, der Familie, heraus- und zum Volksbaum aufwuchs, trat überall, binnen kürzerer oder längerer Frist, eine Scheidung zwischen Priesterthum und Fürstenthum ein. Selbst die israelitische Theokratie, die Einheit von Hohepriester- oder Prophetenthum und Königschaft, vermochte sich nicht auf die Dauer zu behaupten. Zugleich mit der Scheidung aber kam die Nebenbuhlerei auf, die Feindschaft, der Streit um die Herrschaft über die Menschen, der nie wieder geschlossene Zwiespalt zwischen Fürst und Priester, der nimmer versöhnte Gegensatz von Staat und Kirche. Im Mittelalter hieß dieser Gegensatz Kaiser und Papst oder auch das „weltliche" und das „geistliche Schwert". Die beiden Schwerter schlugen unaufhörlich auf einander los. Aber der Papst war der feinere Schläger und das geistliche Schwert traf schneidiger als das weltliche.

Angesichts dieses jahrhundertelangen Duells, dessen Krisen und Katastrophen vorzugsweise und mit schmerzlicher Wucht auf Deutschland lasteten, haben Romantiker des 19. Jahrhunderts behauptet, im Mittelalter wären alle Gegensätze und Dissonanzen des Menschen- und Völkerdaseins in der „höheren Einheit der Religion" harmonisch zusammengefasst und versöhnt worden — eine Lüge, die gerade so ungeheuerlich wie etwa die von Rationalisten aufgebrachte, der Luther und das Lutherthum hätten Denk- und Glaubensfreiheit, politischen Freisinn und religiöse Duldsamkeit gewollt und gestiftet. Beide Ungeheuerlichkeiten wurden selbstverständlich geglaubt, fanatisch geglaubt. Denn unersättlich ist der Menschen und der Völker Hunger nach Täuschungen und unstillbar ihr Durst nach Lügen.

Der schon in vorchristlicher Zeit scharf hervorgetretene Gegensatz von Germanenthum und Romanismus wurde zur schärfsten Schneidigkeit zugeschliffen durch die Wiedergeburt des letztgenannten in der Form des Papstthums. Alle Ansprüche, welche Kapitol und Palatium auf die Weltherrschaft gemacht hatten, der Vatikan nahm sie wieder auf und suchte sie mit bewunderungswerther Genialität, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Folgerichtigkeit zu verwirklichen. Er stellte den „Stuhl Petri", als Weltthron gedacht, auf die dauerhafteste Grundlage, auf die — wir wollen nicht sagen auf die menschliche Dummheit — nein, sondern vielmehr auf die Verzweiflung der Menschen am Diesseits und auf ihre Hoffnung auf ein Jenseits, beziehungsweise auf ihre Furcht vor einem solchen. Die Menschen glaubten, — etliche hundert Millionen glauben es noch immer — der Papst hielte die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle in seinen Händen und besäße die Macht und Gewalt, ihre Seelen für alle Ewigkeit der Seligkeit oder aber der Verdammniß zu überantworten. Wie hätte gegen diesen Glauben der arme „Racker" von Staat aufkommen können? Was hatte er im günstigsten Falle zu bieten, das, angesehen die kurze Zeitspanne des irdischen Daseins, den Vergleich mit den geglaubten und gehofften ewigen Himmelsfreuden oder mit den geglaubten und gefürchteten ewigen Höllenqualen ausgehalten hätte?

Nichts oder soviel wie nichts. Erwägt man dieses, so braucht man nicht einmal weder den Centrifugalgeist des deutschen Volkes noch die vaterlandslose Verrätherei deutscher Fürsten und Prälaten in Betracht zu ziehen, um zu verstehen, daß und wie es dem Papstthum gelingen konnte, Jahrhunderte hindurch unsägliches Unglück auf unser Land zu häufen, weil das Kaiserthum den päpstlichen Anspruch auf Weltherrschaft nicht anerkennen wollte.

Auch in andern Ländern tobte der Streit zwischen Staat und Kirche. Mit wechselndem Glück. Aber in keinem mit so großem und bis zur heutigen Stunde fortdauernden Mißgeschick für das „weltliche Schwert", wie bei uns in Deutschland. Was mussten unsere Kaiser sich vonseiten der Kurie nicht alles bieten und gefallen lassen, weil es bei uns allzeit Junker und Pfaffen gab, die es vortheilhafter fanden, dem römischen Papst, also dem Todfeind ihres Landes, zu gehorchen als dem deutschen Kaiser. Ehre dem deutschen Städtebürgerthum! Bei ihm ja war, schon während des Mittelalters, im schönsten Gegensatz zur Aristokratie und Hierarchie, Nationalgefühl, Vaterlandssinn und Reichstreue. Freilich muß gesagt werden, daß im Wesen des mittelalterlichen Kaiserthums ein starker Keim von Verschuldung lag. Es konnte und wollte diesen Keim, d. h. das römische Gift, welches zur Weihnacht des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom ihm eingeimpft worden war, nicht ausscheiden. Dieses Gift trieb und drängte unsere Kaiser, ihre beste Kraft auf der Jagd nach dem unseligen Phantom der römischen Kaiserkrone zu vergeuden, statt daheim in Deutschland mittels Vernichtung oder wenigstens mittels Bändigung und Zähmung der allzeit rebellischen und verrätherischen Aristokratie und Hierarchie ein richtiges und tüchtiges deutsches Königthum zu gründen und auszubauen. Das haben die französischen Könige für Frankreich zu thun verstanden und darum vermochte die französische Krone so oft der Tiara den Meister zu zeigen. Auch die Könige von England, ja sogar die von Spanien, ließen sich von den Päpsten nicht im Barte kratzen und behaupteten und wahrten, wenige Ausnahmen abgerechnet, standhaft die Rechte des Staates gegen die kirchlichen Ein- und Uebergriffe, obzwar auch nicht immer mit Glück.

Denn selbst in den eisernen Zeiten mittelalterlicher Barbarei trug der Geist nicht selten über die Materie, die moralische Macht über die physische Gewalt den Sieg davon. Der Geist aber und die moralische Macht repräsentirte dazumal die Kirche, sie mochte sein, wie sie wollte. Ja, der ideale Hauch, um dessenwillen allein man der Menschheit ihr Dasein verzeihen kann, war fraglos in der Kirche und ging nur von ihr aus. Sie und nur sie bewahrte das Licht der Kultur, so ängstlich und kümmerlich es in ihrer Hand flackern mochte, vor dem Erlöschen. Sie war die Pflegerin dessen, „was sterblich nicht im Menschen", obzwar die Frucht dieser Pflege nur ein blinder und unter Umständen blindwüthender Glaube sein konnte. Wie die Ueberlieferungen antiker Bildung, so ließ sie auch die Tradition der Demokratie nicht ausgehen. Gegenüber der bleiernen Kastenbrutalität des

Feudalismus vertrat und bethätigte sie diese Tradition: — mitten aus dem Volke heraus konnten ihre Diener zu Aebte- und Bischöfesitzen, zum Kardinalpurpur, zum Stuhle Petri aufsteigen. Geradezu großartig waren ihre Principhaftigkeit, ihr Muth und ihre Ausdauer. Sie wusste ihre Werkzeuge mit einem Willen, einem Eifer zu erfüllen, die nichts zu beugen, nichts zu schrecken vermochte. Ihre Politik verband mit der feinsten Berechnung eine stählerne Thatkraft. Aus allen diesen Gründen sind ihre Bedrängnisse so häufig zu Erfolgen, ihre Niederlagen zu Triumphen ausgeschlagen. Darum hat die Kirche so oft über den Staat, der Priester über den König gesiegt.

Eins der schicksalsvollsten, lehrreichsten, eindringlichsten Beispiele vom Kampfe zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Schwert bietet die Geschichte Englands. Es ist jene große historische Tragödie, betitelt „König Heinrich der Zweite und Erzbischof Thomas Becket".

Ein schweizerischer Dichter von großen Gaben und schönem Streben, Konrad Ferdinand Meyer, hat den poetischen Gehalt dieser tragischen Historie feinfühlig herausgefunden und selbigen novellistisch zu anziehender und fesselnder Gestaltung gebracht [1]). Wenn er dabei, eben als Dichter, seine Phantasie freisam walten ließ, wenn er den spröden geschichtlichen Stoff mit menschlich-seelischen Regungen durchtränkte und schmeidigte, wenn er die scharfen Ecken und Spitzen seines Themas mit anmuthigen Arabesken umzierte, so war das sein Recht.

Anders jedoch muß der Historiker verfahren, dessen Pflicht und Amt ist, die Wahrheit zu suchen und zu sagen. Er hat mit Thatsachen zu thun und darf sie nicht gefällig gruppiren, um dem Auge des Lesers zu schmeicheln. Er muß die Gestalten in der ganzen Schärfe und Eckigkeit ihrer Umrisse hinstellen, und wenn ihm erlaubt, ja geboten ist, seine Figuren in die psychologische Beleuchtung zu rücken, so darf und soll das doch nur eine solche sein, welche Kern und Wesen der handelnden Personen durchscheinen macht, ohne schiefe oder gar falsche Lichter darauf zu werfen.

So zu verfahren will ich in der nachstehenden gedrängten Darstellung des großen Streithandels zwischen Heinrich und Thomas, zwischen König und Priester, zwischen Staat und Kirche versuchen. Das Thema ist, wenn ich recht erwäge, zeitgemäß, sehr zeitgemäß, sonderlich für uns Deutsche, und die demselben innewohnende Tragik soll und wird, hoff' ich, auch in der Form schlicht-geschichtlicher Erzählung offenbar werden und wirken.

---

[1]) „König und Heiliger", 3. Aufl. 1882. Nebenbei ist K. F. Meyer auch einer der nicht eben sehr zahlreichen Deutsch-Schweizer, in welchen die jahrhundertalte Gewöhnung des schweizerischen Partikularismus das deutsche Nationalgefühl nicht erstickt hat. Man lese seine schöne Dichtung „Huttens letzte Tage". Nur ein deutschfühlender Mann konnte sie schreiben. Charakteristisch schließt auch die Gesammtausgabe von Meyers „Gedichten" (1882) mit dem Vers — dem Hauptmann Dazelhofen in den Mund gelegt —

„Das deutsche Reich befehd' ich nicht!"

II.

Am 7. December von 1154 stieg Heinrich von Anjou, der Sohn des Geoffroy Plantagenet, Grafen von Anjou, bei Newforest an's Land, um kraft seines Erbrechts, als legitimer Abkömmling Wilhelms des Eroberers, Thron und Krone von England in Besitz zu nehmen. Zwölf Tage später, am Sonntag vor der Weihnacht, ist er, nachdem ihm die großen Vasallen zu Winchester ihre Huldigung dargebracht hatten, im Westminster zu London durch den Erzbischof Theobald von Canterbury, welchem die Erzbischöfe von York und Rouen assistirten, in Gegenwart der Reichsprälaten und Reichsbarone gesalbt und gekrönt worden, um als König Heinrich der Zweite über England und über einen großen Theil von Frankreich zu herrschen. Zugleich mit ihm wurde seiner Gemahlin die Krone aufgesetzt, jener Eleonore, welche, nachdem sie von dem Franzosenkönige Ludwig dem Siebenten geschieden worden, ihrem zweiten Mann als Mitgift Poitou und Guienne, ihre Erbländer, zugebracht hatte. Da ihm nun von seinem Vater Geoffroy Anjou und Maine, von seiner Mutter Mathilde die Normandie als Erbe anheimgefallen waren, so konnte es nach seiner Throngelangung in England den Anschein gewinnen, es wäre den Plantagenets bestimmt, den Nachkommen von Hugo Capet das Schicksal zu bereiten, welches vordem die letzten Merowiger und die letzten Karolinger erfahren hatten, demzufolge Britannien und Frankreich unter einer Krone zu vereinigen und von den Orkneys bis zu den Pyrenäen zu gebieten.

Der junge König — bei seiner Krönung im Westminster zählte er, 1133 geboren, 21 Jahre — ist ganz der Mann gewesen, diesem Gedanken nachzuhängen und an der Verwirklichung desselben zu arbeiten. Er war ein richtiger Normann: voll Mark und Kraft, verschlagen, tapfer, herrschlustig, lasterhaft, skrupellos, nicht ohne Sinn und Verständniß für geistige Interessen, geschaffen, Großes sich vorzunehmen, und mit den Gaben ausgestattet, sein Vornehmen aus- und durchzuführen, Krieger und Diplomat, in Verwaltungs- und Finanzsachen gewandt, ein Mann strammer Ordnung im Staat, kurz so und von dem Zeug, wie und von welchem die bedeutendsten Könige und Kaiser des Mittelalters gewesen sind.

Und mit alledem und alledieſem brachte es der zweite Heinrich von England schließlich nicht weiter als bis zu einer traurigen Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem des vierten Heinrichs von Deutschland. Denn auch jener erlebte sein Canossa, nur hieß es Canterbury, und auch er musste Krone und Leben gegen sein eigen Fleisch und Blut, gegen verrätherische und rebellische Söhne vertheidigen, gerade wie der unglückliche deutsche Kaiser, den ein Mönch von germanischer Abkunft, der große, größte Papst Gregor der Siebente, bis in den Staub oder vielmehr bis in den Schnee gebeugt und gedemüthigt hatte. Schon dannzumal hat ja Mutter Germania — wie ihr noch heute häufig geschieht — vonseiten abtrünniger Söhne und Töchter

das schwerste Leid und tiefste Weh erfahren. Aber was wahr ist, muß gesagt werden: — der germanische Mönch Hillebrand, welcher den germanischen König Heinrich flehend zu seinen Füßen sah, markirte einen der glänzendsten Triumphe des Geistes über die Materie, verpersönlichte in sich einen der staunenswerthesten Siege der moralischen Macht über die physische.

Als ein rechter Germane stellte sich auch Heinrich Plantagenet in seiner körperlichen Erscheinung dar, trotz seiner normanisch-französischen Muttersprache. Nicht über Mittelgröße, war er breit von Schultern und Brust. Sein Schädelbau war rund, sein Antlitz oval, scharf geschnitten stand darin die vorspringende Nase. Dem Blond von Haar und Bart entsprach das Blau der Augen, welche sanft, freundlich und zärtlich zu blicken wussten, aber im Groll und Zorn Blitze schleuderten, wobei Stirn und Wangen in dunkler Röthe glühten. Beständig in Bewegung — man sagte ihm nach, daß er nur zu Pferde und bei Tafel säße — „immer“, wie ein Zeitgenoß von ihm schrieb, „mit Bogen und Pfeil, mit Schwert oder Jagdspieß in den Händen“, suchte er seiner Anlage zur Beleibtheit mittels körperlichen Uebungen aller Art, sowie mittels großer Mäßigkeit im Genuß von Speise und Trank Abbruch zu thun, obzwar nicht mit viel Erfolg. Solcher Mäßigkeit stand schroff gegenüber sein Unmaß im Verkehr mit Weibern. Aus Politik hatte er die üppige und lüsterne Eleonore von Poitou geheirathet, von deren Treulosigkeiten und Ränken die altenglische Balladendichtung theils pathetisch, wie in der Ballade „Von der schönen Rosemunde“, theils schalkhaft, wie in der Ballade „Königin Elinors Beichte“*) zu sagen und zu singen weiß. König und Königin hatten sich in Sachen der Untreue nicht eben viel vorzuwerfen. Daß aber Eleonore die schöne Rosemunde Clifford, Heinrichs Beischläferin, von welcher er die zwei Söhne Wilhelm Langschwert und Geoffroy hatte, vergiftet hätte, ist nur Volksballadendichtung, nicht Geschichte. Seiner Gemahlin gegenüber, welche ihm acht Kinder geboren hatte, that sich der König durchaus keinen Zwang an. Sein Verhältniß zu ihr und andern Weibern hat einer seiner Mitlebenden, der vortreffliche Zeitbuchschreiber Wilhelm, Kanonikus zu Newbury, bündig und drastisch angegeben**).

Der König besaß ein sehr kräftig entwickeltes Staatsgefühl und ein rücksichtslos despotisches Bewusstsein seiner Herrscherwürde. Zur Befriedigung dieses Bewusstseins und Gefühls war ihm jedes Mittel recht. Ein schwefelgelber Faden von Falschheit ist in all sein Denken und Thun verwoben gewesen. Er gab, obzwar fraglos ein tapferer Ritter, den Künsten der Unterhandlung und Bestechung den Vorzug vor kriegerischem Dreinschlagen. Alle

*) Percy, Reliques, II, 153. Eine gute Verdeutschung gibt Talvj, Charakteristik der Volkslieder german. Nationen, S. 513.

**) „Regina pro tempore sufficienter usus, ea desinente parere, spectando voluptatem spurios fecit“. Die „spurii“ (z. B. die von der Rosemunde Clifford) waren jedoch gleichaltrig mit seinen ältesten rechtmäßigen Söhnen.

diplomatischen Ränke und Schwänke waren ihm geläufig. Die Macht des Geldes über Menschen kannte er vom Grund aus und er wusste diese Macht höchst geschickt anzuwenden und auszunützen. Er sorgte auch als geschickter Finanzer dafür, daß ihm die Mittel hierzu stets zur Hand waren. Vom Geize hielt er sich frei; aber er wusste zu sparen, um nöthigenfalls verschwenden zu können. Er war keineswegs ohne großmüthige Regungen: bezwungenen Feinden erwies er sich mild. Sein Vertrauen gab er zögernd, aber wenn er es gab, ganz. Als Mensch ein Gefäß voll von Widersprüchen, wie es eben Menschen zu sein pflegen, wäre er als Fürst ganz dazu gemacht und angethan gewesen, das absolute Königthum zu gründen, falls zu seiner Zeit der feudale Geist und Organismus nicht noch zu viel Kraft und Stärke besessen hätten, um eine solche Vorwegnahme späterer Entwickelungen zu gestatten. Immerhin verstand er es, den Hoch- und Uebermuth der Feudalbaronschaft gelegentlich zu bändigen und beugen. Die Summe seines Wesens gezogen, dürfte Heinrich der Zweite so recht ein Fürst nach dem Geschmack der allermodernsten Historik gewesen sein. Denn diese verkündet ja mit breitmäuliger Schamlosigkeit, die Begriffe Recht und Unrecht hätten in der Staatskunst gar keine Bedeutung und die Geschicke der Völker müssten nach „höheren Gesetzen" gelenkt werden, als die wären, welche die „gemeine Moral" vorschriebe. Die allermodernste „Geschichtewissenschaft" hat sich damit in den Dienst des Nihilismus gestellt, weil ja dieser auch behaupten kann, er handle nach „höheren Gesetzen" als die der „gemeinen Moral". Daran, daß, was den Reaktionären recht, den Revolutionären billig sei, hat natürlich diese allermodernste Geschichtewissenschaft nicht gedacht. Es war und ist ja die Natur der Stubengelehrsamkeit, über den Gesichtskreis ihres Schreibtisches nicht hinaussehen zu können.

III.

Einem Könige nun, der also geartet war, wie angegeben worden, stellte das Verhängniß einen Priester in den Weg, welcher seine Priesterschaft nicht weniger ernst und hoch nahm, als jener seine Fürstenschaft, ja wohl noch ernster und höher.

Daraus ergab sich unausweichlich ein Zusammenprall von Skepter und Bischofsstab, daß die Funken nur so stoben.

Der Priester hieß Thomas Becket und lebt im Legendarium der katholischen Kirche als Heiliger fort, während er seinen Namen mit unverlöschbaren Zügen auf ein inhaltvolles Blatt im Buch der Geschichte geschrieben hat.

Die Legende blieb mit ihrer Fabulirkunst nicht bei der Person des „Heiligen" stehen, sondern dehnte dieselbe auch auf seine Eltern aus. Dem Vater und mehr noch der Mutter theilte sie mit freigebiger Hand viel Romantik zu. Gilbert Becket, fabulirte sie, wäre als Dienstmann eines

kreuzzüglerischen Barons in's heilige Land gezogen, dort in die Gefangenschaft eines saracenischen Emirs gerathen und hätte in dieser Sklaverei die Minne der Tochter seines Herrn gewonnen. Er hätte aber dem Ding doch nicht so recht getraut und darum die erste beste Gelegenheit, sich davon zu machen, ergriffen. Die schöne Saracenin jedoch wäre ihm nachgeflohen über Meer und Land, obzwar sie von fränkischer Sprache nur die zwei Worte „London" und „Gilbert" gewusst. Mittels des ersten habe sie sich bis nach London durchgefragt, mittels des zweiten ihren Schatz richtig in der Hauptstadt Englands erfragt. Dann Umtaufung der resoluten Islamitin in's Christenthum und zum Namen Mathilde, sowie Heirath in aller Form mit Trauung in der St. Paulskirche.

Lassen wir die Legende beiseite, so war Thomas Becket der Sohn des ehrsamen londoner Bürgers Gilbert oder Egilebert Becket und seiner Ehefrau Mathilde. Wie es bei Geburten von Heilanden und Heiligen bräuchlich, hat die „mythenbildende Volksphantasie" oder auch die klerikale Politik die Geburt von Thomas mit allerhand Wundern und Zeichen ausstaffirt. Um genaue Datirung aber kümmert sich bekanntlich die Legende nicht und so wissen wir nicht bestimmt anzugeben, ob der Junge, der so viel Lärm machen sollte in der Welt, in diese Anno 1117 oder 1118 oder gar erst 1122 hereingeboren wurde. Dagegen darf für ausgemacht gelten, daß Thomas der normanischen Rasse angehörte. Augustin Thierry zwar theilt ihn der angelsächsischen zu, spricht von ihm als von „cet homme, né pour le tourment de la race anglo-normande"*), stellt ihn geradezu als Rächer des von den Normanen unterjochten und brutalisirten Angelsachsenthums hin und rückt dadurch die ganze Erscheinung des „Märtyrers" und „Heiligen" in eine falsche Beleuchtung. Thomas aber war kein Streiter für Rasse und Volksthum, sondern ein Kämpfer für Kirche und Kirchenherrschaft, und wenn er dabei gelegentlich auch das „Volk" in die Reihe seiner Streitmittel stellte, so that er nur, was andere Hierarchen vor und nach ihm auch gethan haben. Die Aufstellung Thierrys ist also nicht haltbar. Die römische Kirche wollte und will nie, konnte und kann nie und nirgends national sein, weil sie überall und allzeit ihren universalen Charakter behaupten musste und muß, so sie ihrem Anspruch auf Weltherrschaft nicht zu entsagen Willens war und ist. Davon hat man aber, wie jeder weiß, bis zur Stunde noch nichts gemerkt. Es ist demnach ganz thöricht und heißt das Wesen der römischen Kirche vollständig verkennen, wenn man vom katholischen Priester verlangt, daß er Patriot sein soll. Er kann nicht Staatsbürger sein, weil er Weltbürger sein muß.

---

*) Hist. de la conquête de l'Angleterre, 1839, II, 256. Damit vgl. Pauli, Gesch. von England, III, 13, Note 3. Thierry folgte augenscheinlich Hume, welcher (Hist. of England, I, chapt. 8) den Thomas Becket ohne weiteres als den „ersten Mann von angelsächsischem Stamm" bezeichnet hatte, „welcher seit der normanischen Eroberung in England eine große Stellung gewonnen."

Den Eltern des jungen Becket erlaubten es ihre Mittel, ihrem Sohne eine nach damaligen Begriffen und Bildungsmitteln sehr sorgfältige Erziehung zu geben. Sie schlug wohl an bei dem mit großen Geistesgaben, wie mit körperlichen Vorzügen reich ausgestatteten Knaben. Er wurde in den londoner Stadtschulen, dann im Kloster Merton geschult und hierauf nach Frankreich hinübergeschickt, um in Paris dort „die Sprachen" (d. i. die französische und die lateinische), „die Wissenschaften und Gesetze" zu studiren. Als ein, nach unserer Ausdrucksweise zu sprechen, wissenschaftlich gebildeter junger Mann nach England heimgekehrt, vollendete er seine Erziehung mittels Aneignung der sogenannten ritterlichen Künste und zwar auf dem Edelsitz des Herrn Richer de l'Aigle, welcher ein Freund von Gilbert Becket war. Hier lernte Thomas reiten, fechten, den Falken werfen, mit Hunden jagen, Lanze und Schwert handhaben und in allem und jedem so sich zu halten und zu gebaren, wie es der Kodex normanisch-baronlicher Courtoisie lehrte und forderte. Die Legende weiß von einer wunderbaren Lebensrettung zu erzählen, welche im Dasein des jungen Mannes die bedeutsame Wendung herbeigeführt habe, daß er aus dem Kreise ritterlichen Lebensgenusses in den ernster Studien und Beschäftigungen hinübertrat.

Danach finden wir ihn zunächst in der Kanzlei des Sheriffs von London Osbern, so ein Verwandter seines Vaters war, als Schreiber und Rechner beschäftigt. Diese Gehilfenschaft eines wichtigen Beamten war ganz geeignet, den jungen Mann in die Kenntniß und Handhabung von Staatsgeschäften einzuführen, vollends in der unruhigen Regierungszeit des Königs Stephan. Gilbert Becket stand in Beziehungen zu dem Primas der Kirche von England, Thibaut, Erzbischof von Canterbury, oder war gar mit demselben verwandt. Diesem Verhältnisse zufolge trat der anschlägige junge Rechner und Schreiber in den Haus- und Hofhalt des Kirchenfürsten ein, nahm die niederen Weihen und gewann rasch das Vertrauen und die Gunst seines Gebieters, welcher die Talente, namentlich die diplomatischen, des angehenden Klerikers zu werthen und zu benützen verstand. Thomas wurde mit wichtigen Geschäften betraut und zu wiederholten Sendungen an den päpstlichen Hof gebraucht. So ist er in die großen Geschäfte, in die sogenannten Welthändel eingeweiht worden und hat sich darin mit ebensoviel Sicherheit als Geschicklichkeit bewegen gelernt. Wie sehr sein erzbischöflicher Gönner mit den Leistungen Beckets zufrieden war, erhellt sattsam aus den ihm zugeflossenen Belohnungen. Zunächst bedachte ihn der Primas mit einträglichen Pfründen in London, Lincoln und Oxford und gab ihm Urlaub, seine Kenntnisse im kanonischen Recht durch Studien an den Hochschulen in Bologna und Auxerre zu vervollständigen. Hierauf machte er den Zurückgekehrten, in welchem er zweifelsohne eine künftige Kirchenkerze von mächtiger Leuchtkraft sah, zum Archidiakon von Canterbury und zum Propst von Beverley. Aus den reichen Einkünften, welche ihm aus seinen geistlichen Aemtern und Pfründen, sowie

aus seinem nicht unbeträchtlichen väterlichen Erbe zuflossen, richtete der ehrgeizige Archidiakon auch eine der mehreren Stufen zu weiterem Aufsteigen her.

Es ließ nicht lange auf sich warten. Der König Heinrich der Zweite war bald nach seiner Throngelangung auf den vielbegabten Streber aufmerksam geworden. Beckets staatsmännischer und diplomatischer Ruf war ja dannzumal schon gemacht. Der König versah sich vonseiten eines solchen Mannes guter Dienste, suchte ihn für sich zu gewinnen und der Archidiakon ließ sich gewinnen. Es war da zwischen den Beiden, welche eine glänzende, fröhliche Lebensführung gleichermaßen liebten, fraglos ein starker Zug von Sympathie. Aufseiten des Fürsten mochte aber dieser Zug weit stärker sein als aufseiten des Priesters, der seine Berechnungen hinter der Maske des Lebemannes sehr gut zu bergen, alle Schätze seines Geistes und seiner Bildung vor den Augen des König in prismatischem Gefunkel spielen zu lassen verstand, dabei nichts weniger war als ein Spaßverderber und keinen Anstand nahm, die ritterlichen Lustbarkeiten Heinrichs und gelegentlich wohl auch dessen weniger ritterlichen Ausschweifungen mitzumachen.

Ein Füllhorn königlicher Gnade und Gunst schüttete sich auf den Günstling aus. Er wurde zum Kanzler und Siegelbewahrer des Reiches erhoben, und damit er diese hohe Würde mit Glanz darstellen und behaupten könnte, gab ihm sein Herr und König Aemter und Lehen von großem Ertrag: so die Befehlshaberschaft im Tower von London, so die Burgen und Schloßgüter von Eye und Berkhamstead. Zugleich wurde er auch zum Erzieher des jungen Thronerben Heinrich ernannt und mit dem Vorrecht beliehen, ein Gefolge von 140 Reisigen halten zu dürfen.

So ausgestattet, lebte der Kanzler als großer Herr, mit den reichsten Reichsbaronen im Prunken und Prangen wetteifernd. Sein Haushalt war auf größtem Fuß eingerichtet und geführt. Er hielt offene Tafel und diese funkelte von goldenen und silbernen Gefässen. Der König liebte es, sich bei seinem Günstling zu Gaste zu laden. Mitsammen ritten sie, ein glänzendes Gefolge hintendrein, zur Jagd auf Hochwild oder zur Falkenbeize. Die größten Barone hielten es für eine Ehre, ihre jungen Söhne in das Haus des Kanzlers geben zu dürfen, als an eine Stätte bester Erziehung. Im Schenken war Becket so großartig wie in seinem ganzen Gebaren und die Armen kannten dankbar seine für sie stets offene Hand. Gerade aber im Tumult und Wirbel dieses weltlichen und höfischen Lebens und Treibens scheint sich der asketische Zug, welcher doch von Anfang an im Gemüthe des Mannes vorhanden gewesen, nach und nach entwickelt und ausgebildet zu haben. Der Hang zur Askese gehörte ja auch zur Signatur der Zeit und trat in Form der Kreuzzüge in die weltgeschichtliche Erscheinung. Gewiß ist, daß gerade in dieser Glanzperiode seiner Weltlichkeit der Charakter Beckets eine sittliche Läuterung erfuhr und allmälig jene Festigkeit und Furchtlosigkeit gewann, die er nachmals bewährte. Im übrigen ist zu sagen, daß wir an das Prangen und Prunken König Heinrichs und seines Kanzlers nicht etwa den

Maßstab moderner Vorstellungen legen dürfen. Es ging in der ganzen Lebensführung der Vornehmen und Vornehmsten von dazumal denn doch noch sehr primitiv, um nicht zu sagen sehr barbarisch-bäuerisch zu und her. Wir können das schon merken, wenn Beckets Kanzlist Wilhelm Fitz-Stephan es als einen ganz besonderen Luxus, welchen sein Herr sich gestattete, hervorhebt, daß dessen Audienzzimmer tagtäglich im Sommer mit frischem Schilf oder mit Tannenzweigen und im Winter mit frischem Heu oder Stroh bestreut werden musste, damit, so die Zahl der ihm aufwartenden Herren zu groß war, als daß sie alle auf den Stühlen Platz finden konnten, diejenigen, welche sich auf die Diele setzen müssten, ihre Kleider nicht gar zu sehr beschmutzten. So eine „Kemenate" mag doch wohl häufig recht stallmäßig ausgesehen und gerochen haben.

IV.

Zur Bewährung der diplomatischen Gaben und Erfahrungen des Kanzlers boten die unaufhörlichen Verwickelungen, in welche der Besitz seiner französischen Provinzen den König von England mit König Ludwig dem Siebenten von Frankreich brachte, wiederholte und ausgiebige Gelegenheit. Becket leistete seinem königlichen Herrn hierbei treffliche Dienste. In das Wirrsal der dynastischen, bald diplomatisch, bald kriegerisch geführten Streithändel der beiden Könige einzutreten, ist für uns an diesem Orte weder gerathen noch geboten. Es genügt, anzumerken, daß die ganze Streitfrage sich darum drehte, ob Heinrich seine Machtsphäre auf französischem Boden behaupten und etwa noch weiter ausbreiten oder aber ob Ludwig diese Machtsphäre beschränken und verringern könnte. Diese Frage blieb bekanntlich Jahrhunderte hindurch schwebend, war mitunter sehr brennend und fand ihre endgiltige Lösung erst zur Zeit der „blutigen" Maria, unter deren Regierung der letzte kärgliche Rest englischen Besitzes in Frankreich, die Stadt Calais, an die Franzosen verloren ging. Erst damit war der Triumph, welchen das erstarkte französische Nationalbewusstsein und die auf eine straffe Staatseinheit folgerichtig abzielende Politik des französischen Königthums über die Traditionen der Plantagenetszeit davontrugen, ein vollständiger und unwiderruflicher.

Den großen Wendepunkt im Dasein Beckets und in seinem Verhältniß zum Könige signalisirte, obzwar nur erst von fernher, das Jahr 1161. Da starb, im April, der Erzbischof Thibaut von Canterbury. Die Wiederbesetzung des Primatstuhls von England war, wie die Sachen lagen, eine wichtige Staatsfrage, deren Lösung aber länger als ein Jahr auf sich warten ließ. Der König, welchen dringliche Ursachen damals in seinen französischen Landen festhielten, hat allerdings sofort nach dem Ableben Theobalds den Wunsch und Willen gehabt, seinen Günstling Becket zum Erzbischof-Primas seines Reiches zu machen. Doch stellten sich dieser Absicht allerhand prälatische und höfische Hindernisse und Weiterungen entgegen. Heinrich der

Zweite war indessen nicht der Fürst, vor solchen Schwierigkeiten zurückzuweichen, sondern beharrte auf seinem Entschluß. Nicht die leiseste Ahnung faßte ihn an, wie sehr er denselben zu bereuen haben würde. Im Gegentheil, er war von der Ueberzeugung durchdrungen, sein Kanzler werde als erster Prälat Englands, wenn nicht sein gehorsamer Diener, so doch sein dankbarer Freund bleiben und demnach die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches in gutem Vernehmen mit den staatlichen leiten. Und doch lebte König Heinrich in einer Zeit, welche es mit ansehen sollte, wie ein Nachfolger Gregors des Siebenten im Amt und im Geist, Papst Alexander der Dritte, den gewaltigsten Mann und Herrscher von damals, Kaiser Friedrich den Rothbart, bis zum äußersten beugte und demüthigte, — demüthigte bis zur Kniebeugung, bis zum Steigbügelhalten*).

Heinrich sandte seinen Kanzler frühzeitig im Jahre 1162 aus Frankreich nach England, allwo Becket verschiedene Staatsgeschäfte im Auftrag und Namen des Königs erledigen, auch den Prinzen Heinrich den Reichsbaronen als präsumtiven Thronfolger vorstellen und denselben als solchen von ihnen anerkennen lassen sollte. Unmittelbar auf diese Staatsaktion sollte, so wollte es der König, eine große Kirchenaktion folgen, die Wahl und Weihung des Kanzlers zum Erzbischof von Canterbury. Thomas hatte dem Wunsche des Königs nicht ohne weiteres nachgegeben. Als eines Tages — so weiß ein alter Zeitbuchschreiber zu melden — drüben in der Normandie Heinrich seinem Günstling mittheilte, daß er ihn zum Primas von England bestimmt hätte und erheben wollte, wies Becket auf den prächtigen ritterlichen Modeanzug hin, welchen er trug, und sagte lachend: „Sieh' doch zu, mein Herr und König, von was für einem geistlichen Schlag und von welcher Heiligkeit **der** ist, welchen du auf einen so heiligen Sitz setzen willst." Gewiß ist, daß Thomas Bedenken hatte und sich sträubte. Vielleicht aufrichtig sich sträubte, weil eben seiner Scharfsicht nicht verborgen bleiben konnte, daß er als Erzbischof-Primas seinem königlichen Gönner, dem er eine so große Summe von Dank schuldete, nicht mehr wie bislang zur Seite, sondern gegenüber stehen würde. Es mußte ihm ja klar sein, daß er als Haupt des gesammten englischen Klerus die Ansichten des Königs über das Verhältniß von Staat und Kirche nicht werde billigen, geschweige theilen und bethätigen dürfen. Er soll das auch dem König geradeheraus gesagt haben. Wenn dem so wäre, müßte man sich über Heinrichs Verblendung baß verwundern. Denn der König blieb unwankbar bei seinem Vorhaben und Thomas seinerseits fügte sich demselben, nachdem ein gerade in Rouen anwesender päpstlicher Legat ihm seine Bedenken ausgeredet — oder er so gethan hatte, als hätte er sich dieselben ausreden lassen.

Alledem zufolge nahm das Verhängniß seinen Lauf. Vierundvierzigjährig wurde Thomas Becket in Anwesenheit des Kronprinzen Heinrich, vieler

*) Venedig 1177.

Reichsbarone und der meisten Bischöfe von England durch die Kapitelmönche der Kathedralkirche von Canterbury in Gemeinschaft mit dem hohen Klerus der erzbischöflichen Diöcese auf einer im Refektorium von Westminster tagenden Synode zum Erzbischof-Primas gewählt und als solcher durch den Bischof von Winchester ausgerufen. Am 3. Juli 1162 sodann fand die Einsetzung des Gewählten in den Primat zu Canterbury statt, nachdem er am Tage zuvor aus der Hand des Bischofs von Rochester die „höheren" Weihen, also das wirkliche Priesterthum, empfangen hatte. In welchem Sinn und Geist er Priester, Erzbischof und Primas sein wollte, that er sofort deutlich kund, indem er den Bischof von Salisbury an den dazumal in Frankreich befindlichen Papst Alexander den Dritten abordnete, um sich die päpstliche Billigung seiner Wahl und das „Pallium" als Zeichen der Anerkennung seiner Würde und Stellung als Erzbischof, Metropolit und Primas zu erbitten. Dieser Bitte wurde gnädig stattgegeben: der römische Stuhl konnte sich ja von dem neuen Insassen des erzbischöflichen Stuhls von Canterbury alles Gute versprechen.

Jener täuschte sich nicht. Von der Stunde seiner Weihung und Inthronisation an war Thomas Becket Priester vom Wirbel bis zur Sohle. Der ungeheuere Ehrgeiz, welcher in diesem Manne lebte und webte, schlug zu einer Flamme auf, von der fortan all sein Denken und Thun ausstralte. Die Idee der Kirche, d. h. der Herrschaftsgedanke war in ihm verkörpert. Es ist, weil durch die ganze Reihe bald eingetretener Geschehnisse bewiesen, gar nicht zu bezweifeln, daß der neue Primas von England sich die Mission zutheilte, die Mitra über die Krone zu erhöhen. Aber „seid klug wie die Schlangen!" Um sich zum Herrscher zu befähigen, musste man sich zuvor als Heiliger erweisen. Nicht leicht, fürwahr, ist dieser Erweis zu leisten gewesen. Es gehörte dazu jene Selbstüberwindung, jene Macht des Willens, wie sie nur der Fanatismus aufzuwenden hat. Weder die Liebe noch der Haß sind auf die Dauer stark genug dazu. Beide zwar haben auch eine Beimischung von Wahnsinn, allein nur die Wahnsinnsdosis, welche dem religiösen oder dem politischen Fanatismus beigemischt ist, erweis't sich kräftig genug, die Anforderungen der eigenen wie die fremder Menschlichkeit niederzuwerfen. Diese Raserei schließt übrigens Berechnung nicht aus. Im Gegentheil, sie versteht sich sehr gut auf das Einmaleins. Der richtige Fanatiker ist, wie ich anderwärts gesagt habe, eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet.

Thomas Becket war ein guter Rechner und zog aus den Prämissezifern seines Rechenexempels die Konsequenzen mit eiserner Energie. Schon am Tage nach seiner Weihung zum Primas gab er sich als ein anderer Mensch. Der prächtige Schmetterling von Höfling und Lebemann verwandelte sich, sozusagen, rückwärts in eine triste Raupe von Mönch. Zwar behielt er einen Haushalt und Hofstaat, wie sie dem ersten Prälaten des Reiches ziemten, aber nicht für sich, sondern nur für seine Gäste. Er für

seine Person lebte nach den Vorschriften und Regeln evangelischer Demuth und Armuth. Seine strenge, demüthige und traurige Miene verkündete, daß er die Weltlichkeit ausgezogen und das Kreuz Christi auf sich genommen hätte. Er trug auf dem bloßen Leibe grobe Sackleinwand und sonderbarer Weise konnte man dieses Büßergewand um so deutlicher sehen, je mehr er es zu verstecken trachtete. Er aß nur Brot und Gemüse, trank nur Wasser und es ist ihm keineswegs zuzutrauen, daß er „öffentlich Wasser gepredigt“ habe, um „heimlich Wein zu trinken“. Er gefiel sich in der Gesellschaft von Mönchen, Hörigen und Bettlern, denen allen er ein unermüdlicher Almosenspender war. Häufig unterzog er sich der „Disciplin“ der Geißelung. Tag für Tag wusch er, in Nachahmung Jesu, einer Anzahl von Armen die Füße. Sich selber dagegen wusch er weniger und vernachlässigte überhaupt seinen Leib und Anzug so sehr, daß seine schmierige Kleidung die Herberge von allerhand Ungeziefer wurde. Fakirhafte Schmutzerei und kapuzinerische Wasserscheu haben ja immer ein unumgängliches Zubehör der Heiligkeit ausgemacht. „Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni!“ Also hat ein Jahrhundertgenosse Beckets, der heilige Bernhard, das Symbolum der christlichen Askese gefasst. Thomas bekannte und bethätigte dasselbe. Und nicht etwa nur mittels der erwähnten frommen Uebungen. Denn sofort nach der Einsetzung in sein erhabenes Kirchenamt sandte er seinen Bestallungsbrief als Kanzler mitsammt dem großen Staatssiegel zu Handen des Königs nach der Normandie hinüber, demuthsvoll erklärend, da seine Gaben und Kräfte nicht einmal ausreichten, die schweren Obliegenheiten seines neuen geistlichen Amtes zu erfüllen, so müsste er es für ganz unthunlich, ja unmöglich erachten, daneben noch einem zweiten, einem weltlichen Amte vorzustehen.

Der König freilich, in seinem beschränkten Laienverstande, wie man etwa sagen könnte, begriff diese Demuth nicht recht. Vielmehr ging er in seinem weltlichen Sinne so weit, dieselbe für ihr baares Gegentheil zu halten. Er witterte den Beginn der Feindseligkeiten zwischen ihm und seinem gewesenen Kanzler, indem er in dem ganzen Sichhaben und Gebaren des neuen Primas nichts anderes sah als das Streben, jedes Band der Abhängigkeit von ihm, dem Könige, zu lösen. Wie richtig Heinrichs Witterung, sollte bald offenbar werden. Denn Becket zögerte nicht, den Kampf der Kirche — nach römisch-rechtgläubigem Begriff — gegen den Staat zu eröffnen.

Schon das erste Wiedersehen, welches zwischen König und Primas statthatte, ließ sich, wenn nicht geradezu feindselig, so doch sehr frostig an, vollends in Betracht des Verhältnisses, wie es noch vor Jahresfrist zwischen den Beiden bestanden hatte. Als Heinrich zum Anfang des Jahres 1163 von Cherbourg aus nach England hinüberfuhr und im Southampton landete, stand auch Becket in der Reihe geistlicher und weltlicher Magnaten, welche den König bewillkommten, und es berührte diesen unangenehm und ärgerlich den in Kutte und Kapuze zu erblicken, welchen er zuletzt, drüben in der Normandie, im normanischen Hofkleid mit bis zum Boden herabhängenden

modischen Aermeln, gesehen hatte, den Dolch an der Seite, auf dem Kopfe das Federbarett und an den Füßen Schnabelschuhe, deren Spitzen in Widderhörnerform aufgebogen waren. Er mochte so ein Gefühl haben, daß dieser armsälig angethane, demüthig dreinschauende Priester über ihn, den König, Herr sein wollte. Er aber — wollte Herr über den Priester sein.

Das war ein schlimmer Anfang, der einen schlimmeren, schlimmsten Ausgang ahnen ließ.

V.

Der Riß war also schon geschehen, wurde aber zuvörderst noch verkleistert. Den Kleister bildete die Uebereinstimmung zwischen König und Primas hinsichtlich des dazumal vorhandenen Schisma's. Es gab ja, was übrigens nicht ungewöhnlich, wieder einmal verschiedene Statthalter Christi, verschiedene Unfehlbare, welche, brennend von der bekannten christlichen Liebe, einander gegenseitig bannten und verfluchten. Diesmal waren es nur zwei Päpste, welche die „Nachfolge Christi" also an einander ausließen und bethätigten: Viktor der Vierte und Alexander der Dritte, welcher letztgenannte in England in den Augen des Königs, der Aristokratie und des Klerus für den rechtmäßigen Himmel- und Höllenschlüsselhalter galt. Der Primas wusste sich auf einem von Alexander nach Tours berufenen Concil, zu welchem König Heinrich ihn abordnete, die persönliche Sympathie und Gunst des Papstes zu sichern, also einen Rückhalt stärkster Art.

Derweil hatte aber der Kampf zwischen Fürst und Priester daheim in England thatsächlich schon angehoben und war der nur nothdürftig verkleisterte Riß zu einer Spalte geworden. Denn wo immer eine Gelegenheit sich bot, für das, was der Primas „die Rechte und Freiheiten der Kirche" nannte, kampfeifrig einzutreten, that er es, und wenn keine Gelegenheit sich bot, wusste er eine zu schaffen. Er war daher flink bei der Hand, Urkunden aufzufinden und vorzuweisen — in der Urkundenfindung ist die römische Kirche bekanntlich von jeher sehr stark gewesen, siehe die Isidor'schen „Dekretalen" und ähnliche pias fraudes — kraft welcher Urkunden verschiedene Burgen und Ländereien, welche der König an Edelleute verliehen hatte, als Eigenthum des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury angesprochen und zurückgefordert wurden. Dazu kam, daß, als Heinrich die Hufe Landes, auch des in klerikalem Besitze befindlichen, mit einer Steuer von 2 Schillingen belegen wollte, der Primas, pochend auf die Rechte und Privilegien der Kirche, diese Steuer rundweg verweigerte. Weiterhin nahm der Streit schon eine große Bitterniß an, als das königliche Recht mit dem sogenannten kanonischen, die weltliche Gerichtsbarkeit mit der geistlichen unsanft zusammenstieß. Der König wollte einen offenkundigen Mörder, Philipp de Brois, Domherr zu Bedford, richten lassen, wie Recht und Gesetz es forderten.

Da fuhr aber stracks der Primas dazwischen mit der Erklärung, Geistliche könnten überhaupt nicht von Laien gerichtet werden, und setzte es durch, daß der Domherr vor den geistlichen Gerichtshof von Canterbury gestellt wurde, welcher den hochwürdigen Mörder zum Verlust seiner Pfründe für die Dauer von zwei Jahren verurtheilte.

Wie das alles den König kränken und erbittern musste, liegt auf der Hand, und daß er nun seinerseits schärfere und schärfste Saiten aufzuziehen begann, ist begreiflich. Die Reibung zwischen Staat und Kirche gab demzufolge bald helle Funken. Heinrich war zuvörderst entschlossen, namentlich die offenkundigen, äußerst hinderlich in die Staatsregierung eingreifenden Anmaßungen der geistlichen Gerichtsbarkeit abzustellen. Bei diesem Unternehmen schien er freilich dem gesammten Klerus gegen sich zu haben, aber es gelang ihm, in die Mauer klerikaler Einmüthigkeit eine Bresche zu treiben. Zwar der niedere Klerus, insbesondere die Möncherei, stand jetzt und später fest zu dem Primas, allein aus den Reihen der Prälatur erstanden demselben Neider und Nebenbuhler, welche auf des Königs Seite traten. So der Erzbischof von York, also der zweite Prälat des Reiches, welcher sich so gut dünkte wie der erste, so weiter der Bischof von London und der Abt von St. Augustin zu Canterbury, welche beide sich für zu vornehm hielten, um dem Primas unterwürfig sein zu wollen. Infolge solcher Spaltung des hohen Klerus fand Thomas es angezeigt, nachzugeben, nämlich zeitweilig. Um so mehr, da ihm der päpstliche Nuntius dazu rieth. Er ging also nach Woodstock, wo Heinrich hofhielt, nahm Audienz und versprach, die alten Satzungen und Bräuche des Landes inbetreff des Gerichtsverfahrens, auch gegen verbrecherische Geistliche, fürder zu achten.

Das war freilich kein Friede, sondern höchstens ein Waffenstillstand. Von der Wiederherstellung des früheren freundlichen Verhältnisses zwischen Thomas und Heinrich war dabei gar keine Rede. Der König hatte das Vertrauen zu seinem ehemaligen Günstling vollständig und für immer verloren. Der Primas fühlte das und sah in seinem früheren Herrn und Gebieter nur noch einen Feind der Kirche und demnach auch einen persönlichen Feind, da er, Thomas Becket, überzeugt war, er trüge, so zu sagen, die ganze Kirche in seinem Leibe, wie jener indische Brahman seiner Aussage zufolge die ganze Dreieinigkeit, Brahma, Vischnu und Siwa, in seinem Bauche mit sich herumtrug. Wo wäre denn ein Größenwahnwitz zu finden, welchen auszuhecken Pfaffenhochmuth sich nicht erdreistet hätte?

Das Versprechen von Woodstock wurde nicht gehalten. Ja, der Primas suchte sogar und erlangte die päpstliche Absolution für die Sünde, dasselbe gegeben zu haben. Der Streit war also wieder auf dem alten Fleck und darum beschloß der König, die Entscheidung herbeizuführen. Im Jänner von 1164 berief er die Barone und die Prälaten des Reiches zu einer feierlichen Versammlung nach Clarendon, damit eine feste und klare Auseinandersetzung und Bestimmung der Gerechtsame von Staat und Kirche be-

rathen und getroffen würde. Auch der Primas erschien und erklärte von vornweg, sein dem König in Woodstock gegebenes Versprechen wäre eine Schwäche, eine Sünde gewesen, die er bitterlich bereut hätte. Er müßte daher jenen Irrthum widerrufen und auf allen Rechten und Ansprüchen der Kirche beharren. Nur auf das Bitten und Flehen verschiedener geistlicher und weltlicher Magnaten hin ließ sich Becket herbei, an den Berathungen über die sogenannten „Constitutionen von Clarendon" theilzunehmen, wenigstens passiv. Nach zweitägigen stürmischen Debatten kam es zur Beschlußfassung über diese „Constitutionen" in 16 Paragraphen, deren Essenz war, daß fortan die Wahl von Prälaten (Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten) nur nach dem Rath und mit der Zustimmung des Königs geschehen könne, daß der Klerus in bürgerlichen Sachen und in Streithändeln mit Laien vor des Königs Gerichten Recht nehmen müsse, daß wider des Königs Willen kein Proceß in's Ausland verlegt, auch entgegen diesem Willen kein Kleriker in die Fremde gehen, noch endlich diesem Willen zuwider ein Rath oder Diener des Königs exkommunicirt werden dürfe. Man muß sagen, daß diese Forderungen und Festsetzungen vonseiten des Staates, welche auf den jetzt von Heinrich wieder zu Ehren gebrachten Anschauungen und Einrichtungen fußten, wie sie in der vornormanisch-angelsächsischen Zeit in England bestanden hatten, gewiß keine unbescheidenen und unbilligen gewesen sind. Aber allerdings den Ansprüchen der Hierarchie und vollends eines Hierarchen vom Metalle Beckets auf kirchliche Omnipotenz stellten sie sich scharf entgegen. Darin scheint nun aber der gesammte Episkopat von England keine Gefahr für die Kirche gesehen zu haben. Denn wie die Barone, so unterfertigten und besiegelten auch die Bischöfe zum Zeichen ihrer Beistimmung die Urkunde der Constitutionen von Clarendon. Auch der Primas? Ja wohl. Nachdem er sich etwas gesträubt, setzte auch er sein Siegel auf das Pergament. Angesehen das, was unmittelbar nachfolgte, muß man annehmen, die menschliche Schwäche habe es in Clarendon über den hierarchischen Stolz Beckets momentan davongetragen.

Der König wollte dem Erfolg, welchen er soeben erlangt hatte, die Bürgschaft der päpstlichen Autorität hinzufügen und unterbreitete die Constitutionen von Clarendon der Bestätigung durch Alexander den Dritten. Allein dieser verwarf und verdammte von den 16 Paragraphen die zehn wichtigeren und wichtigsten und richtete damit den vorübergehend gesunkenen Muth des Primas wieder auf. Becket hatte in der Erwartung der päpstlichen Entscheidung für die in Clarendon gesündigte Schwäche bittere Buße gethan, hatte sich des Messelesens enthalten, hatte sich der Geißelung unterzogen. Jetzt, nachdem Rom gesprochen, meinte er, der Boden seines Vaterlandes brännte ihm unter den Füßen. Zweimal machte er den Versuch, von Ramney aus heimlich über die See zu entweichen. Beidemal trieben widrige Winde ihn zurück. Dann fand er es rathsam, zu erproben, ob sich mit dem Könige zu einem Frieden kommen ließe, und suchte zu diesem Zwecke ver-

sönliche Begegnungen mit Heinrich in Woodstock und hierauf in Northampton. Es kam dabei nichts heraus als Schärfung und Verbitterung des obwaltenden Gegensatzes. Der König, auch durch das Verhalten des Papstes schwer gereizt, verlangte Unterwerfung, und als diese verweigert wurde, ging er geraden Weges auf die Vernichtung seines Gegners aus. Dieser erkannte die Gefahr und entfloh in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1164 aus Northampton, allwo er auf einer dahin berufenen Reichsversammlung dem König in's Angesicht Trotz geboten hatte, den ganzen Stolz seines hierarchischen Bewusstseins mit der Duldermiene eines Märtyrers geschickt verbindend. Die Art und Weise übrigens, wie Heinrich von der Reichsversammlung oder wenigstens von den weltlichen Mitgliedern derselben die Schuldigfindung und die Verurtheilung des Primas zur Einkerkerung erwirkt und erpresst hatte, war eine so schreiend gewaltsame, daß man wohl verstehen kann, wie Becket dadurch in das Licht eines Dulders für den Glauben gerückt werden konnte und gerückt wurde[1].

Das hatte sich schon in Northampton gezeigt, wo die Volksmenge vor dem Primas, so er auf der Straße erschien, auf die Kniee fiel und um seinen Segen bat, und das zeigte sich auch auf seiner Flucht, welche über Lincoln, Boston, Sempringham und Eastray nach Sandwich ging. Mönche, Siedler, Weltpriester und Leute aus dem Volk empfingen ihn überall alswie einen Heiligen und thaten alles Mögliche, ihn den Nachstellungen seiner Verfolger zu entziehen. In der Nacht vom 2. auf den 3. November fuhr er von Sandwich aus auf einem gebrechlichen Boot über den Kanal, landete unweit von Gravelingen und reis'te, in den Abteien von Clairmarois, St. Omer und St. Bertin ehrerbietig beherbergt, weiter nach Soissons, wo er von dem Franzosenkönig Ludwig als ein höchst willkommener Gast begrüßt wurde. Der ruhelose Zwist zwischen dem englischen und französischen Monarchen warf seine Schlagschatten nun auch in den Streithandel Heinrichs mit Thomas Becket hinein und zwar sehr nachdrucksam zu Ungunsten von jenem. Denn Ludwig der Siebente verstand sehr wohl, daß der Flüchtling von Erzbischof-Primas in seiner Hand eine gegen den König von England auszuspielende Trumpfkarte sein könnte und würde.

Als in Northampton die Flucht Beckets kundgeworden, war der König in wilden Zorn ausgeborsten. Sofort wurde gegen den Flüchtling als gegen einen „Betrüger", „Meineidigen" und „Verräther" verfahren. Mit äußerster Härte, wie von gleichzeitigen Berichterstattern, und zwar von Anhängern des Primas wie Gervasius von Canterbury und von Dienern des Königs wie

[1]) Als auf Befehl des Königs der Graf Robert von Leicester dem Primas das Urtheil vorlesen und bekanntgeben wollte, unterbrach der Verurtheilte den Vorleser schon bei der Eingangsformel mit den Worten: „Graf, ich verbiete Euch im Namen des allmächtigen Gottes, ein Urtheil gegen mich, der ich Euer geistlicher Vater bin, auszufällen und auszusprechen. Ich appellire an den souveränen Papst und citire Euch vor seinen Stuhl."

Roger von Hoveden gleichermaßen, ausdrücklich bezeugt wird. Denn Heinrich begnügte sich nicht damit, mittels offener, unter dem großen Staatssiegel erlassener Briefe diesseits und jenseits des Kanals, in allen seinen Ländern und Provinzen, den „gewesenen Erzbischof von Canterbury" als einen treubrüchigen Verräther und als seinen Feind zu signalisiren und auszuschreiben, auch nicht damit, alle Güter und Besitzthümer des Primas, sowie der sämmtlicher Anhänger desselben, einzuziehen und an sich zu nehmen, sondern er dehnte die Verfolgung auch auf die ganze Verwandtschaft Beckets aus, auf die männliche und weibliche, in auf- und absteigender Linie, so daß über Männer, Knaben, Greise und Frauen, ja — es klänge kaum glaublich, wenn wir nicht miterlebt hätten, daß noch 1870 vonseiten der „stets an der Spitze der Civilisation marschirenden grande nation" bei der Austreibung der Deutschen aus Frankreich ganz ähnliche Barbareien und Brutalitäten verübt wurden — ja sogar über Schwangere und Kindbetterinnen, über Säuglinge und Embryonen die Strafe der Verbannung verhängt worden ist*). Diese Königsthat vollbracht, ordnete Heinrich den Grafen Wilhelm von Arundel und die Bischöfe Gilbert von London und Richard von Ilchester als seine Boten an den König von Frankreich, sowie an den in Sens hofhaltenden Papst Alexander ab, um den Beistand von beiden gegen den flüchtigen Rebellen Becket zu erwirken. Die Gesandten trafen den Franzosenkönig in Compiègne und begaben sich von dort nach Sens. An beiden Orten blitzten sie ab. Ludwig verweigerte Heinrichs Forderung, den Flüchtling auszuweisen, in höflich-spöttischer Manier, der Papst in gewunden-diplomatischer das Ansuchen des Königs von England, den Primas nach Canterbury heimzuschicken unter dem Geleite von päpstlichen Legaten, welche den ganzen Streithandel auf englischem Boden untersuchen und schlichten sollten. Mochte Alexander dahinter eine List oder Tücke des Königs argwöhnen, mochte er vielleicht auch der Unbestechlichkeit seiner Legaten nicht trauen, genug, er wollte jedenfalls den Mann nicht fallen lassen, welcher ja mit der eigenen Sache zugleich die des Papstthums verfocht. Demzufolge wurde Becket, während die Boten Heinrichs unverrichteter Dinge abziehen mussten, am päpstlichen Hofe sehr sympathisch empfangen. Mit den „Konstitutionen von Clarendon" in der Hand, rechtfertigte er sein Verhalten und legte dann sein Erzbisthum in die Hände des Papstes nieder. Allein dieser ertheilte ihm volle Absolution, tröstete ihn liebreich, gab ihm den Bischofsring zurück und wies ihm das Kloster Pontigny zu standesmäßigem Aufenthalt an.

Als Gegenschlag erließ König Heinrich von der Normandie aus, wohin er zur Osterzeit von 1165 gekommen, ein strenges Verbot, päpstliche Bullen in seine Länder einzuführen oder irgendwelche Schreiben des „gewesenen"

*) „Mulieres puerperio decubantes." Gervasius Cantuarensis. „Omnes homines et foeminae, pueri etiam in cunnis vagientes et ad ubera pendentes." Rogerus de Hoveden.

Primas nach England zu bringen. Im folgenden Jahre kam der König abermals nach Frankreich herüber und verweilte, während es dem Papst Alexander glückte, nach Italien und Rom heimkehren zu können, vier Jahre, bis um Ostern von 1170 in seinen französischen Provinzen, wo er alle Hände voll zu thun hatte mit der Bändigung rebellischer Vasallen, sowie mit der endlosen Mühwaltung, welche erforderlich war, mit König Ludwig in einem erträglichen Einverständniß zu bleiben. Mit Thomas Becket wähnte er fertig zu sein. Er kannte ihn wenig.

VI.

Denn von seiner Klosterzelle in Pontigny aus, wo er scheinbar nur mit dem Studium von Problemen des kanonischen Rechtes und mit frommen Uebungen beschäftigt war, wühlte und machenschaftete Becket, der keinen Augenblick aufhörte, sich als rechtmäßiger Erzbischof von Canterbury zu fühlen, rastlos und unverdrossen gegen den König Heinrich, welcher die Schreiben, die Thomas abwechselnd in bittender oder drohender Stilisirung an ihn richtete, keiner Antwort würdigte. Auch der Versuch des Verbannten, die Fürsprache der alten Kaiserin Mathilde, Witwe Kaiser Heinrichs des Fünften und Geoffroy's von Anjou, bei ihrem Sohne Heinrich zu gewinnen, schlug fehl. Der Papst suchte auf das Andringen Beckets hin, welchen er schon 1166 zu seinem Legaten in der burgundischen Kirchenprovinz ernannte, durch den Episkopat der französischen Provinzen des Königs auf diesen zu Gunsten des Flüchtlings zu wirken. Umsonst. Heinrich wollte nichts von dem ehemaligen Günstling wissen, in welchem er, von seinem Standpunkt aus, nur einen treulosen und verrätherischen Menschen erblicken konnte.

Daraufhin verschritt Becket dazu, mit seinem geistlichen Rüstzeug einen großen Stoß gegen seinen Gegner zu führen. Welche Bedeutung in jenen Zeiten Bann und Interdikt hatten, weiß jeder Schuljunge oder könnte und sollte es wenigstens wissen. Gebannt oder exkommunicirt, d. h. aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen zu werden, bedeutete für den mittelalterlichen Menschen ungefähr, was für den modernen ein Bankerott bedeutet — ich sage nicht für den modernsten, denn für diesen bedeutet ein Bankbruch bekanntlich nichts mehr. Die Bewohner eines Landes, welches im Mittelalter mit dem Interdikt bedroht war, hatten etwa so ein Gefühl, wie es heutzutage die Insassen einer Gegend haben, in welche die Cholera einzufallen sich anschickt. Es wäre jedoch ein Irrthum, zu meinen, daß selbst in jenen glaubenstollen Jahrhunderten alle Menschen durch Bann und Interdikt ohne weiteres sich hätten schrecken und bestimmen lassen. Die Geschichte des Mittelalters ist ja voll von Zeugnissen für das Gegentheil. Es gab deutsche und italische Prälaten, welche, des päpstlichen Bannspruchs nicht achtend, treu zum Kaiser und Reich standen. Ebenso gab es deutsche und italische Städtebürgerschaften, welche, allen Schrecken des Interdikts

trotzend, dasselbe thaten. Die allerdings furchtbaren geistlichen Waffen Bann und Interdikt wurden eben infolge der päpstlichen Politik so häufig zu rein weltlichen Zwecken gehandhabt, daß die Menschen sie allmälig auch mit weltlichen Augen ansehen lernten und dadurch den unmäßigen Respekt davor einbüßten oder wenigstens auf ein bescheideneres Maß herabminderten.

Becket sollte das auch erfahren. Am 3. Junitag von 1166 begab er sich von Pontigny nach Vezelai, celebrirte in der dortigen Magdalenenkirche das Hochamt, sprach dann kraft seiner Vollmacht als päpstlicher Legat vom Altar herab eine Verdammung der Constitutionen von Clarendon aus und verhängte den Kirchenbann über die zwei englischen Bischöfe von Oxford und Ilchester, sowie über drei weltliche Räthe des Königs Heinrich. Es hieß auch, da der verbannte Erzbischof einmal am Verfluchen wäre, so würde er demnächst über den König selbst die Exkommunikation aussprechen.

Aber der Stoß ging fehl und der Gegenstoß ließ nicht lange auf sich warten. Zwar machte der Bannspruch von Vezelai in Frankreich großen Lärm, brachte aber drüben in England nur die Wirkung hervor, daß der Episkopat eine vom Bischof Gilbert verfasste fulminante Anklageschrift gegen Becket ausgehen ließ und Appellation an den Papst einlegte. König Heinrich seinerseits drohte dem Cistercienserorden — Pontigny war ein Cistercienserkloster — dessen sämmtliche Güter in seinen Landen einzuziehen, falls dem rebellischen Primas fernerweiter Unterschlupf gewährt würde. Das daraufhin eiligst in Citeaux zusammengetretene Ordenskapitel setzte von dieser sehr bedenklichen königlichen Drohung den gefährlichen Gast von Pontigny in Kenntniß, worauf es dieser für gerathen hielt, seinen Zufluchtsort zu verlassen und sich — immer im Schutze des Königs von Frankreich — nach Sens zu begeben, wo er im Columbakloster gastliche Herberge fand. Eine nicht geringe Anzahl von Verehrern, Engländer, Franzosen, Lombarden, folgte ihm nach Sens. Denn der Mann verstand es, inmitten von allen Bedrängnissen immer ein zahlreiches Gefolge von Anhängern hinter sich herzuziehen. Wie wenig er daran dachte, sich für besiegt zu erachten, geht schon daraus hervor, daß er auch gegen den Bischof Gilbert von London den Bannstral zu schleudern sich vermaß.

Es würde ermüdend sein, den Streithandel zwischen König und Priester noch fernerweit alle Krisen und Peripetieen hindurch zu verfolgen. Wollten wir es thun, so müssten wir ja alle die Zickzacksgänge der mit diesem Streithandel vielfach verknoteten Politik Alexanders des Dritten aufdecken, welcher zwar den verbannten Primas nicht fallen lassen, aber es doch auch mit dem Könige von England und nahezu von Halbfrankreich nicht verderben wollte. Und wie die päpstliche Politik, so war und blieb die des Franzosenkönigs ebenfalls fortwährend ein wirksames Motiv in der Fehde zwischen Krone und Mitra, obzwar Ludwig eine seiner Töchter dem englischen Thronerben vermählt hatte. Zuletzt hatten sich die Sachen so verwickelt und verknäult, daß die Möglichkeit eines Friedenschlusses zwischen Heinrich und

Thomas von der Möglichkeit eines Friedens zwischen den beiden Königen abhing und umgekehrt.

Endlich kam doch ein Uebereinkommen zustande und zwar auf der Basis einer diplomatischen, durch Vermittler von hüben und drüben nach vielen Weiterungen und großen Schwierigkeiten zuwegegebrachten Vereinbarung. Kraft derselben überreichte Becket dem König eine Bittschrift des Inhalts, es möchte ihm in Gnaden gewährt werden, daß er in Sicherheit nach England heimkehren könnte, um daselbst in alle seine Aemter, Würden und Güter wieder eingesetzt zu werden. Heinrich seinerseits sollte versprechen, diese Bitten und Wünsche zu erfüllen. So geschah es dann von beiden Seiten und nun erfolgte im Juli von 1170 jene berühmte Zusammenkunft von Heinrich, Ludwig und Thomas auf französischem Boden in der Nachbarschaft von Tours zwischen Freteval und La Ferté-Bernard. Vom 16. Juli bis zum 21. verhandelten die beiden Könige ihre Geschäfte mitsammen. Am Tage darauf hatten Heinrich und Thomas, wie verabredet worden, eine Begegnung auf freiem Felde. Hier beugte der Priester das Knie vor seinem Landesherrn und dieser umarmte den Begnadigten. Aber den „Kuß des Friedens“ (osculum pacis, le baiser de paix), auf welchen die mittelalterliche Diplomatie bei solchen Gelegenheiten einen so großen Werth legte, daß sie ihn geradezu als unerlässliche Besiegelung eines geschlossenen Friedens betrachtete — diesen Friedenskuß gab Heinrich dem restituirten Primas nicht. Das wurde sehr bemerkt — auch von Becket tief empfunden — und es gab Leute, die angesichts dieser Unterlassung vonseiten des Königs dachten und sagten, die ganze Sache werde kein gutes Ende nehmen.

Sie nahm kein gutes, obzwar sich zunächst alles gut anzulassen schien. Heinrich schrieb von Chinon aus an seinen Thronerben, den jungen Heinrich, welcher als sein Statthalter in England regierte: „Ihr sollt wissen, daß Thomas von Canterbury zu meiner vollständigen Genugthuung seinen Frieden mit mir gemacht hat. Ich befehle Euch demnach, ihm und den Seinigen in Güte alle ihre Besitzungen zurückzugeben.“ Allein diese Besitzungen waren derweil an andere verliehen worden und die neuen Besitzer waren keineswegs willig, sie den alten zurückzustellen. Schon dieser Umstand musste viel dazu beitragen, den Frieden von Freteval fraglich zu machen. Von Rom her kam Becket die eindringliche Warnung zu, er sollte dem Könige Heinrich nicht allzu sehr trauen, sollte, um seiner eigenen Sicherheit willen, vorsichtig, unterwürfig und geduldig sein. Als er sich vor seiner Heimreise nach England von dem König Ludwig verabschiedete, sagte dieser: „Ihr wollt also reisen? Nicht um soviel Gold, als ich selber schwer bin, möchte ich Euch dazu gerathen haben, und wenn Ihr mir glauben wollt, so traut Eurem Könige nicht, so lange Ihr von ihm den Friedenskuß nicht empfangen habt.“

Becket fühlte das Schwergewicht dieser Worte und bemühte sich deßhalb, vor seiner Abreise noch eine Zusammenkunft mit König Heinrich zu erlangen,

um, wo möglich, zu einer völlig befriedigenden Auseinandersetzung zu kommen. Die Zusammenkunft wurde ihm gewährt, aber die Auseinandersetzung mißlang. Heinrich empfing seinen Günstling von ehemals zu Chaumont unweit Amboise, aber er empfing ihn sehr kühl, während die Umgebung des Königs eine geflissentliche Mißachtung des Primas zur Schau trug. Es kam nicht zum Friedenskuß, welchen zu weigern Heinrich wohl mitbestimmt sein mochte dadurch, daß er inzwischen erfahren, der Papst habe auf Beckets Betreiben die Suspension des Erzbischofs von York und verschiedener anderer Bischöfe von ihren Sitzen ausgesprochen und die Bannung des Bischofs von London bestätigt. Als sich König und Priester trennten, blickte dieser jenen scharf an und sagte feierlich: „Ich ahne, daß ich Euch nicht wiedersehen werde." Worauf Heinrich, welcher den Sinn dieser Worte wohl verstand, zornmüthig: „Haltet Ihr mich für einen Verräther?" Der Primas verneigte sich und ging.

Bevor er sich in Witsand bei Calais einschiffte, sandte er einen vertrauten Diener vor sich her nach England als Träger der gegen die vorhin erwähnten englischen Prälaten gerichteten päpstlichen Suspensions- und Bannbullen. Das war ein ganz deutliches Zeichen, daß Becket, auf englischem Boden angelangt, den schon jahrelang wüthenden Streit sofort mit aller Energie wieder aufnehmen und fortführen wollte und würde. Kein Wunder daher, daß ihm die Kunde vorausflog, er bringe „Eisen und Feuer" mit sich. Vielleicht hat er bei sich selbst jenes Wort wiederholt, welches dem Evangelisten zufolge Jesus gesprochen: — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert". In der That, er war ein kühner und zäher General der „ecclesia militans". Alle Widerwärtigkeiten des Exils hatten seinen Muth nicht gebeugt, sondern seinen Eifer nur bis zur Glühhitze gesteigert. Er wußte auch ganz gut, welchen Gefahren ihn sein entschiedenes Vorhaben aussetzte, alle seine geistlichen und weltlichen Gegner in den Staub zu beugen und Heinrich dem Zweiten selber das Bekenntniß abzuzwingen, daß der Priester dem Könige vorangehe. Wie zu allem entschlossen, war er auch auf alles gefaßt. Unmittelbar vor seiner Einschiffung ließ ihm der Graf von Boulogne durch den Dekan der dortigen Kirche die dringliche Warnung zukommen, ja nicht nach England zu gehen, weil ihm dort Schlimmes bevorstände. „Mein Sohn," erwiderte der Primas dem Boten, „und wenn ich auch gewiß wäre, am englischen Ufer drüben in Stücke gehauen zu werden, so würde ich dennoch hinüberfahren. Es ist genug, daß meine Heerde sieben Jahre lang ihres Hirten entbehren mußte." Man sieht, Becket war kein Opportunist, kein Kompromißler, sondern ein Principmann und Held, falls man einen so nennen darf, welcher mit dem Kopf durch die Mauer will. In der Regel sind aber die Mauern fester als die Köpfe.

Am 1. Decembertag von 1170 betrat Thomas bei Sandwich den Boden seines Heimatlandes wieder. Zwar überwachte der Sheriff von

Kent mit Bewaffneten die Landung des Primas, doch ließ er sie unbeanstandet geschehen. Auch die Weiterreise nach Canterbury, dessen Bewohnerschaft, mit besonderer Beeiserung die mönchische, den Zurückgekehrten mit Glockengeläute und Halleluja empfing. Er erfuhr überhaupt vonseiten des Volkes in diesen Tagen bei jeder Gelegenheit ebenso aufrichtig gemeinte als geräuschvolle Huldigungen, welche ihn nicht wenig in seinem Kampfeifer bestärken mochten. Denn zu kämpfen war er gewillt. Um so mehr, da ihm der Prinz-Statthalter Heinrich das Verbot kundgeben ließ, seinen Metropolitansitz Canterbury zu verlassen. Zur Antwort bestieg der Primas am Weihnachtstage die Kanzel der Kathedralkirche, predigte und verkündete zum Schlusse den Bann über alle, welche dem Erzstifte gehörende Güter, die der König ihnen verliehen, noch nicht wieder herausgegeben hatten.

Dies wurde für eine gegen König Heinrich selber gerichtete neue Kriegserklärung angesehen und ausgegeben. Am prinz-statthalterlichen Hofe zu Winchester scheint man die mehr oder minder ernste Besorgniß gehegt zu haben, der Primas wäre Willens und im Stande, an die Spitze von Volksmassen sich zu stellen und, namentlich mit Beihilfe der Mönche und des niederen Klerus, einen Aufruhr zu machen. Der Alarmruf ging auch nach der Normandie hinüber, allwo der König auf der Burg Bur bei Baieux die Weihnacht feiern wollte. Dorthin eilten aus England die suspendirten und gebannten Bischöfe, dampfend vor Entrüstung gegen ihren Primas und Feind. In ihrem Mund wurde der Alarmruf zur Sturmposaune. In ihrer Schilderung nahm das Vorgehen Beckets ungeheuerliche Verhältnisse an. „Wir sind im Bann, gnädigster König und Herr“ — so beschlossen sie ihre Reden — „weil wir gethan nach Eurem Willen und gehandelt nach Euren Befehlen.“ Worauf der König im Zorn: „Bei den Augen Gottes (par les oilz deu), seid ihr im Bann, so bin ich es auch.“ Dann, von einem Wuthanfall gepackt, rief er aus: „Was, ein Jämmerling, welcher mein Brot aß, welcher als ein Bettler, all sein Hab' und Gut am Leibe tragend, auf einer hinkenden Mähre an meinen Hof gekommen, beschimpft seinen König, und nicht einer von diesen feigen Rittern, die ich an meiner Tafel gefüttert, geht hin, mich von diesem Priester zu ledigen!“

Solches wollten sich vier Ritter vom Haushalt des Königs, Richard der Bretagner, Wilhelm von Tracy, Hugo von Morville und Reginald Fitzurse, nicht zweimal sagen lassen. Es waren das vier angesehene Hofherren. Herbert von Bosham, einer der Exilsgenossen Beckets, bezeichnet sie als „cubicularii“ Heinrichs. Sie waren also nach unserem Sprachgebrauche königliche Kämmerlinge, Kammerherren, und wurden, wie aus andern Quellen erhellt, nicht allein zu höfischen Verrichtungen, sondern auch zu diplomatischen und richterlichen Geschäften verwendet. Das rasche Zornwort des Königs trug blutige Früchte. Die vier Ritter ließen ihre Rosse satteln, nahmen ihre Waffen, verließen heimlich den Hof, eilten zur Küste und fuhren nach England hinüber, entschlossen, ihren Herrn und Gebieter „von diesem Priester

zu ledigen". Sie vollführten ihre Fahrt, während Heinrich mit der Baronschaft der Normandie einen Rathschlag hielt, der mit dem Beschluß endigte, in gesetzmäßiger Form gegen den Primas vorzugehen und denselben unter der Anklage auf Hochverrath verhaften zu lassen. Derweil wurde dem König gemeldet, in wie auffälliger Weise seine vier Kämmerlinge sich entfernt hätten und zur Seeküste geeilt wären. Heinrich erschrak, weil er sofort verstand, was diese Entfernung und Eile zu bedeuten hatten. Er sandte Eilboten aus, die Ritter zurückzurufen. Aber es war zu spät: sie konnten nicht mehr eingeholt werden.

Fünf Tage nach der Weihnacht ritten die Vier in Canterbury ein und zwar an der Spitze einer reisigen Schar, die sich ihnen auf den an ihrem Wege gelegenen Burgen angeschlossen hatte. Mittels vorausgesandter Boten hatten sie sich mit zwei Todfeinden des Primas verständigt, mit Ranulph de Broc, einem Inhaber canterbury'scher Stiftsgüter, und mit dem Abt Clerembault vom St. Augustinskloster, welcher, als zwar vom König eingesetzt, aber von der Kurie nicht bestätigt, in den Augen Beckets nur ein Eindringling und Ketzer war. Im genannten Kloster nahmen die Ritter Herberge. Dann, zur Vesperzeit, ritten sie zum erzbischöflichen Palast, der mit dem Dreifaltigkeitskloster zusammenhing. Nachdem sie die Eingänge und die Umgebung mit ihren Helfershelfern besetzt hatten, legten sie an der Pforte ihre Waffen ab und stiegen in die Kammer hinauf, in welcher der Primas, so eben vom Mittagstische gekommen, mit etlichen seiner Beamten Geschäfte ordnete. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß er die nahende Katastrophe vorausfühlte, sobald er die Ankunft der Ritter im Kloster St. Augustin erfahren hatte. Aber er wankte und schwankte nicht, er wich angesichts der äußersten Gefahr nicht um einen Schritt zurück.

Er würdigte die in seine Kemenate getretenen Hofherren keines Grußes. Reginald Fitzurse trat als Wortführer vor und beschuldigte in leidenschaftlicher Rede den Primas, die Lehenstreue und den Frieden gebrochen zu haben. Ruhig, aber fest setzte Becket zur Entgegnung auseinander, daß er nur von seinem Rechte Gebrauch gemacht, als er die gegen seine Autorität rebellischen Prälaten und die Räuber der Güter des Erzstiftes gebannt habe. Dann immer heftiger werdendes Hin- und Herreden, welches sich zu einem raschen Frage- und Antwortspiel zuspitzte: „Wollt Ihr die Gebannten vom Banne lösen?" — „Nein!" — „Nun denn Verderben über Euch!"

Sie eilten hinaus und hinunter, rufend „Waffen! Waffen!" und während sie die Helme aufbanden und ihre Streitäxte und Schwerter ergriffen, tobten ihre Helfershelfer waffenrasselnd durch die Gassen und wurde der ganze Bezirk um die Kathedrale her von wildem Tumult erfüllt. Die Hofdienerschaft des Kirchenfürsten bewies keinen Muth und verkroch sich in alle Winkel. Die Mönche vom Dreifaltigkeitskloster umdrängten den Primas und beschworen ihn, zu fliehen oder sich zu verbergen. Er verweigerte beides. Da zerrten sie ihn durch die Thüre, welche aus dem Palast in das Kloster

führte, in den Kreuzgang und von da in die Kirche, welcher geweihte Ort, wie sie hofften, ihm Schutz gewähren würde. Ihre Hoffnung war eitel. Heinrichs Dienstmannen waren entschlossen, ihren Herrn „von diesem Priester zu ledigen", und Becket seinerseits war entschlossen, für sein und der Kirche Recht sterbend „die Märtyrerkrone zu erwerben". Er hatte zu den Kämmerlingen gesagt: „Ihr droht mir? Aber das ist unnütz. Wenn alle Schwerter im Lande auf mich gezückt würden, sollten sie mir doch nichts abtrotzen."

Man hört die Attentäter vor der Pforte toben und die Mönche wollen diese und alle Thüren verrammeln und verbarrikadiren. Allein der Primas wehrt es ihnen mit den Worten: „das Haus des Herrn soll nicht zu einer Festung gemacht werden". Dann, als die Aexte am Thore der Kathedrale und an der zum Kreuzgange führenden Thüre donnern, ergreift Schrecken die Mönche. Sie stieben auseinander und suchen da und dort in der weiten und dunkeln Kirche und in den Seitenkapellen einen Unterschlupf. Nur einer, Edward Grim geheißen, harrt aus bei dem Erzbischof.

Dieser will so eben die Treppe, welche zum hohen Chor führt, hinansteigen, wahrscheinlich um dort auf dem altehrwürdigen Stuhl von Porphyr hinter dem Hochaltar, auf welchem dem Brauche gemäß die Erzbischöfe von Canterbury geweiht zu werden pflegten, den Tod zu erwarten*). Da brechen, die ihn suchen, in den Tempel herein. Voran Reginald Fitzurse, vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert, sein zweischneidig Schlachtschwert in der Rechten und laut rufend: „Zu mir, wer es treu mit dem König hält!" Die Mordgenossen folgen dem Führer auf dem Fuße, ihre Schwerter schwingend und Trotzschreie ausstoßend.

„Wo ist der Verräther?" ruft Reginald. Keine Antwort. „Wo ist der Erzbischof?" ruft er wieder. „Hier, Reginald, hier bin ich", erwidert der Primas, steigt die Stufen der Chortreppe wieder herab und erwartet am Fuß einer zwischen den Kapellen der Jungfrau Maria und des heiligen Benedikt stehenden Säule sein Schicksal. Der Ruf: „Wo ist der Verräther? Wo ist der Erzbischof?" wird wiederholt. „Hier bin ich", antwortete Becket, „aber ein Verräther ist nicht hier. Was thut ihr in Waffen im Hause Gottes? Was ist euer Begehr?" — „Daß Du die Gebannten vom Banne lösest oder aber sterbest." — „Ihr muthet mir zu, daß ich thäte, was ich nicht darf. Ich kann den Bannspruch nicht aufheben. Thut, was ihr wollt."

In diesem Augenblick empfängt er zwischen die Schultern den Schlag einer flachen Schwertklinge und hört eine Stimme sagen: „Flieh' oder Du bist des Todes!" Wahrscheinlich wünschen die Attentäter, der Primas möge aus der Kirche weichen, weil sie eine flüchtige Scheu fühlen, den Mord im

*) „Imposant und theatralisch wie sein ganzes Wesen", meint R. Pauli (Bilder aus Alt-England, 1860, S. 16). Allein ich kann diese Meinung nicht theilen, sondern muß sie als durchaus ungerechtfertigt bezeichnen. Thomas Becket war nichts weniger als ein Komödiant. Er spielte seine Rolle gut, ja wohl; aber diese Rolle war seine Natur.

Heiligthum zu vollziehen. Allein Becket wankt und weicht nicht von der Stelle. Sie wenden Gewalt an, ihn wegzuschleppen, er aber sträubt sich und schleudert einen der Angreifer, den Wilhelm de Tracy, zu Boden. Wüthend springt der Ritter auf und schlägt mit dem Schwerte nach dem Kopfe des Primas. Aber der treue Mönch Grim streckt abwehrend den Arm dazwischen und empfängt einen Streich, der ihm nahezu den Arm vom Leibe trennt. Auch den Erzbischof verwundet noch der gewaltige Hieb am Kopf und an den Schultern und der Getroffene schlägt, seine Seele Gott empfehlend, vornüber auf das Pflaster hin. „Schlagt zu! Schlagt zu!“ schreien die Mörder. Richard der Bretagner holt aus und spaltet dem Opfer den Schädel mit einem so wuchtigen Schlag, daß die Schwertklinge auf den Steinplatten zerbricht. Wilhelm Maltret aber setzt seinen gepanzerten Fuß dem Todten in's Genick, daß das Blut aus dem klaffenden Schädel spritzt, und schreit: „So musste der Verräther sterben!“

VII.

Aber aus seinem Grabe heraus besiegte der todte Priester den lebenden König.

Das Grab war dem Gemordeten am Morgen nach der Schreckensnacht in der Krypte der Kathedrale bereitet worden. In aller Hast. Denn die Mörder erschienen, bevor sie aus Canterbury verschwanden, noch einmal in der Umgebung des erzbischöflichen Palastes und schienen die Absicht zu haben, sich des Leichnams ihres Opfers zu bemächtigen. Doch machten sie keinen ernstlichen Versuch, dieses Vorhaben zur Ausführung zu bringen, sondern fanden es gerathen, vor der schreckhaften Entrüstung, welche in der Stadt herrschte, zu entweichen und sich gen Norden zu wenden, wo sie in Northumberland in der Nähe von Knaresburgh eine Zuflucht suchten und fanden.

Die Kunde von der Ermordung des Primas von England flog durch die abendländische Christenheit und schlug die Gemüther mit Entsetzen. Die Menschen von dazumal mochten beim Empfang dieser sensationellen Nachricht ungefähr so einen Eindruck erhalten, wie die Menschen von heutzutage einen empfingen, so sie erführen, daß der Börsen-Primas Rothschild im Tempel Mammonis von einer Bande Kommunisten umgebracht worden wäre. König Heinrich, sobald die Trauerbotschaft zu ihm nach der Normandie gelangte, verschloß sich in seine Kammer und fastete drei Tage lang, in lauten Wehklagen über die blutige That sich auslassend. Sie waren sicherlich ernstlich gemeint, diese Klagen; denn der Fürst musste ja fühlen, daß er den großen Streithandel mit Thomas nicht gewonnen habe, indem er, obzwar nur mittels eines unbedachten Wortes, den Erzbischof zu einem Märtyrer gemacht. Die Folgen hiervon wusste der staatskluge Mann wohl zu bemessen, und um dieselben abzuwenden oder wenigstens zu mildern, sandte er

unverzüglich eine Abordnung an den heiligen Vater und vergaß auch nicht, seinem Botschafter etliche Geldsäcke mitzugeben, wohl wissend, daß wie zur Zeit Jugurtha's so auch zur Zeit Alexanders des Dritten in Rom alles käuflich wäre. Se. Heiligkeit war anfangs sehr ungnädig und wollte nichts davon wissen, daß der König an der Katastrophe von Canterbury keine Schuld trüge. Man sprach in der Umgebung des Papstes schon davon, am bevorstehenden Gründonnerstag in der Charwoche (von 1171) werde der Statthalter Christi den Bann über Heinrich den Zweiten und das Interdikt über dessen Länder diesseits und jenseits des Aermelmeeres verhängen. Allein das drohende Wort wurde nicht zur That. Die klingenden Beweisgründe für des Königs Unschuld, welche seine Gesandten in die bereitwillig geöffneten Hände verschiedener einflußreicher Kardinäle niederfallen ließen, thaten große Wirkung. Se. Heiligkeit erklärte demzufolge, dem König und dessen Unterthanen väterliche Schonung angedeihen lassen zu wollen. Doch werde er Legaten nach der Normandie schicken, um die ganze Sache genau zu untersuchen. Die Mordgesellen von Canterbury selbst jedoch und ihre Helfershelfer sollten keiner Schonung theilhaft sein. Sie wurden feierlich in den Bann gethan, welcher wirksam genug war, sie nach Jahresfrist aus ihrem northumberländischen Asyl zu vertreiben. Sie pilgerten zerknirscht nach Rom, machten Reu' und Leid und wurden von dem heiligen Vater zur Verbüßung ihres Frevels nach Palästina geschickt, wo sie gestorben und verschollen sein sollen. Doch ist dieser ihr Ausgang mehr ein legendarischer als ein historischer.

Der König war froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Die angedrohte Untersuchung machte ihm wenig Sorgen. Er wartete die Ankunft der päpstlichen Legaten in der Normandie nicht einmal ab, sondern ging im August 1171 nach England hinüber, um dann im Oktober zur Eroberung von Irland aufzubrechen. Er scheint es auch kaum beachtet zu haben, daß die englischen Prälaten, welche in seinem Streite mit Becket auf seiner Seite gestanden, es für gerathen fanden, vor der römischen Kurie zu Kreuze zu kriechen. Sie schworen sich von jeder Mitschuld an dem Morde des Primas los, aber sie schworen zugleich die „Constitutionen von Clarendon" ab und wurden dann auf ihr Bitten durch den Erzbischof von Rouen als Stellvertreter des Papstes vom Banne geledigt.

Mit alledem jedoch war das Nachspiel zur Tragödie von Canterbury noch nicht zu Ende.

Denn derweil war der „Geruch von Heiligkeit", welcher aus dem Grabe des Primas-Märtyrers hervordrang, immer stärker und merklicher geworden. Schon geschahen Krankenheilungen und andere Wunder und Zeichen auf diesem Grabe, noch bevor dessen Insasse durch Alexander den Dritten am 3. März von 1173 feierlich in das Verzeichniß der christlichen Kalenderheiligen aufgenommen und eingereiht wurde. Thomas Becket erhob sich, so zu sagen, aus seiner Gruft, eine Riesengestalt, welche einen dunklen Schatten auf die ganze noch übrige Regierungszeit Heinrichs des Zweiten

warf. Diese ganze Zeit war für den König voll Unrast, Aergerniß, Mühsal, Sorge und Kummer. Zerwürfnisse mit den Königen Ludwig dem Siebenten und Philipp dem Zweiten von Frankreich, Einfälle der Schotten in England, Rebellionen der Barone daheim und drüben in den französischen Provinzen, endlich, das Bitterste, die schnöden von seinen rechtmäßigen Söhnen Heinrich, Richard, Gottfried und Johann an dem königlichen Vater verübten Verrätherelen, ihre Waffenerhebungen gegen ihn, ihre blutigen Fehden unter einander — war das alles die Wirkung eines Fluches, den der Märtyrer gemurmelt, als er am Fuße der Chortreppe der Kathedrale von Canterbury in einer Blutlache sein Leben verhauchte?

König Heinrich hätte nicht ein Kind seiner Zeit sein müssen, wenn ihm dieser Gedanke nicht gekommen wäre. Und ganz im Geist und Stil des 12. Jahrhunderts beschloß er, den zürnenden Schatten des ermordeten Freundes und Genossen seiner Jugend zu sühnen. Nicht „aus schlauer Politik", wie ein verdienter Historiker will, beugte er sich „vor dem übermächtig werdenden Rufe des Heiligen"*). Schlauheiten kamen hierbei sicherlich gar nicht in Frage. Der König that, was er that, aus der unwiderstehlichen Stimmung und Strömung seiner Zeit heraus. Er handelte, wie er musste. Der Mord Beckets beschwerte ihm furchtbar die Seele. Er lechzte danach, dieser Last ledig zu werden, und weil er den Zweck wollte, musste er auch die Mittel wollen, also die Mittel, welche der Glaube von damals ihm bot. Das ist der Sinn des Schauspiels, dessen Scene Canterbury und die Krypte der Kathedrale am 12. Juli von 1174 gewesen sind.

An diesem Sommertag kam König Heinrich vom Dorfe Herbledown gen Canterbury geritten. Sowie er der Kathedrale ansichtig wurde, stieg er vom Pferde und pilgerte zu Fuße weiter bis zur Vorstadtkirche St. Dunstan. Hier zog er seine Schuhe aus und ein Büßergewand an. Barfüßig wanderte er durch die schweigende Volksmenge rechts und links zur Metropolitankirche, an deren Portal ihn der ebenfalls bekehrte Bischof Gilbert von London, sowie die Klerisei des Erzstiftes und die Mönche vom Dreifaltigkeitskloster empfingen und begrüßten. Er aber wandte sich ungesäumt der Krypte des

---

*) Pauli, Geschichte von England, III, 116. Der Genannte verräth überhaupt in seiner ganzen Darstellung des Streites zwischen Heinrich und Thomas, wie schwer, um nicht zu sagen wie unmöglich, es einem in einseitig lutherischen Anschauungen aufgewachsenen Manne werde, das Wesen der katholischen Hierarchie und katholischer Hierarchen zu verstehen. Protestantische Gelehrte, Parlamentarier und Minister sind allzu geneigt, die römische Kurie für ein lutherisches Konsistorium und römische Priester für lutherische Pastoren anzusehen. Aus diesem Irrthum erklärt sich auch wesentlich der klägliche Ausgang des sogenannten „Kulturkampfes" im deutschen Reich. Pauli hat übrigens nur dem alten Hume nachgesprochen, welcher, ein richtiger Sohn des „Jahrhunderts der Aufklärung", im 11. Kapitel des 1. Bandes seiner „History of England" kurz- und leichtweg gesagt hatte, König Heinrich hätte sein Sühnewerk unternommen, „weil er wusste, welchen Einfluß der Aberglaube auf die Gemüther des Volkes hat".

Tempels zu, allwo der „heilige Leib“ des Märtyrers ruhte. Hier hielt der Bischof von London eine erbauliche Predigt von Reu' und Leid, von Buße und Sühne. Dann kniete der büßende König am Grabe des heiliggesprochenen Priesters nieder, warf das sackleinene Gewand von der Schulter und bot unter lautem Bekenntniß seiner Sünden den entblößten Rücken den Geißelschlägen der Mönche dar. Nach also geleisteter Pönitenz verbrachte er betend und fastend die ganze Nacht in dem kalten Gruftgewölbe. Am folgenden Morgen hörte er im Chor der Kathedrale die Messe und empfing die feierliche Absolution.

Der Art sühnte Heinrich den zürnenden Schatten dessen, der aus seinem Freund und Günstling sein Widersacher und Todfeind geworden war. Einigen Trost für den Schmerz der furchtbaren Selbstdemüthigung von Canterbury mochte es ihm gewähren, daß die Bürgerschaft von London, die treu zu ihm gestanden, ihn am Sonntage darauf mit großer Festlichkeit und Freude willkommen hieß und empfing.

Er regierte darnach noch lange Jahre, vielthätig, aber ohne Ruhe und Glück. In den wildverworrenen Kämpfen, welche er mit seinen verrätherischen und rebellischen Söhnen zu führen hatte, kommt ein edler Zug vor. Jener, als der König, nachdem sein ältester Sohn, der rebellische Prinz Heinrich, zu Martel in Limoges plötzlich gestorben, dem nach Brechung seiner Burg Autafort gefangenen Aufstifter und Rathgeber des Todten, dem berühmten Troubadour Bertran de Born, großmüthig verzieh, als der Gefangene sagte er hätte an dem Todestage des tapfern jungen Königs vor Schmerz Sinn und Verstand verloren*). Im Jahre 1189 fielen Unglücksschläge von solcher Wucht auf Heinrich, daß seine Kraft und Elasticität nicht mehr dagegen aufzukommen vermochten. Er musste mit Philipp von Frankreich und seinen mit diesem verbündeten abtrünnigen Söhnen Richard und Johann einen für ihn ganz schimpflichen Frieden eingehen. In wildem Vaterschmerze soll er die Söhne verflucht haben, welche das nur allzu reichlich verdient hatten. Bald darauf ist er am Kummer und Zorn zu Chinon gestorben, den 6. Juli 1189. Als der todte König im offenen Sarge von Chinon nach dem Kloster Fontevraud, das er sich zu seiner Ruhestätte gewählt, gefahren wurde, begegnete der verrätherische und rebellische Richard unterwegs dem Leichenzuge. Da habe — so will die Sage — als der verfluchte Sohn über den Sarg sich beugte, der todte Vater aus Nase und Mund geblutet, wie des todten Siegfrieds Wunden bluteten, als der Mörder Hagen zur Bahre trat. . . .

*) „Lo jorn — so lautete nach der von Raynouard (Choix des poésies origin. des Troubadours, V, 87) mitgetheilten Ueberlieferung die Rede Bertrans — lo jorn, qu'el valens joves reis, vostre fills, mori, eu perdi lo sen e'l saber e la conoissensa.“ Aus der Scene zwischen dem König und dem Troubadour hat Uhland, wie bekannt, die schönste seiner Romanzen geschaffen: „Bertran de Born“, ein Gedicht, das zu den reinsten Perlen in der Schatzkammer deutscher Dichtung gehört.

Das ist die Geschichte von einem König und von einem Priester. Sie ist lehrreich. Denn auch die Präsidentenstühle der künftigen Vereinigten oder, was jedenfalls gewisser, der more consueto Veruneinigten Staaten von Europa werden noch mit dem Stuhle Petri rechnen und rechten müssen. Die Menschen gehen, aber die Dinge bleiben, obzwar mit der Zeit die meisten ihre Formen, Farben und Namen ändern. Das Papstthum that und thut es nicht. In starrer Majestät ragt es über das tosende Gewühl unserer Zeit empor, über Völker und Staaten, über Parteien und Nationalitäten, über Wissenschaft, Kunst, Literatur und Technik, über Dampf und Elektricität, über Kultur und Barbarei, über das ruhelose Geschacher um Soll und Haben, über Luxus und Elend, eine aus der menschlichen Glaubens- und Autoritätsbedürftigkeit als aus Granitquadern aufgeblockte Pyramide mit der Aufschrift: „Non possumus sedis aspostolicae mutare constitutiones.“ Darauf beruht seine Dauer, Größe und Macht.

Joseph Joachim.

Von

Eduard Hanslick.

— Wien. —

In meiner Sammlung vergilbter Concertzettel befindet sich auch die Anzeige einer zum Besten des Wiener Bürgerspitals gegebenen Akademie vom Jahre 1840, in welcher vier kleine Knaben das einst beliebte „Concert für vier Violinen" von Louis Maurer spielten. Die winzige Wunder-Quadriga bestand aus den Brüdern Hellmesberger, Adolf Simon und Joseph Joachim. Es war wohl das erste öffentliche Auftreten des damals neunjährigen Joachim in Wien und erregte ein rasch wieder verhallendes Aufsehen. Zu jener Zeit grassirte in Wien ein solcher Ueberfluß an musikalischen Wunderkindern, daß man für ein Wunder bald jedes Kind anzusehen begann, das kein „Wunderkind" war. Der kleine Joachim war kurz vorher von seinem Vater, der einen wohlhabenden Bruder unter den Wiener Kaufleuten hatte, nach der Kaiserstadt gebracht worden in musikalische Lehre. Sie kamen aus Kittsee, einem Dorfe bei Preßburg, dem Geburtsort des Kleinen. Joachim ist somit ein Ungar, ein Ungar genau wie Liszt, welcher gleichfalls außer „Eljen" kein Wort ungarisch versteht. Die an Oesterreich grenzenden ungarischen Comitate, insbesondere aber ihre Hauptstädte Preßburg, Oedenburg, Raab waren noch vor 30 Jahren überwiegend deutsch, in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes fast ausschließlich deutsch. Was sich in Joachims Compositionen an magyarischen Anklängen findet, ist grade wie bei Liszt, nicht sowohl unvertilgbarer Jugendeindruck, als vielmehr späterer, mit künstlerischem Bewußtsein nachgeholter Erwerb. Joachim ist durch und durch Deutscher, vom Kerne aus bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten.

In Wien legte Joachim unter der Leitung Joseph Böhms, dieses trefflichen Pädagogen unter den Violinvirtuosen, den soliden Grund zu seiner Meisterschaft. Das Gebäude selbst, wie wir es jetzt so prächtig vor uns sehen, wäre hier kaum vollendet worden. Herrschte doch in der lebenslustigen Kaiserstadt anfangs der Vierziger Jahre ein höchst oberflächliches, sinnliches Musikgenießen, dessen vornehmste, fast einzig sprudelnde Quellen die italienische Oper, das Virtuosenthum, Strauß und Lanner waren. Hier würde der angehende Virtuose sich kaum zum ernsten, gediegenen Musiker entfaltet haben. Im Gegensatz zu Wien hatte sich damals Leipzig durch Felix Mendelssohn, dem Männer wie Schumann, David, Hauptmann, Moscheles werkthätig und einflußreich zur Seite standen, zum Rang der vornehmsten Musikstadt Deutschlands erhoben. Joachims guter Stern (hinter dem eigentlich seine in Leipzig verheirathete kunstsinnige Tante steckte), führte ihn dahin. In Leipzig hörte, lernte, musicirte der junge Joachim unverdrossen; in Leipzig kam er zum erstenmale in unmittelbare, anhaltende Berührung mit norddeutschem Wesen, das für den Charakter, die ganze Haltung, selbst für die Sprechweise des Mannes entscheidend bleiben sollte.

Wie Otto Gumprecht in einem vortrefflichen Aufsatz über Joachim mittheilt, hatte letzterer vor seinem Leipziger Aufenthalt niemals regelmäßigen Unterricht erhalten, sondern über dem unausgesetzten Musiciren alles andere vernachlässigt. Nun regte sich der Durst nach Bildung in ihm, und Mendelssohn war es, der ihn in diesem Streben leitete und förderte. „Der erlauchte Meister", erzählt Gumprecht, „hatte den an Leib und Seele kerngesunden Knaben mit den ehrlichen Augen und dem offenen Vollmondsgesicht (scherzend nannte er ihn gern seinen Posaunenengel) schon bei der ersten Begegnung von Herzen liebgewonnen. Rasch überzeugte er sich, daß sein Schützling in musikalischen Dingen bereits viel zu weit vorgeschritten war, um das Conservatorium noch mit Nutzen zu besuchen. Er nahm ihn deshalb unter seine persönliche Obhut, gab ihm Anweisung im Componiren, ließ ihn, während er gewöhnlich selbst am Clavier begleitete, die Werke der klassischen Violinliteratur fleißig spielen. Um die Spohr'sche Schule gründlich kennen zu lernen, mußte Joachim einen Lehrcursus bei F. David durchmachen. Aber nicht blos seine musikalische Ausbildung, auch seine gesammte geistige Erziehung wurde von Mendelssohn auf's sorgfältigste geleitet und überwacht. Dieser suchte für ihn passende Lehrer im Deutschen und Lateinischen, in der Geschichte und Mathematik. In der Kunst und im Leben ward Mendelssohn so recht eigentlich das Vorbild, zu welchem der Schüler mit unbegrenzter Liebe und Dankbarkeit aufsah." Auch in Mendelssohns elterlichem Hause in Berlin machte sich Joachim bald beliebt. In dem Buche „Die Familie Mendelssohn" findet sich ein Brief, in welchem Fanny Mendelssohn an ihre Schwester Rebekka aus Anlaß der ersten Aufführung des „Sommernachtstraums" in Berlin (October 1843) wörtlich schreibt: „Vorige Woche kam die Leipziger Musik an, um dem Feste beizuwohnen,

Hiller, David, Gade und ein allerliebster zwölfjähriger Ungar, Joachim, der ein so geschickter Violinspieler ist, daß ihn David nichts mehr zu lehren weiß, und ein so vernünftiger Junge, daß er allein auf der Eisenbahn herreist, allein im „Rheinischen Hof" wohnt und Einem das ganz natürlich vorkommt." Seitdem sind genau vierzig Jahre verflossen, aus dem allerliebsten zwölfjährigen Ungar ist ein etwas älterer geworden, der jetzt noch viel erstaunlichere Dinge ausführt und ebenfalls so, daß es Einem ganz natürlich vorkommt.

Doch wenden wir uns vorläufig wieder nach Leipzig zurück. Dort war es in einem Concert der gefeierten Sängerin Pauline Viardot-Garcia, daß Joachim, von Mendelssohn accompagnirt, zum erstenmal mit einem Rondo von Beriot öffentlich auftrat. Hierauf nahm ihn Mendelssohn mit nach London und setzte es durch, daß Joachim in der „Philharmonischen Gesellschaft", welche die Mitwirkung von „Wunderkindern" principiell ausschloß, trotzdem auftreten durfte. Sein meisterhafter Vortrag des Beethoven'schen Violinconcerts eroberte dem jungen Künstler im Sturme die Gunst des englischen Publikums, die ihm bis heute treu anhänglich geblieben ist.

Davon hatte ich reichlich Gelegenheit mich zu überzeugen, als ich zwanzig Jahre nach jenem entscheidenden Debut Joachims mit ihm in London zusammentraf. Nur eine Stimme herrschte darüber, daß Joachim nicht blos der beliebteste, sondern auch der geachtetste Künstler der Saison sei. Er war der Einzige, der sich die biographischen Reclamen in Mr. Ellas Concertprogrammen vorhinein verbeten hatte; der Einzige, der nicht bei hohen Herrschaften für Geld spielte, sondern diese zwang, zu ihm zu kommen. Was er jedoch nicht abstellen konnte, ist die echt englische Einrichtung der wandelnden Annoncen. Das sind Diener, welche, vor- und rückwärts mit einer großen Tafel behängt, oft sechs Mann hoch, langsam durch die Straßen schreiten und im Volksmund recht witzig „Sandwiches" heißen. Joachim schämte sich regelmäßig, wenn sein eigener Name ihm also in kolossalen Lettern auf der Straße leibhaftig entgegengewackelt kam, eine Empfindung, die ich scherzhaft noch reizte, indem ich vor den spazierenden Joachim-Tafeln jedesmal ehrerbietig den Hut zog. Unwandelbar in seiner künstlerischen Strenge beherrscht Joachim heute noch wie damals die Engländer, die ihn unter allen Umständen lieben und ehren. Dem Publikum Concessionen zu machen, fällt ihm nicht ein, wie denn eigentlich „Concessionen" meistens solche Gemeinheiten sind, die Jemand der eigenen Eitelkeit zulieb begeht, ohne es gestehen zu wollen.

Nachdem Joachim durch mehrere Jahre in Leipzig nicht blos als Concertspieler, sondern im Interesse seiner allseitig gründlichen Ausbildung auch als Mitglied des Gewandhaus-Orchesters gewirkt hatte, erhielt er 1849 einen Ruf als Concertmeister nach Weimar. In der Stadt Goethes und Schillers waltete damals bekanntlich Franz Liszt als unumschränktes musi-

kalisches Oberhaupt, als Schützer und Verbreiter der neuen, hauptsächlich durch Richard Wagner repräsentirten Richtung. Durch persönliche Liebenswürdigkeit und geniale Eigenart zog er, einem Magnet gleich, alle jugendlich begeisterten Künstler an. Zu letzteren zählte auch unser Joachim, der — so heißt es — mit seiner ganzen Capelle für die Zukunftsmusik schwärme. Diese Periode unklarer, jugendlicher Gährung währte jedoch nicht lange bei dem an Mendelssohn und Schumann herangebildeten Künstler. Joachim hat sich später ausdrücklich losgesagt von der Weimarischen Schule und den revolutionären Tendenzen ihrer Wortführer; auch zeigen die mir bekannt gewordenen Compositionen Joachims keinerlei Liszt-Wagner'schen Einfluß. Auch äußerlich löste bald seine Ernennung zum hannoveranischen Hofcapellmeister Joachims Zusammenhang mit Weimar. Er nahm den günstigsten Einfluß auf die musikalischen Zustände in Hannover und erfreute sich der besonderen Gunst seines Herrn, des musikalisch hochbegabten blinden Königs. Diese für beide Theile ehrenvolle Zuneigung hat die Existenz des selbstständigen Staates Hannover überdauert. Mir ist der Tag wohl erinnerlich, an welchem Joachim im Jahre 1867, kaum in Wien angekommen, nach Hietzing eilte, um sich dem entthronten König vorzustellen. Auf das Wehmüthigste gestimmt kam er von dem Besuche zurück, welchen der König, in Erinnerungen an die hannover'sche Zeit schwelgend, lange hinauszog. „Nicht wahr," rief der König aus, „so schön wie in dem Concertsaal meines Schlosses hat Musik nirgends geklungen! Nun," setzte er leise und vertraulich hinzu, „wir werden hoffentlich eines Tages dort wieder musiciren." Joachim schwieg. Dieser Hauch tröstlicher, den Menschen niemals verlassender Hoffnung, mußte ihn, der klarer in die Zukunft blickte, doch eigen durchschauern.

Bald nannte man Joseph Joachim einhellig den ersten Geiger Deutschlands. In immer schnelleren und stärkeren Stößen war sein Ruhm nach Wien gedrungen, wo man auf das Wunderkind von 1840 längst vergessen hatte. Immer ungeduldiger begehrten die Wiener ihn zu hören, je auffallender er grade mit einem Besuch in Wien zu zögern schien. Endlich kam er doch, im Jahre 1861. Unter allgemeiner Spannung betrat er das Podium des unscheinbaren alten Musikvereinssaales. Joachim sah damals nicht so aus, wie ihn heute das Titelkupfer von „Nord und Süd" uns entgegenhält: der Vollbart ist eine viel spätere Errungenschaft. Joachims glattrasirtes Gesicht, seine ledergelbe Haut, breites Kinn und dichtes, hinter die Ohren gekämmtes Haar, die gemessene Haltung und der gesenkte Blick gaben ihm ein eigenthümlich gesetztes, fast gesalbtes Aussehen. Er glich ungefähr einem jungen Pastor. Joachim begann mit dem Beethoven'schen Concert, demselben, das wir bis auf den heutigen Tag von Niemandem in gleicher Vollendung gehört haben. „Schon nach dem ersten Satz" — so schrieb ich damals, vor 22 Jahren — „mußte es Jedermann klar sein, daß man es hier nicht blos mit dem erstaunlichsten Virtuosen, sondern mit einer

bedeutenden und eigenthümlichen Persönlichkeit zu thun habe. Joachim ist mit all seiner Bravour so ganz in dem musikalischen Ideal aufgelöst, daß man ihn eigentlich bezeichnen möchte, als einen durch die glänzendste Virtuosität hindurchgegangenen vollendeten Musiker. Sein Spiel ist groß, edel, frei. Nicht der kleinste Mordent klingt nach Virtuosenthum; was irgend im Solospiel an Eitelkeit oder Gefallsucht mahnen kann, ist hier spurlos getilgt. Dieser Adel künstlerischer Ueberzeugung tritt bei Joachim mit solcher Macht auf, daß man erst hinterher an die Würdigung seiner großartigen Technik denkt." Seither habe ich Joachim oft und oft wieder gehört und bin in jenem ersten Eindruck nur immer mehr bekräftigt worden. Er bleibt für mich die Verkörperung der vollendeten und zugleich künstlerisch verklärten Virtuosität. Technisch kommt er der absoluten Vollkommenheit so nahe, daß unser Auge die letzte, unmerkliche Distanz kaum mehr wahrnimmt. Wie süß und mühelos genießt sich das Vollkommene, wie schwer hingegen beschreibt es sich. Der süßeste und zugleich stolzeste Ton, der je einer Geige entströmte, eine wunderbare und doch niemals wundersüchtige Technik, ein Vortrag voll Geist und Adel — das wären ungefähr die Grundzüge dieser musikalischen Erscheinung. Charakteristisch für Joachim scheint mir vor Allem der ausgeprägte Zug von ruhiger Größe, der jeder seiner Productionen durchzieht, die Strenge und Reinheit des Styls, welche die üppigen Reize der Virtuosität eher zu verschleiern als vorzudrängen trachtet. Es ist nicht möglich, Größeres einfacher hervorzubringen. Ob das leichte Spiel der Anmuth, der flüchtige Witz, der dämonische Humor ihm ebenso überzeugend zu Gebote stehen, möchte ich bezweifeln.

Sein echter Künstlersinn prägt sich schon in seinen Programmen aus. Joachim läßt das dankbarste Effectstück bei Seite liegen, wenn es als Musik flach und geistlos ist. Aus der älteren und der modernen Violinliteratur, die beide für den Virtuosen keineswegs sehr reich sind, wählt er das Beste und Eigenthümlichste. Mehr als eine bedeutende Composition haben wir durch ihn kennen gelernt. So z. B. das A-moll-Concert von Viotti, das in etwas veralteter Hülle einen tüchtigen musikalischen Kern und besonders im Schlußsatz viel Geist und Leben geltend macht. Es bietet ein besonderes Interesse das Stück von Joachim zu hören, dessen Styl in gerader Descendenz von Viotti abstammt. War doch Joachims Meister, der treffliche Joseph Böhm, ein Schüler Rodes, der, seinerzeit von Viotti gebildet, der vornehmste Apostel dieser Schule wurde. Viele der an Viotti (geb. 1753) als charakteristisch gepriesenen Vorzüge, die Noblesse des Vortrags, die kühne, alles Kleinliche vermeidende Bravour, finden wir in Joachim auf moderner Stufe wieder. Von älteren Italienern feiern auch Corelli und Tartini in Joachims Concerten eine fröhliche Auferstehung. Um Corelli (1653 bis 1713) hat Joachim überdies ein bleibendes literarisches Verdienst durch die Revision und Herausgabe seiner Werke. (Op. 1 und 2 erschien als dritter Band der „Denkmäler der Tonkunst" 1869 bei Rieter-Biedermann.)

Von Tartini ist es selbstverständlich die „Teufelssonate“, in deren Vortrag Joachim durch höchste Vollendung des Trillers, der Sprünge und des Staccato glänzt. Paganini hat uns auf einigen Programmen Joachims ein wenig überrascht; ich glaube, daß Letzterer diesen Schöpfer und Schutzheiligen des excentrischen Virtuosenthums seit mehreren Jahren nicht mehr öffentlich cultivirt. Wem nicht persönliche Erinnerung an Paganinis Spiel einen verklärenden Schimmer über dessen Compositionen breitet, der kann darin nur das Extrem einer obsolet gewordenen Bravour erblicken. Das Bedenkliche der von Joachim gespielten Paganini'schen „Capricen“ und „Hexen-Variationen“ liegt nicht nur in ihrem geringen musikalischen Gehalt, sondern auch darin, daß sie selbst von größten Meistern kaum ganz rein bewältigt, geschweige denn wahrhaft schön vorgetragen werden. Zu viel ist darin gegen den Charakter des Instrumentes gesündigt, als daß es nicht unter dem Bogen seines Bändigers winseln und kreischen müßte. Die Bewunderung für den Virtuosen und das physische Unbehagen über die unvermeidlichen schrillen Töne streiten dann im Hörer. Diese Hetzjagd von Flageoleteffecten, von Pizzicatos mit allen fünf Fingern der linken Hand, von drei- und vierstimmigen Accorden gehört zwar ohne Frage in das Bereich des Wunderbaren, aber vom Wunder verlangen wir, daß es unfehlbar sei.

Von den deutschen Klassikern älterer Epoche begegnen wir natürlich Sebastian Bach am häufigsten in Joachims Concerten. Am liebsten und schönsten spielt Joachim die kleineren Solostücke von Bach, die E-moll-Suite, vor Allem die bekannte „Chiaconna“, die er in Wien jedesmal auf stürmisches Begehren wiederholen muß. Hier wirkt Joachim durch eine bisher unerreichte Reinheit und Gebundenheit des mehrstimmigen Spiels. Ich bekenne unumwunden meine geringe Neigung für längere Violinsolos, ohne alle Begleitung, welche das Ohr nach einem stützenden und füllenden Grundbaß schmachten lassen. Die Geige ist einmal ihrer Natur nach kein polyphones Instrument, und so reizend sich in einem größeren Violin-Concert einzelne Terzen- und Sextonpassagen herausheben, so unbefriedigend wirkt ein anhaltend mehrstimmiges Violinspiel, das in drei- und vierstimmigen Accorden sich mit Arpeggiren behelfen muß. Wenn unter Joachims Bogen derlei Soli ihre gewöhnliche ängstlich gezwungene Physiognomie (zum größten Theil wenigstens) verlieren, so danken wir es eben der unvergleichlichen Ausbildung seiner Technik. Die Wonne, die für den Virtuosen selbst darin liegt, unabhängig von jedem Accompagnement, die Geige wie ein kleines Orchester zu handhaben, begreife ich vollkommen. Weniger das Entzücken der Hörer über ein nothwendigerweise musikalisch unvollkommenes Resultat. Ich habe stets die Bravour bewundert, mit welcher Joachim nach einander drei auch vier solcher polyphonen Geigenstücke von Bach (Andante, Sarabande, Bourrée, Chaconne) herausbringt, und dennoch trotz unsäglicher Mühe und Kunst nicht so rein und präcis herausbringt, als es zwei mittelgute Geiger zusammenspielend getroffen hätten. Es erinnert dergleichen mitunter

an die Ausführung eines Clavierstücks mit der linken Hand allein; der Beifall gilt der glücklich überwundenen Schwierigkeit, nicht der reinen und vollen Schönheit, auf deren Kosten vielmehr jene Ueberwindung erst möglich wird.

Besonderen Dank verdient Joachim dafür, daß er häufig mit weiser Auswahl Spohr'sche Musik spielt. Sie von Joachim zu hören, das ist ein süßes Schwelgen in zauberhaftem Ton und weicher inniger Empfindung. Ein seltener Genuß in zweifachem Sinne; denn Spohrs Name ist seit lange in allmählichem Verschwinden begriffen und Joachim einer der Wenigen, die sein noch gedenken. Auf eine Periode übermäßigen Spohr-Cultus' ist in schnellem Rückschlag eine Zeit ungerechter Unterschätzung dieses Tondichters gefolgt, den man als „veraltet" kurz beiseite wirft, weil er in Einzelheiten manierirt und formalistisch war. Das hat die wunderliche Folge, daß, wenn wir nach langer Zeit wieder einmal ein schönes Spohr'sches Stück hören, uns heimlich das Herz aufgeht, als beträten wir nach Jahren den Boden unserer Kindheit und lebten das ganze süße Weh der mit Spohr verwachsenen Jugendzeit noch einmal durch. Vielleicht gehören diese Eindrücke dazu, um Spohr zu lieben; um ihn hoch zu ehren, braucht man blos guter Musiker zu sein.

Beethoven erscheint in Joachims Programm zuerst und fast immer an erster Stelle mit dem D-dur-Concert, manchmal auch mit der selten gehörten Romanze in F-dur (op. 50). Gleich der bekannten G-dur-Romanze trägt sie den unverkennbaren Stempel Beethoven'scher Erfindung, hat aber gleichfalls einen Gelegenheits-Beigeschmack. Aus Beethovens kraftvollster Zeit stammend, mahnen doch beide durch manchen conventionellen veralteten Zug an die „erste Periode". Joachim spielt die Romanze wunderbar groß und ruhig, einfach auf der hellen E-Saite, während wohl kein anderer Virtuos sich versagt hätte, sie künstlich in ein tieferes Helldunkel zu ziehen. Diese schlichte, schmucklose Größe scheint mir der hervorragendste Zug in Joachims Spiel. Daß er sich damit mancher feineren unmittelbar rührenderen Wirkung begiebt, wollen wir uns nicht verhehlen. Vieuxtemps, dessen Vortragsweise sich zu Joachims ungefähr verhält, wie Weibliches zu Männlichem, hat mit seinem reizbareren Naturell uns manche Stelle unmittelbarer an's Herz gespielt, als Joachim mit seinem unbeugsamen, römischen Ernst. Der große pathetische Styl wird das Publikum immer früher zur Bewunderung als zur Liebe bewegen.

Robert Schumann, der die Clavierspieler mit herrlichen Gaben aller Art förmlich überschüttet, hat sich der Geiger kaum vorübergehend erinnert. Das „Abendlied", das Joachim so seelenvoll vorträgt, ist von ihm aus Schumanns vierhändigem Clavierstücke, op. 85, übertragen und stimmungsvoll instrumentirt. Außerdem spielt Joachim häufig die Schumann'sche „Phantasie mit Orchester", op. 131 — ohne Zweifel aus Pietät. Schumann hat dieses ebenso schwierige, wie unerfreuliche Stück an der Neige seiner

lichten Tage geschrieben und es Joachim gewidmet. Es ist ein dunkler Abgrund, über welchem zwei große Künstler sich die Hände reichen. Die beschränkte Zahl von großen Violinconcerten mit Orchesterbegleitung, in Joachims Programm meist durch Beethoven, Mendelssohn und Spohr repräsentirt, hat sich in neuester Zeit um ein hochbedeutendes Werk vermehrt, das Joachim zuerst in die Welt eingeführt hat: das Violinconcert von Brahms. Eine reife köstliche Frucht der Freundschaft, welche Brahms mit Joachim seit drei Decennien verbindet. Joachim war der Erste, der — als jugendlicher Concertmeister in Hannover — das Talent des nur zwei Jahre jüngeren Johannes Brahms erkannt und seine Schritte in den wichtigsten Momenten unterstützt hat. Das bezeugt Brahms gewissermaßen öffentlich durch die Widmung seines ersten Werkes, der Claviersonate in C, an Joachim. Letzterer hatte sofort erkannt, daß Robert Schumann der Mann sei, der vor Allen Brahms hören müsse. Mit einem Empfehlungsschreiben von Joachim reiste der junge, noch völlig unbekannte Componist (wie es heißt, zu Fuß) von Hannover nach Düsseldorf zu Schumann, der voll freudiger Ueberraschung sich von Brahms wieder und wieder vorspielen ließ. Nach zehnjährigem Schweigen griff Schumann zum erstenmal — zugleich zum letztenmal — zur publicistischen Feder und schrieb in die „Neue Zeitschrift für Musik" en berühmt gewordenen prophetischen Aufsatz über Brahms. Solch mächtiger Geleitschein ist freilich ein gefährliches Geschenk, ein Zauberkleid, das leicht als Nessushemd den Beschenkten verbrennen kann. Zum Glück war Brahms stark genug, die stolze Last dieser Verantwortlichkeit zu tragen, das Versprechen einzulösen, das Schumann für ihn gegeben. Letzterer jedoch beantwortete Joachims Brief nur mit der Einen geheimnißvoll vielsagenden Zeile: „Er ist gekommen, der kommen mußte". — Eine nähere Charakteristik des herrlichen Violinconcertes von Brahms scheint mir hier weder passend noch nothwendig; seit Joachim es zum erstenmal gespielt (1879), kennt und liebt es die Welt. Während diese Zeilen unter die Presse gehen, ist Joachim im Begriffe, abermals ein neues Violinconcert in die Oeffentlichkeit einzuführen: ein Werk von dem talentvollen Böhmen Anton Dvořak.

Joachim ist uns auch als schaffender Musiker bedeutungsvoll und interessant geworden. Zu den fruchtbaren Componisten gehört er nicht, er hat nur wenig und in langen Zwischenräumen publicirt. Abgesehen von einigen kleineren Compositionen, sind es namentlich drei Werke, welche Joachim eine angesehene Stellung unter den modernen Instrumentalcomponisten sichern: eine Partie „Variationen für die Violine mit Orchester" und zwei große Violinconcerte. Unter diesen ist wieder das „Concert in ungarischer Weise" das bekannteste und bedeutendste. Der erste Satz ist von wahrhaft Beethoven'schem Wuchs. An ungarischen Anklängen findet sich bekanntlich schon Einiges bei Beethoven, Manches bei Brahms, sehr viel bei Schubert. Ein ganzes Concert „in ungarischer Weise" zu schreiben, ist bei dem monotonen Charakter der magyarischen Volksmelodien, selbst für einen

erfindungsreichen Componisten keine Kleinigkeit. Joachim hat die nationale Treue, das musikalische Interesse und das Vorrecht des Virtuosen hier in geistreicher Weise zu vereinigen verstanden. Der erste Satz des Concerts, der am breitesten und reichsten ausgeführte, imponirt durch den festgehaltenen Ton einer stolzen, fast verbissenen Leidenschaftlichkeit; in zügelloser Freiheit der Bewegung nimmt er bisweilen den Charakter der Rhapsodie an. Weniger reich an melodischem und combinatorischem Reiz, macht doch der zweite Satz mit seiner sanftmelancholischen Klage unbestreitbar tiefen Eindruck. Auf die Elegie dieses Adagios — gleichsam der „Lassù" des Stückes — stürzt im 3. Satz die tolle Lustigkeit der „Frisca" herein. Hier sehen wir uns in den wilden, Alles mit sich fortreißenden Tumult einer Zigeunermusik gezogen. Bei aller Beweglichkeit dieser bizarren Tonfiguren, die auf fortwährender Flucht begriffen scheinen, liegt doch ein drückender Bann auf dem Ganzen. Wer hat nicht an heißen Sommerabenden dem Mückentanz zugeschaut? Gerade wie diese Myriaden von Thierchen, so wirbeln hier die Töne in grenzenloser Schnelligkeit auf und nieder, ohne daß die ganze tanzende Säule vom Fleck käme. In technischer Hinsicht ist das „Ungarische Concert" eine erstaunliche Leistung, die alle erdenklichen Schwierigkeiten des Violinspiels in glänzendster und charakteristischer Weise verwendet.

Auch Joachims zweites Violinconcert in G-dur (er spielte es zum erstenmal 1867 in Wien) verdient den Namen eines geistreichen und fein ausgearbeiteten Werkes, das gleichwohl an Erfindungskraft und Schwung das „Ungarische Concert" nicht erreicht. In Joachims Schaffen ist die Reflexion von Haus aus stark vorwaltend, seine schöpferische Ader fließt weder rasch noch reichlich, seine Erfindung ist ernst, vornehm, aber von geringer Sinnlichkeit und elementarischer Kraft. In seinem „Ungarischen Concert", dessen ersten Satz wir sehr hoch stellen, scheint er den Gipfel seiner Begabung erreicht zu haben. In dem G-dur-Concert steuert er mit noch strengerem Bewußtsein zu noch höheren künstlerischen Zielen, aber das Schiff läuft nur mit halbgespannten Segeln aus. Joachims reformatorische Absicht: die frühere, mehr oder minder strenge Scheidung der Soloviolinc vom Orchester aufzuheben und beide zu einer symphonischen Einheit zu verschmelzen, liegt klar vor Augen. Das Crassese der älteren Concert-Schablone, deren Orchester entweder nur unterthänigst begleitete oder im lärmenden „Tutti" das Signal zum Applause gab, haben schon Beethoven, Mendelssohn und Joachim selbst (in seinem ersten Concerte) beseitigt. Diesmal geht Joachim so weit, daß im ersten Satz die Solo-Violine nicht einmal selbständig einsetzt und schließt, sondern sich gleichsam unterwegs dem Gesang des Orchesters anschließt, ihn mit reichen Gängen umspielt und unmerklich wieder versiegt. Selbst die Cadenz (wenn der Name hier noch zutrifft) wird discret vom Orchester begleitet. Am interessantesten wirkt durch die Reinheit der Form (nicht der Themen) der erste Satz, am wohlthuendsten das stimmungsvolle edle Andante in C-moll. Der äußerlich brillanteste Satz, das Finale, scheint mir in

seinem decimenspringenden Thema etwas banal; auch die Durchführung hat mehr Geschwindigkeit, als wirkliches pulsirendes Leben. Joachim soll eine Anzahl Orchestercompositionen noch unveröffentlicht im Pulte haben, worunter drei Ouverturen: zu Demetrius, zu Heinrich IV. und zu einem Lustspiel von Gozzi. Wir können nur wünschen, daß er diese älteren Tondichtungen und recht viel neue dazu bald der Oeffentlichkeit zuwende.

Im März 1877 wurde Joachim die seltene Auszeichnung zu Theil, von der Universität Cambridge zum Doctor der Musik feierlich promovirt zu werden. An Titeln, Orden und sonstigen äußeren Ehren fehlt es Joachim nicht, sowenig er selbst darnach getrachtet.

Eine neue segensreiche Thätigkeit, von der ich leider nur vom Hörensagen berichten kann, entfaltet Joachim seit einigen Jahren in Berlin als oberster Leiter der königlichen Hochschule für Musik. Ueber seine erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer und Dirigent vernehmen wir nur Eine Stimme des Lobes. Wenn nach Gumprechts Zeugniß Berlin, das in Sachen der musikalischen Erziehung länger als ein halbes Jahrhundert hinter Leipzig und Wien beträchtlich zurückgestanden, jetzt auch nach dieser Seite hin die ihm gebührende Stelle im deutschen Kunstleben einnimmt, so ist dies zum großen Theile Joachims Verdienst.

Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration.

Von

* * *

(Schluß.)

Den Ausgangspunkt der Lamennais'schen Deduction bildet der, der ganzen katholischen Schule gemeinsame, Grundsatz, daß die wahre Souverainität Gott angehöre. Gott übt dieselbe aber nicht unmittelbar über die Menschen aus, sondern es findet eine Stellvertretung statt durch eine sichtbare Gewalt. Letztere muß infallibel sein; denn anderes vermöchte sie nicht im Sinne des göttlichen Souverains zu regieren, sie wäre nicht im Stande, die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Wahrheit richtig zu erfassen und zur Ausführung zu bringen. Auf Erden giebt es zwei sichtbare Gewalten, die kirchliche und die staatliche. Es fragt sich, welche von beiden ist die infallible und als solche zur Oberherrschaft berufen*).

Drei Theorien, antwortet Lamennais, sind über das Verhältniß des Staates zur Kirche denkbar. Man kann den Staat über die Kirche stellen, man kann Staat und Kirche als gleichberechtigte, von einander unabhängige Gewalten behandeln, und man kann endlich den Staat der Kirche unterordnen. Nur diese letztere Doctrin entspricht dem katholischen Dogma, demzufolge „die Macht des Souverains stets der der Kirche nachfolgen, niemals ihr vorausgehen soll, noch viel weniger aber sie beeinflussen oder überwachen darf." Denn, fügt Lamennais hinzu, „man überwacht und beeinflußt nur das,

*) Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église ch. III.

worüber man irgend eine Gewalt hat. Hilfe leisten, das ist die Function des Staates; herrschen ist sein Verbrechen"*).

In der Schrift „De la religion dans ses rapports avec l'ordre politique et civil werden die Gründe angedeutet, aus denen die Nothwendigkeit der Ueberordnung der Kirche über den Staat sich ergeben soll. Das göttliche Gesetz, heißt es dort, auf welchem alle Pflichten der Menschen und folgeweise alle ihre Rechte beruhen, welches also auch die Normen für die Ausübung der Souverainität enthält, ist nichts Anderes als die Religion. „Vor Jesus Christus hatte dieses rein traditionelle Gesetz keinen anderen Interpreten als das allgemeine Gewissen, keine andere Garantie als den unmittelbaren Widerstand des Volkes gegen Verletzungen fundamentaler Gebote, und das war eine, ja die wichtigste Ursache der geringen Stabilität der Gesellschaft im Alterthum, der Unruhen, durch welche dieselben fast unaufhörlich heimgesucht worden sind." Es fehlte eben an einem Richter, an einem Vermittler zwischen dem Herrscher und den Beherrschten. Die Souveraine hatten wohl Soldaten zu ihrem Schutz. „Aber wer vertheidigte sie gegen ihre eigenen Armeen? Auch auf den Degen kann man die Parole schreiben: ‚Rebellion'". Mit dem Auftreten des Christenthums ist jene Lücke ausgefüllt. Christus hat die Kirche zum alleinigen „Depositar des göttlichen Gesetzes gemacht, er hat sie beauftragt, dasselbe zu wahren und unfehlbar auszulegen." In einem christlichen Staate ist also die Kirche berufen, zu richten über alle große Fragen der socialen Gerechtigkeit, über alle Zweifel betreffs der Souverainität und der mit ihr verbundenen Pflichten, welche früher durch das Volk entschieden wurden. Die weltlichen Herrscher sollten in ihrem eigenen Interesse sich dem Spruch der geistlichen Macht unterordnen; denn die Geschichte beweist, daß, wenn immer die Fürsten sich von dem Gehorsam gegen Gott entbunden glaubten, die Völker auch ihrerseits jeden Gehorsam verweigert haben**).

Die dominirende Stellung der Kirche tritt in der ultramontanen Theorie nach zwei Richtungen hervor.

Das Gebot: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" erkennt auch Lamennais als bindend an. Aber was ist mit diesem Satz gewonnen? fügt er hinzu. „Es handelt sich ja gerade darum, zu wissen, was gehört Paul, und was gehört Johannes. Darüber besteht kein Einverständniß. Jemand kommt und sagt: Gebet Paul, was Paul gebührt, und Johannes, was Johannes gebührt. Ich bin geneigt zu glauben, daß diese Entscheidung, so billig sie auch ist, für jede sterbliche Intelligenz noch etwas vermissen läßt"***). Sie enthält eben keine Bestimmung über die Grenzen, die das Gebiet der

*) Des progrès etc. ch. VII.

**) a. a. O. ch. VII § I, ch. X, s. auch Sur un ouvrage intitulé; Du Pape par Mr. le Comte de Maistre in den Mélanges religieux et philosophiques.

***) Seconde lettre à Monseigneur l'Archévêque de Paris.

weltlichen Gewalt von dem der geistlichen trennen, und doch hängt gerade von dieser Grenzziehung „die ganze Ordnung in der Welt ab, die Eintracht der beiden Gesellschaften, der religiösen und der politischen"*). Es ist also eine richterliche Instanz nothwendig. Selbst wenn die beiderseitigen Rechte völlig klar wären, würde es bisweilen eines Urtheilsspruchs bedürfen; denn die Leidenschaften der Menschen bringen erfahrungsmäßig auch in die zweifellosesten Rechtsverhältnisse Verwirrung hinein und schaffen damit einen Vorwand für Streitigkeiten**). Jene Voraussetzung trifft aber nicht einmal zu; Staat und Kirche lassen sich nicht durch eine scharfe Grenze so von einander trennen, daß die Möglichkeit einer Differenz über die Ausdehnung der beiderseitigen Gebiete ausgeschlossen wäre; das erkennt selbst Lamennais an. In der: Tradition de l'église weist er zwar die Behauptung, daß die weltliche und geistliche Souverainität in einander übergehen, mit der zuversichtlichen Frage zurück: „In welchem Punkte sollten sie sich denn berühren?" Allein am Schlusse eben jener Schrift sieht er sich zu dem Eingeständniß gezwungen, daß die beiden Souverainitäten „sich allerdings an mehreren Punkten berühren, weil es dieselben Menschen sind, die die religiöse und die politische Gesellschaft bilden."

Das Amt des Richters fällt der Kirche zu; denn sie ist die infallible Gewalt, und zweitens würde sie sich der Gefahr der Vernichtung aussetzen, wenn sie einen andern Richter anerkennte als sich selbst. Die geistliche Gewalt, sagt Lamennais, kann nicht, ohne ihre Göttlichkeit aufzugeben, „auf den kleinsten Theil dessen, was sie ausmacht, was sie ist, verzichten. Noch weniger darf sie ihre Rechte von der Entscheidung der weltlichen Gewalt abhängig machen, da letztere diese Rechte nur nach Maßgabe derjenigen Belehrung kennen kann, die sie von der geistlichen Gewalt erhalten hat." Also die Kirche „grenzt ihre Autorität ab, und damit begrenzt sie gleichzeitig die der weltlichen Gewalt, deren Rechte Das umfassen, was der geistlichen Gewalt nicht zugehört und weiter nichts***)."

Als allgemeine Norm, nach der die Gebietsvertheilung zwischen dem Staat und der Kirche zu erfolgen habe, stellt Lamennais den Satz auf, daß letztere Alles besitzen müsse, was zu ihrer Erhaltung nothwendig sei, nämlich zur Wahrung des Glaubens, der Sitten und des geistlichen Amtes†). Aus einem so vagen Princip läßt sich aber für jeden, auch den willkürlichsten, Uebergriff ein Schein des Rechts herleiten, wie das die weiteren Ausführungen Lamennais selbst am besten beweisen.

In verschiedenen seiner Schriften vindicirt er der Kirche das Recht, die Erziehung ausschließlich zu leiten, und begründet diesen Anspruch auf eine

*) Tradition de l'église sur l'institution des évêques.
**) Tradition de l'église etc.
***) Des Progrès de la révolution etc. ch. VIII.
†) Tradition de l'Eglise.

Declaration des französischen Staatsraths aus dem Jahre 1680, auf die constant innegehaltene, auch von den Rechtsgelehrten anerkannte Praxis, wonach die Schulen den Geistlichen unterstellt seien*), und endlich auf eine Reihe von Argumenten, die theils der Bibel entlehnt, theils jener allgemeinen Norm über die Befugnisse der Kirche entnommen sind. Kein Recht der Kirche, behauptet Lamennais, ist essentieller als das auf die Erziehung: ihr dieses Recht nehmen heißt sie und mit ihr eine jede Doctrin vernichten. Wenn der dem Irrthum unterworfene Mensch lehren will, so muß „diese kindische Parodie einer Gewalt, die ihm nicht zukommt", nothwendig dazu führen, daß die Geister rebelliren. Nur die Kirche hat einen Titel für das Lehramt. Gott spricht in ihren Lehren. Er hat verheißen, er werde bei ihr sein jeden Tag. „Vermag der Minister des Innern irgend ein solches Versprechen, wie das, welches die Kirche von Jesus Christus erhalten hat, für sich anzuführen? Ist er es, zu dem gesagt worden ist: Lehret alle Völker? Er möge seinen Titel vorweisen". Die königliche Autorität genügt nicht. Die Könige sind nichts weiter als Lernende in der Schule der Religion; sie hören deren Lehren wie der letzte ihrer Unterthanen und verfallen erst dann auf den Gedanken, selbst zu lehren, wenn sie, durch ihre Macht verblendet, dieselbe auf einem Gebiete geltend machen wollen, das derselben nicht untersteht, und auf dem sie, so schön ihre Stellung ist, wenn sie sie richtig begreifen, doch nur berufen sind, sich vor der souverainen Autorität Gottes williger als irgend ein anderer Gläubiger zu beugen**). Als, wie an einer früheren Stelle erwähnt worden ist, die Curie ihre Mißbilligung ausgesprochen hatte über den Protest der Bischöfe gegen die Verordnungen von 1828, durch welche die Lehrthätigkeit der Jesuiten beschränkt wurde, bezeichnete Lamennais das als „den größten Scandal". „Rom, Rom," schreibt er im Jahre 1828 an die Gräfin Senfft, „wo bist du?!"***)

Auch die Ehe fällt nach Lamennais in das Gebiet der geistlichen Souveränetät. Sie ist zwar das Fundament der bürgerlichen Gesellschaft, behauptet er, aber nicht selbst eine bürgerliche Institution†), und es wäre eine große Unsittlichkeit, wenn man die Ehe zu einem einfachen Kaufvertrag machen wollte, bei dem der Mensch als eine Art Waare figuriren würde. Die Ehe ist göttlichen Rechts und steht außerhalb des Bereiches menschlicher

*) Des Progrès de la révolution etc. ch. VII. De la Religion considérée dans ses rapports etc., ch. III, ch. V.

**) Observations sur la promesse d'enseigner les 4 articles de la déclaration de 1682 in den Mélanges religieux et philosophiques. s. auch Des progrès de la révolution etc. Pièces justificatives V. De l'Université impériale, Du Droit du Gouvernement sur l'éducation. De l'éducation considérée dans ses rapports avec la liberté (sämmtlich in den Mélanges) und De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique etc. ch. III, ch. V.

***) S. Correspondance Tom II, p. 473 sq.

†) Des progrès etc. ch. VIII.

Einrichtungen. Der Kirche muß es vorbehalten bleiben, über die Bedingungen, die Giltigkeit und Wirkungen der Ehe die erforderlichen Bestimmungen zu treffen*). In richtiger Anwendung dieses Grundsatzes erließ ein französischer Erzbischof im Jahre 1825 eine Verordnung in der es heißt: „Die Pfarrer sollen ihre Gemeinden darüber belehren, daß eine nach den Gesetzen der Kirche nichtige Ehe auch vor Gott nichtig ist, daß die Gläubigen eine wirkliche Ehe nur vor ihrem Pfarrer schließen können, daß folgeweise alle Verbindungen, die Civil-Ehen genannt werden, in den Augen der Kirche nichtig sind, und daß Diejenigen, welche auf Grund eines bürgerlichen Vertrages zusammenleben, als im Concubinat befindlich anzusehen sind**)."

Schon durch die Stellung als Richter oder vielmehr als Gesetzgeber über die Grenzen der weltlichen Souveränität ist der Kirche ein entscheidendes Uebergewicht über den Staat gesichert. Lamennais nimmt für die geistliche Gewalt aber noch ein weiteres Hoheitsrecht in Anspruch; sie soll auch befugt sein darüber zu wachen, daß der weltliche Herrscher auf dem ihm zugetheilten Gebiete dem göttlichen Gesetz entsprechend regiere. Die staatliche Souveränität ist nicht nur begrenzt, sie ist auch bedingt. Sie ist eine untergeordnete, eine abgeleitete Herrschaft, und, nur so lange ihr Inhaber dies anerkennt und das göttliche Gesetz, „die ewige Charte der Rechte und Pflichten", zur Richtschnur nimmt, ist er ein legitimer Herrscher, nur so lange sind seine Unterthanen ihm zum Gehorsam verpflichtet***). Der Liberalismus hat vollkommen Recht, schreibt Lamennais an die Gräfin von Senfft†), wenn er „das Joch der absoluten, rein menschlichen Gewalt verwirft"; sein Fehler liegt nur darin, daß er in der „Combinirung der materiellen Formen der Gewalt" eine Garantie gegen die Ausschreitungen der weltlichen Souverainität sucht. Die Kirche allein hat die Befähigung und das Recht, die Rolle des Sicherheitsventils gegen den Absolutismus zu übernehmen. Da eine Regierung, die nicht nach den Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit geleitet wird, das größte Uebel ist, so muß man zugestehen, daß das weltliche Schwert dem geistlichen untergeordnet sein muß. Wollte man zwei unabhängige Gewalten anerkennen, von denen die eine die Bewahrerin der Gerechtigkeit und Wahrheit, die andere blind und ihrer Natur nach destructiv wäre, so würde damit die Möglichkeit einer rechtlichen Souverainität auf Erden, die Möglichkeit des Bestandes einer legitimen Gesellschaft aufhören††). Die Kirche, so faßt Lamennais seine Lehre zusammen, sagt zu den Fürsten: Ich anerkenne die weltliche Gewalt, aber

*) S. Lamennais' Kritik über das Werk: Principes sur la distinction du contrat et du sacrament du marriage in den Mélanges religiuex et philosophiques.

**) Vaulabelle, Histoire des deux restaurations. Tom. VI, p. 356.

***) Des Progrès de la révolution ch. I, Première lettre à Monseigneur, l'archevêque de Paris.

†) Correspondance I, 415.

††) S. Des Progrès de la révolution ch. ch. I et II.

nur soweit sie sich innerhalb der Grenzen ihrer Zuständigkeit hält und nicht gegen Gott auflehnt. Denn Ihr Fürsten seid dem göttlichen Gesetz unterthan, und „wenn Ihr Gott den Gehorsam verweigert, so seid Ihr nicht mehr befugt, Euch des Privilegiums Desjenigen zu bedienen, dessen Befehle Ihr mißachtet". Zu den Völkern spricht die Kirche: „Es giebt zwei Gewalten, beide göttlichen Ursprungs; denn alle Gewalt kommt von Gott; aber um ihres Wesens und ihrer Bestimmung willen existirt eine nothwendige Unterordnung zwischen ihnen, und so hoch die Seele über dem Körper steht, so hoch steht das Priesterthum über der weltlichen Herrschaft". Beiden schuldet man Gehorsam. Man gebe dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. „Entstehen Zweifel über den Gebrauch, den der Kaiser von seiner Gewalt macht, und über diese Gewalt selbst, so dürft nicht Ihr selbst das Richteramt übernehmen, sondern müßt Euch an die höchste Gewalt wenden und dem folgen, was sie Euch befiehlt". Wer das bestreitet, der substituirt „der moralischen Herrschaft des Rechts die materielle Herrschaft der Gewalt"*).

Falls der weltliche Herrscher sich dem Richterspruch der Kirche nicht fügt, so ist letztere befugt, ihn der Souverainität für verlustig zu erklären. Frayssinous hatte dies ausdrücklich bestritten und in der Schrift „Ueber die wahren Grundsätze des Gallicanismus" den Satz aufgestellt, daß die Kirche nicht das Recht habe, einen Souverain abzusetzen, unter welchem Vorwand es auch immer sei. Solche Maximen, antwortet Lamennais, täuschen das Gewissen der Völker nicht, wohl aber schläfern sie das Gewissen der Könige ein, und, was daraus folgt, weiß man**). Von jeher hat nach dem öffentlichen Recht in Europa der Kirche die Befugniß zugestanden, die weltlichen Herrscher zu entthronen. „Aus dieser Befugniß," fährt er dann fort, „ergiebt sich die heilige Verpflichtung, die wirksamsten Mittel anzuwenden, um die legitime Ordnung aufrecht zu erhalten, die Religion, die Gerechtigkeit und die Gesetze zu retten, dem vollständigen Ruin des Staates vorzubeugen." Was Lamennais unter den „wirksamsten Mitteln" versteht, darüber läßt er keinen Zweifel. „Wenn der weltliche Souverain das Gesetz der Gerechtigkeit und Wahrheit verletzt, wenn er den Versuch macht, eine rein weltliche Gewalt derjenigen Gewalt zu substituiren, die er unter gewissen unverjährbaren Bedingungen von Gott erhalten hat, wenn er sich weigert, der Diener, der Vicar Christi zu sein, und sich gegen diejenige Autorität auflehnt, von der alle seine Rechte herstammen, so verliert er jeden Anspruch auf Gehorsam, und das unterdrückte Volk darf und muß seinerseits von der ihm gegebenen Kraft Gebrauch machen, um seinen wahren Herrscher zu vertheidigen und sich christlich zu

---

*) De la Religion etc. ch. VII, § I, s. auch Des Progrès de la révolution ch. II.

**) De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique etc. ch. VII.

reconstruiren*). Wiederholt sucht Lamennais darzuthun, daß die Stellung, die dem Papstthum in seiner Doctrin eingeräumt wird, keine Bedrohung für die weltliche Gewalt enthalte. In einem Schreiben an den Erzbischof von Paris weist er den Vorwurf, daß er für die Revolution eintrete, mit dem Einwand zurück, revolutioniren könne man nur gegen eine legitime Gewalt, und der Souverain, der den göttlichen Geboten nicht Folge leiste, sei eben nicht legitim**). Dasselbe Argument kehrt in einem Briefe an die Gräfin von Senfft zurück. Sobald sich die weltliche Gewalt, schreibt Lamennais seiner Freundin, gegen die Kirche oder gegen Gott wendet, so hört sie auf, dessen Mandatar zu sein und verliert ihre Souverainität. Die Kirche nimmt also in diesem Falle nicht die Souverainität, sondern entscheidet vielmehr nur für die Unterthanen eine Gewissensfrage. „Im Uebrigen ist es aus tausend Gründen unzweifelhaft, daß die Kirche, wenn immer sie ein solches Urtheil zu fällen hat, stets nach der Seite der bestehenden Gewalt hinneigen wird, und daß die letztere daher keine Versagung des Rechts zu besorgen hat"***). Wenn einer der beiden Gewalten seitens der anderen Gefahr droht, so ist es, nach Lamennais, die Kirche. Den usurpatorischen Gelüsten der Fürsten auf die geistliche Gewalt — ruft er aus — läßt sich nicht vorbeugen. Man kann wohl die Rechte der Kirche nachweisen, aber die Regierungen glauben eben nicht an die Kirche; die Religion ist ihnen lediglich ein „Instrument der Politik", „und sie lachen Eurer Einfältigkeit sowohl als Eurer Demonstrationen". Nur zu oft, heißt es in der Tradition de l'Eglise sur l'institution des Evêques, haben die Könige den Leidenschaften einiger Rebellen gegen die Autorität der Päpste und der Concilien gehorcht und sich der geistlichen Gewalt bemächtigt. Im Anfang haben die Kaiser die Kirche mit Henkern verfolgt; sie sollte ausgerottet werden, weil sie den Menschen gebot, gut, gerecht und duldsam zu sein. „Das ist der Ursprung der Gewalt der Fürsten über die Kirche — Galgen, Scheiterhaufen, Marterwerkzeuge sind ihre Rechtstitel." Freilich lassen sich in der Geschichte auch Fälle nachweisen, in denen die Curie sich Uebergriffe in die Rechtssphäre der weltlichen Gewalt erlaubt hat. Aber so oft sie irrte, war „ihr Irrthum eine Wohlthat", er schützte die Gesellschaft vor Anarchie oder einem vielleicht noch schlimmeren Uebel, wie das denn auch von Protestanten ebensowohl als von Katholiken, von Philosophen, wie von Christen anerkannt wird. Wenn Bonifaz VIII. Philipp den Schönen vergewaltigte, so geschah es, um das französische Volk gegen die Tyrannei eines Despoten zu schützen, und sein Andenken sollte also heilig sein. Außerdem aber kehren jene Zeiten nicht zurück. Wohl weiß man das; aber man fingirt eine Gefahr, um einen Vorwand zu finden, die Curie sogar der geistlichen Macht zu berauben. „Die blinde Begierde der

*) Des progrès de la révolution ch. II.
**) Seconde Lettre à Mgr. l'archévêque de Paris.
***) Correspondance Tom. II. pp. 37, 38.

Fürsten, das stille Gähren des Stolzes, die unbändige Liebe zur Unabhängigkeit, das sind die immer thätigen Kräfte, welche unaufhörlich so viel aufrührerische Theorien in's Leben rufen.

Bei Besprechung des Buches „Des Progrès de la révolution“ stellte der „Constitutionel“ einen Vergleich zwischen Lamennais und Ravaillac an. Die Fürsten sind absetzbar nach dem Belieben des Papstes — so resumirte Charles de Rémusat im „Globe“*) die Doctrinen des Ultramontanismus; er hätte wohl weiter gehen, er hätte behaupten dürfen, daß die Existenz der Staaten durch die Lehre von der Superiorität der Kirche in das Belieben der Curie gestellt würde. Nach dem Erscheinen der Schrift: De la Religion sah sich die Pariser Staatsanwaltschaft veranlaßt, gegen den Verfasser Anklage zu erheben, und zwar mit der Begründung, derselbe habe die Grenzen der weltlichen und geistlichen Gewalt verwischt, er habe dem Papste das Recht zuerkannt, die Könige zu entthronen und die Völker ihres Treueeides zu entbinden. Auch die Diplomatie glaubte eingreifen zu sollen. Die Gesandten machten die Schrift „Von den Fortschritten der Revolution“ zum Gegenstand einer Berathung und beantragten bei ihren Regierungen die Verurtheilung der Lamennais'schen Doctrinen in Rom zu verlangen. Selbst das französische Episcopat konnte nicht umhin, den Führer der ultramontanen Schule zu desavouiren. In den Mandements, die die Erzbischöfe von Cambray, Tours und Paris aus Anlaß des Todes Leo XII. erließen, wird die eben entwickelte Theorie als im Widerspruch stehend bezeichnet mit der Lehre Christi, der Lehre der Apostel und der Tradition. Trotz ihrer lobenswerthen Absichten, heißt es in dem Pariser Mandement, geht diese Theorie auf nichts Geringeres hinaus, als auf eine Erschütterung der ganzen Gesellschaft in ihren Fundamenten; denn sie zerstört die Liebe zum Gehorsam in den Völkern; sie sät in die Herzen der weltlichen Herrscher Mißtrauen gegen ihre Unterthanen, und, weit davon entfernt, der Religion dienlich zu sein, kann sie nur Verfolgungen aller Art hervorrufen, indem sie die Kirche als eine unruhige, eifersüchtige Herrscherin erscheinen läßt, die Alles mit Füßen tritt.

Anders stellte sich die Curie und mit ihr die junge französische Geistlichkeit. Leo XII. fühlte Sympathie für Lamennais; er hatte ihn zum Bischof in partibus machen wollen und ist nur durch die Vorstellungen der französischen Regierung von der Ausführung dieses Vorsatzes abgehalten worden. Man erzählt, daß das Cabinet des Papstes keinen anderen Schmuck gehabt habe, als ein Bild des Heilandes und ein Portrait des französischen Abbés. Jedenfalls billigte Leo XII. dessen Lehre; denn als die französische Regierung in Rom das Ersuchen stellte, daß die Schrift Des Progrès de la révolution auf den Index gesetzt würde, verweigerte er dem nachzukommen. Sein Nachfolger, Gregor XVI., hat sich freilich im Jahre 1832 gegen Lamen-

*) Der Artikel ist abgedruckt in Charles de Rémusat, Passé et Présent.

nais ausgesprochen; aber die betreffende Encyklika richtet sich nicht sowohl gegen die Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt, als gegen die „verderblichen Irrthümer", in welche der Führer der ultramontanen Schule seit der Revolution von 1830 verfallen war. Lamennais war aus einem autoritären ein liberaler Katholik geworden; gemeinsam mit Lacordaire, Montalembert und andern hatte er die neokatholische Richtung in's Leben gerufen, und soweit glaubte die Curie ihm nicht folgen zu dürfen.

Wie bereits an einer früheren Stelle erwähnt worden ist, muß die Bekehrung Lamennais auf politische Gründe zurückgeführt werden. Von der weltlichen Gewalt und den gallicanischen Bischöfen wegen seines Ultramontanismus angegriffen, wendete er sich zu den Liberalen, die damals in Frankreich einen leitenden Einfluß zu gewinnen anfingen, in der Berechnung, daß diese Ideologen seinen Theorien um so lieber Raum zur Entwickelung gewähren würden, als dieselben in Opposition zu der Regierung standen, und sehr bald erwies das Calcul sich denn auch als richtig. Jedes politischen Urtheils baar und von der Phrase geblendet, waren die Liberalen unfähig, Lamennais zu ergründen. Als im Jahre 1828 jene oben besprochenen Verordnungen gegen die Lehrthätigkeit der Jesuiten erschienen, war es in erster Reihe das Organ der Liberalen, der „Globe", welches gegen die Maßnahmen des Ministeriums Martingnac Partei ergriff, und ohne es zu wissen und zu wollen, den Ultramontanen Heeresfolge leistete. Ein weiteres Motiv für die Hinneigung zum Liberalismus mußte die einflußreiche Stellung der katholischen Kirche in dem freien Belgien abgeben, und endlich machte sich auch noch die Erwägung geltend, daß es für die Befreiung Polens und Hollands, an deren Geschicken gerade Lamennais lebhaften Antheil nahm, nur dienlich seien könnte, wenn die Kirche auf dem Gebiete der Politik eine freisinnige Richtung einschlüge. — So wurde denn Lamennais ein liberaler Katholik. In dem von ihm, Montalembert, De Couz u. A. gegründeten Journal „L'Avenir" tritt er ein für die Freiheit der Culte, die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit der Presse„ so wie auch dafür, daß die Kirche auf alle Seitens des Staates ihr gewährten Emolumente verzichte, damit die Völker einsehen, daß Rom im Kampf gegen die Tyrannen auf ihrer Seite stehe. 1848 hat er in der Kammer der Partei des Berges angehört und die berüchtigte Zeitschrift „Le Peuple constituant" redigirt.

Die oben erwähnte Encyklika Gregors XVI. wendet sich nun nicht gegen den Verfasser Des Progrès de la révolution, sondern gegen den Redacteur des L'Avenir, gegen die Lehre von der „Freiheit der Meinungen". Gregor XVI. sah richtig voraus, daß sich aus ihr die größten Gefahren für die Kirche entwickeln könnten. Allerdings macht er auch geltend, daß jene Lehre dazu führe, „durch schamlose Verschwörungen zum Aufruhr und zur Widersetzlichkeit den Gehorsam gegen die Fürsten zu untergraben und sie von ihren Thronen zu stürzen"; aber die Theorie von der Superiorität des geistlichen Schwerts, wie Lamennais sie aufgestellt hatte, wird in der Encyklika nicht

reprobirt. Und die Curie konnte dieselbe auch nicht verwerfen, wenn sie sich nicht mit dem überlieferten Recht in Widerspruch setzen wollte.

Wiederholt haben die Päpste den ersten Artikel der berühmten Declaration von 1682 verurtheilt, in welchem die Selbständigkeit der weltlichen Souverainität gegenüber dem heiligen Stuhle ausgesprochen wird. Innocenz XI. erklärte die Declaration für nichtig und ungiltig, weil sie durch die Furcht dictirt wäre, von welcher die Geistlichkeit beherrscht gewesen, und welche ihr nicht gestattet hätte, schwierige und große Dinge mit Eifer für die Religion und für die Erhaltung der kirchlichen Freiheit zu unternehmen. Eine förmliche Verdammung wagte er nicht auszusprechen. Aber von späteren Päpsten ist dies nachgeholt. Sie bestimmten, die Declaration solle für immer „nichtig sein, kraftlos, ohne Effect, ungerecht, verdammt, verworfen, illusorisch, jeder Kraft entbehrend." Noch Pius VI. bezeichnete ihre Annahme als „einen Scandal und eine Beleidigung für die Curie". Ausdrücklich ist ferner die Lehre Lamennais' in der Bulla „Unam sanctam" gebilligt, von der es freilich noch immer bestritten ist, in wie fern ihr Inhalt dogmatisch ist, die aber jedenfalls eine große kirchenrechtliche Bedeutung beanspruchen darf. „Ein Schwert", sagt Bonifaz VIII. in dieser Bulle, „muß dem andern subordinirt und die weltliche Autorität der geistlichen Gewalt unterworfen sein. Nach dem Apostel kommt alle Gewalt von Gott; die bestehenden Gewalten sind von Gott geordnet; sie wären aber nicht geordnet, wenn nicht ein Schwert unter dem anderen stände und als das geringere von ihm zur Ausführung des souverainen Willens geleitet würde. In der That nach dem Zeugniß der Wahrheit selbst hat die geistliche Gewalt das Recht, die irdische Gewalt einzusetzen und sie zu richten, wenn sie nicht gut ist."

Selbst die Argumentation Lamennais' schließt sich päpstlichen Vorbildern an. Die jesuitische Art und Weise, in der er ausführt, daß der Ultramontanismus das Königthum nicht gefährde, ist einem Brief Nicolas' I. entnommen, in dem der heilige Vater zwar zugiebt, daß man Königen Gehorsam schulde, dann aber fortfährt: „Aber sehet zu, ob denn auch jene Könige und Fürsten, denen Ihr unterthan seid, wirklich Könige und Fürsten sind. Sehet zu, erstens, ob sie sich selbst, und dann, ob sie das ihnen anvertraute Volk gut regieren. Sehet zu, ob sie das Recht inne halten; anderenfalls müßte man sie eher für Tyrannen halten als für Könige und ihnen Widerstand leisten, und sich lieber gegen sie erheben, als ihnen unterthan sein ... Gehorchet also dem Könige, der sich durch seine Tugenden, nicht durch seine Laster über die Anderen erhebt; gehorchet, aber, wie der Apostel, um Gottes Willen, nicht gegen Gott."

Auf der Grundlage, auf der die ultramontane Theorie von Lamennais in Frankreich wieder aufgebaut worden ist, hat sich dieselbe dort bis in die jüngste Zeit hinein zu erhalten gewußt. Von ihren neueren Vertretern ist zunächst Gaume zu nennen, der, wie Lamennais, die Superiorität der Kirche als die einzig mögliche Garantie einerseits für die Freiheit der Völker

andererseits für die Aufrechterhaltung einer staatlichen Ordnung vertheidigt. Es giebt, führt Gaume aus, nur drei Möglichkeiten: entweder ist die höchste Gewalt bei den Päpsten, oder bei den Königen, oder bei den Völkern. Verwirft man die Suprematie der Curie, welche ein Jahrtausend hindurch die Welt vor Tyrannei geschützt hat, so bleibt nur die Wahl zwischen „der Suprematie der Könige, die sich im Alterthum abwechselnd Tiberius, Nero, Caligula, Heliogabal nennt, in der Neuzeit Heinrich VIII., Elisabeth, Jwan, Nikolaus — und der Suprematie des Volkes, d. h. dem Convent, der Schreckensherrschaft, dem Socialismus. An Stelle der Entscheidungen des Vaticans als letzte Rechtsquelle habt Ihr dann die Theologie des Absolutismus und der Empörung, an Stelle der ultramontanen Excommunicationen habt Ihr nacheinander — und bisweilen auch gleichzeitig — die Kanonen der Könige, die Barricaden des Volkes und den Dolch der Meuchelmörder", oder, wie es an einer anderen Stelle heißt, „die Sclaverei zur Grundlage, Nero zum Könige und Satan zum Gott; denn zwischen Christenthum und Satanismus giebt es kein Drittes"*). Also Freiheit und Ordnung lassen sich in der Welt nicht anders verbürgen, als durch Uebertragung einer gewissen Oberherrlichkeit auf die Curie. Die Päpste, die „unfehlbaren Interpreten der göttlichen Gesetze" müssen die Fragen des Rechts, des öffentlichen sowohl als des bürgerlichen, entscheiden, und, „da eine richterliche Gewalt nichtig wäre, wenn sie nicht Zwang auszuüben vermöchte, so ist ihnen auch die Befugniß einzuräumen, durch wirksame Strafen die Schuldigen zum Gehorsam zu zwingen, ja selbst die Regierenden ihrer Herrschaft zu entheben, wenn sie eigensinnig rebelliren und, ihrem Beruf untreu, den Staat und die Unterthanen in's Verderben führen". Die Richtigkeit dieser Sätze leugnen heißt nicht anders als den alleinigen Zweck der Menschen im Trinken, Essen, Schlafen und Verdauen suchen, die Laune des Herrschers als die einzige Richtschnur für die Regierung hinstellen, oder sich das Recht einer unfehlbaren Auslegung der göttlichen Gebote anmaßen**).

Nicht minder entschieden tritt Ventura für die Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt ein. Ein vom heiligen Thomas gebrauchtes Bild sich aneignend, führt er aus, der weltliche Herrscher sei nur der Pilot eines einzelnen Schiffes in dem großen alle christliche Staaten umfassenden Geschwader, also nicht befugt, selbständig zu manövriren; um den Hafen zu erreichen, müsse er sich nach dem Admiralschiff richten, d. h. „nach dem sichtbaren Reiche Jesus Christi, der Kirche, deren souverainer Pilot

*) Gaume, La Révolution, Recherches historiques sur l'origine et la propagation du mal en Europe. Paris 1856. Sixième Livraison, Le Césarisme, s. auch derselbe A quoi sert le Pape? 2 édit. Paris 1861, pp. 6. 13. sq. u. Laurentie, La Papauté in den Mélanges. Paris 1865, pp. 482 sq. Derselbe, La Papauté, Réponse á mr. Tutcheff, Paris 1882, pp. 191 sq. u. De la révolution en Europe, Paris 1834, ch. VI. u. ch. XIX., pp. 35 sq., 167.

**) La Révolution etc Le Césarisme ch. III. ch XXI. pp. 30, 31, 37, 272 sq.,

der Papst ist.“ Die Curie darf nach Ventura eine „noch viel vollständigere Unterwerfung“ Seitens der weltlichen Gewalt beanspruchen als diese letztere Seitens ihrer Unterthanen. Die „geistliche Gewalt repräsentirt Gott mit der größten Majestät, mit der größten Erhabenheit und dem größten Glanz; folgeweise ist die Verpflichtung zum Gehorsam ihr gegenüber noch viel gebieterischer und viel strenger als gegenüber den andern Gewalten, und wer dieser Verpflichtung nicht nachkäme, würde sein Heil viel ernsthafter gefährden.“ Eine Trennung zwischen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten läßt sich nicht durchführen und wäre auch bedeutungslos, denn eine jede politische Frage wird „dominirt“ durch die religiöse, ob die Unterthanen der betreffenden politischen Anordnung der Regierung Folge zu leisten haben und „der Kirche allein steht um ihrer größeren Erhabenheit und Majestät Willen das Recht zu, die eminent moralische Frage des Gehorsams und der Treue gegenüber der öffentlichen Gewalt zu entscheiden.“ Zum Beweise dafür wird auf das Wort des Apostels Bezug genommen: Omnis anima potestatibus sublimioribus subdita est. Das Hauptargument bilden aber auch bei Ventura langathmige Auseinandersetzungen darüber, daß Sclaverei und Sensualismus sich immer entwickelt haben, so oft die Könige ihre sacrilegen Hände auf das geistliche Amt legten, um es zum Spielzeug für ihren Degen zu machen, daß der Cäsarismus „in gewisser Beziehung, um der Vaterlandsliebe willen, den politischen Meuchelmörder entschuldbar mache, und Männer wie Brutus erzeuge, daß die Fürsten, die sich der Curie unterordneten, während ihrer Lebzeit von ihren Völkern vergöttert, nach ihrem Tode von der Nachwelt bewundert worden seien“ u. s. w.*)

Auch Ventura erfreute sich der Protection der Curie; sowohl bei Leo XII. als auch später bei Pius IX. hat er in großer Gunst gestanden. Wenn Gregor XVI. ihm kein Zutrauen schenkte, so geschah dies lediglich mit Rücksicht auf die liberalen Tendenzen Venturas. —

III.

Die rationelle Begründung der theologischen Staatslehre.

Ein Thema, das die theologische Schule, wie bereits hervorgehoben wurde, mit Vorliebe behandelt, ist der Satz, daß die Religion die einzig mögliche Grundlage einer staatlichen Ordnung sei. Um denselben zu erweisen, ergehen sich die Theologen zunächst in sensationellen Schilderungen des entsetzlichen Elends, das der Unglaube über Frankreich gebracht habe. So

*) Le Pouvoir politique chrétien etc. 7ème Discours. L' Eglise et l'Etat ou Théocratie et Césarisme pp. 378. 381 sq., 396. 410 sq., 431. s. auch 4ème Discours. Sur l'importance sociale du Christianisme pp. 255 sq. u. Essai sur le Pouvoir public ch. § 2, pp. 18 sq.

heißt es beispielsweise in einem Gedicht, in dem Chateaubriand, der Verfasser des Génie du Christianisme, verherrlicht wird, mit Bezug auf das 18. Jahrhundert:

> . . . . L'athéisme exerçoit ses ravages,
> L'erreur se propagageoit sur de lointains rivages:
> Son domaine naissant s'étendoit tous les jours;
> Elle parloit aux peuples, et régnoit dans les Cours.
> Bientôt de ses fureurs on ressentit l'atteinte;
> La vertu fut sans force, et le vice sans crainte:
> Du pouvoir souverain l'on méprisa les droits;
> Qui brava l'Eternel, peut bien braver les rois.

Ohne Weiteres schreitet dann die Argumentation zu dem Satz fort, daß ein Volk, welches die Liebe zur Tugend, die Furcht vor dem Verbrechen und in Folge dessen die Achtung vor der Souverainität verloren habe, nur durch die Religion errettet werden könne. In einem s. Z. vielbesprochenen Briefe an Frayssinous, der in dem ultraroyalistischen Organ „Die weiße Fahne" veröffentlicht worden ist, schreibt Lamennais: Einem Geschlecht, das im Unglauben „am Altar der Vernunft" geboren ist, kann Christus allein Hilfe bringen. Der christliche Glaube bedingt nach den Theologen nicht nur die ewige Seligkeit, er ist auch die nothwendige Voraussetzung für das zeitliche Gedeihen der Menschen, da ohne ihn der Krieg Aller gegen Alle unvermeidlich wird. Die Religion, sagt Bonald, welche das allgemeine Band in jeder Gesellschaft ist, zieht vorherrschend den Knoten der politischen Gesellschaft straffer an; selbst das Wort Religion (religare) deutet hinlänglich an, daß sie das natürliche und nothwendige Band der menschlichen Gesellschaft, der Familien und Staaten ist. Die Religion bringt die Ordnung in die Gesellschaft, weil sie die Gesellschaft lehrt, woher die Macht und die Pflichten stammen*).

Die Frage, ob dieses politische Heilmittel richtig gewählt war, darf hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls mußte eine Cur mittelst derjenigen Religion, zu der die Theolgen sich bekannten, vom politischen Standpunkt aus unbedingt verworfen werden; die Dosis Ultramontanismus, die man dem Christenthum beigemischt hatte, reichte aus, um ein jedes staatliche Leben von vornherein zu vernichten.

Für eine Rechtfertigung dieses Urtheils genügt eine einfache Entwickelung der theologischen Staatslehre, wie sie im Vorstehenden gegeben worden ist. Es erübrigt also nur noch, die wissenschaftliche Grundlage, auf der die Theorie sich aufbaut, klar zu stellen, soweit dies nicht durch die bisherige Darstellung geschehen ist.

Die theologische Schule zur Zeit der Restauration tritt mit weitgehenden

*) Siehe G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1874, Bd. 3, S. 120 führt weitere Stellen aus Bonald'schen Schriften an, in denen die Religion als Ordnungspolizei empfohlen wird.

Ansprüchen auf. Flüchtige Aufwallungen, predigt Frayssinous, würden wir für nichts achten. Es handelt sich nicht darum, Euch zu einer guten Handlung anzuspornen, eine großmüthige aber vorübergehende Anstrengung hervorzurufen*). Vielmehr sollte die Philosophie für immer aus dem Felde geschlagen, die Welt noch einmal in das Zeitalter der Theologie zurückgeschraubt werden.

Um einen solchen Erfolg zu erringen, mußte man nun aber „ein Opfer des Glaubens" bringen. Ein Volk, das eine Entwickelung hinter sich hatte wie das französische, ließ sich auf die Dauer durch Berufungen auf Bibelstellen nicht fesseln; über lang oder kurz mußte die Erinnerung an jenen Cartesianischen Satz wieder erwachen, daß Beobachtung und Schlußfolgerung die einzig legitimen Vehikel menschlicher Erkenntniß seien, und jede Aussicht für das theologische System wäre also von vornherein abgeschnitten gewesen, wenn sich dasselbe nicht neben dem Glauben auch an die Vernunft gewendet hätte. So entschloß man sich denn zu einer rationellen Beweisführung, freilich in verschämter Weise, mit dem Gefühl, als ob die Religion profanirt würde**). Frayssinous erklärt in der Défense du Christianisme, er könne nicht „den gewöhnlichen Ton der christlichen Kanzel" anschlagen, sondern nur die Sprache der Akademie reden, weil, wie er zu seiner Rechtfertigung hinzufügt, das Heilmittel dem Temperament des Kranken angepaßt werden müsse***). Chateaubriand bezeichnet es in der Vorrede zu dem Génie du Christianisme als einen Fehler seiner Vorgänger, daß sie, um die Vortrefflichkeit der christlichen Lehre darzuthun, den Glauben an den göttlichen Ursprung derselben vorausgesetzt haben. Man muß, behauptet er, auf einem rationellen Weg vorgehen, die Vortrefflichkeit des Productes darthun und daraus den Schluß auf die Göttlichkeit des producirenden Factors ziehen, also die überirdische Provenienz des Christenthums nachweisen aus dessen vollendetem Charakter†). Selbst die entschiedensten Vertreter des Ultramontanismus konnten sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß man dem Zeitgeist Concessionen machen müßte, daß eine religiöse Weltanschauung im 19. Jahrhundert nicht mehr ausschließlich auf „Wunder und Prophezeihungen" gestützt werden könnte. Beweise dieser Art, schreibt Lamennais an De Maistre, machen keinen Eindruck mehr. Seitdem die Vernunft für souverain erklärt worden ist, muß man geraden Wegs auf sie losgehen, sie auf ihrem Thron fassen und zwingen.

---

*) Défense du Christianisme Tom. I, p. 25.

**) Forgues erzählt in seinen Notes und Souvenirs, man habe in gewissen Kreisen die Art und Weise, wie Lamennais „die von Gott bestimmte Ordnung vertheidigte" geradezu als ein Sacrileg bezeichnet. Fräulein von Lucinière schreibt an ihren Freund Lamennais: „Das, was man an Ihnen tadelt, ist, daß Sie Ihre Doctrin weder auf die heilige Schrift noch auf die Tradition stützen oder wenigstens in einer sehr ungenügenden Weise, s. Lamennais, Correspondance Tom. I, pp. 30, 48.

***) S. den Artikel vom Januarheft S. 75.

†) S. Part. I, Liv. 1, ch. 1 in der sechsten Ausgabe (Paris 1816) Tom. I, p. 9.

sich bei Todesstrafe vor der göttlichen Vernunft zu beugen. Der nackte Befehl „Glaubet", heißt es in der Einleitung zu dem Essai sur l'indifférence, verschlägt nicht mehr; an seine Stelle muß die Aufforderung treten: Prüfet.

Freilich ist dieser Weg der „Naturalisirung der Religion", wie man ihn in Frankreich nennt, später auch bisweilen verlassen worden. Nach dem Sturz der Bourbonen trat in Frankreich eine deistische Philosophenschule auf, die, von jedem Glauben absehend, ihre Weltanschauung angeblich auf eine rein rationalistische Grundlage, auf gewisse der Seele angeborene Vorstellungen stützte, und so kläglich auch dieser Versuch ausfiel, durch die glänzenden Phrasen, mit denen der Führer des sog. Eklekticismus, Victor Cousin, zu operiren wußte, wurde die große Masse geblendet und hingerissen. In dem sich darauf entspinnenden Kampfe gegen den neuen Deismus haben verschiedene Vertreter der theologischen Schule es für rathsam gehalten, den blinden Glauben an das Wort Gottes wieder zur alleinigen Operationsbasis zu nehmen. So sucht z. B. Bautain in der Philosophie du Christianisme auszuführen, daß die menschliche Vernunft mit Hilfe der Beobachtung und der Schlußfolgerung wohl einige vereinzelte Wahrheiten erfassen, aber niemals ein moralphilosophisches oder religiöses System entwickeln könne. Auf das gleiche Thema richten sich die Argumentationen Bonnettys in den „Annales de philosophie chrétienne; er vertheidigt den Satz, daß nur mit Hilfe der heiligen Schrift und der Tradition Gott und das Moralgesetz gefunden werden können. Auch außerhalb Frankreichs, insbesondere in Belgien an der katholischen Universität Löwen, wußte der sog. fidéisme divin Anhänger zu gewinnen. Einen bestimmenden Einfluß hat diese Richtung indeß niemals erlangt, außer aus verschiedenen anderen Gründen schon um dessentwillen nicht, weil die Curie in richtiger Würdigung der Zeitverhältnisse gegen sie Partei ergriff. Bautain und Bonnetty wurden Seitens des Papstes genöthigt, ihre Lehre zu revociren und eine Erklärung zu unterzeichnen, in der die Möglichkeit einer rationellen Beweisführung für die Existenz Gottes, die Spiritualität der Seele, sowie die Freiheit des Menschen ausgesprochen war. Der von den Löwener Professoren vertheidigte Satz, daß ohne Offenbarung keine metaphysische Wahrheit erkannt werden könne, erfuhr in Rom eine ausdrückliche Verurtheilung.

Die Lage der Verhältnisse am Beginn des 19. Jahrhunderts war für den Versuch einer rationellen Begründung des theologischen Systems nicht ungünstig. Auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften hatte sich, wie an einer früheren Stelle nachgewiesen worden ist, ein Umschwung vollzogen, der mit Leichtigkeit zu Gunsten der Theologen zu fructificiren gewesen wäre. Die Naturforschung war von dem Wege der mechanisch-causalen Erklärung der Schöpfung, auf den Descartes sie hingewiesen und den sie über ein

Jahrhundert hindurch verfolgt hatte, abgewichen und in die Richtung der mittelalterlichen Teleologie zurückgefallen. Nicht nur war die phantasirende Denkungsweise dadurch von den Fesseln befreit worden, in denen die positive Forschung des 18. Jahrhunderts sie gehalten hatte; es war der Speculation auch eine Richtung gegeben, die die Theologie sich wohl gefallen lassen durfte. Und zweifellos hat dann die rückläufige Bewegung der Naturwissenschaft zu dem schnellen Aufschwung der theologischen Schule mit beigetragen. Aber zu einer vollen Ausnutzung der Gunst der Verhältnisse gebrach es den Führern an Urtheilskraft. In der Ueberzeugung, daß die Philosophie des 18. Jahrhunderts und folgeweise auch die Revolution von 1789 in den Naturwissenschaften ihre eigentliche Wurzel gehabt hätten, fühlte man sich verpflichtet, die letzteren womöglich bis zur völligen Ausrottung zu verfolgen.

Aus den Schriften der theologischen Schule lassen sich zahlreiche Belege für die Kurzsichtigkeit der Politik entnehmen, die sie gegenüber den exacten Wissenschaften und insbesondere gegenüber der Naturforschung befolgt hat.

Nach Maistre ist das Studium der Natur zum Mindesten etwas Ueberflüssiges. Denn Gott hat es in seiner höchsten Weisheit so angeordnet, daß der Mensch Alles, was wirklich von Interesse für ihn sein kann, ohne „Wissenschaft" erkennt, nämlich vermittelst eines Instincts, einer Divinationsgabe *). Die Pflege der Naturwissenschaften, behauptet Lamennais, hat nur dazu geführt, in dem Menschen die verwerfliche Neigung zu stärken, auf das Niveau der gemeinsten Wesen herab zu steigen. Seine Seele hat dann Ekel an sich selbst bekommen; sie ist erröthet über ihre göttliche Herkunft und hat sich bemüht, die letzte Erinnerung daran zu verwischen **). In einem Artikel Lamennais', „De l'éducation du peuple", führt er aus, daß die Wissenschaften nur eine Tröstung in unsrer langen Weile, nur eine Vergnügung sind; wenn man will, etwas edler als die Jagd, aber von keinem größeren Werth***).

Sehr viel energischer geht Chateaubriand vor. Dem Verfasser des Génie du Christianisme zufolge hat die Sucht nach Erkenntniß den ersten Menschen zu Fall gebracht. Als Adam sich unterfangen habe, das Weltall nicht mit dem Gemüth, sondern mit dem Verstande begreifen zu wollen, als er den Baum der Erkenntniß berührt, sei ein gar zu starker Lichtstrahl in sein Gehirn gefallen. Adams Sündenfall sei das Prototyp aller späteren Versündigungen des Menschengeschlechts. Aller Orten und zu allen Zeiten habe ein ursächlicher Zusammenhang bestanden zwischen den Fortschritten

*) Soirées de St. Petersbourg. 1. Entretion. in den Oeuvres Tom. I. p. 25.

**) Lamennais, Essai sur l'Indifférence etc. Einleitung; s. auch Lamennais, Sur la foi in den Nouveaux Mélanges.

***) Lamennais, Mélanges religieux et philosophiques.

auf dem Gebiete der Wissenschaften und den verheerenden Revolutionen; auch die große politische Erschütterung von 1789 sei eine nothwendige Folge gewesen der „Eitelkeit des Wissens“*). Noch sinnloser sind endlich die Ausfälle De Maistres. Die exacten Wissenschaften, erklärt derselbe, bedürfen einer Reorganisation. Dann wird wohl dem einen oder dem anderen ehrlichen Gelehrten der Nachweis gelingen, daß nicht der Mond, sondern Gott die Ebbe und Fluth bewirke, daß das Wasser den Charakter eines Elements habe und sich nicht in Sauer- und Wasserstoff zerlegen lasse, daß die Gesetze der Schwere nicht richtig seien u. s. w.**)

Ebenso unpolitisch ist die Stellung, die die theologische Schule zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt. Es läßt sich leicht begreifen, daß sie die Encyklopädisten als „das Babel der Wissenschaften und Vernunft“ verhorrescirt***). Aber warum richten sich die Angriffe der De Maistres, der Bonalds und Lamennais' auch gegen den Deismus, der sehr wohl für die Zwecke der theologischen Schule hätte ausgenützt werden können?

Auch hier setzt sich ihre Polemik lediglich aus Declamationen zusammen; es fehlt selbst der Versuch einer Begründung. In seiner Schrift „Tradition de l'église sur l'institution des évêques“ macht Lamennais, ohne irgend ein Argument vorzubringen, den Deismus, nachdem er denselben mit jenen „unheimlichen Pflanzen verglichen hat, die nur auf Ruinen wachsen und gedeihen“, dafür verantwortlich, daß in England „kaum noch einige wenige Trümmer des zusammengebrochenen Christenthums zu finden sind“†). Ebenso beweislos steht seine Anklage da, daß die Philosophen die Schuld an der Zunahme der Selbstmorde tragen††). Ein noch charakteristischeres Bild von der Art und Weise, wie die Philosophie des 18. Jahrhunderts von den Theologen behandelt wird, geben die Réflexions sur l'état de l'église en France. Meine Feder, schreibt Lamennais dort, sträubt sich, die verschiedenen Wege aufzuzeichnen, deren man sich bediente, um das französische Volk zu corrumpiren und zur Revolution zu treiben. „Alle die philosophischen Infamien sind noch nicht aufgedeckt; es ist noch nicht Alles gesagt über die abscheuliche Verderbtheit dieser elenden Secte, und es kann auch gar nicht Alles gesagt werden: Es giebt Scheußlichkeiten, welche in ewiges Stillschweigen begraben sein sollten“ . . . . „Ich kann nicht umhin, hier eines Priesters aus der

---

*) S. Chateaubriand, Génie du Christianisme. Part. I. Liv. 3. ch. 2: Liv. 4. ch. 3. Tom. I pp. 126. 127. 167. 168. S. auch P. I. Liv. 1. ch. 2: Liv. 4. ch. 4. P. III. Liv. 2. ch. 1. a. a. O. Tom. I pp. 15. 173. Tom. III p. 33 sq.

**) G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts, B. 3, SS. 132, 133.

***) Chateaubriand, Génie du Christianisme P. I. Liv. 1, ch. 1: Tom. I. p. 8.

†) S. auch Lamennais, Essai sur l'indifférence Part. I. ch. V. — De la nécessité du culte in den Mélanges religieux et philosophiques und Pensées diverses in den Nouveaux mélanges.

††) Sur le suicide in den Nouveaux Mélanges.

Bretagne zu erwähnen, der, an beiden Beinen gelähmt, sich allnächtlich in die Felder tragen ließ, um den Kranken beizustehen: Das ist das Bild des Christen. Zur selbigen Zeit ließ sich das Ungeheuer Couthon, der auch gelähmt war, in den Convent tragen, um dort den Mord zu predigen. Das ist das Bild des Philosophen"*).

Die rationelle Begründung des theologischen Systems ist auf mannigfache Weise versucht worden. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Génie du Christianisme, ein Werk, das innerhalb eines Zeitraumes von nicht ganz zwei Jahren sechs Auflagen erlebt hat.

Wie schon der zweite Titel des Buches: Beautés de la religion chrétienne andeutet, will dasselbe in erster Reihe eine ästhetische Rechtfertigung der Lehre der katholischen Kirche geben, und zu diesem Zweck ergeht sich Chateaubriand in romantischen Schilderungen, aus denen folgen soll, daß von allen Religionen die christliche die meiste Poesie habe, daß es nichts Prächtigeres als ihre Dogmen, ihre Lehren und ihren Cultus gebe, daß dieselben den Aufschwung der Seele begünstigen, sie mit göttlicher Begeisterung erfüllen, ebenso sehr wie die Götter Virgils und Homers, daß sie das Genie fördern, den Geschmack läutern, die tugendhaften Leidenschaften entwickeln, dem Gedanken Kraft geben, dem Schriftsteller und Künstler die edelsten Formen verleihen u. s. w. Neben dem Appell an das Gefühl enthält das Génie du Christianisme aber auch einen demonstrirenden Theil, in dem die katholische Religion durch utilitarische Argumente gestützt und ein naturphilosophischer Beweis für die Existenz Gottes angetreten wird. Chateaubriand beruft sich auf die „Dienste", die die Priester und die christliche Religion der Gesellschaft geleistet haben, Dienste, ohne welche die letztere nicht existiren könnte. Er macht ferner geltend, wie aus zahllosen Natur-Erscheinungen sich ergebe, daß die Schöpfung das Wohlergehen der Menschheit zu fördern bezwecke, und zieht daraus den Schluß, daß die Welt durch einen allweisen Gott geschaffen worden sei und regiert werde. Die Beweisführung zu Gunsten der — wie Kant sie nennt — relativen Zweckmäßigkeit der Schöpfung enthält aber nicht nur nichts Neues, sie läßt auch in der Wahl der hergebrachten Argumente jedes Urtheil vermissen. Beispielsweise führt Chateaubriand an, der Gesang der Vögel sei lediglich dazu bestimmt, die Menschen zu ergötzen; denn man möge die Gäste des Waldes verfolgen, ihre Nester ausrauben und sie verwunden, Schmerzen würden ihnen dadurch wohl bereitet, aber zum Schweigen vermöge man sie nicht zu bringen**). Die betreffenden Ausführungen sind nur

---

*) Eine interessante Zusammenstellung der Invectiven Frayssinous gegen Voltaire giebt Nettement in seiner Histoire de la littérature etc. Tom. II, p 139. S. auch Gaume, le Ver rongeur des sociétés modernes, Paris 1851, pp. 207 sq und Le Voltairianisme in La Révolution etc

**) Génie de Christianisme, 1. Part Liv., 1, ch. 5 in Tom. I, pp. 200 sq. siehe auch chch. 2 sq. und Frayssinous, Défense du Christianisme, Tom. I, pp 149 sq., 158 sq.

insofern von Werth, als die Unhaltbarkeit der sogenannten Anthropoteleologie in ihnen klar zu Tage tritt, als sie den Grundfehler derselben deutlich erkennen lassen, den nämlich, daß die Nutzbarkeit einer Creatur für die andere als Beweis für die Zweckmäßigkeit der Schöpfung geltend gemacht wird, ohne daß zuvor festgestellt ist, daß die letztere — der Mensch — für sich selbst Zweck der Natur sei. Das Fehlen dieses Gliedes in der Beweiskette tritt bei Chateaubriand um so auffallender hervor, als er in Atala, einem den Génie du Christianisme vorausgeschickten Versuchsballon, den Vertreter des Christenthums, einen alten Eremiten, am Todtenbette der Heldin in die Klage Hiobs einstimmen läßt: „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen?"*)

Bei Gelegenheit der Aufzählung der Vortheile des Christenthums für die Gesellschaft behauptet Chateaubriand, daß die Religion das „Fundament der bürgerlichen Gesellschaft" sei. Er beruft sich auf Plato, Aristoteles, Cicero und Plutarch, deren Autorität unsere Väter — was wir ihnen nicht zum Vorwurf machen dürfen — gefolgt sind**). Daran schließt sich eine rationelle Beweisführung. „In der antiken Welt, heißt es in den Génie du Christianisme, bestand die Masse des Volks aus Sclaven; jeder Herr übte gewissermaßen eine absolute Obrigkeit aus; vermöge eines schrecklichen Despotismus hielt er den Sclaven bei seiner Pflicht und ergänzte durch Ketten, was der Moral an Macht abging . . . Läßt sich aber bei der jetzigen Lage der Verhältnisse eine ungeheuere Masse von Bauern regieren, die frei und weit vom Arme der Gerechtigkeit entfernt sind? Lassen sich in den Vorstädten einer großen Hauptstadt die Verbrechen eines zügellosen Pöbels verhindern ohne eine Religion, welche die Pflichterfüllung und die Tugend unter allen Bedingungen des Lebens predigt?"***) Der Satz, daß die Religion das Fundament der Gesellschaft sei, kann nun aber durch eine solche Argumentation offenbar nicht erwiesen werden. Dieselbe führt günstigsten Falls zu dem Schluß, daß die Menschen ohne eine moralische Zügelung nicht geleitet werden können; und selbst wenn die weitere Folgerung zulässig wäre, daß diese Zügelung nur mit Hilfe der Religion beschafft werden könnte, so würde damit letztere doch nur als eine nothwendige Voraussetzung für die staatliche Ordnung, nicht aber als das Princip erwiesen sein, auf welches man den Staat zurückführen müßte.

Völlig in der Luft schweben die Argumente, die Chateaubriand zu Gunsten der theokratischen Verfassung anführt. Die Natur, behauptet er, verwendet in der moralischen und physischen Welt nur immer ein einziges Mittel, um zu schaffen: sie mischt Stärke und Milde; „ihre Energie scheint in dem generellen Gesetz der Contraste zu beruhen" . . . „Wenn man diese

*) Génie du Christianisme, 3 Part., Liv. 6 in Tom. III, p. 313.
**) Génie du Christianisme, 4. Part., Liv. 6. ch. XI, in Tom. IV, p. 341.
***) Génie du Christianisme, 4. Part., Liv. 6. ch. XII, in Tom. IV, pp. 384 sq

Wahrheit einmal erkannt hat, so muß man die Anhaltspunkte zu einem Gegensatz suchen; die beiden vornehmsten sind unsers Erachtens einerseits die Sitten des Volkes, andererseits die Institutionen, die demselben gegeben werden sollen. Hat das Volk einen furchtsamen und schwachen Charakter, so muß seine Verfassung verwegen und stark sein; ist es stolz, heftig, unbeständig, so empfiehlt sich eine sanfte, gemäßigte, beständige Regierung." Für die Egypter war also ein theokratisches Regiment ungeeignet; für sie hätten militärische Institutionen gepaßt. In Rom dagegen hat der priesterliche Einfluß Wunder gewirkt. „Diese Königin der Welt verdankt ihre Größe Numa, der es verstand, in einem Volke von Kriegern der Religion die leitende Stellung zu verschaffen . . . Was wir vom römischen Volk gesagt haben, gilt auch für das französische; dasselbe hat es nicht nöthig angetrieben zu werden, man muß es vielmehr zurückhalten. Man spricht von den Gefahren der Theokratie? Aber wo hat jemals ein Priester in einer kriegerischen Nation die Menschen zur Sclaverei geführt?"*)

Sehr viel eingehender und bedeutender ist die Begründung der theologischen Staatslehre durch Lamennais.

Derselbe faßt sein Beweisthema dahin, daß „Gott das ewige Princip der Ordnung, die allgemeine Gewalt in der Gesellschaft intelligenter Wesen ist", daß ohne eine göttliche Intervention die Begründung eines geordneten Zusammenlebens unter Menschen nicht begriffen werden kann**). Die Gesellschaft, sagt er, ist nur existenzfähig, wenn ein jedes Mitglied sein Thun und Lassen regelt mit Bezug auf das Ganze, also ein jedes Individuum mit Bezug auf die Familie, jede Familie mit Bezug auf den besonderen Kreis, dem sie angehört u. s. w. Um eine solche Regelung zu sichern, bedarf es einer socialen Hierarchie; es muß eine Obrigkeit und Unterthanen geben, das Recht, zu befehlen, und die Pflicht, zu gehorchen, anerkannt sein. „Unter gleichgestellten Wesen giebt es aber selbstredend weder Pflichten noch Rechte, weder Untergebene noch Vorgesetzte, also auch nicht die Möglichkeit einer Ordnung. Man wird daher niemals Gesellschaften lediglich mit Hilfe von Menschen begründen können. Der Mensch muß in Verbindung treten mit Gott, damit er in Verbindungen mit seines Gleichen treten kann . . ." Denn Gott allein hat das Recht, zu befehlen; er allein kann den Menschen die Pflicht des Gehorsams auferlegen. „Das Gesetz der Obrigkeit ist ein geheiligtes, ein göttliches Gesetz, das der Mensch nicht einmal begreifen kann, wenn nicht die Religion es ihm erklärt" ***).

---

*) Génie du Christianisme. 4. Part., Liv. 6. ch. XI. Tom. IV. pp. 342 sq.

**) S. Lamennais, Essai sur l'indifférence etc. Ferner Influence des doctrines philosophiques sur la société. Observations sur la promesse d'enseigner les 4 articles de la déclaration de 1682, De la Réunion des différentes communions chrétiennes in den Mélanges religieux et philosophiques.

***) Essai sur l'indifférence, I. Part., chch. X u. XI.

Wie die Schaffung einer Obrigkeit ohne Gott unmöglich ist, so läßt sich ohne ihn auch die zweite, nicht minder wichtige Voraussetzung für ein geregeltes Zusammenleben nicht beschaffen, die nämlich, daß der Einzelne seine Interessen dem Interesse des Ganzen aufopfert. „Ein solches Opfer hat keinen Sinn", behauptet Lamennais, „d. h. es ist absurd, dasselbe zu fordern, und man wird es nie erlangen, wenn der Mensch es von Menschen fordert, weil er nichts als Compensation zu bieten vermag, und weil das Opfer, das nichts anderes ist, als die Tugend, offenbar die unbegreiflichste Thorheit wäre, wenn nicht eine höhere dauerhaftere Vereinigung bestände, in der man seinen Lohn empfängt"*).

Zur Befestigung seiner Lehre macht Lamennais geltend, daß dieselbe dem Interesse der Souverainität entspreche, weil der von Gott herstammenden Obrigkeit nicht nur Gehorsam sondern auch Liebe entgegengebracht werde, und weil diese Liebe die sicherste Garantie für die Stabilität der Regierung sei. Die eigentliche Beweisführung setzt sich aus Argumenten sehr verschiedener Natur zusammen. Soweit sie sich in Berufungen auf die heilige Schrift, auf den Satz: Non est enim potestas nisi a Deo u. a. besteht, gehört sie nicht hierher; es dürfen im Folgenden nur diejenigen Beweismittel berücksichtigt werden, die sich nicht an den Glauben, sondern an die Vernunft wenden.

Zunächst sucht Lamennais den Satz zu begründen, daß die Auffassung des Staates als einer menschlichen Schöpfung unmöglich sei. Die Philosophen, sagt er — und darunter versteht er alle Diejenigen, welche jede göttliche Intervention von ihrer Staatstheorie ausschließen — können das geordnete Zusammenleben der Menschen nur zurückführen auf die physische Gewalt oder auf einen Vertrag. Aber weder die Gewalt noch der Vortrag geben eine Erklärung für den Staat. Erstere ist grade das dem geordneten Zusammenleben feindlichste Princip. „Die physische Gewalt bringt Unordnug in die moralische Welt, weil sie in der Hand von Wesen, die zugleich willensfrei und und unvollkommen sind, oft nur dazu dient, unvollkommene oder zügellose Entschließungen zur Ausführung zu bringen. Und ferner: die Gewalt zur Basis der socialen Ordnung zu machen, heißt behaupten, daß der Mensch ein rein materielles Wesen sei, heißt ihn unter das Thier erniedrigen; denn letzteres kennt wenigstens ein anderes Gesetz, als das der rohen Kraft; es leistet derselben Widerstand, so oft es seinem Instinct gehorcht." Nicht minder ist die Vertragstheorie unhaltbar. Sie setzt den Anfang einer Gesellschaft schon voraus, nämlich „eine Verbindung einer Anzahl von Menschen, welche eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Wohnstätte und gewohnheitsmäßige Beziehungen zu einander haben" — Bedingungen, die alle unerfüllbar sind, wenn nicht bereits

*) Essai sur l'indifférence.

eine gewisse Ordnung besteht, also Gesetze und eine mit der Ausführung derselben betraute Obrigkeit. Woher sollte anders der Vertrag auf Begründung eines Staates die bindende Kraft erhalten? Von dem Willen der Contrahenten gewiß nicht; denn durch seinen eigenen Willen kann Niemand sich binden. Also, wenn eine Gesellschaft auf Grund des „contrat social", wie die Philosophen ihn sich vorstellen, constituirt würde, so gäbe es in derselben keine anderen Rechte und keine anderen Pflichten, als den Willen des Stärksten. Man wende nicht ein, daß die Eigenliebe ein hinlänglich sicheres Motiv abgebe für die Erfüllung der durch den Gesellschaftsvertrag auferlegten Verpflichtungen. Die Interessen der Individuen gehen stets auseinander, und zwar nach entgegengesetzten Richtungen hin. Eine Gesellschaft, die auf dem Egoismus der einzelnen Mitglieder aufgebaut ist, verwandelt sich sehr bald „in eine große Arena, in der alle Interessen sich gegenseitig angreifen und sich mit Wuth bekämpfen, bald Mann gegen Mann, bald in Massen, wie es den Leidenschaften paßt"*).

Bis hierher ist die Beweisführung aus Behauptungen zusammengesetzt, die wiederum ihrerseits sehr dringend des Beweises bedürfen. Der Satz beispielsweise, daß die Interessen der Menschen unvereinbar untereinander sind, ist bestritten worden, seitdem es Philosophen gegeben hat, und die utilitarische Staatstheorie, die Erklärung des Staates als einer auf dem wohlerstandenen Nutzen der Individuen beruhenden Institution, läßt sich daher nicht so kurzer Hand abfertigen, wie es in dem Essai sur l'indifférence geschieht. Lamennais selbst erkennt das an, indem er, um darzuthun, daß das staatliche Zusammenleben nicht nach Weise der Philosophen begriffen werden könne, auch noch einen inductiven Weg einschlägt*).

Zunächst beruft er sich dabei auf die politische Entwickelung Griechenlands, in der, wie er behauptet, die Philosophen das bestimmende Agens gewesen sind und gelangt dabei zu dem Schluß:

„Die lehrreiche Geschichte der berühmten griechischen Nation ist nichts weiter als eine Geschichte des Verbrechens und des Unglücks. In wüthendem Haß stürzt sich der eine Staat auf den anderen, und an die äußeren Kriege knüpfen sich innere an. Empörungen, Aufstände, Proscriptionen und Menschenschlächtereien bilden den eintönigen Gegenstand der Erzählungen der Geschichtsschreiber. . . . Die Griechen mit ihren philosophischen Institutionen fingen damit an, daß sie die Tugend der Scham entkleideten; sie endigen damit, daß sie selbst die Scham des Lasters verlieren. Die Philosophie lehrte sie Scheußlichkeiten, auf die selbst das Thier in der größten Erregung

*) Essai sur l'indifférence. 1, Part., chch. X sq.

**) Essai sur l'indifférence, 1. Part., ch. X, s. auch Lamennais, Sur les Vies des Justes in den Mélanges religieux et philosophiques. Aehnlich urtheilt über die griechische Geschichte Maistre in Du Pape. Liv. III, ch. VII sq., s. Oeuvres Tom. IV, pp. 29 sq.

der Sinne nicht verfällt"*). Rom, dessen Geschichte Lamennais gleichfalls bei Begründung der theologischen Theorie heranzieht, war seiner Schilderung nach ein wohlgeordneter Staat, so lange es von Königen regiert wurde. Von dem Augenblick an aber, als man die Lehre der Philosophen zur praktischen Anwendung bringen wollte, d. h. seit der Vertreibung der Könige durch Brutus, geht Rom seinem Untergang entgegen. Eine Zeit lang hindern äußere Kriege den Verfall. „Gegen alle Völker wußten die Römer sich zu vertheidigen; aber gegen sich selbst, gegen ihre Verfassung, gegen die Doctrin, auf der dieselbe basirte, vermochten sie sich nicht zu halten, und so wurden zur ewigen Belehrung der Gesellschaft, die entsetzlichsten Geheimnisse der Souverainität des Menschen klar"**). Mit dem Christenthum bilden sich neue Principien heraus; die Worte Pflicht und Recht gewinnen wieder Sinn; an Stelle der Gewalt tritt die Autorität, und auf das Reich des Menschen, auf die absolute Unordnung, folgt, das Reich Gottes, das die Ordnung bedeutet, bis mit der Reformation von Neuem das blutige Gespenst der Revolution aus dem Grabe hervorsteigt, in das das Christenthum es verwiesen hatte.

Besonders charakteristisch werden die Betrachtungen Lamennais', wenn sie sich der französischen Geschichte zuwenden. „Dreißig Jahre sind es her, sagt er, da gab es eine Nation, welche von einem alten Königshause regiert wurde, nach der besten Verfassung, die je bestanden hat, und nach Gesetzen, welche man mit mehr Recht als die alten römischen für vom Himmel heruntergekommen hätte halten können, so weise waren sie, so edel, so wohlthätig und der Menschheit nützlich. Diese Nation, berühmt durch ihre Offenheit, ihre Milde und ihr Verständniß, durch ihre Liebe für ihre Herrscher und für die Religion, der sie vierzehn Jahrhunderte voll von Ruhm und Glück verdankte, lebte friedlich mitten in Europa, dessen Neid sie erweckte, und dessen Zierde sie ausmachte durch die Vortrefflichkeit ihrer Gesetzgebung, durch die edle Höflichkeit ihrer Sitten und durch hervorragende Meisterwerke jeder Art. Gott wählte sie sich aus, um der Menschheit eine große und schreckliche Lehre zu geben. Plötzlich auf den Ruf einiger Sophisten bemächtigen sich neue Doctrinen, neue Gelüste des verirrten Volkes. Es wurde von einem Ekel ergriffen vor dem Glauben und vor den schützenden Lehren, durch welche es so hoch gehoben worden war. Verlockt durch die Frucht vom Baume der Wissenschaft, will es hinaus aus seinen Verhältnissen und gleich werden Gott, dem alle Souverainität angehört. Schnell trifft die Strafe diesen Hochverrath, wie sie den ersten Menschen getroffen hat, in Gestalt eines unwiderruflichen Todesurtheils, das der Schuldige an sich selbst zu vollstrecken hat"**).

*) Essai sur l'indifférence a. a. O., s. auch De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, ch. I.

**) Essai sur l'indifférence. Für die geschichtliche Bildung — oder für die

Die Argumente, die Lamennais der Philosophie und der Geschichte entlehnt, um seine Staatstheorie zu begründen, bestehen theils aus unbewiesenen Behauptungen, theils aus Entstellungen der Thatsachen, theils aus willkürlichen Schlußfolgerungen; es genügt, sie der umhüllenden Phrasen zu entkleiden, um für Jedermann klar zu stellen, daß die einen ohne Beweiskraft, die anderen unhaltbar sind. Lamennais stützt sich aber noch auf ein drittes Argument, das hier um so weniger übergangen werden darf, als sich in ihm die eigentliche erkenntnißtheoretische Grundlage des ganzen in Frage stehenden Systems kennzeichnet. Er behauptet, seine Lehre entspreche „einigen einfachen Principien", „einigen jener soliden, Jahrhunderte hindurch eingewurzelten Maximen", die der gemeine Menschenverstand als richtig anerkennen müsse*).

In dem Essai sur l'indifférence en matière de religion geht die philosophische Untersuchung von dem Satz aus, daß die geistigen Fähigkeiten und die Sinne des Individuums nicht ausreichen, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, daß letztere nur durch den sensus communis gefunden werden könne. Die Erkenntnißtheorie Lamennais' läuft also auf die Maxime hinaus: Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus**). Dem Menschen, der in einer Gemeinschaft lebt — so führt er dieses Princip weiter aus — ist eine Regel gegeben, ein Mittel, die Wahrheit zu erfassen. „Er kann das Zeugniß seiner eigenen Sinne, seines Gefühls und seines Urtheils mit dem Zeugniß Anderer vergleichen, und, je nachdem diese Zeugnisse von einander abweichen oder übereinstimmen, ist die Wahrheit mehr oder weniger sicher oder mehr oder weniger zweifelhaft, ohne daß es möglich wäre, die Zahl der gleichlautenden Zeugnisse zu bestimmen, welche nothwendig sind, um zu einer vollkommenen Sicherheit zu gelangen"***). Es giebt also ein Correctiv für die Fehler, denen das Denken und Fühlen des Einzelnen nothwendig ausgesetzt sind. Je zahlreicher die Vergleiche sind, die man anstellt, desto zuverlässiger ist der aus denselben gezogene Schluß. Findet „eine allgemeine Uebereinstimmung" statt, so ist damit die denkbar größte Gewißheit erreicht. In diesem Consensus liegt auch die Begründung der Wissenschaften, selbst die der positiven, wie z. B. der Naturwissenschaften. Alles Wissen, das wir von der Ordnung der Natur und ihren Gesetzen haben, verdanken wir der allgemeinen Erfahrung; die Grundlage unserer

---

Wahrheitsliebe — Lamennais' ist auch sein Urtheil über den Protestantismus kennzeichnend. Es giebt, sagt er in den Pensées diverses, heute in Europa keinen einzigen gebildeten Menschen, der nicht wüßte, daß der Protestantismus eine ungeheuerliche Absurdität sei; man verachtet ihn als eine Sottise und behandelt ihn wie eine Revolte. Nouveaux Mélanges, s. auch ebenda Réponse à un Protestant.

*) Essai sur l'indifférence etc. 1. Part., ch. X.

**) Man nennt diese Lehre in Frankreich la doctrine du sens commun ou du consentement universel. Ferrat, a. a. O. p. 189, s. auch Lamennais, Correspondance Tom. I, p. 159.

***) Essai sur l'indifférence. 2. Part. ch. XVII, 4. Part. ch. XXX, 5. Part. chch. X, XI

Erkenntniß ist also „die allgemeine Uebereinstimmung oder die gleichmäßige Erfahrung aller Zeiten, an allen Orten, bekundet durch ein universelles Zeugniß."

Die Doctrin des sensus communis, heißt es dann weiter, ist keineswegs neu; sie ist so alt, wie das menschliche Geschlecht; sie ist „das eigenste Gesetz unserer Natur". Glauben doch alle Menschen eine zahllose Masse von Dingen, die sie nie geprüft, selbst nicht einmal begriffen haben, lediglich auf die Autorität der allgemeinen Uebereinstimmung hin. Wäre dem nicht so, so „gäbe es keine Gewißheit mehr, keine Sprache, keine Gesellschaft, kein Leben, und nicht ein Philosoph könnte drei Tage lang bestehen, wenn er seine philosophischen Principien streng befolgte*).

Von diesem erkenntnißtheorethischen Grundsatz aus beweist Lamennais, daß es einen Gott giebt, daß das Christenthum die allein wahre Religion ist, daß die Schöpfung der Welt in der von Moses geschilderten Weise vor sich gegangen, daß Jesus die Wunder, von denen die Evangelien erzählen, verrichtet hat, daß nur in dem Schoß der alleinseligmachenden Kirche „Seligkeit, Glück und Leben" zu finden sind, kurzum Alles, was in seine Theorie hinein paßt*). Er argumentirt also beispielsweise: Es giebt wohl verschiedene Religionen; aber ihre Verschiedenheit liegt nur in der äußeren Form; der Grundgedanke ist stets derselbe. Die ursprüngliche Tradition, der jüdische Glaube und die christliche Lehre basiren auf dem gleichen Fonds von Wahrheiten; nur der Ausdruck hat mit den Zeiten gewechselt. Die Religion ist fortgeschritten, aber niemals umgestaltet worden. Christus hat lediglich das Werk Moses' und dieser das Werk Adams fortgesetzt. Das Menschengeschlecht hat also immer ein und dieselbe Religion gehabt; in dem Christen lebt immer noch der Jude und der Patriarch fort, wie andererseits in dem Juden-Patriarchen schon der Christ enthalten ist. Jeden Widerspruch „der Philosophen" weist Lamennais mit dem Bemerken zurück: Weder Eure noch meine Vernunft kann über so große Fragen entscheiden; nur die allgemeine Vernunft hat darüber zu richten. Erkennt ihre Autorität an, oder schwört Eure eigene Vernunft ab; denn sie hat gar keine andere Grundlage. Saget nicht: Das verstehe ich nicht. Es genügt, daß alle Völker es verstanden haben. „Wenn Ihr Euch nur ein einziges Mal gegen die Autorität des ganzen Menschengeschlechts auflehnt, so verliert Ihr damit sofort das Recht, irgend etwas zu behaupten."

Die Eitelkeit, fährt Lamennais dann fort, „dieses ewige Princip des Ungehorsams", ist es, was den Menschen dazu verleitet, sich auf seine eigene Vernunft zu verlassen. Er erachtet es für eine Erniedrigung, die Autorität

---

*) Essai sur l'indifférence. 2. Part. ch. XIII. 5. Part. chch. XI. XIV. Des Progrès de la révolution etc. Pièces justificatives nr. XI.

**) Essai sur l'indifférence. 2. Part. ch. XX. 4. Part. ch. XXXII. ch. XXXIV. ch. XXXVII.

des sensus communis anzuerkennen; dabei läßt er aber außer Acht, daß alle seine Handlungen eine stillschweigende Unterwerfung unter dieselbe enthalten. Denn was immer der Mensch als physisches Wesen und als Mitglied der Gesellschaft thut, er geht dabei aus „von einem unbedingten Glauben in das Zeugniß, von einer vollständigen Unterordnung unter die Autorität. Um ein naheliegendes Beispiel zu wählen, so verdankt der Mensch keineswegs der Vernunft die Sprache; er hat sie empfangen, er wendet sie an, so wie man sie ihm überliefert hat, und sprechen heißt gehorchen*).

Sowohl von Seiten der Kirche, als auch von den Philosophen wurde die Erkenntnißtheorie Lamennais' verworfen. In einer Encyklika aus dem Jahre 1834 heißt es mit Bezug auf das „trügerische System einer neuerdings erfundenen Philosophie": „Sehr traurig ist es zu sehen, in welch' Uebermaß von Tollheit die menschliche Vernunft hineingeräth, wenn Jemand sich durch die Liebe zur Neuerung verleiten läßt, wenn er, der Warnung der Apostel zum Trotz, in dem Bestreben weiser zu sein als nöthig, in dem zu großen Vertrauen zu sich selbst auf den Gedanken kommt, daß man die Wahrheit außerhalb der katholischen Kirche suchen müsse, in der sie doch ohne die unreine Mischung mit dem Irrthum sich vorfindet, die daher berufen ist, die Säule, die unerschütterliche Stütze der Wahrheit zu sein, und es in der That auch ist." Unter den Philosophen machten die Einen gegen Lamennais geltend, seine Theorie habe zur nothwendigen Folge, „die Entsagung auf Intelligenz und Freiheit." Gesetzt, daß die Menschen sich durch das „Princip der Nachahmung" leiten ließen, daß sie das, was Andere sagen, blind glaubten, ohne die Gründe zu prüfen, welche Gesellschaft würde sich daraus entwickeln? „Wäre das eine Gesellschaft intelligenter Wesen? Wird dieser blinde Glaube die Vernunft, die ihm fremd geblieben ist, herausbilden, aufklären und stärken können? Wird er nicht, weit davon entfernt, das Leben der Intelligenz zu sein, vielmehr ihr Tod werden?"**) Von anderer Seite wurde eingewendet, daß die in dem Essai sur l'indifférence entwickelte Theorie keineswegs den consensus omnium für sich hätte und also gerade mit demjenigen Princip im Widerspruch stände, das der Verfasser als das für unsere Erkenntniß maßgebende hinstellt***). Es ist ferner behauptet worden, die Erkenntnißquelle, auf die Lamennais zurückgeht, müßte gerade noch seiner eigenen Theorie von vornherein eine „verfälschte" sein, da jedenfalls die ersten Menschen sich auf ihre individuellen Sinneseindrücke, ihr individuelles Urtheil verlassen hätten†). Der wundeste Punkt ist indeß der, daß das Erkennen auch bei Lamennais schließlich auf einen individuellen, also absolut unzuverlässigen Act hinausläuft.

*) Essai sur l'indifférence, 2. Part., ch. XX.

**) Maine de Biran, Oeuvres philosophiques Tom. II. Note sur Lamennais.

***) Ferraz, Histoire de la philosophie en France au XII. siècle p. 193.

†) Damiron, Essai sur l'histoire de la philosophie en France ou dix-neuvième siècle. 5 éd., Bruxelles 1835, Tom. I., pp. 269. 270.

Seine Deductionen erinnern an den Versuch Münchhausens, der sich an den Haaren aus dem Sumpfe ziehen wollte. So lächerlich das Letztere ist, so lächerlich ist es auch, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen zu wollen, wenn wir in uns selbst kein sicheres Mittel der Erkenntniß besitzen. Denn alles außerhalb unserer Sinne und unserer Vernunft Liegende vermag doch nur durch ein Medium auf uns zu wirken, welches seinerseits mit individuellen Mängeln behaftet ist; einer der Factoren in dem Proceß des Erkennens muß das dem Irrthum unterworfene Auffassungsvermögen des Erkennenden sein, und damit ist nothwendig gegeben, daß die Erkenntniß selbst nur eine subjective, also eine trügerische sein kann. Für die Lamennais'sche Theorie gilt das in besonders hohem Grade. Der communis consensus läßt sich seiner Behauptung nach nicht in der Weise feststellen, daß die „Zeugnisse der Menschheit" gezählt werden, man muß sie vielmehr wägen; seine Lehre geht im Grunde genommen darauf hinaus, daß nicht die Vielheit, sondern die Autorität der bekundenden Individuen den Ausschlag gebe. Anders wäre ihm nicht einmal der Beweis für die Existenz eines einzigen Gottes gelungen, da bekanntlich die Zahl der Götzendiener die der Monotheisten um hunderte von Millionen übersteigt. Wo ist nun aber die Autorität? Wenn die Zahl nicht entscheidet, so läßt sich ein objectives Criterium überhaupt nicht aufstellen. Aber, selbst wenn ein solches gefunden werden könnte, so bliebe doch immer noch bei der Anwendung desselben auf den concreten Fall dem Irrthum Thür und Thor geöffnet.

Nach Lamennais ist, wie erwähnt, auch jede Wissenschaft nichts weiter, „als eine Summe von Ideen und Thatsachen, über die man einig ist — un ensemble d'idées et de faits dont on convient*). Das Criterium einer wissenschaftlichen Wahrheit ist, daß sie allgemein anerkannt wird. An diesem einen Satz schon läßt sich die Unhaltbarkeit der Theorie nachweisen; denn derselbe führt zu dem absurden Schluß, daß zu einer Zeit etwas eine wissenschaftliche Wahrheit sein kann, was zu einer andern Zeit unwahr war. Die Geschichte der Naturwissenschaften in Frankreich hätte Lamennais darüber belehren sollen. In dem Essai sur l'indifférence wird auf das Newton'sche Gesetz exemplificirt. Als dasselbe in Frankreich bekannt wurde, erklärte sich die ganze gelehrte Welt dagegen, weil die Anziehungskraft nur in veränderter Form eine der causae occultae wäre, „welche die Schmach der scholastischen Philosophie ausmachten". Daß zwei im Zustande der Ruhe befindliche Körper irgend einen Effect auf einander ausüben, das ist, erklärte die Académie royale des sciences, schlechthin unmöglich, und, selbst wenn es als möglich erwiesen wäre, so bliebe doch der Satz Newtons, daß der Effect mit den Quadraten der Entfernung variire, unbegreiflich. Im Beginn des 18. Jahrhunderts galt es in Frankreich für etwas Unerhörtes, den Ideen des englischen Philosophen anzuhängen, zumal es „mit dessen Christen-

*) Essai sur l'indifférence, Part. 2. ch. XIII.

thum nicht ganz recht stände"*). Fünfzig Jahre später schreibt Grimm, wenn man einige alte Akademiker, die wenig bekannt seien, ausnehme, so dürfe die Theorie Newtons, als in Frankreich allgemein anerkannt bezeichnet werden. Nach Lamennais wäre also das Gesetz der Anziehungskraft erst in der Secunde eine Wahrheit geworden, in der die gelehrten Autoritäten, die für dasselbe Partei nahmen, die Majorität erlangten.

Die Anklage der Eitelkeit, die Lamennais gegen die Philosophen erhebt, ist gewiß nicht unbegründet; aber sicherlich trifft ihn selbst ein sehr ähnlicher Vorwurf. Die in dem Essai sur l'indifférence aufgestellte Erkenntnißtheorie wurzelt zuletzt in nichts Weiterem, als in dem Unvermögen Lamennais', sich zu bescheiden.

Wenn unsere sinnliche und geistige Natur der Art ist, daß wir in die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit nicht eingehen können, so sollten wir keinen weiteren Versuch dahin machen. Der nächstliegende und der einzig richtige Schluß aus den Prämissen, die Lamennais aufstellt, ist der: Ignoramus et ignorabimus. Allein zu einer solchen Resignation fehlt es den Theologen an derjenigen Charaktereigenschaft, deren Mangel sie bei ihren Gegnern nicht scharf genug zu verurtheilen wissen, an der geistigen Demuth. Wir besitzen das Streben nach Erkenntniß, behaupten sie; also müssen uns auch die Mittel dazu gegeben sein. Nach Lamennais ist es Thatsache, daß es niemals einen Pyrrhonianer gegeben hat. „Die Stimme der Natur, eine unsichtbare aber mächtige Gewalt zwingt uns, zu gewissen Fragen Stellung zu nehmen." „Mein Geist," sagt der Verfasser der Défense du Christianisme, „dürstet nach Wahrheit, wie mein Herz nach Glück dürstet. Also sind wir für die Wahrheit geschaffen, und, sind wir das, so müssen wir auch mit den Mitteln ausgestattet sein, um sie zu erkennen. Konnte uns die Natur, indem sie uns für einen Zweck schuf, ohne die Mittel zur Erreichung desselben lassen?"

Zur Erkenntniß des staatenbildenden Princips zu gelangen, ist vom Standpunkt Lamennais' aus jedenfalls für jetzt noch unmöglich. Denn die Ansichten bezüglich dieses Princips gehen nach den verschiedensten Richtungen hin auseinander, und keine darf den Anspruch erheben, daß sie die Mehrzahl der Autoritäten für sich habe. Die ganze theologische Schule faßt den Staat auf als eine unmittelbare Schöpfung Gottes; eine zweite Richtung sieht in ihm lediglich eine historische Thatsache, eine factische Herrschaft, und noch Andere versuchen eine psychologische Erklärung, ohne jedoch darüber einig zu sein, ob das reine Denken, die ethische Natur der Menschen oder ihr Selbsterhaltungstrieb sie zu einem geordneten Zusammenleben verbinde. Von einem communis consensus ist auf diesem Gebiete der Rechtsphilosophie noch keine Rede, und danach müßte die Theorie Lamennais' in dem Bekenntniß endigen, daß die Natur des Staates vorläufig noch in ein tiefes Dunkel eingehüllt sei. —

---

*) S. Condorcet, Oeuvres, Tom. VI. p. 57.

Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprocesse.

Von

E. Klebs.

— Zürich. —

Der Reiz, welchen die Betrachtung der Naturvorgänge auf den denkenden Menschen ausübt und der in der neueren Zeit zu vielseitiger Theilnahme der Gebildeten auch außerhalb der Kreise der Naturforscher geführt hat, beruht natürlich auf sehr verschiedenen Gründen. Einmal hat man der höheren Geistes- und Gemüthsbildung einen wesentlichen Antheil an dieser hervorstechenden Eigenschaft modernen Lebens zuschreiben wollen, allein es hat große Zeitperioden höchster geistiger Cultur gegeben, in denen der Mensch theilnahmlos denjenigen Naturerscheinungen gegenüberstand, welche jetzt Jedermann bewundert. So ist es ja bekannt, daß unsere Alpen bis auf die Zeit Albrecht von Hallers eher ein Gegenstand des Schreckens waren, während sie jetzt der Wallfahrtsort aller mit Glücksgütern Gesegneten und die stille Sehnsucht Derer sind, welche das Schicksal in dieser Beziehung weniger begünstigte.

Wir wollen hier nicht die verschiedenen Motive darlegen, welche diese sommerliche Völkerwanderung veranlassen; es sind ihrer so zahlreiche, wie Sand am Meere, und würden wir jeden einzelnen dieser Wanderer befragen, und seine Absichten und Gründe mikroskopisch untersuchen können, so erschauten wir wohl eine verwirrende Fülle einzelner Motive. Eines aber dürfte bei den meisten derselben vorhanden und in mehr oder minderem Grade maßgebend sein, das gesteigerte Interesse an den Naturvorgängen durch die tiefere Naturerkenntniß. Diese, eine Frucht der modernen Naturforschung, belebte die Natur und brachte sie unserem Verständniß näher, indem sie das Werden der Naturdinge und den Zusammenhang der Natur-

vorgänge klarlegte. Indem der sinnende Geist des Menschen allüberall den Spuren der wunderbarsten Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Natur begegnet, erhebt und vertieft ihre durch die Wissenschaft geläuterte Betrachtung das Gemüth, glättet dem Bekümmerten die Stirn und senkt auch in verderbte und schuldbeladene Seelen einen Strahl des Trostes.

So hat die moderne Naturforschung für Tausende und Abertausende das Gleiche geleistet, was die Glaubenslehre, die Religion, sich zur Aufgabe setzte. Es ist eine völlig unwahre Behauptung, eine Erfindung übereifriger Glaubensstreiter, daß die Naturforschung eine Feindin der Religion sei; im Gegentheil sicherte sie die Grundlage der letzteren, indem sie das unumstößliche, gesetzliche Walten der Naturkräfte kennen lehrte, dem blinden Zufall jede Einwirkung auf Erscheinungen und Ereignisse absprach, und die Unvergänglichkeit jeder Leistung darthat.

Mögen auch große Gebiete der Naturvorgänge unsere Einsichrt noch gänzlich verschlossen, andere kaum erst in ihren ersten Umrissen zugänglich geworden sein, so liegt doch kein Grund zu der Annahme vor, daß diese Gebiete andern Gesetzen unterworfen seien, als den bekannten; im Gegentheil hat die Verwendung bekannter Naturgesetze mächtige Hilfsmittel zur Aufklärung unbekannter Vorgänge geliefert. Wir dürfen somit die wohlberechtigte Ueberzeugung hegen, daß jedes Naturding, indem es den gleichen Gesetzen unterworfen ist, ein erreichbares Object unserer Erkenntniß darstellt. Wir brauchen demnach nicht, auch den höchsten Problemen gegenüber, mit du Bois-Rey'mond ein demüthiges „Ignorabimus" zu unterschreiben, sondern wir sind verpflichtet, die Methode der Naturforschung in em ganzen Umfang des menschlichen Erkenntnißvermögens in Anwendung zu bringen.

Wenn ich nun auch in dieser Besprechung keineswegs beabsichtige, die höchsten und tiefsten Fragen, zu denen die Naturforschung anregt, zu behandeln, so schien es mir doch nothwendig, die Bedeutung und die Wirksamkeit der gebotenen Hilfsmittel dazuthun, bevor wir ihre Anwendung in einem speciellen Falle versuchen.

In keinem Zweige der Naturwissenschaften ist eine solche Erinnerung an die Gleichartigkeit der natürlichen Grundgesetze nothwendiger als in der Pathologie, der Lehre von den Krankheiten. Aus dem praktischen Bedürfnisse erwachsen und lange Zeit demselben ausschließlich dienend, hat dieselbe erst spät sich auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt erhoben, auf welchem nicht so sehr der unmittelbare Nutzen, als vielmehr die Aufklärung einer Naturerscheinung das Endziel der Forschung bildet. Aus diesem Grunde sind auch die Folgezustände krankhafter Processe, ihre Beziehungen zu anderen Erscheinungen im Thier- und Pflanzenleben noch keineswegs erschöpfend dargestellt worden, und soll hier der Versuch gemacht werden, die Wirkung derselben nach einer Richtung zu beleuchten, welche bisher noch wenig Beachtung gefunden hat.

Bevor auf diesen Gegenstand eingegangen wird, muß indeß mit wenigen Worten das Wesen der Krankheitsprocesse erläutert werden, über welches vielfach unklare Vorstellungen bestehen. Daß dieselben nicht, wie man zuerst annahm, gleichsam persönliche Wesen darstellen, welche in dem normalen Organismus sich entwickeln und seinen Bestand bedrohen, ist selbstverständlich; ebensowenig aber genügen zu ihrer Erklärung die Lebensvorgänge des Organismus selbst. Eine Abweichung von dem Normalen in dem Bau oder der Leistung eines Theiles kann bestehen, ohne daß wir damit den Begriff der Krankheit verbinden; auch ein Blinder oder Lahmer kann sich der besten Gesundheit erfreuen.

In diesen Fällen ist die Krankheit, wie wir sagen, abgelaufen und hat bleibende Veränderungen hinterlassen. Der Vorgang, welcher zu denselben führte, dagegen, die Krankheit, ist ein Kampf des lebenden Organismus mit äußeren Schädlichkeiten. Da diese letzteren nun, wie die Forschungen der neuesten Zeit ergeben haben, vorzugsweise, in den weitaus wichtigsten Fällen organisirter Natur sind, dem Pflanzen- oder Thierreich angehören, so sind die Krankheitsprocesse im Wesentlichen als Beispiel oder Einzelfälle jenes großen „Kampfes um das Dasein" aufzufassen, welchem wir die Zerstörung, aber auch die Weiterentwickelung aller lebendigen Wesen verdanken.

Krankheit setzt sich demnach aus zwei verschiedenen Reihen von Erscheinungen zusammen, der krankheitserregenden Einwirkung und den gegen dieselbe reagirenden Lebensvorgängen des Organismus; und zwar handelt es sich vorzugsweise um einen Kampf der Menschen mit den niedersten Organismen, die, an der Grenze von Pflanzen- und Thierreich stehend, von Haeckel als Protisten bezeichnet wurden. Es sind dies die Urformen aller höher organisirten Geschöpfe, die ersten, welche, aus dem unorganisirten Chaos hervorgegangen, sich allmählich zu den höchst-organisirten Geschöpfen entwickelt haben. Ihre Structur entspricht dem Bau der thierischen Zellen, welche die höher organisirten Geschöpfe zusammensetzten, indem die Stäbchen und Kügelchen, aus denen sie bestehen, die chemischen und morphologischen Eigenschaften der Zellkerne besitzen, das körnige, oft contractile Plasma, in welchem jene gewöhnlich eingebettet sind, dem sog. Protoplasma der Zellsubstanz entspricht. Während der erste Theil dieser Anschauung wenig Widerspruch finden wird, dürfte der letzte, welcher allerdings auch nach meiner Meinung nur für einen Theil dieser Organismen erwiesen ist (Mikrosporen sept.), als Hypothese nur deshalb zulässig sein, um eine Uebereinstimmung in der Structur der Träger der Lebenseigenschaften in den verschiedenen Kreisen der Organismen wenigstens symbolisch anzudeuten. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Annahme der morphologischen Einheit aller Zellen, zu welcher die Darwin'sche Lehre zwingt, in dieser oder einer anderen Form ihre endliche Begründung und Gestaltung finden wird.

Während aber diese niederen Organismen, die sich durch Theilung vermehren und daher auch als Schizophyten (Spaltpilze) bezeichnet werden,

Colonien gleichwerthiger Individuen bilden, bestehen die höheren Organismen aus Individuen mannigfachster Form und Leistung, welches zur Erreichung eines höheren Zieles sich zusammengeordnet haben. In der Theilung der Arbeit beruht, ganz wie im Fabrikwesen, ihre höhere Leistungsfähigkeit, aber auch ihre Schwäche. Das vereinzelte Individuum, aus dem Zusammenhange mit seinen Ernährern und Schützern gerissen, besitzt nur eine sehr geringe Lebensfähigkeit und geht gewöhnlich bald unter, da es verlernt hat, alle jene ursprünglichen und einfachsten Arbeiten zu verrichten, die zu seiner Erhaltung nothwendig sind.

In dem Kampf zwischen diesen zwei Mächten würde der höher und zarter entwickelte Organismus unbedingt unterliegen, wenn er nicht innerhalb seiner scharf gezogenen und streng abgeschlossenen Grenzen ein Medium entwickelte, welches dem Gedeihen der Spaltpilze hinderlich wäre. Die mechanischen Einrichtungen und chemischen Zersetzungen, welche als solche Schutzvorrichtungen gegen die weitverbreiteten und mit der Nahrung und Athmung in den Körper höherer Thiere eindringenden Spaltpilze zu schildern, würde uns zu weit abführen von dem Endziel unserer Betrachtung. — Nehmen wir sie als gegeben an, so erweist die Thatsache der Erkrankung und des möglichen Unterliegens des höheren Organismus ihre relative Unzulänglichkeit.

Was aber, werden wir nunmehr fragen, geschieht, wenn dieser Kampf siegreich bestanden wird, wenn der höhere Organismus die Angriffe der Protozoën übersteht? Geht derselbe unverändert aus diesem Kampfe hervor?

Wir müssen a priori annehmen, daß dies nicht der Fall ist, denn es ist ein allgemeines Naturgesetz, daß überall, wo zwei Körper in wirkungsvolle Berührung gerathen, jeder derselben eine Veränderung seiner Form, Lage oder inneren Zusammensetzung erfährt; denn es verschwindet keine Kraft, sondern sie erfährt eine Umsetzung in eine andere Form der Bewegung; mechanische Kraft wird z. B. in Wärme oder in Elektricität umgesetzt oder sie bringt eine Umlagerung der Molecüle, eine chemische Veränderung hervor.

Man könnte nun annehmen, und es ist dieses in der That von Seiten eifriger Vitalisten geschehen, daß der lebende Körper, mit ganz besonderen Eigenschaften ausgerüstet, diesem allgemeinen Gesetze nicht unterworfen sei, oder, indem er seinen Bestand fortwährend erneuert, leichter und vollständiger die Eindrücke verwischt, welche pathologische Störungen hervorrufen. Daß das erstere nicht annehmbar, wird jeder Naturforscher zugeben, denn Gesetze, von denen Ausnahmen stattfinden, sind keine Gesetze, und was bei allen bekannten Naturvorgängen ausnahmslos gilt, muß auch bei unbekannten Vorgängen wirksam sein.

Die zweite Möglichkeit dagegen ist zuzugeben und thatsächlich nachzuweisen, sie erklärt vollkommen, weshalb die Aenderungen, welche Krankheitsprocesse im Bau und den übrigen Eigenschaften des menschlichen Körpers hervorrufen, weniger bekannt und weniger beachtet sind, als diejenigen anderen Naturvorgänge, wie die Nahrung, sowie die Beschaffenheit der Um-

gebung, welche durch das Klima und alle übrigen Einflüsse, welche Darwin und seine Nachfolger als die Motoren für die Umgestaltung des Thierreiches nachgewiesen haben, veranlaßt werden. Unsere Aufgabe soll es nun sein, zu untersuchen, ob es schon gegenwärtig gelingt, diese offenbare Lücke in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts, wenn auch nur in unvollständiger Weise, auszufüllen. Ist hiermit einmal der Anfang gemacht, so werden die eifrigen und sachkundigen Naturforscher, namentlich die Anthropologen, sicherlich neue Materialien zur Vollendung auch dieses Theiles unseres schönen und harmonischen Naturgebäudes ausfindig machen und herbeiführen.

Für die Beantwortung unserer Frage dürfte keine Seite der menschlichen Existenz geeigneter sein, als die Körperbeschaffenheit, welche, der unmittelbaren sinnlichen Erkenntniß am zugänglichsten, auch bereits in ausgedehntem Maaße Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist und eine der wesentlichsten Theile der modernen Anthropologie geliefert hat. Wo die Geschichts- und Sprachforschung uns im Stiche läßt, in den ältesten uns zugänglichen Perioden des menschlichen Lebens, liefert sie uns sogar die einzigen Documente für die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Sie ist ferner als Anthropo- oder häufiger Craniometrie (Schädelmessungen), eine auf Zahlen begründete und daher, wie es scheint, besonders gut fundirte Wissenschaft, und ihre begeisterten Anhänger, welche ihr aus den verschiedensten Zweigen der Naturforschung, namentlich aber von Seiten der Medicin zuwuchsen, sammelten ein so reichliches Material, daß man annehmen und hoffen konnte, hier die Entscheidung jener fundamentalen Frage nach der phylogenetischen Entwickelung der menschlichen Körperform endlich gelöst zu finden.

Indeß, diese Erwartung bestätigt sich nicht, die Anthropometrie hat uns noch kein Bild von dem Werden unserer Körperform geliefert, ja es ist sogar noch nicht einmal erwiesen, daß sie im Stande ist, die Grundcharaktere jeder Race so genügend festzustellen, daß dieselben in jedem einzelnen Fall neben und unter den individuellen Eigenschaften wahrgenommen werden können. Höchstens gelingt dieses bei weit von einander entfernten Völkerfamilien, wie Neger, Malaien und Mongolen, deren charakteristische Unterschiede auch dem ungeübten Auge des Nichtfachmannes einleuchtend sind.

Innerhalb dieser größeren Kreise, bestehen dagegen, trotz aller nationaler Verschiedenheit, Schwierigkeiten der craniometrischen Diagnose, welche im einzelnen Fall bis jetzt unüberwindlich sind und erst größere Reihen von Beobachtungen ergeben ein klares Bild der typischen Charaktere; diese Schwierigkeit nimmt um so mehr zu, einen je höheren Culturgrad eine Völkerschaft erreicht hat.

So bestehen noch keine erheblichen Hindernisse in der Unterscheidung des Schädels eines Kleinrussen oder eines Türken von denjenigen der west-

europäischen Völker, aber sie wird ziemlich beträchtlich wenn es gilt, die Schädel der lateinischen und germanischen Racen von einander zu unterscheiden; dagegen dürfte es wohl dem erfahrensten Anthropologen unmöglich sein, in jedem Falle den Nord- oder Süddeutschen, den Schweden, Dänen und Engländer aus ihren knöchernen Ueberresten zu erkennen.

Es liegt mir ferne, aus diesem thatsächlichen Verhältniß Schlüsse ableiten zu wollen, welche der Leistungsfähigkeit des mächtigsten Hilfsmittels der modernen Anthropologie ungünstig wären; Verbesserungen der Methode können ja vielleicht auch hier einen Theil der bestehenden Mängel beseitigen und der craniometrischen Untersuchungsmethode eine Schärfe verleihen, welche ihr gestattet, mit dem künstlerisch gebildeten Auge zu concurriren, welches noch viel feinere Verschiedenheiten in der äußeren Körperform wahrzunehmen im Stande ist.

Wir können uns vielmehr zum Zwecke unserer Betrachtung damit begnügen, festzustellen, daß einerseits unterscheidende Racenmerkmale auch unter nahe verwandten Stämmen vorhanden sind, daß andererseits aber in jedem dieser Kreise außerordentliche Verschiedenheiten in der Bildung des Körpers im Ganzen oder in seinen einzelnen Theilen vorhanden sind.

Welchen Umfang diese letzteren gewinnen können, möge ein Beispiel erläutern. Der Kopenhagener Anatom Schmidt, welcher in außerordentlich umfassender Weise die Schädel der Bewohner der dänischen Inseln und Jütlands untersuchen konnte, dem namentlich auch diejenigen alter Familien aus verschiedenen Jahrhunderten mit einander zu vergleichen möglich war, fand in diesem gewaltigen, lange Zeiträume repräsentirenden Material eines einzigen Volksstammes Vertreter aller möglichen, sonst nur in den entferntesten Welttheilen vorhandenen Racenschädel und konnte neben echte Neger-, Mongolen- und Indianerschädel andere, zum Verwechseln ähnliche stellen, welche auf dem Boden seiner Heimath gewachsen waren.

Das gleiche Resultat ergab sich auch bei Berücksichtigung derjenigen Charaktere, welche allgemein als die Kennzeichen niederer Racen betrachtet werden. So bildete der Schädel eines dänischen Edelmannes, welcher wegen seiner Schönheit sogar im Volksliede verherrlicht war, ein treues Ebenbild des Neanderthalschädels, jenes Gefährten vorweltlicher Thiere, welcher von den Anthropologen bald als der Typus einer niederen Entwickelungsstufe des Menschengeschlechts, bald als pathologisch gedeutet wurde.

Die große Verschiedenheit der Körperformen unserer modernen, civilisirten Nationen fordert unwillkürlich zu Erklärungsversuchen heraus, welche aus nahe liegenden geschichtlichen Gründen mit Vorliebe in der Vermischung der durch den gesteigerten Verkehr in vielfachste Berührung tretenden Racen gesucht wurde. Man könnte sich in der That vorstellen, daß schließlich in Folge dieses Verhältnisses eine völlige Ausgleichung ursprünglicher Racenmerkmale und die Bildung einer einheitlichen Körperform stattfinden müßte, wenn es nicht Racen gäbe, welche trotz Jahrhunderte langer Zustreuung

unter fremden Völkern und vielfacher Vermischung mit denselben, dennoch ihre ursprünglichen Raceneigenschaften treu bewahren.

Wir erkennen demnach ein erstaunliches Vermögen, die äußeren Körperformen, sowie auch geistige Eigenschaften äußeren Einflüssen gegenüber zu bewahren, andererseits aber eine hohe Variabilität der Körperform innerhalb derselben Race. Während die erste Thatsache für eine ursprüngliche Verschiedenheit in der Racenbildung verwerthet werden könnte, nöthigt die zweite zur Vorsicht in dieser Beziehung und legt die Möglichkeit nahe, daß auch die größten Differenzen in der Körperbildung des Menschengeschlechts durch die Einwirkungen der Außenwelt entstanden seien; die letzteren müssen nur entweder in ungewöhnlicher Intensität oder längere Zeiträume hindurch in Wirksamkeit getreten sein.

Gelingt es nun, nachzuweisen, daß solche Einflüsse, wenn auch nur in eng begrenzten Kreisen, deutliche und bleibende Umgestaltungen der Bewohner unseres Erdballs herbeigeführt haben, so ist hiermit auch die Entstehung der ursprünglichen Racen durch äußere Einwirkungen wahrscheinlich gemacht. Betrachten wir nun die Thatsachen, welche hiefür sprechen.

Unter den äußeren Einwirkungen, welche eine Umgestaltung der Bewohner irgend eines Landes herbeiführen, könnten zunächst die allgemeinen, physikalischen Eigenschaften der letzteren, die Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Windrichtungen, Vertheilung von Wasser und Erde, sowie die Vegetation und die Nahrungsmittel, welche Thier- und Pflanzenreich darbietet, verstanden werden. Allein es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, einen Einfluß dieser Factoren nachzuweisen, denn wir sehen, daß die Racencharaktere nach der Zerstreuung ihrer Besitzer über die Erde keine wesentlichen Aenderungen erfahren haben, außer durch Vermischung mit anderen Racen, wie das Beispiel der nach Amerika verpflanzten Neger zeigt. Höchstens scheint große Kälte, wie bei den Eskimos, eine Verringerung des Längenwachsthums des Körpers herbeizuführen, indem die typischen Charaktere der Körper- und Gesichtsbildung die Abstammung derselben von den Rothhäuten Nordamerikas noch erkennen lassen. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob der geringere Längenwuchs wirklich von der niedrigeren Temperatur abhängt, da die die Südspitze Amerikas bewohnenden Patagonier, welche derselben Race angehören, sich gerade durch die entgegengesetzte Eigenschaft, eine Zunahme der Körpergröße, auszeichnen.

Obwohl nun der umgestaltende Einfluß klimatischer Verhältnisse keineswegs in Abrede gestellt werden soll, sondern weiteren Untersuchungen der Anthropologen empfohlen werden muß, so ergeben doch die wenigen angeführten Beispiele, daß die eigentlichen racenbildenden Kräfte anderswo gesucht werden müssen.

Stellen wir dagegen, um unserer Aufgabe näher zu treten, die Frage unter welchen Umständen die auffallendsten Abweichungen von dem einmal feststehenden Typus einer Bevölkerung angetroffen werden, so werden wir

mit Nothwendigkeit auf pathologische Zustände geführt. Je höher dieselben entwickelt sind, um so mehr wird der Racentypus verwischt und treten an dessen Stelle eigenthümliche Züge hervor, welche in allen Ländern und bei allen Racen die gleichen sind. Bewohner der verschiedenen Zonen und Welttheile, Abkömmlinge verschiedenartigster Racen können hierdurch ein so gleichartiges Aussehen erlangen, als wären sie Geschwister oder ein und derselben eigenthümlichen Race entsprungen.

Während die höheren Grade solcher Störungen das Gepräge pathologischer Zustände offenbar an sich tragen, indem die Function zahlreicher und wichtiger Organe tiefe Veränderungen erleidet, zu denjenigen der Körperform nicht selten solche auch der geistigen Functionen sich gesellen, finden sich neben diesen pathologischen Typen so zahlreiche und allmählige Abstufungen der pathologischen Charaktere, daß in manchen Gegenden der allgemeine Typus der Bewohner ein abweichendes Gepräge von demjenigen ihrer Nachbarn und Stammesgenossen erfährt.

Ist dieses aber der Fall, wie wir es noch an einzelnen Beispielen erweisen werden, so ist hiermit die Möglichkeit einer Racenbildung durch pathologische Processe gegeben. Ob eine solche in einem dieser Fälle stattfindet, ob die durch pathologische Einwirkungen hervorgerufenen Charaktere durch Vererbung sich fortpflanzen und stationär werden können, dies kann freilich nur die Beobachtung von Jahrhunderten ergeben.

Dennoch aber brauchen wir auf die Klärung dieser Frage auch in der Gegenwart nicht gänzlich zu verzichten, wen auch die endgiltige Lösung derselben der Zukunft vorbehalten werden muß.

Würde sich nachweisen lassen, daß pathologische Typen eine Uebereinstimmung mit schon bestehenden Racentypen darbieten, so wäre hiermit die Entstehung der letzteren durch pathologische Einflüsse wahrscheinlich gemacht und man könnte sich vorstellen, daß diese letzteren, indem sie in entlegener Zeit und durch lange Perioden hindurch eine Bevölkerung betroffen, dieser ihren besonderen Typus in dauernder Weise aufgeprägt haben.

In der That lassen sich solche Uebereinstimmungen zwischen pathologischen und Racentypen nachweisen. Größe, Form und Farbe sind die drei hervorstechendsten Qualitäten, nach denen die Racencharaktere definirt werden können.

Die erste dieser Eigenschaften, die Körpergröße, spielt bereits in den ältesten Documenten geistiger Thätigkeit des Menschengeschlechts eine hervorragende Rolle. Die Sage eines jeden Volkes weiß von Zwergen und Riesen zu berichten, welche entweder vereinzelt vorkommen oder in Schaaren ganze Gegenden bevölkern, Völkerstämme bilden. Ich erinnere an die Titanen der griechischen Mythologie, deren Kämpfe mit den Göttern uns die pergamenischen Bildwerke neuerdings wieder lebhaft vor Augen geführt haben und die ihre gleichartigen Verwandten auch in der nordischen Mythologie besitzen; ferner an Polyphem, den einäugigen Riesen der Odyssee, der zu-

gleich mit seinem einzigen in Mitten der Stirn gelegenen Auge an Mißbildungen erinnert, welche auch gegenwärtig noch durch Verschmelzung der beiden Augenlagen entstehen und nach jenen Gestalten der griechischen Mythologie als Cyklopen bezeichnet werden. Rübezahl, der Bewohner des Riesengebirges wird von der deutschen Sage mit besseren Zügen ausgestattet, doch haftet auch ihm der Ruf des Ungeschlachten und Thörichten an, indem er der List eines schlauen Weibes unterliegt, wie Polyphem der List des klugen Odysseus. Viel menschlicher und civilisirter erscheint das Riesenfräulein der deutschen Sage und ihr Vater, welcher jenes über den Werth des Bauern belehrt.

Um vieles lieblicher und anheimelnder sind die Zwergsagen. Die kleinen Leute wohnen in den Tiefen der Berge oder in abgelegenen Gegenden in kleinen Häuschen und treten mit den Menschen in vielfachen, freundlichen Verkehr, sie melken die Kühe und säubern das Haus, Verfolgte nehmen sie bei sich auf, wie Schneewittchen; bisweilen verleihen sie auch ihren Schützlingen Reichthümer, welche freilich nicht immer denselben zum Glücke gereichen. Werden ihre freundlichen Bemühungen mit Undank gelohnt oder auch nur ihr geheimes Wirken belauscht, so tritt eine auffallende Reizbarkeit und Heftigkeit hervor, die geradezu den Charakter der Rachsucht annehmen kann.

Die Sucht, welche beiden, den Riesen- wie den Zwergengeschlechtern eigenthümlich ist, sich mit Frauen der gewöhnlichen Menschen zu verbinden, deutet auf Hindernisse, welche die Erhaltung ihrer Art findet. Trotz großer Reichthümer, welche sie zu gewinnen wissen, ist ihre Existenz eine bedrohte und gehen sie gewöhnlich durch gewaltige Naturereignisse zu Grunde, welche mit ihrem Wohnort, dem Gebirge zusammenhängen, wie die Felsstürze in den Titanenkämpfen oder die Ausbreitung der Gletscher bei dem Verschwinden der Zwerge, wie in König Laurins Rosengarten, dessen im Abendroth erglühende Zinnen auf Botzen niederschauen.

Sind das Alles Ammenmärchen, erfunden von der abenteuernden Phantasie der Kinder und naiver Völker? Zu unserer Zeit, welche soviel Sagenhaftes aus dem Erdboden wieder an's Tageslicht gefördert hat, welche die Gestalten Homers in ihren Ueberresten und Wohnstätten uns wieder sichtbar vor Augen gebracht hat, kann man kaum mehr bezweifeln, daß der schaffende Menschengeist zu jeglicher Zeit seine Gebilde zunächst nach vorhandenen Mustern gestaltete, wobei freilich im weiteren Verlaufe des Fabulirens die Bildung unmöglicher Gestalten, wie der Centauren nicht ausgeschlossen ist.

Selbst die Spuren ihrer Wohnstätten scheinen noch nicht gänzlich verschwunden zu sein, wie die cyklopischen Mauern in vielen Gebirgen Italiens und Griechenlands und die Heidenhüsli der schwyzer Alpen beweisen, welche letztere sich durch die auffallende Kleinheit der erhaltenen Mauerreste auszeichnen.

Wo aber sind ihre Bewohner geblieben? Nun, sie leben noch unter uns als Producte pathologischer Einflüsse, hier und da in solcher Anzahl, daß

sie den typischen Charakter einer ganzen Bevölkerung bestimmen. Und ferner, ihre Wohnstätten sind noch immer, wie in der Sage, die Gebirgsländer.

Die Zwerge der Sage werden in der Gegenwart respräsentirt durch die Cretinen, welche in ziemlich allen Gebirgen in gruppenweiser Vertheilung angetroffen werden, während Riesenbildungen, allerdings mehr vereinzelt, in denselben Gegenden vorkommen. Was die ersteren betrifft, so wird Niemand, welcher die eigenthümliche Körpergestalt derselben jemals genau betrachtet hat, daran zweifeln können, daß sie es gewesen sind, welche der Volkssage bei der Gestaltung der Zwerge zum Modell gedient haben.

Nicht allein die geringe Körpergröße kommt in Betracht, in viel höherem Grade noch die eigenthümliche Gesichtsbildung, die eingedrückte breite Nasenwurzel, der weite Augenabstand, die vorspringenden Backenknochen, ferner der schleifende Gang; alles Besonderheiten, welche von einen vorzeitigen Aufhören des Längenwachsthums der einzelnen Knochen abhängen. Auch die geistigen Eigenschaften der Cretinen entsprechen den Schilderungen der Zwergsage, indem sie, falls ihr geistiges Vermögen einigermaßen ausgebildet ist, dieselben Eigenthümlichkeiten zur Schau tragen, welche als ein Stehenbleiben auf kindlicher Entwickelungsstufe bezeichnet werden können.

Es ist bekannt genug, wie diese Deformität, neben Kropf, Taubstummheit und mannigfachen nervösen Störungen in manchen Gegenden der Gebirgsländer endemisch vorkommt und, wenn sie in hohem Grade entwickelt ist, der ganzen Bevölkerung ein eigenthümliches Gepräge verleiht, indem einzelne cretinistische Züge auch bei geistig entwickelten Bewohnern solcher Gegenden wahrzunehmen sind. So giebt es kaum einen auffälligeren Gegensatz zwischen Menschen von gleicher Abstammung, als es derjenige ist, welchen die jetzigen Bewohner einzelner Theile von Salzburg darbieten gegenüber den vertriebenen protestantischen Salzburgern, welche sich in der norddeutschen Tiefebene angesiedelt haben. Man möchte sie geradezu für verschiedene Racen halten, und die armseligen Bewohner des schönen Hochthals z. B., welches sich von St. Johann im Pongau gegen die Radstädter Tauern erstreckt, eher für Abkömmlinge von Kalmücken und Baschkiren halten, als für Seitenglieder jenes schönen und kräftigen deutschen Volksstammes.

Was nun den Widerpart der Zwerg- und Cretinenbildung betrifft, den Riesenwuchs, so ist es bis jetzt wenig bemerkt worden, daß auch dieser vorzugsweise in Gebirgsgegenden vorkommt, wenigstens in seiner pathologischen Form. Zwar dürfte die größte durchschnittliche Körperlänge nicht bei den Gebisgsbewohnern, sondern vielmehr bei denjenigen der Ebene gesucht werden, — so übertreffen in dieser Beziehung die Küstenbewohner an der Nord- und Ostsee alle übrigen deutschen Stämme, wohingegen die Bergbewohner sich in der Regel durch gedrungenere Körperform auszeichnen. Doch kommen Ausnahmen für einzelne Thalschaften vor, welche dann gewöhnlich auf Einwanderung fremder Racen bezogen werden, wie dieses bei den Hasli

thalern im Canton Bern und den Bewohnern von Elm im Canton Glarus der Fall ist. Eine genauere Untersuchung der Körperbeschaffenheit und namentlich der Wachsthumsverhältnisse würde hier sicher Aufschluß geben, doch hat sich die Aufmerksamkeit der Anthropologen noch nicht diesen Fragen zugewendet.

Dagegen sind eine Reihe von Fällen außergewöhnlicher Größe beschrieben worden, die größtentheils aus den Alpengebieten herstammen. So hat Langer in Wien eine Anzahl von Riesenskeletten beschrieben, welche sich theils dort vorfinden, theils in Salzburg und Innsbruck. In allen diesen Fällen ist über die Entstehung des Riesenwuchses nichts bekannt, ob derselbe während der natürlichen Wachsthumsperiode des Körpers oder erst später, unter pathologischen Erscheinungen sich entwickelt hat. Doch sind ihnen besondere Charaktere gemeinsam mit solchen Fällen, in denen eine neue Periode des Wachsthums selbst in späterem Lebensalter erfolgte.

Ein Fall der letzteren Art, welcher noch zu den pathologischen Seltenheiten gehört, wurde vor einem Jahre von Dr. Fritsche in Glarus in der schweizerischen Naturforscher-Versammlung vorgestellt. Der Vorgestellte starb seither und wurde ich durch die Güte des genannten Collegen in den Stand gesetzt, die Section zu machen und durch die Untersuchung der vergrößerten Theile Einsicht zu gewinnen in die Natur des Processes.

Hier können nur die Hauptzüge des eigenthümlichen Krankheitsbildes erwähnt werden. Die Krankheit begann erst im 36. Lebensjahre des bis dahin vollkommen gesunden und wohlentwickelten Mannes unter vagen Schmerzen in den Gliedern; die sich einstellende Vergrößerung des Körpers war besonders auffällig durch sechs Jahre, schien dann stille zu stehen. Während dieser Zeit trat eine allmähliche Abnahme der Körperkräfte ein und ging endlich Patient ziemlich unerwartet an einer Herzlähmung zu Grunde.

Das übermäßige Wachsthum der Theile war nun, wie in allen ähnlichen Fällen, ein ungleichmäßiges und zwar in der Weise, daß die äußersten Enden der Glieder (Zehen pp.) am stärksten sich vergrößerten. An jedem Theil aber wuchsen die einzelnen, denselben zusammensetzenden Gewebe in gleichmäßiger, der Gesammtzunahme proportionaler Weise. Die inneren Organe verhalten sich in dieser Beziehung ganz gleichartig wie die äußeren, nur einige derselben, wie der Hirnanhang (Hypophysis) und die Thymus (Kehlkopf) hatten entschieden in viel höherem Maße zugenommen, als die übrigen. Die Vergrößerung des Hirnanhanges findet sich ebenso in den Fällen Langers, erschlossen aus der Beschaffenheit des Skeletts, der Erweiterung der Sella turcica, wie auch in einem dem unseren ganz ähnlichen Fall, der in Florenz von Brigidi beobachtet wurde. Es macht dies den Eindruck, als wenn diese Organe, deren Bedeutung gänzlich unbekannt ist, in einer näheren Beziehung zu den Wachsthumsverhältnissen stehen.

Sonst sei nur noch der eigenthümlichen Formveränderung des Kopfes gedacht, welche durch eine übermäßige Verbreiterung der Schädelbasis und eine auffallende Verlängerung des Unterkiefers hervorgebracht wird. Jene

bewirkt ein weites Auseinandertreten der Augen, dieses ein Vorspringen des Kinns. Auch die Weichtheile, Lippen, Nase und Ohren haben an Umfang bedeutend zugenommen; die große Zunge füllt den erweiterten Unterkiefer aus; in dem Fall von **Brigidi** trat sie sogar zwischen den Zähnen hervor und bedingte ein Sprachhinderniß.

Als Grundlage des ganzen Processes erscheinen durch den ganzen Organismus verbreitete Veränderungen der Blutgefäße, deren periphere Bezirke sich überall im Zustande lebhafter Proliferation befinden und von jungen zelligen Elementen umgeben sind, welche das Material für die Gewebsneubildung darstellen.

Die übermäßige Entwickelung der kleinen Blutgefäße bewirkt an vielen Stellen weitere, accessorische Störungen, indem durch dieselbe Körpergewebe zerstört werden; so tritt in den großen Arterien stellenweise Rarefication der Muskelschicht, in den Knochen, namentlich der Wirbelsäule, Schwund der festen Knochensubstanz ein, welche dort Erweiterung der Gefäßbahnen, hier Verkrümmung der Wirbelsäule bewirken. Diese letztere Veränderung ist übrigens keineswegs in allen Fällen von allgemeinem Riesenwuchs vorhanden.

Daß es sich in diesem Fall um einen pathologischen Proceß handelt, welcher eine zweite Wachsthumsperiode einleitet, geht aus unserem Fall auf das Unzweifelhafteste hervor; derselbe legt uns aber auch die Annahme nahe, daß dieselbe, freilich unbekannte Ursache des Erkrankung, falls sie in mäßigerer Weise wirksam wird, eine einfache, scheinbar in der Breite des Normalen liegende Körperzunahme veranlassen wird. **Es wird demnach in hohem Grade wahrscheinlich, daß eine Zunahme der Körpergröße, ebenso wie eine Verminderung derselben von pathologischen Einflüssen abhängen kann.**

Denken wir uns, wie es namentlich für den Cretinismus feststeht, diese Einflüsse als äußere, eine ganze Bevölkerung treffende, so muß diesen pathologischen Zuständen eine hohe racebildende Kraft beigemessen werden. —

Wir könnten uns begnügen, an **einem** Beispiel diese merkwürdige Einwirkung pathologischer Processe auf die Umgestaltung der menschlichen Körperform nachgewiesen zu haben; in der Natur steht kein Vorgang vereinzelt da, sondern alle gleichartigen Erscheinungen sind durch ein gesetzmäßiges Band unter einander verknüpft. Doch wollen wir einige Andeutungen nicht unterlassen, welche die Richtungen bezeichnen können, in denen eine Erkenntniß in dem besprochenen Gebiet zu erwarten ist.

So haben wir in der **Rachitis** einen Krankheitsproceß, welcher in hervorragender Weise eine Umgestaltung des Knochensystems herbeiführt; die langen Röhrenknochen werden unter seinem Einfluß kürzer und dicker, der Schädel abgeplattet, dabei breiter und kürzer. Trifft dieser Proceß eine ganze Bevölkerung, so wird er ohne Zweifel den ursprünglichen Racentypus verändern. In der That finden wir z. B. unter den dolichocephalen Ger-

manen solche Stämme, welche diese Charaktere der Schädelbildung besitzen, wie dieses von Virchow für die Bewohner Frieslands nachgewiesen ist, welche platycephale Schädel besitzen. Ebenso finden wir unter der slavischen Bevölkerung die beiden Hauptformen der Schädel, Lang- und Breitschädel, welche von dem älteren Retzius als vorzüglichste Racenmerkmale aufgestellt wurden, nebeneinander vor. Es bliebe demnach nichts übrig, als solche Völker mit verschiedenen Schädeltypen für Mischracen zu erklären oder pathologische Einwirkungen bei einem Theil derselben anzunehmen. Das erstere ist unwahrscheinlich bei der Gemeinsamkeit der Sprachstämme, und scheint mir daher die Wandelbarkeit des Racentypus durch äußere, namentlich pathologische Einflüsse annehmbarer. Ja, es wäre sogar die Frage zu erheben, ob nicht alle Racenverschiedenheiten erst durch solche Bedingungen hervorgerufen sind, eine Frage, deren Beantwortung gegenwärtig allerdings gänzlich aussichtslos zu sein scheint.

Die auffälligsten Racecharaktere werden nicht so sehr von der Körperform und -größe geliefert, als von der Haut- und Haarfarbe. Schwarze, rothe und weiße Racen vermögen schon Ungebildete und Kinder zu unterscheiden, während die Unterscheidung typischer Körperformen schon einen durch die Uebung geschärften Blick voraussetzt.

Es scheint ferner nichts Beständigeres in dem Körperbau der Racen zu geben, als die Pigmentbildung. Sehen wir doch die Neger trotz jahrhundertelanger Ansiedelung in anderen Zonen ihre Farbe beibehalten und selbst nach Vermischung mit weißen Menschen diesen Stempel ihren Nachkommen bis in weit entfernte Generationen aufprägen.

Nichtsdestoweniger ist auch hier die Frage der ersten Entstehung der Färbung eine gerechtfertigte; die Zulassung des hereditären Einflusses schließt nicht die Möglichkeit aus, daß auch dieser Racencharakter durch äußere pathologische Einflüsse entstanden, die mosaische Sage von Sem, Ham und Japhet demnach nicht als absolut verwerflich vor dem Lichte der Wissenschaft zu bezeichnen sei. Wird doch auch in den geheiligten Hallen der letzteren gar Manches behauptet, was kaum besser begründet, als jene schöne Sage von dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts.

Wenn im Sinne der darwinistischen Theorie, welche wir in vollem Umfange annehmen, die Menschengestalt sich durch allmähliche Umwandlung niederer Formen herangebildet hat, so dürfte dieser größte und erfolgreichste Schritt, den die natürliche Entwickelung gemacht hat, nicht so gar häufig und an vieler Orten seine nothwendigen Vorbedingungen gefunden haben. Die mühsamen und geduldigen Arbeiten der Anthropologen scheinen im Gegentheil die oft nur zu leichtsinnig angenommenen niederen Vorväter unseres Geschlechts in das Bereich der Fabel zurückzudrängen, und Carl Vogts Affenmensch dürfte nicht ernster zu nehmen sein, als Scheuchzers Diluvialmensch.

Freilich hat die Sonne Afrikas nicht die Nachkommen Hams schwarz

gefärbt, wohl aber ist die Möglichkeit vorhanden, daß gewisse organische Einflüsse des Bodens diese Art der Umgestaltung herbeigeführt haben.

Alles Pigment, welches im Körper gebildet wird, stammt aus dem Blut her, und wird von diesem aus entweder fertig gebildet oder in seinen Vorstufen in dem Gewebe abgelagert. Seine eigentliche Ursprungsstätte dagegen sind gewisse Organe, für den rothen Blutfarbstoff, das Hämoglobin, die Milz und das Knochenmark, für den braunen und schwarzen Farbstoff der Haut und des Auges die Nebennieren. Pathologische Zustände dieser Organe liefern nun Pigmentirungen, entweder des ganzen Körpers oder einzelner Theile derselben, welche mit den natürlichen Färbungen gewisser Racen vollkommen übereinstimmen.

So liefert jene Erkrankung der Nebennieren, welche nach ihrem Entdecker als Addison'sche Krankheit bezeichnet wird, rostbraune Färbungen der Haut, welche in ihrer vollkommensten Entwickelung derjenigen der Rothhäute Nordamerikas gleichkommt. Die Malaria dagegen, deren Keime, der Bacillus malariae, vorzugsweise in der Milzsubstanz und im Knochenmark sich entwickeln, liefern schwärzliche Färbungen und können, wie einzelne Fälle lehren, zu ausgebreiteten Melanosen Veranlassung geben.

Wir wollen diese Thatsachen zu keinem anderen Zwecke verwenden, als zu der Bildung einer Hypothese, welche zu neuen Studien anregen soll. Giebt es pathologische Processe, welche analoge Färbungen, wie diejenigen gefärbter Racen hervorbringen, so ergiebt sich naturgemäßer Weise das Problem der pathologischen Entstehung der letzteren. Eine Steigerung der Pigmentbildung in den dazu bestimmten Organen, hervorgerufen durch organisirte, im Boden vegetirende Substanzen, ist erwiesen; dieselbe Einwirkung durch Jahrtausende hindurch fortwirkend und durch keine Culturmittel gehemmt, kann ohne Zweifel bleibende Umgestaltungen des Menschengeschlechts herbeiführen. Versuchen wir in Zukunft, ob auf diesem Wege die Differenzirung der Menschenracen erklärt werden kann.

Uns möge es vor der Hand genügen, einige Belege dafür beigebracht zu haben, daß auch pathologische Processe einen umgestaltenden Einfluß auf das Menschengeschlecht ausüben und vielleicht tiefer, als wir jetzt noch vermuthen, in den Kampf um unser Dasein eingegriffen haben. —

Manuela.

Von

Carl Robert.

— München. —

(Schluß.)

Mich faßte eine heiße Ungeduld, ein Ingrimm, sie in diesem Moment so klein zu finden. War denn ihre Liebe nicht, wie die meinige, eine auf Leben und Tod? Wie konnte sie sie denn vor sich verantworten, wenn's nicht so war? Und ich, der ich so sicher geglaubt habe, unsere Empfindungen müßten die gleichen sein!

Noch hielt ich an mich: ‚Und was denkst denn Du, daß geschehen soll?‘

Sie sah mich furchtsam an. ‚Du mußt gehen,‘ wiederholte sie ihren alten Satz.

‚Und Du, willst Du bleiben?

Ich muß es ja, das ist die Buße, ‚sie wird mein Leben lang dauern.

‚Manuela!‘ rief ich außer mir, ‚ist es denn möglich? Kannst Du das auch nur denken! Hier bleiben, als wenn Nichts geschehen wäre, täglich gegen Gebhard heucheln —‘

‚Ich heuchle nicht,‘ fuhr sie heftig auf. ‚Daß ich ihn nicht liebe, weiß er längst —‘

‚Und bist dennoch sein Weib und willst es ferner sein! Kannst Du denn jetzt auch nur einen Augenblick noch den Gedanken ertragen?!‘

Die Bitterkeit schnürte mir die Kehle zusammen, ich kehrte mich ab und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Sie fing heftig an zu weinen und warf sich plötzlich in meine Arme. ‚Ach, wäre ich todt, wäre ich nur todt,‘ rief sie unter leidenschaftlichem Schluchzen.

Mich faßte es wie Verzweiflung. So machtlos sein über eine Menschenseele, die man unbedingt zu beherrschen glaubte! Zu merken, daß es Scheide-

wände im Innersten giebt, die keine Leidenschaft niederzureißen vermag und doch nicht glauben zu wollen, daß dies wirklich sei.

Ich nahm mich gewaltsam zusammen und drang mit der alten Gluth der Ueberredung auf sie ein, die mit ungewisser Miene vor sich hinsah und in den Fingern den Brief mechanisch hin und her drehte.

‚Was Du Sünde heißest, Manuela‘ der äußere Religionswechsel, den Du durchmachen mußt, um mir anzugehören, ist es nicht die kleinere Sünde gegen die, welche Dir als Gebhards Frau auf dem Gewissen liegt? Vergiebt Deine Kirche Dir so leicht?‘‘

‚Nein‘, murmelte sie, ‚aber es ist keine Todsünde, wie der Abfall vom Glauben. Ich bin dann auf immer verdammt und verstoßen . . . Ach welches Schicksal! Sünde hier und Sünde dort, wohin ich mich auch wenden mag . . .‘

‚Eben darum,‘ sagte ich rasch. ‚Du mußt den Entschluß fassen. Wende doch nur ein einziges mal die Augen dem zu, was ich Dir sage.‘ Wir gehen nach Paris —‘

‚Ich kann nicht mehr denken, nichts, die Gedanken sind wie ausgelöscht . . . Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. Plötzlich schrie sie laut auf: ‚Und das Kind? Mein Kind? Isabel — schwörst Du mir, daß ich das Kind behalte, daß Gebhard kein Recht daran hat?‘ Sie stand mit einem Ruck, aus ihrer Apathie aufgeschnellt vor mir, jede Muskel gespannt, die Augen forschend, drohend auf mich gerichtet.

Das war eine böse Frage. An das Kind hatte ich, aufrichtig gestanden, noch keinen Moment gedacht, ich zögerte ein paar Augenblicke mit der Antwort. Sie griff hastig, mit zitternden Händen nach dem Tuch, das ihr entglitten war, nach dem Hute und wollte sich erheben. Bleich war sie dabei, wie der Tod.

‚Bleibe, bleibe, Manuela,‘ sagte ich, sie zurückhaltend, ‚laß mir Zeit zum überlegen . . .‘

‚Muß mir Gebhard das Kind lassen, wenn ich es verlange, oder nicht? Ich will nichts weiter hören, sage mir nur dies!‘

‚Das kann ich Dir hier auf der Stelle nicht gewiß sagen, ich glaube es . . .‘

‚Du mußt es mir gewiß sagen. Höre! . . .‘ Sie warf sich an meine Brust und umfaßte mich heftig, wie in letzter Noth — ‚ich will alles Andere thun, was Du willst. Gott wird barmherzig sein, er sieht meine Verzweiflung. Es schaudert mir vor Gebhard, ich muß sterben, wenn Du gehst . . . Alles das ist schrecklich, schrecklich, mein Kopf will springen wenn ich daran denke. Aber das Kind, das Kind! Schwöre mir, daß ich es behalte, sonst kann ich, sonst darf ich nicht mit Dir gehen.‘

‚Manuela,‘ sagte ich mit schwerer Ueberwindung, ‚ich kann Dir dies hier nicht schwören, ohne als Ehrloser zu handeln. Der Vater hat ein Recht an das Kind, ich kenne das Gesetz nicht und weiß nicht, ob dies Recht ein absolutes ist. Aber in jedem Fall glaube ich, Gebhard wird Dir die Kleine

nicht auf die Dauer verweigern. Was sollte er damit anfangen? Sie würde ihm nur eine Last sein.‘

‚Es ist vorbei,‘ sagte sie todeskalt und matt, indem sie sich aus meinen Armen löste. ‚Du glaubst selbst nicht, was Du sagst, ich kenne Deine Stimme.

‚Es ist furchtbar . . ach, und nun ist Alles zu Ende! Gott, o Gott, wie entsetzlich strafst Du uns!‘

Sie ließ sich in den Sessel sinken und starrte händeringend vor sich hin.

Da hätte ich sie nun gehen lassen sollen, nicht wahr und mir denken: Wenn sie denn durchaus nicht will! — Aber in jenem Moment war ich keines solchen Gedankens fähig. Wie ein Mensch, der eine Riesenlast zu heben hat und sie mit Anspannung aller Kräfte hebt und im letzten Augenblick fühlt, sie könne ihn überwältigen, nun die letzte Kraft verdoppelt, ob auch die Sehnen reißen wollen, so war es mir im Innersten. Die plötzliche Verwandlung vom bereits gefaßten Entschluß nun wieder zur apathischen Resignation erregte mir einen wahren Krampf von Wuth und Verzweiflung. Nie in meinem Leben mehr habe ich Aehnliches empfunden, die ruhige Urtheilskraft war fort, es glühte und wogte in meinem Hirn, ich sah nur noch das eine Ziel: sie meinem Willen unterwerfen um jeden Preis, mit jedem Mittel. ‚Manuela‘ rief ich, indem ich hart ihre Hände faßte, ‚mache mich nicht rasend. Du kannst nicht bleiben, Du mußt Dich von Gebhard scheiden, glaubst Du denn, daß er Dich behält, wenn er erfährt, was hier vorgegangen ist?‘

‚Er wird es nicht erfahren‘, flüsterte sie mit scheuen stieren Blicken ‚Niemand weiß darum, ich werde es ihm niemals sagen.‘ —

‚Aber ich, ich werde es ihm sagen, wenn Du nicht den Muth hast‘, schrie ich außer mir. ‚Ich werde‘ — — Aber weiter kam ich nicht. Wie eine Geistererscheinung, starr mit weitaufgerissenen Augen richtete sie sich vor mir in die Höhe und rief mit einem Ton, den ich nie vergessen werde und mit dem grellsten Ausdruck von Entsetzen und Abscheu:

‚O, der Elende, der Verräther!‘ . . .

Und ehe ich es hindern konnte, mit einem Sprung war sie an der Thür, über die Schwelle und flog die Treppe hinab. Ich ihr nach, umsonst, sie war bereits zur Hausthür hinaus, ihr nachrufen durfte ich nicht. Gesehen wenigstens hatte sie Niemand, das ganze Haus war todtenstill. Dies gewährte mir eine kleine Erleichterung, während ich zurückschritt in das leere Zimmer, das jetzt so sonderbar still war nach all der Aufregung.

Es war mir zu Muthe, wie es Einem sein mag, der in der Leidenschaft einen Mord begangen hat. Ganz kalt plötzlich und ganz besonnen. Nur die Worte, die sie zuletzt herausgestoßen, gellten mir noch im Ohr. Aber ich konnte nicht mehr zornig sein über die Willenlosigkeit und Feigheit, die mich noch fünf Minuten früher in Wuth versetzt hatten. Es stieg mir plötzlich ein böses Schuldgefühl auf und noch ein unendliches Bedauern

Armes Weib! Unter den Schrecken die sie bedrängten stand jetzt auch noch der Mann, den sie so geliebt hatte. Unerträglicher Gedanke! Nein, nein, das durfte sie nicht fürchten, nicht einen Augenblick länger sollte sie es glauben. Ich wollte abreisen, sofort, um ihr die Ruhe wieder zu geben. Eine blinde Brutalität war es gewesen, sie zwingen zu wollen, eine tolle Ueberhebung dazu. Hier standen ja die Naturschranken, die ich immer in meinen Wüthen gegen die Gesellschaftsordnung geleugnet hatte: Das Kind war Gebhards und Manuelas Kind und keine noch so heiße Leidenschaft vermochte daran etwas zu ändern.

Bewußte Selbsttäuschung hat nie zu meinen Fehlern gehört. Die Erkenntniß des eigenen Unrechts, der sehnliche Wunsch Manuela zu beruhigen, halfen mir, in Verzicht und Abschied willigen. Es trieb mich unaufhaltsam fort, hinüber, ihr das zu sagen. Ach, ich wäre ja nie fähig gewesen, gegen ihren Willen das zu thun, was ich in der sinnlosen Ueberreizung drohte. Im Begriff zu gehen wurde ich noch aufgehalten durch einen Zettel aus der Druckerei, den ich rasch absolviren mußte und endlich stand ich dann drüben vor der Thüre und riß an der Klingel, daß es durch das stille Haus gellte. Das Dienstmädchen erschien: ‚Der Herr Doctor kommen erst heute Abend von der Reise zurück, die Frau Doctor hat sich ein Augenblick niedergelegt, sie hat wieder so starke Kopfschmerzen, sie kann Niemanden sprechen, das soll ich auch dem Herrn ausrichten heute Abend.‘

Die Person sagte das mit einem lauernden Blick und impertinenten Lächeln — ich hätte sie erwürgen mögen. Solch ein Hinderniß! Nur zwei Thüren zwischen mir und Manuela, nur zwei Worte dann und der unglückselige Zwiespalt war geschlichtet — aber fester als Wall und Festungsthor trennte uns der kleine Luftraum, durch den sie den Schall meiner Stimme möglicherweise hörte. Tausend blitzschnelle Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe — keiner war ausführbar. Das Mädchen sah mich noch immer neugierig an, ich nahm mich zusammen, trug ihr mit möglichster Unbefangenheit Gruß und Bedauern auf und setzte noch hinzu: ‚Sagen Sie dem Herrn, ich sei gekommen, Abschied zu nehmen, ich muß noch heute verreisen und werde ihn also nicht mehr sehen . . .‘

Mehr wagte ich nicht zu sagen, sie versprach, es zu bestellen und ich ging.

Meine Augen sahen, meine Ohren hörten nicht mehr, während ich durch die Gassen nach dem Redactionsbureau eilte. Dort erklärte ich dem Chef, ich könne heute Abend schon abreisen und wünsche es aus persönlichen Gründen. Der Mann sah mich mit prüfenden Blicken an und sagte: ‚Sie sind krank, Magnus, Sie sehen ja elend aus!‘

Ich ließ ihn dabei und sagte, daß es mir deshalb wünschenswerth sei, nicht direct nach Paris, sondern vorher ein paar Wochen in die Schweiz oder den Schwarzwald zu gehen. Am liebsten wäre ich wieder über den Ocean. Der Chef versprach mir, eine Auskunft für die kurze Verzögerung zu finden

und ich eilte nach Hause, um in aller Schnelligkeit meine Koffer zu schließen. Gepackt standen sie schon seit acht Tagen.

In der letzten Viertelstunde schrieb ich noch einen Scheidegruß an Manuela, spanisch, wie alle die kurzen Briefe, die ich seither mit ihr gewechselt und für die ich einen sicheren Boten hatte, der sie ihr stets eigenhändig übergab. Ich sagte ihr Alles darin, meine Liebe, meine Reue, meinen Schmerz und bat sie in Frieden meiner zu gedenken, den sie nie mehr auf Erden sehen würde.

Mit dem sinkenden Abend verließ ich die Stadt, in die ich vor kurzen Monaten so ahnungslos eingefahren war. Es stürmte und regnete, ich warf keinen Blick zurück, mir war schlimm zu Muth. In jener Stunde begann es mir zu dämmern, was mir dann durch mein ganzes späteres Leben heller und heller aufging, bis es endlich zur unumstößlichen Gewißheit geworden ist; daß doch große unsichtbare Gesetze diese vielgestaltige Menschenwelt regieren, daß jede Auflehnung dagegen Schmerz und unselige Verwirrung bringt, und daß auch der sich ihnen zu beugen hat, der mit positiver Religion Nichts mehr zu thun haben will. Denn die Forderung unseres späten Zeitalters heißt nicht mehr Liebe und Kampf wie in rohen Urzeiten, sondern Schonung des fremden Lebens, des fremden Glücks, der fremden Ehre. Wohl dem, der heute schon den Religionsstandpunkt der Zukunft einnimmt, sich mit der ganzen Menschheit so Eins zu fühlen, daß ihm die persönliche Resignation nicht schwer wird!

Doch das sind Gedanken eines alten Mannes. Ich will nicht behaupten, daß ich sie damals hatte, wo ich in einem weltfernen Alpenthal Tage lang in dem milden Septembersonnenschein auf meinem Plaid ausgestreckt zwischen den Felsblöcken der Hochweiden lag oder Pflanzen zusammentrug, um dann völlig verloren in die kleinen blauen oder gelben Sternchen zu starren. Es war mir zu Muthe, wie Einem, dem die Wunde dicht am Leben vorbeiging und der fühlt, daß er nicht genesen kann. Der Gedanke an Manuela verließ mich keinen Augenblick und selten wurde es mir so gut, vor den bohrenden Reuegedanken über meine sinnlose Drohung in jener unseligen letzten Minute (denn alles Andere bereute ich nicht) zur vollen Erinnerung an jenes Andere zu gelangen. Manchmal freilich senkte es sich mir plötzlich in die Seele so süß und warm, mit so sehnsuchtsvoller Gewalt, daß ich die Augen wieder zu sehen glaubte, deren Blick, den Mund, dessen Lächeln mein innerstes Herz erbeben machte. Wie mochte es ihr jetzt gehen! Sie konnte mir nicht mehr zürnen, die Worte meines Briefes mußten sie gerührt haben, aber wie ertrug sie nun ihr Leben? Auch zu dieser Frage hatte ich kein Recht mehr, es ist wohl eine der schärfsten Qualen, dem äußerlich fremd werden zu müssen, was man innerlich als zweites Selbst besaß!

Die Einsamkeit ist Gift für Jeden, der sie in leidenschaftlichen Schmerzen aufsucht, das erkannte ich bald genug. Eine rastlose Unruhe und vollkommene Schlaflosigkeit peinigte mich, ich fühlte das Bedürfniß, nachdem der erste

Sturm vorüber, aus diesem fruchtlosen Grübeln herauszukommen, wieder thätig zu sein. Die Arbeit ist der wahre Arzt für Herzleiden, ich sehnte mich nach ihr, obwohl es mir wie Blei in den Gliedern lag und verließ mein grünes Thal früher, als ich gewollt, um direct nach Paris zu gehen wo ich Anfang October eintraf.

Aber auch dort wurde ich den Druck nicht los. Aufgehen im Großen, Allgemeinen bis zum Selbstvergessen kann der Einzelne nur in sturmbewegten Tagen, nicht in der Stagnation, wie sie in jenen Zeiten ekelhaft und beängstigend auf der Gesellschaft lastete. Das Entsetzen über den gräßlichen Praslin'schen Mord zitterte noch überall nach, andere Scandale kamen dazu; die Regierung war unpopulär, man hatte das Gefühl, daß es so nicht fortgehen könne. Das war nicht der Ort, um zu genesen für Einen, der sein inneres Gleichgewicht verloren hatte. Dennoch raffte ich mich scharf zusammen, suchte die Bekanntschaft von Thiers und den andern Oppositionsmännern, wohnte den Reform-Banketten bei, welche damals anfingen stattzufinden, und wobei da und dort schon einen Trinkspruch auf „La souverainité du peuple" sich an's Licht wagte, und schrieb über Alles dies lange Berichte an unser Blatt. Aber es war keine Freude bei dieser angespannten Thätigkeit und keine Befriedigung. In mir bewegte sich noch etwas, wie ein rastloses Uhrwerk, ein Hoffen und Harren nach Etwas, das kommen mußte, nach einem Abschluß, einer Nachricht; und oft um Mitternacht, wenn ich überreizt und schlaflos lag, tauchten aus dem Dunkel ein Paar sehnsüchtige tiefe Augen hervor und sahen mich unverwandt an. Warum schrieb sie mir nicht: ‚ich habe Dir vergeben und liebe Dich noch!' Sie mußte doch aus meinem Briefe wissen, was mich der Abschied gekostet hatte. Meine Adresse konnte sie leicht erfahren, wenn sie wollte — an Gebhard zu schreiben hätte ich nicht vermocht.

Und die Nachricht sollte kommen. Nach einigen Wochen erhielt ich den ersten ausführlichen Brief des Chefredacteurs, bisher hatte er nur mit kurzen Zeilen den Empfang der Correspondenz angezeigt. Es war ein langer Bericht von Notizen, wie sie zwischen Menschen ausgetauscht werden, die keine nahe Freundschaft verbindet, ich las ihn gleichgiltig, bis auf einmal wie ein niederfahrender Blitz mich ein Entsetzensschlag durchzuckte und mein Herz buchstäblich einen Augenblick still stand. Es war keine Täuschung, ich las deutlich: ‚Wissen Sie vielleicht etwas Näheres über das räthselhafte Ende der Frau Gebhard? War dieser Tod ein freiwilliger, wie Manche behaupten? Ich kann es nicht glauben, die Ehe war wohl keine allzu glückliche, aber man hat nie gehört, daß Gebhard sie schlecht behandelte. Er selbst sieht niedergeschlagener aus, als ich es ihm zugetraut hätte, aber an die Möglichkeit eines Selbstmords scheint er nicht zu denken. Sie können sich wohl vorstellen, welche Sensation der Fall in unserer Stadt machte!'

Das war Alles — ein furchtbares Räthsel, vor dessen Lösung ich zitterte. Daß Manuela todt sein sollte — ich konnte noch keinen Begriff

damit verbinden, es war nur ein Wort, aber warum sie gestorben war, das flammte wie Höllenfeuer in meinem Gewissen auf. Irgendwie fand der Zusammenhang statt, wenn ich mir auch wieder und wieder vorrechnete, es sei unmöglich, sie müsse ja am Morgen nach jenem schlimmen Abend meinen Brief sicherlich erhalten haben. Wann war sie gestorben, jetzt erst oder schon früher?

In dem Briefe stand kein Wort davon. Ich zermarterte mich in fruchtlosen Vermuthungen, stundenlang in den Straßen umherschweifend. Endlich, als ich erschöpft und zerschlagen wieder in mein Zimmer eintrat, dachte ich daran, den übrigen Inhalt des Briefpacketes anzusehen, und da fiel mir unter Zeitungsblättern und anderen Schriftstücken ein Couvert in die Hände, welches meine Adresse in ungeschickten Schriftzügen trug. Ich erbrach es — und vor mir lag eben jener letzte Brief an Manuela, uneröffnet wohl, aber auch ohne jede Bemerkung. Ich starrte ihn voll Entsetzen an — was war damit geschehen? Hatte ihn die Botin nicht abgegeben — oder nicht mehr abgeben können?! Ich fragte es mich wieder und immer wieder voll Angst und Verzweiflung, rathlos immer von Neuem das Blatt Papier untersuchend, das keine Antwort zu geben vermochte.

Es giebt keinen Ausdruck für die Qualen, die ich in jenen Tagen litt. Die Schuld war groß gewesen, aber die Strafe war noch größer. Und dabei nicht dergleichen thun zu dürfen, in der Antwort nur vorsichtig nach den näheren Umständen horchen zu sollen — nein, ich konnte den Zustand nicht ertragen. Mein Entschluß war augenblicklich gefaßt: nach A. reisen, einerlei, unter welchem Vorwand, und dort Gewißheit holen. Auch das Schrecklichste war dem Zustand der Verdammniß vorzuziehen, in dem ich mich befand, und eine feindliche Begegnung mit Gebhard fürchtete ich nicht, ja, es gab Stunden, wo der Gedanke, daß ich von seiner Kugel fallen könnte, mir der einzig richtige Schluß dieser ganzen unseligen Verwirrung erschien.

Ich reiste also in den nächsten Tagen ab. Was unterwegs war, ist mir total entfallen, auch der Ankunft in A . . . erinnere ich mich ganz undeutlich. Nur das erstaunte Gesicht des Chefredacteurs sehe ich oft noch, als er mich so unerwartet eintreten sah. Ich sagte ihm, ich müsse rasch nach meiner alten Mutter sehen, und sei nur auf der Durchreise hier. Natürlich wollte er vor allen Dingen politischen Bericht haben, und so verging eine endlose Stunde, bis ich endlich wagen konnte, mit soviel Theilnahme, als einem Freunde erlaubt ist, nach Manuelas Tod zu fragen. Die Antwort fiel dürftig aus. Eine unvorsichtige Chloroform-Einathmung, die sie eigenmächtig gegen ihr Kopfweh gebraucht, habe sie getödtet. Derlei Fälle kamen damals, wo das Mittel neu war und unvollkommen zubereitet wurde, öfter vor. Wann war sie gestorben? Er wußte es nicht mehr genau, jedenfalls bald nach meiner Abreise; Gebhard habe damals auf der Redaction nach meiner Adresse verlangt, aber sie nicht erhalten können, weil ich meine Ankunft in Paris noch nicht gemeldet hatte. Das war Alles — die an demselben Morgen erfolgte Geburt eines Sohnes schien den Mann mehr zu

interessiren, als jener zwei Monate zurückliegende Todesfall. So verabschiedete ich mich denn und ging durch die stillen Straßen, die mir widerlich öde vorkamen, nach meiner früheren Wohnung, um die Ueberbringerin jenes verhängnißvollen Briefes aufzusuchen. Ich traf sie nicht zu Hause, bis Mittag würde sie da sein, hieß es, also ging ich weiter, um die Stunde vollends herumzubringen. An jeder Ecke dachte ich, Gebhard zu begegnen und kämpfte dabei fortwährend mit dem Entschluß, geradenwegs zu ihm nach seinem Hause zu gehen. Aber die peinliche Ungewißheit, ob er mich als Feind oder als Freund aufnehmen würde, hielt mich immer wieder zurück, ich fürchtete nur das Letztere, ich wollte nicht die Hand des Betrogenen drücken und fühlte auch, daß es über meine Kräfte gehen könnte, aus seinem Munde zu hören, was hier auf mich wartete. Dennoch zog mich die kleine Gartenstraße, zwischen den Heckenreihen magnetisch an, ich umkreiste sie in weitem und engerem Bogen, immer bemüht, einen Plan für den Nachmittag auszudenken, denn daß Gebhard nur in den Morgenstunden nicht zu Hause war, wußte ich.

Da kam mir, als ich wieder am Eingang des Gäßchens stand, ein Zufall zu Hilfe. Das alte, rostige Eisenthor that seinen wohlbekannten schrillen Ton und auf der Schwelle erschien das kleine Tantchen, die einzige von der Familie, an welche ich seit zwei Monaten keinen Augenblick gedacht hatte. Und doch war mir jetzt ihr Anblick ein wahres Glück und so angelegentlich als nur je früher nach Manuelas schwebender Gestalt, strengte ich jetzt meine Augen an, um die hohe Schulter und den hinkenden Gang des kleinen Fräuleins zu erkennen. Ja, sie war es und humpelte, als sie nun auch mich in's Auge faßte, mit einem lebhaften Ausruf auf mich zu. Die Thränen schossen ihr hell aus den Augen, als sie meine Hände faßte, sie konnte lange nicht reden. Sie wollte mich dann durchaus mit in's Haus zurück nehmen; ich schlug es ab, einen Gang nach dem anderen Stadtende und große Eile vorschützend, als ich aber dagegen bat, sie etwas begleiten zu dürfen, sagte sie: ‚Ja, kommen Sie dort hinaus. Meine Besorgungen können warten. Ach, Sie haben sie ja auch lieb gehabt und mir ist es eine Wohlthat, von ihr zu reden. Ich arme, alte Creatur, daß ich das erleben mußte!‘

Wir durchschritten langsam die Anlagen, wo nun dieselben Blätter gelb am Boden lagen, deren Grün mir im Sommer so hoffnungsfreudig gewinkt hatte und setzten uns auf eine abgelegene Bank in den milden October sonnenschein. Ich war in der furchtbarsten Spannung, nun endlich zu hören, ob wirklich ein unglücklicher Zufall hier stattgefunden, oder ob es so war, wie mir die innere Stimme seit dem Empfang jenes Briefes bei Tag und Nacht sagte. Die erste und thränenreichste Einleitung des Tantchens schnitt ich mit der Bitte ab, mir den genauen Datum von Manuelas Todestag zu sagen. Sie nannte den Tag. Es war entweder der meiner Abreise oder der folgende, meine Erinnerung war nicht sicher darüber.

‚War Gebhard schon zurück?‘ fragte ich angstvoll, ‚hatte er meine Abschiedsgrüße bekommen?‘

‚Gebhard kam jenen Abend‘ antwortete sie. ‚Von Ihnen erfuhren wir des anderen Tages, daß Sie fort waren, weil Gebhard in seiner ersten Bestürzung zu Ihnen lief und Sie nicht mehr fand. Die Line erinnerte sich dann wohl, daß Sie Tags vorher da waren, um Abschied zu nehmen, aber in der Aufregung hatte sie es ganz vergessen.‘

Wie Keulenschläge fielen diese Worte auf mich, ich preßte meine Hände zusammen und die Hoffnung, die ich oft bis dahin noch festgehalten, schwand zu einem Schatten. Dennoch sagte ich mir: Es ist ja nicht möglich! Mittlerweile erzählte die kleine Tante von jenem unglückseligen Abend weiter: ‚Und sehen Sie, ich lasse mir's nicht nehmen, obgleich mich Gebhard eine alte Närrin schilt: Manuela war die ganze letzte Zeit krank, sie ging so verändert herum, sang und lachte nicht mehr und trieb keine Possen wie früher. Manchmal war es, als fahre sie aus einem Traume auf. Dies war besonders arg an jenem Abend, als Gebhard zurück erwartet wurde, sie hatte freilich auch den ganzen Nachmittag mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett gelegen. Gegen Abend stand sie auf und kam herunter, aber sie war ganz wie abwesend, ich mußte dreimal fragen, wie es mit dem Abendessen werden sollte, bis sie mich endlich ganz verstört ansah und sagte: ‚Mache, was Du willst, nur frage mich nicht mehr, um der Barmherzigkeit willen.‘ Dann nahm sie das Kind auf den Schooß und drückte es an sich und ich hörte erst, daß sie schluchzte, obwohl sie es zu verbergen suchte.

‚Geh' doch wieder zu Bett, Manuela,‘ sagte ich, aber sie schüttelte nur stumm mit dem Kopfe, und Sie wissen wohl, wenn sie einmal etwas nicht wollte, konnte sie Niemand dazu bringen.

Ich ging also, meine Anstalten für den Abend zu machen, mitten drinnen hörte ich Gebhard ankommen und blieb erst recht in der Küche, nicht weil ich gefürchtet hätte, sie zu stören — Sie wissen wohl, er war keiner von den zärtlichen Ehemännern — sondern, damit das Essen bald hinauskam. Und als ich die Suppe brachte, sah es denn auch soweit ganz gemüthlich aus. Gebhard war guter Laune, die Kleine kniete auf seinem Schooß und streichelte ihm den rothen Bart, weil er ihr eine schöne Puppe mitgebracht hatte, Manuela saß auch dabei, aber sie sagte Nichts, sie sah so blaß aus, daß ich Mitleid mit ihr hatte. Während des Essens erzählte Gebhard von seinem Proceß, daß es gut damit stehe, und von vielem Anderen, das er gehört und gesehen hatte. Aber ich mußte immer Manuela betrachten, die ihm so gezwungene und sonderbare Antwort gab, wie ein Kind, das sich fürchtet und dabei manchmal verstohlen nach der Schwarzwälder Uhr hinüber sah.

‚Es ist halb Neun,‘ sagte ich endlich, um ihr Ruhe zu schaffen, ‚gehst Du heute nicht in Deine Gesellschaft, Gebhard?‘

‚Das pressirt nicht,‘ antwortete er, ‚vielleicht bleibe ich heute einmal ganz zu Hause, wenn mein kleiner Schatz recht lieb sein will.‘

Dabei tätschelte er sie mit der Hand und sah sie so gewiß an — lieber

Gott, ich kann es ihr nicht verdenken, daß sie zurückfuhr: die Grobheit steht ihm immer noch besser, als so eine Miene. Aber es ärgerte ihn, begreiflich, und um ihn zu besänftigen sagte ich: ‚Manuela hat arg Kopfweh, Gebhard!‘

‚Das wird sie sich wieder angelesen haben mit den verdammten Romanen,‘ polterte er voll Zorn, ‚wie viele hat sie denn verschlungen, seit ich fort bin?‘ Er griff in ihren Arbeitskorb und erwischte richtig so einen Unglücksband, den er auf den Tisch warf. Ich weiß nicht mehr, was für ein Titel darauf stand, aber ein französischer war's. ‚Das ist so das Wesen,‘ schrie er nun, ‚Liebschaften und Ehebruchsgeschichten, das muß man den Weibern auch noch schwarz auf weiß geben, sie denken so nichts Anderes‘ — und derartige Reden mehr; grobes, albernes Zeug, das er selbst nicht glaubte, er wollte nur seinen Zorn auslassen und den Meister zeigen.

Und nun sehen Sie, wie sonderbar sie manchmal sein konnte, wenn sie so Dinge heraussagte, an die kein anderer Mensch gedacht hätte: statt nun einen Spaß zu machen und ihn ein altes Ungethüm zu heißen, damit er lachen mußte, wie sie das sonst oft genug anstellte, richtete sie sich ernsthaft und kerzengerade in die Höhe und sagte, indem sie die Hand auf das Buch legte, mit einer ganz zitternden Stimme: ‚Du hast Recht, eine solche Geschichte habe ich heute gelesen von einer Frau, die ihrem Manne untreu wurde und es dann bereute. Aber der Mann verzieh ihr nicht, als er es erfuhr — würdest Du das auch nicht thun?‘

‚Todtschlagen würde ich sie!‘ schrie er mit aller Kraft heraus, ‚todtschlagen sie und ihren Monsieur dazu. Herrgott noch einmal, an so etwas darf ich gar nicht denken und ich verbiete Dir's, hörst Du, noch ferner solches Zeug zu lesen, sonst nimmt's kein gutes Ende!‘

‚Nein,‘ sagte sie ganz langsam und ihre Wangen waren so weiß geworden, daß ich denke, sie wird ohnmächtig, ‚nein, es hat auch in dem Buche kein gutes Ende genommen.‘

Ich kann mich noch heute ärgern über dieses dumme Gespräch ohne Sinn und Verstand. Ist es denn erlaubt, sich auch noch mit solchen Sachen den Kopf warm zu machen, wo doch Jeder sein Theil Aerger in der Wirthschaft hat? Gebhard hat es auch hinterher bereut, das sah ich ihm wohl an. Manuela und untreu! Keinen hat sie je angesehen, freilich wohl Gebhard auch nicht viel, aber sie war überhaupt gar nicht so. Nein, für sie lege ich meine Hand in's Feuer!

Nun, ich suchte ein anderes Gespräch aufzubringen, aber es wollte nicht recht glücken. Endlich stand Manuela auf und sagte: ‚Ich kann nicht länger bei Euch bleiben, meine Schmerzen nehmen überhand!‘ Sie schwankte und wäre gefallen, wenn nicht Gebhard rasch zugesprungen wäre.

Nun hielt er sie im Arm und sah sie doch besorgt an: ‚Unsinn,‘ sagte er dann, ‚was streiten wir uns denn heute Abend? Du bist doch mein braver kleiner Schatz, gelt mein Herzensweibel?‘ Er wollte sie küssen, aber sie fing an so zu zittern und mit den Zähnen zu schlagen, daß er sie los-

ließ und zu mir sagte: ‚Hilf sie zu Bette bringen. Schlafe Dich gesund, Manuela, ich gehe noch ein paar Stunden in's Casino.‘

Als wir in ihrem Schlafzimmer allein waren, fiel sie mir um den Hals und sagte mit strömenden Thränen: ‚Ich danke Dir, ich danke Dir tausendmal. Verlaß mein Kind nicht, wenn ich einmal nicht mehr bin, nicht wahr, Du verläßt es nicht? Mir ist oft, als müßte ich bald sterben!‘

‚Manuela,‘ antworte ich, ‚das sind thörichte Reden. Ich bin alt und Du bist jung und überlebst mich dreimal. Und nun lasse Dich ausziehen und mache, daß Du zur Ruhe kommst.‘

‚Ja, zur Ruhe!‘ sagte sie. „Geh' jetzt und nimm die Kleine zu Dir, ich will schlafen!‘ Ich ging, wie sie es haben wollte und draußen hörte ich noch, daß sie ein paarmal vor sich hin sagte: ‚Gott, mein Gott!‘ Dann wurde Alles still.

Und diese letzten Reden von ihr liegen mir schwer auf dem Herzen, lieber Herr, sie gehen mir nach, wie Gespenster, aber ich habe Niemanden davon gesagt, außer jetzt Ihnen. Ich kann mich ja täuschen, Du grundgütiger Gott, sie wird doch nicht muthwillig eine solche Todsünde auf sich geladen haben; nein, nein, man darf gar nicht weiter darüber nachdenken. Der liebe Gott sieht in die Herzen und der Mensch soll nicht über das grübeln, was seinen Augen verborgen ist.

Ich legte mich auch zu Bett, neben der Kleinen, wie gewöhnlich, und freute mich noch über das liebe herzige Engelköpfchen und die runden Aermchen darunter.

Mitten in der Nacht schreckte ich plötzlich auf und sah Gebhard mit Licht in der Hand vor mir stehen. ‚Komm herunter, schnell,‘ sagte er, ‚es ist ein Unglück geschehen, Manuela —‘

Da stürmte er wieder hinaus und ich — lieber Gott, obgleich mir die Hände flogen, daß ich fast nicht in die Kleider kam, in ein paar Minuten war ich doch drüben.

Da lag sie im Bett, unbeweglich, wie schlafend und ihr Gesicht war nicht blässer, als ich es am Abend schon gesehen hatte; aber ein sonderbar fremder Ausdruck stand darauf, so, als sei sie jetzt über Alles hinaus und werfe es weit von sich weg. Das ganze Zimmer roch nach Aether, trotzdem daß Gebhard die Fenster aufgerissen hatte, daß die Gardinen im Winde flogen. Jetzt hieß er mich, ihr Kopf und Brust waschen, er selbst suchte den Athem zu wecken; wir arbeiteten eine Viertelstunde mit der größten Anstrengung, aber ich sah gleich, daß Alles umsonst war. Ich hatte sie früher immer so gern betrachtet, wenn sie schlief und die langen gebogenen Wimpern so sanft auf den Wangen ruhten — nun waren sie fest, fest geschlossen und die Augenbrauen zusammengezogen, als habe sie große Schmerzen gefühlt.

Endlich mußten wir ablassen. Aus den paar kurzen Reden, die Gebhard herausstieß, erfuhr ich, daß er beim Nachhausekommen schon an der Gangthür das Chloroform gerochen und sich über Manuela geärgert hatte,

die trotz seines Verbots gar zu gern dieses Mittel, das er für sehr gefährlich hielt, bei ihrem Kopfweh zum Einschlafen nahm. Er eilte rasch in's Zimmer und fand sie mit dem Kopf förmlich in ein Tuch vergraben. Die halbleere Flasche stand offen auf dem Nachttisch daneben. Alles sonst im Zimmer war sorglos herumgelegt, wie Eine es thut, die morgen wieder aufstehen will. Und sehen Sie, das ist mir ein Trost. Ich kann und kann es nicht glauben, daß sie das vorsätzlich gethan hat, so unglücklich fühlte sie sich doch neben Gebhard nicht, man muß ja doch in Verzweiflung sein, wenn man so etwas thut. Nicht wahr, Sie glauben auch, daß das unglückliche Mittel allein sie getödtet hat? Es ist ja auch so noch fürchterlich genug!"

Das gute Geschöpf verbarg wieder die weinenden Augen in ihr Tuch.

Ich hätte laut aufschreien mögen unter dieser entsetzlichen Folter. Ich wußte es, was sie getödtet hatte, und daß sie in Verzweiflung gewesen war! Dies Bewußtsein preßte mir so furchtbar das Herz zusammen, daß ich nur mühsam, wie ein Automat, die Worte sprechen konnte, welche die gute Alte erwartete. Sie vergaß plötzlich, indem sie mich besorgt ansah, ihre Klage um Manuela und fragte, ob ich mich unwohl fühle, weil ich so blaß aussähe?

Diesen Augenblick benutzte ich, um der Marter zu entschlüpfen. Ich drückte der treuen Freundin die Hand, bat sie, Gebhard zu grüßen, dessen Anwesenheit ich nicht mehr abwarten könne, und schlug wie ein Betäubter den Weg nach der Stadt ein.

Aber ich wußte nicht wohin, die Menschengesichter waren mir unerträglich, von den Kellnern im Gasthof wollte ich mich nicht begaffen lassen, so trat ich am Wege in eine der stillen alten Kirchen ein, die im katholischen Lande ihre Pforten den ganzen Tag den Betrübten öffnen und dort, im dunkelsten Winkel, mit dem Gesicht auf einer Holzbank liegend stöhnte ich vor Jammer laut auf. Das Herz wollte mir brechen im Gedanken an das arme rathlose Kind, das in blinder Angst und Verzweiflung den Todesweg einschlug, vor dem ihre Seele sich entsetzte. In Angst vor mir — ich durfte den Gedanken nicht lange denken, er hätte mich wahnsinnig gemacht. Lange lag ich so vor den stummen fühllosen Heiligenbildern und fühlte die ganze entsetzliche Bitterkeit des selbstverschuldeten Elends, für das es weder göttliche noch menschliche Hilfe gab!

In jener Stunde senkte sich schwer und fürchterlich die Bergeslast auf meine Seele, die mein halbes Leben lang nicht mehr daraus gewichen ist und alles Andere erdrückte. Ich war fortan allein mit dem Bewußtsein meines Verbrechens und mußte es anstarren, wie ein Gespenst, das nicht weichen will. Ich sage Ihnen, junger Mann, es giebt eine Vergeltung schon hinieden, eine eiserne unerbittliche Waage, die genau wiegt. Niemand weiß, wie es in dem Innern aussieht, wo so ein Verborgenes mit herumgeschleppt wird, Tage lang, Jahre lang und kein Wort über die Lippen darf, ob auch die Gedanken fiebern und das Blut siedet! Seit ich das an mir erlebt, habe ich Mitleid mit jedem Verbrecher, den ihr Anderen immer

geneigt seid, wie eine besondere Species Mensch zu betrachten. Genug — ich will Sie nicht mit dem aufhalten, was doch keinen Ausdruck leidet, ich will Ihnen nur noch das Ende der Geschichte erzählen . . .

Daß es mich keine Stunde länger in A . . . litt, können Sie sich vorstellen, ich wollte wieder nach Paris zurück, kam aber nicht weiter, als bis zu einer großen süddeutschen Residenzstadt und dort brach ich zusammen. Es war zu viel in der letzten Zeit auf mich eingestürmt. Ein Freund brachte mich in's Krankenhaus und dort lag ich die nächsten Wochen in schwerem Hirnfieber. Die barmherzige Schwester, welche neben meinem Bette saß, als ich endlich die Augen wieder zum Bewußtsein öffnete, sagte mir, ich habe getobt und gerast, daß mich Zwei hätten halten müssen. Der Professor S . . habe schwere Mühe gehabt, mich am Leben zu erhalten. Ich dankte es ihm nicht, ich hätte es gern weggeworfen, wie ein beschmutztes Kleid, und versprach mir dies auch mit dem ersten klaren Gedanken für den Tag, wo ich ein Pistol würde halten können. Aber dann, in der Unkraft der Reconvalescenz, in den langen Tagen und Wochen des gezwungenen Stillliegens gingen mir allmählich andere Gedanken auf. Ich sah meinen Lebenslauf gleichgiltig, wie einen fremden an, und meine Augen wurden hellsichtig für die großen Fehler, welche darin standen. Ich sage absichtlich nicht Sünde, dies Wort mit dem büßerlich-zerknirschten Klang ist mir immer widerlich gewesen und man braucht es nicht. Das Böse ist immer das Fehlerhafte; bewußt oder unbewußt: jeder Fehler macht Störungen im eigenen oder fremden Leben, und die Letzteren sind nicht mehr gut zu machen, weil man den Folgen nicht gebieten kann. Deshalb soll die widerrechtliche That unterlassen werden. Hierin liegt die ganze Moral auch für Den, der keine überirdischen Gebote anerkennt. Es ist hart, diese Erfahrung auf Kosten seines ganzen inneren Bewußtseins machen zu, müssen, allein auch dann bleibt nur *eine* Rettung: das zu spät erkannte Gesetz ehrlich und mit allen Consequenzen anzunehmen und hinfort danach zu handeln.

Wenn aber Einer an solcher inneren Wende angekommen ist, dann stürzen die Erkenntnisse förmlich über ihn herein: es zeigt sich plötzlich die *andere Seite* der Dinge, während man bisher nur blind nach der einen rannte. So sah ich jetzt auf einmal ganz deutlich, daß all mein Thun und Treiben bis auf diesen Tag nur blinder Egoismus gewesen war, und daß mein vielbelobter Geist nicht vermocht hatte, was ganz einfache Menschen ohne Aufhebens leisten. Meine Blicke fielen auf die schwarzen Schwestern, die in geräuschloser unermüdlicher Hilfeleistung unsere Betten umgaben, ich gedachte der tausend anderen Mühseligen und Beladenen, die auch kein „großes Glück“ ohne Weiteres als Menschenrecht an sich reißen dürfen, und eine heiße Scham stieg mir auf.

Tage lang lag ich schweigend, ganz nach Innen gekehrt und hielt ein unerbittliches Gericht. Als ich dann endlich aufstand, war es ein verwandelter Mensch, ich dürstete darnach, jetzt zu sühnen in Arbeit und Entsagung, ich wollte nicht enden, wie ein bankerotter Spieler. Mein Leben hatte in

frevelnder Eigensucht ein anderes zerstört, es war von Rechtswegen verwirkt. Wenn ich es fortführte, konnte es nur mit dem Gelöbniß sein, hinfort keinen eigenen Wunsch mehr zu kennen, sondern an der Wohlfahrt des Ganzen bis zur Anspannung meiner letzten Kräfte zu arbeiten. Das schien mir ein besseres Todtenopfer für die arme Hingegangene, als der verzweifelte Schuß durch die eigene Hirnschale.

Mit diesem Entschluß, der wie ein Evangelium in meine bitteren Reue- und Selbstmordgedanken hereinleuchtete, trat ich in's Leben wieder ein, um es künftig in einem andern Sinne zu führen. Auch meinen Beruf hatte ich zu wechseln beschlossen, es konnte mir nicht genügen, mit der Feder des Journalisten oder Gelehrten hübsch bequem an der allgemeinen Aufklärung zu arbeiten, ich wollte einen Posten, der starke persönliche Opfer fordert, ich wollte direct der Menschennoth und dem Elend zu Hilfe kommen, Menschenleben retten können, um eine Art von Ausgleichung meiner Schuld zu hoffen und vor mir selbst wieder zu Ehren zu kommen. Ich gedachte also, gleich meine medicinischen Studien neu aufzunehmen und nebenbei nur noch soviel, als der tägliche Unterhalt brauchte, journalistisch zu verdienen.

Kaum aber stand ich wieder fest auf den Füßen, so brach die Februar-Revolution los und der große Luftzug, der von ihr ausging und in die europäische Stickluft hereinfegte, gab mir schnell genug die alte Spannkraft wieder, freilich warf er mich auch noch einmal für kurze Zeit zum alten Metier zurück. Ich zog mit der Revolution nach Berlin, nach Wien, das Jahr darauf nach Baden, machte Alles mit als Soldat der Presse, exponirte mich auch gelegentlich rücksichtslos als Einer, der weiß, daß ihm der Tod aus dem Wege geht und schrieb deshalb sehr begehrte und auch sehr bezahlte Berichte, ohne daß mir doch nur die Versuchung kam, auf dieses oder jenes Anerbieten dauernder Stellung an irgend einer Zeitung einzugehen.

Als nun ein Jahr später das Flackerfeuer überall niedergebrannt war und nur die dicke schwarze Rauchwolke der Reaction auf der Stätte liegen blieb, den Athem zu beklemmen, da schickte ich mich an, Europa auf's Neue zu verlassen. Meine Mutter war kürzlich gestorben, es hinderte mich also Nichts mehr. Einige Semester angestrengten Studiums hatten mit den Doctorgrad verschafft. Ich wollte als Schiffsarzt nach Indien und mir in den Fieber-Niederungen von Sumatra und Java die Gegenden aussuchen, wo die Opfer holländischer Gewinnsucht am zahlreichsten, die Aerzte am seltensten sind. Ein verlockendes Project, nicht wahr? Und doch steckte die alte Reiselust darunter, das merkte ich erst an dem inneren Kampf, als mir zu gleicher Zeit die sehr bescheidere Stellung eines Assistenzarztes am Spital der Universitätsstadt von dem Kliniker angeboten wurde, den meine bohrende Arbeitszähigkeit eingenommen hatte. „Hic Rhodus . . . .“ sagte ich mir nach kurzem Bedenken, ließ die überseeischen Pläne fahren und trat ohne jeden Knalleffect in den Dienst der Armen und Geringen, an denen ich ein paar Jahre früher wie ein höheres Wesen vorbeigeschritten wäre.“

* ▪ *

Ich sah meinen alten Freund voll warmer Empfindung an, seine Augen strahlten mild unter den weißen Brauen hervor, er sprach jetzt in ruhigen Tönen und aus jedem seiner Worte klang neben der tiefen Bescheidenheit die Wahrhaftigkeit. Nun schwieg er, und sah, in Erinnerung verloren, vor sich hin. Endlich fragte ich:

„Und fühlten Sie sich befriedigt von einer so strengen Lebensaufgabe? Konnten Sie Ihrem Programm der Entsagung treu bleiben?"

„Ja," erwiderte er einfach. „Meine Ehre, die Möglichkeit meiner Existenz hing daran. Ich will Sie mit allen Einzelheiten verschonen, es war harte und mühsame Arbeit, ich erfuhr reichlich Last und Mühsal, Mißerfolg und Undank, die von jedem Wirken für Andere unzertrennlich sind. Aber ich werde auch die Stunde nicht vergessen, wo mir zum ersten Mal ein Mensch dankte, daß ich sein Liebstes dem Tode entrissen habe. Dort fühlte ich plötzlich etwas von der unsichtbaren Last weichen und es durchdrang mich ein Gefühl, wie den Verurtheilten, dem man sagt: „Es kann Dir noch Gnade werden!" So ging ich meinen Weg weiter und ich wäre kein Mensch gewesen, wenn er mich nicht bald auch um seiner selbst willen gefesselt hätte. Arbeit und Wissenschaft — unschätzbare Güter! Sie wurden mir bald zum Stoff, aus dem meine Existenz bestand. Und dabei war kein Entsagungsgefühl mehr, sondern wachsende Freudigkeit und das höchste Interesse an meinem Beruf, der nicht seines Gleichen hat. Was ich vermuthlich unter anderen Umständen mit größter Ungeduld ersehnt hätte, stellte sich immer früher, als ich erwartete, von selber ein, aus dem unbekannten Assistenten wurde ein bekannter und auch gesuchter Arzt, und nach zehn weiteren Jahren angestrengter Arbeit stand ich an der Stelle meines früheren Lehrers als Director des großen Hospitals. Man hätte leicht einen glänzenderen wissenschaftlichen Namen dafür finden können; menschlich genommen, glaube ich, mir den Posten nach und nach verdient zu haben und einen ausschließlicher der Sache gewidmeten Mann hätte man nicht leicht bekommen, wenn dies auch sein Verdienst nicht war. Die Andern wunderten sich oft über eine so bornirte Ausschließlichkeit und es gab Leute genug, die keine Mühe scheuten, den hartnäckigen Junggesellen zu den Freuden der Familie zu bekehren. Auch stand neben dem Schwarm der Speculirenden da und dort ein Wesen, dessen Blick von Neigung sprach, aber ich wandte die Augen ab und ging vorüber. Von allen Möglichkeiten, die sich mir boten, nahm ich nur die an, die mein Hilfsvermögen für Andere steigerte. Persönlich habe ich Nichts erstrebt, Frauenlippen nie wieder berührt.

Und nun, junger Mann, wie lautet Ihr Urtheil? Werden Sie mich auch, wie Ihr Freund, als Einen behandeln, der aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden verdient?"

Ich drückte ihm warm die Hand und sagte: „Wenn Jeder, der

gefehlt hat, so mit sich in's Gericht gehen wollte, so würden alle Sünden mehr als gutgemacht sein."

„Das nicht," erwiderte er, Manuela ist und bleibt todt durch meine Schuld. Aber sie ist eine von Tausenden, die in dem wilden und stürmischen Meer des Menschenlebens untergehen, und wenn ich heute mit dem Gefühl des eigenen nahen Endes auf Alles dies zurückblicke, so ist es, als sähe ich ein fremdes Erlebniß. In der Erinnerung steht mir Manuela so hold, als ich sie in jenen glücklichen Tagen sah, aber meine Trauer um sie gilt heute ebensosehr dem verhängnißvollen Ende aller Jugend, Liebe und Schönheit, als der flüchtigen entzückenden Incarnation davon in ihrer Person.

Daß die große Kette von Unsinn, Leidenschaft und Gewaltthat sich stets neu weiterzieht und nicht früher ein Ende nehmen wird, als die Menschheit, die sie schmiedet, das ist es, was ein alter Mensch beklagt, viel mehr, als die Thatsache, daß er selbst einmal seinen Ring in die Kette fügte. —

Wir sind Alle nur Eins hienieden, nur wissen wir es nicht, und wüthen gegen uns selbst. Die Brahmanen haben Recht: Man kann alles Leben der Erde an dem Menschen vorüberführen und ihm sagen: Das bist Du!

Aber man muß alt werden, um dies zu verstehen."

Es trat eine vollkommene Stille ein, wir sahen zu dem feierlichen Sternhimmel empor, der, ein sichtbares Stück Ewigkeit, über uns leuchtete. Endlich stand mein alter Freund auf: „Kommen Sie, es wird spät und morgen will ich für ein paar Tage nach Capri hinüber."

„Noch Eins," wagte ich im Gehen zu fragen, „haben Sie Gebhard jemals wiedergesehen?"

„Nein," erwiderte Magnus. „Er verheirathete sich bald zum zweiten Male und diesmal passend für seine Person. Aber das Cholerajahr 54 nahm ihn mit. Die kleine Isabel war schon früher der Mutter nachgegangen. —

Wir trennten uns mit einem: Auf Wiedersehen! vor seiner Wohnung. Des andern Tags fuhr er nach Capri und mich riefen bald Briefe aus der Heimath ab. So wurde, wie so oft, der flüchtige Abschied zum definitiven. Denn ein Jahr später ging die Nachricht von dem Tode des allbeliebten und verehrten Mannes durch die Blätter und es war, neben der Schilderung seines ungewöhnlich segensreichen Wirkens auch die Bemerkung nicht vergessen, daß in diesem edlen und aufopferungsvollen Lebenslauf auch nicht ein Flecken, keine dunkle Stunde, kein Selbstvorwurf je gestanden habe, daß mit dem alten Magnus ein voller und ganzer Ehrenmann zu Grabe getragen sei.

Und in diesem letzteren Punkte hatten die Zeitungen Recht.

Nachtrag zu dem Aufsatz:

„Aus der Berliner Verbrecherwelt".

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

In meinem Aufsatze „Aus der Berliner Verbrecherwelt", den ich im vorigen Hefte von „Nord und Süd" veröffentlicht habe, hatte ich davon gesprochen, daß in einer übel berufenen Schankwirthschaft bestrafte Leute, die dem „Athletenclub" angehören, zu verkehren pflegten. Darauf ist mir das nachstehende Schreiben zur Veröffentlichung zugegangen:

Berlin, 20. Dec. 1883.

Bezugnehmend auf Ihren Artikel in der Zeitschrift „Nord und Süd", betreffend das Berliner Verbrecherthum, erwähnen Sie unter den Gästen eines hiesigen Locals auch Mitglieder des Berliner Athleten-Clubs.

Wir unterzeichnete Clubs protestiren hierdurch gegen diesen Artikel, indem wir uns mit derartigen Leuten nicht auf eine Stufe stellen.

Von dieser Erklärung bitten wir Gebrauch machen zu wollen, und wir ersuchen, uns in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren.

Wir sind bereit, Ihnen Einblick in unsere Mitgliederliste zu gestatten, um Ihnen den Beweis dafür zu liefern, daß Leute, wie die von Ihnen geschilderten, bei uns keine Aufnahme gefunden haben noch finden werden.

Diese Erklärung erfolgt unter ausdrücklicher Berufung auf das Preßgesetz.

Mit Hochachtung
Club „Westfalia", „Alt-Kölln", „Süd-Ost", „Berolina".
Berliner Athletenbund.

Der Vorstand
J. B. J. Hoffmann
Waldemarstr. 19.

Ich habe mich beeilt, darauf Folgendes zu erwidern:

An den Berliner Athletenbund.

Zu Händen des stellvertretenden Vorsitzenden Herrn J. Hoffmann,
Waldemarstr. 19. S. O.

Die in meinem Aufsatze „Aus der Berliner Verbrecherwelt“ enthaltenen Angaben beruhen auf persönlichen Wahrnehmungen und Mittheilungen, die mir von durchaus sachkundiger und glaubwürdiger Seite zugegangen sind. Wenn sich unter diesen letzteren eine irrthümliche befindet, so bedaure ich es und mache den von mir nicht verschuldeten Irrthum gern dadurch wieder gut, daß ich Ihrem Brief die gewünschte Veröffentlichung im nächsten Hefte von „Nord und Süd“ angedeihen lassen werde. Auf die mir eingeräumte Berechtigung, Ihre Mitgliederliste einzusehen, verzichte ich dankend, da ich mich zur Durchblätterung von Personalacten und Feststellung der in denselben enthaltenen Thatsachen keineswegs als befugt ansehen kann.

Berlin 22. December 1883.

Paul Lindau.

Noch einige Worte möchte ich hinzufügen:

In meinem Aufsatze hatte ich von dem „Athletenclub“ gesprochen und bei Empfang des oben mitgetheilten Schreibens nicht einmal bemerkt, daß der Beschwerdeführer im Namen des „Athletenbundes“ sich an mich wandte. Auf diese Verschiedenheit des Namens bin ich erst später aufmerksam gemacht worden, als ich mit einem der Herren Criminalbeamten gelegentlich auf diesen Briefwechsel zu sprechen kam. Da erfuhr ich denn, daß der „Athletenbund“ allerdings etwas ganz anderes ist als der „Athletenclub“, und daß die über den „Athletenclub“ gemachten Aeußerungen sich in der That keineswegs auf die Verhältnisse des „Athletenbundes“ beziehen können, die den jetzigen Vorsitzenden, Herrn Hoffmann, zur Abfassung seines Schriftstückes veranlaßt haben. Ich hätte also auch die Beschwerde, die ja grundlos war, unberücksichtigt lassen können; da sich aber auch für das große Publicum die Verschiedenheit zwischen diesen beiden grundverschiedenen Vereinen, die nur die Uebung und Ausbildung der Körperkraft als gemeinsame Tendenz, im Uebrigen aber nichts miteinander zu schaffen haben, leicht verwischen könnte, so kann es mir nur angenehm sein, daß mein Aufsatz und die Veröffentlichung des daran geknüpften Briefwechsels dazu beitragen, diese Scheidelinie zwischen den beiden Vereinen auch für die Oeffentlichkeit merklicher und schärfer zu ziehen.

P. L.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Palmblätter von Karl Gerok. Mit Illustrationen von Paul Thumann u. A. Fünfzigste Auflage, der Prachtausgabe fünfte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, C. Greinersche Verlags-Handlung. (Greiner und Pfeiffer.)

Mancher befährt den Fluß; aber Der kennt ihn noch nicht, der sich blos in den raschen Strömungen hält. Auch zu den stillen Buchtungen muß man ablenken, in denen das Wasser ganz unbeweglich zu ruhen und eine ganz andere, tiefere Farbe anzunehmen scheint, wo Flocken gelbweißen Schaumes, von oben stundenweit hier herangespült, an den Rändern liegen, um träge zu mißfarbigem Gallert zu zerfließen, wo tausenderlei Angeschwemmtes, nicht blos moderne Holzbrocken und Röhricht, sondern auch all' das Geröll des Grundes von dem langen Laufe erzählt, den der Fluß schon zurückgelegt. Diese stillen Winkel muß man gesehen haben, in denen die Gegend gleich dem zaudernden Wasser auf einmal einen anderen Charakter anzunehmen scheint, wenn man den Fluß kennen will.

Auch die Geistesströmungen haben solche Buchtungen. Nur selten gewahren wir sie, während der Kiel uns rasch vorbeiträgt — bringen uns kaum zum Bewußtsein, daß diese stahlfarbene Fluth, die laut an die Planken pocht, dort hinter jener Krüm-

mung sich zu tiefem Grün lautlos ausglättet. Biegen wir da hinein, so ist es, als ob der Strom des Lebens jetzt stille stände und so gestanden hätte seit einem Jahrhundert, als wehte uns auf einmal die Luft ganz anderer Zeiten an.

So geht es dem Tagesschriftsteller mit Geroks Palmblättern. Man ist gewohnt, am aufmerksamsten das zu beobachten, was die Strömung gerade trägt. Und unbewußt erhält man den Eindruck, als ob das, woran man ausschließlich Antheil nimmt, auch das Einzige wäre, was besteht.

Die Bildung unseres Jahrhunderts ist eine durchaus unchristliche geworden. Sie ist nicht glaubenslos, ist auch nicht glaubensfeindlich im angreifenden Sinne: sie hat eben aufgehört, religiöse Fragen als Lebensfragen zu betrachten. Christliche Anschauungsweise mag im Leben der Einzelnen, in dem der Mehrzahl sogar — als christliche Moral, noch herrschen, — in den Werken unserer Dichter, unserer Künstler, in denen der Gelehrten zumal, finden sich nur ausnahmsweise Spuren davon. Das gesammte eigentlich öffentliche Leben ist davon befreit. Denn eine Befreiung war es wirklich — nach Jahrhunderte langem, knirschendem Ringen. Man thut gut, sich bisweilen daran zu erinnern, wie erdrückend die Kirche — deren Knöcheldruck freilich seitdem merklich nachgelassen hat, alles Leben umspannt hielt. Noch Molière mußte errörtern, ob Theaterbesuch überhaupt mit christlichem Gewissen verträglich sei: „Will man Alles verwerfen, was nicht geradeswegs zu Gott und zu unserem Heile führt, so gehört das Schauspiel gewißlich auch dazu. — Aber läßt man gelten, was doch wahr ist, daß Gottesdienst auch Unterbrechungen verträgt, und daß der Mensch Erheiterung nöthig hat, so behaupte ich, daß man eine unschuldigere als das Schauspiel nicht finden kann.“ Seitdem die Kunst so um Entschuldigung bat, daß sie auch noch das Leben friste — welch ein Schritt — nicht bis zu Gautiers berühmtem: „Welches Vergnügen hat denn das Christenthum als seine Erfindung zu beanspruchen?“ — sondern nur bis zu der kühlen Achtlosigkeit, womit heutzutage die Kunst sich neben die Religion als gleichberechtigt und allgemeiner giltig hinstellt.

Dem gegenüber muß man die Vorstellung erst wieder suchen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo das Christenthum wirklich das gesammte Leben umfaßt hielt, daß z. B. unsere Literaturgeschichte einen Abschnitt kennt, in dem die ganze Dichtung fast ausnahmslos geistlich war.

Es ist uns unfaßbar, wie mehrere Geschlechter nach einander sich damit begnügen konnten. Gegenwärtig würde höchstens ein Forscher die Beschäftigung mit dieser Kunst vertragen. Sie erscheint uns — welche schöne Einzelheit man auch hier und da entdeckt — eintönig, freudlos und fremd zumal, wie die Mosaiken einer byzantinischen Kirche. Und nun begegnet uns ein Dichter, der ganz gut in jenen Rahmen passen würde, mitten im hellichten neunzehnten Jahrhundert! Kein hirnloser Nachplapperer sondern ein vollströmendes Talent, keiner jener krankhaften Anempfinder, jener Unbefriedigten, deren wehes Auge bewußt nach Dämmer sucht, sondern ein Gesunder, der mit sich und dem Leben einig ist, dem der Trost, welchen die Väter besaßen, natürlich angeerbt zu sein scheint. An sich sind solche Gestalten nicht selten. Jedem ist einer oder ein anderer einmal über den Weg gegangen, der ihn anmuthete wie ein Stück auferstandener Historie. Diese aber finden wir fast immer in bewußtem oder unbewußtem Kampf mit der Gegenwart. Wenn in unserem Fall Gerok nicht nur den Schatz seines Innern ungefährdet bewahren konnte, sondern auch für die Münze, die er mit voller Hand daraus verstreute, überall Geltung fand, so kommt das eben davon, daß das nicht Kippermünze war, auf deren schlechtem Kern ein alter, ehrlicher Stempel aufgeschlagen ist, sondern vollwichtiges Edelgeld ist, das nur an Alter hinter dem Vorbilde zurücksteht. So prägt Oesterreich noch heute seine Maria-Theresia thaler. Für wen? Wo bleiben sie? Hierzulande hat kaum einer sie gesehen: aber fern im Innern Afrikas, weiter als der europäische Händler dringt, regeln sie noch immer die Währung.

Aehnlich fragt man bei Geroks Dichtungen: Für wen sind sie bestimmt? Wo bleiben sie? Bücher, die fünfzig Auflagen erleben, sind in Deutschland so selten! Nimmt man Scheffels Trompeter aus, so ließe sich wohl kaum eines nennen, dessen Verbreitung nicht durch eine ungewöhnliche Geistesbewegung ihrer Entstehungszeit sich erklären ließe, — ein Weltengekräusel, das nur die Oberfläche streift — worauf man

Kindergottesdienst.

Gerok: Palmblätter.
Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

weiter nichts von ihm vernimmt. Solcher Art ist die Bewegung nicht, welche die Palmblätter getragen hat. Diese muß tiefer geströmt haben: denn ein Buch, dem der Geschmack so lange treu bleibt wie diesem, ist von der Meinung des Tages unabhängig. Seit seiner ersten Auflage im Jahre 1857 ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen: Die, für welche es damals einen Jugendeindruck gebildet hat, schenken es heute wohl schon ihren Kindern. Und wiederum fragt man: Wo bleibt das Buch? wo sind diese Tausende von Bänden hingekommen? Man kann schon über manchen Hauses Bücherei den Blick geworfen haben, ehe man einmal in einer einen Abdruck findet. Sieht man aber näher zu, klopft man den Leuten auf das Herz oder wenigstens auf das Gedächtniß, so findet man fast in jedem Falle Spuren, die Gerok

zurückgelassen hat: Erinnerung an ein schönes Lied, eine volltönende Zeile, die auf einmal wiederklingt. Und immer hört man ein Nachwort — welcher kirchlichen oder unkirchlichen Richtung der Befragte auch angehöre: „Das sei doch ein echter Dichter!“

Maria in Josephs Garten.
Gerok: Palmblätter. Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Sicherlich muß der geistliche Schriftsteller das sein, der nicht allein solche Verbreitung, sondern auch solche Nachhaltigkeit seines Wirkens erzielt. Zumal da die Schule ihm verhältnißmäßig wenig nachhilft. Die Kirche kommt hier weniger in Betracht, weil jeder angehalten wird, in die Schule zu gehen, während die Kirche über

Daniels Fenster.
Gerok: Palmblätter. Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

solchen Zwang nicht verfügt. Beide aber begünstigen in der Pflege des geistlichen Liedes fast ausnahmslos die Dichter vergangener Jahrhunderte: wer jünger ist als Vater Gellert, wird im Gesangbuche kaum geduldet und im Unterricht nur im Ton der Herablassung erwähnt, als handle es sich um einen Bönhasen. Dagegen scheint die Confirmation diejenige Einrichtung zu sein, die den Meisten die Bekanntschaft dieses Buches vermittelt. Die Geschenke, die der Knabe oder das Mädchen dann zu erhalten pflegt, bestehen ja außer Schmuck — dem einzigen Weltlichen, was an solchem Tag, geduldet wird — fast blos aus Andachtsbüchern. Und unter diesen scheinen die Palmblätter das beliebteste zu sein. Es bedarf keiner großen Erfahrung gerade in dieser Literatur, um das erklärlich zu finden: schon eine rein äußerliche Wahrnehmung führt darauf hin. Die Verlagshandlung hat nämlich, um jedem Anspruche gerecht zu werden, vier verschiedene Ausgaben hergestellt, deren Preise ungefähr nach dem bemessen sind, was man in den verschiedenen Kreisen für derartige Zwecke aufwendet: die begehrteste scheint übrigens die Miniatur-Ausgabe zu sein, die allein schon 31 Mal aufgelegt worden ist. — In diesem Alter, daß zugleich die frischeste und lebhafteste Aufnahmefähigkeit besitzt, ist das Gemüth jedenfalls am Empfänglichsten für Geroks Poesie, einerseits entwickelt genug, um die musikalische Schönheit dieser Gedichte, die bilderreiche Pracht ihre Sprache zu empfinden, andererseits meist selbst noch zu einfach, um sich im Widerspruche mit dem Inhalte zu fühlen. Vielmehr wirkt ja häufig genug der Eindruck der kirchlichen Feierlichkeit ziemlich lange nach auch bei Leuten, aus deren Seelenleben später die Religion gänzlich schwindet.

Die vorliegende Prachtausgabe ist kein neues Unternehmen. Auch sie steht bereits bei ihrer fünften Auflage; man darf also annehmen, daß ihre Eigenschaften ziemlich bekannt sind. Das Format ist ein niedriges Quart, das Papier ist ziemlich schwer, noch geglättet, nicht rauh nach der neuen Mode, der Druck ist sehr gut, reich mit Initialen verziert. Der Bilderschmuck ist bedeutend angewachsen. Wenigstens findet man ziemlich zahlreich Blätter von Thumann, der neben seinem Namenszug ja auch das Jahr zu setzen pflegt, welche die Bezeichnung 81 oder 82 tragen. Dadurch wird das Buch übrigens besonders lehrreich. Man kann darin fast den ganzen Entwickelungsgang des jetzt so begehrten Künstlers übersehen. Seine neuesten Beiträge sind nicht mehr jene leicht hingeworfenen Zeichnungen, die man von Alters her an ihm kennt, sondern sorgsam ausgeführte Schöpfungen, die Bildwirkung für sich in Anspruch nehmen. Auch die übrigen Mitarbeiter haben anziehende Beiträge gegeben. Auch hier sieht man wieder, wie tief Ludwig Richters Einfluß auf unsere Illustration gewesen ist. Kaum ein paar Blätter kann man umschlagen, ohne irgendwo an den großen Meister erinnert zu werden. Danach scheint es, als ob die erste Prachtausgabe in den sechziger Jahren aufgelegt sein müsse, zu einer Zeit, wo Richters Stil fast allein herrschend war, und zahlreiche Nachahmer sich an ihm bildeten. Bekanntlich hat auch Thumann zu diesen gehört und sich den Richter'schen Vortrag in einer Vollkommenheit angeeignet, daß seine Zeichnungen aus damaliger Zeit einen oberflächlichen Betrachter wohl täuschen können.

Der Jubelausgabe, die übrigens dem Kaiser gewidmet worden, ist ein Bildniß des Dichters, ein schöner Lichtdruck, vorgeheftet. Die schmalen Lippen schließen noch so kräftig, die Augen blicken noch so lebhaft und theilnehmend, daß man meint, trotz seiner siebzig Jahre dürfte der Mann sich noch mancher Auflage zu freuen haben. Er hat selbst so Unzähligen Freude und Erhebung bereitet, daß jeder ihm das wünschen wird.

—ek.

Ueber die Reize des Spiels. Von Prof. Dr. M. Lazarus. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann), Berlin.

Die Aufsätze, welche hier zu einem anständig ausgestatteten Bande vereinigt sind, werden den Meisten nicht mehr unbekannt sein, da sie bereits früher in Zeitschriften erschienen waren. Ihre Auflage in neuer, zusammenhängender Gestalt begrüßt man als Gewinn. Denn in einer Zeitschrift waren sie doch ein recht schwerer Stoff; und wenn man auch jeden Abschnitt als etwas in sich Abgeschlossenes betrachten durfte, so litt doch der Eindruck unter der Zerstückelung. Man merkt das erst jetzt recht, wo man das Ganze übersieht. Da hat man einen völlig frischen, weit stärkeren Genuß davon, sich in die Ausführungen des Verfassers zu versenken. Ist doch der Stoff anziehender, selbst als man auf den ersten Blick sich vermuthen sollte; und Lazarus zersetzt ihn mit so viel Feinheit und so viel Geist, daß schon die Behandlung allein die Theilnahme fortwährend rege erhält. — Uebrigens spendet er seinen Lesern ein Lob, das man sicherlich in weiten Kreisen mit Befriedigung einstreichen wird. In der Vorrede sagt er nämlich: „Gerade das deutsche Publikum bekundet in den deutlichsten Zeugnissen bibliographischer Thatsachen, wie sehr es gelernt hat, der analytischen Arbeit des Psychologen eifrig zu folgen.“ Die Einzahl des Psychologen enthält sicher keinen Hintergedanken; aber man darf dem Psychologen Lazarus wohl die Schmeichelei zurückgeben, indem man hinzufügt, daß seine Verdienste an dieser Empfänglichkeit des deutschen Publikums nicht wenig betheiligt sind.

Unter einer Decke. Novellen von Ernst Wichert. Carl Reisner, Leipzig.

Wicherts Fruchtbarkeit ist wirklich erfreulich. Alljährlich legt der doch auch in seinem Amte vielbeschäftigte Dichter uns einen oder mehrere Bände vor. Und auch ihnen schadet's nicht, daß ihr Verfasser „Morgens in's Colleg mit Acten“ gehen muß: trotz Platen erweist es sich doch immer für den Dichter als ein Segen, wenn sein Leben einen bestimmten Inhalt hat. Bei gesunden Naturen bereichert es das Wesen. Und zu den Gesunden gehört Wichert; das beweist er hier wieder. Er wird nie zu den höchsten Höhen stürmen; aber darum folgen ihm ihrer um so mehr in das liebliche Thal, worin er sich ergeht. Es fehlt auch da nicht an jähen Klippen, aber die freundliche Lebensanschauung hält doch wenigstens immer den Himmel hell. — Die drei hier enthaltenen Erzählungen: Ein Streber, Die Wassernixe und Ein strenger Richter werden überall als gut empfohlene Gäste aufgenommen werden. —ck.

Jung-Amerika von Sara Hutzler. S. Schottlaender, Breslau.

Ein ganz neuer Name! Aber wer die Bekanntschaft der Trägerin sucht, wird sich dazu sicherlich Glück zu wünschen haben und wird es dem Herausgeber Dank wissen, daß derselbe das vorliegende Buch in seiner Drei-Mark-Bibliothek aufgenommen hat. Sara Hutzler bekundet eine ungewöhnliche Begabung, vor Allem eine Schärfe des Blicks, die sie unter Vielen auszeichnet. Und was vornehmlich überrascht, das ist die Sicherheit der jungen Schriftstellerin; man wird in dem ganzen Buche kaum auf eine Stelle stoßen, welche die Hand der Anfängerin verriethe. Ihr Wesen hat etwas Gesundes, Wohlthuendes. Sie hascht nicht nach den Sternen, sondern schaut frisch und rege in das Leben hinein. Munterkeit und jene stille, wortlose Art der Laune, die man so oft bei den Amerikanern findet, heben überall die kleinen Bilder, die sie entwirft. Es sind Gegenstände aus dem amerikanischen Leben, vornehmlich — wie schon der Titel andeutet — aus dem der Jugend. Sie sind mit Liebe entworfen. Man glaubt es der Verfasserin, wenn sie in der Widmung „An meinen kleinen Sohn“ sagt, daß „dessen Wort und Blick ihr unbewußt Anleitung gegeben“ habe. Bücher, die so geschrieben werden, denen theilt schon ihre Entstehung die Eigenschaften mit, welche auszeichnen und anziehen. Aber auch stofflich ist dieses Buch interessanter, als man meinen sollte. Diese Bilder aus dem amerikanischen Leben machen auf dem Leser fast durch-

weg den Eindruck des Neuen; selbst wenn jemand in der Literatur Amerikas nicht unbewandert sein sollte. Denn der Fremde sieht doch immer anders und andere Dinge als der Einheimische, dem Vieles als gewöhnlich unbeachtet vor dem Auge hingleitet, was jener als fremdartig festhält. Und Sara Hutzler, obwohl Deutsch-Amerikanerin, besitzt das seltene Geschick, die Erscheinungen ihres Vaterlandes so frisch aufzufassen, als ob sie ihre ersten Eindrücke unter uns im alten Lande empfangen hätte. Das ist eine Thatsache, welche das Buch auch psychologisch interessant macht. Jedenfalls aber, von welchem Gesichtspunkte man es auch betrachten möge, wird man finden, daß die Stunde, welche man darauf verwendet hat, nicht ohne Frucht geblieben ist. Die heitere, gewandte, wirklich unterhaltende Erzählerin wird sich rasch Freunde schaffen. P. L.

Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.) Neue Kritiken und Studien von Eduard Hanslick. Berlin, A. Hofmann u. Co.

Die Schriften Hanslicks gereichen den Veröffentlichungen des Vereins für deutsche Literatur zur besonderen Zierde. Es ist überhaupt nichts Geringes, wenn Aufsätze, die für eine Zeitung bestimmt sind, nach Verlauf einiger Monate oder gar Jahre noch Beachtung finden. Meist wird ihnen — und mit Recht — das Loos zu Theil, das Herwegh so beneidete: sie „gehen hin wie das Abendroth" des Tages, der sie erscheinen sah, sterben wenigstens mit der letzten Lampe im Kaffeehause. Und gar Kritiken über Musik! über den Gegenstand des größten Subjectivismus! über „kahle Töne", wie der große Lessing es nannte! Darüber lesbar zu schreiben, das ist gewiß eine der schwersten Leistungen — und für eine gewisse Dauer seine Schrift zur Geltung zu bringen, ist beinahe ein Heldenstück. Die Eigenschaften, denen Hanslick diesen seltenen Erfolg verdankt, sind bekannt. Seine Richtung hat Gegner, erbitterte Gegner sogar, gefunden; aber in der Anerkennung seines Scharfsinnes und seiner Schriftstellergabe ist alle Welt einig. — Der vorliegende Band enthält einige Arbeiten, die überall lebhafteste Aufmerksamkeit erregen werden — schon um ihres Gegenstandes willen. Wir meinen die Aufsätze über Wagner und über dessen letzte Werke. Es ist hier nicht am Orte, zu der — übrigens bekannten — Auffassung Hanslicks Stellung zu nehmen. Jedenfalls aber verdient dieselbe Interesse, selbst bleibendes Interesse, als die eines der bedeutendsten und einflußreichsten Fachmänner unter den Zeitgenossen Wagners. Außerdem umfaßt der Band eine Reihe von Studien über ältere Opern und über neuere — letztere besonders lehrreich, Denkzeichen der Vergänglichkeit in unserer überhasteten Zeit. Zwölf neue Opern! und von wie wenigen darunter hat man auch nur die Titel noch im Gedächtniß! Da ist auch viel „Arbeit um das Leichentuch" — glücklich, wer überhaupt der Ansicht ist, daß keine Arbeit fruchtlos bleibt! — Sicherlich ist die Arbeit Hanslicks nicht fruchtlos geblieben; es giebt kein Gebiet der musikalischen Kritik, auf welchem sie nicht stark nachwirkt und im besten Sinne beeinflussend sich erwiesen hätte. Und mehr als das: er hat nicht nur der specifisch musikalischen Kritik als solcher ihre Wege gewiesen, er hat sie auch gelehrt, daß man mit aller Gründlichkeit über Musik schreiben und doch dabei im besten Sinne unterhaltend sein könne: Hanslick gehört zu den glänzendsten Vertretern des deutschen Feuilletons. — Vorliegendes Buch macht den Wunsch rege, daß der Verfassers seiner „Geschichte des Concertwesens in Wien" bald einen dritten Theil folgen lassen möchte. Eine Periode von 16 Jahren bleibt ihm zur Behandlung, eine Periode von unvergleichlichem Reichthum des Inhalts, und keiner kann ihr ein berufenerer Geschichtsschreiber sein, als Eduard Hanslick.

Troilus und Kressida (Il Filostrato). Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Berlin, A. Hofmann und Comp.

Dictys und Dares! Halbvergessene Erinnerungen klingen wieder an, Erinnerungen an den kahlen Collegiensaal, in den der trübe Decembermittag freudlos hineingraute, während der Professor von den bunten Fabeln meldete, zu welchen die beiden Spät-

griechen die Fäden, die Homer fallen gelassen, hinausgesponnen haben. Dictys und Dares! Da laufen auf einmal aus allen Winkeln in dem großen Irrbau der Weltliteratur lustige Gestalten zu Haufen, Urväter zu begrüßen. Auch der lächelnde Giovanni schickt ihrer zwei, das liebe, lockere Pärchen, Zwillingsgeschwister von Shakespeares Troilus und Kressida. In dem wirren Gewimmel ragen sie strahlend hervor. Der arme Hettner hatte ganz recht, wenn er behauptete (Italienische Studien): „Es ist unbegreiflich, wie eine so herrliche Perle echtester Poesie, wie Boccaccios Filostrato, vergessen sein kann. Es ist der lauteste Jubelruf eines von glücklichster Liebe erfüllten glückseligen Herzens" Sogar in Italien ist das Werk selten aufgelegt worden. Die vorliegende Verdeutschung ist die erste. Daß sie hochwillkommen geheißen werden muß daüber ist gar keine Frage. Wir knüpfen gegenwärtig so vielfach an die Zeit des großen Völkererwachens an, daß jede Belehrung über dieselbe einen erfreulichen Beitrag bildet. Außerdem ist, wie schon angedeutet, der Filostrato nicht nur eines der liebenswürdigsten Werke des Italieners, sondern auch eines der schönsten Beispiele zu der Lehre von der Vererbung und Wanderung dichterischer Stoffe — einer interessanten Anwendung des Darwinismus auf das rein geistige Gebiet. Die vorliegende Uebersetzung verdient höchstes Lob: sie ist ein rühmenswerthes Beispiel deutscher Fähigkeit und deutscher Geduld. Der Nachdichter hat sich solcher Treue befleißigt, daß er in seinen Ottaven sogar den männlichen Reim vollständig ausschließt, obgleich ihn nicht gleich dem Italiener eine Regel band, noch unsre Sprache sich willig zu solcher Künstelei hergiebt. Unnöthige Erschwerung, möchte man sagen. Und doch ist sie so vollkommen bemeistert, daß man die Mühe nicht einmal merkt; und auch die Eintönigkeit des dem deutschen Ohr ungewohnt gleichmäßigen Ausklangs wird nirgends fühlbar. Bei solcher Gewissenhaftigkeit erregt es Staunen, daß der Herausgeber 19 Stanzen hat unterdrücken mögen: sie seien: „theils zu unbedeutend, theils zu sehr in der unverschleierten Art des Decameron geschrieben, als daß die heutige Sitte und der heutige Geschmack ein besonderes Gefallen daran finden könnte." Der Herausgeber glaubt doch nicht etwa, ein Familienbuch geschaffen zu haben! Darüber wollen wir uns doch nicht verblenden: für das große Publikum ist der Filostrato todt, und weder Hettners schönstes Lob noch Beaulieus schönste Uebersetzung werden dies literarische Gespenst an den hellen Familientisch zu bannen vermögen; das erträgt nur noch das Dämmerlicht des Gelehrtenzimmers. Und dort ist es doch auch sicher vor den Eingriffen der Zionswächter öffentlicher Sitte, deren Hast sich allerdings bisweilen merkwürdig versieht. Auch die Wahl des neuen Titels wäre wohl zu erörtern. Der Titel Il Filostrato ist geschmacklos und sprachfalsch: aber der Filostrato heißt doch nun einmal der Filostrato, und sollte es auch uns Deutschen bleiben. Doch das sind Nebensachen; dem Uebersetzer, der so viel Fleiß und Kunst auf das Werk gewendet, und dem Verleger, der dasselbe würdig vornehm ausgestattet hat, gebührt volle Anerkennung und warmer Dank. Beides sei ihnen hier gezollt.
—ck.

Prusias. Von Ernst Eckstein. 3 Bände. Leipzig, Carl Reißner.

Drei Bände! Es wuchtet ordentlich in der Hand, wenn man sie aus ihrem Fache herauszieht. Und drei Bände römischer Geschichte! Es gehört Liebhaberei dazu, sich nicht schon von dem Titel auf dem Umschlage abschrecken zu lassen. Allerdings — der Name Eckstein mildert die Beängstigung ein klein wenig. Denn Eckstein — er bedarf im Uebrigen keiner Vorstellung mehr — hat in seinem Wesen einen so ausgeprägt modernen Zug, daß man sich durch den Gedanken daran ein wenig getröstet findet. Obgleich man eigentlich immer von Neuem erstaunt, ihn mit so offenbarer Vorliebe in die Vergangenheit zurückschweifen zu sehen. Der idealistische Hang, der ihn nach dem Schönen, von den Schlacken des Lebens Gereinigten drängt, und das reiche Wissen, das ihn bei solchen Arbeiten mancher handwerksmäßigen Bemühung überheben mag, lassen diese Wahrnehmung allerdings begreiflicher erscheinen. Der vorliegende Roman spielt zur Zeit des Unterganges der Republik. Das Bild, das Eckstein entrollt, hat etwas

ungemein Lebendiges. Die todten, barbeinigen Schatten gewinnen Farbe, Form und Bewegung vor seinem Auge. Und mehr bedarf es ja nicht, um auch den Leser zu fesseln. Und auch das ganze Werk bedarf eigentlich kaum mehr als der Nennung: des Schöpfers Flagge wird dem Schiffe, das er hier in die Welt hinaussendet, hinreichende Achtung verschaffen. —ek.

Einführung in die antike Kunstgeschichte. Von Dr. Rudolf Adamy. Hannover. Helwing'sche Buchhandlung.

Der Architektonik des geistvollen Verfassers ist an diesem Orte schon mehrfach gedacht worden. Eine Erinnerung an sie wird dem vorliegenden Buch die beste Empfehlung sein. Entstanden aus einer Anzahl von Vorträgen für gemischte Zuhörerschaft, entspricht es der Bestimmung, dem Laien eine kurzgefaßte, anschauliche Vorstellung des Bauwesens im Alterthume zu geben. Die Vorträge sind wiederum sehr schön geschrieben; und sie sind noch ein wenig zugänglicher als das große Werk des Verfassers, das, frei von eigentlichem gelehrten Rothwelsch, sich doch häufig in Vorstellungen und Gedankenkreisen bewegt, die bei dem Leser Gewöhnung an die dünne Höhenluft philosophischer Betrachtung erheischt. Dies hier ist ein Buch für Haus und Familie — für die gebildete allerdings auch nur. Aber wer in solchen Kreisen ernste Interessen hegt der wird es, auch wenn er über die Vorschule des Gegenstandes längst hinaus ist, zu seinem Vortheil und mit Genuß in die Hand nehmen. Nebenbei ist es auch ein vorzügliches Nachschlagewerk. Kurzum, wir möchten das hübsch ausgestattete, reich illustrirte Bändchen jedermann auf das dringendste empfehlen. Eine Stunde, die man in Betrachtung vor dem lächelnden Ernste der Antike verbringt, ist nie vergeudet.

—ek.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Adelmann, Alfred Graf. Am ligurischen Meere Stuttg. Richter & Kappler.

Anzengruber, Ludwig. Allerlei Humore, Kleinbäuerliches, Grossstädtisches und Gefabeltes. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Amyntor, Gerhard von. Ein Problem. Roman. Basel. Felix Schneider.

Aus Sturm und Noth. Selbstschriften-Album des Deutschen Reiches. Berlin, J. H. Schorer.

Beyer, Heinrich. Das Nünnlein von Nimtsches oder Dr. Luthers Brautfahrt. Dramatisches Gedicht. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag.

Baumbach, Rudolf. Trug-Gold. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Berlin, Albert Goldschmidt.

Berliner Münzverkehr. Periodisch erscheinendes Verzeichniss verkäuflicher Münzen und Medaillen verschiedener Länder, herausgegeben von Julius Hahlo, Berlin NW, Unter den Linden 41.

Bormann, Edwin. Leibz'ger Allerlei. München, Braun & Schneider.

Brun-Barnow, J. v. Ein Wort an die Deutschen Frauen. Leipzig. Max Hesse.

Carriere, Moriz. Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Catalogue des livres relatifs aux beaux-arts de Ulrico Hoepli, Milan.

Dahn, Felix. Bissula. Roman. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— Deutsche Geschichte. 1. Bd. 1. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes.

Dante Alighieri's Hölle. Erste Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dessoff, Märchen für Hans und Grete. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dickens, Dr. Der Geist der Zeit. Rede zum Luther-Jubiläum. Leipzig, Rossberg.

Dove, Alfred. Deutsche Geschichte. Bd. VI, 1. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes.

Faraday, Michael. Naturgeschichte einer Kerze. Herausgeg. v. Prof. Dr. R. Meyer in Chur. Berlin, Oppenheim.

Forstenheim, N. Manoli. Rumänische Volkssage. Wien, Carl Konegen.

Giornale Storico della Letteratura italiana. Diretto e redatto da Arturo Graf, Francesco Novati, Rodolfo Renier. Roma, Ermanno Loescher Editore.

Haesters' Fibel. 1000 Aufl. Essen. G. D. Baedeker.

Harmening, Ernst. Erde und Eden. Jena, Fr. Mauke.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 28. — Heft 84.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

März 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Theodor Frerichs. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX. X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15. 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78 79, 80, 81

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXVIII. (Januar bis März 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Page missing 404-05

Fr. Th. Frerichs

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVIII. Band. — März 1884. — 84. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Frerichs.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Raufbold.

Novelle

von

Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

I.

Im Jahr 1829 lag das zweite Kürassier-Regiment in dem Dorfe Kirilowo im Gouvernement Kolomna in Garnison. Mit seinen Hütten und Heuschobern, seinen grünen Hanffeldern und hohen Bohnenranken nahm dieses Dorf von fern sich aus wie eine Insel inmitten eines unabsehbaren Meeres aufgepflügter schwarzer Felder.

Mitten im Dorf lag ein kleiner, ewig mit Gänsefedern bedeckter Weiher mit schmutzigen aufgewühlten Ufern. Etwa hundert Schritt von dem Weiher, an der andern Seite der Landstraße, gewahrte man das aus Holz erbaute Herrenhaus. Es stand schon seit geraumer Zeit leer und hatte sich, als wollte es umfallen, melancholisch auf die Seite geneigt. Hinter dem Hause zog sich ein verwahrloster Garten hin. Darin standen alte Aepfelbäume, die keine Früchte mehr trugen, und hohe Birken, auf denen ganze Schwärme von Krähen ihre Nester gebaut. Am Ende der Hauptallee, in einem kleinen Häuschen, das in früheren Zeiten der Herrschaft als Badestube gedient hatte, wohnte ein gebrechlicher Haushofmeister, der sich nach alter Gewohnheit jeden Morgen hustend und keuchend durch den Garten nach dem Herrenhause schleppte, obgleich er darin weiter nichts im Stand zu halten hatte als ein Dutzend Lehnstühle mit verschossenem weißem Bezug, zwei dickbäuchige Commoden mit geschweiften kurzen Füßen und Messinggriffen, vier durchlöcherte Bilder und die Alabasterstatue eines Negers, dem die Nase abgeschlagen war.

Der Eigenthümer dieses Hauses, ein junger sorglos in den Tag lebender Mann, hielt sich bald in Petersburg, bald im Auslande auf — sein Gut hatte er ganz und gar vergessen. Er hatte es vor acht Jahren von einem alten Oheim geerbt, der einst in der ganzen Gegend wegen seiner ausgezeichneten Liqueure bekannt gewesen war. Noch jetzt lagen in der Vorrathskammer die leeren dunkelgrünen Flaschen unter allerlei Gerümpel: vollgeschriebenen Heften mit bunten Umschlägen, alten Krystall-Kronleuchtern, Hofcostümen aus der Zeit Katharinas der Zweiten, einem verrosteten Degen mit Stahlgriff u. s. w.

In dem einen der beiden Flügel hatte der Oberst sich einquartirt — ein verheiratheter Mann, von hohem Wuchs, wortkarg, bärbeißig und schläfrig. In dem andern wohnte sein Adjutant, ein gefühlvoller und stets parfümirter Soldat, zudem ein besonderer Liebhaber von Blumen und Schmetterlingen.

Die Herren Offiziere dieses Regiments unterschieden sich in nichts von ihren Kameraden in allen andern Regimentern. Es gab unter ihnen gute und schlechte, kluge und dumme . . .

Einer von ihnen, ein gewisser Alexis Iwanowitsch Lutschkoff, seinem Range nach Stabsrittmeister, galt für einen Raufbold. Lutschkoff war von untersetzter Statur — eine nichts weniger als stattliche Erscheinung. Er hatte ein kleines gelblich-trockenes Gesicht, dünnes schwarzes Haar, gewöhnliche Züge und kleine dunkle Augen. Schon als Kind hatte er seine Eltern verloren, und so war er in Noth und Armuth aufgewachsen. Ganze Wochen lang konnte er sich durchaus friedfertig benehmen, aber dann war's mit einem Mal, als wär' er vom Teufel besessen: Alle belästigte, Alle ärgerte er, Allen warf er dreiste herausfordernde Blicke zu, und so kam es denn zu Händeln. Uebrigens stand Lutschkoff mit keinem seiner Kameraden auf feindseligem Fuße, wenngleich er nur mit einem, dem parfümirten Adjutanten, befreundet war . . . Er trank weder Wein noch spielte er Karten . . .

Im Mai 1829, kurz nach Beginn der Uebungen, trat ein junger Cornet Namens Fedor Fedorowitsch Kister in das Regiment ein. Er stammte, obgleich ein echter Russe, aus einer deutschen Adelsfamilie, war sehr blond und sehr bescheiden, gebildet und wohlerzogen. Bis zu seinem zwanzigsten Jahr hatte er stets im elterlichen Hause gelebt unter den Fittigen der Mutter, Großmutter und zweier Tanten. In die Armee war er einzig und allein auf den dringenden Wunsch seiner Großmutter eingetreten, die sogar noch in ihren alten Tagen keinen weißen Federbusch sehen konnte, ohne in Aufregung zu gerathen.

Er widmete sich dem Dienst ohne sonderliche Lust; doch bewies er viel Eifer und that gewissenhaft seine Pflicht. Er war nie stutzerhaft, aber immer sauber und vorschriftsmäßig gekleidet. Gleich am Tage seiner Ankunft meldete sich Kister bei dem Commandirenden; dann begann er sofort seine Wohnung einzurichten. Er hatte Teppiche, Wandbretter, billige Tapeten u. s. w.

mitgebracht, womit alle Wände und Thüren beklebt und bedeckt wurden. Sodann ließ er verschiedene spanische Wände aufstellen, den Hof reinigen, den Pferdestall und die Küche in Stand setzen und sogar eine Badestube einrichten . . .

Eine ganze Woche nahm ihn diese Arbeit in Anspruch. Aber dafür war es auch ein wahres Vergnügen, sein Zimmer zu betreten. Vor dem Fenster stand ein Tisch, der mit allerlei Sächelchen bedeckt war; in einer Ecke befand sich ein Gestell mit Büchern und den Büsten Schillers und Goethes; an den Wänden hingen Landkarten, vier Studienköpfe und eine Jagdflinte; neben dem Tische war in gefälliger Ordnung eine Reihe Pfeifen mit eleganten Spitzen aufgestellt; der Boden war vollständig mit Teppichen bedeckt; sämmtliche Thüren schlossen und die Fenster waren mit Gardinen versehen — kurz, Alles in dem Zimmer des jungen Cornets athmete Ordnung und Sauberkeit.

Wie anders sah es bei seinen Kameraden aus! Nur mit Mühe gelangte man über den schmutzigen Hof; in der Vorstube saß der Bursche des Offiziers hinter einem zerrissenen Schirm aus Segeltuch und schnarchte; am Boden lag faules Stroh; auf dem Herd standen die Stiefel und ein Pomadentopf mit Glanzwichse. Im Zimmer selbst gewahrte man einen buckligen, mit Kreide beschriebenen Spieltisch; und auf dem Tische standen Gläser, die halb mit kaltem dunkelbraunem Thee gefüllt waren. An der Wand befand sich ein breites fettiges Sopha, das halb aus den Fugen war; auf dem Fensterbret lag Cigarrenasche, und auf einem plumpen runden Lehnstuhl saß der Herr selbst in grasgrünem Schlafrock mit hellrothen Plüschaufschlägen und mit einer gestickten asiatischen Mütze auf dem Kopf; neben dem Herrn aber lag schnarchend ein unförmlich dicker boshafter Hund mit schmutzigem Messinghalsband . . . Keine einzige Thür schloß . . .

Alle mochten den Cornet gern leiden. Man liebte ihn wegen seiner Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, warmen Herzlichkeit und der ihm angebornen Neigung „für alles Schöne“ — kurz wegen all der Eigenschaften, die man an einem andern Offizier vielleicht unpassend gefunden hätte. Man hatte Kister den Spitznamen „Jüngferchen“ beigelegt und beobachtete gegen ihn eine fast zärtliche Höflichkeit.

Nur Lutschkoff sah ihn mit scheelen Blicken an. Eines Tages trat er nach dem Exerciren mit zusammengepreßten Lippen und weit geöffneten Nüstern auf ihn zu.

„Guten Tag, Herr Knaster.“

Kister sah ihn unentschlossen an.

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Knaster,“ fuhr Lutschkoff fort.

„Ich heiße Kister, werther Herr Lutschkoff.“

„Was liegt am Namen, Herr Knaster!“

Kister drehte ihm den Rücken und ging nach Hause. Lutschkoff blickte ihm höhnisch nach.

Am folgenden Tage trat er sofort nach dem Exerciren wieder auf Kister zu.

„Nun, wie geht's Ihnen, Herr Kinderbalsam?"

Kister erbebte und sah ihm gerad' in's Gesicht. Die kleinen galligen Augen Lutschkoffs funkelten vor boshafter Freude.

„Ja, mit Ihnen red' ich, Herr Kinderbalsam!"

„Mein werther Herr," antwortete Kister, „ich finde Ihren Scherz dumm und unpassend — haben Sie mich verstanden? Dumm und unpassend!"

„Wann schlagen wir uns?" entgegnete Lutschkoff gelassen.

„Sobald es Ihnen beliebt . . . meinetwegen morgen."

Am folgenden Morgen fand das Duell statt.

Lutschkoff brachte Kister eine leichte Verwundung bei, worauf er zum größten Erstaunen der Secundanten auf den Cornet zutrat, seine Hand ergriff und ihn um Verzeihung bat.

Kister mußte vierzehn Tage das Zimmer hüten; während derselben besuchte der Rittmeister den Kranken einige Mal, und als der Cornet wieder ausgehen konnte, waren die Beiden mit einander befreundet. Hatte ihm die entschlossene Haltung des jungen Offiziers gefallen oder war in seiner Brust etwas wie Reue erwacht — das ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls schloß Lutschkoff seit diesem Vorfall sich eng an Kister an und nannte ihn erst Fedor und dann vertraulich Fedja. In seiner Gegenwart wurde er ein anderer Mensch — aber seltsam! nicht zu seinem Vortheil. Freundlichkeit und Höflichkeit kleideten ihn nicht. Trotzdem vermochte er Niemandem Theilnahme einzuflößen: so war nun einmal sein Geschick! Er gehörte zu den Menschen, denen gleichsam die Macht verliehen ist, über andere zu herrschen; aber die Natur hatte ihm die Eigenschaften versagt, welche nothwendig sind um eine solche Macht zu rechtfertigen.

Da er weder Bildung noch Geist besaß, durfte er sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen. Vielleicht wurzelte sein rauhes Wesen nur in dem Bewußtsein, daß er eine mangelhafte Erziehung genossen, und in dem Wunsche, sich vollständig hinter einer starren Maske zu verstecken.

Lutschkoff hatte sich anfangs nur den Anschein geben wollen, als verachte er die Menschen. Aber gar bald merkte er, daß es nicht schwer hält, sie einzuschüchtern, und so begann er sie wirklich zu verachten. Es that ihm wohl, daß bei seinem bloßen Erscheinen jedes einigermaßen ernste Gespräch sofort abgebrochen wurde.

„Ich weiß nichts und habe nichts gelernt, auch besitze ich keinerlei Fähigkeiten," dachte er bei sich; „darum wißt auch ihr nichts und sollt mir gegenüber nicht mit euern Talenten prahlen" . . .

Vielleicht war der Raufbold bei Kister nur darum endlich aus der Rolle

gefallen, weil er bis dahin niemals einem wirklichen „Idealisten“ begegnet war — d. h. einem Wesen, das ehrlich und uneigennützig nach Idealen strebte und darum frei war von Selbstsucht, und gegen seine Mitmenschen Nachsicht übte.

Gar oft suchte Lutschkoff den Cornet des Morgens in seiner Wohnung auf. Dann steckte er sich eine Pfeife an und setzte sich still auf einen Stuhl. Kister gegenüber schämte er sich seiner Unwissenheit nicht, er verließ sich, und zwar nicht ohne Grund, auf dessen deutsche Bescheidenheit.

„Nun,“ begann er nach einer Weile, „was hast Du gestern gemacht? Natürlich wieder gelesen, wie?“

„Ja . . .“

„Und was hast Du eigentlich gelesen? Erzähl' mir das doch 'mal Freundchen,“ fuhr Lutschkoff mit einem leisen Anflug von Spott fort.

„Ich habe das Idyll von Kleist gelesen. Ach, wie schön das ist! Wart', ich will Dir ein paar Strophen übersetzen.“

Und Kister begann mit Begeisterung zu übersetzen, während Lutschkoff die Stirn runzelte, die Lippen zusammenbiß und aufmerksam zuhörte . . .

„Ja, ja,“ sprach er hastig mit einem unangenehmen Lächeln, „hübsch . . . sehr hübsch . . . Sag' mal,“ fügte er dann langsam und gleichsam einem inneren Drange gehorchend hinzu, „sag' mal, wie denkst Du über Ludwig XIV?“

Und Kister theilte ihm seine Ansicht über Ludwig XIV. mit. Lutschkoff hörte ihm zu; vieles verstand er gar nicht, manches faßte er falsch auf, und so entschloß er sich endlich, eine Bemerkung zu machen. Das brachte ihn jedoch in große Verlegenheit. Wenn ich eine Dummheit sagte! dachte er. Und in der That sagte er gar oft Dummheiten; aber Kister gab ihm niemals eine scharfe Antwort; der brave Jüngling freute sich von Herzen, daß er in diesem Manne das Verlangen nach Erkenntniß geweckt hatte. Leider fragte Lutschkoff den Cornet nicht aus Wissensdurst! Warum eigentlich — das mag Gott wissen. Vielleicht wollte Lutschkoff mit sich selbst darüber in's Klare kommen, ob er wirklich ein Dummkopf sei oder ob es ihm nur an Kenntnissen fehle.

„Ja, ich bin wirklich ein dummer Mensch,“ murmelte er manchmal mit bitterem Lächeln vor sich hin. Und dann richtete er sich plötzlich gerade auf und blickte mit einem unverschämten, boshaften Hohnlächeln um sich herum, wenn er bemerkte, daß irgend einer seiner Kameraden den Blick vor ihm senkte . . .

Die Herren Offiziere unterhielten sich nicht allzu lange über die Freundschaft, welche plötzlich zwischen Kister und Lutschkoff entstanden war; bei dem Raufbold waren sie an allerlei Seltsamkeiten längst gewöhnt. „Der Teufel hat mit einem Kinde Freundschaft geschlossen,“ sagten sie . . . Kister rühmte seinen neuen Freund überall mit großer Wärme; Niemand widersprach ihm, da man sich vor Lutschkoff fürchtete. Dieser nannte in Anderer Gegenwart niemals den Namen des Cornets, aber er hatte den Verkehr mit dem parfümirten Adjutanten vollständig aufgegeben.

II.

Die Gutsbesitzer in Südrußland lieben es, von Zeit zu Zeit große Bälle zu geben und zu denselben die Herren Offiziere einzuladen, damit ihre heirathsfähigen Töchter die nöthigen Bekanntschaften machen können.

Etwa zehn Werst von dem Dorfe Kirilowo wohnte solch ein Gutsbesitzer, ein gewisser Perekatoff. Er besaß etwa vierhundert Seelen und ein recht hübsches Wohnhaus. Seine einzige achtzehnjährige Tochter hieß Marja, seine Frau Nenila Makarjewna. Herr Perekatoff hatte in seiner Jugend bei der Cavallerie gedient, aber aus Trägheit und aus Vorliebe für das Landleben seinen Abschied genommen, um für den Rest seines Lebens jenes ruhige Dasein zu führen, das dem nur mittelmäßig begüterten Landadel zur Gewohnheit geworden ist. Nenila stammte in nicht ganz legitimer Weise von einem hohen Würdenträger in Moskau ab.

Ihr Beschützer ließ sie in seinem eigenen Hause sehr sorgfälig erziehen. Aber bei der ersten Gelegenheit entledigte er sich ihrer mit einer gewissen Hast — wie einer Waare von zweifelhaftem Werthe. Denn Nenila war nicht schön und der hohe Würdenträger hatte ihr nur eine Mitgift von zehntausend Rubel ausgesetzt. Sie nahm Herrn Perekatoffs Antrag mit Freuden an, und Herr Perekatoff schätzte sich glücklich, daß er eine so gebildete und luge und mit einem so hohen Würdenträger verwandte Dame zur Frau erhielt. Auch nach der Hochzeit ließ der hohe Herr dem jungen Paar noch gnädig seinen Schutz angedeihen, das heißt, er geruhte die Wachteln anzunehmen, welche Perekatoff ihm schickte und redete ihn mit „lieber Freund", ja bisweilen sogar mit dem vertraulichem „Du" an.

Nenila hatte ihren Mann vollständig unter dem Pantoffel und führte nicht bloß das Regiment im Hause, sondern leitete auch die Verwaltung des Gutes; aber sie verwaltete es in sehr verständiger Weise und jedenfalls weit besser, als es Herr Perekatoff gethan hätte. Sie ließ ihn sein Joch nicht zu schwer fühlen, hielt ihn jedoch sehr kurz. Sie bestimmte, welchen Anzug er zu tragen hatte, sie verordnete, daß er sich nach englischer Mode kleiden müsse; auf ihren Befehl ließ er sich ein spanisches Kinnbärtchen wachsen, um auf diese Weise eine große Warze verbergen zu können, welche einer reifen Himbeere glich. Allen Fremden, die in's Haus kamen, erzählte Nenila, ihr Mann spiele die Flöte und alle Flötenspieler ließen sich am Kinn die Haare wachsen, um bequemer das Instrument halten zu können.

Herr Perekatoff erschien bereits am frühen Morgen mit hohem sauberem Halstuch und sorgfältig gekämmt und gewaschen. Uebrigens war er mit seinem Geschick vollkommen zufrieden; er speiste immer sehr gut, that was er wollte und schlief so lange er konnte. Wie die Nachbarn behaupteten, hatte Nenila eine „fremde Hausordnung" eingeführt; das heißt, sie hielt sich nur wenig Dienstboten und kleidete dieselben anständig. Unablässig nagte an ihr der Wurm des Ehrgeizes; sie wünschte, daß der Adel ihren Mann

für irgend ein Amt auserſehen möchte; aber die Junker des Kreiſes ließen ſich zwar Nenilas vortreffliche Speiſen ſchmecken, gaben jedoch bei den Wahlen nicht ihrem Manne die Stimmen, ſondern bald dem Generalmajor a. D. Burkholz, bald dem Major a. D. Burundukoff. Herr Perekatoff kam ihnen wie ein großſtädtiſcher Stutzer vor.

Die Tochter glich dem Vater. Nenila hatte ſehr viel Mühe auf ihre Erziehung verwendet. Sie ſprach vorzüglich franzöſiſch und ſpielte leidlich Clavier. Sie war von Mittelgröße, ziemlich gut entwickelt und ein wenig blaß; ihr etwas volles Geſicht war beſtändig belebt von einem freundlichen fröhlichen Lächeln; ihr blondes, wenn auch nicht ſehr dichtes Haar, die ſchwarzen Augen und die angenehme Stimme machten ſie zu einer gefälligen Erſcheinung. Dazu kam, daß ſie weder affectirt war, noch Vorurtheile hegte, eine für ein Steppenfräulein ungewöhnliche Bildung beſaß und in Rede und Benehmen ſich einfach und ungezwungen zu geben wußte — das alles fiel Einem unwillkürlich auf. Sie hatte ſich ganz frei entwickelt; Nenila legte ihr in keiner Weiſe irgend welchen Zwang auf . . .

Eines Tages war die ganze Familie um die Mittagsſtunde im Gaſtzimmer vereint. Perekatoff ſtand in grünem Rock, mit hohem carrirtem Halstuch und erbſenfarbenen Beinkleidern nebſt Stiefletten an einem Fenſter und fing mit großer Aufmerkſamkeit Fliegen. Die Tochter ſaß hinter ihrem Stickrahmen; langſam und graziös hob und ſenkte ſich ihre kleine volle Hand hinter dem Canevas. Nenila ſaß auf dem Sopha und blickte ſchweigend vor ſich hin.

„Sag mal, Sergey Sergejitſch," wandte ſie ſich an ihren Mann, „haſt Du die Einladung an das Regiment geſchickt?"

„Die zu heut Abend? Jawohl, ma chère!" (Es war ihm verboten, ſie mit dem ruſſiſchen ‚Mátuſchka', Mütterchen, anzureden.) „Jawohl, verſteht ſich!"

„Wir haben nicht Herren genug," fuhr Nenila fort. „Die jungen Damen wiſſen nicht, mit wem ſie tanzen ſollen."

Ihr Mann ſeufzte, als wäre er tief betrübt über dieſen Mangel an Herren.

„Mama," begann plötzlich Marja, „iſt Herr Lutſchkoff auch eingeladen?"

„Welcher Herr Lutſchkoff?"

„Einer von den Offizieren. Er ſoll ein ſehr intereſſanter Mann ſein."

„Wirklich!"

„Ja . . . ſchön iſt er nicht und auch nicht mehr jung, aber alle fürchten ſich vor ihm. Er iſt ein ſchrecklicher Duellant." (Mama zog die Brauen zuſammen.) „Ich möchte ihn ſehr gern einmal ſehen."

„Dann würdeſt Du was Rechtes zu ſehen bekommen," nahm Perekatoff das Wort. „Du denkſt wohl, er ſei eine Art Lord Byron?" (Man begann damals in Rußland gerade von Byron zu ſprechen.) „Dummes Zeug.

Siehst Du, mein Kind, auch ich galt meiner Zeit für einen gefährlichen Händelsucher!"

Marja sah den Vater verwundert an, sprang dann lächelnd auf ihn zu und küßte ihn auf die Wangen. Auch Nenila mußte lächeln; aber Perekatoff hatte nicht gelogen.

„Ich weiß nicht, ob dieser Herr ebenfalls kommt," fuhr die Mutter fort. „Möglich, daß er uns die Ehre erweist."

Die Tochter seufzte.

„Na, na, daß Du Dich nicht in ihn verliebst!" bemerkte Perekatoff. „Ich weiß, heutzutage schwärmt ihr jungen Damen gern für solche Leute . . ."

„Ich nicht," antwortete Marja naiv.

Nenila warf ihrem Manne einen kalten Blick zu. Perekatoff begann verlegen mit seiner Uhrkette zu spielen, ergriff dann seinen breitkrämpigen englischen Hut und ging hinaus auf dem Hof. Demüthig und schüchtern folgte ihm der Hund. Das kluge Thier wußte sehr wohl, daß sein Herr im Hause nicht viel zu sagen hatte, und benahm sich deshalb vorsichtig und bescheiden.

Nenila näherte sich der Tochter, hob sanft ihr Köpfchen und schaute ihr freundlich in die Augen. „Nicht wahr, Du sagst mir's, wenn Du Dich verliebst?" sagte sie.

Marja küßte lächelnd der Mutter die Hand und bewegte mehrmals zustimmend den Kopf.

„Vergiß es nicht," fuhr die Mutter fort, streichelte ihr die Wange und folgte ihrem Mann.

Marja lehnte sich im Stuhl zurück, der Kopf sank auf die Brust, die Hände falteten sich. Lange schaute sie so mit blinzelnden Augen durch's Fenster . . . Eine leichte Röthe spielte auf ihren frischen Wangen. Dann richtete sie sich seufzend wieder auf, wollte ihre Stickerei von Neuem vornehmen, ließ die Nadel fallen, stützte das Gesicht auf die Hand und versank, kaum merklich an den Nagelspitzen kauend, in Träumerei . . .

Nach einer Weile blickte sie über die Schulter zurück, betrachtete den ausgestreckten Arm, stand auf, trat vor den Spiegel, setzte sich lächelnd den Hut auf und ging hinaus in den Garten . . .

Abends gegen acht Uhr begannen die Gäste sich einzufinden. Frau Perekatoff empfing und unterhielt mit großer Liebenswürdigkeit die älteren Damen; ihre Tochter unterzog sich derselben Aufgabe gegenüber den jungen Damen, und der Herr vom Hause redete mit den Gutsbesitzern von Wirthschafts-Angelegenheiten, wobei er sich beständig nach seiner Gattin umblickte. Allmählich erschienen auch die jungen Provinzialstutzer — sie kamen absichtlich etwas spät — und endlich der Herr Oberst, begleitet von seinem Adjutanten, Kister und Lutschkoff, welche er der Dame vom Hause vorstellte. Kister murmelte das übliche „sehr angenehm", während Lutschkoff sich nur stumm verbeugte. Herr Perekatoff eilte sofort auf den Oberst zu, drückte

warm die Hand und blickte ihm gerührt in die Augen. Der Oberst machte gleich ein finsteres Gesicht.

Der Tanz begann. Kister engagirte die Tochter vom Hause. Der Ball wurde mit einer Ecossaise eröffnet, einem Tanze, der damals noch sehr in Mode war.

„Sagen Sie mir doch," sprach Marja, als sie einige Male die Runde gemacht hatten und nun unter den ersten Paaren standen, „warum tanzt Ihr Freund nicht?"

„Mein Freund — wen meinen Sie?"

Marja zeigte mit dem Fächen nach Lutschkoff.

„Der tanzt niemals," entgegnete Kister.

„Warum ist er den hierhergekommen?"

Kister lächelte. „O, er wollte gern das Vergnügen haben — —"

Marja unterbrach ihn. „Sie sind wohl erst vor Kurzem in unser Regiment eingetreten?"

„In ‚Ihr' Regiment?" versetzte Kister lächelnd; „ja, erst vor kurzem."

„Und langweilen Sie sich nicht hier in unserer Gegend?"

„Aber ich bitte Sie! . . . Ich habe hier so angenehme Gesellschaft gefunden! . . . und dann die Natur . . .!"

Und Kister verbreitete sich über die Naturschönheiten Südrußlands.

Marja hörte ihm gesenkten Hauptes zu. Lutschkoff stand in einer Ecke und sah gleichgiltig den Tänzern zu.

„Wie alt ist Herr Lutschkoff?" fragte sie plötzlich.

„Etwa . . . etwa fünfunddreißig," sagte Kister.

„Er soll sehr gefährlich — sehr jähzornig sein," fügte sie schnell hinzu.

„O, ein wenig aufbrausend . . . aber sonst ein ganz braver Mensch."

„Wie ich höre, fürchten sich Alle vor ihm."

Kister lachte.

„Und Sie?"

„Ich? . . . Herr Lutschkoff und ich sind gute Freunde."

„Wirklich?"

„Sie sind dran! Sie sind dran!" wurde ihnen von allen Seiten zugerufen. Die Beiden fuhren leicht zusammen und begannen wieder durch den Saal zu tanzen.

„Ich gratulire," sprach der Cornet zu Lutschkoff, als er nach Beendigung des Tanzes seinen Freund aufsuchte; „während der ganzen Zeit hat die Tochter vom Hause mir nur von Dir gesprochen."

„Nicht möglich!" versetzte Lutschkoff spöttisch.

„Du bist ein Glücksmensch! Sie ist ein sehr hübsches Mädchen; sieh nur!"

„Wo ist sie?"

Kister zeigte sie ihm.

„Ah! Nicht übel!" Und Lutschkoff gähnte.

„Welch' ein Eiszapfen!" rief Kister, und damit eilte er wieder fort, um eine andere junge Dame zum Tanz aufzufordern.

Die Nachricht, welche Kister seinem Freunde überbracht hatte, that diesem trotz des Gähnens ungemein wohl. Daß er Neugierde erregte, schmeichelte seiner Eigenliebe ganz außerordentlich. In seinen Reden verachtete er die Liebe, denn er fühlte, daß es ihm sehr schwer fallen würde, Liebe zu erregen. Sehr leicht dagegen war es, den Gleichgiltigen und Stolzen zu spielen. Lutschkoff war häßlich und durchaus nicht mehr jung; aber er hatte seine Person mit einer Art Nimbus umgeben, und so durfte er sich damit auch brüsten.

Allmählich hatte er sich an die bittere Befriedigung gewöhnt, welche die Vereinsamung gewährt. Nicht zum ersten Mal hatte eine Frau ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet; einige gar hatten sich ihm zu nähern versucht; aber mit seiner grausamen Gleichgiltigkeit hatte er sie wieder von sich gestoßen. Er wußte, daß die Zärtlichkeit ihm schlecht zu Gesicht stand. (Kam es zu einer Erklärung, so war er erst unbeholfen, und dann — aus Aerger darüber — grob und beleidigend.) Er erinnerte sich einiger Frauen, die er vor Jahren gekannt; kaum schien das Verhältniß einen herzlichen Charakter annehmen zu wollen, da wurden sie von einem so eisigen Gefühl der Abneigung erfaßt, daß sie sich augenblicklich von ihm zurückzogen. So war er denn schließlich dahin gekommen, ein räthselhaftes Wesen anzunehmen und das zu verachten, was das Schicksal ihm versagt hatte. . . Eine andere Verachtung kennen ja die meisten Menschen nicht. Jeder ehrliche und unwillkürliche, das heißt wahre Ausbruch der Leidenschaft war für Lutschkoff etwas Unbegreifliches; er spielte selbst dann eine Rolle, wenn er aufbrauste. Nur dem jungen Cornet flößte er keinen Widerwillen ein, wenn er in höhnisches Lachen ausbrach; die Augen des braven Deutschen strahlten vor edler freudiger Antheilnahme, wenn er Lutschkoff gewisse Stellen aus seinem geliebten Schiller vorlas und dann der Raufbold mit gesenktem Kopf und verdutzter Miene vor sich hin starrte . . .

Kister tanzte, bis er vor Müdigkeit umzusinken drohte. Lutschkoff saß noch immer regungslos in seiner Ecke. Von Zeit zu Zeit blickte er mit zusammengezogenen Brauen verstohlen nach Marja hinüber; aber sobald ihre Blicke sich begegneten, gab er seinem Gesicht einen gleichgiltigen Ausdruck. Marja hatte bereits dreimal mit Kister getanzt. Der ehrliche, so begeisterungsfähige Jüngling hatte ihr Vertrauen gewonnen und so plauderte sie ganz ungezwungen und fröhlich mit ihm; aber in ihrem Innern fühlte sie sich beklommen . . . ihre Gedanken beschäftigten sich mit Lutschkoff.

Man intonirte die Masurka. Die Offiziere wurden lebendig; die Absätze schlugen an einander und es war, als ob die Epauletten sich bewegten; ja sogar die Civilisten begannen mit den Absätzen zu klappern. Noch immer rührte Lutschkoff sich nicht von der Stelle; theilnahmlos folgten seine Augen den durcheinander wirbelnden Paaren.

Da berührte Jemand seinen Arm . . . Er sah sich um; sein Nachbar deutete auf Marja. Da stand sie mit gesenkten Blicken vor ihm und hielt ihm die Hand entgegen. Einen Augenblick sah Lutschkoff sie erstaunt an, dann schnallte er gleichgiltig den Degen ab, warf seine Mütze an die Erde, trat linkisch zwischen die Stühle, ergriff Marja bei der Hand und tanzte mit ihr durch den Saal, jedoch ohne zu hüpfen und mit den Absätzen zu klappern; es war, als erfüllte er widerwillig eine unangenehme Pflicht . . . Seiner Tänzerin pochte heftig das Herz.

„Warum tanzen Sie nicht?“ fragte sie endlich.

„Ich bin kein Freund vom Tanzen,“ antwortete er. „Wo ist Ihr Platz?“

„Dort.“

Lutschkoff führte Marja zu ihrem Stuhl, verbeugte sich kaltblütig und kehrte ebenso kaltblütig in seine Ecke zurück . . . Aber in seiner galligen Brust begann es sich freudig zu regen.

Kister forderte Marja wieder zum Tanz auf.

„Welch ein seltsamer Mensch ist doch Ihr Freund!“

„Er scheint Sie ja sehr zu interessiren,“ versetzte der junge Cornet, schelmisch mit seinen blauen guten Augen blinzelnd.

„Ja . . . er muß sehr unglücklich sein.“

„Er unglücklich! Wie kommen Sie auf den Einfall?“ Und Kister lachte hell auf.

„Das begreifen Sie nicht . . . Das begreifen Sie nicht,“ seufzte sie und schüttelte ernst mit dem Kopf.

„Warum sollt' ich das nicht begreifen?“

Sie schüttelte noch einmal mit dem Kopf und sah nach Lutschkoff hinüber. Dieser bemerkte ihren Blick, zuckte leicht die Achseln und ging in ein anderes Zimmer.

III.

Einige Monate sind verstrichen. Lutschoff hat die Perekatoffs nicht ein einziges Mal wieder besucht, wogegen Kister ziemlich häufig gekommen ist. Nenila mag ihn sehr gern leiden; aber nicht sie ist es, die ihn zu diesen Besuchen veranlaßt, sondern ihre Tochter. Als unerfahrener und unschuldiger Jüngling fand er eine besondere Freude an dem gegenseitigen Austauschen von Gedanken und Empfindungen und glaubte in seiner gutmüthigen Ehrlichkeit noch an die Möglichkeit einer erhabenen, ungetrübten Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen.

Eines Tages führte ihn sein mit drei wohlgenährten feurigen Pferden bespannter Wagen wieder hinüber zu den Perekatoffs. Es war ein schwüler heißer Sommertag. Am ganzen Himmel nicht eine einzige Wolke. Doch am Horizont zog sich eine eigenthümlich bläuliche Nebelmasse zusammen, welche

sich ausnahm wie eine Gewitterwolke. Das Haus, welches der Familie als Sommeraufenthalt diente, war von Perekatoff erbaut worden.

Mit der dem Steppenjunker eigenen Umsicht hatte er es so einzurichten gewußt, daß die Fenster gerade der Sonne zugekehrt waren.

Schon früh Morgens hatte Nenila sämmtliche Jalousien schließen lassen. Kister trat in das kühle halbdunkle Gastzimmer. Das Licht spielte am Fußboden in langen Linien, an den Wänden in kurzen dichten Streifen. Kister wurde sehr freundlich von der Familie empfangen. Nach dem Essen zog sich Nenila in ihr Schlafgemach zurück, um sich ein wenig auszuruhen; Herr Perekatoff machte es sich auf dem Sopha im Gastzimmer bequem und Marja setzte sich am Fenster hinter den Stickrahmen. Kister nahm ihr gegenüber Platz.

Ohne den Stickrahmen aufzuklappen, lehnte sie sich leicht mit der Brust dagegen und stützte den Kopf auf die Hände.

Kister begann zu erzählen. Sie hörte ihm ohne Aufmerksamkeit zu — man hätte meinen sollen, sie erwarte irgend etwas. Von Zeit zu Zeit blickte sie hinüber zum Vater, und mit einemmal streckte sie die Hand aus.

„Hören Sie, Fedor Fedorowitsch . . . aber sprechen Sie leise . . . Papa schläft.“

In der That war Herr Perekatoff wie gewöhnlich eingeschlafen. Er saß da mit zurückgesunkenem Kopf und leicht geöffnetem Munde.

„Was wünschen Sie?“ fragte Kister erwartungsvoll.

„Werden Sie mich auch nicht auslachen?“

„Aber ich bitte Sie . . .“

Marja senkte den Kopf — so, daß nur der obere Theil des Gesichts nicht von den Händen bedeckt war. Dann fragte sie Kister halblaut und mit einer gewissen Verwirrung, warum er niemals Herrn Lutschkoff mitbringe.

Es war nicht das erste Mal, daß Marja nach jenem Ball von ihm gesprochen hatte . . .

Kister bewahrte Schweigen.

Aengstlich blicke Marja durch die verschlungenen Finger zu ihm auf.

„Darf ich Ihnen offenherzig meine Meinung sagen?“ fragte Kister.

„Warum nicht? . . . Gewiß!“

„Wie mir scheint, hat Lutschkoff einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht!“

„Durchaus nicht!“ antwortete sie und neigte sich noch tiefer hinab, wie um das Muster besser prüfen zu können . . . Ein schmaler goldiger Lichtstreif spielte auf ihrem Haar. „Durchaus nicht! . . . Aber . . .“

„Aber . . .?“ wiederholte Kister lächelnd.

„Sehen Sie,“ sprach Marja, plötzlich den Kopf erhebend, so daß der Lichtstreif ihr gerad in die Augen fiel: „sehen Sie . . . er . . .“

„Er interessirt Sie . . .“

„Nun . . . ja . . .“ entgegnete sie zögernd, erröthete über das ganze

Gesicht, wandte den Kopf ein wenig zur Seite und fuhr in dieser Stellung fort:

„Er hat so etwas . . . Sehn Sie, da lachen Sie ja doch," fügte sie plötzlich hinzu und sah den Cornet scharf an.

Um Kisters Lippen spielte ein ganz sanftes Lächeln.

„Ich sage Ihnen Alles, was mir in den Sinn kommt," fuhr sie fort. „Ich weiß, Sie sind mir ein . . ." (treuer Freund, wollte sie sagen) . . . „Sie meinen es gut mit mir."

Kister verneigte sich. Marja schwieg und reichte ihm schüchtern die Hand. Achtungsvoll drückte er die Spitzen ihrer Finger.

„Er muß ein großer Sonderling sein," bemerkte sie und stützte sich wieder auf den Stickrahmen.

„Sonderling?"

„Ja . . . Ueberhaupt interessirt er mich nur als Sonderling," fügte sie schlau hinzu.

„Lutschkoff ist ein merkwürdiger, aber edler Mensch," versetzte Kister mit feierlicher Miene. „Seine Kameraden im Regiment kennen ihn nicht; man weiß ihn nicht nach Verdienst zu würdigen, man sieht an ihm nur die äußere Schale. Freilich, er ist etwas abstoßend und wunderlich, aber sein Herz ist gut."

Marja hing förmlich an den Lippen des jungen Cornets.

„Ich bring' ihn mit hierher. Ich werde ihm sagen, daß er keinen Grund habe, sich vor Ihnen zu fürchten; daß es lächerlich sei, schüchtern zu thun . . . ich werde ihm sagen — o, ich weiß schon, was ich ihm sagen werde . . . aber Sie wissen gar nicht, daß ich — —"

Kister wurde verwirrt; auch Marja gerieth in Verlegenheit.

„Nun, gleichviel; wenn er Ihnen nur gefällt . . ."

„Ja, wie viele Andere mir gefallen."

Kister sah sie verschmitzt an.

„Gut, gut," fuhr er mit zufriedener Miene fort; „ich bringe ihn mit . . ."

„Aber nicht so ohne Weiteres — —"

„Unbesorgt; ich bürge Ihnen dafür, es geschieht in ganz passender Weise . . . Ich werde das schon einzurichten wissen."

„Sie sind ein —!" begann Marja lächelnd und drohte ihm mit dem Finger; aber sie vollendete nicht. Herr Perekatoff gähnte und schlug die Augen auf.

„Ich glaube fast, ich habe ein bischen geschlummert," murmelte er verwundert. Diese Bemerkung machte er täglich.

Marja und Kister begannen von Schiller zu reden.

Doch war dem Cornet durchaus nicht behaglich zu Muth; in seiner Brust regte sich etwas wie Eifersucht, — und in seinem Edelmuth machte er sich deshalb Vorwürfe. Nenila kehrte in's Gastzimmer zurück; kurz darauf wurde Thee servirt. Herr Perekatoff ließ seinen Hund wiederholt über

einen Stock springen und theilte der Gesellschaft mit, welche Kunststücke er dem Hunde beigebracht, wobei dieser verständnißvoll mit dem Schweif wedelte und sich blinzelnd die Schnauze leckte. Als gegen Abend die Hitze nachgelassen und ein linder Wind sich erhob, unternahm die ganze Familie einen Spaziergang nach einem in der Nähe des Herrenhauses gelegenen Birkenwäldchen. Der Cornet wandte kein Auge von Marja ab: es war, als hätte er ihr fortwährend zu verstehn geben wollen, daß er ihren Auftrag gewissenhaft ausführen würde. Marja war bald verdrießlich, bald heiter bis zur Ausgelassenheit. Plötzlich begann Kister mit großen Worten von Liebe und Freundschaft zu reden ... aber mit einemmal bemerkte er Nenilas spähende scharfe Blicke; da ließ er dieses Thema sofort wieder fallen.

Hell und glanzvoll sank die Sonne hinter dem Horizont. Vor dem Birkenwäldchen dehnte sich weithin eine breite Wiesenfläche. Da kam Marja auf den Einfall, man möchte ein Fangspiel veranstalten. Man ließ die Dienerschaft holen und Herr Perekatoff stellte sich neben seine Frau, Kister neben Marja. Die Diener begannen unter schwachen unterthänigen Zurufen zu laufen; der Kammerdiener des Herrn Perekatoff hatte die Kühnheit, Nenila von ihrem Gatten zu trennen; und eine Kammerzofe ließ sich ehrfurchtsvoll von ihrem Herrn fangen; aber Kister ließ sich von Marja nicht trennen. Jedesmal wenn sie sich in die Reihe stellten, raunte er ihr hastig ein paar Worte zu. Sie war vom Laufen ganz roth geworden, hörte ihn lächelnd an und glättete sich mit der Hand beständig das Haar ...

Nach dem Abendessen fuhr Kister wieder ab.

Es war eine ruhige sternhelle Nacht. Er nahm die Mütze vom Kopf. Er war in solcher Aufregung ... es war ihm fast weh um's Herz. „Ja," dachte er, „sie liebt ihn; und ich — ich soll sie zusammenführen ... nun, ich werde ihr Vertrauen rechtfertigen!"

Obgleich Marja noch nicht in unzweideutiger Weise zu verstehen gegeben, was sie für Lutschkoff fühlte, obgleich er nach ihrer eigenen Behauptung nur ihre Neugier erregt, arbeitete sich Kister doch schon einen ganzen Roman aus und suchte mit sich darüber in's Klare zu kommen, welche Pflichten er zu erfüllen habe. Er beschloß, seine eigenen Gefühle zu opfern; „das kann ich um so eher," dachte er, als ich ja außer einer aufrichtigen warmen Freundschaft bis jetzt nichts für sie empfinde." Kister war wirklich im Stande, sich der Freundschaft, der erkannten Pflicht zu opfern. Er hatte viel gelesen, und so bildete er sich ein, er besitze Erfahrung und Klugheit; er hegte nicht den leisesten Zweifel, daß alle seine Voraussetzungen richtig seien; er ahnte nicht, daß das Leben unendlich mannigfaltig ist und sich niemals wiederholt. Nach und nach wurde er geradezu begeistert über seine Opferwilligkeit und dachte mit Rührung über die Aufgabe nach, welche er hier zu lösen hatte. Der Mittler zu sein zwischen einem liebenden zaghaften Mädchen und einem Manne, der vielleicht nur darum rauh und abstoßend war, weil es ihm noch niemals beschieden gewesen, Liebe zu empfinden und

zu wecken, sie mit einander in Berührung zu bringen, sie über ihre eignen Gefühle aufzuklären, und dann sich zurückzuziehen, ohne sie auch nur ahnen zu lassen, welch großes Opfer er gebracht — welch herrliche Aufgabe! Trotz der kühlen Nacht glühten dem edlen Träumer die Wangen . . .

Früh am anderen Tage begab er sich zu Lutschkoff.

Wie gewöhnlich lag dieser auf dem Sopha und rauchte die Pfeife. Kister wünschte ihm guten Morgen und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Ich war gestern bei Perekatoffs."

„Ah," versetzte Lutschkoff gleichgiltig und gähnte.

„Ja . . . es sind prächtige Menschen."

„So!"

„Wir sprachen von Dir!"

„Sehr viel Ehre; mit wem sprachst Du von mir?"

„Mit den Alten . . . und auch mit der Tochter."

„Ah, mit dem — dicken Fräulein!"

„Sie ist ein sehr schönes Mädchen, Lutschkoff."

„Nun ja, schön sind sie Alle."

„Nein, Lutschkoff, Du kennst sie nicht. Ich versichere Dich, noch niemals habe ich ein so kluges, gutes und liebenswürdiges Mädchen kennen gelernt."

„Lasest Du nicht im Hamburger Correspondent," begann Lutschkoff näselnd zu declamiren, „wie im vorigen Jahr Münnich den Feind zu Paaren trieb?"

„Aber ich sage Dir — —"

„Du bist in die Kleine verliebt, mein Bester," bemerkte Lutschkoff spöttisch.

„Durchaus nicht. Fällt mir gar nicht ein."

„Fedor, Du bist verliebt!"

„Dummes Zeug! Wie wäre denn das möglich!"

„Du bist in sie verliebt, mein theurer Herzensfreund!" wiederholte der Rittmeister.

„Ach, Alexis, Du solltest Dich schämen, so etwas zu sagen!" sprach Kister ärgerlich.

Jeden Andern würde Lutschkoff jetzt erst recht geneckt haben; gegen Kister übte er Nachsicht.

„Nun, nun," sagte er leise: „werde nicht böse, Fedor; erzähle, was hast Du auf dem Herzen."

„Höre, Alexis," fuhr Kister mit Wärme fort und setzte sich neben ihn, „Du weißt, ich mag Dich gern leiden." (Lutschkoff verzog das Gesicht.) „Aber eines gefällt mir, offen gestanden, nicht an Dir: nämlich, daß Du mit Niemand nähere Bekanntschaft machen willst, beständig zu Hause hockst, die Berührung mit guten Menschen meidest. Denn schließlich giebt es doch wirklich noch gute Menschen! . . . Nun, zugegeben, daß Du im Leben Enttäuschungen erfahren, daß man Dir grausam mitgespielt hat; Du brauchst

Dich ja auch nicht dem ersten Besten an den Hals zu werfen — aber warum wendest Du Dich von Allen ab? . . . Da könntest Du ja auch eines Tages mit mir brechen!"

Lutschkoff fuhr gelassen fort seine Pfeife zu rauchen.

„Die Folge davon ist, daß Niemand Dich kennt — Niemand als ich. Gott mag wissen, was alle Andern von Dir denken! . . . Alexis," fügte Kister nach kurzem Schweigen hinzu, „glaubst Du an die Tugend?"

„Warum sollt' ich nicht an die Tugend glauben? . . . Gewiß, ich glaube daran," murmelte Lutschkoff.

Kister drückte ihm warm und innig die Hand.

„Ich möchte Dich," fuhr er mit gerührter Stimme fort, „mit dem Leben versöhnen. Du sollst wieder froh werden, wieder aufblühen — ja, ja förmlich wieder aufblühen. Wie glücklich mich das machen wird! Gestatte nur, daß ich bisweilen, bei passender Gelegenheit, über Dich verfüge. Heut ist — ja was denn? Montag . . . morgen Dienstag . . . Mittwoch, ja, ja, Mittwoch fahren wir zu Perekatoffs. Sie werden sich so freuen, Dich wiederzusehen . . . und wir werden dort ein paar glückliche Stunden verleben . . . Und jetzt laß mich eine Pfeife Tabak rauchen."

Noch immer lag Lutschkoff regungslos auf dem Sopha und blickte nach der Decke. Kister steckte sich eine Pfeife an, trat an's Fenster und begann mit den Fingern an den Scheiben zu trommeln.

„Also man hat dort von mir gesprochen?" fragte Lutchkoff plötzlich.

„Jawohl," entgegnete Kister mit vielsagender Miene.

„Was denn?"

„Nun — man hat von Dir gesprochen. Man möchte gern näher mit Dir bekannt werden."

„Wer denn eigentlich?"

„Wie neugierig Du bist!"

Lutschkoff klingelte und befahl dem Diener das Pferd zu satteln.

„Wo willst Du hin?"

„Nach der Reitbahn."

„Na, auf Wiedersehen . . . Also Mittwoch fahren wir zu Perekatoffs?"

„Nun, meinetwegen," sprach Lutschkoff träge und reckte sich.

„Ein merkwürdiger Mensch!" rief Kister und ging. Unterwegs versank er in Gedanken und seufzte mehrmals tief auf.

IV.

Als der Besuch der Herren Kister und Lutschkoff gemeldet wurde, eilte Marja an die Thür des Gastzimmers. Aber sie wandte sich sofort wieder um, ging auf ihr Zimmer und trat vor den Spiegel . . . Heftig schlug ihr das Herz . . . Nach einer Weile erschien ihr Mädchen und sagte, sie möchte

ins Gastzimmer kommen. Sie trank ein wenig Wasser, blieb auf der Treppe wiederholt stehen und ging dann hinunter.

Perekatoff war nicht zu Hause. Nenila saß auf dem Sopha. Lutschkoff hatte auf einem Sessel Platz genommen und hielt die Mütze noch in Händen; der Cornet saß neben ihm. Beide erhoben sich, als die Tochter vom Hause in's Zimmer trat — Kister mit dem ihm eignen freundlichen Lächeln, Lutschkoff mit starrem, feierlich-ernstem Gesicht. Sie verbeugte sich mit einer gewissen Verlegenheit und trat dann zur Mutter.

Die ersten zehn Minuten waren glücklich überstanden. Marja athmete erleichtert auf und begann den Rittmeister zu beobachten. Er gab auf die Fragen, welche die Dame vom Hause an ihn richtete, kurze aber ein wenig unruhige Antworten; wie alle selbstsüchtigen Menschen war er etwas scheu. Nenila machte ihren Gästen den Vorschlag, einen Spaziergang durch den Park zu unternehmen; sie selbst trat jedoch nur auf den Balcon. Sie hielt es nicht für ihre Pflicht, die Tochter fortwährend im Auge zu behalten und ihr, wie die meisten Provinzialmütter, auf Schritt und Tritt mit einem dicken Strickstrumpf in den Händen nachzulaufen.

Der Spaziergang dauerte ziemlich lange. Marja sprach vorzugsweise mit Kister; aber weder ihn noch Lutschkoff wagte sie anzusehen. Der Rittmeister redete sie nicht ein einziges Mal an, und was den Cornet betraf, so hörte man es seiner Stimme an, daß er sich in einer gewissen Aufregung befand. In einem fort redete und lachte er . . .

Sie kamen an ein Flüßchen. Einige Schritt vom Ufer bemerkten sie eine Wasserlilie, die sich mit ihren breiten runden Blättern auf der glatten Oberfläche des Wassers gleichsam ausruhte.

„Welch' eine schöne Blume!“ rief Marja.

Sofort schnallte Lutschkoff seinen Degen ab, hielt sich mit der einen Hand an den dünnen Zweigen einer Weide fest, neigte sich mit dem ganzen Körper über das Wasser und schnitt die Blume vom Stengel ab.

„Es ist hier tief, nehmen Sie sich in Acht!“ rief Marja erschreckt.

Lutschkoff trieb mit der Degenspitze die Blume an's Ufer, Marja vor die Füße. Sie bückte sich, hob die Lilie auf und sah Lutschkoff mit einem Blick voll freudiger, zärtlicher Bewunderung an.

„Bravo!“ rief Kister.

„Und ich kann nicht einmal schwimmen,“ bemerkte Lutschkoff leichthin.

Diese Bemerkung wollte Marja nicht gefallen. „Warum sagte er das?“ dachte sie.

Die beiden Gäste blieben bis zum Abend. In Marjas Seele ging etwas Neues, Ungewöhnliches vor; wiederholt sank sie in Gedanken und auf ihrem Antlitz spiegelte sich innere Unsicherheit. Ihre Bewegungen wurden langsamer, und dem Blick der Mutter wich sie nicht aus — im Gegentheil sie schien ihn zu suchen und um Rath zu fragen. Im Laufe des Abends

erwies ihr Lutschkoff einige linkische Aufmerksamkeiten; aber gerade sein linkisches Wesen schmeichelte ihrer unschuldigen Eitelkeit.

Als die beiden Freunde mit dem Versprechen, ihren Besuch in den nächsten Tagen zu wiederholen, sich verabschiedet hatten, ging sie still in ihr Zimmer und sah sich lange mit einer Art Staunen um.

Ihre Mutter kam, wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen, zu ihr herein und umarmte und küßte sie. Marja öffnete den Mund und wollte ihr etwas sagen — aber sie brachte kein Wort heraus. Sie wollte ein Geständniß machen, aber sie wußte nicht, was sie eigentlich gestehn sollte. Ihre Seele befand sich in einem Zustande stiller Gährung.

Sie hatte die Blume, die Lutschkoff ihr gepflückt, in ein feingeschliffenes mit Wasser gefülltes Glas gelegt und dies auf den Nachttisch gestellt. Als sie schon im Bett war, richtete sie sich vorsichtig auf, stützte sich auf den linken Ellbogen und drückte die weißen frischen Blätter sanft an ihre jungfräulichen Lippen . . .

„Nun," fragte am folgenden Tage Kister seinen Kameraden, „gefallen Dir die Perekatoffs? Hatte ich nicht recht? . . . So rede doch!"

Lutschkoff bewahrte Schweigen.

„Aber Mensch, so antworte doch!"

„Was soll ich Dir antworten?"

„Was?!" rief Kister hitzig.

„Nun ja . . . diese — wie heißt sie doch gleich? — diese Marja ist gar nicht so übel."

„Na, siehst Du!" versetzte Kister — und dann verstummte er plötzlich.

Fünf Tage später machte Lutschkoff selbst seinem Freunde den Vorschlag, zu den Perekatoffs zu fahren. Allein hätte er den Besuch nicht zu machen gewagt. Fuhr er ohne den Cornet hin, so mußte er das Gespräch führen, und einer solcher Aufgabe war er nicht gewachsen.

Bei dem zweiten Besuche der beiden Freunde fühlte Marja sich schon weit freier. Jetzt freute sie sich, daß sie die Mutter nicht mit einem ungebetenen Geständniß beunruhigt hatte. Vor dem Essen wurde Lutschkoff aufgefordert, sich auf ein junges, noch nicht zugerittenes Pferd zu setzen, und trotz der wilden Seitensprünge, die es machte, gelang es ihm, es vollständig zu bändigen.

Am Abend ließ er sich schon ziemlich frei gehen und lachte und scherzte; und wenn er auch bald wieder zum Bewußtsein kam, so war es ihm doch schon geglückt, für einen Augenblick einen unangenehmen Eindruck auf Marja zu machen. Noch wußte sie selbst nicht, was für Empfindungen eigentlich Lutschkoff in ihr wachgerufen, aber Alles, was ihr an ihm nicht gefiel, gab sie seinem „Unglück", seiner Vereinsamung schuld.

V.

Die Besuche der beiden Freunde wiederholten sich von jetzt an ziemlich oft. Kisters Situation wurde immer peinlicher. Er bereute nicht, was er gethan, nein; aber er wünschte doch, daß seine Prüfungszeit nicht gar zu lange währen möchte. Seine Neigung für Marja wuchs mit jedem Tage, und sie war ihm offenbar freundlich gesinnt; aber weiter nichts sein als ein Vermittler, ein Günstling oder Freund — das war ihm doch eine zu schwere und undankbare Aufgabe! Leute, die mit kaltem Blut in Begeisterung gerathen können, reden allerlei von der Heiligkeit, der läuternden und beglückenden Wirkung des Schmerzes . . . allein für das warmblütige, einfach fühlende Herz Kisters hatte der Schmerz nichts Beglückendes.

Als Lutschkoff eines Tages vollständig reisefertig zu ihm kam, um ihn abzuholen, erklärte der Cornet zum Erstaunen seines Freundes unumwunden, er fahre nicht mit zu den Perekatoffs. Lutschkoff bat, wurde ärgerlich, brauste auf . . . Kister schützte Kopfweh vor und Lutschkoff mußte allein fahren.

Der Raufbold hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert. Er ließ seine Kameraden in Ruhe, auch belästigte er die in das Regiment neu eintretenden Offiziere nicht mehr; und wenn er auch nicht moralisch „aufgeblüht" war, wie sein Freund Kister ihm prophezeit hatte, so war er doch in der That ruhiger geworden. Auch früher hatte man von ihm nicht sagen können, Erfahrungen und Enttäuschungen hätten ihn um seine Illusionen gebracht — denn er hatte fast nichts gesehen und nichts erlebt — und darum konnte es nicht Wunder nehmen, daß Marja all' seine Gedanken beschäftigte. Weichherziger übrigens war er deshalb nicht geworden; nur daß sein galliges Wesen sich ein wenig gemildert hatte. Die Gefühle, welche Marja für ihn hegte, waren seltsamer Art. Fast niemals sah sie ihm grad in's Gesicht, auch konnte sie sich nicht mit ihm unterhalten. Waren sie zufällig allein, so ward ihr geradezu ängstlich zu Muth. Sie hielt ihn für einen außerordentlichen Menschen, zu dem sie scheu aufblickte, der ihr ganzes Wesen in Aufregung brachte, weil sie sich einbildete, sie vermöchte ihn nicht zu verstehen und verdiene nicht sein Vertrauen. Mit beklommenem Herzen, aber unablässig dachte sie an ihn.

In Kisters Gesellschaft dagegen fühlte sie sich erleichtert und zum Frohsinn gestimmt, wenn auch seine Nähe sie weder beunruhigte noch beglückte. Mit ihm konnte sie stundenlang plaudern und dabei traulich sich auf seinen Arm stützen, wie auf den eines Bruders; freundlich schaute sie ihm in die Augen und stimmte herzlich ein in sein Lachen; aber sie dachte nur selten an ihn. Lutschkoffs Wesen hatte etwas Räthselhaftes für das junge Mädchen, sie fühlte, daß sein Inneres finster war „wie der Wald" und sie versuchte, in diese geheimnißvolle Finsterniß einzudringen . . . So schauen Kinder lange hinab in den tiefen Brunnen, bis sie endlich ganz unten auf dem Grunde das unbewegliche schwarze Wasser erblicken . .

Als Lutschkoff allein in's Zimmer trat, überkam Marja im ersten Augenblick eine Art Schrecken: aber er mußte bald der Freude weichen. Es wollte ihr scheinen, als herrsche zwischen ihr und Lutschkoff etwas wie ein Mißverständniß, über das sie sich bisher niemals hatte Aufklärung verschaffen können.

Lutschkoff theilte zunächst mit, warum sein Freund Kister ihn nicht begleitet habe. Die beiden Alten drückten ihr Bedauern darüber aus; aber Marja blickte den Rittmeister ungläubig an — ungeduldig und erwartungsvoll sah sie seinen weiteren Mittheilungen entgegen.

Nach dem Essen blieben sie allein. Marja, die nicht wußte, was sie sagen sollte, setzte sich an's Piano: schnell und unruhig eilten ihre Finger über die Tasten; beständig unterbrach sie ihr Spiel in der Erwartung, Lutschkoff möchte zu reden beginnen . . . Aber der Rittmeister verstand nichts von Musik, ja, er liebte sie nicht einmal. Marja fing an von Rossini zu sprechen, der damals grade in Mode gekommen war . . . dann von Mozart . . .

Lutschkoff antwortete: „Ja — nein — gewiß — sehr hübsch —" weiter nichts.

Marja begann nun einige glänzende Variationen über ein Thema von Rossini zu spielen. Lutschkoff hörte zu, hörte nur immer zu . . . und als sie sich endlich nach ihm umwandte, drückte sein Gesicht eine so maßlose Langeweile aus, daß sie jäh aufsprang und das Piano augenblicklich schloß.

Sie trat an's Fenster und blickte lange hinaus in den Garten. Lutschkoff rührte sich nicht von der Stelle und bewahrte noch immer Schweigen.

Ihre zaghafte Scheu begann endlich vor ihrer Ungeduld zu weichen.

„Wie," dachte sie, „will oder kann er nicht reden?!"

Jetzt war an Lutschkoff die Reihe, zaghaft zu werden. Er fühlte sich wieder von dem ihm eigenen peinigenden Mißtrauen übermannt; er ärgerte sich bereits . . . „Daß es mir der Teufel auch in den Kopf gesetzt hat, mit diesem Mädel anzubinden!" brummte er vor sich hin.

Und doch, wie leicht wär's in diesem Augenblick gewesen, Marjas Herz zu rühren! Was dieser ungewöhnliche, wenngleich seltsame Mann (denn für einen solchen hielt sie ihn) auch gesagt hätte, sie würde Alles begriffen, Alles vergeben, Alles geglaubt haben . . . aber dieses bedrückende dumme Schweigen! Vor Aerger traten ihr die Thränen in die Augen.

„Wenn er sich nicht erklären will, wenn ich in der That seines Vertrauens nicht würdig bin, warum kommt er dann hierher? . . . Oder sollte ich es vielleicht nicht verstehen, ihn zum Reden zu bringen?"

Und hastig wandte sie sich nach ihm um und schaute ihn so fragend, so nachdrücklich an, daß er nicht mehr umhin konnte, ihren Blick zu verstehen.

„Marja Sergejewna," sprach er stotternd, „ich . . . mir . . . ich muß Ihnen etwas sagen . . ."

„Reden Sie," entgegnete Marja schnell.

Lutschkoff sah sich unentschlossen um.

„Jetzt kann ich nicht . . ."

„Warum denn nicht?"

„Ich möchte gern . . allein . . mit Ihnen sprechen . . ."

„Wir sind jetzt ganz allein."

„Ja . . . aber hier im Hause . . ."

Marja wurde verlegen . . .

„Wenn ich's ihm abschlage," dachte sie, „ist alles aus . . ." Die Neugier war schon Evas Unglück.

„Ich bin bereit," sagte sie endlich.

„Wann? Wo?"

Marja athmete schwer und hastig.

„Morgen . . . gegen Abend . . . Sie kennen doch das Wäldchen bei der ‚langen Wiese'?"

„Hinter der Mühle?"

Marja nickte.

„Um wie viel Uhr?"

„Erwarten Sie mich . . ."

Mehr vermochte sie nicht herauszubringen; ihre Stimme ließ sie im Stich — sie wurde ganz bleich und eilte aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später folgte Perekatoff mit der ihm anerzogenen Liebenswürdigkeit Lutschkoff bis in's Vorzimmer, drückte ihm gefühlvoll die Hand und bat ihn, ihn und seine Familie „nicht zu vergessen". Nachdem er also seinen Gast entlassen, bemerkte er mit majestätischer Miene gegen einen seiner Diener, er würde nicht übel daran thun, sich das Haar schneiden zu lassen; und ohne erst auf Antwort zu warten, kehrte er mit bekümmertem Gesicht in sein Zimmer zurück, legte sich mit demselben bekümmerten Gesicht auf das Sopha und schlief wie ein unschuldiges Kind sofort ein.

„Du siehst heut etwas blaß aus," sprach Nenila am Abend dieses Tages zu ihrer Tochter. „Ist Dir nicht wohl?"

„Ganz wohl, Mama."

Nenila zog ihr das Tuch fester um den Hals.

„Du bist wirklich sehr blaß. Sieh mich einmal an," fuhr sie mit derselben mütterlichen Besorgtheit fort, in welcher jedoch etwas wie ein elterlicher Befehl lag; „nun, auch Deine Augen sind heut nicht besonders klar. Marja, Du bist krank."

„Ich habe ein wenig Kopfweh," sprach Marja, um doch etwas zu sagen.

„Siehst Du, das wußt' ich." Nenila legte ihre Hand auf Marjas Stirn. „Aber Hitze hast Du nicht."

Marja bückte sich und hob eine Nadel auf.

Die Hände der Mutter legten sich sanft um die schlanke Taille der Tochter.

„Solltest Du mir nicht etwas zu sagen haben?“ sprach sie liebevoll, ohne ihre Hände zurückzuziehen.

Marja erbebte innerlich.

„Ich? Nein, Mama.“

Marjas plötzliche Verlegenheit war der mütterlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen.

„Ich glaube doch . . . denk einmal nach.“

Aber Marja hatte sich bereits wieder gefaßt; statt zu antworten, küßte sie der Mutter lachend die Hand.

„Solltest Du mir wirklich nichts zu sagen haben?“

„Nein, wirklich nicht.“

„Ich glaube Dir,“ entgegnete die Mutter nach kurzem Schweigen. „Ich weiß, Du suchst mir nichts zu verbergen . . . Nicht wahr?“

„Nein, Mama.“

Aber in demselben Augenblick überzog Marjas Antlitz eine leichte Röthe.

„Das ist schön von Dir. Es wäre Sünde, wenn Du mir etwas verheimlichen wolltest . . . Du weißt ja, Marja, wie lieb ich Dich habe.“

„Gewiß, Mama!“

Und Marja schmiegte sich sanft an die Mutter.

„Nun genug . . . genug.“ (Nenila ging auf ihr Zimmer zu.) „Sag mal,“ fuhr sie in einem Ton fort, als hätte ihre Frage gar nichts zu bedeuten, „über was hast Du Dich heut mit Herrn Lutschkoff unterhalten?“

„Mit Herrn Lutschkoff?“ entgegnete Marja gelassen. „Nun . . über alles . . .“

„Er gefällt Dir also?“

„Wie meinst Du das?“

„Erinnerst Du Dich nicht, wie sehr Du seine Bekanntschaft zu machen wünschtest? Wie unruhig Du warst?“

Marja wandte sich ab und begann zu lachen.

„Er ist ein so merkwürdiger Mensch!“ bemerkte Nenila in unschuldigem Ton.

Marja wollte sich für Lutschkoff in's Mittel legen, aber sie biß sich noch früh genug in die Zunge.

„Ja, er ist wirklich ein merkwürdiger Mensch, ein wahrer Sonderling,“ sprach sie in ziemlich gleichgiltigem Ton; „aber er ist doch recht brav!“

„Gewiß . . . warum war Herr Kister nicht mitgekommen?“

„Der war ja unwohl. Ach ja! Apropos! Herr Kister wollte mir ein Hündchen schenken . . . erlaubst Du's?“

„Was? Daß Du das Geschenk annimmst?“

„Ja.“

„Gewiß.“

„Ich danke Dir,“ sprach Marja; „ich danke Dir, liebe Mama!“

Nenila ging nach der Thür, kehrte jedoch plötzlich wieder um.

„Und denkst Du auch an Dein Versprechen, Marja?"

„An welches Versprechen?"

„Daß Du es mir sofort sagen wolltest, wenn Du Dich verliebtest?"

„Gewiß."

„Nun? . . . Ist die Zeit noch nicht gekommen?"

Marja brach in lautes Lachen aus.

„Sieh mich mal an!"

Marja blickte der Mutter kühn und ruhig in die Augen.

„Es ist unmöglich!" dachte Nenila und beruhigte sich wieder. „Wie sollte sie mich auch täuschen können! . . . Wie bin ich nur auf den Gedanken gekommen? . . . Sie ist ja noch ein vollständiges Kind . . ."

Und sie ging.

„Es ist wirklich sehr unrecht von mir!" dachte Marja.

VI.

Kister hatte sich schon zu Bett begeben, als Lutschkoff zu ihm in's Zimmer trat. Das Gesicht des Raufbolds drückte niemals blos eine einzige Empfindung aus. So auch jetzt: gemachte Gleichgiltigkeit, rohe Freude, das Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit und noch viele andere Gefühle waren in seinen Zügen zu lesen.

„Nun, nun?" fragte Kister hastig.

„Wieso nun, nun! . . . War dort . . . soll Dich grüßen."

„Hat man nicht gefragt, warum ich nicht mitgekommen sei?"

„Ich glaube."

Lutschkoff blickte nach der Decke und begann mit seiner Falsettstimme irgend eine Weise zu summen. Kister blickte vor sich hin und versank in Träumerei.

„Ja ja," fuhr Lutschkoff plötzlich mit schnarrender scharfer Stimme fort, „Du bist ein sehr kluger und gelehrter Mensch, aber bisweilen — mit Deiner Erlaubniß sei's gesagt — bisweilen irrst Du Dich ganz gewaltig."

„Inwiefern?"

„Na, zum Beispiel in Bezug auf die Frauen. Wie erhebst Du sie in die Wolken! Ganze Gedichte hast Du mir über sie vorgelesen! ‚Ehret die Frauen' u. s. w. In Deinen Augen sind sie alle Engel . . . Ja, schöne Engel!"

„Ja, ich liebe und ehre die Frauen, aber —"

„Natürlich, natürlich!" unterbrach ihn Lutschkoff. „Ich will ja gar nicht mit Dir disputiren. Wie könnt' ich das! Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch."

„Ich wollte sagen . . . Aber wie kommst Du gerade heute — und zu dieser späten Stunde auf die Frauen zu sprechen?"

„Na, das hat seinen Grund," versetzte Lutschkoff mit vielsagendem Lächeln. „Das hat seinen Grund!"

Kister sah seinen Freund fest an. Der unschuldige Jüngling glaubte, Marja habe ihn unfreundlich behandelt — habe ihn vielleicht gepeinigt, so wie nur Frauen zu peinigen verstehen . . .

„Du bist gekränkt worden, Du Aermster — gesteh's nur . . ."

Lutschkoff lachte hell auf.

„Na, eine solche Kränkung, denk' ich, kann ich mir schon gefallen lassen," versetzte er, sich befriedigt den Schnurrbart streichelnd. „Nein . . . siehst Du, Fedor," fuhr er in belehrendem Ton fort, „ich wollte Dir nur sagen, daß Du Dich in Bezug auf die Frauen geirrt hast — ganz gewaltig geirrt hast, lieber Freund. Glaube mir, Fedor, sie sind Alle über einen Kamm geschoren. Es lohnt nicht, daß man sich ihretwegen viel Mühe macht und lange um sie herumgirrt . . . Da ist z. B. Marja Perekatoff . . ."

„Nun!"

Lutschkoff stampfte mit dem Fuße und schüttelte den Kopf.

„He, was meinst Du, hab' ich so was Besonderes und Verlockendes an mir? Ich finde das nicht. Und dennoch — morgen geht's zum Rendezvous!"

Kister richtete sich auf, stützte sich auf die Ellbogen und starrte Lutschkoff erstaunt an.

„Gegen Abend . . . im Wäldchen," fuhr Lutschkoff ruhig fort. „Aber daß Du Dir nur keine Gedanken machst! Absichten? — langweilig! Das Mädel ist hübsch . . . na, denk' ich, da ist's ja kein Unglück! Heirathen — nein! . . . Aber lustig leben wollen wir noch mal auf unsre alten Tage! Kinder verwarten — brrr! . . . Aber so'n bischen Kurzweil mit der Kleinen — ah! Wir wandeln selbander im Hain und lauschen dem Nachtigallensang. Das ist jetzt unsre Aufgabe . . . He, was meinst Du, bin ich nicht ein verflixter Schwerenöther?"

Noch lange redete Lutschkoff in diesem Tone weiter. Aber Kister hörte nicht mehr auf ihn. Alles drehte sich um ihn herum. Er war erbleicht und fuhr sich wieder und wieder mit der Hand über's Gesicht. Lutschkoff blinzelte mit den Augen und schaukelte und rekelte sich auf dem Sessel . . . und da er Kisters Aufregung der Eifersucht zuschrieb, wußte er sich vor Vergnügen kaum zu fassen. Aber nicht Eifersucht war es, was den jungen Deutschen quälte: nicht durch das Geständniß fühlte er sich beleidigt, sondern durch die rohe Gleichgiltigkeit, durch den gewöhnlichen verächtlichen Ton, in welchem Lutschkoff über Marja sprach . . . Noch immer starrte er den Raufbold unverwandt an — und es war ihm, als betrachte er jetzt zum ersten Mal ordentlich seine Gesichtszüge. So also war Derjenige, dessen er sich so eifrig angenommen! — Derjenige, dem er seine eigne Neigung geopfert! Und das also war die veredelnde Wirkung der Liebe! . . .

„Lutschkoff . . . liebst Du sie denn nicht?" murmelte er endlich.

„O diese Unschuld! Dieser arkadische Schäfer!“ versetzte Lutschkoff mit boshaftem Lachen.

Auch jetzt wollte der gute Kister seinen Sinnen noch nicht trauen. Vielleicht, dachte er, prahlt Lutschkoff nach alter Gewohnheit — er hat noch nicht die neuen Worte gefunden für seine neuen Gefühle. Und was ihn selbst anging — sollte seine Erbitterung nicht einem andern Gefühl entspringen? Sollte Lutschkoffs Bekenntniß ihn vielleicht nur darum so unangenehm berührt haben, weil es sich um Marja handelte? Wer weiß, vielleicht war Lutschkoff dennoch in sie verliebt? . . . Aber nein, nein! und tausendmal nein! Dieser Mensch verliebt? . . . Dieser widerwärtige Mensch mit dem gelben galligen Gesicht, den krankhaften katzenartigen Bewegungen, dem vor Freude gleichsam aufgeblasenen Halse! . . . Widerwärtig, häßlich! Nein, nicht mit solchen Worten würde Kister einem treuen Freunde das Geheimniß seiner Liebe verrathen haben . . . Im Uebermaß seines Glücks wäre er ihm mit hellen Freudenthränen in den Augen und stumm vor Seligkeit um den Hals gefallen . . .

„Nun, Freundchen, gesteh's nur,“ fuhr Lutschkoff fort, „das hattest Du nicht erwartet. Und jetzt sind wir ärgerlich und neidisch — he, nicht wahr? . . . Nu ja . . . natürlich . . . wenn einem da so unversehens ein solches Prachtmädel vor der Nase weggeschnappt wird!“ . . .

Kister wollte etwas sagen, aber er kehrte das Gesicht nach der Wand.

„Diesem Menschen meine Gedanken und Gefühle offenbaren? Um keinen Preis!“ murmelte er vor sich hin. „Er versteht mich nicht — was liegt daran! Die häßlichen Gefühle, die er selbst hegt, setzt er auch bei mir voraus — mag er doch!“ . . .

Lutschkoff stand auf.

„Ich seh', Du willst schlafen,“ sagte er mit gemachter Theilnahme; „ich will nicht länger stören. So schlaf denn wohl, lieber Freund, schlaf wohl!“

Und selbstzufrieden stolzirte er von dannen.

Bis zur Morgendämmerung vermochte Kister nicht einzuschlafen. Mit fieberhafter Hartnäckigkeit grübelte und brütete er unablässig über einem einzigen Gedanken — eine Beschäftigung, die unglücklich Liebenden so wohl bekannt ist; sie wirkt auf das Gemüth wie der Blasebalg auf glimmende Kohlen.

„Selbst wenn sie ihm gleichgiltig ist,“ dachte Kister, „selbst wenn sie sich ihm an den Hals geworfen hat, durfte er doch mir, seinem Freunde, gegenüber nicht in so geringschätziger, beleidigender Weise von ihr sprechen! Was hat sie denn verbrochen? Muß man sie nicht vielmehr bedauern, das arme unerfahrene Mädchen! . . .

„Aber sollte sie ihm wirklich ein Stelldichein gewährt haben? . . . Aus freien Stücken, ohne jede Art Zwang? . . . Lutschkoff lügt nicht, nein, er lügt nie. Aber vielleicht ist das nur so eine Phantasie von ihr . . .

„Aber sie kennt ihn ja gar nicht . . . Er ist im Stande sie zu beschimpfen. Nach Allem, was ich heute gehört, steh ich für nichts mehr ein . . . Aber hast du, Kister, ihn nicht selbst gelobt und gepriesen? Hast du nicht selbst ihre Neugier erregt? . . . Aber wer konnte das voraussehen? . . .

„Ich — ich konnte es voraussehen! Hatte er nicht schon längst aufgehört, mein Freund zu sein? . . . Ja, ist er überhaupt je mein Freund gewesen? Welche Enttäuschung! Welch bittere Lehre!"

Die ganze Vergangenheit drehte sich gleichsam wie ein Wirbelwind um ihn herum.

„Ja, ich mochte ihn gern leiden," flüsterte er endlich. „Aber warum ist meine Neigung zu ihm so schnell wieder erloschen? . . . Ist sie denn wirklich schon erloschen? . . . Warum mochte nur ich ihn so gern leiden — ich allein?"

Sein liebendes Herz hatte sich darum an Lutschkoff angeschlossen, weil alle Andern sich von ihm fern gehalten. Aber der brave junge Mann ahnte selbst nicht, wie groß seine Herzensgüte war.

„Es ist meine Pflicht," fuhr er fort, „Marja zu warnen, Aber wie? Welches Recht habe ich, mich in ein Liebesverhältniß zu mischen, das mich nichts angeht? Etwa weil ich weiß, welcher Art diese Liebe ist? . . . Vielleicht läßt sich selbst Lutschkoff . . . nein, nein!" rief er schmerzlich und fast mit Thränen in den Augen, während er die Kissen zurecht rückte, „dieser Mensch ist von Stein!" . . .

„Ich allein bin der Schuldige . . . ich habe meinen Freund verloren . . . Ein schöner Freund! Und auch sie ist mir eine schöne Freundin! . . . Ach welch ein abscheulicher Egoist bin ich! Nein, nein! Aus tiefstem, innerstem Herzen wünsch ich ihnen alles Glück! . . . Glück! Und er macht sich über sie lustig! . . . Aber warum färbt er sich den Schnurrbart? . . . Ich glaube wirklich . . . ach, ich bin ein Narr!" rief er heftig und schlief endlich ein.

VII.

Am nächsten Morgen fuhr Kister zu den Perekatoffs. Er merkte sofort, daß mit Marja eine große Veränderung vorgegangen war, und auch sie fand ihn ganz anders als sonst. Aber keiner ließ irgend eine Bemerkung darüber fallen.

Während des ganzen Vormittags war ihnen wider alle Gewohnheit sehr unbehaglich zu Muth. Kister hatte sich bereits zu Hause auf eine ganze Anzahl zweideutiger Bemerkungen und Anspielungen und auf verschiedene freundschaftliche Rathschläge vorbereitet; aber all' diese Angriffsmittel erwiesen sich als vollkommen nutzlos. Marja fühlte dunkel, daß Kister sie beobachtete; es entging ihr nicht, daß er gewisse Worte und

Wendungen mit besonderm Nachdruck sprach; aber in ihrer erregten Stimmung schlug sie seine freundschaftlichen Anspielungen in den Wind.

„Wenn er nur ja nicht bis zum Abend bleibt!" dachte sie unaufhörlich, — und sie suchte ihn auf alle Weise merken zu lassen, daß er überflüssig sei.

Seinerseits hielt Kister ihre Befangenheit und Erregtheit für unzweideutige Symptome von Liebe; aber je mehr ihm um sie bangte, um so weniger konnte er es über sich gewinnen, ihr von Lutschkoff zu sprechen; und Marja bewahrte über denselben ein verstocktes Schweigen. Dem armen Kister ward es sehr schwer um's Herz. Endlich begann er über seine eigenen Gefühle mit sich in's Klare zu kommen. Noch niemals war Marja ihm so hold und berückend erschienen wie grade heute. Offenbar hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen. Auf ihrem bleichen Antlitz zeigten sich hin und wieder leichte röthliche Flecke; sie hielt den Oberkörper ein wenig vorn übergeneigt und ein unwillkürliches sehnsuchtsvolles Lächeln umspielte ihre Lippen; von Zeit zu Zeit lief über ihre weißen Schultern ein leichtes Zittern, bald funkelten ihre Blicke hell und freudig, bald erschienen sie ihm mit einemmal trüb und erloschen . . .

Nenila setzte sich zu ihrem Gaste und begann — offenbar mit Absicht — von Lutschkoff zu reden. Allein Marja war in Gegenwart der Mutter „bis an die Zähne gerüstet," wie die Franzosen sagen, und verrieth sich weder durch ein Wort, noch durch eine Miene.

So ging der ganze Vormittag hin.

„Sie speisen doch mit uns?" fragte Nenila den Cornet.

Marja wandte sich plötzlich ab.

„Nein, danke", sprach Kister hastig und sah Marja an. „Sie müssen mich entschuldigen . . . meine Dienstpflichten . . ."

Nenila drückte, wie sich das so gehört, ihr Bedauern darüber aus, und ihrem Beispiel folgend, murmelte auch Perekatoff etwas von „leidthun".

„Ich will nicht im Wege sein," wollte Kister Marja beim Fortgehen sagen; aber er verbeugte sich nur und raunte ihr zu: „Werden Sie glücklich . . . leben Sie wohl . . . nehmen Sie sich in Acht!" . . . Damit verschwand er.

Kaum war er fort, da seufzte sie tief auf, und dann überkam sie ein eigenthümlicher Schrecken. Was war es denn eigentlich, das sie quälte und peinigte? Liebe oder Neugier? Gott mag es wissen; aber ich wiederhole: Schon die Neugier genügte, um Eva in's Unglück zu stürzen.

VIII.

Etwa eine Viertelstunde von Perekatoffs Hof zog sich am rechten Ufer des Flüßchens eine breite Feldmark hin. Das war die „lange Wiese". Das linke Ufer war vollständig mit jungem dichtem Eichenholz bedeckt und fiel steil zum Flusse ab, dessen Oberfläche außer einigen kleinen Buchten, in denen

Wildenten hausten, ganz mit Schlingpflanzen überzogen war. Etwa zehn Minuten von dem Flüßchen und rechts von der langen Wiese begannen abschüssige buntschillernde Anhöhen, welche dünn mit alten Birken und Haselnuß- und Schneeballengesträuch bestandet waren.

Die Sonne war schon untergegangen. In der Ferne klapperte eine Mühle, bald laut, bald leise, je nach der Richtung des Windes. Auf der Wiese graste friedlich eine Anzahl Pferde aus dem herrschaftlichen Stall: singend folgte ein Hirt einer Heerde scheuer, gieriger Schafe; die Schäferhunde jagten aus Langerweile hinter den Krähen her.

Mit verschränkten Armen schritt Lutschkoff im Wäldchen hin und her. Sein an einen Baum gebundenes Pferd hatte schon wiederholt auf das laute Wiehern der Fohlen und Stuten geantwortet. Lutschkoff war wie gewöhnlich ärgerlich und mürrisch. Da er Marjas Liebe sich noch nicht sicher wähnte, war er auf sie und sich selbst wüthend . . . Aber seine Aufregung war noch größer als sein Aerger. Endlich blieb er vor einem breiten Haselnußstrauch stehen und begann mit seiner Reitgerte die Blätter abzuschlagen . . .

Da vernahm er ein leises Geräusch . . . er hob den Kopf . . . etwa zehn Schritt von ihm stand Marja . . . Vom schnellen Gehen war ihr Gesicht ganz roth geworden. Sie hatte einen Hut auf, aber keine Handschuhe an; sie trug ein weißes Kleid und um den Hals war in der Eile ein Tuch geschlungen. Ihre Augen waren unverwandt zu Boden geheftet und es schien, als trüge sie Bedenken näher zu treten . . .

Lutschkoff ging linkisch und mit gezwungenem Lächeln auf sie zu.

„Wie glücklich macht mich das!“ begann er kaum vernehmbar.

„Es freut mich . . . Ihnen zu begegnen,“ versetzte Marja, tief und schwer athmend. „Ich geh' hier des Abends oft spazieren . . . und Sie . . .“

Aber Lutschkoff verstand nicht einmal ihre Schamhaftigkeit zu schonen auf ihre unschuldige Lüge einzugehen.

„Ich denke doch, Marja Sergejewna,“ stammelte er, „Sie selbst waren so freundlich — —“

„Ja, ja,“ entgegnete Marja hastig. „Sie wünschten mich zu sprechen, Sie wollten — —“

Ihre Stimme ließ sie im Stich.

Auch Lutschkoff war verstummt. Marja hob zaghaft die Augen zu ihm auf.

„Verzeihen Sie,“ nahm er wieder das Wort, ohne sie anzusehen: „ich bin nur ein einfacher Mensch und nicht gewohnt, Damen . . . Erklärungen zu machen . . . Ich . . . ich wollte Ihnen gern sagen . . . aber es scheint, Sie sind nicht in der Stimmung, mich anzuhören . . .“

„Reden Sie . . .“

„Sie befehlen es . . . nun, so will ich Ihnen denn offen gestehen,

daß ich schon lange, seit dem Tage, da ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen — —"

Er stockte. Marja wartete auf das Ende seiner Rede.

„Uebrigens weiß ich nicht, warum ich Ihnen dies Alles sage . . . seinem Schicksal entgeht man ja doch nicht . . ."

„Wie kann man das wissen? . . ."

„Ich weiß es!" versetzte Lutschkoff finster. „Ich bin längst an seine Schläge gewöhnt!"

Es wollte Marja scheinen, daß Lutschkoff wenigstens in diesem Augenblick keinen Grund habe, über die Schläge des Schicksals zu klagen.

„Es giebt noch gute Menschen auf der Welt," bemerkte sie lächelnd; „ja, ich möchte sagen: zu gute . . ."

„Ich verstehe Sie, Marja Sergejewna, und glauben Sie mir, ich weiß Ihre Zuvorkommenheit zu würdigen. Ich . . . ich . . . Sie sind doch nicht böse auf mich?"

„Nein . . . was wünschten Sie mir zu sagen?"

„Ich wünschte Ihnen zu sagen, daß . . . . daß Sie mir gefallen, Marja Sergejewna, ganz außerordentlich gefallen, und — —"

„Ich danke Ihnen," unterbrach ihn Marja verwirrt. Das Herz schnürte sich ihr vor angstvoller Erwartung zusammen. „Ach, sehen Sie, Herr Lutschkoff," fuhr sie fort, „welch' ein herrlicher Anblick!"

Und sie deutete auf die Wiese, welche ganz in die langen Abendschatten gehüllt war, während über ihr jenseit des Waldes das Abendroth glühte.

Innerlich freute sich Lutschkoff, daß auf diese Weise das Gespräch eine andere Wendung genommen hatte; er murmelte etwas von „schöner Natur" und trat dann neben Marja . . .

„Lieben Sie die Natur?" fragte sie plötzlich, indem sie rasch das Köpfchen nach ihm umwendete und ihn mit jenem freundlichen, neugierig sanften Blick ansah, der, wie der Silberklang der Stimme, nur jungen Mädchen eigen ist.

„Die Natur . . . ja, jawohl . . . natürlich," stotterte Lutschkoff. „Natürlich . . . es ist recht angenehm, des Abends einen kleinen Spaziergang zu machen, obgleich ich, offen gestanden, nur Soldat bin und mich auf Schwärmereien nicht verstehe."

Lutschkoff versicherte ziemlich oft, daß er nur Soldat sei.

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Marja blickte wieder nach der in den Abendschatten ruhenden Wiese.

„Na, was soll denn daraus werden?" dachte Lutschkoff. „Eine verwünschte Situation! . . . Ach was, nur etwas kecker! . . . Marja Sergejewna," sprach er mit ziemlich fester Stimme.

Marja wandte sich ihm zu.

„Entschuldigen Sie," fuhr er in fast scherzendem Tone fort, „aber ich

möchte gern wissen, was Sie von mir denken. Fühlen Sie nicht so etwas ... so eine gewisse ... Neigung zu meiner Person?"

„Mein Gott, wie ungeschickt er ist!" dachte Marja. „Wissen Sie auch, Herr Lutschkoff," antwortete sie lächelnd, „daß es nicht immer leicht ist, auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu geben?"

„Indeß —"

„Wie meinen Sie?"

„Ja, um Verzeihung, ich möchte gern wissen — —"

„Aber ... Ist es wahr, daß Sie ein so schrecklicher Duellant sind? Sagen Sie, ist das wahr?" sprach Marja mit schüchterner Neugier. „Man behauptet, Sie hätten schon mehr als einen Menschen getödtet?"

„Das ist mir schon passirt," entgegnete Lutschkoff gleichmüthig und strich sich den Schnurrbart.

Marja sah ihn fest an.

„Und mit dieser Hand hier?!" flüsterte sie.

Mittlerweile hatte sich sein Blut erhitzt. Schon länger als eine Viertelstunde hatte er da ein junges Mädchen um sich ...

„Marja Sergejewna," sagte er plötzlich mit eigenthümlich scharfer Stimme, „Sie kennen jetzt meine Gefühle und wissen, warum ich Sie zu sprechen wünschte ... Sie waren so freundlich und ... sagen Sie mir nun auch endlich, was ich hoffen darf ..."

Marja drehte eine Feldnelke zwischen den Fingern ... sie sah Lutschkoff von der Seite an, erröthete und sprach lächelnd:

„Was Sie da alles reden!" — und damit gab sie ihm die Blume.

Lutschkoff ergriff ihre Hand.

„Sie lieben mich also!" rief er.

Marja überlief es ganz kalt vor Schrecken. Es war gar nicht ihre Absicht gewesen, ihm ein Liebesbekenntniß zu machen; sie wußte selbst noch nicht recht, ob sie ihn liebte, und nun war er ihr zuvorgekommen, wollte sie zu einer Erklärung nöthigen — er mußte sie also gar nicht verstehen ... Blitzschnell ging Marja dieser Gedanke durch den Kopf. Eine so rasche Lösung hatte sie nicht erwartet ... als neugieriges Mädchen hatte sie sich den ganzen Tag gefragt: „Liebt er mich oder liebt er mich nicht?" — sie hatte von einem angenehmen Spaziergang in der Abenddämmerung und von zärtlichen aber anständigen Reden geträumt, hatte in Gedanken mit ihm coquettirt, sich den wilden Mann zähmen und ihm beim Abschied gestatten wollen, ihr achtungsvoll die Hand zu küssen ...

Und statt dessen — statt dieses unschuldigen kindlichen Spiels fühlte sie plötzlich seinen rauhen Schnurrbart auf ihrer Wange ...

„Wir wollen glücklich sein," flüsterte er: „es giebt ja nur ein Glück auf Erden!" ...

Erschreckt wich Marja zurück; bleich und am ganzen Leibe zitternd lehnte sie sich an eine Birke. Lutschkoff gerieth in große Verlegenheit.

„Entschuldigen Sie!‟ murmelte er, zu ihr tretend: „ich glaubte wirklich nicht . . .‟

Marja sah ihn stumm und mit weit geöffneten Augen an . . . Ein unangenehmes Lächeln spielte um seinen Mund . . . auf seinem Gesicht bemerkte sie rothe Flecke . . .

„Vor wem fürchten Sie sich denn?‟ fuhr er fort. „Ist denn das etwas Besonderes? Ist zwischen uns nicht schon alles . . . gewissermaßen in Ordnung?‟

Marja war noch immer stumm.

„Na, lassen Sie's nun genug sein! . . . Wozu die Dummheiten! Das ist ja doch nur . . .‟

Und Lutschkoff streckte die Hand nach ihr aus . . .

Marja erinnerte sich mit einemmal Kisters Warnung. „Nehmen Sie sich in Acht!‟ hatte er gesagt; sie verging fast vor Schrecken, und so laut als es ihr möglich war, begann sie zu rufen:

„Tanjuscha! Tanjuscha!‟

Und aus dem Haselnußgesträusch tauchte die runde feste Gestalt ihres Kammermädchens auf . . .

Lutschkoff gerieth außer sich. Durch die Anwesenheit ihres Mädchens beruhigt, rührte Marja sich nicht von der Stelle. Aber der Raufbold bebte vor Wuth; seine Augen funkelten, er ballte die Fäuste und brach in krampfhaftes Lachen aus.

„Bravo, bravo!‟ rief er; „sehr klug, das muß ich sagen . . .‟

Marja war wie versteinert.

„Ich merke, Sie hatten keine Vorsichtsmaßregel übersehen, Marja Sergejewna! Ja ja, Vorsicht kann nie schaden. Heutzutage sind die jungen Damen weit schlauer als die Alten. Wahrlich, eine schöne Liebe!‟

„Ich weiß nicht, Herr Lutschkoff, wer Ihnen das Recht gegeben hat, mir von Liebe zu reden.‟

„Wer! Sie selbst!‟ rief er. „Das wird ja immer schöner!‟

Er fühlte, daß er seine Sache vollständig verdarb; aber er vermochte sich nicht mehr zu beherrschen.

„Ich habe unbesonnen gehandelt,‟ fuhr Marja fort. „Ich ging auf Ihre Bitte ein in der Voraussetzung, ich würde auf Ihre Delicatesse — aber Sie verstehen ja kein Französisch — auf Ihr Zartgefühl bauen können . . .‟

Lutschkoff erbleichte. Marja hatte ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen.

„Mag sein, daß ich kein Französisch verstehe; aber so viel versteh' ich, daß es Ihnen beliebt hat, sich über mich lustig zu machen . . .‟

„Durchaus nicht, Herr Lutschkoff . . . ja ich bedaure Sie sogar.‟

„Reden Sie mir, wenn ich bitten darf, nicht von Ihrem Bedauern!‟ versetzte er erbittert, „damit möchte ich gern verschont bleiben!‟

„Herr Lutschkoff —!‟

„Ach, nicht diese Prinzessinnenmiene! . . . Das ist verlorene Mühe! Mich schrecken Sie damit nicht.“

Marja trat ein paar Schritt zurück, wandte sich schnell um und ging fort.

„Soll ich Ihnen nicht Ihren Freund, Ihren gefühlvollen Schäfer Kister schicken?“ rief Lutschkoff ihr nach. Er hatte ganz den Kopf verloren. „Ist es nicht dieser Freund, der —?“

Marja antwortete ihm nicht mehr; hastig, aber doch froh eilte sie nach Hause. Trotz ihres Schreckens und ihrer Aufregung fühlte sie sich erleichtert. Es war ihr, als sei sie aus einem schweren Traum erwacht, als trete sie aus einem finstern Gemach hinaus in die frische sonnendurchleuchtete Luft . . .

Wie von Sinnen, wie geistesabwesend blickte Lutschkoff sich um, zerbrach in sprachloser Raserei einen jungen Baum, zwang sich auf's Pferd, drückte ihm so erbittert die Sporen in die Weichen und maltraitirte das unglückliche Thier so erbarmungslos, daß es, nachdem es acht Werst in einer Viertelstunde zurückgelegt, während der Nacht beinah umgekommen wäre . . .

* * *

Vergeblich wartete Kister bis Mitternacht auf Lutschkoff. Früh am andern Morgen begab er sich selbst zu ihm. Der Bursche erklärte, sein Herr schlafe noch und habe befohlen, Niemand hereinzulassen.

„Auch mich nicht?“

„Auch Sie nicht.“

Kister ging in qualvoller Unruhe einige Mal auf der Straße auf und ab und kehrte dann nach Hause zurück.

Sein Bursche gab ihm einen Brief.

„Von wem?“

„Von Perekatoffs.“

Dem Cornet zitterten die Hände.

„Sie lassen grüßen und um Antwort bitten. Soll ich dem Boten einen Schnaps geben?“

Langsam öffnete Kister das Briefchen und las Folgendes:

„Lieber guter Fedor Fedorowitsch!

„Ich muß Sie unbedingt sprechen — ganz unbedingt. Kommen Sie doch, wenn es Ihnen irgend möglich, heut zu uns. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; ich bitte Sie im Namen unsrer alten Freundschaft. Wenn Sie wüßten — aber Sie werden Alles erfahren. Nicht wahr, auf baldiges Wiedersehn? Marja.

P. S. Sie müssen heut unfehlbar kommen!“

„Soll ich also dem Boten einen Schnaps geben?“

Kister starrte seinen Burschen lange erstaunt an und ging dann, ohne ein Wort zu erwidern, hinaus.

„Mein Herr sagte, ich solle Dir einen Schnaps geben, und zugleich möchte auch ich mir einen nehmen,“ sprach der Bursche.

IX.

Marja eilte Kister, als er in das Gastzimmer trat, mit einem so freudestrahlenden dankbaren Gesicht entgegen und drückte ihm so innig und fest die Hand, daß sich ihm vor Freuden das Herz erweiterte. Doch ging sie, ohne ein Wort zu sagen, sofort hinaus.

Perekatoff saß auf dem Sopha und legte Patience. Die Unterhaltung begann, und kaum hatte er mit gewohntem Tact die Rede auf seinen Hund gebracht und dessen Talente zu rühmen angefangen, als Marja wieder eintrat. Sie hatte einen buntseidenen Gürtel um — sie erinnerte sich, daß Kister einmal gesagt, derselbe kleide sie besonders vortheilhaft.

Kurz darauf erschien auch Nenila: sie empfing den Gast heut mit ganz besonderer Herzlichkeit.

Bei Tisch lachte und scherzte man in ungezwungenster Weise; sogar Perekatoff wurde lebhaft und erzählte eines seiner lustigsten Jugenderlebnisse, — wobei er jedoch, wie der Vogel Strauß, vorsichtshalber den Kopf von seiner Frau abgewendet hielt.

„Wir wollen einen Spaziergang machen, Herr Kister," sagte Marja nach dem Essen zu dem Cornet — in jenem einschmeichelnden Ton, der jede Widerrede unmöglich macht. „Ich muß über etwas sehr Wichtiges mit Ihnen sprechen," fügte sie mit graziöser Feierlichkeit hinzu und zog sich ihre schwedischen Handschuhe an. „Gehst Du mit, Mama?"

„Nein," entgegnete Nenila.

„Aber wir gehen nicht in den Park."

„Wohin denn?"

„Nach der langen Wiese, in's Wäldchen."

„So nimm Tanjuscha mit."

„Tanjuscha, Tanjuscha!" rief Marja mit ihrer hellen Stimme und hüpfte leicht wie ein Vogel aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später wanderte Marja mit Kister nach der langen Wiese. Als sie auf der Weide an der Kuhheerde vorüber kamen, fütterte sie ihre Lieblingskuh mit Brod, streichelte ihr den Kopf und gebot Kister, sie sanft auf den Rücken zu klopfen.

Sie war in ungemein heiterer Stimmung und plauderte in einem fort. Kister ging mit Vergnügen auf Alles ein, obgleich er mit großer Ungeduld auf die Mittheilungen wartete, die sie ihm zu machen hatte . . .

Tanjuscha folgte ihnen in respectvoller Entfernung und nur von Zeit zu Zeit warf sie ihrer Herrin einen schlauen Blick zu.

„Sie sind mir doch nicht böse, Fedor Fedorowitsch?" fragte Marja.

„Ihnen, Marja Sergejewna? Aber warum denn?"

„Vorgestern . . . erinnern Sie sich?"

„Sie waren nicht bei Stimmung . . . Das war Alles."

„Warum halten Sie sich so weit von mir? Geben Sie mir den Arm. So . . . auch Sie waren nicht recht bei Stimmung.“

„Das ist wahr.“

„Aber heut bin ich in der allerbesten Stimmung, nicht wahr?“

„Ja, es scheint mir in der That, daß Sie heut —“

„Und wissen Sie warum? Weil . . .“ Marja schüttelte ernst mit dem Kopf. „Nun, ich weiß schon, warum . . . weil Sie mir Gesellschaft leisten“, fügte sie hinzu, ohne Kister anzusehen.

Kister drückte ihr sanft die Hand.

„Aber warum fragen Sie mich gar nicht?“ fuhr Marja in halblautem Ton fort.

„Wonach?“

„Ach, verstellen Sie sich doch nicht . . . nach meinem Briefe!“

„Ich erwartete, daß Sie —“

„Hören Sie, warum ich in Ihrer Gesellschaft so heiter gestimmt bin,“ unterbrach sie ihn lebhaft; „weil Sie so gut und zartfühlend sind; weil es Ihnen unmöglich wäre . . . parce que vous avez de la délicatesse. Ich sage Ihnen das auf Französisch, denn Sie verstehen ja Französisch.“

Kister verstand zwar Französisch, aber er verstand Marja nicht.

„Ach pflücken Sie mir doch die Blume . . . die da . . . wie schön!“

Marja betrachtete sie mit großem Wohlgefallen. Auf einmal befreite sie hastig ihren Arm und begann mit besorgtem Lächeln den schlanken Stengel vorsichtig durch das Knopfloch seines Ueberrocks zu ziehen. Dabei kamen ihre feinen Finger beinahe mit seinen Lippen in Berührung. Seine Blicke richteten sich auf diese Finger und dann auf ihr Antlitz. Sie neigte ihr Köpfchen, als hätte sie sagen wollen: „Du darfst . . .“

Kister bückte sich ein wenig und küßte ihr die Fingerspitzen.

Mittlerweile hatten sie sich dem bekannten Wäldchen genähert. Marja ward mit einemmal nachdenkend, und dann verstummte sie sogar. Sie begaben sich nach derselben Stelle, wo sie Lutschkoff erwartet hatte. Das niedergetretene Gras hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet; das zerbrochene Bäumchen hatte bereits zu welken angefangen, während die Blätter sich bereits zu Röhrchen zusammengerollt und zu vertrocknen begonnen hatten.

Marja ließ den Blick umherschweifen und wandte sich dann plötzlich zu Kister.

„Wissen Sie auch, warum ich Sie hierher geführt habe?“

„Nein.“

„Nein! . . . Warum reden Sie heut gar nicht von Ihrem Freunde Lutschkoff? Sonst konnten Sie gar nicht müde werden, ihn zu rühmen.“

Kister blickte vor sich hin und schwieg.

„Wissen Sie auch,“ fuhr Marja mit einiger Anstrengung fort, „daß ich hier . . . gestern . . . eine Zusammenkunft mit ihm hatte?“

„Das wußte ich,“ versetzte er dumpf.

„Das wußten Sie! . . . Ach! Jetzt begreife ich, warum Sie gestern . . . Herr Lutschkoff hatte sich offenbar beeilt, mit seiner ‚Eroberung' zu prahlen."

Kister wollte antworten . . .

„Reden Sie nicht, erwidern Sie mir nichts . . . ich weiß, er ist Ihr Freund; Sie könnten im Stande sein, ihn zu vertheidigen. Sie wußten, Herr Kister, daß ich . . . warum hielten Sie mich denn nicht davon ab, eine solche Dummheit zu begehen? Warum nahmen Sie mich nicht wie ein Kind beim Ohr? . . . Sie wußten es . . . es war Ihnen also ganz gleichgiltig?"

„Aber welches Recht hatte ich . . ."

„Welches Recht! . . . Das Recht des Freundes. Ach ja: er ist ja auch Ihr Freund . . . ich schäme mich . . . er ist Ihr Freund . . . dieser Mensch benahm sich gestern in einer Weise gegen mich . . ."

Marja hatte sich abgewendet. Kisters Augen funkelten; er wurde kreidebleich.

„Nun, nun, werden Sie nicht böse . . . Hören Sie, Fedor, Sie sollen nicht böse werden! Es hat sich alles zum Besten gewendet. Ich freue mich, daß die gestrige Auseinandersetzung stattgefunden hat . . . Warum meinen Sie wohl, daß ich so mit Ihnen davon rede? Etwa weil ich mich über Herrn Lutschkoff beklagen wollte? O nein! Ich habe ihn schon vergessen. Aber ich habe mir Ihnen, meinem guten Freunde gegenüber etwas zu Schulden kommen lassen . . . Ich möchte Ihnen eine Erklärung geben, Sie um Verzeihung bitten und um Rath fragen. Sie haben mich Aufrichtigkeit gelehrt . . . bei Ihnen ist mir so leicht um's Herz . . . Sie sind kein Lutschkoff!"

„Lutschkoff ist ungehobelt und plump," brachte Kister mit Anstrengung heraus; „aber —"

„Was, ein Aber! Sie schämen sich nicht, Aber zu sagen! Er ist plump und ungehobelt und boshaft und eingebildet . . . Hören Sie: ich sage Und und nicht Aber!"

„Sie sprechen so, weil Sie noch unter dem Einfluß Ihres Zornes stehen, Marja Sergejewna," antwortete Kister traurig.

„Wie, ich wäre zornig? Warum denn? So gönnen Sie mir doch einen Blick: sieht man so aus, wenn man zornig ist? Hören Sie," fuhr Marja fort, „denken Sie von mir, was Ihnen beliebt . . . aber wenn Sie meinen, heut coquettire ich mit Ihnen aus Rache, so . . . so . . ." die Thränen traten ihr in die Augen, „zum Scherz bin ich nicht empört!"

„Seien Sie offen gegen mich, Marja Sergejewna . . ."

„O, wie dumm und häßlich Sie sein können! Aber so sehen Sie mich doch an! Bin ich etwa nicht offen und ehrlich gegen Sie? Können Sie denn nicht in meiner Seele lesen?"

„Gut denn . . . ja, ich glaube Ihnen," fuhr Kister lächelnd fort, als

er sah, mit welch' bekümmerter Hartnäckigkeit sie seinen Blick zu erhaschen suchte; „aber so sagen Sie mir auch, was veranlaßte Sie, Lutschkoff eine Zusammenkunft zu gewähren?"

„Was? Ich weiß es selbst nicht. Er wollte allein mit mir sprechen. Ich dachte mir, er habe noch keine Zeit, keine Gelegenheit gefunden, sich auszusprechen. Jetzt hat er sich ausgesprochen! Hören Sie: er mag ein ungewöhnlicher Mensch sein, aber er ist dumm — ja, ja dumm! . . . Er ist nicht im Stande, zwei zusammenhängende Worte zu sagen. Und dann ist er gradezu unzart. Uebrigens will ich ihn nicht zu hart anklagen . . . Er mochte sich ja einbilden, daß ich ein leichtsinniges albernes Mädchen sei. Ich hatte ja fast niemals mit ihm gesprochen . . . Es ist wahr, er hatte meine Neugier erregt; aber ich meinte, ein Mann, den Sie Ihrer Freundschaft würdigten — —"

„Bitte, sprechen Sie nicht von ihm als meinem Freunde," unterbrach sie Kister.

„Nein nein, ich will Sie nicht entzweien!"

„Mein Gott, ich möchte Ihnen nicht blos meine Freunde opfern, sondern auch . . . . Zwischen Herrn Lutschkoff und mir ist Alles aus!" fügte er hastig hinzu.

Marja blickte ihm fest in die Augen.

„Nun, Gott befohlen!" sprach sie; „reden wir nicht mehr von ihm. Das wird mir eine Lehre sein. Es war meine eigene Schuld. Mehrere Monate hindurch sah ich fast täglich einen guten, klugen, heitern, liebenswürdigen Mann, der . . ." Marja wurde verlegen und stockte einen Augenblick . . . „der ebenfalls . . . ein wenig . . . von mir zu halten schien . . . und ich dummes Ding," fuhr sie hastig fort, „zog ihm den Andern . . . nein nein, ich zog ihm den Andern nicht vor, aber —"

Sie senkte verwirrt den Kopf und verstummte.

Kister wurde es eigenthümlich zu Muth." „Ist's wirklich wahr?" wiederholte er für sich . . . „Marja Sergejewna!" begann er endlich laut . . .

Marja hob den Kopf und sah ihn mit thränengefüllten Augen an.

„Errathen Sie denn gar nicht, von wem ich spreche?" fragte sie.

Kister reichte ihr mit fast angehaltenem Athem die Hand. Eifrig ergriff sie Marja und drückte sie warm und innig.

„Nicht wahr, Sie sind wieder mein guter Freund? . . . Wie, Sie antworten mir nicht?"

„Das wissen Sie ja, daß ich Ihr Freund bin", murmelte er.

„Und Sie verdammen mich nicht? Sie haben mir verziehen? . . . Und verstehen mich? Und Sie lachen nicht über ein Mädchen, das heut dem Einen eine Zusammenkunft gewährt, und morgen mit dem Andern spricht, so . . so wie ich jetzt mit Ihnen spreche . . . Nicht wahr, Sie machen sich nicht über mich lustig?"

Ihr Antlitz glühte; mit beiden Händen hielt sie seine Rechte fest umschlossen . . .

„Ich mich über Sie lustig machen!“ antwortete Kister; „ich . . ich . . . liebe Sie ja . . . ich liebe Sie ja!“ rief er aus.

Marja bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Wissen Sie denn nicht schon längst, Marja, daß ich Sie liebe?“

X.

Drei Wochen nach diesem Gespräch saß Kister allein in seinem Zimmer und schrieb seiner Mutter folgenden Brief:

„Geliebte Mutter!

„Ich beeile mich, Dir mitzutheilen, welch' großes Glück mir bevorsteht: ich verheirathe mich. Ueber diese Nachricht wirst Du Dich wahrscheinlich sehr wundern, namentlich da ich in meinen früheren Briefen auf eine solch' wichtige Wendung in meinem Leben nicht einmal hingedeutet habe, — und Du weißt, ich bin doch sonst gewohnt, Dir alle meine Gefühle, alle meine freudigen und traurigen Erlebnisse mitzutheilen. Die Ursache meines Schweigens ist leicht erklärt. Zunächst habe ich erst selbst in diesen Tagen die Gewißheit erlangt, daß ich wieder geliebt werde; und dann war ich mir auch bis vor Kurzem über die eigentliche Natur und Macht meiner eigenen Neigung noch nicht ganz klar. In einem der ersten Briefe, die ich Dir von hier schrieb, erzählte ich Dir von den Perekatoffs, unseren Nachbarn. Meine Braut — Marja heißt sie — ist ihre einzige Tochter. Ich bin fest überzeugt, wir werden glücklich mit einander. Was ich für sie empfinde, ist nicht eine augenblickliche Leidenschaft, sondern ein tiefes aufrichtiges Gefühl, in welchem Freundschaft sich mit Liebe paart. Ihr sanfter frohsinniger Charakter entspricht ganz dem, was mir so recht an Frauen gefällt. Sie ist gebildet, klug und sehr musikalisch . . . Wenn Du sie sehen könntest! Ich schicke Dir ihr Bild, das ich selbst gezeichnet habe. Aber sie ist tausendmal schöner als dieses Bild. Marja liebt Dich schon wie eine Tochter, und kann den Tag, wo sie Dich kennen lernen soll, gar nicht erwarten. Ich habe mich entschlossen, den Dienst zu quittiren, mich auf dem Lande niederzulassen und mich mit Oekonomie zu beschäftigen. Der alte Perekatoff besitzt vierhundert Bauern — er befindet sich also in sehr guten Verhältnissen. Du siehst, auch nach dieser, der materiellen Seite, hab' ich eine vortreffliche Wahl getroffen. Ich nehme mir Urlaub und komme zu Dir nach Moskau. In spätestens vierzehn Tagen kannst Du mich erwarten . . . Meine liebe gute Mutter, wie glücklich bin ich! . . . Herzlich grüßt und küßt Dich . . .“ u. s. w.

Kister faltete und versiegelte den Brief, stand auf, trat an's Fenster,

steckte sich eine Pfeife an, dachte ein wenig nach und setzte sich dann wieder an den Tisch. Er nahm einen kleinen Bogen Briefpapier und tauchte bedächtig die Feder in's Tintenfaß; aber es dauerte noch lange, eh' er zu schreiben begann. Seine Stirn legte sich in Falten, er hob die Augen zur Decke und kaute an der Feder . . . Endlich entschloß er sich anzufangen — und nach einer Viertelstunde war folgender Brief geschrieben:

„Geehrter Herr!

„Seit Ihrem letzten Besuche (d. h. seit drei Wochen) grüßen Sie mich nicht mehr, sprechen nicht mehr mit mir und scheinen mich zu meiden. Ein Jeder kann natürlich thun und lassen, was ihm beliebt. Sie fanden es angemessen, unserm Verkehr ein Ende zu machen. Glauben Sie mir, ich wende mich heut nicht an Sie, um mich über Ihr Verhalten zu beklagen. Es ist nicht meine Absicht und Gewohnheit, mich irgend Jemandem aufzudrängen, das Bewußtsein, daß ich Niemand Unrecht gethan, genügt mir vollkommen. Wenn ich Ihnen jetzt schreibe, so geschieht es nur aus Pflichtgefühl. Ich habe um Marja Perekatoffs Hand angehalten und mich mit Zustimmung ihrer Eltern mit ihr verlobt. Ich theile Ihnen dieses direct mit, um jeder Art von Mißverständniß und Mißdeutung vorzubauen. Ich gestehe Ihnen offen, Herr Rittmeister, daß ich mich nicht allzu sehr um die Meinung eines Mannes zu kümmern brauchte, der selbst nicht die geringste Rücksicht auf die Ansichten und Empfindungen Anderer nimmt; ich schreibe Ihnen lediglich deshalb, weil es nicht einmal den Anschein haben soll, als wäre ich heimlich zu Werke gegangen. Ich darf annehmen, Sie kennen mich hinlänglich, um meinen heutigen Schritt nicht zu mißdeuten. Da ich Ihnen heut zum letzten Mal schreibe, so kann ich nicht umhin, Ihnen in der Erinnerung an unsere frühere Freundschaft alles denkbare Glück zu wünschen.

Ich verbleibe mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

Fedor Kister.

Fedor schickte den Brief sofort ab, kleidete sich um und ließ anspannen. Vergnügt und sorglos ging er summend in seinem Zimmer auf und ab, ja er hüpfte sogar einigemal, nahm ein Heft Romanzen, rollte es zusammen und knüpfte ein blaues Bändchen darum . . .

Da ging die Thür auf und herein kam Lutschkoff: im Ueberrock, ohne Epauletten und mit der Mütze auf dem Kopf.

Erstaunt blieb Kister mitten im Zimmer stehen, ohne erst die Enden des Bändchens in eine Schleife zu ziehen.

„Sie wollen Marja Perekatoff heirathen?“ fragte Lutschkoff in ruhigem Ton.

Da loderte es in Kister auf.

„Mein werther Herr," begann er, „wenn anständige Leute in ein fremdes Zimmer treten, so nehmen sie die Mütze ab und sagen guten Tag."

„Verzeihen Sie," versetzte der Raufbold kurzab und zog die Mütze vom Kopf. „Guten Tag."

„Guten Tag, Herr Lutschkoff. Sie fragen, ob ich mich mit Fräulein Perekatoff verheirathen wolle? Haben Sie denn meinen Brief nicht gelesen?"

„Ja. Also Sie heirathen. Gratulire."

„Ich nehme Ihre Gratulation an und danke Ihnen dafür. Aber ich muß jetzt fort."

„Ich möchte, daß es zwischen uns zu einer Auseinandersetzung käme, Fedor Fedorowitsch."

„Ich habe nichts dagegen . . . mit Vergnügen," antwortete Kister .Offen gestanden, ich habe eine solche Auseinandersetzung erwartet. Ihr Benehmen gegen mich ist so seltsam und meinerseits, wie mich dünkt, so wenig verdient, daß ich es nicht erwarten konnte . . . Aber wollen Sie sich nicht setzen? Ist Ihnen eine Pfeife gefällig?"

Lutschkoff setzte sich. Seine Bewegungen verriethen eine eigenthümliche Müdigkeit. Er strich sich den Schnurrbart und zog die Brauen in die Höhe.

„Sagen Sie mal, Fedor Fedorowitsch," begann er endlich, „warum haben Sie sich mir gegenüber so lange verstellt?"

„Was sagen Sie?"

„Warum haben Sie stets den Unschuldigen, Makellosen gespielt, während Sie doch grad so einer sind, wie wir andern Sünder?"

„Ich verstehe Sie nicht . . . habe ich Sie mit irgend etwas beleidigt?"

„Sie verstehen mich nicht . . . Schön. Ich will mich bemühen, deutlicher zu sprechen. Sagen Sie mir, haben Sie schon lange Neigung für Fräulein Perekatoff gehegt oder ist Ihre Leidenschaft plötzlich aufgeflammt?"

„Es ist nicht meine Absicht, Herr Lutschkoff, mit Ihnen über mein Verhältniß zu Marja Sergejewna zu sprechen," antwortete Kister kalt.

„So. Wie's Ihnen beliebt. Dann werden Sie mir wohl gütigst gestatten, zu glauben, daß Sie mich zum Narren gehalten haben."

Lutschkoff sagte das sehr langsam und zögernd.

„Das können Sie von mir nicht glauben, Herr Lutschkoff; dazu kennen Sie mich zu gut."

„Ich Sie kennen? . . . Wer kennt Sie überhaupt? Ein merkwürdiger Mensch — dunkel wie der Wald, seiner äußeren Person nach unser Kamerad — das ist Alles. Ich weiß, daß Sie mit viel Gefühl, ja sogar mit Thränen in den Augen deutsche Verse lesen; ich weiß, daß Sie an den Wänden Ihrer Wohnung verschiedene Landkarten aufgehängt haben; ich weiß, daß Sie auf die Pflege Ihrer werthen Person eine besondere Sorgfalt verwenden; das weiß ich — weiter aber nichts . . ."

Kister wurde roth vor Zorn.

„Darf ich fragen," sprach er endlich, „was der Zweck Ihres Besuches

ist? Seit drei Wochen grüßen Sie mich nicht mehr und jetzt kommen Sie anscheinend in der Absicht zu mir, sich über mich lustig zu machen. Ich bin kein Knabe, werther Herr, ich erlaube Niemandem —"

„Ich bitte Sie," unterbrach ihn Lutschkoff, „wer wird es wagen, sich über Sie lustig zu machen. Im Gegentheil, ich komme mit einer ganz unterthänigen Bitte zu Ihnen, — mit der Bitte, mir gütigst Ihr Benehmen gegen mich erklären zu wollen. Gestatten Sie mir daher zu fragen: haben Sie mich nicht mit Gewalt mit der Familie Perekatoff bekannt gemacht? Haben Sie nicht Ihrem ergebensten Diener versichert, daß er an Herz und Seele neu „aufblühen" würde? Und endlich: haben nicht Sie mich mit der tugendsamen Marja Sergejewna zusammengeführt? Warum also sollte ich nicht voraussetzen, daß ich mich bei Ihnen für jenen letzten angenehmen Gefühlsaustausch zu bedanken habe, über den man Sie vermuthlich schon in geeigneter Form unterrichtet hat? Pflegt doch die Braut dem Bräutigam Alles zu beichten, namentlich ihre unschuldigen Streiche. Warum sollte ich also nicht glauben, daß mir auf Ihr Anstiften eine so großartige Nase gedreht wurde? Sie nahmen ja einen so herzlichen Antheil an meiner ‚Wiedergeburt'!"

Kister schritt im Zimmer auf und nieder.

„Hören Sie, Lutschkoff," sprach er; „wenn Sie wirklich im Ernst von dem, was Sie da sagen, überzeugt sind — was ich offen gestanden nicht glaube — so muß ich Ihnen erklären: Sie sollten sich schämen, meine Schritte und mein Verhalten aus so beleidigenden Motiven herzuleiten. Es ist nicht meine Absicht, mich zu rechtfertigen . . . ich appellire nur an Ihr Gewissen und Ihr Gedächtniß."

„Schön; und so will ich mich denn erinnern, daß Sie sich beständig im Flüsterton mit Marja Sergejewna unterhalten haben. Außerdem aber gestatten Sie mir noch eine Frage: Waren Sie nicht bei den Perekatoffs nach dem bekannten Gespräch zwischen uns Beiden? Nach jenem Abend da ich als echter Dummkopf Ihnen, meinem besten Freunde, von dem verabredeten Stelldichein erzählte?"

„Wie, Sie trauen mir zu, daß ich —"

„Ich traue Andern," unterbrach ihn Lutschkoff mit eisiger Kälte, „nichts anderes zu, als was ich mir selbst zutraue; aber ich besitze auch die Schwäche zu glauben, daß Andre nicht besser sind als ich."

„Da irren Sie," versetzte Kister nachdrücklich; „Andre sind in der That besser als Sie."

„Ich habe die Ehre Ihnen zu gratuliren," bemerkte Lutschkoff ruhig, „indeß — —"

„Aber," fiel ihm Kister zornig in's Wort, „erinnern Sie sich doch, in welchen Ausdrücken sprachen Sie mir von diesem Stelldichein, von — Aber ich sehe, diese Auseinandersetzungen sind ganz zwecklos . . . Glauben Sie von mir, was Sie wollen und handeln Sie nach Belieben."

„Ah, das laß ich mir gefallen,“ bemerkte Lutschkoff; „das ist doch ein offenes Wort.“

„Handeln Sie nach Belieben,“ wiederholte Kister.

„Ich begreife Ihre Lage, Fedor Fedorowitsch,“ fuhr Lutschkoff mit affectirter Theilnahme fort. Sie ist unangenehm, wirklich unangenehm. Da spielen wir eine Rolle, spielen sie ausgezeichnet, und kein Mensch sieht uns den Schauspieler an; mit einem Mal —“

„Wenn ich glauben könnte,“ unterbrach ihn Kister mit zusammengepreßten Zähnen, „daß jetzt nur gekränkte Liebe aus Ihnen spräche, würde ich Mitleid mit Ihnen haben und Ihnen verzeihen ... Aber aus Ihren Vorwürfen und Verleumdungen hör' ich nur den Schrei verletzter Eigenliebe heraus und so kann ich kein Mitleid mit Ihnen haben ... Es ist Ihnen nur Ihr Recht geschehen!“

„Gott, wie der Mann zu reden versteht!“ versetzte Lutschkoff halblaut. „Meine Eigenliebe,“ fuhr er fort; „ganz recht, die ist auf das Tiefste, Empfindlichste verletzt worden. Aber wer ist denn frei von Eigenliebe? Sie vielleicht? Ja, ich besitze Eigenliebe, aber ich erlaube Niemandem, mich zu bedauern.“

„Sie erlauben nicht?“ erwiderte Kister stolz. „Was ist das für ein Ausdruck, Herr Lutschkoff! Bedenken Sie, zwischen uns ist jedes Band zerrissen. Ich bitte Sie deshalb, sich mir gegenüber zu benehmen, wie man es einem anständigen Mann schuldig ist.“

„Zerrissen! Jedes Band zerrissen!“ fuhr Lutschkoff fort. „Schön! So erfahren Sie denn, daß ich Sie lediglich aus Mitleid nicht mehr grüßte und besuchte; da Sie mich bedauern, werden Sie mir wohl gestatten, Sie zu bemitleiden! ... Ich wollte Sie nicht in eine falsche Stellung bringen, aber Ihr Gewissen wachrufen ... Sie sprachen von unserm frühern Verhältniß ... als ob Sie nach Ihrer Verheirathung noch mein Freund hätten bleiben können! Aber genug davon! Auch früher waren Sie nur mein Freund, um mich als Schild für Ihre werthe Person benutzen zu können ...“

Lutschkoffs gewissenlose Verdächtigung empörte Kister.

„Machen wir diesem unangenehmen Gespräch ein Ende!“ rief er. „Offen gesagt, ich begreife nicht, warum Sie zu mir gekommen sind.“

„Sie können das wirklich nicht begreifen?“ versetzte Lutschkoff mit affectirtem Erstaunen.

„Nein.“

„Nei—ein?“

„Ich wiederhole Ihnen: Nein!“

„Das ist herrlich! ... Das ist wirklich herrlich! Wer hätte das von einem so klugen Manne gedacht!“

„Erklären Sie mir also endlich, was Sie wollen!“

„Ich komme zu Ihnen, Herr Kister,“ fuhr Lutschkoff fort, indem er langsam aufstand, „ich komme zu Ihnen, um Sie zu einem Duell heraus-

zufordern. Haben Sie mich jetzt verstanden? Ich will mich mit Ihnen schlagen. Ah, Sie meinten mich so ohne weiters los werden zu können! . . . Wußten Sie denn noch nicht, mit wem Sie's zu thun haben? Sie bildeten sich ein, ich würde Ihnen erlauben — —"

„Sehr schön," unterbrach ihn Kister kalt und scharf. „Ich nehme Ihre Herausforderung an. Schicken Sie mir Ihren Secundanten."

„Ja ja," versetzte Lutschkoff, dem es, wie der Katze, leid that, sein Opfer so schnell loslassen zu müssen; „ich gestehe, es wird mir eine große Befriedigung gewähren, morgen den Lauf meiner Pistole auf Ihr blondes ideales Haupt zu richten."

„Es scheint, Sie wollen mich nach der Herausforderung noch beschimpfen," entgegnete Kister verächtlich. „Gehen Sie gefälligst Ihres Weges. Es ist mir zuwider, mich noch mit Ihnen zu unterhalten."

„Ach ja, die Delicatesse! . . . Ich verstehe zwar kein Französisch, aber dieses Wort habe ich von Marja Sergejewna," murmelte Lutschkoff, indem er sich die Mütze aufsetzte. „Auf angenehmes Wiedersehn, Fedor Fedorowitsch!"

Er grüßte und ging.

Kister schritt einigemal im Zimmer auf und nieder. Sein Gesicht brannte und gewaltsam hob und senkte sich seine Brust. Er hatte keine Angst vor dem, was bevorstand, und sein Zorn hatte ihn schon wieder verlassen; aber der Gedanke, daß er einen solchen Menschen einst Freund genannt, hatte etwas unsäglich Bitteres für ihn. Auf das Duell freute er sich beinah. Auf diese Weise entledigte er sich mit einem Mal seiner ganze Vergangenheit . . . Schön, dachte er, so erobere ich mir förmlich mein Glück . . . Marjas Bildniß schien ihn anzulächeln und ihm den Sieg zu verheißen . . . nein, ich werde nicht unterliegen, wiederholte er mit ruhigem Lächeln.

Auf dem Tisch lag der Brief an seiner Mutter . . . Das Herz preßte sich ihm einen Augenblick zusammen. Er beschloß, ihn unter allen Umständen jetzt noch nicht abzuschicken . . . Er fühlte, daß seine Lebenskraft sich gleichsam verdoppelte, was immer der Fall, wenn der Mensch einer Gefahr gegenüber steht. Ruhig erwog er alle Möglichkeiten des Zweikampfes und machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß ihn und Marja ein Unglück treffen, daß sie getrennt werden könnten — und schaute hoffnungsvoll in die Zukunft. Er gab sich das Wort, Lutschkoff nicht zu tödten . . . Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn zu Marja. Er suchte sich einen Secundanten, brachte schnell all seine Sachen in Ordnung und fuhr nach dem Essen sofort zu ihr. Während des ganzen Abends war Kister ungemein heiter, ja vielleicht zu heiter.

Marja spielte sehr viel auf dem Piano, sie merkte nichts und coquettirte mit ihm in der anmuthigsten Weise. Anfangs schmerzte ihn ihre Sorglosigkeit; aber dann betrachtete er dieselbe als eine glückliche Vorbedeutung, freute sich darüber und wurde ganz ruhig.

Sie hatte sich mit jedem Tage inniger an ihn angeschlossen; das Verlangen nach Glück war stärker in ihr als das Gefühl der Leidenschaft. Zudem hatte Lutschkoff sie von allen übertriebenen Wünschen geheilt, — mit Freuden hatte sie denselben für immer entsagt. Nenila liebte Kister wie einen Sohn, und Perekatoff folgte wie immer dem Beispiel seiner Frau.

„Auf Wiedersehn!“ sagte Marja zu Kister, als sie sich im Vorzimmer von ihm verabschiedete, und mit stillem Lächeln sah sie, wie er zärtlich und lange ihre Hände küßte.

„Auf Wiedersehn!“ entgegnete er vertrauensvoll; „auf Wiedersehn!“

Aber als er eine halbe Werst von dem Hause entfernt wor, erfaßte ihn eine seltsame Unruhe; er erhob sich in seinem Wagen und schaute nach dem Hause zurück: seine Augen suchten die erleuchteten Fenster . . . Aber das ganze Haus war finster wie ein Grab.

XI.

Am folgenden Morgen, gegen elf Uhr, fand sich Kisters Secundant, ein alter erfahrener Major, bei diesem ein. Der brave Alte drehte und kaute an seinem grauen Schnurrbart und prophezeite Lutschkoff alles mögliche Unheil . . .

Der Wagen war angespannt. Kister übergab dem Major zwei Briefe; der eine war an seine Mutter, der andere an Marja adressirt.

„Wozu das?“

„Man kann nie wissen — —“

„Dummes Zeug! Wir schießen ihn über den Haufen wie ein altes Feldhuhn!“

„Gleichviel . . .“

Aergerlich steckte der Major die beiden Briefe in die Seitentasche seines Ueberrocks.

„Und nun vorwärts!“

Sie fuhren ab. Am Saum eines kleinen Waldes, zwei Werst von Kirilowo, erwartete sie Lutschkoff mit seinem Secundanten, dem parfümirten Adjutanten, seinem früheren Freunde. Das Wetter war herrlich. Friedlich zwitscherten die Vögel und nicht fern vom Walde zog ein Bauer lange Furchen mit seinem Pfluge.

Während die Secundanten die Distanz abmaßen, die Barrièren absteckten, die Pistolen untersuchten und luden, wechselten die Gegner nicht einen einzigen Blick mit einander. Kister ging mit sorgloser Miene auf und ab und schlug mit einem abgerissenen Zweige in der Luft herum. Lutschkoff stand da unbeweglich mit verschränkten Armen und finsterem Gesicht.

Der entscheidende Augenblick war gekommen.

„Auf Ihre Plätze, meine Herren!“

Kister trat schnell an die Barrière; aber er war noch keine fünf Schritt gegangen, als Lutschkoff schoß.

Kister erbebte, that noch einen Schritt vorwärts, begann zu schwanken, der Kopf sank ihm auf die Brust, die Kniee knickten zusammen und er fiel dumpf in's Gras . . .

Der Major stürzte auf ihn zu . . .

„Ist's denn möglich!" flüsterte der Sterbende . . .

Lutschkoff näherte sich seinem Opfer. Auf seinem finstern abgemagerten Gesicht lag ein Ausdruck harten, grimmigen Mitleids . . . Er sah den Adjutanten und den Major an, ließ wie ein Verbrecher den Kopf sinken, stieg schweigend in den Sattel und ritt im Schritt direct nach der Wohnung des Obersten . . .

Und Marja? . . . Sie lebt noch

Ein Letzter vom Regiment Gensd'armes.

Von

Karl Koberstein.

— Dresden. —

Die Frühlingsübungen des Jahres 1800 waren in vollem Gange. Potsdam glich einem Feldlager, denn auch diesmal hatte es sich der junge König nicht nehmen lassen, die Schulung seiner Garden persönlich zu überwachen.

Da tauchte eines Tages inmitten des kriegerischen Treibens eine abenteuerliche Erscheinung auf.

In dem kurzen Schnurrock eines Halle'schen Renommisten, den klirrenden Schläger um die Hüften gegürtet, an den Stulpstiefeln pfundschwere Sporen und hoch oben auf den langen, unfrisirt flatternden Haaren einen federbuschgeschmückten Stürmer, sprengte eine riesenhafte Gestalt das Manöverfeld entlang. Jedermann stutzte und schüttelte den Kopf. Aber so barock, zum Spott herausfordernd der fremde Geselle auch erschien, ein Meister der Reitkunst ließ sich nicht in ihm verkennen; und da er von nun an Tag für Tag das königliche Gefolge in verwegenen Sprüngen umkreiste, so wurde sogar Friedrich Wilhelms Neugier rege.

Auf Befragen erfuhr man, daß es ein Herr von Nostitz aus Sachsen sei.

Der König dachte nach und lächelte. Hatte ihm nicht kürzlich der Hausknecht eines kleinen Potsdamer Gasthofs beim Herabsteigen der Schloßtreppe ein Schreiben eingehändigt, worin sich ein Student gleiches Namens um ein Offizierspatent im Regimente Gardes du corps bewarb? Der seltsame Reiter mußte der seltsame Bittsteller sein.

War es nun der Wunsch, des lästigen Begleiters überhoben zu sein, war es Mitleiden mit solch unverdrossener Beharrlichkeit — kurz, eines

Morgens brachte Oberst von Köckeritz dem freudig Ueberraschten, der eben wieder seinen lendenlahmen Miethklepper die wagehalsigsten Kunststücke verrichten ließ, den königlichen Bescheid, sich unverweilt nach Berlin aufzumachen und als überzähliger Cornet bei dem Regimente Gensd'armes zu melden.

Hinter sich einen Diener, gleich phantastisch gekleidet, nur noch elender beritten wie er selbst, sechs Friedrichsd'or in der Tasche und mit einem Felleisen ausgerüstet, das nicht mehr als die leichtbewegliche Habe eines gemeinen Husaren barg, trabte Karl von Nostitz zwei Stunden später der Landeshauptstadt zu. Den größeren Hotels ging er in weiser Würdigung seiner Reisekasse vorüber, aber auch geringere Gasthöfe verschlossen dem neuen Don Quixote mißtrauisch die Thür, bis ihm endlich ein Hinterstübchen der Herberge zum „Hirsch" unter den Linden ein vorläufiges Unterkommen bot.

Trotz des Aermlichen seiner Umgebung war das Herz des Neunzehnjährigen von frohen Hoffnungen geschwellt. Schien ihm doch nach einem unstäten Wandern, einem zweck- und ziellosen Leben in den Tag hinein der bergende Hafen zu winken: eine ehrenvolle Stellung in einem der erlesensten Cavallerieregimenter des Fridericianischen Heeres. Vergessen waren für den Augenblick alle herben Eindrücke seiner Kindheit, die geheimen Schmerzen über die gegenseitige Entfremdung der Eltern, die niegestillte Sehnsucht nach dem Glück eines heimathlichen Herdes.

Als einziger Sohn des Oberforst- und Wildmeisters von Nostitz und Jänkendorf, der, fern von der Gattin, in Merseburg ein vereinsamtes Junggesellendasein führte, hatte er, heute in die Dürftigkeit einer Landpfarre gebannt, morgen zwischen Mutter und Hofmeister im Reisewagen geschüttelt, den Segen der Familie, die Wohlthaten einer geregelten Erziehung nie erfahren. Erst auf dem Pädagogium zu Halle waren ihm im engen Zusammensein mit gleichaltrigen Genossen die Freuden geselliger Kammeradschaft, die mannigfachen Reize des Schullebens aufgegangen, ohne ihm doch innere Befriedigung, die rechte Klarheit über sein Wollen und Sollen zu gewähren.

Schon war in lärmendem Müßigang, in endlosen Raufereien und ungeberdigem Auflehnen gegen jede conventionelle Form das erste Universitätsjahr abgelaufen, als sich endlich in dem mächtig Herangewachsenen die Lust nach einem bestimmten Berufe regte. Der Ruhm und Glanz des preußischen Kriegswesens, der schon mehrere der Schulfreunde angelockt, hatte sich auch seiner Phantasie bemeistert, und nach kurzem Schwanken war Nostiz zu Pferd gestiegen und nach Potsdam geritten, einem nahen Verwandten es überlassend, den Vater mit dem gefaßten Entschlusse auszusöhnen.

Den ersten Schritt in der neuen Laufbahn schildert das leider nur kurze Bruchstück seiner Selbstbiographie mit dramatischer Lebendigkeit:

„Kaum also untergekommen, eilte ich zum General Elsner, dem Chef der Gensd'armes.

„„Ja, wer ist Er?"" schnarrte mir der zerstreut entgegen, denn von

einem Imbiß aufstehend, war er voll süßen Weines, und die schwankenden Töne meiner gepreßten Stimme drangen schwer zu seinen Ohren.

„Ich heiße Nostitz, bin aus Sachsen und von Sr. Majestät zum Regiment geschickt."

„„Ah! das freut mich — Se. Majestät vergessen doch das Regiment nicht — Er soll zur Leibcompagnie, das giebt einen Flügelmann — wie viel mißt Er? — He, meine Herren (so rief er zur innern Thür hinein), ein Recrut, ein Ausländer, von Sr. Majestät dem Könige, ein ganz adretter Bursche — — ist er nicht größer als der Flügelmann? — — Johann, führt mir den jungen Menschen zum Rittmeister Schwerin — ein Glas Wein — nun, da trinke Er einmal.""

Jetzt unterbrach er den Strom seiner Rede durch den des rothen Weines, den er in ein großes Glas mir zum Willkomm goß. Ich stand begafft von mir fremden Gesichtern, die mich alle mit lüsternem Blicke maßen, weil sie, lauter Compagnie-Chefs, gern eine so klafterlange Acquisition für den Feuerstand ihrer Compagnie gemacht hätten. Ich merkte endlich den Irrthum des Generals, und als er mir lächelnd das volle Glas reichte, sagte ich ihm: „Se. Majestät haben mich zum Offizier bestimmt, und ich komme her, um mich deshalb bei Ew. Excellenz zu melden."

„„Als Offizier —? Ah, das habe ich nicht gedacht — ist auch noch nichts darüber gekommen. — Sind Sie von Familie? Hat Ihr Vater Güter? Haben Sie guten Ruf?""

Dabei maß er den burschikosen Anzug, die langen Haare und mein ganzes Wesen, das ihm ein gewaltiges Nein auf alle Fragen zuzurufen schien.

„Ich bin ein sächsischer Edelmann — mein Vater hatte Güter in der Oberlausitz."

„„Hat sie aber verwirthschaftet — fiel er mir in die Rede — darum sind sie verkauft.""

„Nein, nicht deswegen, sondern weil mein Vater eine Anstellung weit davon erhalten, die ihm nicht erlaubte, oft Reisen nach seinen Gütern zu machen. Wegen meines Rufes kann ich Ew. Excellenz Zeugnisse der Halle-schen Universität bringen."

„„Die gelten nicht bei uns. — Nun, es soll mir sonst lieb sein (was ihm lieb sein sollte, sagte er nicht) — — Wenn der Befehl des Königs kommt, so fragen Sie nur wieder nach.""

Mit diesen Worten schlossen sich Mund und Thür des Generals, und ich stand im Vorhause, jetzt viel beklommener wie beim Eintritt." —

Ohne Freund und Fürsprecher fühlte sich Nostitz in der großen Stadt so verlassen wie möglich — Tage qualvollen Harrens und bittern Unmuths schlichen an ihm vorüber. Schon war seine Reisekasse erschöpft, das kleine Darlehn eines früheren Universitätsgenossen bis auf wenige Groschen verbraucht, als endlich General Elsner die Nachricht sandte, der von Nos-

sei wirklich vom König als fünfter übercompleter Offizier dem Regiment Gensd'armes zugewiesen. Nun möge er „nach Hause reisen, guten Zuschuß und brav Geld vom Vater zur Equipirung holen."

Das war leichter gesagt als gethan. Kostete es schon einen Aufwand von Beredtsamkeit, die Verzeihung des Vaters zu erwirken, so bot die heikle Geldfrage kaum lösbare Schwierigkeiten, und erst nach langen Verhandlungen, Vorstellungen und beweglichen Bitten ließ sich der störrische Alte zu einem Jahreszuschuß von zwölfhundert Thalern bestimmen.

Mit der vorausgezahlten Hälfte der Summe eilte Nostitz nach Berlin zurück, sich einen kleinen Krösus dünkend. Aber schon in Halle riß die Tilgung akademischer Schulden eine schmerzliche Lücke in seinen Beutel, während einige Tage später ein glänzendes Diner zu Ehren des ersten Wachtdienstes den geretteten Rest verschlang. Aermer als er ausgezogen, stand er wieder auf dem Pflaster der genußsüchtigen Residenz. Hilfe war freilich zur Hand, aber welch eine Hilfe! Speculanten und Wucherer, der ganze Troß dunkler Ehrenmänner, der in lichtscheuem Fluge die militärische Jugend umschwärmt, heftete sich an die Fersen des Unerfahrenen und stürzte ihn auf Jahre hinaus in einen Strudel heillosester Verwirrung.

Einstweilen bekümmerte ihn das wenig; für jetzt überwog die Freude, der ersten Armee Europas anzugehören.

Friedrichs Worte, die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als die preußische Monarchie auf diesem waffenstarrenden Gefüge, hatten trotz der Rhein-Campagne und der polnischen Erfahrungen ihre volle Geltung behalten. Der ganze Schimmer des siebenjährigen Krieges lag noch über dem Heere ausgebreitet, und ein starker Glaube an sich selbst durchwärmte es in allen seinen Theilen; nur daß in der Oede der Friedensgarnisonen der berechtigte Stolz in's Ungemessene gestiegen war, unter den jüngeren Offizieren einen Kastengeist fördernd, der die von altersher bestehende Kluft zwischen Militär und Bürgerthum noch erweiterte.

Die Gensd'armes, dieses wunderliche Gemisch von Bravheit und Dünkel, von Frohsinn und Frivolität, von ritterlicher Sitte und herausforderndem Wesen, gereichten zu besonderem Aergerniß. Hatten sie auch längst den Gardes du corps den Vortritt unter den königlichen Haustruppen überlassen müssen, so galten sie doch nach wie vor für die berufenen Repräsentanten altbrandenburgischer Reiterherrlichkeit, immer darauf bedacht, an aristokratischer Haltung und tollkühner Verwegenheit sämmtlichen Waffengattungen voranzuleuchten.

Ihr Beispiel war maßgebend, und da gerade sie sich in kleinen Neckereien des Philisterthums gefielen, so wuchs der Unmuth gegen sie allmählich zum bittern Haß, der zwar, lange unterdrückt, erst nach den Katastrophen von Auerstädt und Prenzlau, dann aber zu um so lauterem Ausdruck gelangte. Der eigenen Gebrechen wie der Fäulniß aller gesellschaftlichen Zustände jener Tage uneingedenk, brandmarkte der erboste Mittelstand

die Gensd'armes als den Inbegriff tiefster Verderbtheit. Jede ihrer Lustbarkeiten war eine Schwelgerei, ihre Freigebigkeit schnöde Vergeudung, die Streiche jugendlichen Uebermuths eine Versündigung wider Moral und Gesetz; und so nachhaltig wurden diese Schmähungen in der Welt verbreitet, daß heute nur noch ein Zerrbild des tapfern Regiments im Gedächtniß unseres Volkes lebt.

Die warme Hingabe, welche Nostitz dem neuen Berufe entgegenbrachte, sollte nicht ohne frostige Abkühlung bleiben. Ein unerwarteter Feind war ihm in der vorgefaßten Meinung der Kameraden erstanden. Sein kaum von der großstädtischen Cultur gestreiftes Gebaren, noch mehr die Fabeln über seine Halle'sche Studentenzeit hatten ihm den Ruf eines Raufbolds eingetragen, dem man sorglich aus dem Wege gehen müsse. Betroffen sah er, wie sich Andere, die zugleich mit ihm in das Regiment getreten waren, der herzlichsten Aufnahme erfreuten, wo ihm nur kühle Höflichkeit begegnete.

Jung und unbesonnen, wie er war, voll brennender Begierde nach einer Stellung im Kreise der Gefährten, wußte er sich keinen besseren Rath, als durch äußeren Glanz das kränkende Vorurtheil zu bekämpfen und die Mißtrauischen zu näherem Verkehre einzuladen. Rücksichtslos häufte er also neue Schulden zu den alten und that es bald an schönen Pferden, ausgesuchter Equipage und betreßten Livréen den Begütertsten gleich. Seine Rechnung trog ihn nicht. Binnen Kurzem war kein fröhliches Gelage, kein lustiger Schwank oder keckes Reiterstück ohne den „langen Nostitz" zu denken.

Für höheren geselligen Umgang noch nicht gereift, stürzte er sich kopfüber in die Wogen schäumenden Soldatenlebens, liebelte nach Herzenslust, spielte Juden wie Christen manchen Schabernack, gefährdete Tages über durch tolles Rennen und Jagen sein Genick und verplauderte die Nächte auf der Wache oder im Casino bei Karten und feurigem Getränk. Doch erübrigte er bei allem Saus und Braus manche Stunde zu ernsthafterem Thun.

Unter den zahlreichen Bekannten, wie sie ihm Laune oder Zufall entgegenführten, waren es vorzugsweise Friedrich Gentz und der aus dem Rahel'schen Kreise bekannte Major Gualtieri, die sich von der Ursprünglichkeit des jungen Kriegers angezogen fühlten. Wenn es Nostitz hauptsächlich ihren Einwirkungen zu danken hatte, daß sein für das Schöne empfänglicher Sinn nicht frühzeitig in dem Taumel betäubender Zerstreuungen verflüchtigte, so bildete ihn die tägliche Berührung mit einer sicher in sich selber ruhenden Persönlichkeit zum Mann von Welt und Charakter heran.

Premierlieutenant Hans von Alvensleben hatte die Zuneigung des jüngeren Kameraden im Fluge gewonnen und ließ es sich zu eignem Frommen angelegen sein, den ungeleckten Bären für Dienst und Leben zu erziehen. Denn während er dem Schüler in gesellschaftlichem Tact, anstelliger Gewandtheit und strenger Pflichterfüllung ein überzeugendes, zur Nacheiferung spornendes Beispiel bot, suchte er sich dessen wissenschaftliche Kenntnisse nutzbar zu machen, die Lücken einer dürftigen Dorferziehung auszugleichen.

Dieser wechselseitige Austausch geistiger und sittlicher Güter, dieses selbstlose Einanderergänzen schlang ein Band um die Beiden, das weder Zeit noch Raum zu lockern vermochten.

Mit dem Bestreben, der practischen Handgriffe seines Berufes Meister zu werden, ging das Erlernen der höheren Kriegskunde Hand in Hand. namentlich waren es die Vorlesungen des Obersten Scharnhorst, die Nostitz zu emsigen Selbststudien und Uebungen im topographischen Zeichnen reizten. Nicht als ob er dabei an eine künftige Stellung im Generalstabe gedacht hätte: was er trieb, leistete er nach freiem Willen in Erwartung eines günstigen Augenblicks, sein Wissen an den Mann bringen und zum Besten des Regiments verwerthen zu können.

Drei Jahre waren so vergangen, als sich ein Vorfall ereignete, der unbedeutend an sich, verhängnißvoll für Nostitz' ganzes Leben werden sollte.

Seine wilde Reiterlust hatte ihn einmal ein besonders widerspänstiges Pferd besteigen heißen. Ohne Gefährde war er bis zur Ecke der Anatomie gelangt, wo die Berliner Fischhändlerinnen ihre Waaren in großen Kübeln feil zu halten pflegten, als das bis dahin folgsame Thier gegen die Sporen drängte und die hohen Vorstiegen eines Hauses erkletterte. Mit Aufgebot aller Kräfte zwang es Nostitz zwar die Stufen wieder hinab, aber unten angekommen, versuchte das völlig unbändig Gewordene in einen Haufen von Glasscherben zu setzen, worin es sich zweifellos die Sehnen zerschneiden mußte. Nostitz hielt es daher im Sprunge zurück und schlug ihm zugleich die Sporen in die Seiten, um es weiter vor auf das Straßenpflaster zu bringen. Da erfolgten zwei, drei Lançaden, begleitet von dem gellenden Gekreisch auseinanderstiebender Weiber, und Roß wie Reiter wälzten sich im Wasser zwischen Karpfen und Aalen. Das Pferd wollte sich aufrichten, glitt aber auf dem schlüpfrigen Boden des Fischbehälters aus und suchte sich nun des lästigen Herrn, der mit einem Fuße noch im Bügel hing, vermöge der Hufe zu entledigen. Glücklicherweise lagen beide in getrennten Kübeln, deren Wände den wüthenden Schlägen so lange widerstanden, bis der Steigbügelriemen riß und der rasende Gaul befreit von dannen eilte.

Von Wasser triefend, entstieg Nostitz dem unfreiwilligen Bade zum Erstaunen aller Umstehenden, die den Tod des Aermsten für gewiß gehalten hatten, und ließ sich halb betäubt, von einigen herbeigeeilten Kameraden nach Hause tragen. Er befürchtete ein langes Krankenlager, aber ein Aderlaß und die geschickte Pflege des Regimentsfeldscheers gaben ihm bereits nach vierzehn Tagen den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder.

Noch schwankenden Schrittes, auf den Stock gestützt, bemerkte er bei einem seiner ersten Ausgänge ein junges Mädchen am Fenster eines hübschen Bürgerhauses. Es war Karoline, die Tochter eines höheren Justizbeamten, der vor Kurzem gestorben war und den Seinigen ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Fühlte sich Nostitz von der anmuthigen Gestalt, dem jugendlich blühenden Angesicht lebhaft berührt, so erregte das leidende Aus-

sehen des stattlichen Offiziers die nicht minder warme Theilnahme des weichen Frauenherzens. Die respectvollen Grüße des Kranken wurden erröthend erwidert, dann folgten Zeichen des Beileids, Worte der Freude über die fortschreitende Genesung und endlich die Einladung, die Schwelle des mütterlichen Hauses zu überschreiten.

Rasch trat Nostitz Karolinen näher, ohne sich der Art seiner Empfindungen klar bewußt zu sein. War es nur Liebelei oder Liebe, ein bequemes Sichgehenlassen oder Berechnung, was ihn hier gefesselt hielt? Wie dem auch sei, eine tiefere Leidenschaft fehlte wohl auf beiden Seiten, denn auch Karoline scheint bei ihrer Wahl von eigensüchtigen Wünschen geleitet und schon früh darauf bedacht gewesen zu sein, Namen und Wappen eines alten Adelsgeschlechts zu erringen. In der Mutter stand ihr eine werkthätige Verbündete zur Seite. Die weltkluge Frau wußte sich geschickt in Nostitz' Vertrauen zu stehlen, ihm den Grund seiner geheimen Sorgen zu entlocken und zögerte nach erlangter Kenntniß nicht, den ersehnten Schwiegersohn mit einem Theil von Karolinens Erbe aus den Händen der Wucherer zu befreien. Ein voller Erfolg krönte ihren Plan, denn Nostitz betrachtete sich von jetzt dem aufopferungsfähigen Mädchen für immer verpflichtet und sprach das entscheidende Wort, ahnungslos, daß ihn dieser Schritt überwallender Dankbarkeit einmal Heimath und Vaterland kosten würde.

Bevor jedoch die Stunde der Erkenntniß schlug, gab er sich dem ungewohnten Zauber häuslichen Stilllebens hin. Sein Wesen gewann an Stetigkeit, ohne doch an Originalität etwas einzubüßen. Recht im Gegensatz zu seinen bisherigen Vergnügungen fand er nun auch Gefallen an Unterhaltungen im kleineren Kreise, an gemeinsamen Ausflügen in's Freie, an dem Besuch von Theater und Concerten. Schillers Dichtungen namentlich versetzten mit ihrem tragischen Pathos, dem Glanz der Sprache und Bilder seine Seele in einen Rausch des Entzückens.

Zugleich gewann er es über sich, der höheren Gesellschaft die Beachtung zu schenken, die er ihr sonst in burschikoser Bequemlichkeit vorenthalten hatte. Am Hofe des Prinzen Ferdinand ein gern gesehener Gast, standen ihm die Thüren der Aristokratie um so bereitwilliger aufgethan, je mehr die Neugierde gestiegen war, den Mann kennen zu lernen, dessen keckes Auflehnen gegen jede, nur nicht die militärische Ordnung der geschwätzigen Residenz seit Jahren den ergiebigsten Gesprächsstoff lieferte. Viele freilich wandten dem unberechenbaren Sonderling enttäuscht den Rücken, Einsichtigere aber erkannten die eigenartige Natur in ihm, die auf den Kern, nicht nach der stachlichten, wunderlich geformten Außenseite geprüft sein wollte.

Durchaus und vor Allem Soldat, suchte sich Nostitz zu überreden, daß Krieg der wahre Lebenszustand sei, daß nur die Rücksicht auf persönlichen Vortheil seine Entschlüsse, die Behandlung von Menschen und Verhältnissen bestimmen dürfe. Doch so geistvoll und witzig er diese gewagte Weltanschauung zu vertheidigen wußte, das künstlich aufgebaute System von

Klugheit, Selbstsucht und Kälte gerieth augenblicklich in's Schwanken, sobald sein Gemüth in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das Herz hatte dann längst vergessen, was die Zunge in krausen Redewendungen hervorgesprudelt. Dem Anschein nach jeglicher Begeisterung ein abgesagter Feind, konnte er sich ihrer Herrschaft niemals entwinden: er war und blieb der unverbesserliche Enthusiast, der aus Besorgniß; wegen seiner Weichmüthigkeit verlacht zu werden, äußerlich den Mann von strengen, selbst harten Grundsätzen spielte, um im Geheimen der eingeborenen Güte desto freieren Lauf zu lassen. Wo es sich lediglich um das eigene Wohlbehagen handelte, übte er seine an Verschwendung grenzende Freigebigkeit offen und ohne Scheu, bei Werken der Mildthätigkeit ließ er die Linke nicht wissen, was die Rechte that. Voll echter Treue und zu jedem Opfer bereit, verletzte es ihn, wenn solcher Tugenden rühmend gedacht wurde; er war dann im Stande, den besten Freund mit Worten zu verleugnen und seine zarten Empfindungen hinter rauhes Soldatenwesen zu verstecken. Wollte er doch nie an eine schwere Verwundung erinnert sein, die er im Zweikampf für die Ehre eines Bürgermädchens davongetragen, das ihn sonst nichts anging, als daß er den Vater desselben kannte und schätzte.

Des erweiterten Verkehres ungeachtet, entfremdete er sich den Kameraden und ihrem Treiben nicht. Er fehlte nie, wenn es einen Jubel in der Wachtstube gab. Dort versammelten sich täglich die Subalternoffiziere um den Commandirenden, häufig zu einem üppigen Mittagsmahl, meistentheils zum fröhlichen Abendimbiß. Das Klirren der Schüsseln, das Klingen der Gläser lockte zahlreiche Gäste von der Straße herbei, darunter angesehene Vertreter des Beamten- und Gelehrtenstandes. Willkommen war Jeder, der etwas Neues oder wenigstens Durst und gute Laune mit sich brachte.

Hauptsächlich bei diesen Zusammenkünften wurden die Thorheiten ersonnen, welche, auf offenen Markt hinausgetragen, die friedfertige Stadt für einige Tage in Bewegung setzten und den Unwillen des gesinnungstüchtigen Pfahlbürgers herausforderten. Einstimmig bezeichnete man Nostitz als den Urheber derselben, sogar der König glaubte in ihm den Anstifter all' der Zügellosigkeiten zu erkennen, die seinem ehrsamen Sinne so sehr mißfielen.

Brachte er den späten Abend als Wirth, Gast oder Arrestant nicht auf der Hauptwache zu, so verfaß Nostitz wohl einige Stunden in einem Restaurant, wo sich nach dem Schauspiel eine kleine Gemeinde von Schöngeistern bei Wein und Punsch zusammenfand. Sein Humor, mehr noch die Meisterschaft in Bereitung italienischen Salats hatten ihm hier Sitz und Stimme erobert, und mit köstlicher Unbefangenheit polterte der Profane zwischen den Eingeweihten, den begeisterten Propheten Kants, Schellings und der Gebrüder Schlegel herum, mitten in die tiefsinnigsten Untersuchungen über das „herrlich Schöne", das „witzelnd Gefühlvolle", das „sentimental Erhabene" seine ketzerischen Schnurren und Possen schleudernd.

Inzwischen hatte sich am 3. November 1805 die Frage, welche Partei

Preußen in dem bevorstehenden Coalitionskriege ergreifen würde, durch den Abschluß des Potsdamer Vertrages entschieden. Auch für Nostitz blieb die Wendung der Dinge nicht bedeutungslos, denn einer der berufensten Heerführer, Prinz Louis Ferdinand, erwählte ihn neben dem Hauptmann von Kleist zum Adjutanten.

Der junge Offizier wähnte sich in eine Zauberwelt versetzt, als er das Haus des Prinzen zum ersten Male betrat. Hier fand er Alles vereinigt, was Herz und Sinne erfreut: neben dem berühmten Gelehrten weibliche Schönheit, neben dem erprobten Kriegsmann den Meister der Töne. Fast beschämte es ihn, für die Geistesspenden der ausgezeichneten Männer keine andere Gegengabe bieten zu können, als sinniges Aufmerken und dankbares Empfangen. Alles Edle aber und Holde mußte vor dem Glanze erbleichen, der den Gebieter umstrahlte. Jung, schön, tapfer, voll unbändiger Lebenslust und Lebenskraft glich ihm derselbe einem Paladin aus König Artus' Tafelrunde, der sich durch eine Laune des Geschicks in die pygmäenbevölkerte Neuzeit verirrt hatte.

An einem der ersten Abende nach Nostitz' Ernennung herrschte an der prinzlichen Tafel ein besonders reges Leben. Jedermann fühlte sich fortgerissen durch den kräftigen Anlauf, den der König nach langem Schwanken genommen hatte, vor Allem erging sich Louis Ferdinand selbst in den kühnsten Träumen von Kampf und Sieg. Sein Schwager, Fürst Radziwill, erhob das Glas und stieß mit ihm auf einen glücklichen Ausgang an.

„Wir wollen uns mit Ehren betragen", war die Antwort, „der Erfolg ist aber nicht leicht; darum muß Alles dran, und Einer für den Andern stehen. An Ihnen, Nostitz, hoffe ich eine gute Wahl gemacht zu haben. Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein, auf den ich in allen Fällen zählen kann."

Der Angeredete war aufgestanden und näherte sich dem Prinzen in tiefer Bewegung, der schloß ihn in die Arme und küßte ihn auf Mund und Wangen. Nostitz drängte die aufquellenden Thränen zurück und sprach kein Wort, im Herzen aber that er einen Schwur, der ihn dem ritterlichen Herrn auf Leben und Tod zu eigen gab.

Die schmutzigen Federn, welche in den Tagen des allgemeinen Zusammenbruchs das Soldatengrab des Prinzen besudelten, haben sich nicht entblödet, auch diese Scene in ein wüstes Bacchanal zu verwandeln, wo der hoffnungsvolle Novize „unter Schwelgen und Saufen die erste Weihe empfangen habe".

Der mit so vielem Geräusch eröffnete Feldzug nahm einen kläglichen Verlauf. Die Kunde von der Niederlage bei Austerlitz gebot dem Marsch des preußisch-sächsischen Heeres gegen die böhmische Grenze ein vorläufiges Halt, dann kam der Tractat von Schönbrunn, und nach wildverlebten Winterquartieren im Erzgebirge sah Nostitz in Berlin die Linden wieder blühen.

Seine Heimkehr machte sich bald bemerkbar. Bei nächtlicher Weile wurden dem Grafen Haugwitz, Napoleons Schleppenträger, die Fenster ein-

geworfen. Zwar hatte niemand die verkappten Uebelthäter erkannt, aber die himmelanragende Gestalt ihres Anführers sowie die Energie des Bombardements ließen auf die Gensd'armes schließen, deren Verband der alte Neckebold wieder angehörte.

Soweit übrigens die Wirklichkeit hinter seinen ausschweifenden Erwartungen zurückgeblieben war, das Endergebniß der letzten Monate durfte Nostitz doch befriedigen. Er hatte sich auf einer größeren Bühne bewegt, Land und Leute gesehen, die höchsten Machthaber in der Nähe beobachtet und das Vorspiel des Krieges, die Bedingungen zur Bewegung größerer Truppenmassen aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Während des folgenden Sommers sah er sich fast ausschließlich auf die Unterhaltungen der Wachtstube angewiesen. Die meisten vornehmen Häuser der Hauptstadt standen verödet, Prinz Louis Ferdinand hatte sich in finsterm Unmuth auf sein Landgut Schrike zurückgezogen, und Karoline war in Begleitung der Mutter zum längeren Badeaufenthalt nach Sachsen gereist.

Als man sich bei einem der nächtlichen Gelage in Erinnerungen an entschwundene Zeiten erging, und unter Andern auch der öffentlichen Aufzüge und Mummereien gedachte, die vormals zu den Hauptbelustigungen der Gensd'armes-Offiziere gehört hatten, regte sich unter Hörern und Erzählern unwillkürlich der Wunsch nach einer Neubelebung der alten Sitte. Nostitz war Feuer und Flamme. Doch welche Schaustellung erdenken, deren tieferen Sinn die große Menge mühelos verstehen würde? Das Beklemmende der allgemeinen Lage verbot jedwede politische Anspielung, eine Spitze aber, eine schlagende Pointe mußte das Ganze haben, sollte es nicht auf ein leeres Prunken mit schönen Pferden und bunten Flittern hinauslaufen.

Nach langem Hin- und Herreden fand endlich der Vorschlag allgemeinen Beifall, Werners „Weihe der Kraft" zu parodiren, die sich gerade damals eines großen Zulaufs erfreute. Nicht nur Ifflands bewunderte Leistung als Luther, die theatralisch wirksame, aber zerflossen unwahre Dichtung selber übte diese kaum erhörte Anziehungskraft aus. Fand hier doch jede Geschmacksrichtung etwas nach ihrem Herzen. Die Aufklärer erbauten sich an des Reformators Donnerworten wider Geistes- und Glaubenszwang, das eben erst erwachte Interesse für mittelalterliches Leben fühlte sich von dem farbenprächtigen Bilde des sechszehnten Jahrhunderts angemuthet, und die schönen Seelen schwelgten in dem romantischen Wust visionärer Ahnungen, in dem verzückten Kauderwelsch vom Karfunkel und der Hyacinthe.

Der Gedanke, einmal aufgeworfen, wurde mit Zähigkeit verfolgt, bis er fix und fertig auf dem Papiere stand.

Im ersten Act des Dramas löst der kursächsische Kanzler Spalatinus ein Wittenberger Nonnenkloster auf und schickt die frommen Schwestern mit den Worten von dannen:

„Aufgelöst ist Euer Schwur,
Kehrt in die Welt zu Euern ersten Pflichten,
Die Männin gab dem Manne die Natur:
Was sie gebeut, das kann kein Eid vernichten!

Die größtentheils noch jungen Augustinerinnen lassen sich das nicht zweimal sagen. Seelenvergnügt eilen sie hinaus, und es ist im Verlauf der Handlung nicht weiter von ihnen die Rede; nur Katharina von Bora bleibt auf der Scene, um schließlich Luthers Frau zu werden.

Die Parodie sollte nun ergänzend eintreten und das fernere Schicksal der Befreiten schildern. Diese — so wurde angenommen — haben sich nach Berlin gewendet und in Madame Etschern, einer bekannten Kupplerin, die mütterliche Freundin gefunden, unter deren Leitung sie sich befleißigen, den Mahnungen des würdigen Kanzlers nachzukommen. Luther hört mit Befriedigung von solchem Beginnen und eilt, Gattin und Famulus zur Seite, gen Berlin, die neue gemeinnützige Frauenanstalt in Augenschein zu nehmen. Hier macht er eines Tages mit den ehemaligen Gefährtinnen seiner Katharina eine Schlittenfahrt, bei der Madame Etschern als Wächterin des Anstandes natürlich nicht fehlen darf.

Damit der Plan über Nacht nicht in Vergessenheit geriethe, erbot sich Nostitz zur sofortigen Inscenesetzung, falls ihn die Anwesenden durch Namenszeichnung ihrer Mitwirkung im Voraus versichern würden. Keiner dachte daran sich auszuschließen, und innerhalb weniger Minuten war die Subscriptionsliste mit fünfzehn Unterschriften bedeckt, so daß der emsige Regisseur schon am nächsten Morgen sein heimliches Werk beginnen konnte.

Die Theilnehmer erhielten folgende Verhaltungsbefehle: Jeder stellt vier bis sechs Vorreiter in bunten, reich galonirten Jacken, er selbst verschafft sich ein weibliches Gewand im Schnitte der Reformationszeit und einen eleganten Damensattel, während die Costüme Luthers, Katharinens und Theobalds der Garderobe des Nationaltheaters entliehen werden. Sämmtliche als Frauen gekleidete Offiziere erscheinen auf ihren Paradepferden, nur der Darsteller der Madame Etschern reitet einen kleinen Langschwanz mit aufgesteckten Eselsohren.

An einem milden Augustabend, der Tausende von Spaziergängern auf die Straße gelockt hatte, versammelten sich die Verschworenen in Nostitz' Wohnung, und kaum waren die letzten Vorbereitungen getroffen, so brach der Zug, von einem Lichtmeer übergossen, mit Hussa und Hallo aus der Charlottenstraße unter die Linden hervor. Ein niedriger Rollwagen, dessen Räder von herabhängendem grauen Tuch verdeckt wurden, trug den Schlitten, darinnen sich Doctor Martin Luther neben seinem Famulus Theobald streckte, der die lächerlich lange Flöte des Herrn in Händen hielt. Hinten aber auf der Pritsche saß der riesige Nostitz als zarte Katharina, in der Rechten eine Hetzpeitsche, in der Linken eine brennende Fackel schwingend, und nebenher trabte inmitten der Pflegebefohlenen Madame Etschern in

ihrem gewohnten Hauskleide, geschmückt mit Punschkelle und Schlüsselbund, den charakteristischen Attributen ihres Gewerbes. Von Gold und Silber starrende Jockeys mit flammenden Windlichtern eröffneten und schlossen die Cavalcade, die sich in mäßiger Eile durch die zusammenlaufende Menge bewegte.

Die Zahl der Neugierigen wuchs von Minute zu Minute, und ihre laute Bewunderung artete in hellen Jubel aus, als man beim näheren Zuschauen die Bedeutung der Gestalten, die Anspielungen auf die heimischen Sittenzustände zu verstehen begann. Umsonst versuchten auf Befehl des Gouverneurs Husaren und berittene Polizeidiener der Posse ein Ende zu machen; sie dienten nur dazu, die Reihen der Gaffer auseinanderzutreiben und dem Schaugepränge freiere Bahn zu schaffen, das nun mit steigender Schnelligkeit die Stadt durchbrauste, bis es, plötzlich in eine entlegene Seitengasse biegend, im Dunkel der Nacht verschwand.

Schon glaubten die Gensd'armes mit den Fackeln auch die Erinnerung an den nächtlichen Spuk erloschen, als sie ein königlicher Parolebefehl eines Anderen belehrte. Religion und Kunst fühlten sich gleich schwer beleidigt. Angetrieben von seiner Frau, führte der Cabinetssecretair Beyme im Namen geängstigter Christen Klage wider die ruchlosen Kirchenschänder, indeß Iffland, als Director des Nationaltheaters, die Heiligkeit seines geliebten Schauspielwesens gewahrt wissen wollte.

Des Königs Unmuth fiel in erster Reihe auf den erschrockenen Commandeur und würde im Gegenschlag das ganze Regiment getroffen haben, wären die Schuldbewußten durch freimüthige Selbstanzeige dem allgemeinen Sturme nicht zuvorgekommen. Der Sünder waren jedoch zu viele, als daß sie alle hätten bestraft werden können; nur vier von ihnen, die im Range am höchsten Stehenden, wurden zur Sühne herausgegriffen, die Uebrigen kamen mit einem Verweis davon, und zum ersten Male in seinem Leben segnete Nostitz die bescheidene Würde eines Secondelieutenants.

Mit Verwunderung hörte das Publikum von den verhängten Strafen. Noch dachte es billiger als die fürstlichen Berather, und sein gesundes Gefühl, daß eine Fratze des Erhabenen eben so wenig für die Bühne wie zur Straßenmaskerade tauge, fand beredten Ausdruck in dem Gassenhauer:

„Darf Herr Luther Bretter treten,
Mag er auch das Pflaster kneten."

Erst später, da man ausschließlich Adel und Heer für das allgemein verschuldete Elend verantwortlich machte, wurde die halbvergessene Schlittenfahrt der Gensd'armes unter dem Müll und Schutt vergangener Tage wieder hervorgegraben und als einer der schwerwiegendsten Beweise für die Versumpfung des militärischen Geistes, für die Glaubens- und Sittenlosigkeit der preußischen Junker ausgespielt. Die verspäteten Moralprediger vermutheten nicht, daß die Zeit nahe, wo „die Blüthe des Bürgerthums", deutsche Studenten, dasselbe Drama mißbrauchen würden, die dreihundert-

jährige Jubelfeier der Reformation zu entweihen und einen Theaterscandal in's Werk zu setzen, der sich von dem Rufe: „Fort mit dem Reformator von der Bühne!" bis zu brutalen Thätlichkeiten steigerte. — —

Schwüler und drückender war inzwischen die politische Luft geworden. Unbeachtet verklangen Louis Ferdinands Worte: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Welt eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einem Gegner schonungslos überstürzt werden, wenn diesem der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre!" Als nun Napoleon den Augenblick gekommen glaubte, des katzenartigen Spielens müde, sich zum tödtlichen Sprunge erhob, und das eben erst in die alten Garnisonen eingerückte Heer von Neuem auf den Kriegsfuß gesetzt wurde, trat Nostitz in das vorjährige Verhältniß eines prinzlichen Flügeladjutanten zurück. Doch konnte er sich des nahenden Sturmes nicht unbefangen freuen, zu tief war sein Gemüth von widerstreitenden Empfindungen aufgewühlt. Gewohnheit, Zuneigung, Dankbarkeit kämpften in ihm einen erbitterten Kampf gegen das eingewurzelte Bedürfniß nach schrankenloser Unabhängigkeit. Der Gedanke, sein Tod im Felde würde die Geliebte um den größten Theil ihres Vermögens bringen, war ihm vormals nie gekommen, jetzt quälte er ihn bei Tag und Nacht, und doch ließ ihn der unüberwindliche Widerwille gegen eine dauernde Verbindung vor dem einzigen Schritte schaudern, der Karolinens Zukunft sicherstellen konnte.

Nach heftigem Sträuben fügte er sich endlich der Bitte, den langjährigen Herzensbund durch eine kirchliche Trauung zu weihen; nur müsse dieselbe in tiefster Heimlichkeit vollzogen werden, da bei dem Drange der Umstände weder die Bewilligung des Königs noch des Vaters Segen zu beschaffen wären.

Ein gut Theil Berechnung lag diesem Verlangen wohl zu Grunde, denn fiel er in dem bevorstehenden Kriege, so war die Zukunft seiner Wittwe gesichert; blieb er am Leben, so konnten Zeit oder glückliches Ungefähr noch Mittel und Wege bieten, die lästige Fessel, wo nicht abzuschütteln, doch minder drückend zu machen. Demungeachtet suchte er die entscheidende Stunde so weit wie möglich hinauszuschieben, bis im letzten Augenblicke der Ueberraschung gelang, was die Stimme des Gewissens und reichlich mit Thränen getränkte Vorstellungen nicht erzwungen hatten.

Bei einem gelegentlichen Besuche fand Nostitz Karolinen im bräutlichen Schmuck. Stumm vor Staunen, ließ er sich in ein festlich erleuchtetes Zimmer geleiten, wo vor einem improvisirten Altare ein Geistlicher in vollem Ornate wartete. In traumhafter Benommenheit sah er fremde Gestalten um sich schwanken, hörte er feierliche Worte an seine Ohren klingen und gab, wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, Bescheid auf Fragen, deren Sinn er kaum verstand. Erst als ihm der Priester einen goldenen Ring über den Finger streifte, und die wenigen Zeugen glückwünschend das

junge Paar umdrängten, wich die Betäubung, und das unabänderlich Geschehene trat mit erschreckender Klarheit vor seine Seele.

Düster und einsilbig saß er an der Abendtafel, wie nachdrücklich man ihm auch das strengste Stillschweigen über die Heirath und deren nähere Umstände gelobte. Beim Schluß des Mahles zog er heimlich den verhängnißvollen Reif von der Rechten, legte ihn leise auf den Tisch und verließ nach kurzem Gruß mit den übrigen Gästen die hochzeitlichen Räume. Die frische Nachtluft machte ihn taumeln. Gleich einem Trunkenen eilte er die Linden auf und nieder, bis er plötzlich dem Nachtwächter begegnete, dessen Schlüsselbund ihm bei seinen Kiltgängen nicht selten freundliche Dienste geleistet. Als ob er den Urheber seiner Verstrickung vor sich sähe, fiel er mit Faustschlägen über den Ahnungslosen her und ließ erst dann von seinem Rachewerke ab, als das Nothsignal Unterstützung aus den nächsten Seitenstraßen rief. Die Schnarren und Pfeifen der Verfolger auf den Fersen, hatte es Nostitz nur seinen langen Beinen zu danken, daß er, zwar schweißtriefend und athemlos, aber unbehelligt seine Wohnung erreichte.

So oft seitdem der Neuvermählte das schwiegermütterliche Haus besuchte, überkam ihn ein Gefühl höchster Beängstigung, das auch dann kaum weichen wollte, wenn er sich nach kurzem Aufenthalt unter die kriegstollen Kameraden mischte. Immer war es ihm, als trüge er den Stempel seines geheimen Sclaventhums auf der Stirn.

Der Aufbruch des prinzlichen Hauptquartiers erlöste ihn endlich aus dieser peinvollen Lage. Ueber Dresden durch das Voigtland dem Main entgegen zogen die Colonnen des Hohenlohe'schen Heeres, dessen aus preußischen und sächsischen Truppen gebildete Vorhut Prinz Louis Ferdinand commandirte. Unterwegs erreichte den Fürsten der überraschende Befehl, die Flankendeckung gegen Böhmen aufzugeben, um durch eine Rechtsschwenkung Anschluß an die Armee des Herzogs von Braunschweig zu gewinnen. In Jena, der kleinen thüringischen Musenstadt, traf Nostitz zu seiner innigen Freude den Rittmeister Alvensleben wieder, der als das vornehmste Opfer der berüchtigten Schlittenfahrt in das schlesische Kürassier-Regiment von Holzendorf versetzt worden war. Alvensleben zeigte sich unverändert. Ohne viel zu fragen, zog er Nostitz' Lieblingspferd, einen zierlichen Rapphengst, aus dem Stalle, zum Ersatz dafür eine englische Stute von gewaltiger Gliederstärke bietend. „Der Gaul," sagte er, „ist für mich beim Regiment nicht so nöthig, Dir jedoch kann er bei dem Prinzen noch nützlich werden." Nostitz lachte über den gewaltsamen Tausch, bald aber sollte er Grund haben, des Freundes Voraussicht zu preisen, und niemals kam der alte Schiller-Enthusiast auf die Saalfelder Episode zu reden, ohne des edlen Rosses mit Wallensteins Worten zu gedenken:

„Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern!"

Am 9. October strahlten die Prunkgemächer des Rudolstädter Schlosses

in feenhaftem Glanz. Der kleine Fürst hatte die köstlichsten Springquellen seiner Keller erschlossen, und eine wein- und hoffnungsselige Menge durchfluthete die weiten Säle. Nur zwei hohe Gestalten bewegten sich still und ernst inmitten des fröhlichen Getümmels: Prinz Louis und sein Adjutant. Ein Ausspruch des Gebieters hatte Nostitz aus unbefangenem Geplauder aufgeschreckt. Nach der Tafel war der überlustige Wirth an den Prinzen mit der Bitte herangetreten, zum Beschluß des Festes noch etwas auf seinem Lieblingsinstrumente vorzutragen; die Fürstin aber hatte abgewehrt, da der Gast jetzt vor einem anderen Spiele stünde und wohl alle seine Gedanken darauf gerichtet habe, dieses Spiel nicht zu verlieren. Eine Wolke finstrer Trauer war dabei über des Prinzen Stirn geflogen, und seinen Lippen hatten sich die ingrimmigen Worte entrungen: „Es ist schon ohne Rettung verloren".

Lange warf sich Nostitz auf seinem Lager hin und wider. Drüben im einsamen, monderhellten Zimmer hörte er den Prinzen auf dem Flügel phantasiren; brausende, wildgellende Töne zwischen den Weisen süßester Wehmuth — das letzte Lied eines todwunden Schwans. Endlich versank er in einen schweren Traum, der — so scheint es — Louis Ferdinand mit dem Prinzen des Schiller'schen Geistersehers zu einer Gestalt verwob und das Schicksal des nächsten Tages in spukhaften Bildern vorausverkündete. Darauf läßt wenigstens ein Brief Rahels an Varnhagen schließen, worin es heißt: „Ich schreibe jetzt nur, um dich inständigst zu bitten, dem Herrn von Nostitz ja seinen Traum von Prinz Louis und Schillers Geisterseher abzufragen und ihn genau aufzuschreiben. Auch laß Dir Louis' Tod genau erzählen, und schreib' ihn auch auf. Mir erzählte er beides göttlich: so naiv, so darstellend, so unbewußt schön, so natürlich; mahn' ihn an, daß er's wieder so mache, aber sag' ihm nicht, zu welchem Zwecke. Er liebt es gewiß nicht".

Leider versäumte Varnhagen dem Befehl der Angebeteten nachzukommen. Seine geschwätzige Feder, die doch sonst jeden Vorzimmer- und Hintertreppenklatsch so treulich zu Papiere brachte, ist uns den Bericht des merkwürdigen Traumes schuldig geblieben.

Mit dem Morgengrauen des 10. Octobers drängte Marschall Lannes die vorgeschobenen preußischen Posten gegen Saalfeld zurück. Prinz Louis, welcher befürchtete, daß es nie zum Kriege kommen würde, wenn er die Gelegenheit zu einem blutigen Zusammenstoß nicht vom Zaune bräche, der es für eine Erlösung hielt, auf so viele Märsche, Vorbereitungen und Säumnisse endlich eine entscheidende That folgen zu lassen, eilte mit sechstausend Mann den bedrohten Seinen zu Hilfe; bald aber entwickelte der Feind größere Streitkräfte, das kleine preußisch-sächsische Corps sah sich einer erdrückenden Uebermacht gegenüber, und nur der feste Glaube, daß Fürst Hohenlohe auf den Kanonendonner hin Unterstützung senden werde, bewog den Prinzen, den ungleichen Kampf fünf Stunden lang hinzuhalten. Er,

der Leidenschaftliche, zeigte heute eine heitre Besonnenheit, welche Nostitz mit Bewunderung erfüllte. Bei einer scheinbar günstigen Wendung des Gefechts setzte er sich an die Spitze sächsischer Husaren und stürzte mit Ungestüm auf den linken Flügel der französischen Cavallerie. Der Angriff, so erfolgverheißend er begann, scheiterte an der Ueberzahl des Gegners. Die Unordnung der Geworfenen theilte sich den übrigen befreundeten Truppen mit, und im wilden Gemenge wälzten sich Franzosen und Deutsche, Reiterei und Fußvolk über das Gefilde. Vergebens suchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, er wurde in den verworrenen Knäuel mit hineingerissen und mußte daran denken, sich selber vor dem Schwarm verfolgender Feinde zu retten. Aber in dem Augenblicke, da sein englisches Pferd beim Uebersetzen eines Zaunes mit dem einen Fuß im Flechtwerk hängen blieb, erhielt er eine schwere Wunde am Hinterkopf. Gleichzeitig sprengte ein französischer Wachtmeister heran, forderte seinen Degen und stieß ihm, da ein Hieb die Antwort war, den Säbel in die Brust. Noch hielt sich der tödtlich Verletzte eine kurze Strecke aufrecht, unterstützt von seinen herbeigeeilten Adjutanten, Hauptmann von Valentini und Nostitz, dann schwankte er und sank sterbend in des Letzteren Arme. Die Treuen suchten den theuern Leichnam zu retten, doch drängten die feindlichen Reiter zu heftig nach. Nostitz hatte eben nur noch Zeit, des Prinzen Taschenbuch zu ergreifen und sich wieder in den Sattel zu schwingen; aber nun, Herr seines Armes und Pferdes, warf der Riese Alles, was ihm den Weg vertreten wollte, wie Kinderspielzeug über und untereinander, die Trauerkunde in das sorglose Hauptquartier zu tragen.

Auf dem Rückzuge, der den vernichtenden Schlägen von Auerstädt und Jena folgte, fand Nostitz mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Im Verein mit Alvensleben führte er an der Spitze eines Piquets Blücher-Husaren die kühnsten Recognoscirungen aus und brachte sogar Gefangene und Beutepferde zurück. Auch am 28. October kehrte er von einem verwegenen Ritte mit der Freudenbotschaft heim, daß Prenzlau und Umgegend vom Feinde unbesetzt, im Orte selbst aber Alles auf's beste vorbereitet sei zur Verpflegung von Mannschaft und Pferden.

Das flüchtige Corps athmete erleichtert auf. Das Schwerste schien ja überstanden, nur wenige Meilen, und man konnte an der Oder festen Fuß fassen, die verpfändete Soldatenehre wieder einzulösen — da warf Hohenlohes Capitulation alle Hoffnungen nieder. Das Regiment Gensd'armes verfiel dem allgemeinen Verhängniß, noch mehr, seine Sterbestunde hatte geschlagen. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, die Manschaften kriegsgefangen abgeführt, während Pauken und Standarten, die Zeugen der Ruhmestage von Roßbach und Zorndorf, nach Paris in das Hotel der Invaliden wanderten.

Losgelöst aus Reih und Glied als Führer eines selbstständigen Commandos, war Nostitz nicht gesonnen, sich so leichten Kaufes zu ergeben. Mit

seiner Handvoll Husaren durchbrach er die feindlichen Linien und traf Mitte November noch rechtzeitig in Preußen ein, um an der Vertheidigung Danzigs, später an den letzten Entscheidungskämpfen fechtend und blutend theilzunehmen.

Der Friede von Tilsit kam, mit ihm das trübselige Ende. Nostitz' Ehrgeiz war befriedigt, das blaue Kreuz des Ordens pour le mérite schmückte die Brust des jungen Rittmeisters, aber der Ausblick in die Zukunft machte ihn frösteln. Sein Prinz schlief in der Saalfelder Fürstengruft, in Trümmern lag, was ihm bisher erhaben und unantastbar geschienen, und die stolzen Schwadronen, denen er mit Leib und Seele angehangen, waren für alle Zeit aus der Liste des preußischen Heeres gestrichen. Und was wartete seiner in Berlin? Jetzt, wo es wieder einzutreten galt in die alten zerfahrenen Verhältnisse, mußte das Geheimniß seiner Ehe zu Tage kommen. Schon sah er das Achselzucken der Standesgenossen der Unebenbürtigen gegenüber, mit der man wohl eine Zeit lang tändeln, die man aber nun und nimmer heirathen dürfe; er hörte die Wachtstubenwitze über den tollen Nostitz, der jetzt zahm geworden sei, der das Reiterkoller mit dem Schlafrock vertauscht habe und als ehrbarer Hausvater nur noch für Kinderwartung und die tausend Erbärmlichkeiten des kleinbürgerlichen Lebens Sinn und Verständniß zeige. Der übertriebene Werth, den er immer auf die Meinung und das Vorurtheil der nächsten Umgebung gelegt, machte sich mehr denn jemals geltend und ließ ihn schließlich dem Wahrspruch der Gesellschaft trotzen. Lieber wollte er treulos und undankbar, als lächerlich erscheinen. Mit spitzfindigen Scheingründen wußte er das mahnende Gewissen zu beschwichtigen und sich einzureden, daß er zu ganz Anderem berufen sei, als im Schlaraffenthum des Familienlebens dahinzusiechen, daß es ihm auswärts gelingen werde, einen rühmlichen Namen zu erjagen, wenn auch daheim engherzige Moral den Stab über sein Verhalten bräche.

Heimlich betrieb er seinen Abschied, die Zurüstungen zur Reise und entwich dann bei Nacht und Nebel über die preußische Grenze.

Das Unmännliche dieser Flucht, das seinem tapfern Herzen so gar nicht entsprach, hat er übrigens ehrlich anerkannt, als er in reiferen Jahren einem Freunde Einblick in seine Sturm- und Drangperiode gestattete.

„An meine heimliche Heirath," schreibt er, „knüpft sich, als an den Hauptmoment des Lebens, die Entwickelung meines Geschicks in allen folgenden Jahren. Was ich gethan oder nicht gethan, entströmte dieser Quelle, denn mein Leben ist jahrelang nur eine Flucht vor der Ehe gewesen. Bin ich Länder durchzogen, habe ich mich an große Ereignisse angeschlossen, immer war der Hauptgrund dazu das Verlangen, mich der Macht eines Verhältnisses zu entziehen, das, mich verfolgend und überall wiederfindend, mich von jeder Ansiedelung losriß. So verderblich stark war in mir der Widerwille gegen jenes Band und die daraus hervorgehende Stellung in der Welt, daß derselbe mich zu einer Auflehnung gegen alles Gefühl

der Dankbarkeit und des Anstandes brachte, mich in den betrübendsten, vernichtendsten Zank verstrickte und als Folge zu kalter Starrheit verhärtete, mich von der menschlichen Gesellschaft wegstieß und endlich so isolirte und auf mich selbst abschloß, daß ich mich wie einen entwurzelten Baum in jedes Land habe versetzen können." — — Ruhm und Auszeichnungen aller Art sind Nostitz draußen in Fülle geworden, eine Heimath hat er nicht wieder gefunden.

In Oesterreich tauchte er zuerst wieder auf. Ihn verlangte nach kriegerischer Thätigkeit, das jüngst Vergangene mit seinen Qualen zu vergessen, und gerade hier deuteten alle Zeichen darauf hin, daß sich der mühsam niedergehaltene Haß gegen Napoleon über kurz oder lang in einem gewaltsamen Ausbruch entladen werde. Mit dem ihm eigenen Ungestüm warf er sich in das politische Leben, knüpfte neue Verbindungen an, frischte alte wieder auf und benutzte seine Beziehungen zu Preußen und Sachsen, die tiefe Gährung, welche seit dem Tilsiter Frieden ganz Norddeutschland erfüllte, dem Kaiserstaate dienstbar zu machen. Als es dann wirklich zum Kriege kam, stand auf den französischen Proscriptionslisten sein Name an hervorragender Stelle, und mit heiterer Genugthuung sah er sich im Moniteur als ein Haupt, seine anmuthige Freundin, die Schauspielerin Auguste Brede, als ein Werkzeug der Verschwörungen bezeichnet, die sich gleich einem schleichenden Unkraut über Europa verzweigen sollten. Mit englischem Gelde errichtete er aus preußischen und rheinbündischen Flüchtlingen eine Freischaar, streifte von Böhmen nach Franken hinüber und trieb seine Sache mit Selbstständigkeit und Glück, bis der Waffenstillstand von Znaim allen weiteren Unternehmungen ein Ziel setzte.

Die Sieger suchten ihren Groll an dem unbequemen Gegner zu kühlen. Nostitz wurde unter der Anklage verhaftet, daß er dem Waffenstillstand zum Trotz die fränkische Legion dem Herzoge von Braunschweig-Oels zur Einschiffung nach England habe nachführen wollen. Er wußte sich jedoch vor seinen Richtern zu rechtfertigen, trat nach erfolgter Freisprechung mit Majorsrang in das Meerveld'sche Ulanenregiment und nahm später unter Fürst Schwarzenberg an dem polnischen Feldzuge Theil.

Da das Jahr 1813 neue, verheißungsvolle Bahnen erschloß, litt es ihn nicht länger in Oesterreich, wo man sich in zweideutigem Zaudern und Zuwarten gefiel, indeß Preußen und Rußland die letzten Kräfte zusammenrafften, dem napoleonischen Weltreich ein Ende zu machen.

Zum Erstaunen der Freunde wählte Nostitz russische Dienste. Nicht der gehobene Ton der Freiwilligen, wie er wohl behauptete, noch die „ekelhafte Unnatur der Deutschthümelei", deren er die meisten Führer, auch Blücher und Gneisenau, bezichtigte, hatten ihm das preußische Kriegswesen entfremdet; andere, tiefer liegende Gründe waren ausschlaggebend für den überraschenden Entschluß. Das Schreckbild seiner Ehe schob sich drohend zwischen ihn und das Verlangen nach Wiedereintritt in den alten Heerverband. Sollte er

nach beendetem Kriege die kaum verwundenen Seelenkämpfe auf's neue bestehen? Wieder davonschleichen wie ein Dieb und, ein moderner Landsknecht, die Welt auf gut Glück durchwandern? Nimmermehr!

Gneisenaus eindringliche Beredtsamkeit ließ ihn unberührt, unter fremden Fahnen gedachte er der vaterländischen Sache zu nützen. Und doch wäre in der schlesischen Armee, wo sich die Besten zusammenfanden, wo das Herz des ganzen Krieges pochte, der rechte Platz für ihn gewesen, nicht unter einem Winzingerode oder Tschernitscheff. Was wollten die entscheidungslosen Kämpfe an der Niederelbe, selbst das rühmlich bestandene Treffen an dem Göhrde bedeuten gegen die Tage von Katzbach, Wartenburg und Möckern, gegen das blutige Ringen jenseits des Rheines?

Nach dem ersten Pariser Frieden war Nostitz Zeuge der prunkvollen Haupt- und Staatsaction, womit Metternich in Wien die Augen des kriegsmüden Europas ergötzte. Inmitten des betäubenden Getümmels von Kaisern und Königen, von Ministern, Priestern und Gelehrten, von Strebern und Bittstellern aller Art, bewahrte er sich die ganze Nüchternheit seines derben Weltverstandes. Dieser Congreß der wohl tanzte, aber nicht von der Stelle rückte, der sich auf Praterfahrten, Schmausereien, offene und geheime Liebeshändel besser als auf ernste, staatsmännische Arbeit verstand, bot seinem Hang zur Satire unerschöpfliche Nahrung. Zu lebhaft war in ihm die Abneigung gegen jeden Selbstbetrug, zu dringend das Bedürfniß, sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, als daß ihn schillernder Glanz über die Verlogenheit des Wiener Treibens hätte täuschen sollen. Nichts entging seinem unbestechlichen Blick. Sein beißender Spott ergoß sich über die Fürsten von Napoleons Gnaden mit gleicher Schonungslosigkeit wie über die bettelnden Prätendenten, zankenden Diplomaten und gefälligen Weiber, und wich nur einer ernsteren Stimmung bei Betrachtung der Maulwurfsarbeiten von Groß und Klein, Deutschlands Zersplitterung zu einer dauernden zu machen und Preußen um den redlich verdienten Siegespreis zu bringen. Das Schicksal Sachsens, seines engeren Vaterlandes focht ihn dabei ganz und gar nicht an, höchstens daß ihm die Worte aus kaiserlichem Munde: „'s ist halt ein hartes Ding, einen Fürsten vom Thron zu stoßen“, die verlorene gute Laune wiedergaben.

Aus der Stickluft dieser erbärmlichen Welt flüchtete er gern zu einer geistvollen Frau, in ihrem reinen Bezirk einen frischen Athemzug zu thun. Rahel, die er schon im Hause des Prinzen Louis Ferdinand kennen und verehren gelernt, nach der Saalfelder Katastrophe aber nur flüchtig wiedergesehen hatte, war auf des Gatten Wunsch nach Wien gekommen. Zu ihr trieb es ihn fast täglich, der klugen Freundin, seine eigensten Urtheile, Wünsche und Hoffnungen zur Prüfung darzulegen und aus ihrem Munde Berichtigung, neue Aufschlüsse und Erhebungen zu empfangen. Mit überzeugtem Ernst versicherte er, dies wären die besten Geschäfte, die jetzt in Wien gemacht würden, und Varnhagen sagt darüber: „Was da alles zur Sprache kam,

welche Thatsachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geistesfreiheit und Welteinsicht beider Theilnehmer, wohl selbst noch in späten, fortgeschrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechselten Briefe geben hiervon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen sie das Gebiet und die Art eines Austausches, dessen eigenster Boden nur das lebendige Gespräch selber sein konnte. Merkwürdig ist es immer, daß Rahel auch einer solchen Natur nicht nur unbedingtes Vertrauen, sondern auch wahrhaft empfundene Freundschaft einflößen gekonnt."

Gewiß, sehr merkwürdig! Aber noch merkwürdiger, daß die Frau, die an der urwüchsigen Kraft eines Nostitz Gefallen fand, den glatten Hämling Varnhagen freite. —

In Wien hatten deutsches Wohl und Wehe Nostitz zum letzten Male berührt, von da ab gehört sein Wirken ausschließlich Rußland an. Die Nachrichten darüber fließen nur spärlich, namentlich ist sein Privatleben in kaum durchdringliches Dunkel gehüllt. Welchen Ausgang zum Beispiel die Tragicomödie seiner heimlichen Ehe fand: ob Nostitz, wie Viele glauben, in trotziger Verachtung der Gefahr die Existenz derselben geflissentlich verleugnete, ob der Tod Karolinens oder ein gesetzlicher Vergleich sie löste — Niemand weiß es zu sagen. Nur so viel steht fest, daß der Türkenkrieg und die polnische Erhebung seine Feldherrngaben in blendendem Lichte zeigten, daß mit den Siegen von Kurtepe, Ostrolenka und Warschau sein Name unauflöslich verbunden ist.

Rasch stieg der noch jüngere Mann zum Range eines Generallieutenants auf und wurde überdies mit dem Grafentitel geschmückt. Im Besitze reicher kaiserlicher Dotationen, an der Seite einer freigewählten Gattin, sah er sich von zwei blühenden Kindern umspielt — kurz, Alles war vereinigt, die Mittagshöhe seines Daseins zu vergolden. Und doch scheint das rechte Genügen gefehlt zu haben. Der Wunsch, das Gewonnene in Ruhe zu genießen, hat ihn niemals angewandelt; immer wieder trieb es ihn hinaus zu neuen Kämpfen und Stürmen.

Und der Grund dieser innern Friedlosigkeit, die erst mit dem Tode von ihm wich?

Verhaltenes, auch den Vertrautesten nie eingestandenes Heimweh!

So zärtlich er seinen Lieblingsdichter im Kopf und Herzen trug, Schillers Lehre von der Treue zum Vaterlande hatte er in einer Anwandlung von Eigennutz und falscher Scham leichtfertig in den Wind geschlagen, sich einem entwurzelten Baume vergleichend, der schmerzlos in jedes Erdreich zu versetzen wäre.

Eitle Täuschung! Das Losreißen aus heimischem Grund hatte sich nicht ohne Schädigung für ihn vollzogen. So rauschend auch seine Krone in den Lüften spielte, die besten Fasern seiner Kraft waren im Mutterboden

haften geblieben, und drinnen unter der Rinde wollte der Saft nicht mehr in alter Fülle treiben.

Nostitz fühlte sich tief vereinsamt. Was ihn ehemals der Alltäglichkeit entrückte, was ihn erhob und bei aller Zügellosigkeit der Lebensführung vor dem Versinken in platte Genußsucht behütete, von alledem vermochte die Fremde nichts zu bieten. Sein Verlangen nach echter Männerfreundschaft, der Trieb nach Weiterbildung und geistiger Reibung fanden unter dem Zelte der asiatischen Steppe so wenig Nahrung wie in den Palästen der Petersburger Gesellschaft. Mochte er sich noch so sehr den Anschein geben, als wäre er für immer mit dem neuen Volksthum verwachsen, dessen Sitte und Sprache er meisterlich zu handhaben wußte, die moskowitische Hülle verbarg doch nur schlecht den idealbedürftigen Deutschen, der mit stiller Wehmuth, wie auf ein verscherztes Glück, nach Preußen hinüberblickte, dem Lande seiner Wahl, wo er den Schulranzen getragen, die Leiden und Freuden des Subaltern-Offiziers gekostet, und in dem schönen Hohenzollernprinzen das vergötterte Vorbild gefunden hatte. Die Eindrücke dieser Jahre blieben ihm eine geheime Poesie, werth und vertraut und trotz aller Spottlust niemals preisgegeben. Gern und oft hing er ihnen nach, die müde Seele wie in einem Jungbrunnen zu erfrischen.

Die Stimmung, welche seine letzte Lebensperiode umdüsterte, wird am besten durch die Worte gekennzeichnet, mit denen er lange vor seinem Tode von einem deutschen Kameraden Abschied nahm:

„Man sagt, der Mensch verlebe eine Hälfte seiner Zeit in Thorheiten und die andere in dem Bestreben, dieselben wieder gut zu machen. Was bleibt dann zum Facit? — Versuche, Hindernisse und Reue!

Es ist schmerzhaft, seinem Leben ein Ziel zu wissen und dadurch des größten Gutes enthoben zu sein, der Hoffnung und der Täuschung.

Immer auf mich zurückgedrängt, schwäche ich durch eigene Last die Schwungkraft meiner Seele; und hätte ich eine Bitte frei an das Schicksal ich bäte um Beschluß des Gaukelspiels meines Lebens. Drei Fuß unter der Erde wäre, wo ich am liebsten sein möchte, nur will ich aus christlicher Scham mich selbst nicht hinabdrängen.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und gedenken Sie meiner als eines Todten!"

Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen.

Von

G. Hirschfeld.

— Königsberg. —

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.
Goethe.

Ein juristischer Schriftsteller im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat den merkwürdigen Satz geschrieben: „Die Gesandten, welche lange an einem fremden Hofe sind, wie das jetzt bei den Meisten der Fall ist, haben fast nichts zu thun und verbringen ihre Zeit in Festen, bei Schauspielen, bei Zerstreuungen jeder Art, indem sie sich begnügen von Zeit zu Zeit an ihren Souverain zu schreiben, um ihm mitzutheilen, daß sie noch am Leben sind und daß sie bisweilen an ihn denken.“ Ich bin überzeugt, daß nicht wenige — sagen wir — Laien, diese Charakteristik auch jetzt noch für zutreffend halten, vor Allem da, wo die äußeren Lebensbedingungen von vorn herein als besonders glänzend sich aufdrängen.

Wer vom Bosporus her auf Constantinopel zufährt, dem fällt hoch oben über Pera und Galata ein bedeutender Palast in's Auge, der weithin sichtbar nicht blos das Gewirr der umgebenden Bauten überragt, sondern auch durch seine ernsten und energischen eckigen Linien und durch seine Ausstattung in dieser Umgebung fremdartig hervorsticht. Den Deutschen freilich muthen die steinernen Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln vom Kranzgesims des Daches emporsteigen, heimisch an und mit Recht: der mächtige Bau ist der Sitz der deutschen Botschaft, der Sitz wenigstens für die festreichen Wintermonate;

denn im Sommer haust sie, wie die Vertreter der andern Mächte zwangloser an den Ufern des Bosporus — noch nicht im eigenen Palaste wie Engländer und Russen, die sich auch hier schon wetteifernd heimischer gemacht — aber doch in anmuthigen hohen luftigen Räumen, wo man den märchenhaften Reiz dieses Gestades doppelt genießt. Vor dem Hause ankert alsdann ein deutsches Kanonenboot, der Befehle des Botschafters gewärtig. Wenn die Herrlichkeit der umgebenden Natur, der tägliche Anblick einer Welt, die uns nun einmal von Jugend auf in zauberhaftem Lichte erscheint, wenn eine Stellung und Muße, die den Genuß aller dieser Reize in völliger Freiheit gestattet, glücklich machen kann, so — denkt man sich — müssen die Bewohner dieser Räume glücklich sein. Die eigenthümlichen Verhältnisse in der Türkei, die ganze Organisation, welche eigentlich nur für den Muselman berechnet ist und mit ihm rechnet, bringt es mit sich, daß dort den Fremden, vor allen aber ihren Vertretern noch besondere Vorrechte gewährleistet sein müssen, neben welchen noch mehrere allmählich sich herausgebildet haben, welche der gewöhnliche Verkehr ohne Weiteres anerkennt. So erscheint denn eine angebliche Aeußerung des Fürsten Bismarck begreiflich, wonach eine diplomatische Stellung im Orient leicht verhängnißvoll für die Lebensgewohnheiten ihres Inhabers werden könnte. Macht doch auch schon jeder Andere, der dies Leben im Morgenlande längere Zeit genießt, an sich selber die Erfahrung, wie fern ihm allmählich die Heimath rückt, wie antipathisch ihm der Gedanke der Heimkehr aus dem ungebundenen, abwechselungsreichen Dasein wird, wie seine Interessen sich verengen und abstumpfen.

Ich will ohne Weiteres zugeben, daß die Glückseligkeit eines Botschafters bei der Hohen Pforte allermeistens nur scheinbar ist, daß große Sorgen, der latente, aber darum nur härtere Kampf um die Interessen oft ein ungewöhnliches Maß von Lebenskraft verlangen und aufzehren; — für die Außenwelt wie für die Eingeborenen bleibt die Stellung eines solchen Botschafters imposant und beneidenswerth; sie bezeichnet zu gleicher Zeit auf's schärfste das Verhältniß, in welches die Türkei allmählich zu den europäischen Großmächten getreten, — oder sagen wir besser — gesunken ist. Oder ist etwa nicht seit geraumer Zeit das Verhältniß der Pforte zu den einzelnen Botschaftern der angstvoll beobachtete Höhenmesser ihrer jeweiligen Chancen geworden? Wird sie nicht durch die Androhung der Abreise auf's Wirksamste eingeschüchtert und dann wieder durch die Ankunft außerordentlicher Sendboten auf's Lebhafteste ermuthigt? Hin und her geworfen von Botschaft zu Botschaft, zwischen Hoffen und Verzagen. Die Geschichte weiß zu rächen!

Von der Zeit an, als Soliman der Große seinem Vater Selim I., dem Enkel Mohammed des Eroberers im Jahre 1520 gefolgt war, mehrten sich die Berührungen Deutschlands mit der Hohen Pforte. Der größte Herrscher der Osmanen — um mit den Worten ihres abendländischen Darstellers zu sprechen, — war eine dauernde Gefahr für das Deutsche Reich, an

welches seine Besitzungen damals jenseits Ofen unmittelbar angrenzten. Bei der Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse war an einen ernsten, besonders an einen systematischen Widerstand nicht zu denken. Auf gütlichem Wege, d. h. durch Geld, Vorstellungen und Bitten suchte Ferdinand I. Frieden mit dem Sultan. Die Erlaubniß zur Absendung von Vermittlern mußte von diesem erbeten werden. Mehrere Gesandtschaften, deren Führer Soliman bisweilen durch längere Haft willfähriger machen zu können glaubte, erreichten schließlich immer nur ein Provisorium, einen Waffenstillstand, der für später dem Sultan freie Hand ließ, an den aber offenbar weder der Muselman noch der Christ sich gebunden erachteten, wenn sich Gelegenheit bot, einander empfindlich Abbruch zu thun.

Gegen Ende des Jahres 1553 sandte Ferdinand zum fünften oder sechsten Male einen Orator, wie man diese Sendboten nannte, nach Constantinopel; dieser aber erkrankte und starb in Komorn, ohne Zweifel noch in Folge der üblen Behandlung, die er bei früherem Aufenthalt in Constantinopel erlitten hatte. Ferdinand wählte für das wenig einladende Amt einen jungen Mann, der eben erst in einer Nebenstellung eine Gesandtschaft nach England begleitet hatte. Er brauchte seine Wahl nicht zu bereuen.

Augier Gislain von Busbeke (oder Busbeck) war von Geburt kein Deutscher, sondern ein Niederländer, aus Comines an der Ley — etwas nördlich von Lille — wo er im Jahre 1522 geboren wurde. Die vier umfangreichen und eleganten lateinischen Briefe, welche Busbecke über seine türkische Gesandtschaft an einen Freund geschrieben hat, sind einst viel gelesen worden; bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, haben sie immer neue Auflagen erlebt. Dann trat die Theilnahme für das, was sie behandelten, mehr zurück; die Türkengefahr erschien nicht mehr dringlich, und nur wissenschaftliches Interesse führte noch bisweilen zu den Schriften eines Mannes, der als erster Europäer eine Landreise nach Amasia gemacht, zuerst für eine Copie des lateinischen Theiles des Monumentum Ancyranum gesorgt, der die Wiener Bibliothek und Münzsammlung sehr bereichert, auch der Botanik und Zoologie genützt hat und dem u. A. die Einführung der Tulpen und der Syringen in Europa verdankt wird.

Ein rein wissenschaftliches Interesse hat auch mich zu den Briefen Busbecks geführt; immer mehr zogen sie mich an; etwas Charakteristischeres für die Türken — und nicht blos jener Zeit — meinte ich nie gelesen zu haben. Die ersten frischesten Eindrücke waren hier mit einer Klarheit und zugleich Schlichtheit der Sprache und Auffassung fixirt, welche diesen Briefen ein geradezu klassisches Gepräge aufdrücken und über ihr Alter vollkommen hinwegtäuschen können. Ueber Allem der Zauber einer im hohen Grade merkwürdigen Persönlichkeit.

Es ist die Zeit der drohendsten Macht der Türken: noch nicht lange an der Schwelle Europas erschienen, waren sie in ihrem Siegeslaufe unauf-

haltsam gewesen, wo nur erst eine Lücke offen, da ergossen sie sich alsbald gleich einem entfesselten Strom, wie nach der Einnahme von Belgrad. Tausende der christlichen Bewohner der Donauländer wurden niedergemacht oder als kostbare Siegesbeute in die Sclaverei geführt, ein ganz alltägliches Loos, das Jedem zufallen konnte, dessen Mittel zufällig nicht zur Auslösung hinreichten.

Wohl mußte es einem denkenden Beobachter und einem edlen Patrioten von höchstem Werth sein, ein solches fast noch ungekanntes Volk näher zu sehen, über das Geheimniß seiner Erfolge klarer zu werden, durch seine Erfahrungen dem eigenen Volke zu dienen. Eine Mission an den Großherrn konnte unter Umständen die erwünschte Gelegenheit bieten, wenn man sie zu nützen verstand und den Kopf oben behielt, auch in sehr schwierigen Lagen. Ein passenderer Sendbote als Busbeck konnte aber dann nicht gedacht werden; er muß das selbst empfunden haben, da er nach einer ersten kürzeren Gesandtschaftsreise sofort bereit ist, auf's Neue und auf unberechenbare Zeit die Gefahr der Sendung zu übernehmen.

Daß Busbecks Bildung vielseitig war, habe ich schon angedeutet; daß sie nicht blos äußerlich war, zeigt die hohe und humane Gesinnung, die fast auf jeder Seite dieser zwanglosen Briefe sich kundgiebt. Seine Urtheile über das Volk, unter dem er und die Seinigen so vielerlei Unbill erlitten, sind von bewundernswerther Gerechtigkeit; ihr Benehmen zu und unter einander weiß er wohl zu unterscheiden von dem gegen die verachteten und gehaßten Christen.

Es ist das eine sehr wichtige Thatsache, die Wenige würdigen: türkische Regenten, die uns als grausame, blutdürstige Despoten erscheinen, genießen mitunter bei ihrem Volke den Ruf ganz besonderer Milde und Gerechtigkeit, sind gefeierte Dichter gewesen und haben ihre nationale Wissenschaft mit allen Mitteln zu heben gesucht. Den vielen guten Eigenschaften der Osmanen wird Busbeck gerecht ohne Rückhalt, ohne eine Spur jenes widerwärtigen heuchlerischen Pharisäerthums, das neuerdings — besonders von England aus — so oft den Türken gegenüber sich breit macht, Laster selbst aus ihren Tugenden prägt und im besten Falle auf gründlicher Verkennung ethnologischer Unterschiede beruht. Aussprüche und Thatsachen in den Briefen verrathen dabei überall ein edles, bescheidenes und tief religiöses Gemüth, an welchem als das Schönste zu rühmen ist, daß es sich nicht aufdrängt, sondern sich suchen läßt. Das ist allerdings durchaus in der Ordnung, daß der praktische Politiker in Beziehung auf sich selber und auf seine Landsleute offenbar dem guten und gesunden Satze huldigt: hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! Ganz wie das Luther gegenüber der Türkennoth mit sehr kräftigen Worten zu rathen pflegte*).

*) z. B. „So dächt ich, es wäre das Beste, Gott sich befehlen und aus gethaner Pflicht und Gehorsam der Obrigkeit sich wehren, so lange und mit wasser Weise man immer könnte und sich nicht fangen lasse, sondern würgen, schießen und stechen in die Türken, bis daß wir da lägen.“

Durch die Briefe zieht sich wie ein rother Faden der Zwist in Solimans Familie, die Intriguen der späteren Gattin Roxolane und des Großveziers Rustem, das traurige Ende Mustaphas des erstgeborenen Sohnes, Bayezits des dritten Sohnes Streit und Kampf mit dem älteren Bruder Selim und sein elender Tod; Ereignisse, welche besonders der französischen Literatur im siebzehnten, auch schon im sechszehnten Jahrhundert den Stoff zu mehreren Dramen und einem Romane gegeben haben, die auch Lessings jugendliches Interesse anzogen, wahrscheinlich nach Busbecks Lecture, und von Weiße zu einem Drama verarbeitet worden sind. Unsere Theilnahme gilt dem Gesandten.

Im November des Jahres 1553 verließ Busbeck Wien und begab sich zu Wagen über Ofen, Belgrad, Sofia, Philippopel und Selymbria nach Constantinopel, wo er, nach mancherlei Zeitverlust unterwegs, am 20. Januar 1554 eintraf. Er reiste mit seinem zahlreichen Gefolge — familia nennt er es — zu dem auch der Leibarzt gehörte, unter dem Schutze einer starken Escorte von Reitern, welche ihm von Buda an gestellt wurden. In den Städten fand er Janitscharen vertheilt zum Schutze der Ungläubigen. Abends schlug er gewöhnlich sein Zelt im Freien oder in irgend einem großen Stalle auf und „lebte glücklicher als der Schah von Persien". Mehrere Hauptzüge türkischen Wesens wurden ihm schon auf diesem Wege klar: die geringe Sorge um ihre irdischen Behausungen; die überaus anspruchslose Art ihrer täglichen Existenz, bei welcher ihnen mehr an ihren Pferden gelegen ist, als an ihrer Person; vor Allem der häßliche Grundzug der Habgier: „vom ersten Grenzpfahl bis zum letzten halte man nur den Beutel offen, Geld schläfert die wilden Gemüther ein, wie ein Zaubergesang" oder wie das ein deutscher Pilger derselben Zeit anmerkt, daß „bey denen Herren ohne Geld nichts zu erlangen".

Als Busbeck Constantinopel erreichte, war Soliman in Kleinasien, in Amasia. Während ihm Botschaft über die Ankunft des Gesandten geschickt und seine Bestimmung erbeten ward, orientirte sich Busbeck in der Hauptstadt. Er nennt den schon damals kärglichen Bestand an großen Resten des Alterthums, wendet sein Interesse den mannigfachen Fischsorten und seltenen Thieren jeder Art zu, macht einen Ausflug in den Bosporus und beschreibt mit einem von antiquarischen Erinnerungen getragenen Entzücken die Reize des Landes, das ihm für Europäer erstrebenswerther erscheint, als die Welten jenseits der Meere, die eben begonnen hatten durch Aussicht auf leichten und großen Gewinn ihre Anziehungskraft zu üben.

Da kommt der Befehl des Sultans, den Gesandten nach Amasia zu schaffen und im März 1554 beginnt jene denkwürdige erste Landreise, die Busbeck nur summarisch beschrieben hat, von welcher indessen die ausführliche Darstellung eines Begleiters, des aus Ungarn gebürtigen Deutschen Dornschwamm, in einer Handschrift zu Wolfenbüttel erhalten ist.

Alte Reste jeder Art, Inschriften und Münzen, die zum guten Theile als Gewichte dienten, zogen den Reisenden in hohem Grade an, aber ebenso seltene Pflanzen, Fettschwanzhämmel, die Angoraziege und die Verwendung ihrer Wolle. Nomadisirende Hirten durchzogen das Land wie heute, und wie heute lebten seine Bewohner von Brod, Salz, Zwiebeln und der ausgezeichneten sauren Milch, die sie Jaurti nennen, und die auch der Gesandte sehr zuträglich fand.

Er macht gelegentlich die allgemeine Bemerkung, daß ein Tag den Europäer mehr koste, als den Türken die Mahlzeit von zwölf Tagen. Der Fischfang schien den Eingeborenen etwas ganz Ungewöhnliches: „die hielten nicht still“ behaupteten sie. Zu ihrem größten Staunen ließ der Gesandte eine Probe machen. Ihn frappirte, wie uns heute noch, die Unwissenheit und der Aberglaube sowie der gänzliche Mangel des Verständnisses für das Früher und Später geschichtlicher Vorfälle.

Die Audienz bei Soliman verlief nicht besonders günstig; daß der Gesandte Ferdinands am französischen Sendboten fortwährend einen heimlichen Widerpart hatte, weiß man, und er selber spricht es gelegentlich einmal aus.

„Divide et impera“ ist praktisch immer der Wahlspruch der Türken gewesen, unter dem sie einst siegten, heute existiren.

Busbeck berichtet: „Soliman nahm unsere Anrede und unsere Auseinandersetzungen keineswegs gnädig auf. Er saß dabei auf einem sehr niedrigen, nur einen Fuß hohen Schemel, der mit kostbaren Decken und Pfühlen belegt war, neben ihm lagen Pfeile und Bogen. Seine Stirn war umwölkt, sein Ausdruck trübe, aber zugleich von ernster Majestät.“

Der Gesandte und seine Begleiter wurden von den Eunuchen bei den Armen ergriffen, erst vorwärts auf den Sultan zugeführt, dann nach einer Reverenz, die einem Handkuß glich, rückwärts geschoben, ohne dem Großherrn den Rücken zeigen zu dürfen, und an eine Wand gestellt.

Was Busbeck dann vortrug, entsprach des Sultans Erwartungen nicht, wie gelangweilt erwiderte er darauf nur „güzel, güzel“ (schön, schön) — auch jetzt noch ein hoffnungsloser Bescheid — und entließ den Gesandten.

Dieser ungünstige Empfang beeinträchtigte in keiner Weise Busbecks Bewunderung für die Umgebung des Padischahs: dort verdanke Jeder seine Stellung lediglich sich selber und seinen Qualitäten, für die der Großherr würdig zu belohnen wisse. Ganz im Vertrauen schreibt er dem Freunde: „Bei uns entscheidet die Tüchtigkeit Nichts, Alles kommt auf die Geburt an.“ Der unechte Sohn des niederländischen Edelmannes, der erst achtzehnjährig durch Karl V. legitimisirt worden war, mochte in früherer Jugend trübe Erfahrungen gemacht haben, wenn auch seine spätere Laufbahn ihn persönlich kaum zu dem Urtheil berechtigte.

Die Ordnung, die am Hofe herrschte, entzückte ihn. Tausende von

Janitscharen standen aufgereiht wie Bildsäulen: daß sie lebendig waren, meinte er erst zu bemerken, als sie seinen officiellen Gruß durch Neigen des Kopfes erwiderten.

Wie ungnädig er empfangen war, konnte er besonders an der ausgezeichneten Aufnahme sehen, die zu gleicher Zeit der persische Gesandte erfuhr, der mit rauschendem Feste gefeiert und reich beschenkt entlassen wurde. Das glich doch einem Verhandeln inter pares, trotz des tiefen Hasses, der den Sunniten von jeher vom Schiiten getrennt hat.

Busbeck hatte als dauernder Gesandter — ordinarius orator — bei Soliman bleiben sollen; aber da er zunächst nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand erwirkte, so entschieden sich des Sultans Räthe für seine Heimkehr, welche damals so wenig wie sein Bleiben vom eigenen Souverain abhängig war, sondern vom Belieben des Türken. Vor seiner Abreise ward er sammt seinen Begleitern mit weiten seidenen Gewändern beschenkt und bekleidet und so noch einmal zum Abschied vor den Sultan geführt. „Ich kam mir vor, als sollte ich den Agamemnon oder einen ähnlichen Helden in einer Tragödie spielen.“

Er empfing des Sultans Brief an den Kaiser eingeschlagen in ein goldgewirktes Tuch. Das Festmahl, das scheidenden Botschaftern befreundeter Mächte gegeben zu werden pflegte, erhielt er nicht, denn noch war von keinem Frieden die Rede.

Die Beschreibung Solimans des Prächtigen, welche Busbeck an die Erzählung des Abschieds knüpft, ist an sich von Werth wie bezeichnend für den Berichterstatter: „Der Sultan ist schon in vorgerücktem Alter (er zählte damals gegen sechszig Jahre), Antlitz, Gestalt und Haltung sind eines so großartigen Reiches würdig. Er hat immer einfach und mäßig gelebt, auch in solchen Dingen, in welchen ein Uebermaß nach türkischer Sitte nicht tadelnswerth ist . . . Selbst seine Widersacher können ihm nichts Schwereres vorwerfen, als eine übertriebene Liebe zu Roxolane — die freilich die Hauptquelle seines häuslichen Unglücks wurde. — Die Vorschriften seines Glaubens beobachtete er auf's Strengste; die Verbreitung desselben war ihm genau so wichtig, wie die Ausdehnung seiner Herrschaft. — Für sein Alter erfreute er sich scheinbar einer guten Gesundheit; nur verräth seine Gesichtsfarbe ein geheimes Uebel, — man vermuthet ein unheilbares Geschwür oder Krebs am Beine; aber er schminkt sich, so oft er aus nahe liegenden Gründen den Eindruck einer robusten Gesundheit bei Gesandten hervorbringen möchte.“

Nach fast vier Monaten kehrte Busbeck nach Constantinopel zurück krank und erschöpft von heftigen Fieberanfällen; wenige Wochen später machte er sich auf den Heimweg unter bösen Vorzeichen: vor den Thoren der Hauptstadt kamen ihm ganze Wagenladungen ungarischer Knaben und Mädchen, ganze Züge zusammengeketteter Männer entgegen, die in die Sclaverei ge-

führt wurden, „wie man Vieh oder Waaren einbringt in Antwerpen." Der Gesandte hat solchem Elend gegenüber keine Macht, nur Mitleid, nicht als ob er ein principieller Gegner der Sclaverei wäre, im Gegentheil sagt er einmal: „Libertas sine re non semper suadet honesta, Freiheit ohne Vermögen räth nicht immer zum Guten." Eine allerdings negative Lösung der socialen Frage.

Leiden aller Art erschweren den Rückweg; nach neunmonatlicher Abwesenheit — im August 1554 — ist Busbeck wieder in Wien.

Aber damit war nur das Vorspiel seiner Leiden zu Ende: nach kaum drei Monaten machte er sich wiederum auf den Weg mit neuen Aufträgen Ferdinands und traf im Januar 1555 in Constantinopel ein für unbestimmte Zeit. Sein Aufenthalt sollte fast acht Jahre dauern.

Der Empfang des Gesandten war auch diesmal nichts weniger als freundlich. Ferdinand gab gewisse Ansprüche auf Siebenbürgen nicht auf wie Soliman gewünscht hatte. Vor diesen ließen die Paschas den deutschen Gesandten nun überhaupt nicht; sie behaupteten sich selber dabei zu gefährden. „Als das Geringste verhießen sie, daß zwei von uns in einen scheußlichen Kerker gepfercht, der dritte — der war ich — ohne Nase und Ohren zu seinem Fürsten zurückgeschickt werden würde." Man gestehe, begehrenswerth war die Stellung eines solchen Gesandten nicht. Die Feindseligkeit der oberen Regionen theilte sich der ganzen Bevölkerung mit; wie ein Gefangener ward der Gesandte in seiner Behausung gehalten und behandelt, als gälte es, ihn kirre zu machen. Daß wirklich einst ein venetianischer Sendbote heimlich weitergehende Vollmachten erhalten hatte, als er zunächst zu zeigen beauftragt war, konnten die schlauen Türken nicht vergessen. Es änderte an des Gesandten Lage nichts, daß inzwischen einmal ein Kriegszug gegen seinen Heimathstaat unternommen wurde; nur führte man ihn und seine Begleiter damals geflissentlich zu einer Audienz bei dem gefürchteten Heerführer Ali Pascha, einem Epirotischen Eunuchen, der zum Kampf in Ungarn gegen Erzherzog Ferdinand durch Stambul zog. Der Pascha nahm sie, man kann beinahe sagen, gemüthlich auf, bewirthete sie mit Zuckerwasser und rieth ihnen, für Frieden zu sorgen, damit Ungarn nicht mit Feuer und Schwert verwüstet zu werden brauchte. Er hatte übrigens nicht viel Glück und starb bald darauf ruhmlos in Ofen.

Nach drei langen Jahren erhielten die zwei Hauptbegleiter Busbecks von Soliman die Erlaubniß zur Rückkehr: „denn wer sich hierher gewagt hat, kommt nicht so leicht zurück," es war die Höhle des Löwen.

Busbeck selber blieb, angeblich auf eigene Faust, um das Friedensbedürfniß seines Kaisers nicht zu dringend erscheinen zu lassen. Er hatte mittlerweile den Türken ihre Staatskunst abgesehen; er wußte, daß scheinbare Gleichgiltigkeit, Abwarten und Hinhalten hier eher und näher zum Ziele führen als europäischer Eifer. Beneidenswerth aber war seine Existenz nicht: auf dem Höhenrücken der Türkenstadt bewohnte er einen vom

Sultan angewiesenen Chan; von seinem Kaiser bezog er jährlich 5000 Ducaten (etwa 48,000 M. in Metallwerth), für sich und sein anscheinend zahlreiches Personal; dennoch erhellt aus mehrfachen Anzeichen, daß sich mit dem Betrage schon etwas machen ließ. Eine ebenso große Summe lag stets und für alle Fälle, d. h. zu Bestechungen bereit, die sich bis an den Großvezier wagen durften. Einmal wider Erwarten gespart, braucht er sie für das Leben eines Jahres auf; trägt aber dann kein Bedenken, sie vom Kaiser wieder zu erbitten und zwar als Gnadengeschenk für sich selber.

Ein eigenes Haus zu beziehen, wie andere Gesandte, z. B. der französische und venetianische, ward ihm nicht gestattet. Von dem Chan, zu dem er verurtheilt blieb, mag er selber erzählen. „Meine Behausung liegt hoch und im herrlichsten Theile der Stadt; von der hinteren Seite geht der Blick auf's Meer, in dem man trotz der Ferne die spielenden Delphine erkennt, und auf den weithin gelagerten schneebedeckten — kleinasiatischen — Olymp." Frei wehen alle Winde um das Haus, das daher für besonders gesund gilt. Etwas störend sind ihm die nach türkischem Brauch vergitterten Fenster. Der quadratische Bau legte sich um einen Hof, auf welchem die zwei Stockwerke in offenen Säulenhallen mündeten, im oberen befanden sich die Zimmer, zahlreich aber klein und wie Klosterzellen, aus welchen man Freitags den Ritt des Sultans zur Moschee ansehen konnte. Im unteren Stockwerk befanden sich die Stallungen. Das Ganze, ein steinerner gewölbter Bau, sicher vor Feuersbrünsten; nach türkischer Weise eine reine Bedürfnißanlage, ohne eine Spur künstlerischer Ausschmückung, „kein Baum, kein Strauch, kein grünender Rasen, an dem sich das Auge erfreuen konnte, aber dafür eine lästige Fülle von allerlei Gethier: wahre Heere von Ratten, viele Schlangen, Eidechsen, Scorpione. Es kommt wohl vor, daß man am Morgen seinen Hut von einer Schlange wie von einem Bande umwunden findet. Auf der andern Seite tragen diese unbequemen Hausthiere aber auch zur Zerstreuung bei. Ratten und Schlangen befehden sich und liefern einander förmliche Schlachten, ganz ungenirt, während der Hausherr mit Freunden bei Tische sitzt. Und auch im Uebrigen wimmelte das ‚Gesandtschafts-Hôtel' von Thieren, es glich einer ganzen Menagerie; darin bestand ein Hauptvergnügen seiner isolirten Bewohner. Da gab es Affen, Wölfe und Bären, Damhirsche und gemeine Hirsche, Luchse, Ichneumons, Marder und Zibethkatzen und trotz der Abneigung der Türken auch ein Schwein, dessen Berührung für die Pferde gesund sein sollte. Dazu kamen allerlei Vögel, Adler, Raben, fremde Enten, Kraniche von den Balearen, Rebhühner von Chios." Der Gesandte, welcher all dem Gethier ein tieferes Interesse zuwendete, nennt sein Haus „eine wahre Arche Noahs".

Edle Rosse aus Syrien, Cilicien, Arabien und Cappadocien, sowie einige Kamele dienten ihm zugleich dazu, um die Fiction aufrecht zu erhalten, daß er nur des Sultans Erlaubniß zur Heimkehr abwarte. Im Grunde waren die meisten Thiere zu Geschenken für seinen Kaiser bestimmt.

Haus und Insassen standen unter dem Schutze eines Tschausch, — was für jene Zeit wohl am besten mit „Voigt" übersetzt wird — freilich ebenso sehr unter dessen Bewachung, er verschloß am Abend das Thor und kam erst am Morgen zurück: als seinen Gefängnißaufseher bezeichnet ihn der Gesandte. Dazu kam eine Anzahl von Janitscharen, an deren Stelle jetzt die Kawassen getreten sind. Die Janitscharen machte die Aussicht auf ein Trinkgeld oder auch auf irgend eine Lieblingsspeise immer willfährig; die Tschausche wechselten, mit ihnen galt es, sich à l'amiable zu stellen; sie hatten, wie Busbeck sich ausdrückt, doch bisweilen „lichte Augenblicke", in denen sie menschlich waren; auch für den Reiz eines Backschisch waren sie meist nicht unzugänglich. Einige scheinen für den offenbar liebenswürdigen Mann eine wirkliche Zuneigung bekommen zu haben; es stellt sich einmal heraus, daß Einer für das Seelenheil des Gesandten und seine Bekehrung zum wahren Glauben sehr ernstlich gebetet hat.

Andere waren weniger traitable, untersuchten auf's Genaueste jeden Eintretenden, wiesen Besuche zurück und nicht blos mit Worten, ließen, wenn es ihnen gerade so einfiel, nichts passiren, auch nicht Arzneien für Erkrankte. Als es dem Gesandten zu arg wurde, sperrte er seinerseits eines Morgens den Tschausch aus; die Sache machte viel von sich reden und imponirte den Türken, auch denen, welche eigentlich Auftrag zu all den kleinen Belästigungen gegeben hatten, um den hartnäckigen Franken mürbe zu machen.

In anderen Fällen nahm Busbeck seine Zuflucht zur List: heimliche Zusendungen von außen wurden wohl in einen Sack mit einem Ferkel gesteckt, dessen Berührung, ja dessen Anblick der Türke verabscheute.

Der ganze Lebenslauf des Gesandten wickelte sich ab im Chan und dessen Hof: hier spielte er vor Tisch Ball, übte sich Nachmittags im Bogenschießen und ritt gegen Abend auf den Pferden umher, oder fütterte sie mit Melonenschalen und gewöhnte sie auf ihren Namen zu hören.

Nur so oft Botschaften seines Herrn der Hohen Pforte zu übermitteln waren, ging er aus, d. h. 2—3 Mal im Jahre! Manche Tschausche forderten ihn auf, doch auszugehen; er wies das zurück, um nicht etwa anzuerkennen, daß das überhaupt von ihnen abhängig sei. Klug behandelte er seine Gefangenschaft als eine frei gewählte.

Seine Diener kamen öfter hinaus, waren aber nie vor Beleidigungen, selbst nicht vor Schlägen der Gläubigen sicher, besonders wenn sie ohne Janitscharen gesehen wurden. Sie hatten offenbar zugleich den Auftrag, ihrem Herrn Alles etwa Interessante zuzuführen: Menschen und Thiere, Handschriften und Inschriften, Münzen und Pflanzen. Er ist gut bedient worden: wir verdanken ihm unter Anderm höchst interessante Nachrichten über Mingrelien, der Wiener Bibliothek konnte er etwa 240 alte Manuscripte übergeben, unter welchen auch das berühmte des Dioscorides sich befand.

Einige Geselligkeit mit Perotischen Bürgern, besonders Italienern und mit andern Gesandten fand doch statt. Der Gesandte liebte Besuch, befand er

wenn er dabei Interessantes aus fernen Ländern erfuhr; geschäftlich oder freundschaftlich kamen Fremde aus Ragusa, Florenz, Venedig, Griechenland; hin und wieder einmal ein officieller Sendling vom heimischen Hofe. Eine merkwürdige Erscheinung war ein Danziger, der eigens in den Orient kam, um einmal nachzusehen, wo eigentlich der von ihm dahin exportirte Bernstein bliebe; er erfuhr, daß er hauptsächlich in Persien geschätzt werde als Schmuck in Zimmern und Heiligthümern. Von diesem Sonderling erhielt der Gesandte einen Holzkrug mit ganz ausgezeichnetem „Juppenbier" — cerevisia sane praestantissima", den ihm Griechen und Italiener bei einem Gelage austranken, so befremdlich ihnen anfangs der Stoff erschienen war*).

Im Ganzen aber war das äußere Leben einförmig genug; innere Aufregungen bot es freilich, nicht blos im täglichen Kleinkampf — um mich so auszudrücken — mit Dummheit und bösem Willen; auch aus der Heimath drang manche Kunde, besonders von türkischen Streichen im Ungarnlande, die dem Gesandten an's Herz ging.

Es war ein fortwährendes Geplänkel, das bei jedem Anlaß in offenen Krieg ausbrechen konnte. In echt türkischer Weise deutete Rustem darauf, als er ihm einst bei großer Hitze zur Erfrischung einige Wassermelonen schickte: in Buda und Belgrad sei noch viel mehr von der Frucht und von größerem Kaliber. Er spielte auf die Bomben an. Busbeck erwiderte in gleichem Ton, das wundere ihn nicht, denn auch in Wien gediehen die trefflich.

Selten durchbrach er seine Fesseln mit Gewalt, seine Wißbegier mußte stark gereizt werden; den Auszug Solimans im Juni 1559, da dieser hinüberging nach Kleinasien gegen seinen dritten Sohn Bayezit, mochte er sich nicht entgehen lassen. Die Paschas hatten es nicht für geziemend gehalten, daß der Großherr einem Giaur zum Schauspiel diene. Es war ein glänzender Aufzug: Tausende von Reitern und Fußsoldaten zogen in ihrer bunten glänzenden Tracht und ihren eigenthümlichen Waffen vorüber, unter welchen nur die Janitscharen Feuergewehre hatten. Die Uniformität einzelner Truppengattungen fiel dem Franken damals als etwas Ungewohntes auf. Soliman selber, der fast am Ende des Zuges ritt, glich einem Erzürnten.

Bald darauf folgte der Gesandte dem Rufe des Sultans in's Lager bei Skutari. Drei Monate hindurch hatte er hier Gelegenheit die Organisation, die Manneszucht und die Mäßigkeit des türkischen Heeres zu beobachten und zu bewundern; er thut es mit ernstem und traurigem Seitenblick auf die heimischen Zustände.

Um diese Zeit kamen Geschenke Kaiser Ferdinands; Soliman wünschte öffentliche Ueberreichung im Lager; ihm war es wichtig beim Beginn eines

---

*) Jopen- oder Schuppenbier, ein concentrirtes Malzbier, wird noch jetzt in Danzig gebraut und hat den Namen von dem eigenthümlichen Schöpftroge, dessen die Brauer zum Uebergießen des heißen Wassers über das Malz sich bedienten. Es wird schon im Jahre 1379 erwähnt, und wohl sonst auch Schiffbier genannt, cerevisia navigalis, das von vornherein für die Ausfuhr bestimmt war.

ungewissen Kriegszuges, daß seine Freundschaft mit europäischen Großmächten ausdrücklich gesichert schien.

In der That rückte die Angelegenheit des Friedensschlusses mit Deutschland vorwärts, wenn auch langsam. Auf die Türken blieb das ruhige Zuwarten, die unerschütterliche Gelassenheit des Gesandten nicht ohne Eindruck, bei jeder Gelegenheit mußten sie erfahren, daß sie es mit einem ganzen Manne zu thun hatten. So sehr er auf der einen Seite geneigt war, ihrer Art entgegenzukommen, so wenig fiel es ihm ein, sich irgend etwas zu vergeben. Als einige seiner Leute nach einem Streit mit einem Kadi ohne jede Schuld eingesperrt worden waren, bestand er mit einer Energie, die damals ungewöhnlich und den übrigen Gesandten staunenswerth war, auf ihrer sofortigen Befreiung. Jeden Versuch, die Sache auf dem üblichen gütlichen Wege, d. h. durch Geld zu begleichen, wies er zurück, um keine Prämie für Beleidigungen auszusetzen.

Ein anderer Fall, der ihn den Türken in vortheilhaftes Licht setzte, klingt wunderlicher. Ein Bote des Kaisers mit Briefen an Busbeck ward abgefangen; die Paschas wollten selbst sehen, ob der Gesandte ihnen auch reinen Wein einschenke. Den eigentlich officiellen Brief, der ohnehin in der damals neuen Chiffreschrift abgefaßt war, hatte der Bote glücklich verborgen, nur die Freundesbriefe wurden vorgelegt. Der Dragoman der Pforte Ibrahim, ein Pole von Herkunft, war dem deutschen Gesandten zufällig zu besonderem Danke verpflichtet; — auch an nicht wenigen Stellen der Briefe merkt man, daß Busbeck für einen Vertrauensmann in der Umgebung der Paschas klug Sorge getragen hatte. Ibrahim wählte absichtlich unter den Freundesbriefen einen sonderbar aussehenden, bezeichnete den als den officiellen, erklärte sich aber außer Stande, ihn zu entziffern. Die anwesenden Türken verstanden natürlich erst recht nichts davon; man läuft auf des Dragomans Rath zu den Secretairen der venetianischen und florentinischen Gesandtschaft, ohne Erfolg — diese Herren durchschauten den Sachverhalt; endlich wird der griechische Patriarch befragt; auch er, der Unrath wittert, erklärt das Schriftstück ohne den Schlüssel für unlesbar. Man entschließt sich endlich, Busbeck die Briefe zuzustellen. Mit einer heftigen Klageschrift über solchen Rechtsbruch verbindet dieser die Uebermittelung von Auszügen aus dem wirklichen Brief des Kaisers. Nun ist die Reihe des Staunens an den Türken: „Wie,“ ruft der Großvezier Rustem aus, „der Gesandte, der ein so junger Mann ist, vermag zu lesen, was nicht einmal ein betagter Greis wie der Patriarch kann? Der wird ein großer Mann werden, wenn er zu Jahren kommt.“ — Mit einer ähnlichen Naivetät äußerten mir gegenüber einst ein türkischer Unterrichtsminister und sogar ein vornehmer Fanariot ihr Staunen darüber, daß ich im Stande sei, die großen Buchstaben griechischer Inschriften zu lesen.

Kurze Zeit darauf machte Rustem einen Bekehrungsversuch bei dem Gesandten: große Ehren und Gaben von Soliman wären ihm gewiß. Solche

Versuche hatten damals häufig genug den gewünschten Erfolg. Höflich und bestimmt lehnte Busbeck ab, ihm sei geziemend, in dem Glauben zu bleiben, in dem er geboren sei und den sein Kaiser bekenne. „Sehr gut," erwiderte Rustem, „aber die Seele?" Er versteht sich freilich am Ende zu dem Satze, daß die Seelen aller Guten Erbarmen finden würden, eine Aeußerung, die ein Türke auch jetzt kaum jemals nur aus Höflichkeit thun würde, — dazu ist ihm die Sache zu ernst — und die nach meiner Erfahrung von nur wenigen Muselmanen gebilligt werden dürfte.

Trotz dieser Zuneigung war es nicht Rustem, sondern erst sein Nachfolger Ali Pascha, der dem deutschen Gesandten auch officiell mehr entgegenkam und den endlichen Abschluß der ersehnten Waffenruhe ermöglichte. Aber Geduld hatte Busbeck nöthig, ehe er an sein Ziel kam. Erst nahm Bayezits Empörung den Sultan ganz in Anspruch und verdarb ihm die Laune, und dann kam unglücklicher Weise die Affaire von der Insel Dscherbe — in der kleinen Syrte — dazwischen, welche mit der Occupation der Spanier begann, und mit einem glänzenden Siege Piali Paschas endete, der Tausende von Spaniern in die Gewalt und Sclaverei der Türken brachte. Solche Vorfälle vermehrten den Uebermuth der Bevölkerung außerordentlich. Für Busbeck, den sein französischer College Lavigne bei der Hohen Pforte ohnehin als heimlichen Diener Spaniens denuncirte, kam das Ereigniß höchst ungelegen; es gab ihm auch im Uebrigen alle Hände voll zu thun. Das Loskaufen von Christen hat damals anscheinend zu den regelmäßigen Amtshandlungen — möchte man sagen — eines europäischen Vertreters gehört, eine Reihe zufälliger Erwähnungen bei Busbeck bestätigt das. Jetzt war eine wahre Massenaufgabe der Art zu lösen: den Vornehmsten freilich erschloß sich ein türkischer Kerker am schwersten; aber dem Mittelstande, dem kleineren Adel gelang es, sich zu befreien, falls er nur das nöthige baare Lösegeld auftreiben konnte. Da griffen denn die wohlhabenden Bürger Peras ein; in hellstem Lichte aber zeigte sich die menschenfreundliche und vertrauende Art des Gesandten: für viele Tausende von Ducaten leistete er Bürgschaft. Das schönste Zeugniß für seine Anschauung in solchen Dingen, die Andern selbst als Leichtsinn erscheinen konnte, giebt mir ein merkwürdiger kleiner Fund an die Hand. Busbeck erwähnt in seinem letzten Briefe dreizehn junge Niederländer und Deutsche, welche zuerst durch ein Versehen von den Türken in Palästina aufgegriffen waren, dann aber festgehalten wurden, besonders weil sie zu robust und jugendlich seien, um einfach für Pilger gelten zu können. Jahrelang litten sie auf den Galeeren bei Constantinopel; der Gesandte hatte sich schon lange um ihren Loskauf vergebens bemüht, als sein alter Widersacher Lavigne sie vom Sultan ritterlich erbat und erhielt. Busbeck hat die Namen dieser Gefangenen nicht genannt; aber wir besitzen noch in ein paar alten Drucken des sechszehnten Jahrhunderts den Bericht eines derselben: es ist „der Edle, Ehrenpheste Melchior von Zeydlitz zu Nicklaßdorf in Schlesien." Er macht viel Rühmens von dem „Ehrlichen

Herrn von Busbeck“; schon auf den Galeeren hatte er sie oftmals heimlich beschenkt und getröstet; vor der Abreise gab er dreien von ihnen 300 Ducaten; eine Verschreibung dafür wies er mit den Worten zurück: „er wiste nicht anders, denn das wir ehrliche Leute weren, ließ sich derwegen begnügen, das wir ihm solch Geld wider zu schicken zusagten, das wir, da es müglich, von Venedig, wo nicht, von Hause aus thun sollten. Würden wir aber nicht halten was wir redten, so were zu besorgen, wir hielten so wenig was wir schrieben.“

Als ob des Ungemachs noch nicht genug wäre, so brach nun noch in Constantinopel und im Chan des Gesandten selber die Pest aus. Es war noch in den letzten Monaten von Rustems Leben; durch ihn ließ Busbeck den Sultan um die Erlaubniß bitten, zeitweilig Wohnort und Luft wechseln zu dürfen. Die Antwort des Großherrn war eines gläubigen Türken würdig: er wünsche zu wissen, was der Gesandte sich bei solchem Begehren denke? ob er nicht wüßte, daß die Pest Pfeile Gottes seien, die ihr Ziel erreichten, ob man fliehe oder nicht? auch er bleibe in seinem Hause, in das die Pest schon gedrungen sei.

Immer strenger ward Soliman in seinen religiösen Anschauungen; die Einfuhr von Wein in die Hauptstadt verbot er damals ganz, auch für die Ungläubigen. Nur mit größter Mühe und unter Hinweis auf die gesundheitsschädlichen Folgen des plötzlichen Wechsels ward durchgesetzt, daß die deutsche Gesandtschaft in aller Stille während einer Nacht einen größeren Vorrath von Wein ein für alle Mal einnehmen durfte. In Bezug auf die Pest vertrat nicht lange darauf Ali Pascha die Sache des Gesandten besser — vielleicht wies er dabei mitleidig auf die Schwäche der Ungläubigen hin; er durfte sich auf die Insel Prinkipo begeben, freilich erst, nachdem er außer andern Hausgenossen auch seinen treuen Arzt verloren. Der Aufenthalt auf Prinkipo war die einzige Oase in der Wüste der Barbarei, in welcher der Gesandte so lange geduldet hatte, ein Idyll, das er mit dem ganzen Entzücken eines befreiten Gefangenen beschreibt. Wenige Griechen lebten da, kein Türke, der ihn belästigte; seiner eigenen war der geschickte Mann allmählich ganz sicher geworden. Hier erquickte ihn vor Allem die Anmuth und Stille der Natur, erfreute ihn die Belehrung, die er für die mannigfachen Bewohner des Meeres empfing. Tage lang war er mit griechischen Schiffern unterwegs, fing in sein Fangnetz was nur im Meere lebte oder sich fand und verglich das Gefundene mit den Beschreibungen der Alten und dem, was er sonst gelernt. Verbot der Sturm die Seefahrt, so widmete er sich der Botanik; lamentirend über die unnöthige Anstrengung des Wanderns zog dann ein dicker fauler Franciscaner hinterdrein.

Auch hier ward der Gesandte einmal halb officiell controlirt; andere Besucher aus der Hauptstadt meldeten die Abnahme der Pest: es stürben nur noch 500 Menschen täglich, während vorher die Zahl auf 1000—1200 sich belaufen hatte.

Nach drei Monaten kehrte Busbeck freiwillig in sein Stadthaus zurück; jetzt endlich unter dem Großvezierate Ali Paschas ward ihm freiere Bewegung verstattet. Mit diesem Würdenträger verband ihn eine offenbar gegenseitige Sympathie; bei ihren langen Zwiegesprächen peinigte ihn oft ein wüthender Hunger, da er seine Besuche fast nüchtern zu machen pflegte, um sich „freieren Geistes" mit dem bedeutenden Manne zu unterhalten.

Als der Inhalt der Präliminarien schon dem Kaiser genügte, genügte er immer noch nicht seinem Gesandten; im letzten Augenblick schien der Abfall eines Ungarn von Soliman und ein feindlicher Einfall in die Moldau alles Erreichte wieder in Frage stellen zu wollen.

Endlich am 1. Juni 1562 — Busbeck war 7½ Jahr in Constantinopel — wurden die Bedingungen eines achtjährigen Waffenstillstandes unterzeichnet. Der Gesandte verlangte und erreichte, daß der Sultan sich eidlich an dieselben band; seinem eigenen Herrn sollte noch freie Hand bleiben. Zur Erläuterung einiger dunkler Punkte bestand der Gesandte darauf, daß ihm ein Vertrauensmann der Hohen Pforte mitgegeben würde, etwa Ibrahim der Pole. Auch das ward zugestanden; am überraschendsten war dem Gesandten, daß man auf seine Bitte jetzt auch noch die spanischen Führer von Dscherbe freigab.

Der Abschied von Ali Pascha, der den Scheidenden reich beschenkte war herzlich; Soliman, von dem er nur die üblichen seidenen Gewänder erhielt, schalt in der Audienz auf die Unbändigkeit der Besatzung von Szigeth: „Was nützt es uns hier Frieden zu schließen, wenn die Besatzung von Szigeth den Krieg fortsetzt." Wenig konnten Beide ahnen, daß vier Jahre später der große Sultan gerade vor Szigeth sterben sollte, noch ehe der letzte Sturm gegen die Veste Zrinys gelungen war.

Auch der Rückweg war nicht ohne Fährlichkeiten, aber Busbeck focht das nicht an; aus vollem Herzen genoß er das reine Glück, daß so viel Beharrlichkeit und Entbehrungen endlich belohnt waren. Er eilte nach Frankfurt, wo Kaiser Ferdinand damals seinen Sohn Max als römischen König krönen ließ; genau acht Jahre nach seinem zweiten Aufbruch in den Orient traf er dort ein; sein Herr war zufrieden mit ihm.

Am 27. November 1562 erhielt Ibrahim Audienz und der Vertrag ward abgeschlossen, — freilich nur, um kaum zwei Jahre später, nach Ferdinands Tode wieder gebrochen zu werden.

Busbeck hat gewisse Beobachtungen, die sich auch in den Briefen schon verstreut finden, wohl bald darauf zusammengestellt und an den Kaiser gerichtet in dem „Rath, wie gegen die Türken zu rüsten sei." Die Schrift zeigt die türkische Disciplin im besten, die deutsche im trübsten Lichte, aber sie enthält zugleich zahlreiche Vorschläge zur Besserung. Für die Idealität des Verfassers legt es jedenfalls ein glänzendes Zeugniß ab, daß er damals in Deutschland eine militairische Organisation für durchführbar

hielt, welche an nicht wenigen Hauptpunkten mit den modernen preußischen Grundsätzen sich berührt.

Ferdinand gab seiner Werthschätzung des erprobten Mannes dadurch einen deutlichen Ausdruck, daß er ihn zum Erzieher seiner Enkel bestellte. Später hat Busbeck noch mehrere ehrenvolle Missionen ausgeführt und ist in einem Alter von siebenzig Jahren bei Rouen gestorben.

In Constantinopel haben die Botschafter neuerer Zeit ihn wie seine zahlreichen früheren und späteren Leidensgenossen längst gerächt. Wenn ich versucht habe, sein persönliches Andenken wieder etwas aufzufrischen, so geschah das freilich zunächst aus den allgemeinen Gründen, die im Eingang angedeutet sind, dann aber deswegen, weil Busbeck wirklich zu schade ist, um in einem ganz kleinen Winkel einer ausführlichen Geschichte oder in den Tiefen irgend eines allgemeinen biographischen Handbuches auf immer zu verschallen. —

Carl Ludwig v. Knebel.

Ein Charakterbild aus Goethes Freundeskreise.

Von

O. Schrader.

— Jena. —

Zur Erinnerung an den 50jährigen Todestag Knebels (23. Februar 1834).

Es war am 11. December des Jahres 1774, als zu Frankfurt a/M. in das einem Künstleratelier gleichende Zimmer des jungen Doctor Goethe ein wohlgebildeter Mann von ungefähr dreißig Jahren eintrat, welcher sich als Hauptmann v. Knebel in herzoglich weimarischen Diensten vorstellte. Von den preußischen Literatoren*), welche der Fremde während einer 10jährigen Dienstzeit in der Armee des großen Friedrich kennen gelernt hatte, wendete sich die Unterhaltung der herzoglichen Residenzstadt Weimar zu, deren Name unter der Regentschaft der kunstsinnigen Anna Amalia schon damals die Grenzen des Herzogthums zu überschreiten anfing, und wohin auch Knebel an die Seite des die Erziehung des Erbprinzen Carl August leitenden Wieland als Erzieher und Begleiter des jüngeren Prinzen Constantin erst vor kurzem berufen worden war. Als nun Goethe den Wunsch äußerte, mit den dortigen Personen und Verhältnissen näher bekannt zu werden, entgegnete Knebel, nichts sei leichter als das; denn eben langten die beiden weimarischen Prinzen, auf einer Reise nach Paris begriffen, in Frankfurt an und hätten auch ihrerseits den Wunsch, den Dichter des Götz und Werther kennen zu lernen. Kurz darauf steht in dem Gasthaus zum Rothen Hause**) der junge Dichter zum ersten Male dem edlen Fürstensohne gegenüber, eine Begegnung von großartiger und wahrhaft historischer Bedeutung; denn mit jener Stunde beginnt eine

*) Vgl. Goethe, Aus meinem Leben IX. Bd. (Cotta 1872) p. 511.
**) Vgl. Carl August in Frankfurt a. M., 1880 p. 9.

Epoche, welche die unscheinbare Stadt an den Ufern der Ilm in der Geschichte der menschlichen Geistesbildung zu einem Höhe- und Wendepunkt gemacht hat.

Aber während Fürst und Dichter damals nur ahnen, was sie sich in Zukunft sein werden, fliegen sich die Herzen Goethes und dessen, den das Schicksal so zum Werkzeug jener Begegnung gemacht hatte, schon jetzt im Sturme entgegen. „Um den besten aller Menschen zu genießen,“ bleibt Knebel einen Tag länger bei Goethe in Frankfurt, mit dem er dann zusammen den Prinzen nach Mainz folgt. Und schon in diesen Tagen gestattet ihm Goethe einen tiefen Einblick in die Liebenswürdigkeit seines Herzens und die geniale Fruchtbarkeit seines Geistes. „Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm,“ schreibt Knebel am 23. December an seinen Freund Bertuch in Weimar*), „unter andern zu einem Doctor Faust, wo ganz ausnehmend herrliche Scenen sind. Er zieht die Manuscripte aus allen Winkeln hervor.“ Das leicht erregbare Naturell Knebels ist durch die Eindrücke dieser Tage so in allen Tiefen ergriffen, daß er unter ihrer unmittelbaren Herrschaft nicht Worte findet, um der geliebten Schwester Henriette, der treuen Beratherin seines Lebens, über sie zu berichten. Ein Brief hat schon in's Feuer wandern müssen. Da tritt Goethe in's Zimmer, er sieht die Verlegenheit der Freundes, und nun setzen sich die Beiden hin und schreiben, indem bald der eine, bald der andere die Feder führt, einen uns erhaltenen**), humorvollen, liebenswürdigen Brief an die Schwester, als erstes Denkmal einer brüderlichen Freundschaft, welche die beiden umschlingen sollte — bis zum Tode.

Und sechszig Jahre sind in's deutsche Land gegangen. Zwei Jahre schon ruht Deutschlands größter Dichter an der Seite seines edelsten Fürsten. Man schreibt den 25. Februar des Jahres 1834, da bewegt sich in der feierlichen Stille eines heiteren Abendhimmels durch die Straßen Jenas ein ernster Leichenzug. Abgesandte des großherzoglichen Hauses, Deputirte des Senates und der Stadt, die Studirenden in langem Fackelzug, Tausende von Nah und Fern haben sich eingefunden, um den Vater Knebel zur letzten Ruhe zu geleiten. Eben geht der Vollmond über den Bergen auf, da tritt an die offene Gruft ein würdiger und beredter Priester, und an dem Auge der Leidtragenden ziehen noch einmal die hehren Gestalten jener glänzenden Zeiten vorüber, deren letzter Stern nun in dem Todten verblichen war. Denn mit ihnen allen, mit dem Herzog und mit Goethe, mit Schiller, Herder und Wieland oder wie sie heißen, deren Name heute unser Herz höher schlagen macht, mit ihnen allen hatte der Verstorbene im innigsten Verkehr, im reichsten Austausch der Ideen gestanden. Und, wie es in jener Grabrede treffend heißt: „Was der Mensch ist, davon zeugen ja nächst dem

*) Vgl. Deutsche Rundschau XII. (1877) p. 517 f.

**) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe u. Knebel (1851) I., 1. Die Antwort Henriettens vgl. in C. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester H. (1858) p. 9.

was er selbst leistet und schafft, die Verbindungen, in denen er steht und lebt"*).

Was in dieser Abendstunde gesprochen und empfunden ward, das wollen wir heute, wo bald der Verlauf eines halben Jahrhunderts den Blick der Liebe wieder nach jenem Grabe wenden wird, uns hier vergegenwärtigen, und so versuchen, uns ein Charakterbild des merkwürdigen Mannes zu entwerfen, welchen man mit Recht den Urfreund unseres größten Dichters genannt hat. Leiten werden uns hierin die eigenen Werke und Briefwechsel des Verstorbenen, um deren Herausgabe sich namentlich H. Düntzer verdient gemacht hat, die Urtheile seiner Zeitgenossen und endlich nicht am wenigsten die lebensvolleren Mittheilungen Derjenigen unter uns, welchen es noch vergönnt war, den Alten von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Wenden wir uns zunächst zu der schriftstellerischen Thätigkeit C. L. v. Knebels, so kann nicht zweifelhaft sein, daß seine literarhistorische Bedeutung in engerem Sinne in seinen Leistungen als Uebersetzer zu suchen ist. Von zahlreichen Arbeiten**) in Plato, Pindar, Sallust, Horaz, Apulejus, Ossian, Macchiavelli, Cervantes, Lord Byron und anderen sind indessen nur folgende Werke der Veröffentlichung übergeben worden: Die Elegien des Properz 1798, welche schon vorher in den Horen Schillers erschienen waren, Hymnus am Schlusse der Jahreszeiten von Thomson 1824, Saul, Trauerspiel aus dem Italienischen des Alfieri 1829, aber schon am 6. April 1811 zum ersten Mal unter Goethes Leitung in Weimar aufgeführt***), und endlich T. Lucretius Carus „Von der Natur der Dinge", 1. Ausgabe 1821, 2. 1831. Da die zuletzt genannte Uebersetzung als das Hauptwerk Knebels bezeichnet werden muß, insofern es den Verfasser fast die Hälfte seines Lebens in Anspruch nahm — die erste gedruckte Probe erschien im Septemberheft des Deutschen Merkur vom Jahre 1792 —, so haben wir uns hier etwas näher mit derselben zu beschäftigen.

T. Lucretius Carus, welcher in seinem Lehrgedicht De rerum natura die materialistischen Anschauungen Epikurs dem in den Wirren der Bürgerkriege sich zersetzenden Römerthum mit poetischem Schwung und sittlichem Ernst verträgt, war für das 18. Jahrhundert in philosophischer Beziehung ungefähr das, was Horaz in ästhetischer. Voltaire und Diderot bezeichneten denselben geradezu als ihren Vorgänger. Besonders aber scheint die Lucrezische Philosophie eine geraume Zeit lang die Weltanschauung jenes Weimarer Kreises gewesen zu sein, welcher unter der Führung des jungen

*) Vgl. Zur Erinnerung an C. L. v. Knebel. Rede an seinem Grabe, gesprochen vom Sup. Dr. Schwarz, Jena 1834.

**) Vgl. C. L. v. Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. 2. Ausgabe 1840, p. 4.

***) Ueber die Aufführung vgl. C. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette p. 530 f.

Herzogs in überschäumender Jugendkraft Berge und Thäler durchschweifend sich an die Welt in „derber Liebeslust“ kettete.

Nur so erklärt sich das ungewöhnliche Interesse, mit welchem die Freunde die Uebersetzung Knebels verfolgten. Den lebhaftesten Antheil nahm Goethe. Ja, er ging in den neunziger Jahren sogar selbst mit dem Plane um, ein Naturgedicht in der Art des Lucrez zu verfassen, wozu er „seit der kleinen Probe über die Metamorphose der Pflanzen verschiedentlich aufgemuntert worden sei“*). Aus einem nicht gedruckten Brief Knebels an seinen Freund Seebeck ersehe ich, daß Goethe auch ein Gedicht über den Magnetismus beabsichtigte. Genaueres erfahren wir über diese Pläne Goethes, für welche er auf die Knebel'sche Uebersetzung als Basis rechnete**), aus der Vorrede, mit welcher Goethe die zweite Auflage der Uebersetzung seines Freundes begleitete: „Ich hatte einmal früher unternommen, Lucrezen als Römer in seinen Tagen, 60 Jahre v. Chr., in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich, dem Geist und den Umständen nach, in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten mußte.“ Es sollte also dem Ganzen ein politischer Hintergrund und ein psychologisches Interesse gegeben werden. Indessen blieb es bei den Vorarbeiten, und Goethe begnügte sich damit, die erste Ausgabe des Lucrez durch einen feinsinnigen Aufsatz in den Heften für Kunst und Alterthum dem Publikum anzuzeigen***).

Wenn so die Knebel'sche Uebersetzung schon durch den Autor von Bedeutung war, welchen sie den Zeitgenossen vorführte, so war sie es in weit höherem Grade durch die Art, in welcher sie die archaisirende, schwierige, oft trockene und dunkle Sprache des römischen Dichters verdeutschte. Galt es doch in jener Zeit nicht am wenigsten, den deutschen Sprachgenius empfänglich zu machen für die Aufnahme fremder Geistesschätze und so jenen schönen Ruhm und Vorzug des deutschen Volkes vorzubereiten, welcher uns die fremde Muse im heimischen Kleide genießen läßt.

Die Leistungen Knebels lassen sich in dieser Beziehung mit Recht über die seines fruchtbareren und bekannteren Nebenbuhlers J. H. Voß stellen, mit welchem er sich in einem ausgesprochenen Gegensatz befand, insofern er dessen oft sclavische Uebertragung der antiken Prosodiegesetze auf die deutsche Sprache mit Entschiedenheit zurückwies.

„Voß hört übrigens nur mit den Augen,“ schreibt Knebel an Goethe, „und zwar ziemlich holsteinisch“. Seine Schule, zu der auch A. W. v. Schlegel gezählt wird, wird als die der Puristen, Pedanten und Silbenrigoristen bezeichnet, denen es auf die Hauptsache, auf Sinn und lebendigen Ausdruck am wenigsten ankomme*). „Knebel,“ schreibt Goethe mit Bezug hierauf an Schiller

---

*) Vgl. Briefw. zwischen Goethe und Knebel Nr. 200—204.
**) Vgl. Knebel an Matthison, Blätter für literarische Unterhaltung, 1834, p. 397.
***) Vgl. Goethes Werke (Cotta 1872) B. XIII, p. 443.

(2. December 1803), „hat sich bei Hellfeld (im alten Döbereiner'schen Haus am Neuthor) eingemiethet, weit genug von Vossen, um von dessen Rigorismus nicht incommodirt zu werden. Dafür wird er auch unserem Prosodiker das Wasser nicht trübe machen; denn dieser wohnt am Einfluß, er aber am Ausfluß des Baches" (in der Bachgasse). Knebels Vorbilder sind die großen Meister in der Handhabung der antiken Metren, Klopstock und vor allem Goethe, dessen Reinecke Fuchs auf eine Knebel'sche Anregung zurückgeht. Ihn hält er für befähigt, Regeln auf dem deutschen Parnassus zu geben; „denn," schreibt er an den Freund, „ich finde, daß Du unter Allen unsere Sprache am natürlichsten, ihr eigensten, gebraucht hast, und daß sie Dir selbst hierin kräftig beigestanden hat"**).

Daß er diesen Weg mit Erfolg betreten hat, zeigen am besten die rühmenden, ja oft begeisterten Beurtheilungen, deren die Knebel'sche Uebersetzung sich nicht nur bei Goethe, Wieland und Herder, sondern auch bei Philologen vom Range eines F. A. Wolf, F. Passow***), Schütz, Böttiger u. A. erfreute.

Hören wir als Probe die prachtvolle Einleitung des Lucrezischen Gedichtes:

„Mutter der Aeneaden, o Wonne der Menschen und Götter,
Holde Venus! die du, unter gleitenden Lichtern des Himmels,
Das schifftragende Meer und die früchtegebärende Erde
Froh mit Leben erfüllst; denn alle lebendigen Wesen
Werden erzeuget durch dich, und schauen die Strahlen der Sonne.
Wenn du, Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde, die Wolken
Weichen vor dir; dir treibt die buntgeschmückete Erde
Liebliche Blumen empor; dir lachen die Flächen des Meeres,
Und es zerfließet in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat,
Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius auflebt,
Künden die Vögel dich zuerst an, Göttin, und deinen
Eintritt; deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.
Rüstige Heerden springen alsdann durch fröhliche Matten,
Setzen durch reißende Ströme: so mächtig fesselt die Anmuth,
Und dein zaubrischer Reiz die Natur der Lebenden aller,
Daß mit Begier dir jegliches folgt, wohin du es anlockst.
Und so erregst du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüssen,
Unter der Vögel belaubetem Haus, auf grünenden Auen,
Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe."

Gehen wir nunmehr zu den originalen Arbeiten über, so läßt sich, wenn wir vorläufig von den philosophisch-ästhetischen Aufsätzen Knebels ab-

*) Vgl. Briefw. zwischen Goethe und Knebel Nr. 215—216 und L. v. Knebel als Uebersetzer. Literar. Notizenblatt 1834, Nr. 34, v. Böttiger.

**) Knebel an Goethe. 28. Aug. 1798.

***) Vgl. einen wichtigen Brief F. Passows b. H. Düntzer, Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. II, 90.

sehen, der Charakter seiner Dichtungen nicht besser bezeichnen, als durch eine Aeußerung Herders, in welcher er den Freund

cantor et organista naturae

nennt*).

Was die Natur Großes und Gewaltiges, was sie Liebliches und Anmuthiges geschaffen hat, die hehren Gestirne des Tages und der Nacht, der mütterliche Boden der Erde, Wald und Berg, Fluß und Thal, die Nachtigall im Hain, die Pappel am Bach, die Rose im Winter, das sind die Dinge, welche die Phantasie des Dichters erfüllen und bald in feierlichen Hymnen, bald in einschmeichelnden Elegien, bald in anderen antiken Formen ihren begeisterten Sänger und verständnißvollen Beobachter finden. Daneben ziehen sich zwischen vielfältigen Gelegenheitsgedichten und Beobachtungen des menschlichen Lebens häufige poetische Ergießungen, an den Herzog, an Anna Amalia, an Goethe, Herder, Wieland, Griesbach und andere der näher stehenden Freunde. Da unter diesen die Elegie auf den Tod Herders am 18. December 1803 zu den schönsten und bedeutenderen gehört, will ich den Anfang derselben mittheilen:

„Fließe lindernder Vers! du kannst nicht nehmen die Schmerzen,
Aber die Töne vielleicht mildern die leidende Brust.
Herder ist todt! — doch sprachst du es aus! und reißest vom Herzen
Einen blutenden Theil mir mit den Worten hinweg.
Heute noch lebt' er mit uns; die goldenen Ströme der Worte
Flossen zu uns, das Herz wuchs mit dem mächtigen Strom.
Brechet die Zweige vom Rande der Ufer und streuet die Blumen,
Ehe sie welken; er fließt nimmer der goldene Strom.
u. s. w.

Eine werthvolle Eigenthümlichkeit der Knebel'schen Muse sind eine nicht geringe Zahl von in Distichen gekleideten Lehren der Lebensweisheit, welche Knebel im Jahre 1826 unter dem Titel „Lebensblüthen" — eine Sammlung kleiner Gedichte war schon 1815 herausgegeben worden — veröffentlichte. Der Verfasser pflegte dieselben einzeln auf kleine oblongische Blätter zu schreiben, und, wie wir aus einem Briefe der Frau von Stein vom 1. März 1784 an Knebel erfahren, vergnügte sich die Weimarische Gesellschaft zuweilen damit, dieselben reihum ziehen zu lassen und dann die gezogenen Verse „als eine geheime Deutung des Tadels oder des Lobes" zu benutzen**). Einige der gelungensten lauten:

„Tritten des Wanderers über den Schnee sei ähnlich mein Leben:
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht."

„Sei ein Mann, dich zu ehren, und sei ein Mensch, dich zu lieben:
Keine Größe besteht, die nicht auf Menschheit erbaut."

„Jeder Tag ist ein Leben: an jeglichem Abend begräbt ein
Weiser sich oder ein Thor, je nachdem er gelebt."

*) Vgl. Nachlaß II, 284.
**) Vgl. H. Düntzer, Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß I, 120.

Wenn somit unverkennbare Schönheiten, vor allem in dem sprachlichen Ausdruck in den Knebel'schen Dichtungen anzuerkennen sind, so können wir uns doch heute, im Allgemeinen wenigstens, kaum dem Urtheil Goethes über dieselben anschließen, „daß nämlich die Knebel'schen Gedichte bleiben würden, da sie ein allgemeines, menschliches Interesse hätten"*). Abgesehen von der Armuth der poetischen Motive, tritt uns überall zuviel Schilderung und Reflexion, zu wenig innerlich Erlebtes und Empfundenes entgegen, als daß wir in den Erzeugnissen dieser Muse ein κτῆμα εἰς ἀεὶ erblicken dürften.

Knebels ausgesprochene Befähigung lag auf dem Gebiete des Lehrgedichtes, wie er denn auch diese Gattung der Poesie sehr hoch, vielleicht zu hoch schätzt. „Es freut mich gar sehr," schreibt er in dem schon genannten Brief an Seebeck, „daß Goethe diesen ernsteren Weg einschlägt und die lehrende Muse wieder erhebt. Dies ist eine der wahren Bestimmungen der Poesie — Volkslehre und Volksweisheit." „So werde," fügt er in einem Brief an Goethe hinzu**), „die Poesie von einer gefälligen Freundin zur Lehrerin erhoben."

Herder hatte daher Recht, wenn er mit kräftigen und schönen Worten den Freund auf diesen Weg hinwies***). Daß Knebel aber hier keine selbständige, größere Arbeit, wie er beabsichtigte, zu Stande brachte, verschuldete die ungemeine Schwerfälligkeit und Zaghaftigkeit seiner Production, deren Ursache er zwar gern auf die übergroße Strenge seines Vaters, gegen dessen Grundsätze ein Lob oder eine Aufmunterung der Kinder gewesen sei, schob, welche aber tief in der innersten Natur Knebels begründet lag. Treffender sagt er daher von sich selber:†) „Zum eigentlichen Schriftsteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich diesem an. Dazu kommt noch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir selbst. Ein Schriftsteller muß gleichsam von seiner eigenen Productionskraft besessen sein. Er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Aber zu strenge Sorgfalt und Ueberlegung vertrocknet ihm gleichsam die Dinte in der Feder."

Wenn aber so Knebel als Schriftsteller im Grunde eine unproductive Natur war, so erhellt, daß wir den außerordentlichen Einfluß dieses Mannes auf seine Zeitgenossen viel weniger in dem suchen müssen, was er geleistet hat, als in dem, was er gewesen ist. Auch hierin dürfen wir aber von einer literarhistorischen Bedeutung reden; denn wenn wir uns heute an den Werken unserer Dichterheroen nicht nur erquicken, sondern auch zu erforschen streben, auf welchem Wege und unter welchen Bedingungen das Genie zu seinem Ziele gelangte, wie sollte uns da nicht ein Mann interessiren, dessen

*) Vgl. Nachlaß III, 70.
**) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel p. 182.
***) Vgl. Nachlaß II, 279.
†) Vgl. Nachlaß I, LV.

Umgang den Besten seiner Zeit ein tiefgefühltes Bedürfniß war? Indessen auch abgesehen hiervon, meine ich, daß gerade in unseren Tagen, wo die Schnelllebigkeit und äußerste Kraftanspannung der Zeit uns immer mehr zu Stücken von Menschen und Rädern einer Maschine zu machen droht, das Versenken in eine ganze, freie, nach allen Seiten reich entwickelte Persönlichkeit uns erfreuen muß, auf welche das Wort des Dichters Anwendung findet:

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.

C. L. v. Knebel konnte mit seinem großen Freunde sagen: „Vom Vater hab' ich die Statur." Der alte Kanzler des markgräflich ansbachischen Hofes war ein Mann von starker Körpergestalt und ungewöhnlichen Leibeskräften gewesen. Der Sohn hatte beides ererbt. Mit wenigen Meisterzügen hat Goethe die Enaksgestalt des Freundes in jener romantischen Waldscene zu Ilmenau geschildert, der nach Eckermanns*) Gesprächen ein Ereigniß aus dem Ende der siebziger Jahre zu Grunde liegt:

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme u. s. w.

Ungefähr aus derselben Zeit stammt das, so viel ich weiß, einzige uns erhaltene Jugend- oder Mannesbild Knebels, welches von dem aus der Weimarer Zeit bekannten Herrn von Imhof in Farben gemalt wurde und sich gegenwärtig in Gestalt einer Brosche im Besitz der Enkelin Knebels befindet. Eine hochgewölbte Stirn, eine starke, etwas gebogene Nase, ein sehr zierlich geformter Mund, ein freundlich und aufrichtig blickendes Auge, das sind die Hauptmerkmale des schöngebildeten Kopfes, welcher auf einem kräftig gebauten Hals und breiten Schultern ruht. Aus dem späteren Alter Knebels sind uns mehrfache Gemälde, auch ein Basrelief in Medaillonform und eine Büste von Rauch erhalten, in denen sich die Züge des Mannes unschwer wiederfinden. Die Bilder stellen den Alten in seiner gewöhnlichen Tracht dar: das sammtene Käppchen auf dem Haupt, in langem, bis auf die Füße reichenden Talar mit breitem Rand, über welchen das Hemd herausgeschlagen ist, ohne Weste, die breite Brust unbedeckt. Einstimmig wird berichtet, daß er mit seinem von wenigen Silberlocken bedeckten Haupte, dem milden Ernst seiner Züge, der ruhigen Heiterkeit des denkendes Auges den Eindruck eines griechischen Weisen gemacht habe**).

Aber Knebel hatte von seinen väterlichen Ahnen mehr als nur die äußere Gestalt ererbt. Im Jahre 1572 war in Antwerpen — die Knebelsche Familie stammte aus dem Belgischen — ein Hanns Knebel um seines

*) Vgl. H. Düntzer, Freundesbilder (1853) p. 427 f.

**) Vgl. Döring in den Blättern für litterar. Unterhaltung, 1834, p. 402 und H. Luden, Rückblicke in mein Leben (1847) p. 11.

Glaubens willen dem Feuertode zum Opfer gefallen. Ein alter Holzschnitt*), der in der Familie erhalten ist, bewahrt die Erinnerung an dieses Ereigniß. Unter dieses Bild hat unser Knebel mit eigener Hand eines seiner wohlgelungensten Gedichte geschrieben, in dem es unter anderem heißt:

„Steh' fest, du braver Hanns! und wann dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen dein Gewissen mahnt: —
Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um deine Jugend —
Doch steh' du fest!
Es bleibt ein ewiges Gedächtniß dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt,
Das, was in Dir erstirbt, wacht glänzend auf
In preisender Geschlechter hohem Ruf" u. s. w.

Auch der Vater hatte auf dem Reichstag zu Regensburg, wo es sich um die Achtserklärung gegen den großen Friedrich handelte, indem er trotz dem Befehle seines Herrn und trotz ansehnlicher Bestechungsversuche seitens Oesterreichs bei seiner Meinung beharrte, daß er als brandenburg-ansbachischer Gesandter nicht gegen das Interesse des Stammhauses handeln dürfe, seinen unerschütterlichen Charakter bewiesen, eine That, für welche er im Jahre 1757 von Friedrich in den erblichen Adelstand erhoben wurde**).

Die gleiche Wahrheitsliebe und Integrität der Gesinnung war es, welche den Charakter C. L. v. Knebels adelte. Sie hatte ihn zuerst zu seinem Lucrez hingezogen. „Deine Wahrheitsliebe, edler römischer Jüngling," sagt er, „wirkt auf mich, so wie der Geist deines großen Epikurs auf dich wirkte"***).

Mit seiner Meinung pflegte er gegen Niemanden, am wenigsten gegen den Herzog und Goethe, zurückzuhalten. Ja, als im Jahre 1806 die schrecklichen Octobertage über die Stadt Jena hereingebrochen waren, hatte er sich in seiner Kleidung das Ansehen eines Professors gegeben, lediglich um dreister sprechen zu können, und der französische General d'Albe versicherte ihn, es sei gut, daß er nicht zur Zeit der Revolution in Paris gewesen sei, er wäre des Tages mindestens viermal guillotinirt worden†). Von dem zuweilen sehr freundschaftlichen Ton, welcher zwischen Goethe und Knebel herrschte, berichtet ein noch unter uns lebender Ohrenzeuge, ein Pathenkind††) Knebels, daß einst bei einer sehr erregten Unterhaltung, wo dann das trauliche Du häufig in das steifere Sie oder das brüskere Er überzugehen pflegte, Goethe dem Freund ein beruhigendes „Nun, Alter, werde

*) Im Théâtre des Martyres von Jean Luyken.

**) Vgl. Nachlaß I, VIII. f.

***) Vgl. Nachlaß III. 222.

†) Vgl. Weimar und Jena im Jahre 1806 von R. und R. Keil (1882) p. 103, Brief Knebels an Goethe vom 24. October h. a.

††) S. Excellenz H. Wirkl. Geheimrath Seebeck in Jena.

er doch nicht so grob!" zurief. „Dann muß er aber auch nicht solche Thorheit schwatzen," war die Antwort.

Aus alledem geht hervor, daß Knebel zum eigentlichen Hofmann nicht geschaffen war, wie er denn auch in den mißmuthigen Stunden seines Lebens über das Leere und Unwahre des Hoflebens mit Vorliebe zu schelten pflegte. Doch zog ihn die tiefeingewurzelte Verehrung der herzoglichen Familie immer wieder in diese Kreise zurück.

Endlich scheint auch das leicht erregbare und heftige Temperament des Vaters, dessen Jugend hierdurch in manche abenteuerliche Affairen verwickelt worden war, auf den Sohn übergegangen zu sein. Knebel war eine cholerische Natur der reinsten Form. Eine ungemeine Lebhaftigkeit charakterisirte sein ganzes Wesen. In früherer Zeit namentlich war es ihm unmöglich, während einer Unterhaltung an einer Stelle, und ohne sich etwas zu schaffen zu machen, still zu sitzen. Seine Rede glich einem Waldstrom, der von Baum zu Baum und Fels zu Fels springt. Jeder in ihm aufsteigende Gedanke, jeder äußere Eindruck konnte eine neue Ideenkette in ihm anknüpfen. Seine Art zu sprechen hatte etwas Abgerissenes und Gehacktes, bald den Hörer zu Thränen Rührendes, bald ihn zum Lächeln Verleitendes, aber immer etwas Interessantes*). Den Sprechenden pflegte er selbst mit seinem in allen Tonarten variirenden Jo, Jo zu unterbrechen, das in Weimar und Jena nicht minder bekannt war wie die Geheimräthlich Goethesche Interjection Hm, Hm.

Seine Leidenschaftlichkeit konnte über sehr geringfügige Veranlassungen ausbrechen, hatte aber bei der grundlosen Gutheit seines Herzens, die wir noch weiter kennen lernen werden, für seine Freunde eher etwas Rührendes, ja Humorvolles, namentlich wenn sie sich auf das Schicksal oder auf Ereignisse bezog. So wurde am 10. Mai 1805 in eine Abendgesellschaft bei Professor Fahrenkrüger die plötzliche Nachricht von Schillers Tod gebracht. Während Alles verstummt, springt Knebel wüthend auf, schlägt mit geballter Faust auf den Tisch mit den Worten: „Der Tod ist doch der wahre dumme Junge!" Er war über den Tod, der dieses Edelreis geknickt hatte, so ergrimmt, daß er ihn am liebsten nach studentischem Comment gefordert hätte**).

Wie es aber bei tiefer angelegten cholerischen Naturen der Fall zu sein pflegt, daß ihnen ein Tropfen Schwermuth beigemischt ist, so war es auch bei Knebel. Ja, der Zug der Melancholie hatte sogar bei einem seiner Geschwister einen tragischen Ausdruck gefunden. Bei einem Besuch Knebels in Ansbach im Mai 1790 erschoß sich auf einem Spaziergang im Walde fast unmittelbar an seiner Seite sein junger, hoffnungsvoller, überall herzlich ge-

*) Vgl. H. Luden, Rückblicke p. 93.

**) Vgl. Ein Engländer über deutsches Geistesleben. Aufzeichnungen H. Crabb Robinsons v. K. Eitner (1871) p. 297.

liebter Bruder Max, ohne daß man eine bestimmte Veranlassung zu dieser unseligen That hätte entdecken können*).

Diese ohne Zweifel ursprünglich vorhandene Gemüthsanlage mußte namentlich ein Umstand in den Lebensverhältnissen Knebels hervortreten lassen. Schon im Jahre 1781 hatte die bei den wenig glücklichen Neigungen des Zöglings nicht sehr erquickliche Stellung Knebels als Prinzenerzieher ihr Ende erreicht, und derselbe befand sich nunmehr schon in seinem 37. Lebensjahre in der Lage, ohne jede berufliche Thätigkeit eine Pension von erst 600, dann 800 Thalern in Ruhe verzehren zu können. Bei dem hochgespannten Rechtlichkeitsgefühle Knebels indessen und bei dem scharfen Spott, den er selbst über die Unzahl der an den deutschen Fürstenhöfen lediglich als fruges consumere nati ihr Dasein fristenden Existenzen ausgoß**), hatte diese Stellung eines Pensionärs, in welcher er sich außerdem von aller Welt beneidet glaubte, etwas sehr Peinliches für ihn. Trotzdem aber konnten sich der Herzog und Goethe, so sehr sie in einzelnen zum Theil wichtigen politischen Commissionen***) ihn zu verwenden geneigt waren, nicht entschließen, der Reizbarkeit seines Naturells und der gewissen Unstätigkeit seines Charakters eine staatliche Stelle anzuvertrauen, welche des Freundes würdig gewesen wäre. Diese Verhältnisse erfüllten zuweilen die Seele Knebels mit herber Bitterkeit; in solchen Stunden sehnte er sich weit weg aus dem Geräusche der Welt in die Stille seiner Studirstube oder in die Einsamkeit seines geliebten Waldes. Ja, er, das Urbild männlicher Gesundheit, konnte sich in solch' hypochondrischen Stunden mit dem Gedanken einer auszehrenden Krankheit tragen, so daß ihm der Herzog launisch zuruft†): „Du nagst viel an Dir selber, mein Lieber, man sollte Dich Dir selber mit etwas Bitterem bestreichen, wie den Kindern die Finger", und der poetische Einsiedel apostrophirt ihn schon im Jahre 1778 mit den Versen:

> Dir, dem zu jeder Zeit und Stund'
> An Leib und Seel' ist weh und wund,
> Wohnest in Palästen prächtig und hoch,
> Und neidest d'rum doch die Maus im Loch u. s. w.

Erst im späten Alter, nachdem er an der Seite der munteren und lebensfrohen Luise von Rudorf, der Goethe'schen Philine in Wilhelm Meisters Lehrjahren, ein eigenes Heim gefunden, und besonders, seitdem er von den Stürmen der Zeit ganz in die trauten Berge Jenas geflüchtet, ein anmuthiges Besitzthum in jenem kleinen Hause drunten im Paradiese sich erworben hatte††), welches in duftenden Gärten und grünenden Bäumen versteckt, doch den Blick

---

*) Vgl. Nachlaß I. XLII f. und den höchst interessanten Beileidsbrief des Herzogs Karl August vom 27. Mai 1790.

**) Vgl. Nachlaß III. 182.

***) Vgl. Düntzer, Freundesbilder p. 486 f.

†) Vgl. Nachlaß I. 164.

††) Seit 1807, vgl. Düntzer, Freundesbilder 556 f.

hinaus auf den rauschenden Fluß und die schimmernden Höhen gestattet, erst dann zog in immer engerem Verkehr mit Goethe, dem Großen und Guten, die volle Harmonie in seine bewegte Seele ein. Dann konnte er dichten:

Jahre kommen und veralten
Mit der Zeiten Wechsellauf,
Unter mancherlei Gestalten
Löset sich das Leben auf:
Doch der Freundschaft edle Bande
Löset weder Zeit noch Glück,
Selbst schon an des Grabes Rande,
Preis' ich, Freunde, mein Geschick.

Den grillenhaften Anwandlungen ihres Freundes gegenüber, haben der Herzog und Goethe jederzeit eine wahrhaft rührende Gesinnung an den Tag gelegt.

Besonders schön ist in dieser Beziehung ein Brief des Herzogs an Knebel von 4. October 1781, welcher den Zweck verfolgte, den Empfänger von seiner damaligen Absicht, Weimar zu verlassen und in auswärtige Dienste zu treten, abzubringen. Da dieser Brief nicht nur ein großartiges Denkmal echt fürstlicher Gesinnung ist, sondern uns zugleich auch zeigen wird, in welcher Art eigentlich Knebel befruchtend innerhalb des Weimar'schen Kreises wirkte, so kann ich mir nicht versagen, denselben in einigen seiner wichtigsten Sätze mitzutheilen*):

„Ist's möglich," schreibt der Herzog, „daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Anderen eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? . . . Sind denn Die, die sich Deiner Freundschaft und Umgangs freuen, so sclavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Aktenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd, veredelnd, gesammelt hat, ausschütten kannst? . . . . Sind wir nicht mehrerer Freuden als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Dreck und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? . . . Sind wir bloß zu Ambossen der Zeit und des Schicksals gut genug? . . . . Ist's denn ein so geringes Loos,

*) Vgl. Nachlaß I, 126 f., Düntzer, Freundesbilder 444 f. und Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und Herder herausgegeben von H. Düntzer, Leipzig, 1883, p. 27.

die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? .... Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? .... Muß er nicht etwa auch das Schmiedehandwerk daneben treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? ... — Und warum? um etwa ein paar Kanzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? .... Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! .... kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich Ulyssen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten? Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist."

Wie also einst Sokrates von sich rühmen konnte, daß er bei seinen Zeitgenossen das Gewerbe seiner Mutter, die Kunst der Mäeutik ausübe, so wird hier aus berufenem Munde unserem Knebel eine ähnliche Bedeutung zugewiesen, und daß auch Goethe so urtheilte, zeigt eine Stelle in einem Briefe Goethes an Schiller vom 19. Januar 1802, in welcher er sagt: „In Jena, in Knebels alter Stube (es ist hier Knebels frühere Wohnung im herzgl. Schloß gemeint) bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raume auf dieser Erde so viel productive Momente verdanke."

Um dies ganz verstehen zu können, müssen wir nunmehr, nachdem wir bisher den Charakter und das Temperament Knebels betrachtet haben uns seinen Herzens- und Geisteseigenschaften zuwenden.

Glich in ersteren Knebel mehr dem Vater, so kehrte die unendliche Gutmüthigkeit seines Herzens, welche nach Herders Worten*) seine innerste und bleibende Natur war, eher in der Mutter und Schwester wieder. Knebel war ein Genie des Herzens, ein Ausdruck, welchen er selbst einmal in Beziehung auf seine schwäbischen Landsleute anwendet**), und wodurch er besonders den edlen Frauen des Weimarischen Kreises, den beiden Herzoginnen, der geistvollen Prinzessin Caroline, dem Zögling seiner Schwester Henriette, der Frau v. Stein, v. Herder, v. Schiller und anderen innerlich so nahe trat. Sein sehnlichstes Bedürfniß, Allen eine Freude zu machen, spricht in hundert kleinen Zügen zu uns. Bald schenkt er dem Herzog ein junges Fohlen, daß diesem das „liebste Weihnachtsgeschenk" ist, bald erfreut er die Herzogin Amalia mit einer Sendung Bratwürste, die sich diese auf sein Wohl schmecken läßt, bald überrascht er Goethe mit Ilmenauer Käsen, die eine „eigne Ekloge verdienen" u. s. w. u. s. w. Im Alter hatte sich dieser

*) Vgl. Nachlaß. II. 272.

**) Vgl. K. L. v. Knebels Briefw. mit Henriette p. 308

Zug sogar bis zu einer gewissen Schwäche gesteigert. So kehrten die Frommann'schen Kinder immer so reich von ihm beschenkt zurück, daß ihre Mutter es für gut fand, die geschenkten Dinge der genaueren Hausfrau immer heimlich zurückzusenden*). Einen armen Handwerker hatte er einst mit einem seiner besten Röcke erfreut. Von der Gattin darob zu Rede gestellt, sagte er in seiner trockenen Weise: „Dumme Frau, einen Rock braucht er, einen schlechten hat er, einen guten kriegte**) er". Kein Haus in Jena war so gastfrei***) wie das seine. Dabei mochte es wohl geschehen, daß Ausgaben und Einnahmen nicht immer in gleichem Verhältnisse standen. Indessen hat er an Goethe auch in diesen Nöthen einen erfahrenen Seckelmeister und freundlichen Helfer. Für sich selbst hatte er wenige Bedürfnisse, nur daß er den Wein liebte und die Tabakspfeife selten in seinem Munde ausging, wenn er auch gelegentlich über die deutschen Bierbäuche und Schmauchlümmel raisonirte†).

Neben dieser bis auf das kleinste Wesen seines Gartens sich erstreckenden Herzensgüte Knebels erquickte nicht minder die dankbare und selbstlose Pietät, mit welcher er an seinen großen Freunden hing, deren höhere Bedeutung er willig und neidlos anerkannte. Namentlich ist Goethe bei seinen Lebzeiten wohl von Niemandem wahrer und inniger verehrt worden als von Knebel. „Es ist vielleicht das erstemal in meinem Leben," schreibt††) er an Goethe, als dieser seine Properzischen Elegien durchcorrigirt hatte, „daß mir etwas von mir gefällt. Aber für Deine trefflichen Verbesserungen kann ich Dir nicht genug danken: es ist mir eigentlich nur, als wenn sie mir um derentwillen gefielen." Eine gleiche Empfindung athmen fast alle Briefe Knebels an Goethe. Seine tiefempfundene Dankbarkeit gegen den Herzog spricht sich am zartesten aus in einem kleinen Gedichte zum Geburtstag Carl Augusts:

„Unter tausend schimmernden Blumenkränzen,
Die den Festtag meines erhabenen Fürsten
Fröhlich schmücken, winde Dich durch, Du zarte
Blume des Dankes!

Nicht gemeiner Herzensgesinnung folgend,
Hat er schnellhinfliehender Tage mildres
Schicksal mir vergönnt, den Genuß, des Lebens
Friedliche Schatten.

Wenn so von Knebel mit Recht das Wort galt:

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an",

so wußte er die Freunde doch nicht minder durch die Beschaffenheit seines

*) Mündl. v. H. Buchhändler Frommann.
**) Mündl. v. H. Geheimrath Seebeck.
***) Vgl. Ein Engländer über deutsches Geistesleben p. 281.
†) Vgl. Luden, Rückblicke in mein Leben p. 91.
††) Düntzer, Freundesbilder p. 522.

Geistes „festzuhalten“. Neben einer nicht zu unterschätzenden Gelehrsamkeit, welche er sich weniger durch systematisches Studium — schon nach sehr kurzer Zeit hatte er die Universität Halle, wo er juristische Collegien gehört hatte, mit Potsdam vertauscht*) — als vielmehr durch seinen persönlichen oder brieflichen Verkehr mit den meisten Capacitäten Deutschlands und ausgebreitete Lectüre erworben hatte, war es vor Allem ein ungewöhnlich feiner Tact für das dichterisch Schöne, welcher ihn auszeichnete. Seine Neigung zur Poesie, wie bei anderen Sterblichen durch eine frühzeitige Leidenschaft geweckt, war von dem frommen Dichter Uz, welcher damals in Ansbach lebte, in die richtigen Bahnen gelenkt worden. Schon während seiner Dienstzeit zu Potsdam hatte er Gelegenheit, sein feines dichterisches Verständniß zu bewähren. Er hatte nämlich auf seine Kosten ein nicht unbedeutendes Gedicht seines damaligen Lieblingsdichters Nicolaus Götz in lateinischen Lettern separat herausgeben lassen. Eines dieser Exemplare war dem großen König zu Gesicht gekommen, und er, der bekanntlich über deutsche Sprache und Literatur so bitter urtheilte, sagte in seiner Abhandlung De la literature allemande unter anderem Rühmenden von diesem Gedicht: „mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores dont je n'aurois pas crus notre langue susceptible“ etc.

Die Poesie aber, wie er sie wenigstens verstand, war für Knebel der Inhalt seines ganzen Lebens. „Man kann Poet sein,“ schreibt er an seine Schwester**), „auch ohne Verse zu machen. Ueberhaupt ist in allen edleren Unternehmungen und Dingen Poesie; nur die Poesie ist es, die sie zu etwas macht. Eine unsichtbare, höhere Liebe zu dem Schönen, dem Vortrefflichen, dessen Werth nur in unserer Seele liegt und das sich mit nichts Irdischem belohnen läßt — das nenne ich Poesie.“ So werden wir es verstehen, wenn Knebel, mit einem umfangreichen und klangvollen Organ ausgestattet, von Allen als ein hinreißender Vorleser geschildert***) wird. Bei dem Vortrag pathetischer Stellen glaubte man einem geweihten Priester göttlicher Offenbarung zu lauschen. In dieser Eigenschaft war er natürlich besonders ein geschätztes Mitglied des weimarischen Kreises, in sofern er nicht nur in den Abendzirkeln der Herzogin als beliebter Vorleser fungirte, sondern auch auf der Liebhaberbühne des Hofes, in Weimar, Ettersburg und Tiefurt nicht selten auftrat. So wirkte er am 6. April 1779 bei der ersten Aufführung der Iphigenia neben Corona Schröter, dem Herzog und Goethe als König Thoas mit. An der Hand der ersten Scene dieses Stückes, dessen Manuscript der Dichter dem Freunde zum Geschenk gemacht†) hatte, schrieb Knebel einen Aufsatz über die Kunst zu lesen, der im Nachlaß veröffentlicht ist.

*) anno 1765.

**) Vgl. Briefwechsel p. 498.

***) Vgl. Luden Rückblicke p. 13. H. Geheimrath Seebeck hat ihn noch gehört.

†) Vgl. Freundesbilder p. 434.

Wodurch endlich Goethen zumal der Umgang des Freundes besonders werthvoll wurde, war durch dessen nicht unbedeutende Kenntnisse und feines Verständniß naturwissenschaftlicher Dinge. Der reizende Park in Tiefurt, welcher heute das Auge jedes Besuchers entzückt, ist in seinen ersten Anlagen das Werk des als Prinzenerzieher daselbst gebietenden Knebel. Im Jahre 1785 begleitet er Goethen auf einer ausschließlich zu mineralogischen Zwecken unternommenen Reise über das Fichtelgebirge nach Karlsbad. An der Farbenlehre nimmt er den regsten Antheil, und Schiller*) freut sich, daß durch die Besprechungen mit Knebel mehr Bewegung in die Sachen (die Farbenlehre) komme. Goethe**) selbst gesteht: „Die Optica gehen vorwärts. Knebel nimmt Antheil daran, welches mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch anderen schreibe."

Zum Abschluß unseres Bildes wird es nöthig sein, noch einen kurzen Blick auf die politischen und religiösen Anschauungen Knebels zu werfen.

Was die ersteren anlangt, so dachte Knebel in einer entschieden freisinnigen Weise über das Verhältniß des Einzelnen dem Staate und dem Monarchen gegenüber. „Es muß nur ein Geschäft sein, und dieses ist das Glück des Staates, das Glück Aller, jedes nach seinem Vermögen"***). „Nur im engen Kreise, in der Familie, im Staat, im Vaterland ist dem Menschen ein gedeihliches Wirken möglich. Diese edle Beschränktheit allein führt den Menschen zum wahren Glück. Deshalb müssen die Menschen ein Vaterland haben, müssen Mitbürger sein, politische Thiere. Laß den Kosmopoliten auf dem Ocean schwimmen; der Strom der Flüsse ist wenigstens fruchtbarer. Der Fürst sei die Seele seines Staates, ein egoistischer Fürst ist ein Unding. Ein Jeder aus dem Volke erziehe sich; denn das erzogene Volk erzieht den Monarchen — oder vernichtet ihn. Umgekehrt wäre es freilich leichter und besser: nämlich, daß der Monarch sein Volk erziehte aber beide Theile müssen zusammenwirken"†).

Die französische Revolution, die an dem wundesten und leichtentzündbarsten Fleck der menschlichen Gesellschaft ausgebrochen sei††), begrüßte er mit anderen als den Anfang des Völkerfrühlings, vor ihren Greueln wendete er sich mit Entsetzen ab. Nicht geringeren Ekel empfand er freilich vor der Zerfahrenheit und Jämmerlichkeit der politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie namentlich auf dem Rastadter Congreß in nackter Erbärmlichkeit sich gezeigt hatten. Da konnte er dichten:†††)

---

*) Schiller an Goethe, Nr. 264.
**) Goethe an Schiller, Nr. 260.
***) Vgl. Nachlaß III. p. 184.
†) Vgl. Nachlaß III. p. 493 f.
††) Vgl. Nachlaß III. p. 107.
†††) Vgl. das Gedicht „Die Wälder", Nachlaß I, p. 22.

Knechtschaft gebietet man nicht, als dem, der Knechtschaft verdienet:
Welch' unwürdiges Loos traf dich, mein mütterlich Land.

und in einer Ode an das Vaterland:

Vaterland, wenn du es bist! — so helfen denn Lehren
Nichts? So muß die Ruthe des Geißlers
Dir auf dem Rücken ruhn? Trauriges Loos, wenn der Arzt uns
Zu den Unheilbaren schickt.

Die preußische Politik seit Friedrichs Tode hielt er für im Grunde verfehlt, engherzig und beschränkt, die preußischen Staatsmänner, von denen er Viele persönlich kennen gelernt hatte, für jeder Menschenansicht und Menschenkenntniß baar, über die preußischen Offiziere fällte er in dem Jahre vor der Schlacht bei Jena ein vernichtendes Urtheil*).

Auf dieser Folie mußte Knebels für alles Bedeutende empfänglichem Geiste die Gestalt eines Bonaparte als wirklich bewunderungswürdig erscheinen. Er war der geschickte Wundarzt, der den todtkranken Staatskörper mit keckem und genialem Geist wiederhergestellt hatte, und nun blos darin sich vergriff, daß er auch die anderen, nicht minder kranken und schwächlichen Staatsköper auf gleiche Art heilen und sie zuletzt als sein Eigenthum behalten wollte**).

So ging der Frühlingshauch der Freiheit, der im März 1813 die deutschen Lande und Herzen durchwehte, unverstanden und ungeglaubt an Knebel wie an seinem großen Freunde vorüber, und wir können uns eines Gefühles der Trauer kaum erwehren, wenn wir just an dem 16. März, an welchem unter dem Jubel eines erwachenden Volkes Friedrich Wilhelm die Kriegserklärung gegen Napoleon unterzeichnete, einen so von Grund aus deutschen Mann, wie unseren Knebel, seinem Freunde schreiben sehen: „Ein großer Theil unserer Jünglinge ist in voriger Nacht zu den Versammlungsörtern abgereist. Andere sollen ihnen folgen. Die Verwirrung dürfte ziemlich allgemein werden, wenn Minerva nicht bei Zeiten einigen die blonden Locken ziemlich durchschüttelt".

Doch gestattete er später seinem Sohne Karl, den Fahnen der Verbündeten zu folgen***), die Betheiligung aber an der von Professor Luden herausgegebenen Zeitschrift Nemesis lehnte er auch jetzt noch mit den Worten ab: „Soll ich den großen Napoleon verkleinern helfen†)? u. s. w."

In seiner religiösen Denkungsweise hatte Knebel eine merkwürdige Wandelung durchgemacht. Im väterlichen Hause nach streng positiven Grundsätzen erzogen und mit einer tactfesten Bibelkenntniß ausgestattet, hatte

*) Vgl. Briefw. zwischen Goethe und Knebel I, p. 127, 129, 149, 169, 268 ꝛc., Weimar und Jena im Jahre 1806, von R. und R. Keil, p. 103, und Knebel an Goethe vom 30. Dez. 1805.

**) Vgl. Nachlaß III. p. 108.

***) Vgl. A. Stahr, Weimar und Jena (1871), II. p. 172.

†) Vgl. Nachlaß III, p. 107.

er den sehnlichsten Wunsch gehegt, sein Leben dem Studium der Theologie widmen zu dürfen; doch hatte er dem Widerstande seines älteren Bruders Christian, welcher in hessischen Diensten stand und nach den damaligen Anschauungen von Offiziersehre durch einen Pastor die Ehre der Familie für gefährdet hielt, endlich nachgeben müssen. Aber noch in Potsdam war er durch regelmäßigen Kirchenbesuch und strenge, ernste Gläubigkeit bei seinen Kameraden bekannt.

Ganz anders wurde dies mit seinem Eintritt in den Weimarischen Kreis, und besonders seit seiner Beschäftigung mit dem Lucrez — ein interessantes Beispiel, wie das Werk auf den Autor wirkt, der Pfeil auf den Schützen zurückspringt — hatte sich bei ihm ein völliger Umschwung der Denkungsweise vollzogen und eine gänzlich naturalistische Auffassung der Dinge eingestellt. Als Schiller im Jahre 1787 Knebeln in Weimar in dem Goethe'schen Gartenhaus, welches dieser während der Abwesenheit des Freundes in Italien bewohnte, zum ersten Mal kennen gelernt hatte, schrieb er an Körner*): „Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze, philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation gesteigerten Attachement an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge u. s. w."

In zahlreichen Aufsätzen über Polytheimus, des Menschen Leben und Streben, über Unsterblichkeit, Atheismus u. s. w. suchte sich Knebel über diese letzten Fragen, besonders aber über die Frage nach der eigentlichen Bestimmung des Menschen Klarheit zu verschaffen. Doch muß bemerkt werden, daß Knebel kein unerbittlich consequent denkender, kein philosophischer Kopf war; seine Betrachtungen entspringen vielmehr vereinzelten Erfahrungen und augenblicklichen Stimmungen, widersprechen sich daher vielfach und machen ein befriedigendes Resultat unmöglich. Am glücklichsten fühlte er sich in einem mehr poetischen als philosophischen Cultus der Natur. „Bete die Natur an," sagt er einmal**), „dies ist deine Pflicht. Dieser Gottesdienst ist der größte, und faßt alle anderen in sich." Die Grabschrift die er sich gedichtet, lautet:

„Nicht zu der stygischen Fluth und nicht zu dem finstern Kocytos
Wallte mein Geist, auch nicht hin in's elysische Feld:
Rein wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf,
Und im unendlichen All lebet er ewig mit fort.

Wenn er in seinem Mansardzimmer am Paradiese saß, und der Blick

*) Vgl. Düntzer, Freundesbilder p. 482.
**) Vgl. Nachlaß III, p. 488.

hinaus schweifte auf die Berge, welche die untergehende Sonne mit jener zauberischen, dem Saalthale so eigenthümlichen Färbung überzog, pflegte er still zu den Seinen zu sagen: „Das kommt von der Ewigkeit."

Die Natur war ihm die allgütige Mutter, und noch als in den letzten Stunden seine unerschöpfliche Lebenskraft nur nach schwerem Kampfe Abschied nahm von der langgepflegten, süßen Gewohnheit des Daseins, sagte er heiter: „Lasset es gut sein; die Natur hat Alles weise geordnet; auf einen starken Amboß ließ sie auch einen starken Keil fallen."

Wir sind am Ende, und es bedarf nicht mehr der Worte viele. Sollte es einst der Dankbarkeit unserer Stadt gefallen, an der Stelle, wo jetzt nur die Natur ihren begeisterten Sänger mit einer dichten Epheudecke liebend umhüllt hat, ein Denkmal der Verehrung und Liebe zu errichten, so wüßte ich, wenn es derselben bedürfte, keine bessere Inschrift darauf zu setzen als das Wort des Dichters:

Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Brennende Liebe.

Von Hans Hopfen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Bekanntlich theilen sich die Eigenthümlichkeiten der Bodenbeschaffenheit den Pflanzen mit. Die Franzosen sagen namentlich vom Wein: „il sent le terroir“ — er hat den Erdgeschmack, und sie übertragen diesen Ausdruck auch auf die Menschen und auf geistige Arbeiten. Wenn es einen Schriftsteller bei uns zu Lande giebt, von dessen Werken man sagen darf: sie haben den richtigen Erdgeschmack, so ist dies Hans Hopfen. Wer auch nur zwei Seiten von Hans Hopfen gelesen hat kann nicht darüber im Zweifel sein, „woher er kam der Fahrt.“ Er ist Bayer durch und durch, vom Scheitel bis zur Sohle, in unversehrtem Vollbesitz aller berechtigten und unberechtigten bajuwarischen Eigenthümlichkeiten, zwar politisch durchaus kein Particularist, aber dichterisch froh in der Ausübung seiner landsmännischen Reservatrechte. Alles ist vollbayerisch an ihm und in ihm: sein festes Auftreten, sein Kurzangebundensein, seine Derbheit, seine Frische und Gesundheit, sein Empfinden und seine Sprache. Es ist daher auch ganz natürlich, daß er immer wieder zur heimatlichen Scholle zurückkehrt, und er beabsichtigt nun, wie man aus dem Gesammttitel, den er seiner neuesten Geschichte „Brennende Liebe“ vorangestellt hat, ersieht: „Tiroler Geschichten, I. Band“*) — ähnlich wie Zola, wenn auch in bescheidenerem Umfange als dieser — in einer Reihe von Erzählungen, die entweder erfunden oder der Wahrheit frei nachgeschrieben sind, die menschliche Naturgeschichte seiner bayrischen Heimat zu schreiben.

---

*) Dresden. Heinrich Minden, 1884.

Der Inhalt dieser Erzählung, wie die Andeutungen, die in ihr verstreut vorkommen, lassen das Ziel, das sich der Dichter gesteckt hat, deutlich erkennen. Er will an einigen schlagenden Beispielen die Hauptschäden, die die Lebenskraft des Tiroler Volksstammes bedrohen, klarlegen. Hier ist es die Trunksucht, die zwar nur in einem einzelnen Falle, aber doch in ihrer Gemeingefährlichkeit veranschaulicht wird. Von der Gefahr der durch sinnlosen Eigennutz herbeigeführten Entwaldung handelt eine andere Geschichte; eine dritte wird sich, wenn wir gewisse Hinweise recht verstehen, wohl mit der Erbschleicherei, namentlich der niederen Geistlichkeit, beschäftigen, und endlich läßt das Widmungsgedicht an Franz von Defregger erkennen, daß Hopfen die politische Zusammengehörigkeit des deutschen Südtirols mit Oesterreich, in dem das Deutschthum von den Czechen und Magyaren immer mehr in die Enge getrieben wird, tief beklagt; und es ist sehr wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Gedanken, die der Verfasser der „Tiroler Geschichten" sich darüber macht, dereinst in einer besonderen Geschichte zu drastischem Ausdruck gelangen werden.

Hans Hopfen ist ein Meister in Widmungsgedichten. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die an seine verstorbene Frau Auguste und an seine Kinder gerichteten, die er seinen neueren Erzählungen vorangestellt hat, in der Empfindung und in der Form überhaupt zu den besten Gedichten gehören, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden sind. Auch die Widmung an Franz von Defregger ist von seltener Schönheit:

. . . Und weil wir alle beide Bayern sind —
Ich von Natur, Du vom Geschick erlesen —
Hoff' ich, Du nimmst es gern, mein Angebind.
Das ist mir stets die reine Lust gewesen,
Zu sehn, wie Du, ein echt Tirolerkind,
Ein richtiger Bayer bist im ganzen Wesen.
Was Wunder, da Ihr doch von Bayern stammt!
Gott geb's, Ihr wärt noch Bayern allesammt!

Ja, lieber als Dein Sandwirth von Passeier
Ist mir vom Kochelsee der alte Schmied, —
Den mit dem Pinsel Du, ich mit der Leyer
Verherrlicht, Du in Farben, ich im Lied —
Der für sein deutsches Land, ein braver Bayer
Bis ihn der letzte Hieb vom Leben schied,
Und bis der Hahn zum letztenmale krähte,
Bömaken und Kroaten niedermähte.

Diese Andeutung im letzten Verse läßt zwar an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; aber sie genügt Hopfen noch nicht. Er liebt es, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; und er macht sich nichts daraus, wenn seine Offenheit Anstoß erregt. Ich glaube nicht, daß er auf die Gunst des Grafen Taaffe speculirt, wenn er also fortfährt:

Um einen Fremdherrn abzuschütteln, führte
Sein Volk Dein Sandwirth in den Heldentod.
Wer weiß, ob er nicht heute Reue spürte,
Säh' in der Ostmark er die schwere Noth,
Die sicher seine deutsche Seele rührte!
Statt eines Fremdherrn, dem die Stirn er bot,
Fremdherrscher habt Ihr heut siebzehn Millionen,
Die an der Theiß und an der Moldau wohnen .

Les' ich, wie der freiwillige Knecht des Czaren,
Der gänzlich tollgewordene Hussit,
Mit Mausefallenhändlern und Magyaren
Vereint, das gute Recht mit Füßen tritt,
Träumt mir, daß wieder mit behelmten Schaaren
Ein neuer Tassilo gen Osten ritt,
Bis daß auf aller Bajuwarenerde
Nur mehr ein Hirte sei und eine Heerde,

„Ein Maler bin auch ich!" — Mit diesem stolzen Worte verabschiedet sich Hans Hopfen von Defregger. Es zeugt von starkem Selbstbewußtsein, und vielleicht wird ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß es sogar anmaßend sei. Mag man ihn immerhin bekritteln — er hat Recht. Er hat die Wahrheit gesagt, die bekanntlich allerdings oft verletzt. Er darf sich mit dem lebensvollsten Maler von Tirols Land und Leuten auf eine Stufe stellen. Beweis: diese Geschichte „Brennende Liebe".

Es ist nicht schwer, eine Geschichte von Hans Hopfen nachzuerzählen. In der sehr kleinen Schaar der jetzt schaffenden deutschen Erzähler, die überhaupt der Rede werth sind, ist er wohl derjenige, der sich in der Composition der größten Einfachheit und Schlichtheit befleißigt, der auf stramme Geschlossenheit den größten Werth legt. Ich bin kein Freund des Auerbach'schen Wortes „unentwegt", aber für den Lauf, den Hopfen seinen Geschichten giebt, wüßte ich kein besseres zu finden. In breitem Bette fließt der Strom seiner Handlung ohne Krümmungen und Windungen und Schlingen auf fast geradem Wege von der Quelle der Mündung zu; wenn auch nicht in gleichmäßiger Geschwindigkeit. Bisweilen zieht er mit bedächtiger Ruhe dahin, bisweilen rauscht er schnelleren Laufes in die Tiefe, und es bilden sich sogar bedenkliche Stromschnellen; aber niemals ist man im Zweifel darüber, ob man den Hauptstrom oder einen Nebenfluß vor sich hat. Hopfen stellt gleich zu Anfang seine Hauptpersonen klar und fest hin. Man weiß sogleich: nur um diese wird es sich handeln, und er beschäftigt sich in der That fast ausschließlich nur noch mit diesen. Er hält fest an der Stange und widersteht mit großer Willenskraft jeder Verführung, sich mit Andern zu beschäftigen, die interessant erscheinen, und mit denen man sich, ohne es zu wollen, leicht festplaudern könnte, um darüber die Hauptsache zu vergessen. Die episodischen Gestalten interessiren ihn nur und sollen auch uns nur interessiren, insofern sie von Erheblichkeit für das Geschick seines Helden und seiner Heldin sind. Was sie sonst noch thun

und treiben — mag es noch so kurios und eigenthümlich sein, es soll uns nicht weiter kümmern. Der Erzähler macht keine Sprünge nach rechts und links; von dem Augenblicke an, da er uns die Heldin vorgeführt hat, bis zu ihrem letzten Athemzuge bleibt er ihr steter Begleiter und entrückt sie unserem Gesichtskreise auch nicht auf einen Augenblick.

Der Titel „Brennende Liebe“ ist ein Wortspiel. Es ist nicht die „heimliche Liebe“, von der das Volkslied singt, die heißer brennt als Feuer und Kohle; „brennen“ ist hier nicht als verbum neutrum, sondern transitiv als verbum activum gebraucht, es ist die „Liebe als Brandstifterin“, die verschmähte Liebe, die aus Rache den verderblichen Span entzündet und des Nächsten Haus in Brand steckt.

Alois Herbst, Zimmermann und gelegentlicher Vieharzt zu Deutschnofen, der sein gutes Auskommen hat, fragt die neunzehnjährige hübsche und verständige Rosa Mittermayer, die Schwägerin des reichen Bauern „auf der Platt“ mit Namen Brunner, ob sie ihn zum Manne nehmen wolle, denn er liebe sie aufrichtig. Es müßte ein Paar werden, wie man es sich passender gar nicht denken könnte. Rosel könnte gewiß eben so glücklich in der Ehe werden, wie ihre Schwester, des reichen Plattenbauers gottesfürchtige, ehrsame, wackere Hausfrau; denn Alois Herbst ist ein kreuzbraver Mensch, der sich des besten Ansehens in Deutschnofen und in der ganzen Nachbarschaft erfreut, fleißig, ordentlich und nüchtern, und der seine Frau auch gut ernähren kann, Rosel aber ist ein frisches, gutes Mädchen und beinahe wohlhabend zu nennen. Und Rosel liebt Alois vielleicht noch mehr als er sie. Auf die Werbung aber schüttelt sie den Kopf, sagt „Nein“ und macht allerhand Ausflüchte, als der Zimmermann in sie dringt, um den Grund ihrer unbegreiflichen Weigerung zu erforschen: sie sei noch zu jung, er solle später wieder einmal anfragen, sagt sie zuletzt. Traurig zieht der Zimmermann auf dem schlechten, sonnigen, steinigen Wege nach Deutschnofen zurück, und nicht minder traurig erklimmt Rosel den steilen Pfad, der zur Platten hinaufführt. Da steht das zweistöckige, gutgehaltene Bauernhaus ihres Schwagers, mit reichlichen Ställen und Wirthschaftsräumen; auf der anderen Seite des Wegs sind kleine unansehnliche Häuschen in schlechtem Zustande, die von armen Leuten bewohnt werden.

Rosel tauscht mit ihrem Schwager einige flüchtige Worte und begiebt sich dann schnell in ihr kleines im Giebel gelegenes Stübchen, verriegelt die Thür und wirft sich in wilder Verzweiflung unter heftigem Weinen vor dem Bildwerke des Gekreuzigten nieder. Sie betet inbrünstig und lange, so lange, daß ihr zeitweise die Sinne schwinden, und in diesen Synkopen tauchen wunderliche Bilder vor ihr auf, — unerfreuliche, häßliche, peinigende Bilder, die sie verjagen möchte, die sie aber nicht loswerden kann.

Sie sieht die Großmutter vor sich, eine steinalte Frau, die aus der wohlgehüteten Flasche den landesüblichen Schnaps, den Enzian, eingießt und den Inhalt des dünnen Glases mit lüsternem Schmunzeln betrachtet und

hinuntergießt. Die kleine Rosel hat nicht recht gewußt, was das zu bedeuten hat: aber ihr Kinderinstinct hat ihr doch Grauen vor der Flasche und vor der Großmutter, wenn sie zur Flasche greift, eingeflößt. Und die Großmutter hat auch sie zum Trinken gezwungen: es hat ihr erst auf der Zunge gebrannt, sie hat es ausgespien: dann aber macht sie große Augen, und der Nachgeschmack prickelt. Großmutter stirbt, wie es scheint, am Säuferwahn . . . Nun sieht sie die Mutter und hört als kleines Kind die nächtlichen Auseinandersetzungen zwischen Vater und Mutter: wie der Vater besänftigt, beschwichtigt, wie die Mutter aufsteht mitten in der Nacht, nach etwas Blinkendem greift — es ist ein Glas — und wie auch sie dies Glas mit Enzian füllt und in der Nacht trinkt — und trinkt und dann ganz wunderliche Reden führt: wie dann gescholten wird, wie sich die Eltern schließlich balgen. Und die Leute im Dorfe wissen nichts davon und preisen die Mittermayer'sche Ehe als eine glückliche. Und auch die Mutter stirbt, und auch ihren Tod hat der Trunk beschleunigt . . . Aber vor Rosels aufgeregtem Gemüth erscheint noch etwas Anderes. Sie ist unter der Erde, ein aufdringlicher Geruch wie von feuchtem Holz und nassen Steinen steigt auf, und noch etwas Anderes ist dabei, etwas Fuseliges. Sie ist im Keller ihres Schwagers eingeschlafen, und aus einem der großen Fässer rinnt ein dünner Strahl Wein: auch sie hat sich betrunken. „Großmutter, Mutter und Kind wohin ist es mit euch gekommen!"

Die entsetzliche Erblichkeit des Lasters, — sie ist es, die Rosel schaudern macht, und die sie veranlaßt, dem geliebten Manne, der sie zum Weib nehmen will, die Hand zu versagen. Sie hat keine anthropologischen Studien gemacht, aber sie fühlt innerlich, daß etwas Unheimliches, dem sie kaum widerstehen kann, eine Gewalt auf sie übt. Aber sie will den bösen Feind besiegen. Sie hat die besten Vorsätze, sie will des braven Alois würdig werden, sie will sich nur noch prüfen; und wenn sie eine gewisse Zeit lang der Versuchung zu trotzen vermag, dann will sie mit Gottvertrauen des Zimmermannes Frau werden.

Diese Exposition, wie Hopfen sie giebt, halbverschleiert, in unbestimmten Tönen, wie die Wahnvorstellungen einer Fieberkranken, Besinnungslosen — Hirngespinnste, die sich aber nur aus Thatsächlichem erzeugen können, ist sehr kunstvoll und poetisch. Es ist alles nur in aphoristischen Andeutungen skizzirt, und es ist ein Glück, daß es der Dichter bei dieser Skizze hat bewenden lassen, daß er die merkwürdige Stimmung, die über dem Ganzen liegt, nicht durch eine überflüssige, ja schädliche Ausführung verdorben hat.

Rosel kommt wieder zu sich, und sie folgt dem Rufe der Ihrigen, die sich an dem schönen Sommerabend vor der Hausthür auf der Bank niedergelassen haben und sich ihres Lebens und der schönen Natur freuen. Da stürzt von gegenüber aus einem der kleinen Häuschen ein Bauernbursche herbei, ein abgerissener kleiner Kerl, „ein MitteldING zwischen Zwerg und Jüngling", der Maccaronihansel, athemlos, und klagt bitterlich über den

Vater, den alten Mutschenbacher, auch der „wälsche Naz" geheißen, der sich in heftigen Schmerzen drüben in seinem Stübchen windet und jammert zum Steinerweichen. Der Vater ist vor einiger Zeit in die Sense gefallen: nun ist er arbeitsunfähig, und die jungen Geschwister haben nicht satt zu essen. Und der Maccaronihansel kann nicht genug verdienen, um die ganze Sippe zu füttern, und der Alte ist ungeduldig und verzweifelt an Gott und den Menschen; er heult und schreit und schimpft und flucht. Rosel besinnt sich nicht einen Augenblick, sie eilt hinüber zum wälschen Naz und verrichtet in dem elenden Gemach wahre Samariterdienste. Sie wäscht die eitrige Wunde aus und legt einen neuen Verband auf; sie schickt den Hansel zum Arzt und giebt den Kleinen zu essen und zu trinken. „Hörst Hansel?" ruft sie dem davonspringenden Burschen nach, „wenn Du den Doctor nicht antriffst . . . Auf alle Fälle gehst auch zum Alois Herbst hin, der hier herum all' das kranke Vieh curirt . . . Und mancherlei, was für das Vieh gut ist, das nützt auch der menschlichen Creatur. So, jetzt geh' und mach, daß Du bald wiederkommst." —

Und nun sitzt sie am Bett des Kranken, über den mit Rosas Eintritt Ruhe und Ergebung gekommen ist. Er hält sich still, schon aus Respect. Es vergehen lange Stunden in Schweigen und Einsamkeit. Rosel weicht nicht von ihrem Posten. Da sieht sie, wie der wälsche Naz verstohlen weint. Er weint jetzt nicht, weil ihn seine Wunde schmerzt; er weint, weil er gar so arm ist; und seine Armuth schmerzt ihn gerade jetzt, weil er Rosel, die es so gut mit ihm meint, nichts schenken kann. Plötzlich aber kommt ihm ein tröstender Gedanke: er hat doch etwas, womit er Rosels Gutthat einigermaßen vergelten kann. In der Ecke, im Wandkasten, da steht ein kurzhalsiger, viereckig gerippter Glaskrug vom allerbesten Enzian, wie man ihn gar nicht mehr findet, und den will er seiner Pflegerin schenken. „Nimm ihn als Medicin, er hält sich jahrelang, ich bitt' Dich gar schön." Rosel steht ohne ein Wort zu sagen auf und tritt an's offene Fenster. Sie schlägt ein Kreuz und betet inbrünstig in die Nacht hinaus. Und sie betet lange.

Der wälsche Naz ist ganz bestürzt: „Bist Du denn wirklich böse? Ich hab's meiner Seel gut gemeint."

„Ich glaube Dir das," antwortet Rosel; „aber vom Schnapstrinken will ich ein- für allemal nichts hören."

Hansel bringt den Bescheid, daß die Beiden, der Doctor für die Menschen und der Doctor für das Vieh, morgen auf die Platten kommen werden. Rosel schleicht hinüber.

Der Arzt pflegt den wälschen Naz sorgsam, und Alois Herbst kommt, so oft es seine Zeit irgend erlaubt, auf die Platten unter dem Vorwande, sich mit dem Kranken zu schaffen zu machen, hauptsächlich aber, um Rosel zu sehen oder von ihr zu hören. Der wälsche Naz, der ein pfiffiger Bauer ist, hat's bald heraus, daß Alois gern von Rosel hört, und erzählt ihm

allerhand schöne Geschichten von ihr, bald wahre, bald erfundene; und wenn der Zimmermann zu vorgerückter Stunde der Nacht vom Krankenlager heimkehrt, so blickt er noch einmal hinauf zu dem lieben Fenster im großen Bauernhause; und in einer finsteren Sonntagsnacht fällt einmal eine kleine Rose auf die Gasse herunter.

Mit dem Mutschenbacher will's freilich nicht recht vorangehen. Der Arzt macht sogar ein sehr bedenkliches Gesicht; aber eines Morgens erscheint der wälsche Naz zu Aller Ueberraschung plötzlich auf der Straße, geht stolz daher und erzählt, daß der Arzt ihm nichts genützt habe, daß er aber wieder gesundet sei, und das verdanke er der Rosel und einem Freunde aus Wälschland, der ihm eine wunderthätige Salbe gegeben habe. Freilich ist nun der Mutschenbacher, wie es scheint, wieder gesund; aber Rosel, die so viel dafür gethan hat, kann sich nun doch nicht recht darüber freuen. Denn nun hat der Verkehr mit dem Zimmermann ein Ende. Nun werden oft lange Wochen vergehen, bis sie sich sehen und sprechen können. Er darf ja nicht zu oft kommen, um Rosel nicht in's Gerede zu bringen. Und wenn er lange fortbleibt, dann wendet er sich vielleicht einer Andern zu . . .

Eine Welt von traurigen Gedanken trägt sie mit sich herum, und wenn die Ihrigen sie fragen, was ihr fehle, so weiß sie keine Antwort zu geben. Aber in einem halben Jahre wird ja Alles gut, da hat sie ja dem Alois erlaubt, noch einmal um sie zu werben, und diesmal wird sie ihn nicht heimschicken. Und Alois denkt noch an sie, er hat sie ganz gewiß nicht vergessen! Neulich, mitten in der finsteren stürmischen Nacht, hat sie Schritte vor dem Hause gehört, und wahrhaftig, wie sie aus dem Bette gesprungen und an's Fenster getreten ist, hat sie ihn in der dunkeln Nacht von der Gasse zu ihrem düsteren Fenster heraufstarren sehen. Rosel ist glücklich. Sie bleibt nun in den folgenden Nächten wach und wartet; Alois läßt sich aber nicht mehr sehen. Aber bald, in acht Tagen muß er ja kommen! Am nächsten Sonntag! Da ist des Schwagers Geburtstag, und da kommt die ganze Nachbarschaft und Freundschaft, um zu gratuliren.

Und sie kommen auch alle, bis auf den Einen. Alois Herbst läßt sich noch immer nicht sehen. Die Sonne steht schon ziemlich tief, die Bauern haben sich sattgegessen und vollgetrunken; Rosel ist vom Schaffen so müde, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermag; sie nimmt einen Teller, setzt sich abseits, um sich zu stärken, und wartet. Da kommt der älteste Junge ihrer Schwester, der Peter, und ruft nach ihr: die Bauern sind wieder durstig, es soll frischer Wein geholt werden. Er hält den Steinkrug in der Hand, der Maccaronihaniel, der heute bei der Bedienung mithilft, trägt den andern Krug. Der Peter, der sich mit seiner jungen Tante immer neckt, und der in einem Alter ist, in dem er schon mit einem besonderen Wohlgefallen bemerkt, daß die nur wenige Jahre ältere Tante ein hübsches Mädel ist, veranlaßt die Tante, mit ihnen in den Keller hinabzusteigen; und da überkommt ihn auf einmal eine zärtliche Wallung. Er will sie küssen.

Rosel giebt ihm eine schallende Ohrfeige; dem Maccaronihansel aber giebt sie einen Kuß, der das arme verkümmerte Stiefkind der Schöpfung bis in's Innerste erschüttert. Der übermüthige Peter, der sich doppelt gedemüthigt fühlt, spielt nun seiner Tante einen bösen Schabernak. Die Bauern sind ungeduldig darüber geworden, daß die beiden Burschen mit dem Wein so lange auf sich warten lassen, und rufen nach ihnen. Peter schiebt den Hansel voran, springt dann schnell zur Thür hinaus, wirft die Kellerthür zu und dreht den Schlüssel im Schloß herum.

Rosel ist allein im dunkeln Keller, in dem nur ein dürftiges Lämpchen brennt. Zunächst hält sie es für einen dummen und schlechten Spaß, der doch nicht lange währen kann. Aber es vergeht eine Weile; sie wird ärgerlich. „Ein holder menschenfreundlicher Duft fluthet über der Finsterniß und schmeichelt sich um Rosas Sinne". Nun verliert sie aber die Geduld. Nachgerade wär's Zeit, der Geschichte ein Ende zu machen. Vielleicht ist der Alois Herbst jetzt schon auf der Platt und sucht sie! Die dummen Buben werden sie doch nicht hier stundenlang allein lassen. Der Peter ist vielleicht übermüthig, aber der Hansel ist ihr doch so viel Dank schuldig. Aber vielleicht trinken sich die Buben einen Rausch an — waren sie doch eben schon halb trunken, wie ihr schien — und dann vergessen sie am Ende ganz, daß sie Rosel eingesperrt haben. Am heutigen Tage, da es so laut hergeht, ist Alles möglich. Allmählich kommt die Angst über sie. Wenn die Lampe ausgeht! Wenn einem der Gäste oben ein Unglück zustieße! Die tollsten Gedanken jagen durch ihr Hirn. Vielleicht trifft ihren Schwager gerade heute der Schlag, an seinem Geburtstage. Vielleicht findet Alois plötzlich Wohlgefallen an einem anderen Mädel, sie sind ja heute alle so schön ausgeputzt! Es wird einem Angst und Bange, wenn man diese Schilderung liest. Rosels Blicke bleiben an der winzigen Flamme des trüben Kellerlämpchens haften. Wenn es erlösche! Sie schreit auf; sie schließt die Augenlider fest zu, als wolle sie versuchen, wie es in der Dunkelheit ist. Aber es ist gar nicht zum Erschrecken. „Ihr wird nicht dunkler zu Sinn, wenn sie die Augen schließt." Die krausesten, thörichtesten Gedanken dringen gewaltsam auf das geängstigte Mädchen ein. Sie ersinnt das Unwahrscheinlichste, eben weil es am meisten beängstigt. Wenn da oben Feuer ausbräche! Groß Feuer! Ihr ist so zu Muthe als sähe sie den Plattenhof brennen: „Ein entsetzlich schönes Schauspiel von übermenschlicher Gewalt. In ihren Ohren rumort's, als hörte sie die Flammen prasseln und das zischende Wasser der Feuerspritzen dagegen ankämpfen, Gischt und Dampf und Qualm gebärend." Und sie wird in ihrem Keller vergessen! Freilich wird sie vermißt, aber sie wird eben verbrannt sein wie so viele Andere; und sie muß hier unten bei erloschenem Lichte elendiglich verhungern!

Fürchterliche Schreckensgebilde peitschen dem armen Mädchen das Blut durch die Adern. Ihr Kopf brennt, sie drückt die Stirn an das kühlende duftige Holz des feuchten Fasses. Das thut ihr ein wenig wohl. Und nun

schildert der Dichter in hochpoetischer Weise, wie Rosel verleitet wird, im Weine Trost und Heilung zu suchen. Nur andere Gedanken will sie haben. Und da steht ein Glas, und sie trinkt: und sie trinkt sich die Todesangst von der Seele weg. „Und ruhiger floß unter der Beimischung der öligen Gottesgabe die Welle des Blutes, die jüngst noch der Sturm ihrer Furcht in lebensgefährliche Wallungen versetzt hatte."

Und nun trinkt sie auch noch ein Gläschen mehr, weil's gar so gut schmeckt, und sie ist im sanften Halbrausch, als der Schlüssel in der Kellerthür klirrt und in der lichten Oeffnung Alois Herbst erscheint. Sie ruft ihn, sie wirft sich ihm an die Brust, und in einem langen Kusse verloben sie sich. Freilich liegt es ihr schwer in den Gliedern; Alois, der nicht dumm ist, merkt auch, daß es nicht ganz richtig um sein Rosel steht, und er fragt sie, ob sie getrunken hat, und lächelt schelmisch, als sie die Frage bejaht. Rosel ist glücklich, und Alois ist glücklich. Als er sich verabschiedet, sagt er zum Plattenbauer, daß er dieser Tage sich wieder einfinden werde, um eine eigene Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Mit dem Gesellpriester Carolus Niglutsch geht Alois nach Deutschnofen zurück. Die nun folgende Unterredung zwischen den Beiden ist nach meinem Geschmack der Höhepunkt des Buches. Sie läßt sich nicht skizziren, sie muß im Original gelesen werden. Dies Zwiegespräch erinnert mich unwillkürlich an die erste verhängnißvolle Scene zwischen Othello und Jago, obwohl es mit dieser nur eine ganz entfernte Verwandtschaft hat und von ihr in allen wesentlichen Punkten sogar grundverschieden ist. Der brave, verständige, wohlmeinende Gesellpriester ist nichts weniger als ein rachsüchtiger Verleumder, der Freude am Bösen hat und das Böse schon um seiner selbst willen thut. Im Gegentheil: er ist ein guter, theilnahmvoller Herr, der es redlich mit Alois und auch mit Rosel meint. Aber er senkt nun in des Zimmermanns reines und empfängliches Herz das erste furchtbar wuchernde Samenkorn des Verdachtes. Er hat in die Familienverhältnisse tiefer hineingesehen als viele Andere, und er weiß, daß Rosels Mutter und Großmutter dem Trunk ergeben gewesen sind; und es kommt vor, daß sich so etwas vererbt. Von Rosel hat er dergleichen freilich nie gehört; Rosel ist ein kreuzbraves Mädchen, und es wird schon Alles gut werden, aber aufpassen schadet halt nichts.

Der Priester weiß nicht, was er mit seiner harmlosen, gutgemeinten Warnung angerichtet hat. Er hat den Argwohn in Alois geweckt, und der vergnügte Halbrausch Rosels, über den der Zimmermann vor einer Stunde noch gescherzt hat, erscheint diesem nun in einem ganz anderen Lichte. Alois macht sich Sorgen. Er ahnt nun, weshalb Rosel sich zunächst gesträubt hat, und er legt sich, wenige Stunden, nachdem er den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen seiner Braut gedrückt hat, die furchtbare Frage vor, ob er recht gethan habe?

Das ist der Inhalt dieses Zwiegespräches. Er bedeutet wenig im Ver-

gleich zu der wundervollen Form, die er in der Hopfen'schen Erzählung gewonnen hat. Hopfen schreibt wahrhaft gesprochenes Deutsch. Beim Lesen hört man ganz deutlich die Stimme der Sprechenden, und nirgendwo tritt dies vernehmlicher hervor als in der Rede des Priesters. Ja, man hört diesen fetten, breiten, ländlich salbungsvollen Baßbaryton, man hört ihn wie er die Stimme senkt und hebt, wie er nach der Pause wieder einsetzt. Wenn man diese mit Klangfarbe geschriebene Sprache liest, so kann man sein aufrichtiges Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß ein Dichter, der einen solchen Dialog zu schreiben weiß, sich der Bühne entfremdet hat. Außer Anzengruber, mit dem Hopfen überhaupt Manches gemeinsam hat, wüßte ich Niemand zu nennen, der ihm das nachmachte.

Alois Herbst geht Tags darauf auf die Platt und hält, ehrsam und wie sich's gebührt, um die Hand der Rosa Mittermayer an; und in dem Augenblick, da er die Werbung vorgebracht, sieht er Rosel, die zufällig wieder aus dem Keller kommt. Es wird ihm recht unbehaglich dabei zu Muthe; aber das Glück, das hübsche, geliebte Mädchen seine Braut zu nennen, verscheucht einstweilen jeden andern Gedanken. Als er aber nach längerer Zeit auf einige Wochen, um eine Arbeit zu thun, von der Braut sich trennen muß, da, vor dem Abschiede, geht ihm das Herz über. Er kann es nicht mehr verschlucken, er muß ihr sagen, daß man im Dorfe erzählt, die Großmutter habe den Enzian geliebt. Von der Mutter schweigt er. Und er bittet Rosel, ihm keine Schande zu machen, denn Alles kann er ertragen, nur die Schande nicht! Es kommt zu ziemlich unangenehmen Auftritten, aber es kommt auch wieder zur Versöhnung.

Alois geht nun auf Arbeit nach einem entfernteren Flecken, und in der Einsamkeit und Sehnsucht entbrennt Rosels Liebe immer wilder und leidenschaftlicher. In dieser Stimmung spielt der halbwüchsige Bursche, der Peter, um sie herum, macht ihr auf seine Weise den Hof, redet leichtfertig von dem philisterhaften Zimmermann und verleitet sie, ab und zu mit ihm in den Keller zu gehen und ein Gläschen vom alten Ungar zu leeren. Es geschieht öfter. Der alte Brunner kommt dahinter und ärgert sich über seine Schwägerin, der er allein Unrecht giebt; und er sagt ihr in's Gesicht hinein, in Gegenwart seiner Frau, ihrer Schwester, daß sich das nicht schickt. Rosel will vor Scham vergehen; eine entsetzliche Angst kommt über sie, daß ihr Schwager gelegentlich dem Alois Herbst eine Aeußerung darüber mache, dann wäre ja Alles aus. Sie bangt ja schon ohnehin genug um den Zimmermann; denn sie hat gehört, daß er seine Arbeit beendet habe und bereits seit einer vollen Woche nach Deutschnofen zurückgekehrt sei. Er hat sich aber noch immer nicht blicken lassen. Sie hält es nicht mehr oben aus, auf der Platt. Sie ist Braut; sie will nähen und sticken lernen bei einer alten Frau in Deutschnofen. Sie macht sich auf den Weg zur Bäuerin auf der Oed, der Anna-Maria Tschandrin, um sich in der hohen Schule der Näherei und Stickerei auszubilden.

In Deutschnofen wohnt sie bei ihrem Bruder, der dort verheirathet ist. Mit dem Zimmermann trifft sie noch immer nicht zusammen, obwohl er im selben Flecken ist. Der Sonntag kommt. Heute wird sie ihm begegnen. Da hört sie vom Lehrling, daß der Meister auf den Plattenhof gegangen sei. Sie macht sich auf den weiten Weg. Sie kommt hinauf, das Haus ist öde. Nach langem Suchen findet sie endlich ihre Schwester, die weint. Der Peter, der da oben auf dumme Gedanken kommen könnte, wird vom Vater zu einem Meister nach Innsbruck in die Lehre gebracht, und Alois Herbst hat den Beiden das Geleite gegeben.

Sehr richtig beobachtet und sehr fein geschildert ist die Gemüthsstimmung Rosels in dem Bauernhause auf der Platt, das ihr nun entsetzlich öde vorkommt. Der Zimmermann ist nicht da, er ist mit dem Bauern zusammen: und der Bauer bringt den Peter weg, weil er dumme Streiche gemacht, weil er dem Keller heimliche Besuche abgestattet hat, — abgestattet mit ihr. Die Drei sind beisammen; da giebt wohl ein Wort das andere; der Schwager macht wohl eine boshafte Bemerkung über sie und ihre unselige geheime Leidenschaft. Und der Zimmermann nimmt das ernst, und dann ist Alles aus! Der Mitwisser eines Geheimnisses ist immer ein Feind; und der brave, gutgesinnte anständige Bauer wird Rosel in ihrer Seelenangst ganz verhaßt. Diese Sorge Rosels, daß ihr Bräutigam jetzt mit ihrem wissenden Schwager zusammen ist, daß dieser sich entweder unbedacht verschwatzt oder ihm gar bewußt vielleicht als Warner das Geheimniß mittheilt — diese Beängstigung durch Ungewisses, die Jedermann aus eigener, bitterer Erfahrung kennt, ist kaum besser zu schildern. Und es ist so richtig, daß, während sich Rosel abhärmt in bitterster Seelenqual, derjenige, dessen Schwatzhaftigkeit gefürchtet wird, an ganz andere Dinge denkt und gar nicht auf den Einfall kommt, der Geängstigten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der Bauer denkt nur an seinen Jungen und an seine Geschäfte. Aber der Peter, der für seine hübsche Tante viel übrig hat, und der sich über den philisterhaften, stockernsten Alois, für den Rosel viel zu gut sei, ärgert, fühlt in sich den echt schlingelhaften Drang, dem Bräutigam einen Schabernack zu spielen, ihn zu foppen, ihm sogar ein bischen wehezuthun. Der Peter weiß nicht, was er anrichtet, und wie bitter ernste Folgen sein übler Spaß hat. Als er, indeß der Vater seinen Geschäften nachgegangen ist, mit Alois auf ein Weilchen allein bleibt, erzählt er, um den Zimmermann zu verdrießen, wie gut er sich mit Rosel immer gestanden, wie er sich mit ihr in den Keller geschlichen und im Geheimen manch Gläschen Wein getrunken hat; und als er merkt, daß der Hieb gesessen, fährt er mit der Grausamkeit der Jugend fort, die Sache noch weiter auszumalen, und sagt zum Schluß geradezu: „Dich hat sie stark gern, aber den Wein hat sie doch noch lieber als Dich." Alois sagt nichts, aber der Streich verwundet ihn bis in's Innerste. Der Priester hat also doch Recht gehabt! Es war kein Zufall, daß er sie zweimal aus dem Keller hat kommen sehen! Nun wird ihm ja die schmerz-

liche Wahrheit bestätigt — aus dem Munde des allerunverdächtigsten und belastendsten Zeugen, aus dem Munde ihres geheimen Zechkumpans!

Die Männer müssen in Innsbruck übernachten und können erst am Montag in der Frühe nach dem Plattenhof und Deutschnofen zurückkehren. Rosel hat also keine Zeit, auf sie zu warten, und kehrt in trüber geängstigter Stimmung unverrichteter Sache am Sonntag Abend zu ihrem Bruder heim. Dem Bruder, Cajetan Mittermayer, einem derben, kräftigen, ein bischen rohen, aber gar nicht schlechten Naturkinde, fällt Rosels Verstimmung am andern Tage auf, und er fragt die Schwester, was sie denn eigentlich habe? Diese merkwürdige Verlobung will ihm nicht recht zu Sinn! Dieser Bräutigam, der sich nicht sehen läßt, der nicht einmal auf der Platt wartet, bis sie kommt, und sie nicht einmal in Deutschnofen aufsucht. Und aus dem Wandschrank holt er die Flasche und zwei Gläser, schenkt ein und spricht sich mit der Schwester gründlich aus. Und sie sprechen lange mit einander und trinken; und Rosel trinkt mehr, als Recht ist. Der Bruder, der nebenbei auch aus bäuerischem Egoismus Rosel dazu bewegen will, die Sache auf die Spitze zu treiben und eine Entscheidung herbeizuführen, redet ihr zu, sie solle den Alois Herbst nun auf der Stelle aufsuchen, solle deutsch mit ihm reden und der dummen Geschichte ein Ende machen, so oder so!

Ja, es ist ein guter Rath! — Rosel springt auf, mit hochgerötheten Wangen, mit fliegenden Pulsen stürzt sie aus dem dumpfigen Bauernstübchen in die helle, heiße Mittagssonne. Ihre Zöpfe lösen sich, die Perlen treten ihr auf die Stirn; ihr ist auf einmal wie schwindelig, sie muß sich festhalten, aber es währt nur einen Augenblick. Sie kommt wieder zu klarem Verstande, und ihre Erregung, ihr Zorn über ihren Bräutigam, ihre feste Entschlossenheit, jetzt gleich die Entscheidung herbeizuführen, sind unvermindert. Auf einmal steht sie — sie weiß selbst nicht, wie sie dahin gekommen ist — in der Stube des Zimmermanns. Alois sitzt allein bei Tisch und blickt verwundert auf. Zuerst überkommt ihn bei dem Anblick des Mädchens ein Gefühl der Freude: er sieht seine Rosel wieder! Als er sie aber genauer betrachtet, da befällt ihn tiefe Traurigkeit. Der Auftritt in der Stube des Zimmermanns gehört wiederum zu den sehr bedeutenden Seiten der Hopfen'schen Erzählung. Rosel ist nicht bei Sinnen. Sie bebt vor Zorn; wird weich, leidenschaftlich, zürnt, fleht um Gnade. Alois will sich abwenden, sie stürzt auf ihn zu, wirft den Tisch mit dem Gedeck um, und das eben noch so ruhige, friedliche Junggesellenzimmer ist der Schauplatz einer wüsten Balgerei. Alois will dieser peinigenden Scene ein Ende machen um jeden Preis. Er verspricht ihr, was sie will. Er sagt, er verzeihe ihr, er verspricht ihr, bald, sehr bald zu kommen, alles, was sie eben will! Und in ihrer Rührung und leidenschaftlichen Liebe wirft sie sich dem Zimmermann an die Brust.

„Herbst erwiderte den Kuß, den sie flammend auf seine Lippen drückte. Es war ihm recht, sie noch einmal küssen zu dürfen, sie mit all der Traurigkeit und Liebe, die er um sie in diesem Augenblick empfand, noch einmal an

seine Brust zu drücken und mit diesem innigen, mit diesem letzten Kuß Abschied zu nehmen für immer."

Rosel versteht den Kuß anders. Sie glaubt, er ist die Besiegelung des Verzeihens, die Wiederaufrichtung des Zerstörten. Die wahre Bedeutung erfährt sie aber bald. Rosel ist auf die Platt zurückgekehrt. Alois kommt nicht. Am fünften Tage endlich bringt ihr die Landbotin einen Brief. Alois schreibt ihr ab: herzlich, ehrlich, offen. Er weiß, daß sie ihn lieb hat, aber sie hat noch einen Andern, den Wein, lieber als ihn! Er gebraucht dieselben Worte, die er von Peter gehört hat.

Ganz wundervoll hat der Dichter die Stimmung des jungen Mädchens nach dem vernichtenden Schlage geschildert. Sie fällt nicht wie todt hin, sie bleibt ruhig und gefaßt. Ihr ist eben, als sei geschehen, was sie lange geahnt, was sie lange vorhergesehen hatte. „In ihr war Alles so gräulich still. Fast erwartungsvoll . . . als ob noch irgend etwas in der Welt kommen könnte, das zu erwarten der Mühe werth wäre."

Und sie erwartet auch noch Etwas: Rache. Wer hat das Entsetzliche verschuldet? Sie hat es gleich geahnt. Es kann nur der Bauer sein, der Schwager, der feste, tugendstrenge Johann Brunner von der Platt! Der ist an Allem Schuld! Vergeltung üben, nicht an dem Bräutigam, der sie verstoßen, an Johann Brunner, der sie verrathen, — das ist die Aufgabe, die sie nun zu erfüllen hat. Aber wie? – sie sinnt und sinnt. „Halt einmal! Ist es das?! Ist das das Klügste, das Empfindlichste, was ihn treffen kann? . . . Hat sie's gefunden? . . . Sie hat's gefunden! Es wird ihr roth, brennroth vor den Augen . . ."

Rosel liegt im Heuschober, sie richtet sich auf; was sie meint, ist ihr plötzlich, nach einem kurzen Schlafe gekommen. Sie richtet sich auf und starrt in's Dunkle. „Sie greift mit beiden Händen in's Heu, darauf sie hockt. Fühlt und bricht daran herum. Alles dürr und trocken! Dann läßt sie das Zeug durch ihre Finger fallen . . . Sie weiß nun, wie sie es anfangen soll."

Der eine Gedanke, das, was sie geplant, auch auszuführen, verfolgt sie Tag und Nacht. Heut ist der rechte Tag, heut soll's geschehen! Sie sucht den alten Mutschenbacher auf, der wieder auf seinem Schmerzenslager liegt und jammert. Sie erinnert ihn an das, was er ihr einst in Rührseligkeit hat schenken wollen: an die Flasche mit Enzian. Der alte Mutschenbacher thut nun, wenn auch widerstrebend, was er damals von Herzen gern thun wollte. Als ihm aber Rosel hastig eine Handvoll kleiner Münzen zuwirft, mit der der Enzian um das Doppelte und Dreifache bezahlt ist, ist er über das gute Rosel wieder tiefgerührt und gedenkt herzlich seiner Wohlthäterin.

Es ist Nacht. Alles ist ruhig da oben auf der Platt. Rosel schleicht sich aus dem Hause und geht wieder in den Schober. Es kämpft heftig in ihr, aber der Rachegedanke ist stärker als alle menschlichen Erwägungen. Sie zaudert, sie zittert. Nur schnell zum Werk, sonst graut der Morgen.

„Rosels Hände blinkten auf einmal rothgelb mitten in der Finsterniß. Dann war wieder Alles dunkel. Aber es knisterte und raschelte unheimlich in ihrer Nähe. Dann kam ein wunderlich Gurgeln und Fauchen dazu. Ein Span krachte wie ein Pistolenschuß, und vor ihren Füßen weitete sich ein fahler Schein bogenförmig über das Gras aus, darauf nun Rosels Gestalt ihren undeutlichen Schatten warf." Sie schleicht sich in's Haus zurück, sie liegt entkleidet in ihrem Bette und wartet; aber sie sieht noch immer nicht den rothen Schein, nach dem sie späht. Sie steigt aus dem Bette, tritt an's Fenster, Alles ruhig, dunkel kalt. Allmählich wird's unten doch lebhaft.

Es herrscht bald große Erregung. Ein Schurke hat Feuer anlegen wollen. Zum Glück hat's nicht gefangen. Das Feuer ist gut angelegt gewesen, aber nicht stark genug genährt, das Gerüst ist gebrochen, hat die Flamme erstickt. Wer ist der Thäter? Vielleicht ein Betrunkener, der da übernachtet hat, ein Bewohner der Platt kann's unmöglich gethan haben. Vielleicht ist's ein Uebelthäter, und deswegen muß nun aufgepaßt werden. Es wird eine Nachtwache errichtet. Die Bewohner der Platt wechseln ab. Der Maccaronihansel hat die erste Nachtwache. Er findet nichts Verdächtiges. Er streckt sich im Schober auf's Heu, und da stößt er an etwas. Er greift danach und zieht eine Flasche aus dem Heu. Sie ist leer, aber sie riecht noch stark nach Enzian: sie kann erst vor wenigen Stunden ausgetrunken sein. Und wie er die Flasche befühlt, erkennt er sie: gerippt, kurzhalsig, viereckig. Die hat ja immer im Wandschrank gestanden .... Einen Augenblick schießt ein entsetzlicher Verdacht durch Hansels Gehirn.

Als er am Morgen in das Zimmer des Vaters tritt, fragt er ihn, ob er denn gestern ausgewesen sei. Der wälsche Naz beantwortet die Frage unter jammernder Bekräftigung seiner Schmerzen und seiner Schwäche verneinend. Hansel zeigt ihm die Flasche. „O, ich weiß, wer Dir die gegeben hat," sagt der Kranke; und er erzählt, wie er der Rosel den Enzian geschenkt hat. Das schneidet dem Hansel tief in's Herz. Die Rosel, die er verehrt hat wie einen Engel, die er in seiner rührend unbeholfenen Weise geliebt — sie also war es! Er sagt kein Wort. Es vergehen einige Tage.

Rosel erspäht mit wachsendem Eifer in einer Art von Wahnsinn die erste Gelegenheit, um das mißglückte Werk wieder in Angriff zu nehmen. Und die Gelegenheit findet sich, und diesmal weiß sie die Fehler, die sie das erste Mal begangen hat, zu vermeiden, und das Feuer bricht aus und zerstört die armseligen Baracken der Kleinhäusler und die Dachkammer des Johann Brunner, und der alte Mutschenbacher kommt elendiglich um's Leben.

Der arme Hansel weist in wilder Verzweiflung auf Rosel: „Die hat's gethan!"

Rosel wird verhaftet und wegen Brandstiftung zu sechszehn Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Sie verbüßt nur zwei Jahre ihrer Strafe. An einem stillen Frühlingsmorgen stirbt sie in tiefer Reue.

Der Vorwurf zu dieser neuen und meines Erachtens dichterisch fertigsten Erzählung Hans Hopfens, die Vergiftung einer reinen Mädchenseele durch die verhängnißvolle erbliche Trunksucht, ist, wie ich ohne weiteres zugeben will, nicht sehr angenehm und mag Viele abstoßen. Aber ich habe niemals der Kritik die Berechtigung zugestanden, den Dichter wegen der Wahl seines Stoffes zur Verantwortung zu ziehen; es kommt eben Alles darauf an, wie der Dichter seinen Stoff behandelt. Wenn ich von der „Wahl" des Stoffes spreche, so gebrauche ich wohl nicht einmal den richtigen Ausdruck; dem Dichter, der Land und Leute schildert, wird der Stoff, so abstoßend er auch sein mag, von der Wirklichkeit oft geradezu aufgenöthigt. Ich kenne Südtirol, das Hopfen uns in seinem hellen Lichte und seinen tiefen Schattenseiten schildern will, nicht genau genug; aber ich bin ohne weiteres zu der Annahme geneigt, daß sich das Vorhaben des Dichters gar nicht ausführen lassen würde, wenn er behutsam und ängstlich dem Widerwärtigen ausweichen wollte. Er will uns die Tiroler Bauern schildern, wie sie sind; er will uns zeigen, von welchen Feinden sie bedroht werden; und wenn er unter diesen die Trunksucht in die vordere Reihe stellt, so wird er wohl seinen guten Grund dazu haben.

Die Art und Weise aber, wie Hopfen den spröden und häßlichen Stoff dichterisch bezwungen und durch die Form veredelt hat, ohne ihm von seiner grausigen Verderblichkeit das Mindeste wegzuwaschen, gebietet hohe Achtung vor diesem kräftigen, gesunden dichterischen Talente. Der Vortrag ist durchweg einfach, eindringlich, wahr; alles ist scharflinig, nichts verwischt. In diesem Bilde sitzt überall der rechte Pinselstrich und die rechte Farbe am rechten Flecke; und wenn ich Hopfen mit einem modernen Maler vergleichen wollte, so würde ich weniger an Defregger denken, als an Karl Gussow, mit dessen Bildern diese „Brennende Liebe" in der Farbenfrische und Leuchtkraft viel gemein hat.

Das Verlangen des Dichters, unzweideutig und bestimmt das zu sagen, was er sagen will, macht seine Schilderung bisweilen etwas anspruchsvoll. Mitunter liebt er es, eine ganze Reihe kleiner zerhackter Sätze zu bauen, die mehr den Eindruck eines militairischen Commandos als einer poetischen Schilderung machen. Heinrich Laube wendet diesen Kunstgriff sehr oft an. Ich meine die ganz kurzen Sätze. Ohne Verbum. Ungefähr wie diesen. Etwas anders. Aber so ähnlich. Den Punkt, wo ein Semikolon genügt. Sogar schon ein Komma. Ich könnte Dutzende von Beispielen anführen wie z. B. das folgende: „Der Tag war wieder recht heiß, besonders der Nachmittag. Die Arbeit gethan. Die Gedanken frei." 2c.

Hopfen braucht aber nicht zu dem Ungewöhnlichen zu greifen, um schön und mit vollen Tönen zu schildern. Wie köstlich ist z. B. das Bild des vollen Frühlings! (S. 219). „Heiß liegt die Mittagssonne auf dem lichtgelben Sand und strahlt blendend wider von der weißgetünchten Kirchenmauer. Ringsum in Thälern und Schluchten, auf Gebreiten und im Gehölz,

die Berge hinauf und herab strotzt, quillt und platzt Alles vom Frühlingssaft und Frühlingstrieben. Die ganze Gegend scheint ein Jubelfest im üppigsten Pflanzenleben zu feiern. Lichtbunte Farben und allerhand Grün in Hülle und Fülle. Wonniger Duft von Millionen Blüthen wie ein berauschender Hauch aus dem verlorenen Paradiese wogt darüber hin, und hoch in's tiefe sonnige Blau recken ihre röthlich strahlenden Häupter die wälderumgürteten Riesen der tirolischen Berge."

Aber noch bedeutender als die Schilderung des Landschaftlichen erscheint mir die Schilderung der seelischen Vorgänge und der Dialog. Die in meine Nacherzählung eingestreuten Citate machen die weitere Anführung von Beispielen entbehrlich. Nur an einer einzigen Stelle habe ich im Dialog einen scheinbaren Verstoß gegen den Realismus gefunden, und das gleich zu Anfang. In ihrem ersten inbrünstigen Gebete ruft Rosel den Heiland an und spricht: „Du stärkst und härtest die nackte weiche Weibessohle, daß sie unversehrt das Stachelhaupt der Abgrundsschlange zertritt." So spricht doch wohl kein Bauernmädchen. Aber wer weiß? — vielleicht spricht sie doch so, vielleicht hat sie den Herrn Pfarrer solche Bilder so oft anwenden hören, daß sie ihr in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Hopfen schreibt ausgezeichnetes Deutsch, und er ist seiner Sache so sicher, daß er sich auch sprachlich einige Scherze erlauben darf, deren Nachahmung ich einem weniger Kundigen nicht anempfehlen möchte. Er vermeidet nicht nur nicht die süddeutschen Idiotismen, er benutzt sie sogar mit einer gewissen Vorliebe. Er sagt „Dauerbarkeit", wo wir das einfache „Dauer" oder „Dauerhaftigkeit" vorziehen würden. Er spricht von „Ingehäusen", ein Wort über das mich nicht einmal Grimms Wörterbuch hat belehren können; ich setzte voraus, daß es etwa so viel bedeutet, wie Hausgenosse, Miether, Häusler. Er spricht von „harthausenden" Leuten; er wendet Wörter an wie „Umtrunk", „Fürtuch", „fürnehm", „Liegerstatt", „Hampfel" (Hand voll) „sinniren" (grübeln) :c. In dem Werke eines norddeutschen Schriftstellers würden mich diese Dinge geziert dünken und stören, hier erscheinen sie natürlich und mitunter sogar reizvoll.

„Brennende Liebe" wird vielleicht weniger Freunde finden und mehr Anstoß erregen als andere Hopfen'sche Erzählungen; meiner Meinung nach aber ist sie trotzdem der besten eine.

Ein Brief von Theodor Frerichs.

Hochverehrter Herr Redacteur.

Leider bin ich zur Zeit außer Stande, für das nächste Heft der Zeitschrift meinen Beitrag zu liefern, weil ich mit der Vollendung meines größeren Werkes über Diabetes, welches vor Mitte April gedruckt sein muß, und mit den Vorlesungen, Sitzungen 2c. über jedes Maß hinaus beschäftigt bin.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. F. Th. Frerichs.

Berlin, Bismarckstraße 4.
12. Februar 1884.

Es lag in unserer Absicht, die bevorstehende fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Theodor Frerichs seine bedeutsame Lehrthätigkeit an der Berliner Universität begann, unsererseits damit zu begrüßen, daß wir zu dem Bilde des großen Arztes einen Beitrag von seiner Hand und eine Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste veröffentlichten. Zu unserem lebhaften Bedauern sind wir in der vollständigen Ausführung unseres Planes durch die uns nur allzusehr verständliche Verhinderung des Herrn Geheimrath Frerichs und durch den Umstand gehemmt worden, daß uns der Herr Verfasser der Studie über Frerichs, ungeachtet wiederholter und bündiger Zusagen, im Stich gelassen hat.

Die Redaction.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage von **Dr.** Rud. Adamy. Drei Bände in 11 Abtheilungen. 2. Band 1. Abtheilung: **Architektonik der altchristlichen Zeit,** umfassend die altchristliche, byzantinische, muhamedanische und karolingische Kunst. Erste Hälfte. Mit 60 Holzschnitten und Zink-Hochätzungen. Hannover. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky).

Man erzählt von einem Gelehrten, der ein großes Werk über Shakespeare unter der Feder hatte, aber nie zum Abschlusse damit kam, weil er, von dem Ehrgeize beseelt, die gesammte Literatur darüber geprüft haben, sich immer von Neuem zu den Anfängen zurückwenden mußte. Seine Wohnung füllte sich mit Büchern, sein Hirn mit unfaßbaren Grübeleien, und als amerikanischer Humbug gar noch, wie er vermeinte, erst den Beweis verlangte, daß Shakespeare überhaupt Shakespeares Werke geschrieben, da soll der arme Mann an Glück und Stern verzweifelt und neben diesen letzten Unsinn eine niedliche kleine Bleikugel in das kreisende Gehirn gebettet haben, die allen den vorwitzigen Fragen, aber auch seinem gequälten Dasein ein Ende machte.

So erzählt man sich. Dafür sich verbürgen — wer wollte das! Aber glaublich genug klingt die Geschichte, wenigstens für Jeden, der einmal zugesehen hat, wie ein Forscher ein nur etwas umfangreicher angelegtes Werk zum Abschlusse zu bringen Mühe hat. Immer strömt neuer Stoff hinzu: und der Kampf zwischen der mahnenden Stimme des Gewissens, welche vollständige Lösung der Aufgabe fordert und zwischen den dunklen Mächten, verkörpert in der Gestalt des Verlegers, der endlich sein Buch heischt —: dieser Kampf ist hundertmal dramatischer, als der bekannte Auftritt im Puppenspiele von Doctor Faustus.

Es ist beinahe so gut wie ein Naturgesetz: solche Bücher, die das auf einem gewissen Gebiete Erforschte vor der Hand zusammenfassen sollen, werden nie innerhalb der Frist zum Abschlusse geführt, welche die Herausgeber ursprünglich angenommen hatten. Auch Adamys Architektonik hat sich diesen urewigen Gesetzen nicht entziehen können. Von dem zweiten Bande, dessen Vollendung noch innerhalb des Jahres 1883 in Aussicht genommen war, liegt bis jetzt glücklich die erste Hälfte der ersten

Abtheilung vor (drei Abtheilungen sollen erscheinen!) und wann der dritte Band, der uns eigentlich schon für dieses Jahr versprochen worden war, nur erst begonnen, ge-

St. Maria in Cosmedin.
Aus Adamy: Architektonik II, 1. Hannover, Helwingiche Verlagsbuchhandlung.

schweige denn zu Ende geführt wird, das kann schwerlich weder Verfasser noch Verleger sagen.

Es liegt uns ganz ferne, daraus einen Vorwurf herleiten oder auch nur uns be-

klagen zu wollen. Mit Adamys Architektonik ist es doch ein anderes Ding als mit Macbeths Schauerthat, von der er meint, „es wäre gut, man thät' es eilig." Königskronen stehen hier nicht auf dem Spiel, und wir wollen gerne uns ge-

Innere Ansicht von St. Constanza.

Aus Adamy: Architektonik II, 1. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

dulden mit dem Gedanken, daß die Arbeit um so gründlicher erledigt wird, je mehr Zeit der Verfasser sich läßt — und daß die Aufgabe doch nicht eine so hoffnungslos unerschöpfliche ist, wie ein Buch über Shakespeare. Aber da seit dem Erscheinen der ersten Bände doch immerhin einige Jahre vergangen sind, so ist es vielleicht zweckmäßig

Perspectivische Ansicht der alten Paulskirche in Rom.

Aus Adamy: Architektonik II, 1. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

dem Leser in Erinnerung zu bringen, welches Ziel sich Adamy eigentlich gesteckt hat Denn wenn auch die einzelnen Abtheilungen in sich abgeschlossen sind — werden sie ja sogar einzeln verkauft! — so darf man doch bei ihren Betrachtung das Ganze nicht aus dem Auge verlieren.

Adamy also hat nicht schlechthin die landläufige Baugeschichte geschrieben. Wenn man nach seinen Vorgängern sucht, so muß man vielmehr Bötticher und Gottfried Semper nennen. Er zählt nicht bloß die verschiedenen Bauformen auf und erörtert ihren Werth, sondern er forscht auch nach ihren Ursprüngen in der Phantasie der Schöpfer — oder besser der Völker, aus denen sie hervorgegangen: sein Werk ist ein Beitrag zu der Psychologie der Menschheit, wie sie sich auf einem bestimmten Gebiete von Erscheinungen äußert. Sie ist also mehr ein Stück Aesthetik als ein Stück Kunstgeschichte. Dabei klar und anschaulich, sogar schön geschrieben, sodaß sie auch dem Laien überall verständlich bleibt, trotzdem daß sie auf das recht eigentlich Handwerksmäßige der Kunst, auf die Technik des Bauens, eingehender Rücksicht nimmt als Werke ähnlicher Art. Im Uebrigen müssen wir uns darauf beschränken, auf die Anzeigen hinzuweisen, die wir jedem einzelnen Bande gewidmet haben; aber wer überhaupt auch nur von der vorliegenden Abtheilung Kenntniß nimmt, wird sich überzeugen, daß es sich hier um ein Werk handelt, welches auf allgemeine Beachtung den höchsten Anspruch hat

Und nun genug dieser allzulangen Vorrede: kommen wir auf die Architektonik der altchristlichen Zeit im Besonderen!

Unbefangene Betrachtung hat sich längst überzeugt, daß jede geschichtliche Entwickelung in sich zusammenhängend, beinahe logisch verständlich ist; daß vor allen Dingen zwischen den einzelnen Entwickelungsstufen keine Sprünge liegen, nicht Gegensätze klaffen, sondern daß alle Uebergänge so gut vermittelt sind wie nur in dem langweiligsten Romane. Das gilt auch — trotz dem Aesthetiker unseres Landtages — von der Baugeschichte. Antike Baukunst und christliche Baukunst sind nicht die feindlichen Brüder, die er, den blanken Stahl in der Hand, fortwährend hadern sieht: sie sind Vater und Sohn, oder wenigstens der alternde Ohm, der dem aufgewachsenen Neffen das sinkende Geschäft zur Fortführung übergiebt. Wie auf allen anderen Gebieten so hat auch hier die christliche Welt die Erbschaft der Antike ohne jeden Vorbehalt angetreten.

Es ist anziehend genug, zu sehen, wie verschieden die Nachwelt über diese Erbgeschichte und über die Fortführung des Geschäftes geurtheilt hat, sobald sie erst einmal angefangen hatte, auf den Vorgang aufmerksam zu werden — wozu sie sich allerdings ein wenig lange, rund ein Jahrtausend, Zeit gelassen hat. Man braucht dabei gar nicht auf die Zeit des Völkererwachens zurückzugreifen: der Streit schwebt heute noch. Jener Streit „zwischen Barbaren und Hellenen", wie Heine ihn nennt, Streit zwischen jenen, welchen die christliche Anschauung, und sei es nur aus alter Kindergewöhnung, als das richtige Maß der Dinge gilt, und denen, welche sich davon frei gemacht haben, aber in Folge dessen auch einen leisen Groll dagegen zurückbehalten haben, gleich dem Thiere, das dem Bändiger entronnen ist. Solche Gegensätze sind kaum geeignet, unbefangene Urtheile zu erzeugen. Auf der einen Seite hören wir die christliche Kunst als einen Fortschritt über das todte, formselige Heidenthum zum Geistigen leidenschaftlich preisen, auf der andern Seite nicht minder leidenschaftliche Klage über ungeheure Zerstörung, Abtödtung des Schönen. Dort redet man beinahe wie von einem himmlischen Wunder, hier wie von einer dummen Teufelei. Auf beiden Seiten verschweigt man sich, daß solche Uebergänge sich mit Naturnothwendigkeit vollziehen, daß sie nirgends schroff auftreten, sondern daß bei ihnen, wie bei dem Zusammenflusse zweier Gewässer, beide Strömungen noch lang' unterscheidbar neben einander rinnen, daß die eine nur allmählich verschwindet, weil ihr Zufluß zu gering ist.

Die Geschichte weist solche Nebenströmungen auf allen Gebieten der Kunst nach. Ueberall wiegen zunächst die heidnischen Elemente beträchtlich vor: erst nach und nach

historische Uebersichten gelingen. Auch hier weiß er mit wenigen Strichen sein Bild zu runden. Es ist Historie vornehmsten Stils, frei von der Anekdote, aber mit richtigem Erfassen der großen Züge, welche ein Zeitalter kennzeichnen, anschaulich in der Darstellung und von edelster Sprache. Es wird dem modernen Menschen außerordentlich

Die sogenannte Goldne Pforte zu Spalatro.
Aus Adamy: Architektonik II, 1. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

schwer, sich in jene Verhältnisse zurückzuversetzen; gleichzeitige Darstellungen sind überdies ungenießbar und neuere im Ganzen doch recht spärlich vertreten: wir besitzen für diesen Abschnitt noch keine Schilderung, die abschlösse und zugleich im strengsten Sinne lesbar wäre wie etwa die Geschichte Mommsens oder auch die von Curtius. Alles, was wir besitzen, ist veraltet oder unvollständig oder giebt nach der löblichen Gewohnheit der modernen Schule den Stoff roh oder hat sonst noch Mängel. Dafür

kann Adamy natürlich keinen Ersatz bieten. Aber er giebt wenigstens ein Bild der Zeit: und wenn dieses auch oberflächlich und zu eng begrenzt ist, so verhilft es doch dem, der überhaupt über geschichtlichen Blick verfügt, zu einer Anschauung, die ihm auch manche, Adamys Rahmen entrückte Erscheinungen erhellen mag.

Was den Byzantinismus in der Baugeschichte merkwürdig macht, ist die logische Ausbildung des Kuppelbaues. Außerordentlich anziehend entwickelt Adamy, wie die allgemeine Geistesrichtung den Baumeister auf diese Form hinwies, und wie es dem byzantinischen Geiste besonders zusagte, sie, die bisher gewissermaßen zufällig angewendet worden war, planvoll, pedantisch auszubilden, sie zu dem Mittelpunkte zu machen, um den eine Art neuen Stiles anschoß.

Er hat auch volle Anerkennung für die Großartigkeit der Anlage, welche diesen Bauwerken trotz aller Unbeholfenheit im Einzelnen der Ausführung innewohnt. Ueberhaupt ist er nicht der strenge Purist, der Zionswächter des Stils und der reinen Schönheit, den man ursprünglich in dem Aesthetiker der Baukunst vermuthen möchte. Dazu besitzt er zu viel geschichtlichen Sinn, vielleicht auch etwas von jener ganz modernen Weitherzigkeit in abstracten Fragen, die, kundig der Wandelbarkeit im Geschmacke, jeden Standpunkt zu theilen bereit ist, heute Zola in das Wirthshaus und morgen Wagner zum Gralsdienst begleitet.

Mit dem Byzantinismus schließt die bisher erschienene Hälfte dieser Abtheilung ab. Auf der letzten Seite wird allerdings ein neuer Abschnitt über die Architektonik der Central-Syrer begonnen, der außerordentlich interessant zu werden verspricht: aber das ist eben nur eine einzige Seite, nicht viel mehr als eine Lockung; hoffen wir, daß wir auf die Fortsetzung nicht zu lange zu warten haben.

Es bleiben nur noch die Illustrationen zu erwähnen. Die Herausgeber haben sich den glücklichen Zufall zu Nutze machen können, daß ihnen wenigstens für einen Theil ihres Werkes die vorzüglichen, ganz neuen Aufnahmen von Mothes vorlagen. Wir haben seinerzeit das Werk, dem sie entnommen sind, an dieser Stelle angezeigt; es ist die Baukunst des Mittelalters in Italien von O. Mothes, die seit Kurzem vollendet ist (Jena, Costenoble). Es ist ganz natürlich, daß diese Blätter, so weit sie in den Rahmen des Adamy'schen Buches paßten, hier von Neuem abgedruckt wurden, da sie, was Treue der Auffassung und Schärfe der Wiedergabe anlangt, den höchsten Ansprüchen genügen und überdies, von einem Baumeister für eine Baugeschichte entworfen, gerade dem Bedürfnisse unserer Architektonik entsprechen. Indessen überwiegen selbstverständlich die Original-Illustrationen in dem Buche. Daß sie durchaus auf der Höhe der Anforderungen stehen, das beweisen unsere Abdrücke hinreichend. Zum Zwecke der Vervielfältigung ist neben dem Holzschnitte in demselben Maße wie bisher auch die Zinkhochätzung herangezogen worden. Und man muß gestehen, daß der Zinkdruck seine Berechtigung zu solcher Auszeichnung immer deutlicher nachweist. Die so hergestellten Platten (sie stammen aus der Werkstätte von Kiesel in Mainz) stehen kaum hinter den eigentlichen Holzschnitten zurück: sie zeigen vor Allem keine Spur mehr von dem Kleckigen, das früher diesen Erzeugnissen anhaftete. Zur Wiedergabe von Vorlagen dieser Art, wobei es sich nur um peinliche Treue und äußerste Sauberkeit handelt, zunächst also von solchen architektonischen Zeichnungen, scheint sich dieses rein mechanische Verfahren vorzüglich zu eignen. Wenn man eine solche Zinkotypie, zum Beispiel die hier abgedruckte Innenansicht von Santa Constanza, aufmerksam prüft wird man der Leistung seine Anerkennung nicht versagen können. Die doch wirklich recht winzigen Einzelheiten sind mit größter Deutlichkeit wiedergegeben. Allem Anscheine nach hat die Zinkotypie eine bedeutende Zukunft vor sich und wird in noch weit ausgedehnterem Maße als bisher für den Holzschnitt als Ersatz dienen. Schon jetzt machen unsere Wochenblätter den ausgiebigsten Gebrauch davon; die Witzblätter zumal werden fast ausschließlich damit illustrirt. Und wenn man einzelne davon ansieht, verhehlt man sich nicht, welch' einen Reiz es hat, den Strich des Zeichners unmittelbar wieder-

gegeben zu sehen, ohne auf die Vermittelung des Holzschneiders angewiesen zu sein und freut sich der Aussicht auf eine Zeit, wo unsere Künstler wieder gelernt haben werden, wirklich für den Druck zu zeichnen — was die Mehrzahl heute ganz vergessen zu haben scheint.

Doch das liegt sehr weit ab von dem Gegenstande dieser Anzeige. Ihren Schluß bilde die ehrenvolle Aeußerung, die Carrière über unsere Architektonik thut: „Ich heiße das Buch willkommen als ein erfreuliches Zeugniß, daß die nachwachsende, mitstrebende Jugend doch noch das Band nicht löst, das die Geschichte der Kunst mit der Aesthetik und der menschlichen Culturentwickelung verknüpft."

Freuen wir uns, daß auch heute noch Leute den Muth haben, die Geschichte gro aufzufassen. —ck.

Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Mit dem Bildniß Turgenjews. Leipzig, Otto Wigand.

Es ist vielleicht ein wenig früh für ein solches Werk. Indessen, daß man heute den Stoff zu dem Lebensbilde des kürzlich Dahingegangenen noch garnicht übersehen kann, daß somit jede solche Skizze unvollständig sein muß, das wird der Verfasser jedenfalls zugeben. Für ihn und auch für jedes ehrliche Urtheil über sein Buch kommt nur die Frage in Betracht, ob das, was man heute schon über Turgenjew sagen kann, hier auch wirklich erledigt ist. Und das muß ohne Einschränkung bejaht werden Zabel hat mit größtem Fleiße Alles zusammengetragen, was eben gegenwärtig zugänglich war. Das wäre allein schon hinreichendes Verdienst; denn er hat damit ein Handbuch geschaffen, das für Jedermann, der sich über den russischen Dichter unterrichten will, unentbehrlich sein — und welches nebenbei schwerlich Jemanden im Stiche lassen wird. Es enthält sehr ausführliche Nachrichten über den Lebensgang Turgenjews, mehr oder minder ausführliche Analysen seiner sämmtlichen Schriften und vor Allem reichliches bibliographisches Material, Anzeigen der Uebersetzungen zumal, so wichtig für die große Mehrzahl, die nicht so glücklich ist wie der Verfasser, Russisch zu verstehen. Aber er zeigt sich auch als Kritiker von Tact und Blick, als einen Biographen von Verständniß.

Im Anschlusse daran sei erwähnt, daß von der autorisirten Ausgabe der Ausgewählten Werke von Iwan Turgenjew (Mitau, E. Behre) — derjenigen, die Zabel stets mit M. D. A. anführt, der zwölfte Band erschienen ist. Er enthält die Novellen Zwei Freunde, Eine seltsame Geschichte, Jakow Passinkoff, Tagebuch eines Ueberflüssigen, und die geistvolle Vergleichung zwischen Hamlet und Don Quixote, die kürzlich an dieser Stelle veröffentlicht worden war. Die Uebersetzung (das Titelblatt sagt nicht, ob auch dieser Band von Constantin Jürgens stammt) ist im Allgemeinen sehr lobenswerth: sie ist fließend und hat vor Allem jenen charakteristischen Stempel, an dem man die Vortragsweise des Russen stets herauserkennt. Daß einige Flüchtigkeiten und Versehen unterlaufen, das ist unvermeidlich bei solchen Arbeiten und thut ihren Vorzügen keinen Eintrag — welche Uebersetzung wäre denn schließlich ganz frei von Fehlern? Auch die berühmten Muster weisen deren auf. Auch hier ist es der ganze Ton, der die Musik macht.

—ck.

Bileam. Trauerspiel von Hermann Heinrich. Berlin, Freund und Jeckel.

Bileams Esel! Man denkt an die berühmte Geschichte unwillkürlich als an etwas Komisches zurück. Trotz allen Belehrungen über die Art des Esels im Orient kann der Abendländer sich nicht entschließen, einen Vorgang, bei dem ein Esel die Hauptrolle spielt, ernst zu nehmen. Und wenn wir berichten, daß kürzlich Jemand sich diesen Bileam zum Helden eines Trauerspieles auserseben, so wird das, fürchten wir, mit dem unausbleiblichen Lächeln aufgenommen werden. Fügen wir darum gleich hinzu, daß der Esel gestrichen ist. Und damit gewinnt allerdings die ganze Sache ein anderes Licht. Wenn das Parlamentiren mit dem Grauthiere fortfällt, bleibt nur die merkwürdige Thatsache, daß der Fluch sich im Munde des Sprechers in Segen verwandelt: und das ist sicherlich ein höchst dramatischer Augenblick. Trotzdem behält der ganze Stoff eine gewisse Sprödigkeit, wenigstens für den Bühnendichter. Der Vernichtungskampf eines fremden Volkes gegen ein anderes, eines fremden Cultus gegen einen anderen — das ist eine Vorstellung, in die man sich hineinleben muß: die Bühne aber verlangt eigentlich den Gemeinplatz. Wenn sie den Zuschauer nicht bei den Vorstellungen faßt, die ihm geläufig sind, wenn sie ihn erst zum Nachdenken nöthigt, so geht die Hälfte ihrer Wirkung verloren. Man muß an diese überwundene Schwierigkeit denken, um gegen einen Dichter, der trotzdem unser Interesse festzuhalten weiß, ganz gerecht zu werden. Die Handlung ist einfach und steigert sich rasch, die Charaktere sind anschaulich und wahr, der Held Bileam gewinnt vor unseren Augen entschieden Großartigkeit, und die Scene mit dem Fluche — jedenfalls der Nagel des Ganzen — ist sorglich begründet und wirksam ausgeführt. Heinrichs Jambus hat Fluß und Kraft. Die Dichtung ist mehr als gewöhnliches Dilettantenwerk. Sie beweist Verständniß und Liebe, aber auch glückliche Anlage. Dieser möchte man wünschen, daß sie sich einmal auf dankbarerem Gebiete bethätigen könnte.

Zum zwölften Male erscheint der **Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger**, den Ernst Gettke herausgiebt (Kassel und Leipzig, Paul Voigt, Musikalienverlag). In allen Kreisen, die irgendwie mit dem Theater in Berührung kommen, ist der Almanach längst als das vorzüglichste Handbuch bekannt, das unsere Literatur besitzt: sein Erscheinen bedarf also keines Begleitwortes. Wer über Leitung und Personal irgend einer Bühne, über die Aufführungen irgend eines Stückes, sei es in Berlin oder in Reutlingen, Auskunft erlangen will, findet sie nirgends besser als hier. Die bemerkenswerthesten Ereignisse des letzten Jahres haben außerdem hier eine besondere Zusammenstellung gefunden; auch Zeitungsstimmen darüber sind zahlreich neu abgedruckt.

Der geistvolle Forscher auf dem Gebiete der antiken Metrik und Musik, Rudolf Westphal, veröffentlicht eine Verdeutschung von **Catulls Buch der Lieder** (Leipzig, F. E. C. Leuckart) in gebundener Rede. Aeltere Freunde des bestrickenden Sirmiers werden sogleich erkennen, daß hier kaum von einem neuen Werke, sondern nur von der Umarbeitung eines älteren die Rede sein kann. Westphal hatte bereits früher einmal eine kleine Schrift über Catull veröffentlicht, die, in den Text verstreut, Prosaübersetzungen der sämmtlichen Lieder enthielt. Hier sind sie nun aneinandergereiht, und der Hauptinhalt des Textes ist zu einem Anhang zusammengefaßt, worin des Dichters Lebensgang beschrieben wird, anziehend und vielseitig belehrend wie Alles, was von Westphal kommt. Die Umgießung in den Reimvers mag mühselig genug gewesen sein; aber sie hat doch an dem Wortlaute wenig geändert: zu unserer Freude haben wir manche schlagende Stelle wiedererkannt, die uns aus der ersten Ausgabe lieb geworden war. Und doch ist der Eindruck hier ein wesentlich anderer. Losgelöst von dem einsinnigen Texte erscheint Alles matter, farbloser; man überzeugt sich, daß eine Uebersetzung im strengen Sinne für diesen Dichter nicht denkbar ist. Die neueren Sprachen sind viel zu zahm für ihn, der im Lateinischen die Zote eigentlich erst

literaturfähig gemacht hat, und für dessen Witz die Zote immer wieder als Zünder dienen muß. Wer seinen Catull kennt, der wird auch in der Uebersetzung den Witz herausfühlen, der wird oft genug sogar die Kraft bewundern, mit der Westphal unsere Sprache dehnt, um Raum zu schaffen für die antike Ungeheuerlichkeit — aber ein Neuling muß über alles das hinweglesen, und Westphals Nachtigall wird ihm wohl zeitlebens eine Eule bleiben. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Und es werden sich trotzdem noch genug finden, die an dem Büchelchen ihre Freude haben werden. Dasselbe ist auch äußerlich erfreulich genug: ausgestattet ungefähr so wie ein junger Lyriker seinen Erstling kleiden würde: getöntes Papier, Randleisten, breite Ränder, kurz Alles was sich für ein rechtschaffen Buch der Lieder schickt. —ck.

Die vierte Auflage des vorzüglichen Werkes von Johannes Overbeck, **Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken** (Leipzig, W. Engelmann) erscheint in vollständiger Umarbeitung. Das ist natürlich bei einem Buch, dessen Stoff von Jahr zu Jahr wächst, ohne daß heute ein Abschluß auch nur abzusehen wäre, dem jeder Tag die überraschendsten Bereicherungen zuführen kann. Overbeck hat Größe genug besessen, selbst einzusehen, daß er, dessen Thätigkeit sich so vielfach zersplittert, diesen Stoff allein nicht mehr bewältigen kann, und hat daher die Bearbeitung zum großen Theile auf August Mau übertragen. Seine Wahl hätte nicht glücklicher fallen können, als auf den jungen Gelehrten, den man als den ersten Pompejologen Deutschlands bezeichnen möchte, wenn man für diese immer selbständiger auftretende Wissenschaft einen eignen Namen bilden darf. Die neue Auflage steht wiederum auf der Höhe der allerneuesten Forschungen, ohne darum jenen Vorzug der Gemeinverständlichkeit eingebüßt zu haben, der ihre Vorgängerinnen so eigenartig auszeichnete. Auch der Verleger hat das Seinige gethan; er hat den Plan vervollständigen lassen und zahlreiche Illustrationen durch bessere ersetzt.

Man kann nicht bescheidener auftreten als Moriz Carrière. Eine Schrift von ihm, die F. A. Brockhaus in Leizig soeben versendet: **Die Poesie ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte,** bezeichnet das Deckblatt einfach als zweite umgearbeitete Auflage, während es sich um kaum Geringeres handelt als um eine ganz neue Schöpfung. Allerdings hat Carrière bereits im Jahre 1854 ein Buch herausgegeben: Das Wesen und die Formen der Poesie, das den Grundstock zu dem vorliegenden gebildet hat. Aber an Gestalt wie an geistigem Gehalte ist ein Unterschied zwischen beiden, wie zwischen dem frühreifen Jüngling und dem Manne auf der Höhe der Jahre. Von ganz besonderem Interesse ist der Abschnitt, welcher Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte enthält. Bekanntlich ist Carrière einer der ersten gewesen, welche dieser jungen Wissenschaft die Bahnen vorgezeichnet haben; wenn auch seine Thätigkeit eine zu umfassende ist, als daß er sich Einzelforschungen hingeben könnte, die gerade hier besonders unerläßlich sind, so besitzt er doch gerade wieder, theils von der Natur, theils ausgebildet in langen Jahren seiner Wirksamkeit, jene Weite und Schärfe des Blickes, deren erstes Erfassen bisweilen fruchtbarer ist als das Spüren, das die Nase nicht über den Folianten hervorhebt.

Die Herausgabe der **Kleinen Schriften Gottfried Sempers** durch seine beiden Söhne Manfred und Hans Semper (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) ist nicht nur ein Denkmal kindlicher Liebe, sondern auch ein Geschenk an das deutsche Volk. Es liegt nun einmal in der Natur des geistigen Schaffens der Gegenwart, daß seine Aeußerungen sich in hunderten von Zeitschriften verzetteln: selbst wenn man dem Einzelnen absichtlich folgen wollte, so würde man bei den ersten Versuchen scheitern — weiß doch Mancher selber nicht, wo er überall seine Gaben hinverstreut hat. Samm-

lungen solcher Aufsätze sind in unsrer Zeit unerläßlicher als in jeder andern. Denn erst, wenn man so ein Buch wie das Semper'sche in die Hand nimmt, merkt man, wie viel, für den Tag geschaffen, mit dem Tage stirbt, das doch achtungsvolles Aufbewahren verdient hätte. Jeder Kunstfreund wird in dem Bande Anregung und Belehrung finden.

Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft betitelt sich ein Buch, das Karl Theodor Reinhold zum Verfasser und J. C. C. Bruns in Minden i. W. zum Verleger hat — ein Buch, dem wir die größte Verbreitung wünschen möchten. Der Verfasser bezeichnet es als „Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische 'Politik der Gegenwart"; und wenn man „Laie" als „nicht zunftmäßig Politiker" auffaßt, so trifft er damit auch das Rechte. Wenn aber Jemand, der seines Vaterlands Entwickelung mit Liebe verfolgt und mit dem Verständniß, wozu ihn eine reiche Bildung befähigt — wenn der auch ein Laie sein mag, so ist er doch gerade so gut befugt, sich zu äußern, wie jeder Andere. Zumal da er seine Aufgabe originell auffaßt. Es ist eine Wohlthat, die alten, bekannten Fragen einmal nicht in der alten Weise behandelt zu sehen, die jede Zeitung, je nach ihrer Parteistellung wiederkäut, sondern unbefangener, von dem Standpunkte des Mannes aus, dem die Größe der eigenen Partei nicht den Gesichtskreis völlig abschließt. Ehrlich, verständig, patriotisch: das ist der Eindruck, den man von dem Verfasser erhält — und das will schon etwas besagen in unserem alten Jahrhundert.

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Berlin, Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.)

Das ist ein Band, den man gleich mit einer Art Vorfreude in die Hand nimmt. Schon sein Umfang zeichnet ihn vor der landläufigen Duodezlyrik aus. 500 Seiten in dem ehrlichen alten Schillerformat — und dabei hat man die Ueberzeugung, daß ein Dichter wie Keller nicht jeden bereimten Papierschnitzel der Aufnahme gewürdigt haben wird! — Es ist die dankenswertheste Gabe, die Keller nur bieten konnte, daß er endlich seine Gedichte sammelte, die bisher zum großen Theil zerstreut erschienen, immer nur von Wenigen beachtet, halb unbekannt geblieben waren. Jetzt erst werden sie zu einem wirklichen Besitze des deutschen Volkes, nicht bloß weniger Liebhaber werden; und Deutschland, das allmählich doch zu erkennen scheint, was es an diesem Dichter hat, wird sie nach Gebühr in Ehren halten. — Es ist in der That ein prächtiges Buch. Erst in ihm zeigt sich dieser originelle Dichterkopf von allen Seiten. Wir haben ihn immer bewundert als einen der Wenigen, die in unserer lendenlahmen Zeit fest auf eigenen Füßen stehen, deren vollsaftiger Natur es fern liegt, Anderen etwas nachzuempfinden. Die Lyrik aber ist erst die rechte Goldprobe auf solche Echtheit der Dichterkraft. Und hier wird man Keller nirgends unterwerthig finden. Man mag ihn aufschlagen, wo man will: überall stößt man auf ureigenes Empfinden, überall klingt beim Anschlag ein ganz eigener Ton zurück. Wie merkwürdig ist z. B. das Gedicht Zur Erntezeit (S. 41):

Das ist die üppige Sommerzeit,
Wo Alles schweigend blüht und glüht,
Des Juli stolzirende Herrlichkeit
Langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hört' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in der Gebirge dämmerndem Blau,
Die Schnitter so stumm an der Arbeit stehn,
Sie schneiden die Sorge auf brennender Au'.

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

Es wäre jedenfalls schwer zu sagen, worin denn nun der eigentliche Reiz eines solchen Gedichtes liegt — ob in dem ursprünglichen Erfassen der Außenwelt oder in dem Hauche edelkräftiger Männlichkeit, der daraus hervorweht. Vielleicht ist jener erste Zug doch der, welcher überall am fühlbarsten hervorspringt und dem Leser zuerst auffällt. Aber das nachzuweisen, überhaupt die Dichterart Kellers zu untersuchen, dazu ist hier nicht der Ort — das ist wohl auch kaum noch nöthig. Einem solchen Dichter gegenüber empfindet man aber ein doppeltes Bedauern, daß er für Vieles, was uns an das Herz geht, verschlossen bleibt, daß er doch nur ein Schweizer ist und nicht ein Deutscher, daß er für die großen Thaten unserer neuesten Geschichte kaum einen Ton gefunden hat. Zumal in Norddeutschland scheint er sich fremd zu fühlen. Aber trotzdem bricht hin und wieder die tiefe Theilnahme durch. So im Frühgesicht (S. 168):

„Es donnert über der Pfaffengass'
Des weiland heiligen römischen Reiches
Wie Gottes Heerschild jähen Streiches;
Der Morgen dämmert rosig blaß.

Und wie der Schlag weithin verhallt,
Wogt eine graue Nebelmasse,
Als zög' ein Heervolk seine Straße,
Das auf den Wassern endlos wallt.

Im Zwielicht raget Dom an Dom,
An allen Fenstern lauscht's verstohlen:
Doch auf gedankenleichten Sohlen
Vorüber eilt der Schattenstrom.

Das rauscht und tauschet Hand und Kuß,
Der Sturmwind rührt verjährte Fahnen
Wie neues Hoffen, altes Mahnen,
Erschauernd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den letzten Streit zu schlagen:
Es klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und Siegfried reitet neben Hagen.

Trotz der Zurückhaltung fühlt man die Liebe doch heraus und empfindet es mit Dank, daß der Dichter uns kein Fremder sein will. — Der Verleger hat den Band ganz einfach ausgestattet, aber so gediegen und schön, daß man den Eindruck echter Vornehmheit erhält. Besonders ansprechend ist das Verhältniß zwischen Druck und Rand, kurz, die ganze typographische Anordnung. Auch das rauhkörnige, ein wenig getönte Papier, hat gleich auf den ersten Blick etwas Bestechendes. —ck.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Hebel, J. P. Briefe. Herausgegeben von Dr. Otto Behaghel. Erste Sammlung: Briefe an K. Th. Gmelin, an die Strassburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniss Hebels in Lichtdruck. Karlsruhe, H. Reuther.

Hellwald, Friedrich von. Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. 3. neu bearbeitete Auflage. 14. bis 17. Lieferung. Augsburg, Lampart & Co.

Hoff, Friedrich von. Gedichte. Essen, G. D. Baedeker.

Jung, Karl Emil. Deutsche Kolonien. Ein Beitrag zur besseren Kenntniss des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdteilen. Leipzig, G. Freytag.

Katscher, Leopold. Charakterbilder a. d. 19. Jahrh. Berlin, Ferd. Dümmler.

Köstlin, Dr. Heinrich Adolf. Geschichte der Musik. Freiburg. J. C. B. Mohr.

Kretzer, Max. Gesammelte Berliner Skizzen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

— Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Last, Albert. Das Autorenrecht und die Leihbibliotheken. Wien, E. Last.

Meurer, Dr. Karl. Englisches Vocabularium und Einführung in die Konversation. Ausgabe A für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten und für den Selbstunterricht. Ausgabe B für die drei unteren Jahreskurse an höheren Lehranstalten. Köln, Karl Warnitz & Co.

Mnemosyne. Organ für Gedächtnisskunst. In zwanglosen Heften, herausgegeben von C. F. Mauersberger in Glauchau. Erstes Heft. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Mohr, Eduard. Das Bildniss der Thersandra Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlg.

Mothes, Oscar. Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwickelung bis zu ihrer höchsten Blüthe. Mit 211 Holzschnitten und 6 Farbentafeln. Fünfter Theil (Schluss). Jena, Hermann Costenoble.

Mueller, Lucian. Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der röm. Poesie. Petersburg, C. Ricker.

Masemann, die weltsprache und weltschrift oder internationale stenographie. ein vortrag gehalten in der allgemeinen stenographenversammlung zu leipzig am 21. august 1883. verlag von m. masemann-trarbach (mosel).

Reinhards, C. F. Briefe an Ch. de Villers. Herausgeg. von M. Isler. Hamburg, O. Meissner.

Roseggers ausgew. Schriften. Bd. XVII. Wien, A. Hartleben.

Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 21. Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füssli & Co.

— gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeb. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 88. Der Antisemitismus von Dr. Julius Lippert.

Schultz, Erhard. Das teologische Fundamental-, princip der allg. Pädagogik. Mühlhausen i. E. Bufleb.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XVIII. Band, 4. und 5. Heft Berlin, Dietrich Reimer.

Zur Naturgeschichte des Kompagnie-Chefs. Köln, Karl Warnitz & Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Neunundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1884.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunundzwanzigster Band.

(Mit den Portraits von: Eduard Lasker, Karl Biedermann und Rudolf von Jhering.)

Breslau 1884.
Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 29. Bandes.

April — Mai — Juni.

1884.

Inhalt des 29. Bandes.

Band 29. — Heft 85.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

April 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Eduard Lasker. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**“ bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIX. Band. — April 1884. — 85. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard Lasker.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Mayo.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Georg stieg langsam die Stufen der breiten Marmortreppe hinab und knöpfte bedächtig, während er ziemlich gedankenlos vor sich hinblickte, die Messingknöpfe seines großen Mantels zu. Der Portier des Clubs, der die Mütze zog und gehorsamst guten Morgen wünschte, öffnete dienstfertig die Thür. Georg trat auf die Straße, ohne den Gruß zu erwidern. Der Kutscher der Nachtdroschke, die vor dem Club hielt, wollte vom Bock steigen, aber Georg rief ihm zu:

„Ich fahre nicht, ich gehe."

Er schlug den Kragen seines Mantels in die Höhe; denn der Morgen war ziemlich frisch, und da oben war es sehr heiß gewesen. Gleichmäßigen Schrittes und in straffer Haltung ging er durch die menschenleere Straße in der Richtung auf den Thiergarten zu. Das scharrende, klappernde und rasselnde Geräusch, das durch das Aufschlagen der metallenen Säbelscheide auf das Pflaster verursacht wurde, und das er sonst niemals bemerkt hatte, schien ihn nervös zu machen. Er hakte den Säbel ein und ging weiter.

Es war um die dritte Morgenstunde im Frühsommer, — noch nicht Tag und nicht mehr Nacht. Ein bläulich grauer Duft lag über dem Thiergarten, in dem die vollbelaubten Bäume merkwürdig dunkelfarbig, fast schwarz erschienen. Auffallend schnell wurde es heller und lichter; die fahle, kalte, graue Beleuchtung verkündete den nahen Sonnenaufgang. Im Osten nahm der Horizont alsbald eine rosig wärmere Färbung an, und nach wenigen Augenblicken erglänzten die ersten Sonnenstrahlen an der Goldgestalt der Victoria auf der Siegessäule.

Georg blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen und blickte auf zu dem blendenden Gefunkel. Er athmete tief; dann setzte er in längeren Schritten seinen einsamen Weg fort. Er ging die breite Siegesallee entlang. Zwei Nachtigallen wetteiferten in klagendem und verlangendem Liebesschmettern; er achtete nicht darauf, obwohl er hart an dem Baum vorüberging, auf dem die eine der Nachtigallen saß und sehnsüchtig flötete. Er achtete auch nicht auf die Straßenreiniger, die schweigsam ihre Arbeit verrichteten, und ging durch den dichten Staub, den sie durch ihr Fegen aufwirbelten, ohne davon belästigt zu werden.

Das kalte Licht der Morgendämmerung war nun der freundlichen Helligkeit des anbrechenden Tages gewichen. Hoch an dem lichtblauen Himmel war noch die fast volle Scheibe des Mondes sichtbar, die, nun zwecklos, matt schimmerte. Am Ende der Siegesallee, auf der sich außer den Straßenfegern keine menschliche Seele hatte blicken lassen, stand eine schmutzige Nachtdroschke. Der Kutscher, dessen Gestalt unter dem dicken, klumpigen Mantel ganz verschwunden und kaum erkennbar war, war auf dem Bock eingeschlafen; das alte magere Pferd stand breitbeinig da und ließ den Kopf tief hängen. Das Petroleumlämpchen brannte noch hinter der rothen Glasscheibe, die die Nummer trug. Georg blieb wiederum stehen. Einen Augenblick kämpfte er mit sich, ob er den weiten Weg bis zu seiner Wohnung in der Baruther Straße, die in der nächsten Nähe seiner Kaserne liegt, zu Fuß zurücklegen solle oder nicht. Aber plötzlich empfand er eine große Müdigkeit; er rüttelte den Kutscher aus dem Schlaf, der schwerfällig aus seiner dicken Umhüllung hervorkroch, und gab seine Adresse an.

Bis jetzt war er wie betäubt gewesen. Er hatte, ohne an etwas Bestimmtes denken zu können, nur ein starkes Unbehagen empfunden. Während der langsamen Fahrt über holpriges Pflaster aber war er allmählich etwas zur Besinnung gekommen. Den Säbel hatte er zwischen die Beine gestemmt, und mit vorgebeugtem Oberkörper stützte er das Kinn auf die rechte Hand, die den Knauf des Griffes umschloß, mit der linken strich er seinen langen hellblonden Schnurrbart. Unablässig blickte er auf einen Punkt des schmutzigen, abgeschabten, tiefkirschrothen Plüschkissens des Rücksitzes, athmete einigemale tief auf und sagte dann vor sich hin:

„Das wäre das — aber was nun?“

Ja, was nun?

Er legte sich die Frage vor, er wiederholte sie sich, aber er fand keine Antwort darauf, und als die Droschke vor seiner Hausthür hielt, als er ausgestiegen war, das Haus aufgeschlossen hatte und die beiden ziemlich steilen Treppen, die zu seiner Wohnung führten, hinaufgestiegen war, war er gerade so klug wie zuvor. Unschlüssig blieb er einen Augenblick vor der Thür, die zu seiner Wohnung führte, stehen und betrachtete mit einer vollkommen unberechtigten Aufmerksamkeit das Messingschild, das seinen Namen trug: Georg von Lützen. Während er das Schild anhauchte und gedankenlos

mit seinem waschledernen Handschuh polirte, überlegte er sich, ob es nicht das Gescheidteste sei, wenn er sogleich seinen Freund, den Justizrath Felix Quintus aufsuchte, um mit dem zu berathen, was er nun zu thun habe. Er sah nach der Uhr. Es war wenige Minuten vor Vier. Nun öffnete er mit dem Drücker die Thür zu seiner Wohnung und trat ein; denn er hatte sich gesagt, daß es eine Thorheit sei, um diese Stunde den Justizrath aufzusuchen, den er entweder noch nicht zu Hause finden würde oder im festen Schlafe.

Und schließlich, welchen Rath konnte ihm der Justizrath geben? Er allein kannte ja die Wahrheit seiner Lage und er war alt genug, um zu wissen, was er nun noch zu thun habe.

Als er in sein Zimmer trat, sprang eine große Ulmer Dogge vom Sopha herab und ihm entgegen. Der Hund fühlte sich offenbar schuldbewußt und schien auf eine gelinde Züchtigung vorbereitet zu sein. Mit eingeklemmtem Schwanze drängte er sich hart an die Beine seines Herrn und sah mit seinen schönen treuen Augen bittend und fragend zu Georg auf. Als Georg ihm freundlich über den Kopf strich und ihn klopfte, sprang das große Thier in gewaltigen Sätzen, rührende Laute der Freude ausstoßend und den Schweif in mächtigen Schwingungen schlagend, um ihn herum.

„Ruhig, Pluto!“ rief Georg dem Hunde zu.

In dem mittelgroßen, behaglich eingerichteten Zimmer sah es ordentlich aus. Der Bursche hatte auf die Ecke des Tisches, auf dem eine Schale für Visitenkarten und andere Kleinigkeiten standen, wie jeden Abend so auch gestern Leuchter und Zündhölzer gestellt. Daneben lag nun ein großer verschlossener Umschlag. Georg erkannte an der Aufschrift die Hand seines Oheims und Vorgesetzten, des Commandeurs der Cavallerie-Brigade. Der Brief mußte in einer späten Abendstunde überbracht worden sein, denn erst nach neun Uhr hatte Georg seine Wohnung verlassen. Georg trat an das Fenster, öffnete den Brief und las ihn. Der Inhalt, der ihn noch vor wenigen Stunden hochbeglückt haben würde, stimmte ihn jetzt sehr wehmüthig. Der General theilte seinem Neffen in herzlicher Weise mit, daß er zum großen Generalstab versetzt sei. Seit Jahren hatte Georg nichts Anderes gewünscht und sich lebhaft darum bemüht; nun war es für ihn werthlos geworden, werthlos wie alles Andere. Er legte den Brief sehr behutsam auf den Tisch. Darauf knöpfte er seinen hellblauen Ueberrock auf, lockerte die Halsbinde, setzte sich auf den Lehnsessel und streckte die Beine von sich. Pluto lagerte sich neben ihm. Unausgesetzt blickte Georg vor sich auf einen bestimmten Punkt im Teppich, immer wieder tauchte die Frage auf: „Was nun?“ Dazwischen schoben sich allerhand Erinnerungen an einige verhängnißvolle Unglücksfälle der Nacht. Dreimal hinter einander mit der Sieben und zweimal mit Schlag Acht verlieren — es war noch nicht dagewesen! Aber das half nun nichts, es war geschehen, er war vollkommen ruinirt, und was nun?

Wohl eine halbe Stunde mochte er so grübelnd dagesessen haben, als er sich plötzlich mit einem schweren Entschluß erhob und an den kleinen Schreibtisch trat, der in der Nähe des Fensters stand. Er nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift, holte sein kleines Portefeuille aus der Hüftentasche und mit tiefernstem Gesicht schrieb er, nachdem er darin geblättert hatte, einige Zahlen auf. Es half alles nichts — er hatte eine Spielschuld von 180,000 Mark sofort zu reguliren! Gerade so viel mochte sein Vermögen noch betragen.

Schon vor zwei Jahren hatte er sehr erhebliche Verluste erlitten; damals hatte er seinem Onkel das Versprechen gegeben, nicht mehr zu spielen; er hatte sich auch über ein Jahr tapfer gehalten, aber allmählich war er wieder schwach geworden und hatte seit einigen Monaten wieder mit wechselndem Glück und in kleineren Beträgen gespielt. Diese Nacht war für ihn verhängnißvoll geworden. Er suchte sich zwar mit allerlei Kleinigkeiten einigermaßen zu entschuldigen, aber wenn er auch alle möglichen guten Gründe für sich anführte, an der Thatsache, daß in den letzten sechs Stunden eine vollständige Veränderung seiner Lage eingetreten war, vermochte er nichts zu ändern. Alle möglichen Gedanken und Combinationen wälzten sich in seinem Kopf. Das schließliche Ergebniß blieb immer dasselbe: es ist nicht möglich, den Schaden wieder gut zu machen und das bisherige Leben weiter zu führen. Mit einem gewaltigen Entschluß mußte er mit Allem brechen, was bis zu dieser Stunde die Bedingungen seines Daseins gebildet hatte. Er mußte fort von hier, von seiner Familie, von seinen Kameraden und Freunden, er mußte in einer neuen Welt ein neues Leben beginnen.

Das war ihm, während er auf dem Sessel brütend vor sich hingestarrt hatte, zur unabweislichen Gewißheit geworden, und er machte sich nun entschlossen an's Werk. Nachdem er sich durch die Aufstellung seiner Activa und Passiva, soweit er dazu im Stande war, überzeugt hatte, daß er voraussichtlich seine Gläubiger auf Heller und Pfennig werde befriedigen können, und daß noch ein paar tausend Mark übrig bleiben würden, schrieb er mit brennender Stirn und gerötheten Augen die folgenden Zeilen an den Generallieutenant von Deggendorf-Lützen:

„Verehrtester Onkel!

Mit diesen Zeilen werde ich Dir schweren Kummer bereiten, und das ist es, was mich in diesem ernsten Augenblick auf das tiefste bewegt. Ich will keine Entschuldigungen suchen, ich will Dir ganz nüchtern nur das Thatsächliche mittheilen. Ich habe trotz meiner Versprechungen einen Rückfall in meinen Leichtsinn gehabt. Ich habe gespielt, habe hoch gespielt und unglücklich gespielt. Ich will keine mildernden Umstände anführen. Meine Situation ist eine so aussichtslose, daß ich den sehr schweren Entschluß habe fassen müssen, mich von Allem gewaltsam loszureißen, was mich hier fesselt. Ich hoffe, daß mir die harte Schule in der neuen Welt, die ich aufsuche, gut bekommen

wird, und ich verspreche Dir, daß ich unserem Namen keine Schande machen werde. Die Regulirung meiner finanziellen Angelegenheiten habe ich Herrn Justizrath Felix Quintus übertragen. Ich hinterlasse keine Schulden, und Du wirst nichts von mir hören, was Dir die Schamröthe auf die Stirn treiben könnte. Ich füge diesem Briefe zwei Schreiben bei: in dem einen bitte ich Dich, mir auf längere Zeit Urlaub zu bewilligen, in dem andern bitte ich um meinen Abschied aus der Armee. Während meines Urlaubes wird die Entscheidung über meinen Abschied ohne Ueberhastung getroffen werden können. Ich werde Dir schreiben, sobald sich mich irgendwo niedergelassen haben werde. Denke ohne Groll an:

Deinen Dich aufrichtig liebenden und verehrenden Neffen
Georg."

In einem zweiten Briefe an den Justizrath Quintus theilte Georg das Ergebniß seiner Vermögensfeststellung, seine Activa und Passiva mit. Er bat den lieben Freund, die finanzielle Regelung vorzunehmen. Es war im Grunde ein ziemlich einfaches Geschäft. Georg hatte außer der Spielschuld nur geringfügige Kleinigkeiten zu bezahlen, und sein Vermögen war leicht flüssig zu machen. Zweitausend Mark nahm er an sich; es mußte ihm noch immer eine kleine Summe bei der schließlichen Abrechnung zu gute kommen. Im Nothfall sollte Quintus auch sein Mobiliar und einige mehr oder minder werthvolle Kunstgegenstände, die sich bei ihm angesammelt hatten, verkaufen; wäre das aber nicht erforderlich, so sollten seine Habseligkeiten seinem Onkel in Gewahrsam gegeben werden. „Sie besitzen das vollste Verständniß für meine Lage, liebster Justizrath," schloß Georg seinen Brief, „und ich weiß, daß ich mich auf Ihre Freundschaft verlassen kann. Ich hoffe, Ihnen dafür meinen Dank noch einmal mündlich abstatten zu können. Sagen Sie unsern gemeinsamen Freunden in meinem Namen herzlich Lebewohl und vergessen Sie nicht die niedliche Frau Kathi in der Hildebrandstraße. Ich gedenke mit wirklicher Rührung an die gemüthlichen Abende, die wir dort verbracht haben, und es wird mir wirklich schwer, von hier fortzugehen, ohne der reizenden Frau noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Ihren Brief, in dem Sie mir über die geschäftliche Abwickelung das Nähere berichten wollen, schicken Sie nach der Postoffice New-York; ich werde da von Zeit zu Zeit nachfragen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn in diesem Briefe eine Mittheilung enthalten wäre, die Ihre Freunde, zu denen ich mich ja rechnen darf, seit einigen Wochen mit einer gewissen Spannung erwarten: daß Sie nämlich gesonnen sind, sich in den heiligen Stand der Ehe zu begeben. Meiner Glückwünsche dürften Sie im Voraus versichert sein; denn die reizende kleine Frau hat mir mit jedem Tage besser gefallen. Und nun nochmals tausend Dank!

In herzlicher Zuneigung

der Ihrige
Georg."

Nachdem Georg seine Briefe geschlossen und adressirt hatte, begann er mit der großen Arbeit des Aufräumens. Er entnahm den verschiedenen Schubläden seines Schreibtisches Stöße von Papieren, die er mit wechselnden Gefühlen durchmusterte. Er sonderte zunächst eine große Anzahl von Briefen aus, die ihm als persönliche Erinnerungen von Werth zu sein schienen. Bei der zweiten Sichtung verminderte sich die Zahl seiner Jugendreliquien immer mehr, und schließlich machte er kurzen Proceß und warf nahezu alle Briefe, die ihn an reizende Verbindungen und unvergeßliche Stunden gemahnten, in das Kaminfeuer, das er angezündet hatte. Manchmal glitt ein wehmüthiges Lächeln über sein Gesicht, und er vertiefte sich verhältnißmäßig lange Zeit in die Lectüre, aber mit einem Seufzer riß er sich los, um auch dieses ihm so liebe Blatt von einst geliebter Hand schonungslos dem Flammentode zu opfern. Nur einige ältere Familienbriefe, namentlich die Briefe seiner verstorbenen Eltern, legte er sorgsam bei Seite, glättete sie und schob sie in ein großes Couvert, das er versiegelte.

Gegen sechs Uhr trat sein Diener in das Zimmer. Fritz übersah mit einem flüchtigen Blick, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war, daß etwas Ungewöhnliches noch geschehen sollte.

„Machen Sie mir Kaffee," sagte Georg. „Aber beeilen Sie sich, ich brauche Sie. Ich verreise auf längere Zeit. Packen Sie alles, was an brauchbaren Civilanzügen, an Wäsche und so weiter vorhanden ist, zusammen."

Fritz war zu wohlgeschult, um sich eine Frage zu erlauben. Er gehorchte stumm und mit ernster Miene dem Befehle seines Herrn. Gegen sieben Uhr meldete Fritz, daß die beiden großen Koffer gepackt seien, und daß er die Abfahrtszeit des Zuges nach Bremen ermittelt habe. Um acht Uhr verließ der Courierzug Berlin.

„Dann habe ich also gerade noch Zeit, mich umzukleiden und auf den Bahnhof zu fahren," sagte Georg.

Und nun war der entscheidende Augenblick da. Der Wagen hielt vor der Thür, die beiden Koffer waren schon von Fritz heruntergebracht. Georg hatte seinen Reisemantel umgehängt und einen kleinen runden Hut aufgesetzt, er hielt die Tasche mit den wenigen Kleinigkeiten, von denen er sich nicht trennen mochte, in der Hand und ging noch einmal langsam spähend, mit ernsten, beinahe finstern Mienen durch die kleine Wohnung.

Pluto folgte ihm in bedächtigen Schritten auf den Fersen. Es war, als ob auch das schöne Thier ahnte, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite. Der Hund wich seinem Herrn nicht von der Seite, stieß ihn von Zeit zu Zeit mit der Schnauze an und versuchte, den großen Kopf zwischen Arm und Hüfte durchzuzwängen. Georg ließ sich noch einmal auf den Stuhl, der der Thür am nächsten stand, nieder, wie erschöpft. Pluto setzte sich ihm gerade gegenüber und sah ihn mit unendlich schwermüthigen Blicken an.

„Du mußt hier bleiben, alter Kerl," sagte Georg, indem er sich vor-

beugte und mit der Handfläche die breite Stirn des Thieres klopfte. „Es hilft nichts, mein alter Pluto.“

Der Hund verstand seinen Herrn ganz gut. Er fegte mit dem gewaltigen Schweif langsam den Teppich und sah noch trauriger zu ihm auf. Er blieb auch ruhig sitzen, als Georg sich schnell erhob und das Zimmer verließ. Pluto wandte den Kopf und blickte unverwandt nach der Thür, die eben in's Schloß gefallen war. Und in dieser resignirt wartenden Haltung verharrte er.

Fritz wollte auf den Bock steigen, aber Georg nöthigte ihn, sich ihm gegenüber in den Wagen zu setzen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Während die Droschke dem Bahnhof zufuhr, theilte Georg seinem erstaunten Diener mit, daß er sich von ihm trennen müsse. Er habe ihm ein gutes Zeugniß, das er im Kasten seines Schreibtisches finden werde, ausgestellt. Der Justizrath Quintus sei beauftragt, ihm für die nächsten drei Monate das Gehalt auszuzahlen; bis dahin werde er ohne Zweifel eine andere Stelle gefunden haben. Der ehrliche Pommer wurde durch diese unerwartete Mittheilung sichtlich gerührt; aber er wagte keine Frage und sagte kein Wort weiter als: „Zu Befehl, Herr Lieutenant“; und er wiederholte diese Worte jedesmal, wenn Georg eine Pause machte.

„Den Pluto bringen Sie mit meiner Karte,“ sagte Georg langsam, während er seinem Portefeuille eine Karte entnahm und in die rechte Ecke p. p. c. schrieb, „zu Frau Kathi Bewer in der Hildebrandstraße. Sie kennt das gute Thier und hatte mich gebeten, ihr gelegentlich einen ähnlichen Hund zu besorgen. Da wird er's gut haben. — Vielleicht finden Sie da auch ein Unterkommen.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Und schließlich besorgen Sie noch im Laufe des Vormittags die beiden Briefe an meinen Onkel und an den Justizrath Quintus, beide sind eilig.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Der Fahrschein war gelöst, das Gepäck war besorgt, und nachdem sich Georg in einer Ecke des Waggons seinen Platz zurecht gemacht hatte, wurde die Thür vom Schaffner geschlossen. Georg kreuzte die Arme in der schmalen Fensteröffnung und nickte seinem Diener mit ungewohnter Gemüthlichkeit zu.

„Also Sie besorgen alles?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Und vergessen Sie mich nicht!“

Fritz stand in stramm militairischer Haltung da und rührte kein Glied, aber seine Augen wurden feucht, und er wiederholte:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Fritz machte rechtsum Kehrt und blickte demselben lange Zeit nach. Dann kehrte er langsam nach der Baruther Straße zurück.

* * *

Der bequem und schön eingerichtete Dampfer des Norddeutschen Lloyd war seit achtundvierzig Stunden auf hoher See. Das Wetter war herrlich, die See spiegelglatt und das Deck überfüllt. Die Passagiere der ersten Kajüte kannten sich unter einander schon oberflächlich, es hatten sich auch schon kleinere vertrautere Gesellschaften gebildet, und zwischen Allen herrschte die größte Zuvorkommenheit, jenes liebenswürdige Bestreben, sich gegenseitig gefällig zu sein, das die Seereise so überaus angenehm macht.

Der breitschultrige Kapitän mit dem blonden Vollbart und den hellblauen Augen besaß in hohem Maße die weltmännische Kunst, der ihm anvertrauten Gesellschaft das Leben angenehm zu machen. Er vermittelte in ungezwungener Weise Bekanntschaften, ließ die aus den Stewards der zweiten Kajüte gebildete Schiffskapelle im hellen Sonnenschein lustige Tänze aufspielen, und es wurde zuerst zaghaft, aber bald recht flott auf dem Deck getanzt.

Der Kapitän schien den hochgewachsenen, jungen, blonden Lieutenant besonders in sein Herz geschlossen zu haben; er hatte ihm bei Tische den Ehrenplatz neben sich anweisen lassen und unterhielt sich mit ihm eingehender als mit allen Anderen. Durch den Kapitän wurde Georg auch seinen Tischnachbarn vorgestellt, einer amerikanischen Familie aus dem Westen: Mr. Augustus W. Jefferson, dessen Frau und Tochter.

Augustus W. Jefferson hatte in den Minen von Colorado viel Geld verdient. Er war einer der sogenannten „prominenten" Männer von Denver. Er war kaum mittelgroß, ziemlich hager, mit einem klugen thatkräftigen, aber ziemlich langweiligen Gesicht. Er trug den vollen Backen- und Kinnbart, die Oberlippe war rasirt. Er sah aus wie ein Mann, der schnell gealtert ist, sehr viel gearbeitet und sich verhältnißmäßig wenig amüsirt hat, nicht böse, aber hart. Gegen seine Frau war er von rührender Aufmerksamkeit.

Mrs. Jefferson war eine stattliche Dame, etwas größer als ihr Mann, rundlich, mit einer leichten Hinneigung zur Corpulenz, mit weichen Zügen, gutmüthigen, ein bischen schläfrigen Augen, wundervollen Zähnen und reizenden, vollen wohlgepflegten Händen. Ein beständiges, wohlmeinendes Lächeln umspielte den hübschen halbgeöffneten Mund. Sie sprach fast gar nicht, beeilte sich nie, aß mit ausgezeichnetem Appetit und that den lieben langen Tag nichts. Wenn sie langsam Toilette gemacht hatte, ließ sie sich von ihrem Manne auf Deck führen, streckte sich auf dem langen Schiffsstuhl aus, ließ sich mit verschiedenen Plaids warm einmummeln, las einen Roman, aus dem sie von Zeit zu Zeit halb schläfrig lächelnd aufblickte, schlummerte darüber endlich ein, ließ sich zu den Mahlzeiten in die Kajüte und nach den Mahlzeiten wieder auf Deck führen, streckte sich dann wieder aus, lächelte, schlummerte, war wohlwollend und überflüssig vom frühen Morgen bis zum späten Abend; und so einen Tag wie den andern; das Fleisch und Blut gewordene Phlegma, die berufsmäßige Trägheit, der voll-

ständigste, ebenso unnütze wie unschädliche Egoismus. Man sah es Mrs. Jefferson an, daß sie vor zwanzig Jahren bildschön gewesen sein mußte, wahrscheinlich noch schöner als ihre reizende Tochter Noëmi, die zwei Jahre lang in Dresden in einer guten Pension gewesen war, und die nun die Eltern abgeholt hatten, um sie in die Heimat zurückzubringen.

Noëmi war zwar keine Schönheit, aber ein wunderhübsches Mädchen in der vollsten Frische der Jugend, mit großen blauen, vertrauenden Augen, und offenbar darauf angelegt, das Leben von der heitersten Seite zu nehmen und recht viel zu lachen. Es machte aber nicht den Eindruck, als ob ihr dazu im elterlichen Hause viel Gelegenheit geboten werden würde. Sie hatte in Dresden natürlich feurige Freundschaften mit anderen jungen Mädchen für's Leben geschlossen, aber sie war doch glücklich, aus dem Pensionszwang befreit, nun nach dem herrlichen Amerika, das sie über Alles liebte, zurückkehren zu dürfen.

Es war kein Wunder, daß ihr Georg von allen Passagieren bei Weitem am besten gefiel. Er hatte unstreitig das gefälligste Aeußere, er war der beste Tänzer und ein vollkommener Cavalier. Schon beim ersten Lunch hatte er angefangen, ihr ein klein wenig den Hof zu machen, und da Noëmi ganz damit einverstanden war und die Eltern das kindliche Vergnügen nicht weiter störten, fuhr er fort, Noëmi unausgesetzt merken zu lassen, daß er in ihrer Gesellschaft sich besonders wohl fühle. Es war ihm auch ganz recht, sich jetzt mit dem liebenswürdigen und schönen jungen Mädchen, das ihm bisher eine völlig Fremde gewesen war, viel zu beschäftigen. Er wurde dadurch abgelenkt von manchen unerfreulichen Betrachtungen und Grübeleien, denen er freilich doch nicht ganz entgehen konnte. Abends wenn er in die enge Kajüte stieg und in das schmale Bett sich einpferchte, — dann dachte er doch an mancherlei, was ihn nicht gerade heiter stimmte. Dann machte er sich doch ungefähr klar, wie viel er jetzt hatte aufgeben müssen und wie wenig er von der Zukunft zu erwarten hatte. Aber er war so jung, daß der Ernst und die Traurigkeit seines Schicksals doch nur vorübergehend seine Stimmung beherschten und das Unerfreuliche immer bald wieder verscheucht wurde durch ein freudiges Gedenken an die angenehmen Stunden, die er im Laufe des Tages in der Gesellschaft des anmuthigen, lebensfrohen, jungen Mädchens verbracht hatte. Und wenn er vor seines Geistes Auge das strenge und betrübte Antlitz seines Oheims auftauchen sah, so erschien auch zugleich im Hintergrunde eine jugendfrische Blondine mit rosigem Kinn und reizenden Grübchen, und er freute sich auf den anderen Morgen, der ihm wiederum das Vergnügen bereiten würde, mit Noëmi zusammen zu sein.

Und die Reise selbst war ja ganz dazu angethan, einen dicken Strich unter das soeben abgeschlossene Capitel seines jungen Lebens zu ziehen. Der Zusammenhang mit Allem, was bisher zu ihm gehört hatte, war auf einmal gewaltsam gelöst. Es war ihm jede Möglichkeit genommen, denen, die sich für ihn interessirten, und an denen er irgend ein Interesse hatte, Nachrichten

von sich zu geben oder von diesen Nachrichten zu erhalten. Er wußte, daß er keinen Brief, keine Einladung, nicht nur während der zehntägigen Ueberfahrt, sondern auf Monate hinaus empfangen würde. Und in der Regelmäßigkeit, der Einförmigkeit und den gänzlich neuen Bedingungen des Lebens an Bord schien es ihm, als ob der letzte Clubabend, der für ihn verhängnißvoll hatte werden sollen, schon in ferner Vergangenheit hinter ihm liege.

Aber unerreichbar weit lag auch die Zukunft vor ihm. Vergeblich bemühte er sich in den Stunden des Alleinseins seinen Blick darauf zu richten. Eine verschwommene Wirrniß starrte ihm entgegen. Er war vollkommen rathlos.

Inzwischen schwamm das Schiff seinem Ziele näher und näher. Am siebenten Tage der Reise war leichter Sturm; das Schiff machte ungeheuere Schwankungen, viele Passagiere wurden seekrank. Mrs. und Miß Jefferson blieben in der Kajüte, und nur wenige der seetüchtigen Männer hatten sich auf Deck gewagt und erfreuten sich des großartigen Naturschauspieles. Der Kapitän und die Offiziere hatten vollauf zu thun. In den Nachmittagsstunden wurde die See so grob, daß beständig große Spritzwellen über Bord bis zur Höhe der Schornsteine aufschlugen, und der Aufenthalt auf Deck für die Passagiere nicht mehr rathsam war. Selbst der Rauchsalon, der sonst immer dicht besetzt war, war heute fast ganz verödet.

An dem kleinen runden Tisch nahe dem Eingang saßen Augustus W. Jefferson und Georg von Lützen. Sie hatten schon lange geplaudert, von allen möglichen mehr oder minder gleichgültigen Dingen. Plötzlich nahm das Gesicht Georgs, das bisher immer nur lebensfrisch und frohsinnig gewesen war, einen merkwürdig ernsten, fast düstern Ausdruck an, und ohne nach einem Uebergang zu suchen, sagte er mit veränderter Stimme:

„Mein lieber Mr. Jefferson, Sie sind ein erfahrener Mann, Sie kennen die amerikanischen Verhältnisse genau, vielleicht können Sie mir einen Rath geben.“

Jefferson sah ihn mit seinen müden, großen Augen ruhig an und schwieg.

„Ich bin bis jetzt Offizier gewesen,“ fuhr Georg fort. „Ich habe gespielt, verloren, habe mein Zelt abgebrochen und gehe nun nach der Neuen Welt, um mir ein neues Leben zu begründen. Ich habe wenig Geld aber viel Muth.“

„Haben Sie? — Gut! Wenn Sie arbeiten wollen und arbeiten können, dann werden Sie es bei uns zu etwas bringen.“

„Das hoffe ich. Ich möchte nur wissen, wo ich ansetzen soll.“

„Ueberall, wo sich die Gelegenheit bietet. Das kann ich Ihnen hier natürlich nicht sagen, das müssen Sie selbst drüben sehen. Sie sind gewiß wie alle Leute Ihres Landes und Ihres Standes ein wenig verwöhnt. Wenn Sie ein bequemes Leben unter den Bedingungen der Civilisation weiter-

führen wollen, so werden Sie wohl im Osten bleiben müssen: da finden Sie in New-York oder sonst einer großen Stadt sicherlich bald eine Stellung, die ihren Mann ernährt, zum Beispiel als Kellner . . ."

Georg sah ihn groß an. Aber Mr. Jefferson schien es kaum zu bemerken und fuhr fort:

„Oder als Conducteur bei der Pferdebahn und dergleichen, — bescheidene, aber sichere Stellungen. Vielleicht können Sie auch in ein kaufmännisches Bureau eintreten, und wenn Sie Talent zum Handel haben, werden Sie es da weit bringen können; aber Sie sehen mir nicht danach aus. Und es wäre auch schade, wenn ein Mann von Ihrem Schlage im Bureau verkümmerte. Sie sind sehr gut gebaut, Sie scheinen stark zu sein. Sind Sie ein guter Reiter?"

„O ja; ich war Cavallerieoffizier."

„Sie schießen wohl auch gut?"

„O ja."

„Nun dann rathe ich Ihnen: versuchen Sie es erst gar nicht mit dem Schlaraffenleben im Osten, gehen Sie gleich nach dem Westen weiter! Da finden Sie sicher bald, was Sie brauchen. Sie scheuen doch die Arbeit mit der Hand nicht? — Sie halten es doch nicht für unter Ihrer Würde, als Eisenbahnarbeiter Sand zu karren oder Steine zu klopfen? Das wird bei uns noch gut bezahlt, und Sie haben nur wenig Ausgaben. Sie können ja auch in die Minen gehen, und wenn Sie sich erst ein bischen eingearbeitet haben, werden Sie vielleicht Talente in sich entdecken, von denen Sie noch gar keine Vorstellung haben. Vielleicht sind Sie ein geschickter Prospector. Man braucht nicht Mineralogie studirt zu haben, um Gold zu finden. Und wenn Sie gut schießen und reiten können können, können Sie sich ja auch als Jäger oder als Hirt eine Stellung machen. Sie brauchen eben nur zu wollen, dann wird's schon gehen. Sie sind in den besten Jahren . . . Wie alt sind Sie denn?"

„Siebenundzwanzig Jahre."

„Sie sind gesund, wenn Sie die Anstrengungen nicht scheuen, wird es Ihnen schon gut gehen. Bei uns in Colorado, in Neu-Mexiko und Arizona und da oben in Oregon, Montana und Dacota ist noch für Tausende und Abertausende Platz, und Tausende und Abertausende können da noch zu reichen Männern werden. Aber die Hauptsache ist: strenge, unverdrossene Arbeit, Verzicht auf alle Bequemlichkeiten und Freuden Ihren bisherigen Daseins, Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit. Helfen kann Ihnen kein Anderer, helfen können Sie sich nur allein. Und wenn Sie Ihr Weg einmal nach Denver führt, so kommen Sie zu mir und erzählen Sie mir, wie es Ihnen gegangen ist, und wenn Sie sich als tüchtiger Mann bewährt haben, dann können wir vielleicht auch einmal zusammen arbeiten — wer weiß! —"

Augustus W. Jefferson schwieg. Georg nickte langsam mit dem Kopf und sagte nach einer ziemlich langen Pause:

„So ungefähr hatte ich es mir auch gedacht.“

Er war gerade so klug, wie er gewesen war. Nichts von alledem, was Jefferson ihm gesagt hatte, war ihm besonders verlockend erschienen. Nur Eines hatte Eindruck auf ihn gemacht: der Rath, nach dem Westen zu gehen; denn bisher hatte er immer nur an die Möglichkeit, sich in New-York eine Stellung zu begründen, gedacht. Aber dem Sohne des Landwirthes, der seine Jugend selbst auf dem Lande zugebracht und ein angeborenes Verständniß für die Natur hatte, erschien es jedenfalls reizvoller, unter freiem Himmel als Jäger oder Hirt seine Zukunft zu suchen als in dem dunkeln Bureau der großen Handelsstadt. Die ernste gedrückte Stimmung wollte ihn im Laufe des Tages nicht mehr verlassen, und er war sehr niedergeschlagen, als er am Abend seine Kajüte aufsuchte. Er blieb lange wach in seinem schmalen Bett, und während der Wind durch das Takelwerk pfiff und die Wellen dröhnend an die Lukenfenster klatschten, dachte er mit schwerem Herzen an alle die Daheimgebliebenen, und mit besonderer Rührung an seinen Oheim, an Pluto und den biedern Pommer. Und diesmal wurde das trübe und graue Bild seiner Phantasie nicht durch die lichte Gestalt der freundlichen Noëmi aufgehellt. Sein Schlaf war schwer und traumlos.

Dem Sturme war ein herrlicher Sonnentag gefolgt. Das helle Licht lockte die Passagiere, die zum großen Theil seit mehr als vierundzwanzig Stunden ihre dumpfe Kajüte nicht hatten verlassen können, auf das freundliche Deck, auf dem Alles wie im Festschmuck blitzte und glänzte. Man sah ganz neue Erscheinungen wieder auftauchen, die seit dem ersten Tage wie verschwunden gewesen waren. Vom Zwischendeck her hörte man lautes übermüthiges Lachen, das Kratzen der Fiedel und die schnarrenden Töne der Ziehharmonika. Die Auswanderer sangen Volkslieder und tanzten. Alles machte den Eindruck des Heitern und Frohen. Und doch schienen Einige von einer gewissen weichen Regung beherrscht zu sein. Es hatten sich während der Ueberfahrt verschiedene Gruppen gebildet und zwischen Einzelnen derselben recht angenehme Beziehungen geknüpft; und nun sollte die Fahrt ihr Ende bald erreichen, und diejenigen, die sich sympathisch einander genähert hatten, sollten nun wieder auseinandergesprengt und in alle Winde zerstreut werden.

Das Deck der ersten Kajüte war übervoll. Dutzende von linnenbespannten Streckstühlen standen da herum, und die „Deckläufer“, eine ganz besondere Art von Reisenden, die es für ihre Pflicht halten, täglich ein paar Stunden wie von Furien gehetzt auf dem Deck schnellen Schrittes hin- und herzurennen, hatten Mühe, sich durch die schmale Gasse, die durch die Bequemeren und weniger Bewegungsbedürftigen noch mehr verrammelt wurde, Bahn zu brechen.

Mrs. Jefferson lag wie gewöhnlich auf dem Stuhle, sie hatte ein Buch in der Hand, in dem sie sehr wenig las, und lächelte milde. Augustus W. Jefferson unterhielt sich mit einem Minenbesitzer über Silberwährung, und Georg hatte sich neben Noëmi gestellt. Sie stützten sich auf das Ge-

länder des Seitenbordes, blickten auf den schaumigen Gischt, der an den Planken aufgetrieben wurde und auf die ungeheure ruhige, in den herrlichsten Farben glänzende Wasserfläche und erzählten sich allerlei.

„Ja," sagte Georg lächelnd. „Es ist wirklich merkwürdig, wie sich auf dieser großen weiten Welt alles zusammenschiebt. Natürlich kenne ich Frau Kathi Bewer, und sogar sehr gut. Aber wie kommen Sie, Fräulein Noëmi dazu, Interesse an der jungen Frau zu nehmen?"

„Das ist sehr einfach," entgegnete Noëmi. „Die Familie White in San Francisco ist seit langen Jahren mit der unsrigen innig befreundet. Die älteste Tochter Ellen hat Herrn Wilhelm Bewer in San Francisco geheirathet, und mit der jüngeren, Bella, die etwa ein Jahr älter ist als ich, bin ich in Dresden in derselben Pension gewesen. Wir haben uns regelmäßig geschrieben, und sie hat mir in ihren Briefen viel von Herrn Klaus Bewer vorgeschwärmt und hat mir gesagt, daß die Ehe keine glückliche gewesen, und daß Herr Klaus Bewer wieder zu seinen Wilden nach Sumatra zurückgekehrt sei. Jedes Wort in Bellas Brief verrieth deutlich eine ganz ungewöhnliche warme Theilnahme für Herrn Klaus Bewer und deshalb können Sie sich doch denken, daß es mich interessirt, etwas Näheres über die Frau zu erfahren, die den von Bella so aufrichtig verehrten Mann unglücklich gemacht hat. Sie ist wohl eine böse Frau?"

„Ganz und gar nicht. Im Gegentheil, eine herzensgute, liebenswürdige, muntre, reizende Frau. Ich kenne Herrn Klaus Bewer nicht, aber er muß es jedenfalls merkwürdig ungeschickt angefangen haben, wenn er mit dieser allerliebsten Dame nicht hat glücklich werden können. Sie ist bildhübsch, immer lustig, vollkommen anspruchslos, und ich kann sagen, daß die Stunden, die ich in dem gemüthlichen Salon in der Hildebrandstraße bei Frau Kathi Bewer verbracht habe, mit zu den angenehmsten meines Berliner Aufenthaltes gehören. Sie ist eine Fremde in Berlin und hat auch wenig Anschluß an die dortige Gesellschaft gefunden, aber sie erfreut sich des allerbesten Rufes, und das ist für eine junge alleinstehende Frau, der natürlich Jedermann den Hof macht, nicht ganz leicht."

„Haben Sie ihr auch den Hof gemacht?" fragte Noëmi, ohne Georg anzusehen.

„Eigentlich nicht. Der zufällige Umstand, daß derjenige, der mich Frau Bewer vorgestellt, selbst eine tiefere Neigung für die junge und anmuthige Frau zu empfinden scheint, hat mich davon abgehalten. Es ist mein Freund Felix Quintus, wohlbestallter Justizrath in Berlin, der die Scheidungsangelegenheit geleitet und bei den Auseinandersetzungen Frau Bewer näher kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. In den letzten Wochen war gerade in unseren Kreisen das Gerücht verbreitet, daß Justizrath Quintus sich demnächst mit Frau Bewer verloben werde."

„So?" entgegnete Noëmi, „Alles das werde ich in meinem nächsten Briefe Bella mittheilen; es wird sie sicherlich in hohem Maße interessiren. Und

wenn Sie Ihr Weg nach San Francisco führt, so sollten Sie es nicht versäumen, Miß Bella White aufzusuchen . . ."

„Wenn Sie mich durch eine Zeile von Ihrer Hand, durch einen freundlichen Gruß, den ich überbringen könnte, dazu in den Stand setzen wollten, so würde ich's mit großem Vergnügen thun. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es bald wird geschehen können, denn ich habe die Absicht, gleich nach dem Westen aufzubrechen. Ihr Herr Vater hat mir Lust dazu gemacht."

„Nun, es braucht ja nicht gleich der fernste Westen zu sein. Bei uns in Colorado ist es ja auch sehr hübsch."

„Ich glaube es Ihnen gern, liebes Fräulein. Ich lasse den Zufall entscheiden, wohin er mich verschlagen mag. Einstweilen will ich mich in Ihrem Lande, dessen Schönheit mir von allen Kundigen so hoch gerühmt wird, ein wenig umthun und sehen, ob ich mich irgendwo und irgendwie nützlich machen kann. Führt mich mein Weg in Ihre Nähe, so seien Sie versichert, daß ich es nicht versäumen werde, Sie aufzusuchen."

„Ich werde mich sehr freuen," sagte Noëmi langsam, indem sie unausgesetzt auf die gletschergrünen Schaummassen, die unter der leicht leichtbewegten Wasserfläche neben dem Schiffe dahinzogen, hinabblickte.

Die Beiden schwiegen eine Weile. Dann sagte Georg, zunächst nur um die Pause nicht allzusehr zu verlängern:

„Ja, so geht's! Man findet sich, man verliert sich aus den Augen; man glaubt ein paar Tage, sich ganz nahe gerückt zu sein, und nach kurzer Frist merkt man, wie unendlich fern man sich geblieben ist."

„Wenn man sich ernsthaft sucht, sollte man sich schon wiederfinden können, meine ich. Die Welt ist ja nicht so groß . . . Ich will ein paar Worte für Bella White aufsetzen," sagte sie mit veränderter Stimme, „und sie Ihnen für alle Fälle mitgeben." Und mit einer leichten Kopfbewegung wandte sie sich ab und stieg die Treppe, die zu den Kajüten führt, hinunter.

Georg blieb noch lange ziemlich gedankenlos am Schiffsrande stehen und blickte auf die gewaltige beruhigende Einförmigkeit des Meeres.

Beim Diner reichte Noëmi Georg ein kleines Brieschen mit der Aufschrift „Miß Bella White, Californiastreet, San Francisco."

* * *

Der Abschied von der Familie Jefferson war kurz und herzlich gewesen. Jeffersons hatten sich nur wenige Tage in New York aufgehalten und waren nach Saint Louis gefahren, wo sie einige Wochen verweilen wollten, um sich von dort nach Denver zu begeben. Georg war mit ihnen in demselben Hotel abgestiegen, hatte ihre Vergnügungen getheilt, die für seine Verhältnisse nun kostspielige geworden waren, und war im Innern eigentlich ganz froh, als er nun sich selbst überlassen, die Bedingungen seines Daseins ohne Rücksicht auf Andere feststellen und seine Ausgaben allein bestimmen konnte. Gleichzeitig mit der Familie Jefferson verließ er das elegante Hotel Brunswick

und suchte in einer weniger vornehmen Gegend der ungeheuren Stadt ein Unterkommen. Als Soldat wußte er sehr gut, daß man sich unter Umständen mit wenigem behelfen kann; er hatte sich daher nur mit dem Nothwendigsten ausgerüstet und alle übrigen Sachen im Hotel in Gewahrsam zurückgelassen.

Der Zufall führte ihn in ein Wirthshaus, das in der Nähe des Hafens lag und von einer sehr bunten und abenteuerlichen Gesellschaft besucht war. In der verqualmten Wirthsstube des Erdgeschosses erregte das Erscheinen Georgs einiges Aufsehen. Die Eleganz seiner Kleidung, seine ganze Haltung und namentlich die wohlgepflegten Hände ließen in ihm sofort den Neuling erkennen, der erst im Begriff stand, in die Kreise, die hier heimisch waren, herabzusteigen. Der deutsche Wirth behandelte ihn denn auch mit einer gewissen Auszeichnung. Er setzte sich zu ihm und ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein. Nachdem er von Georg gehört, daß dieser die Absicht habe, nach dem Westen zu gehen, rieth er ihm dringend, den nördlichen Westen zu wählen; da werde jetzt die neue Bahn gebaut, da sei Arbeit die Hülle und Fülle, da könne man es leicht zu etwas bringen. Mehrere der Gäste, die er da am runden Tisch versammelt sehe, seien für den Bau in Dacota und Montana angeworben worden, und er könne gar nichts Gescheidteres thun, als sich diesen ehrenwerthen Männern anzuschließen.

Georg sagte nicht Ja und nicht Nein. Der Vorschlag erschien ihm gerade so annehmbar wie alles Andere. Ein paar Wochen konnte er es allerdings noch aushalten, aber bis dahin mußte er auf alle Fälle irgend eine lohnende Beschäftigung gefunden haben. Er setzte sich also zu den Arbeitern am runden Tisch, und eine Stunde darauf war er fest entschlossen, mit diesen gemeinsam Bildung und Gesittung in die noch uncultivirten Gegenden der nordwestlichen Wildniß zu tragen. Georg hatte es auch nicht zu bereuen. Seine fünf Genossen, drei Deutsche und zwei Schweden, waren freilich ein bischen rohe, aber gutmüthige Menschen, die instinctiv die Ueberlegenheit Georgs herausfühlten, sich in der Gesellschaft des kräftigen, blonden, vornehmen jungen Mannes geschmeichelt fühlten, und ihm auf dem langen Wege allerlei kleine Gefälligkeiten gern erwiesen.

Sie hatten sich kurze Zeit in Chicago aufgehalten, waren dann nach Saint Paul in Minnesota hinaufgegangen, und dort war ihnen vom Bureau der Nördlichen Pacificbahn die Arbeit angewiesen worden. Georg wurde auf seinen Wunsch nach dem westlich am weitesten vorgeschobenen Posten, in die Rocky Mountains geschickt.

Das Leben, das sich ihm da eröffnete, war hart und freudlos. Er mußte sich gehörig schinden und placken und verdiente damit gerade soviel, wie er brauchte, um sein Dasein zu fristen. Seine Kameraden waren meistens wüste, rohe Gesellen, mit denen er kaum mehr verkehrte als nöthig war, um nicht das Sprechen zu verlernen.

Der elegante Cavallerie-Lieutenant hatte sich in den wenigen Monaten völlig verändert. Aeußerlich vermochte ihn selbst ein geübtes Auge kaum noch von seiner Umgebung zu unterscheiden. Der breitkrämpige Strohhut hatte sein Gesicht doch nicht genügend beschattet; seine Hautfarbe war gerade so sonnengebräunt wie die aller anderen, seine Hände waren gerade so hartgearbeitet und seine Kleider gerade so abgerissen wie die seiner Kumpane. Er hatte den Vollbart wachsen lassen, er hielt sich nicht mehr so stramm, er hatte etwas vorzeitig Ermattetes. Er war nicht eigentlich unzufrieden mit seinem Loose, aber es war, als ob die rechte Lebensfrohheit in ihm wie erloschen sei; er blickte merkwürdig ernst mit seinen jungen Augen in die langweilige Welt. Aufstehen, sich schinden, um gerade genug zu verdienen, damit man sich weiter schinden könne, keine Freude, keine einzige! — es war nicht heiter; und so sollte es weiter gehen, einen Tag wie alle Tage. Es war, wenn man sich's recht überlegte, zum Verzweifeln. Und wie gut hatte er's gehabt, wie gut könnte er's jetzt noch haben, wie gut hätte er es haben können für alle Zeiten, wenn er nicht so dumm, so entsetzlich dumm gewesen wäre! Georg mußte über sich selbst lächeln. Zwei Worte ohne Ueberlegung, in einer Art dämonischen Leichtsinns hervorgestoßen, unwiderruflich, die beiden entscheidenden Worte „Va banque!“ die gleichzeitig mit den Rauchwolken der Cigarrette von seinen Lippen gekommen waren, — sie hatten genügt, sie waren daran schuld, daß er hier in gottvergessener Wildniß die Felsstücke absprengte und Sand karrte. Und seine jetzigen Gefährten, waren sie um einen Deut gescheidter, machten sie es nicht gerade so, wie er's gemacht hatte? Arbeiteten sie nicht mit verdoppelter Kraft, um nur ja recht früh in die Spielhölle zu kommen und da im Handumdrehen zu verlieren, was sie im Schweiße ihres Angesichts erworben hatten und den Lohn für künftige Tage und Wochen zu verschwelgen? Konnte er es ihnen verdenken, wenn sie verdrossen bei der Arbeit und grob und roh in den Feierstunden waren? Und so sollte es weitergehen, immer weiter! — Das war das Einzige, was Georg wirklich erschreckte.

Zwei Monate hatte er nun hier gearbeitet. Er hatte sich so eingerichtet wie nur möglich; er war der seltenste Gast in den Spiel- und Schnapsspelunken, den einzigen Stätten der Cultur an der neuen Bahn. Er spielte nie und trank wenig, und er hatte es doch nicht weiter bringen können als ein paar Dollars bei Seite zu legen, und auch diese mußten bald für neue Anschaffungen daraufgehen. Da mußte er sich denn sagen, daß er auf diese Weise, wenn er immer Arbeit haben werde, nach zehn Jahren noch genau auf dem alten Fleck sein werde.

Eines Morgens schnürte er sein Bündel, packte sein Handwerkszeug auf die Schulter und zog eine Tagereise weiter westwärts nach der Stadt Helena, von deren lustigem Treiben er im Lager schon viel gehört hatte. Er wollte versuchen, sich als Minenarbeiter zu verdingen; vielleicht, daß es ihm da besser gehen würde. Seine Erwartungen wurden aber vollkommen getäuscht.

Vergeblich meldete er sich in den verschiedenen Bureaus, die die Arbeiten in den Minen nachzuweisen hatten; man vertröstete ihn auf einige Wochen, vor der Hand konnte man ihn nicht gebrauchen.

In einem elenden Wirthshause hatte er für verhältnißmäßig geringen Entgelt Unterschlupf und Kost gefunden. Der Wirth, wiederum ein biederer Deutscher, ein Recke aus Westphalen, unterhielt in den unteren Räumen seiner Bretterbude unter dem pompösen Titel „Opernhaus" einen erbärmlichen Tingeltangel, der zugleich mit einer Spielhölle combinirt war. Seine geringen Ersparnisse vom Bahnbau her hatte Georg längst verausgabt. Er hatte auch das stark zusammengeschmolzene Capital, das er sich als Zehrpfennig für die bitterste Noth unversehrt hatte erhalten wollen, wiederum angreifen müssen. Er machte sich ernsthafte Vorwürfe, daß er so wählerisch gewesen war und die lohnende Beschäftigung an der Bahn übermüthig aufgegeben hatte. Bei größter Sparsamkeit konnte er es allerdings noch drei bis vier Wochen aushalten, aber was dann? Wenn er bis dahin keine Beschäftigung gefunden hatte — was dann?

Als die Noth am höchsten war, sollte ihm doch eine unerwartete Hülfe gewährt werden. In der Schenke, die in den späten Stunden von den Minenarbeitern und sonstigen Pionieren der Cultur gewöhnlich überfüllt war, war eines Abends wüster Streit ausgebrochen. Ein Spieler hatte den Bankhalter des Betruges bezichtigt, und von den Verbalinjurien war man sofort zur thatsächlichen Auseinandersetzung übergegangen. Der Gentleman, der sich in seinen Interessen geschädigt glaubte, hatte aus der Hüftentasche den Revolver gezogen und auf den Bankhalter gefeuert. Dieser war bei Seite gesprungen, und die Kugel war in den Rücken des unglücklichen Clavierspielers gedrungen, der sich durch den Lärm nicht hatte abhalten lassen, den Walzer aus der „Fledermaus" vor dem kunstsinnigen Auditorium vorzutragen. Schwer verwundet sank der Beklagenswerthe von seinem Stuhl. Der wüthende Revolver-Gentleman wurde überwäligt, geknebelt und in Sicherheit gebracht, der Clavierspieler in Pflege gegeben.

Alle Welt war sehr aufgeregt, besonders aber der westphälische Wirth, der in großer Verlegenheit war, einen Ersatz für seinen Clavierspieler zu finden. Denn wenn er nicht sofort einen Mann auftreiben konnte, der im Stande war, den musikalischen Bedürfnissen der kunstliebenden Gesellschaft von Helena zu genügen, die Lieder der heiseren französischen Chansonettensängerin zu begleiten und dem Nigger zum Tanz aufzuspielen, so war es um seine Reputation geschehen, und er vermochte der schon ohnehin bedenklichen Concurrenz der benachbarten Concerthalle nicht mehr die Stirn zu bieten.

Georg war ein mäßig begabter musikalischer Dilettant. Er hatte früher öfter, wenn gerade kein Besserer zur Stelle war, zum Tanz aufgespielt, aber nie daran gedacht, daß er mit diesem bescheidenen Talente einst sein Brod werde verdienen können. Er fragte den Westphalen, ob er mit ihm

sein Heil versuchen wolle, und der Wirth war froh, einen Ersatzmann für den Schwerverwundeten zu finden.

Die Stellung war nicht gerade bedeutend, aber sie war eben besser als nichts. Er hatte freien Verzehr und einen Dollar täglich. Mit dem freiem Verzehr war es aber eine eigene Sache. Die Stammgäste tranken ihm beständig zu, und wenn sich Georg beim Morgengrauen auf die harte Matratze warf, war ihm der Kopf wüst und schwer, und er sagte sich jedesmal, daß er viel mehr getrunken hatte, als ihm dienlich war. Aber er paukte unverdrossen auf die Tasten, der Nigger tanzte und die geschminkte vierzigjährige Französin sang ihre schlüpfrigen und sentimentalen Lieder dazu, und alle Welt war zufrieden, besonders der Wirth aus Westphalen, der Georg völlig in sein Herz geschlossen hatte.

Eines Abends kam eine sehr auffällige Erscheinung in dies eigenthümliche Opernhaus, ein übermäßig langer, unheimlich hagerer, knochiger Mensch mit großer Adlernase, eingefallenen Wangen, struppigem, braunem Bart, eine Art Don Quichote, mit hohem, breitkrämpigem Hute, einer Lederjoppe, hohen Ledergamaschen, um den Leib einen Gurt mit Patronen und die Doppelflinte auf dem Rücken. Er wurde von den meisten Gästen sehr freundlich begrüßt, und alle Welt schien ihn zu kennen. Er schüttelte Allen die Hand, setzte sich an einen kleinen Tisch in der Nähe des Claviers und bestellte einen Cocktail von Whisky. Der Wirth setzte sich zu ihm und redete ihn in deutscher Sprache an. Der Hagere, der kein Loth Fleisch mehr als nöthig war, um die Knochen zu bedecken, auf dem Leibe hatte, sprach ein wunderbares Kauderwelsch.

„Du hast Dich ja lange nicht bei uns blicken lassen. Kommst Du aus den Bergen?"

„Ja," erwiderte der Lange. „Ich habe eine ganz gute Jagd gemacht und bin mit dem Erlöse zufrieden."

„Wirst Du ein paar Wochen bei uns bleiben?"

„Nein. Ich bin blos in dies Nest gekommen, um mir Munition zu holen. Ich ziehe heute Abend wieder ab."

„Wohin?"

„Südlich, in der Richtung auf Virginia-City. Vielleicht kann man einen guten Fang thun. Hast Du einen resoluten Burschen zur Hand?"

„Entschlossene Leute giebt's hier genug," versetzte der Wirth. „Was führst Du denn im Schilde?"

„Ich will versuchen, ob ich die Kerle abfassen kann, die die stage angefallen haben."

Der Wirth sah den Langen verwundert an.

„Weißt Du denn von nichts?" fuhr dieser fort. „Ihr sauft und spielt hier den ganzen Tag und bekümmert Euch nicht um Gott und die Welt. Hinter Fort Ellis ist die Post von drei geschwärzten Kerlen überfallen worden, Kutscher und Führer getödtet, die Kasse gestohlen, drei Pferde ausgespannt.

Auf denen sind die Kerle entwischt. Die beiden Passagiere sind wie durch ein Wunder entkommen. Auf die Ergreifung der Kerle ist eine Prämie von fünfhundert Dollars gesetzt, ich denke, die kann man sich verdienen, aber es wäre gut, wenn ich noch Einen zur Hand hätte; finde ich keinen, so versuche ich mein Heil auf eigne Faust."

Georg hatte gerade eine Pause gemacht und das Gespräch am nahen Tische gehört. Der hagere Mensch, der ohne irgend welche Prahlerei dem Wirthe mittheilte, daß er in die Berge ziehen wolle, um allein drei Raubmörder abzufangen, imponirte ihm. Er erhob sich von seinem Stuhl am Clavier, trat an den kleinen Tisch und sagte:

„Ich hätte nicht übel Lust, mitzumachen."

Der Lange maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Er schien mit der Musterung zufrieden zu sein. Georg war in der That ungewöhnlich stark und machte den Eindruck eines starken Menschen. Der Lange verzog keine Miene weiter und sagte:

„Wenn Du nichts Besseres vorhast, komm! Ein Pferd kann ich Dir geben."

Die Beiden machten schnell Bekanntschaft. Der Lange war Dutch Bill, von dem Georg schon oft hatte sprechen hören, einer der verwegensten Abenteurer der ganzen Gegend. Er lebte seit mehr denn zwanzig Jahren hier im Westen, immer in der Wildniß, er schimpfte über die Eisenbahnen, die ihm die ganze Freude an der Natur zu verderben drohten. Helena war ihm schon viel zu cultivirt. Als ganz junger Mensch war er aus Deutschland oder Holland — darüber waren die Meinungen getheilt — weggegangen, Niemand wußte, weshalb. Zehn Jahre lang hatte er sich mit den Indianern in Dacota herumgetrieben, jetzt hauste er immer am nördlichen Rande des Yellowstone-Parkes, schoß Elche, Büffel, Bergschafe, lebte Monate lang in seinem Blockhause, Niemand wußte, wie, tauchte ab und zu in einem der größeren Flecken des Westens auf, um sich neu auszustaffiren, Munition und Conserven einzukaufen, und verschwand dann wieder. Er wurde von den Strolchen gefürchtet, denn er hatte der öffentlichen Sicherheit schon manche Dienste geleistet und mehreren gefährlichen Halunken für immer das Handwerk gelegt. Den bei weitem größten Theil des Jahres verbrachte Dutch Bill in der Einsamkeit. Er hatte seine Muttersprache beinahe verlernt und sprach einen nicht leicht verständlichen Mischmasch. Nach einer Viertelstunde erhob er sich.

„Also, es bleibt dabei," sagte er zu Georg, dem er die Hand reichte. „In einer Stunde bin ich wieder hier. Ich hole den Gaul für Dich, den ich bei Everet eingestellt habe, und Du sorge für gute Waffen; für das Andere sorge ich schon."

Der Wirth lamentirte freilich, sprach von Treubruch und Undankbarkeit, aber Georg blieb hartherzig. Er verzichtete auf den Dollar, das Honorar für den letzten Tag seiner musikalischen Leistungen, und an demselben Abend

sah man in der Dämmerung zwei Reiter mit vorgebeugtem Leibe aus Helena in der Richtung auf die Berge traben: den hageren Abenteurer und Georg Lützen.

* * *

Sie waren gute Freunde geworden, Dutch Bill und der blonde „German George", wie die Leute von Helena den früheren Lieutenant getauft hatten, seitdem sich die Beiden gefunden und zu abenteuerlicher Brüderschaft verbunden hatten. Seit Monaten hausten sie nun zusammen, und es war ihnen gut gegangen. Die Societät war gleich unter glücklichen Bedingungen in Thätigkeit getreten.

Schon in der Nacht, welche ihrer ersten Begegnung in der Schenke zu Helena folgte, hatten sie die Spuren der Wegelagerer, die die Postkutsche ausgeraubt, entdeckt, im Frühlicht des nächsten Morgens zwei derselben im Schlafe überrumpelt, auf den gestohlenen Pferden geknebelt, in die Stadt getrieben und den Behörden ausgeliefert. Der Dritte war ihnen entwischt. Die ausgesetzte Prämie hatten sie brüderlich getheilt, und das war die Grundlage ihres Wohlstandes geworden.

Georg hatte sich neu equipirt, er hatte sich einen bessern Revolver, eine gute Doppelflinte, reichliche Munition, warme Kleidung und wollene Decken für den Winter, der, wie man ihm gesagt hatte, ein bischen streng sein sollte, angeschafft und seinem Freunde Dutch Bill auf den Moustang, den dieser ihm überlassen hatte, eine Abschlagszahlung geleistet. Dann hatt die Beiden glücklich gejagt, hatten noch eine der selten gewordenen Büffelheerden angetroffen und nahezu vernichtet, viel prächtiges Hochwild erlegt und die reichliche Jagdbeute gut verwerthet. Nun war der Moustang längst bezahlt, in Bills Blockhaus lag in gutem Versteck reichlicher Vorrath an Conserven und in der rechten Hüftentasche seiner Lederhose, unter dem Revolver, hatte Georg jetzt eine größere Baarschaft geborgen, als er bei seiner Landung auf amerikanischem Boden besessen hatte. Es waren auch noch beträchtliche Nebenverdienste hinzugekommen. Die Beiden hatten bei einer geologischen Expedition der Geysererforschungen Dienste geleistet und waren mit den Wissenschaftern als Führer in den Yellowstonepark vorgedrungen.

In allen größeren und kleineren Niederlassungen von Montana, in dem benachbarten Idaho und Wyoming sprach man mit Achtung von German George, dem Genossen des allbekannten Dutch Bill.

Aber die Erfolge, deren Georg sich erfreute, waren nicht wohlfeil gewesen. Vom Yellowstonepark waren die Beiden südlich nach Wyoming vorgegangen. Sie hatten die Absicht, in der Nähe der großen Verkehrsstraße der Pacificbahn die kältesten Wochen zu verbringen; aber der Winter überfiel sie plötzlich, und wahrhaft erschreckliche Schneestürme hemmten ihren Weg. Und was für ein Winter! Georg hatte sich bisher in seiner kühnsten Phantasie keine Vorstellung machen können, was in Wahrheit rauhe Witterung

ist; jetzt sollte er es erfahren. Hunger und Durst, Nässe und Frost hatte er ertragen, und mehr als einmal war sein Leben im Schneesturm in Gefahr gewesen.

Was hatte er erdulden müssen! Ueber zwei Tage war er auf den verwehten Pfaden herumgeirrt, bei eisiger Kälte, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen und ohne die Höhle wiederfinden zu können, in der sie die Pferde in Sicherheit gebracht und ein Lager hergerichtet hatten. Vergeblich hatte Bill nach ihm gesucht; er hatte den Freund schon verloren geglaubt, bis diesen die Rauchsäule des Feuers, das Bill entzündet hatte, endlich nach vierundfünfzig Stunden wieder auf die gute Fährte brachte. Die Kälte, der Hunger, die Ermattung hatten Georg wie blödsinnig gemacht. Er konnte sich nicht einmal mehr freuen. Als er den hagern Bill erblickte, brach er wie leblos zusammen, und dieser mußte ihn mit seinen knochigen Armen auf die Schulter packen und ihn in die Hütte tragen, wo sich die erstarrten Glieder endlich lösten. Bill pflegte den Freund, der vierzehn Tage auf dem Tode lag, mit rührender Treue, und er kurirte ihn gründlich ohne Anwendung einer andern Medicin als der wollenen Decken und des durchaus nicht in homöopathischen Dosen verabreichten Brandys. Georg erholte sich dann mit wunderbarer Elasticität, und als der Gesundete seinem Arzte dankbar die Hand drückte, sah ihn dieser verwundert an und begriff gar nicht, was er damit sagen wollte. Die Beiden sprachen überhaupt sehr wenig miteinander. Dutch Bills entsetzlicher sprachlicher Mischmasch war zu einer eleganten Unterhaltung über Fragen subtilerer Natur in der That nicht recht angethan, und sobald Georg irgend etwas sagte, was über das Allereinfachste, Allerfaßlichste hinausging, sah ihn Dutch Bill verwundert an und verstand ihn nicht. Er hatte eben nur noch Fühlung mit den Grundbegriffen.

So kam es, daß die Beiden tagelang im besten Einvernehmen nebeneinander einhergingen, ihre Mahlzeiten zusammen nahmen, zusammen jagten, zusammen hausten, ohne daß sie eine Silbe wechselten. Es fiel ihnen nicht auf. Dutch Bill dachte nicht einmal darüber nach. Er lebte eigentlich nur mit den Augen. Beobachtend und findig schweifte sein Blick überall umher, nichts entging ihm. Wenn zwei Steine in der verwichenen Nacht eine andere Lage zu einander angenommen hatten, so merkte er es und machte mit einem Rippenstoß Georg darauf aufmerksam; aber er empfand nicht das geringste Bedürfniß, irgend eine seiner Beobachtungen und Wahrnehmungen in Worten auszudrücken, sie genügten ihm eben als Hinweise und Belehrungen. Ueber sich selbst nachzudenken, über seine Vergangenheit, seine Gegenwart und Zukunft zu grübeln, hatte er längst verlernt. Ueberhaupt war seine menschliche Empfindungsfähigkeit eine sehr verminderte geworden. Georg war ihm ein angenehmer Kumpan, aber eine tiefere Neigung vermochte er nicht für ihn zu empfinden. Er hatte ihn ohne besondere Freude zu sich gesellt und würde ihn ohne besonderen Schmerz von sich haben ziehen sehen.

Diesem Stammgast der Wildniß gegenüber war Georg noch ein schüchterner Novize. Georg beschäftigte sich noch viel mit sich, und wenn er auch in den letzten Monaten eine sehr starke Wandlung durchgemacht hatte, so legte er sich wenigstens doch Rechenschaft davon ab. Er erstaunte darüber, wie wenig Sentimentalität er jetzt besaß. Er war früher ziemlich weich und allen Eindrücken leicht zugänglich gewesen. Mit inniger Liebe hatte er an den Seinigen gehangen, gute treue Kameraden, denen er herzlich ergeben war, gehabt, und flüchtige Liebschaften hatten ihn viel mehr beschäftigt, als es richtig war. Und nun, noch nicht ein Jahr von der Heimat entfernt, mußte er sich gestehen, daß er ohne Wehmuth an seine Blutsverwandten denken konnte. Er mußte wahrhafte Anstrengungen machen, um sich den Kreis, in dem er bisher verkehrt hatte, wieder zu vergegenwärtigen. Alle die lebensvollen Gestalten, die sich bis vor dem entscheidenden Tage an ihn gedrängt hatten, und deren warmen Hauch er in jedem Augenblicke seines Daseins verspürt hatte, waren wesenlos zerstoben und flatterten schattenhaft vor seiner Erinnerung — er konnte sie nicht mehr greifen. Er schüttelte den Kopf bei dem Gedanken, wie ein Wort, das dieser oder jener damals gesprochen hatte, oder gesprochen haben sollte, ihn erregt habe; war jenes Wort wirklich gesagt — was schadete es, was nützte es? Es war ja ganz gleichgültig! Er erinnerte sich, welche Geringfügigkeiten sein Blut in Wallung gebracht, er fragte sich, ob es denn wirklich wahr sei, daß er sich schwer geärgert hatte, als eines Tages in irgend einer Zeitung eine boshafte Notiz über eine kleine Tänzerin, der er den Hof machte, gestanden hatte; ob es denn denkbar sei, daß er sich damals wirklich mit der Absicht habe tragen können, den Redacteur aufzusuchen und zur Verantwortung zu ziehen. Er hatte eine unruhige Nacht verbracht und war tagelang verstimmt gewesen; und jetzt — es waren noch nicht zwei Jahre darüber vergangen — jetzt wußte er nicht einmal mehr, was in der Zeitung gestanden, was ihn damals so schwer verdrossen, ja gekränkt hatte! Er dachte daran, wie er seinem Schneider den letzten Ueberrock vor die Füße geworfen, weil nach dreimaligem Anproben die Falte am Einsatz des Aermels nicht beseitigt worden war. Nun betrachtete er seine Joppe aus geripptem Halbsammet. Er wußte nicht zu sagen, ob sie gut saß oder nicht, sie behagte ihm, ein Weiteres verlangte er nicht. Es fiel ihm nun auch ein, daß er sich seit einem halben Jahre ohne Spiegel beholfen hatte, und er freute sich, daß er auch ohne Spiegel ganz gut fertig geworden war. Er betrachtete die wundervollen Höhenzüge des Felsengebirges und all' der menschliche Kleinkram der Cultur erschien ihm unglaublich geringwerthig.

Wenn er mit diesen Wahrnehmungen aber auch zufrieden war, so flößten sie ihm doch auch ernsthafte Besorgniß ein. In dem Gefährten, mit dem er nun seit Monaten zusammen war, hatte er ein warnendes Beispiel der menschlichen Verwilderung vor Augen. Er gestand sich, daß er auf dem besten Wege war, wie dieser sich völlig loszulösen von der Gemeinsamkeit mit der

Cultur und in Gesellschaftslosigkeit zu verkümmern. Wie eine ernste Mahnung klang das alte Bibelwort ihm in die Ohren: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Die Tage waren milder geworden, und mit der lauen Witterung war auch eine gewisse Weichheit in Georgs Seele eingezogen. Die Beiden hofften, in wenigen Tagen Cheyenne zu erreichen, um dort ihre reiche Winterbeute, Felle und Geweihe zu verkaufen und die nöthigen Einkäufe für die nächste Zeit zu machen. Dann wollten sie wieder nördlich ziehen, denn Dutch Bill hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor den südlicheren Regionen.

„Der Süden bekommt mir nicht“, pflegte er zu sagen.

Georg dagegen hatte an den Winter in den Felsengebirgen eine keineswegs angenehme Erinnerung bewahrt, und seine Sinne waren für die leuchtende Färbung und die erwärmende Kraft des riesigen Feuerballes, der gewaltig und großartig von dem hohen blauen Himmel herabstrahlte, besonders empfänglich. Er vermochte sich mit dem Gedanken, mit Dutch Bill wieder gen Norden zu ziehen, gar nicht recht vertraut zu machen.

Nachdem sie in Cheyenne ihre Geschäfte erledigt hatten, saßen sie eines Abends wortkarg wie immer, in einer Schenke einander gegenüber, während wieder eine alte abgesungene aufgeschwemmte Französin in abgetragener Sammetrobe, mit strohgelber Perrücke und fürchterlich geschminkt, ihre Lieder vortrug.

„Von Cheyenne nach Denver kann's nicht weit sein?“ fragte Georg, während er Bill die brennende Cigarre aus den Fingern nahm, und seine daran anzündete.

Bill schüttelte den Kopf.

„Giebt's von hier nach Denver Bahnverbindung?“ fragte Georg weiter.

Bill steckte die Cigarre, die ihm Georg zurückgegeben hatte, in den Mund und nickte bejahend.

„Dann geh ich nach Denver.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Wann kommst Du wieder?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Was willst Du dort thun?“

„Ich erwarte Briefe.“

„So!“ schloß Bill die Unterhaltung.

Georg hatte in der That schon vor Monaten, in den trübsten Tagen, von Helena aus die Post-Office in New-York aufgefordert, alle unter seinem Namen eintreffenden Sendungen, und an das Hotel Brunswick geschrieben, seine beiden Koffer nach Denver an die Adresse von Augustus W. Jefferson zu schicken.

Die beiden blieben bis spät in der Nacht wach. Sie sprachen noch von diesem und jenem, aber von der bevorstehenden Trennung war nicht

mehr die Rede. Nur nebenbei fragte Georg seinen Freund, ob er ihm das Pferd wieder abkaufen wolle, und Bill nickte wiederum. Ueber den Preis einigten sie sich leicht, und Bill zahlte die Summe baar aus.

Am andern Morgen brachte Bill seinen Freund auf die Bahn, auf die „gottverdammte Bahn", wie er nie zu sagen versäumte, wenn sich ihm die Gelegenheit darbot, von den neuen Schienenwegen zu sprechen.

Sie sprachen wenig vor dem Abschiede.

„Wir sind gute Freunde gewesen," sagte Georg.

„Das sind wir," versetzte Bill.

„Und wir wollen es bleiben."

„Das wollen wir."

„Und wir werden uns wiedersehen?"

„Ich hoffe so."

„Du solltest mitkommen nach Denver."

Bill schüttelte den Kopf.

„Der Süden bekommt mir nicht. — Du findest mich immer da oben, in der Gegend von Helena, Virginia City und Bozeman."

Bill hielt Georgs Hände fest. Der Zug setzte sich in Bewegung. Bill schüttelte noch immer die Hand des Gefährten. Mit einem starken Druck befreite sich endlich Georg, lief dem Zuge nach und sprang auf das Trittbrett der Platform. Von da grüßte er noch einmal den Freund, der gleichfalls zum Gruße die Rechte erhob und sich dann langsam abwandte.

* * *

Georg, der zu vorgerückter Abendstunde in Denver eingetroffen und im ersten Hotel abgestiegen war, hatte eine schlechte Nacht verbracht. Das Bett war ihm zu gut gewesen, und tausend wirre Gedanken waren auf ihn eingestürmt und hatten ihn nicht recht zur Ruhe kommen lassen. Mit schwerem Kopf war er zu früher Stunde aus unerquicklichem Halbschlafe erwacht, hatte sein Bad genommen und sich langsam angekleidet.

Heute zum erstenmal wieder nach langen Monaten musterte er seine Kleider, die er bisher nur auf die Dauerhaftigkeit geprüft hatte, auf ihre gefällige Wirkung hin. Er kam sich nun auf einmal wie ein Strauchdieb vor. Er sagte sich, daß er in diesem Aufzuge, mit seiner grauen Joppe aus Corduroy, mit dem dunkelblauem Wollenhemd, den hohen Stiefeln und dem breitkrämpigen Schlepphut unmöglich vor Mr. Jefferson und dessen Damen erscheinen könne. Der Gedanke, daß er zum erstenmal wieder mit Leuten, die ihn nur als verwöhnten Culturmenschen, der sein Aeußeres mit großer Sorgfalt gepflegt hatte, kennen gelernt, zusammentreffen würde, machte ihn ganz befangen. Er betrachtete sich lange und sehr aufmerksam im Spiegel, und er war beinahe erschrocken über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er war in dem einen Jahre um zehn Jahre älter geworden. Seine verwitterte Haut und der Vollbart hatten ihn

gänzlich verändert. Er legte die beiden Hände auf den Tisch, spreizte die Finger und sah sie mit ungewohnter Aufmerksamkeit an wie etwas Fremdes, und während er unausgesetzt den Blick auf die breit und rauh gewordenen Handrücken heftete, athmete er schwer und beklommen und dachte an alle die Erregungen, die der bevorstehende Tag noch bringen sollte: die ersten Nachrichten aus der Heimat, seit einem langen, an Ereignissen überreichen Jahre die ersten!

Noch nie war der Gedanke an die Heimat mit einer solchen Macht über ihn gekommen, nie das sehnsüchtige Verlangen, die Daheimgebliebenen einmal wiederzusehen, stärker in ihm gewesen. Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf, ob er nicht am gescheidtesten thäte, wenn er als reuiger Sünder zu den Seinen zurückkehrte und sich drüben recht und schlecht wie jeder Andre sein Brod zu verdienen suchte. Von dem, was man Standesvorurtheile zu nennen pflegt, war nicht die Spur mehr in ihm zurückgeblieben. In der Beziehung hatte die amerikanische Luft, der Sommer in Montana und der Winter in den Rocky Mountains Wunder gewirkt. Es kam ihm gar nicht bei, daß ihm drüben im Vaterlande eine Arbeit irgendwelcher Art verdacht werden könnte. Er wußte nur nicht, was er beginnen sollte; er wollte nur nicht wiederum auf's Ungewisse um ein Drittel des Erdballs gehen.

Aber hier, was hatte er hier erreicht? Er war äußerlich und innerlich gealtert, seine Empfänglichkeit für alles, was das Leben verschönt, hatte sich in bedauerlicher Weise abgestumpft, er legte sich vollkommen Rechenschaft davon ab. Es war eben nur der Kampf um das Dasein, um das elende schaale Dasein, den er aufzunehmen hatte, — nichts anderes! Und das Schlimmste war, daß er nicht einmal klagen durfte. Er hatte es ja thatsächlich weiter gebracht, wenn der erworbene Besitz als Maßstab angesehen werden durfte. Er besaß ja heute thatsächlich ein paar hundert Dollars mehr, als er am Tage seiner Abreise von Berlin in der Tasche hatte. Tausend Andere durften ihn beneiden! Von den armen Teufeln, mit denen er an der Bahn gearbeitet, und unter denen sich doch auch so mancher befunden hatte, der an ein andereres Leben gewöhnt gewesen war, von den meisten, mit denen er in Helena und sonstwo zusammengetroffen war, hatte gewiß kaum einer so glänzende Erfolge erzielt. Gerade das war es, was ihn am meisten verstimmte. Er wußte mit diesem jämmerlichen Leben obenein noch zufrieden sein.

Noch immer starrte Georg auf die ausgespreizten Finger. Plötzlich glitt sein Blick auf eine dreieckige lederne Tasche, die neben seinem eleganten Wiener Portefeuille, dem einzigen Gegenstand, der aus der früheren Herrlichkeit stammte, vor ihm auf dem Tisch lag. Er beugte sich langsam nach vorn und griff danach und er entnahm der Tasche seinen Revolver, den er lange und aufmerksam betrachtete. Er überzeugte sich, daß er scharf geladen war, hauchte den vernickelten Lauf an und putzte ihn mit dem Aermel

seiner Joppe spiegelblank, dann ließ er die Trommel spielen und stellte die Feder ein.

Er legte den Zeigefinger an den Hahn.

Ein Ruck, und alles wäre aus gewesen: alle trüben Gedanken, alle Beschwerden und alle Langweiligkeit dieses Daseins. Und wenn man ihn hier fände, kein Mensch würde seinetwegen trauern, kein Mensch würde auch nur wissen, wer der Selbstmörder ist. Den Seinigen daheim hatte er schon den tiefsten Kummer bereitet; für diese würde er einfach verschollen bleiben, wie er seit einem Jahre für sie verschollen gewesen war.

Niemals waren solche Gedanken in Georgs Hirn aufgestiegen, aber gerade ihre Neuheit reizte ihn, und es bereitete ihm ein wollüstiges Behagen, diese Bilder seiner Phantasie mit einer eigenthümlichen Sauberkeit des Details auszumalen. Auf einmal sagte er halblaut vor sich hin:

„Dummes Zeug! — dazu hat man noch immer Zeit."

Er schaltete wieder aus und schob den Revolver in die Ledertasche zurück.

Wenige Minuten darauf verließ er langsamen Schrittes das Zimmer, stieg in die Office hinab und trat an die Bar. Er betrachtete den „Barkeeper", der mit großer Geschicklichkeit den bestellten Mischtrank bereitete. Kein Zweifel: das war ein Landsmann! Die hohe viereckige Stirn, das schlichte blonde Haar und vor allem die sehr scharfe Brille für Kurzsichtige ließen sogleich auf einen Deutschen rathen. Als ihm der Kellner das Glas vorsetzte, redete ihn Georg in deutscher Sprache an:

„Woher kommen Sie denn?"

„Aus der Stadt der reinen Vernunft," versetzte der Kellner, „aus Königsberg."

„Und wie sind Sie denn hierher, nach Colorado verschlagen?"

„Du mein Gott," antwortete der Kellner, „usus sum juventate mea, atque abusus! Ich habe als Student zu viel gebummelt. Ich bin schon drei Jahre in Amerika, habe es mit allem Möglichen versucht, war Professor an einer Privatschule in Oregon, habe Kühe gemolken in Californien, Kohlen geschippt in Kansas und bin nun seit über einem Jahre hier Barkeeper. Denver ist eine lustige Stadt, und es wird Ihnen hier gut gefallen, wenn Sie hier bleiben wollen."

Der philologische Kellner konnte Georg auf alle Fragen Bescheid geben, denn er kannte Denver sehr genau. Er bezeichnete ihm den Laden, wo er am besten und billigsten einen neuen Menschen anziehen könne; er kannte sehr wohl den Namen des Mr. Jefferson und bezeichnete ihm die Lage des Hauses.

Georg traf nun sogleich umfassende Vorkehrungen zu seinem Besuch. Er ließ sich den Bart scheeren, das Haar kürzen, er kleidete sich vollständig ein, und als er in der Mittagsstunde mit diesen Vorbereitungen fertig war, kam er sich auf einmal wieder ganz menschlich vor. Ohne besondere Er-

wartungen, aber doch mit einer gewissen Spannung schlug er die bezeichnete Richtung ein und fand bald in einer der neuen Straßen das schöne, elegante, von einem parkartigen Garten umgebene Holzhaus des reichen und in Denver vielgenannten Mr. Jefferson.

Von dem Schwarzen wurde er durch ein geräumiges Gemach, das mit frostig steifer Eleganz sehr kostbar und geschmacklos meublirt war, auf die Veranda, die in den Garten hinabführte, geleitet.

Da ruhte auf einem Schaukelstuhl Mrs. Jefferson. Mit ihrer Rechten hielt sie einen zusammengeklappten Roman, in den sie den Zeigefinger gelegt hatte, um die Seite, auf der sie ihre Lectüre unterbrochen hatte, zu markiren. Sie lächelte milde und freundlich, und ihre gemüthlichen, schläfrigen Augen blickten auf einen Moment hell auf.

„Aoh!" sagte sie verbindlich — „Mr. Lutzen!"

Sie legte der Roman bedächtig bei Seite, erhob sich ohne Ueberstürzung von ihrem Schaukelstuhl, während Georg sich tief verneigte, und streckte ihm ihre rundliche, weiche, hübsche kleine Hand entgegen.

„Wir haben Sie schon lange erwartet," fuhr sie fort, indem sie mit einer Handbewegung Georg einlud, neben ihr Platz zu nehmen und sich wieder auf den Schaukelstuhl niederließ.

„Wie ist es Ihnen denn in der Zeit ergangen?"

Georg gab mit einigen nichtssagenden Worten Bescheid, erkundigte sich seinerseits nach dem Befinden der Familie und erfuhr, daß Mr. Jefferson unten in der Stadt in der Office sei, aber jedenfalls zum Frühstück kommen werde, daß verschiedene Briefe für ihn angekommen seien, und daß Noëmi über die Einförmigkeit des Lebens in Denver Klage führe. Im Uebrigen sei Alles in bestem Zustande.

Sie hatten kaum zehn Minuten mit einander gesprochen, als ein leichter Wagen vor der Gartenthür hielt und Mr. Jefferson sich zu den Beiden gesellte. Er war ebenfalls freundlich, aber auch nichts weiter. Er zeigte nicht die geringste Ueberraschung Georg bei sich zu sehen und wunderte sich auch nicht darüber, daß er nicht früher gekommen war und nichts hatte von sich hören lassen. Georg hatte nicht die geringste Berechtigung, etwas Anderes als diese Aufnahme zu erwarten, aber sie erschien ihm doch in ihrer Stimmungslosigkeit merkwürdig öde, und er war auch vollkommen enttäuscht über die Art und Weise, wie Noëmi, die nun auch herbeigerufen war, ihn bewillkommnete. Sie sagte genau dasselbe, was ihre Mutter gesagt hatte:

„Aoh! Mr. Lützen — freue mich sehr."

Sie reichte ihm ebenfalls die Hand und that ebenfalls nichts, was auf eine besonders freudige Ueberraschung hingewiesen hätte. Das Frühstück war recht langweilig. Georg bemerkte, daß ihm die Gabe, die er früher in hohem Maße besessen hatte: von allen möglichen gleichgültigen Dingen mit Wärme oder erheucheltem Interesse zu sprechen, vollständig abhanden ge-

kommen war. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Er erzählte auf Befragen von seinem Leben in den Rocky Mountains. Jefferson kannte das längst und fand das Alles vollkommen in der Ordnung. Mrs. Jefferson aß sehr viel und lächelte, und Noëmi war sichtlich befangen. Georg verheimlichte sich nicht, daß sie die starke Wandlung, die er durchgemacht, sehr wohl wahrgenommen, und daß sie davon einen nicht angenehmen Eindruck empfangen hatte. Nach dem Frühstück sagte Jefferson zu Georg:

„Sie begleiten mich wohl nach meiner Office? Es liegen für Sie verschiedene Briefe da, und ich habe auch Geschäftliches mit Ihnen zu besprechen. Wie lange wollen Sie überhaupt in Denver bleiben?"

„Nur ganz kurze Zeit," entgegnete Georg.

„Nun, dann werden wir vielleicht ein Geschäft zusammen machen können. Also, wenn es Ihnen recht ist, dann kommen Sie!"

Schon auf dem Wege durch die sandigen Straßen von Denver, vom Wohnhause bis in die mittlere Geschäftsstadt, wo das Bureau des Mr. Jefferson lag, theilte ihm dieser in wenigen Zügen seine Absichten mit. Aber Georg hörte kaum darauf. Er war verstimmt, er fühlte etwas Unbehagliches, Kaltes in sich. Er kam sich lächerlich vor, daß er sich selbst gegenüber vorher soviel Wesens von dem Wiedersehen gemacht hatte, das nun so unendlich nüchtern verlaufen war. Und dann erfaßte ihn eine jähe Ungeduld, die Briefe, die seit Wochen und Monaten für ihn in Denver lagen, endlich in Empfang zu nehmen. Er entschuldigte sich mit einigen Worten, daß er jetzt nicht die nöthige Aufmerksamkeit besitze, um sich auf geschäftliche Unterredungen einzulassen, und bat um die Erlaubniß, mit Herrn Jefferson im Laufe des Nachmittags das Geschäftliche eingehender zu besprechen. Jefferson fand das ganz natürlich, wie er überhaupt Alles natürlich fand. Er führte ihn in das kleine Privatcabinet, in dem er allein zu arbeiten pflegte, öffnete den Geldschrank, entnahm diesem einen Stoß Briefe, die er schweigsam vor Georg hinlegte, schloß den Geldschrank wieder zu und ließ Georg allein.

Mit wahrer Rührung durchmusterte Georg die Aufschriften der verschiedenen Briefe. Sein Herz klopfte stark, und er zitterte vor innerer Erregung. Es traten ihm die Thränen in die Augen, als er das große Couvert mit dem großen Siegel und der mit militärischer Deutlichkeit geschriebenen Adresse öffnete: den Brief seines Oheims. Kein Wort des Vorwurfs war in dem herzlichen Briefe enthalten, nur tiefes wahres Bedauern um das Geschehene, nur der Ausdruck der Hoffnung, daß Alles wieder gut werden würde. Der General hatte Alles geregelt. Georg hatte den ehrenvollen Abschied aus der Armee erhalten.

Georg las den Brief langsam, beinahe andächtig, und seine Augen feuchteten sich. Er stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, er drückte die Stirn mit beiden Händen und blickte unverwandt auf die großen Schriftzüge des edlen Mannes, dem er so tiefen Schmerz bereitet hatte. Und die Schrift

verschwamm vor seinen Augen, und der große starke Mensch zuckte convulsivisch, weinte und schluchzte bitterlich. Seit Jahren hatte er nicht geweint, es war ihm wie eine Erlösung. Mit tiefen Athemzügen faltete er das Schreiben zusammen und steckte es zu sich.

In drei großen Umschlägen, die eine Bureauhand mit der New-Yorker Adresse versehen hatte, befanden sich allerlei Briefe, die nach seiner Abreise angekommen und seiner Weisung gemäß an den Justizrath Quintus eingehändigt und von diesem weiter befördert waren, lauter antiquirte Dinge: Einladungen, Vorwürfe über zu langes Schweigen, Bitten um kleine Gefälligkeiten und dergleichen. Georg hatte das schnell erledigt. Mit einer gewissen Zaghaftigkeit öffnete er aber den letzten großen Brief, der „Eingeschrieben" war und den Stempel des Justizraths Felix Quintus trug. Der Inhalt des Briefes befriedigte ihn jedoch vollkommen. Der Justizrath hatte Alles mit freundschaftlicher Genauigkeit erledigt, Alles war geordnet, Georgs Mobiliar und sonstiges Besitzthum war dem General übergeben worden, und die Liquidation hatte einen Ueberschuß von viertausend und einigen hundert Mark ergeben. Der Justizrath fügte seinem Schreiben einen Wechsel auf ein New-Yorker Haus im Betrage von viertausend Mark bei und stellte Georg den geringfügigen Rest zur Verfügung.

„Somit wäre das Geschäftliche zu aller Zufriedenheit geordnet," schloß der Justizrath seinen Brief. „Und nun lassen sie mich noch hinzufügen, lieber Lützen, wie aufrichtig und allgemein das Bedauern über Ihr Verschwinden aus unserem Kreise ist. Sie sind ein merkwürdiger Mensch und imponiren mir wirklich. Daß Sie nicht auf den Gedanken gekommen sind, es noch ein letztes Mal am grünen Tisch zu versuchen, ist geradezu stupend, aber Sie werden wohl Recht gehabt haben. Sie zählen hier viele Freunde und Sie haben keinen Einzigen verloren, während wir alle um den einen zu trauern haben. Hoffentlich ist es Ihnen gut ergangen, und hoffentlich geht es Ihnen auch in Zukunft gut. Kommen Sie nur bald wieder! Was wollen Sie da drüben? Da vegetirt man, hier lebt man. Die kleinen Geschichten, die ich Ihnen etwa erzählen könnte, werden für Sie kaum noch ein Interesse haben; nur Eines wird Ihnen Spaß machen: Ihr Fuchs Cassagnac, den Sie an den Prinzen Strusa verkauft hatten, hat sich glänzend bewährt, hier und in Baden ist er zweimal als Erster angekommen.

„Und beinahe hätte ich's vergessen! Wie kommen Sie denn auf den sonderbaren Gedanken, mich mit Frau Kathi Bewer zu verloben? Ich weiß, daß dies thörichte Gerücht einige Zeit hier verbreitet worden ist, aber es ist kein wahres Wort an der Sache. Ich bin einstweilen noch immer der alte eingefleischte Junggeselle von früher und werde es wohl bleiben. Aber man soll nichts verschwören. Auf Eins aber kann ich doch einen Eid ablegen: daß, wenn ich mich jemals verheirathen sollte, die nette kleine Frau Kathi gewiß nicht die Auserwählte sein würde. Ich komme jetzt selten in ihren Salon. Es hat sich da eine Gesellschaft von kleinen

Komödianten zusammengefunden, die mir als gewöhnlicher Umgang doch nicht recht behagt. Da ist namentlich ein Heldenspieler aus dem Belle-Alliance-theater, ein gewisser Specht, der da das große Wort führt und mit einer Autorität auftritt, die mich einigermaßen besorgt machen würde, wenn ich tiefere Gefühle für die kleine Bewer empfände. Das verhindert übrigens nicht, daß ich die kleine Frau immer noch sehr gern habe und mich immer freue, wenn ich ihr im Thiergarten begegne, in dem sie in Begleitung Ihres großen Pluto, der wie ein Toller um sie herumspringt, immer einiges Aufsehen erregt.

Und nun Gott befohlen, lieber Lützen! Geben Sie uns recht bald Nachricht. Sie werden uns Alle herzlich dadurch erfreuen, besonders aber

Ihren treu ergebenen

Felix Quintus."

Die ungewohnte Rührung, die Georg befallen hatte, als er die Briefe aus der Heimat zur Hand nahm, war zwar längst gewichen, aber er war doch noch immer tief bewegt und fühlte sich völlig außer Stande, sich jetzt mit dem langweiligen Jefferson hinzusetzen und „business" zu sprechen. Er hörte, während er las, die Stimme der Schreiber, und es war ihm ein so ganz anderer Klang als er ihn vernommen hatte, seit er auf amerikanischem Boden war. Es war so eine ganz andere Sprache! Er fühlte sich nie deutscher als in diesem Augenblick. Er hatte auf einmal die vollste Empfänglichkeit für tausend Kleinigkeiten, die ihm in seinem früheren Leben als selbstverständliche niemals aufgefallen waren. Er fühlte eine Wärme und Zärtlichkeit für seine Verwandten und Freunde in Deutschland, wie er sie bisher nie empfunden zu haben glaubte. Es kam ihm alles hier so nüchtern, so kalt, so spröde und brüchig vor. Er taugte gewiß nicht hierher!

Nur noch eine kurze Prüfungszeit, vielleicht auf ein Jahr oder zwei! Vielleicht lächelte ihm das Glück. Ein kleines Capital, das ihm jetzt groß genug erschien, hatte er ja aus dem Schiffbruch gerettet, ein Weniges hatte er hinzuerworben. Sein Ehrgeiz war ja nicht, als „gemachter Mann" die Rückreise anzutreten! Wenn er nur genug verdient haben würde, um es bei schmalem Leben in Deutschland ein paar Jahre mitansehen zu können, um die Möglichkeit der Begründung einer neuen Existenz zu gewinnen, dann — ja an demselben Tage zurück in die Heimat!

Das war sein Programm, und er fühlte sich nun auf einmal merkwürdig ermuthigt und gefestigt. Er sagte Mr. Jefferson, daß er sehr wichtige Briefe empfangen habe, die er sogleich zu erledigen wünsche, und daß er deshalb erst morgen mit ihm in Verhandlung über das angedeutete Geschäft treten werde. Auch damit war Mr. Jefferson einverstanden. Eine Einladung zum Diner lehnte Georg dankend ab, da er wahrscheinlich bis zum späten Abend zu schreiben haben werde. Mr. Jefferson fand das ganz natürlich und bat ihn, am folgenden Morgen auf das Comptoir zu kommen.

Georg schrieb stundenlang. Er erstattete seinem Oheim genauen Bericht über Alles, was ihm begegnet war. Er schilderte Alles im rosigsten Lichte und schloß damit, daß er auf dem besten Wege sei, sich ein kleines Vermögen zu erwerben, und daß er dann heimkehren werde, um als biederer Landwirth in der Heimat sein Dasein zu beschließen. Ebenso vergnügt und noch vergnügter schrieb er an Quintus, und er fühlte sich trotz der sehr anstrengenden und ihm ganz ungewohnten Arbeit des stundenlangen Schreibens frischer und heiterer denn je, als er gegen acht Uhr Abends mit dem philologischen Kellner zu Nacht speiste und dann mit diesem den bewegten Tag in der üblichen Singspielhalle beschloß.

Ueber den Ocean waren die Stimmen der Seinigen zu ihm gedrungen und den Hauch der heimatlichen Cultur hatte er wieder verspürt.

* * *

(Schluß folgt.)

Die neuesten Criminalfälle in Wien*).

Von

Ed. Grafen von Lamezan.

— Wien. —

I.

Vorläufige Betrachtungen über „Verwilderung" in den Großstädten.

Die ungewöhnlich grauenhaften Verbrechen, deren Schauplatz in jüngster Zeit die sonst so lebensfrohe Kaiserstadt an der Donau gewesen ist, haben theils durch die Art ihrer Verübung, theils durch die ihnen zu Grunde liegenden Motive nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit in den verschiedensten Richtungen in Anspruch genommen, sondern auch in den Gemüthern der Bewohner unserer Stadt eine Erregung hervorgerufen, von der man sich schon in einiger Entfernung kaum eine Vorstellung zu bilden vermag. Es kann Niemand Wunder nehmen, daß Urtheile, welche aus solchen Erregungszuständen heraus erfließen, in vielfacher Beziehung irrige sind, und daß Forderungen, welche auf Grund dieser

---

*) Wir haben die Absicht, in **Nord und Süd** die bedeutenderen Processe zu besprechen, welche in Deutschland und in Oesterreich die öffentliche Meinung ungewöhnlich beschäftigen. Mit den Berichten der Tagesblätter, deren Schnelligkeit uns überholt, werden unsere Aufsätze natürlich keine Aehnlichkeit haben. Wir gedenken vielmehr allgemeine Ueberblicke zu geben, die sich auch so weit erstrecken, daß auch der Zusammenhang des Verbrechens mit der allgemeinen Lage der Gesellschaft zur Geltung kommt. Unserer Bitte, für die Fälle, die Oesterreich betreffen, die Berichterstattung zu übernehmen, hat der Vicepräsident des k. k. Landgerichts in Wien, Graf **E. von Lamezan**, bereitwillig entsprochen, und dieser berufene Sachverständige wird zunächst die bekannten Fälle **Pongracz**, **Stellmacher**, **Schenk** in einer Reihe von Aufsätzen erörtern. Zugleich haben wir auch mit deutschen Rechtsgelehrten Unterhandlungen angeknüpft, die uns die Aussicht eröffnen, hier ebenfalls einen vorzüglichen Vertreter zu finden.

tief beklagenswerthen Vorkommnisse an die reformatorischen Gewalten im Staate und in der Gesellschaft gestellt werden, zuweilen über die Grenzen des Möglichen, aber auch des Nothwendigen hinausgehen. Ich stelle jedoch nicht in Abrede, daß gewisse Probleme, welche aus diesem Anlasse zu Tage treten, einer eingehenden und ernsten Erwägung bedürfen und kann daher den freundlichen Herausgebern dieser Blätter nur sehr zu Dank verpflichtet sein, daß sie mir gestatten, einige Seiten der hier auftauchenden Fragen zu beleuchten und hiedurch vielleicht zur Klärung des Sachverhaltes und sohin auch der Meinungen beizutragen.

Nachdem die meisten der vorliegenden Fälle sich derzeit noch im Zuge der gerichtlichen Behandlung befinden, so erscheint ein genaueres Eingehen in ihre Einzelheiten im gegenwärtigen Augenblicke noch als gesetzlich unzulässig; es wäre aber auch sonst in jedem Sinne verfrüht, weil der Stoff noch nicht gesichtet zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist und daher weder in sachlicher Beziehung noch im Hinblicke auf die Persönlichkeit der Thäter ein richtiges Urtheil gestattet. Es wird mir vielleicht in einem spätern Zeitpunkte gestattet sein, mich, wenn mir die Aufmerksamkeit des Lesers noch erhalten bleibt, mit dieser vorwiegend criminalistischen Seite der Sache zu befassen, die gewiß zu einer Fülle von Betrachtungen Gelegenheit bietet. Was mich aber heute schon im Nachstehenden beschäftigen soll, zielt auf den Versuch ab, eine Erscheinung im socialen Leben des modernen Staates zu erklären oder doch einigermaßen zu ergründen, eine Erscheinung, von der man zugiebt, daß sie abnorm ist und für welche man daher auch abnorme, das ist, bisher nicht bestandene Ursachen zu erforschen bemüht ist.

Die Thatsachen, welche zu diesen Erörterungen den äußern Anstoß geben, darf ich als in weitern Kreisen bekannt geworden voraussetzen und daher nur flüchtig berühren. Am 10. Januar des Jahres war das von mehreren Thätern mit großer Kühnheit und Verwegenheit in's Werk gesetzte Attentat auf den Wechselstuben-Inhaber Eisert und dessen beklagenswerthe Familienmitglieder geschehen, das eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem einige Monate vorher in Stuttgart in dem Bankgeschäfte Heilbronn verübten Angriffe zu Tage treten ließ. Nahezu gleichzeitig erwuchsen auf dem Boden ganz anderer Motive — so weit dies wenigstens bisher erhellen kann — verbrecherische Thaten, deren Bedeutung und Tragweite sicherlich nicht gering anzuschlagen ist: Die Ermordung des k. k. Polizei-Comissärs Hlubek und des Polizeidieners Blöch, erstere am 15. December 1883, letztere am 25. Januar 1884 in nächster Umgebung Wiens verübt. Und um das Bild mannigfacher menschlicher Verruchtheit noch mit einer neuen Facette zu bereichern, zeigt sich uns in derselben verhängnißvollen Spanne Zeit ein seltsamer Unmensch, der sozusagen berufsmäßig mit weislich berechnetem Plane seine weiblichen Opfer, die leichtbethörten, an sich lockt, sich ihrer Habe bemächtigt, und sie dann mit Hilfe zweier „Freunde" aus dem Leben schafft, ein Hugo Schenk!

Es ist noch nicht gar lange her, daß die Thaten eines Ernst W. Dickhoff durch ihre Verworfenheit selbst, durch die listige Verschlagenheit, mit der der Thäter der Entdeckung einige Zeit zu entrinnen vermochte und durch die erschreckende sittliche Degradation der Bevölkerungsschichte, aus der er an das Licht der öffentlichen Verhandlung gezogen wurde, die Bewohner Berlins mit Entsetzen erfüllten. Dessen erinnerte man sich nun neuerdings, man begann zu vergleichen und Schlüsse zu ziehen und plötzlich ertönte ein Schlagwort, das nicht nur hierzulande, sondern, wie ich höre, auch in Deutschland mit Vorliebe durch die Menge getragen wird — die Klage über die „Verwilderung" der Menschen in den Großstädten! Da man gerade diese letztern hiebei mit Nachdruck hervorhebt, so belehrt uns dies, daß man nicht etwa die in den Städten wohnhaften Menschen individuell, sondern vielmehr den Bestand und die Beschaffenheit der Städte für die „Verwilderung" der Sitten ihrer Bewohner oder gar der Menschheit überhaupt verantwortlich zu machen geneigt ist. Es erhellt freilich nicht, bis zu welchem Umfange, bis zu welcher Größe und Bevölkerungsziffer jene, die diesem Vorwurfe beipflichten, das Anwachsen und Bestehen einer Stadt als noch zulässig ansehen möchten, in welchem Momente ihrer Entwickelung sie ihr im Interesse der Erhaltung der sittlichen Integrität Halt gebieten würden — allein die Thatsache, daß die Spitze des Vorwurfs sich einzig gegen jene Städte richtet, die zugleich politische Centren sind, verleiht der Sache einen Beigeschmack jener Strömung, welche sich heute mit einem gewissen Nachdrucke gegen das politische, sociale und ökonomische Uebergewicht der großen Städte als den Mittelpunkten des staatlichen Lebens auflehnt. Bei uns wenigstens hat der Federkrieg, der sich über diesen Gegenstand entspann, diese Färbung angenommen und ich darf wohl sagen, daß in Folge dessen die vorliegende Frage durch der Parteien Haß und Gunst entstellt, zu einer schwankenden geworden ist. Wenn nun auch ich, sonst ein ganz friedliebender Staatsbürger, in die Arena dieses Kampfes herabsteige, so kann ich mit gutem Gewissen vorausschicken, daß ich den Parteien, welche von andern Motiven bewegt, zu den Waffen greifen, vollkommen ferne stehe! Meine Waffe ist zwar dieselbe, die Feder, durch die der Mensch zu den Entfernten zu sprechen vermag; im Uebrigen aber habe ich keine Leidenschaft, keine Vorliebe und keinen Nebenzweck gemein mit den Kämpfern des Tages und werde mich bemühen, die Argumente für und wider die Sache nur aus dieser selbst zu schöpfen.

An sich ist es nicht gerade verwunderlich, daß nach den oben berührten beunruhigenden Ereignissen der in hohem Grade erschreckte menschliche Geist in seinem Bestreben, eine Erklärung für diese Häufung von Missethaten zu finden, auf den Gedanken gerieth, dem Schauplatze dieser Thaten auch die genetischen Ursachen derselben zuzuschreiben. Die Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen, die darum noch keineswegs zu einander im Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen müssen, verleitete zu der Annahme, daß die in der neuesten Zeit rascher erfolgende Entwickelung der großen Städte zu

„Großstädten" auch die ohne Weiteres angenommene Entsittlichung ihrer Bewohner herbeigeführt und verschuldet habe. Hiebei kann allerdings, wie schon oben angedeutet, der Begriff des Wortes „Großstadt" nicht unwiderleglich festgestellt und auch die fernere Behauptung, daß die Sittlichkeit der Menschen in der That auf ein tieferes Niveau herabgesunken sei, nicht anders, als durch den Hinweis auf die eben vorgekommenen Ereignisse erhärtet werden, allein solche Erwägungen schrecken Niemand von der Schlußfolgerung ab; der Begriff wird als bekannt und allgemein vorstellbar, die Thatsache als eine notorische behandelt und ein Widerspruch gar nicht als statthaft zugelassen.

Desto unerläßlicher aber ist es eben darum, diesen Gedankengang auf seinen innern Gehalt und seine Berechtigung zu prüfen.

Wenn ich mich nun dieser Aufgabe zuwende und den Leser einladen muß, mir gütigst zu folgen, so möchte ich noch vorher der vielleicht naheliegenden Einwendung begegnen, daß die ganze Erörterung müssig und ohne praktischen Belang sei, weil ja doch, wenn auch erwiesen würde, daß der Bestand der Großstädte eine zu der Verübung solcher Verbrechen mitwirkende Ursache sei, Niemand daran denken könne, deshalb diese Städte hinweg zu decretiren oder zu zerstören, somit die Ermittelung der Wahrheit in dieser Frage keine Nutzanwendung für das Leben der Menschheit im Staate zulassen würde. Dem entgegen wäre zu bemerken, daß doch auch schon die Erforschung der Wahrheit an sich in einer das menschliche Geschick so tief berührenden Angelegenheit eine lohnende Bemühung sei und daß ferner sich aus obigem Beweissatze, wenn er erhärtet würde, doch sehr wesentliche Lehren für die Mächtigen der Erde, die zur Lenkung unserer Schicksale im Staate berufen sind, ergeben können. Wenn auch der Bestand der großen Städte nicht behoben und der Entwickelungsgang der menschlichen Gesellschaft, welcher sich durch ihr allmähliches Werden manifestirt, nicht zu der Erscheinungsform früherer Jahrhunderte zurückgeschraubt werden kann, so würde doch eine derartige Wahrnehmung ein hinreichend zwingender Anlaß dazu sein, die innere Beschaffenheit der bestehenden großen Städte, ihre Lebensweise zu reformiren und dem ferneren Anwachsen derselben, ihrer steten Vergrößerung möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen.

Fassen wir also nunmehr unsere Frage näher in's Auge, indem wir die Grenzen ihres Umfanges deutlich bezeichnen und ihren Inhalt beleuchten; zerlegen wir uns die darin maßgebenden Begriffe in ihre einzelnen Bestandtheile, kurz, sehen wir, wie der Criminalist vom Fach zu sagen pflegt, „der Sache auf den Grund."

Ist der Bestand der Großstadt, ihre innere Organisation, ist die Summe ihrer Lebensbedingungen und der darin thatsächlich herrschenden Verhältnisse mittelbar oder unmittelbar Anlaß oder mitwirkende Ursache zur Begehung großer Verbrechen? Werden durch diese Grundlagen Verbrechen hervorgerufen, begünstigt, gefördert und ermuthigt oder etwa behindert, erschwert

und, wenn begangen, rascher und nachdrücklicher geahndet? Ja, ich könnte es sogar noch als fraglich bezeichnen, ob denn wirklich in den großen Wohncentren der Menschen mehr Verbrechen — immer mit Bedachtnahme auf die Dichtigkeitsverhältnisse der Bevölkerung — begangen werden, als auf dem flachen Lande und ob die Verbrecher, welche die Annalen der Gerichtshöfe in den großen Städten bereichern, nach ihrer Abstammung, Erziehung und sittlichen Entwickelung mehr oder in gleichem Maße der städtischen oder der zugeströmten ländlichen Bevölkerung angehören? Die Wissenschaft der Criminalstatistik giebt hierüber sehr werthvolle Aufklärungen und liefert uns hierdurch allein den richtigen Maßstab für die Beurtheilung der Frage, ob überhaupt die Menschheit sittlich herabgesunken, an welchen Orten dies etwa geschehen und welcher Anlaß hierfür zu erschließen sei — allein sie zählt die Verbrechen nur und wägt sie nicht, und man könnte mir daher entgegnen, es handle sich jetzt nicht um die Zahl der Verbrechen, sondern um den ungemein hohen Grad ihrer Verworfenheit und Niedertracht, denn nur aus diesen bedauerlichen Symptomen werde der Vorwurf großstädtischer Verwilderung abgeleitet. Auch würde ich durch die Heranziehung eines statistischen Materials nur Beweisstoff für einzelne Länder oder Ländergruppen gewinnen, der durch die Begrenzung an Beweiskraft für das allgemeine verlieren würde. Um ein Gesetz zu finden, das möglichst gleichartig überall anwendbar erscheinen soll, muß ich dem Wesen der Sache, die allerorten dieselbe ist, näher treten. Ich sondere daher unsere Frage in ihre zwei Factoren. Wie sind die Städte überhaupt und aus ihren Anfängen Großstädte entstanden? Ich meine natürlich nicht historisch im einzelnen, sondern — ich möchte sagen logisch. Wie war der Zustand der menschlichen Gesellschaft vor der Zeit ihrer Entstehung? Und wie entstehen andererseits Verbrechen? Gab's eine Zeit, ohne alle Verbrechen, von der wir zur Beobachtung einer allmählichen Entwickelung der menschlichen Uebelthaten ausgehen könnten? Wie verhalten sich beide Erscheinungen im Leben der Menschheit zu einander? Giebt es gemeinsame Quellen für beide, Ursachen oder Zustände, die zu beiden gleichmäßig Anstoß geben, mit dem Wachsen der einen die andere fördern und beleben? Ist die Steigerung der Intensität der einen ein befruchtendes Reagens für die andere? Und da niemals Jemand behauptet, daß große oder zahlreiche Verbrechen die Entstehung, das Wachsen und Gedeihen der Städte gefördert haben oder dazu geeignet sein konnten, so kann es sich hier nicht um die Ermittelung einer Wechselwirkung, sondern nur um die Wirkung in Einer Richtung handeln, die man eben jetzt dem Bestande der großen Wohnstätten der Menschheit zuzuschreiben geneigt ist.

Es gab eine Zeit, in welcher der Bewohner des europäischen Continents Jäger, Hirte, Pfahlbauer und Landbebauer im primitivsten Sinne des Wortes, gewiß aber noch nicht Städtebewohner gewesen ist. Die Zustände dieser entfernten Epochen sind uns zum Theil durch historische Forschung, zum Theil durch die auf uns gelangten Ergebnisse der Beobachtungen

benachbarter vorgeschrittener Völker aufgehellt; die Schriften des alten Testamentes sind als Urkunden aus jener Zeit sehr bedeutsame Behelfe für die Beurtheilung der damaligen ethnographischen, ökonomischen und ethischen Verhältnisse. In den letzten Jahrzehnten endlich haben uns heimathliche Funde in den versunkenen Wohnstätten unserer Vorfahren einen sehr lehrreichen Einblick in die äußerlichen Lebensbedingungen derselben in einer, weit hinter alle historisch ermittelten Zustände reichenden Epoche thun lassen, aus dem man sich mit einiger Phantasie ein allerdings noch ziemlich dürftiges Bild construiren könnte. Ueber das Seelenleben, den Bildungszustand, die religiösen Anschauungen dieser Menschen aus der Stein- und Broncezeit erhalten wir allerdings keinerlei Vorstellung, allein soviel ist gewiß, daß sowohl damals, als auch noch in einer viel späteren, uns näher liegenden Epoche, aus welcher uns die Schilderungen des Tacitus über das Land der Germanen, des Caesar über Gallien und die britischen Inseln vorliegen, die Niederlassungen der Bewohner dieser Länder als städtische noch keinesfalls bezeichnet werden können. Die gesellschaftliche Organisation erhob sich über den grundlegenden Rahmen der Familie hinaus, zunächst nur bis zur Bildung der Stammesgemeinschaft, des Clans; sie entwickelte sich sohin zum Begriffe der Gemeinde, des Gauverbandes, der Eidgenossenschaft. Das kriegerische Leben der Völker führte allgemach zur Unterordnung unter eigene freigewählte Heerführer, und mit dem Anwachsen und der territorialen Ausdehnung ihrer Macht sehen wir das Bild unserer heutigen Staatsformen heraufdämmern. Das Bedürfniß nach einer festbegründeten und stetig fungirenden Sicherstellung aller im menschlichen Verkehre hervortretenden Rechtsverhältnisse führte zur Staatenbildung, ihr erster Zweck war die Rechtssicherheit für jeden Theilnehmer und ihre erste That daher die Schaffung des Gesetzes, durch welches die Grundregeln für die neue Form des menschlichen Zusammenlebens vorgezeichnet wurden, ob nun dieses Gesetz ein geschriebenes, ein codificirtes im heutigen Sinne des Wortes oder ein durch Gewohnheit des Herkommens gewordenes gewesen sein mag.

Hand in Hand mit der Erstarkung der Staatsformen ging die Bildung der Städte vor sich, sei es solcher, welche von Fürsten und Heerführern als Centralpunkte ihrer Herrschaft gegründet und erhalten, oder solcher, welche von der allmählich erstehenden Bürgerschaft als Hort und Schutzwall ihrer Rechte und Freiheiten in's Leben gerufen wurden. Die bewunderungswürdige und segensreiche Wandlung, welche wir da im Leben der Völker erblicken, bildete seit jeher den Gegenstand der Betrachtung denkender Geister; J. J. Rousseau betont mit Recht, daß durch diese Vereinigung der Kräfte Aller zu gemeinsamer Abwehr, zu gemeinsamer Ueberwindung entgegenstehender Hindernisse die gedeihliche rechtliche und sittliche Entwickelung des Menschengeschlechtes allein ermöglicht wurde; Cicero preist den glücklichen Uebergang aus der wilden, gesetzlosen Zeit, wo es keine Rechte, keine Pflichten gab, wo nicht Vernunft und Religion, sondern nur Gewalt und Roheit ent-

schieden, in das Zeitalter gesitteter und wohlgeordneter Vereinigung in gesicherten Wohnstätten; Schiller endlich giebt dem Gedanken Ausdruck, daß es die „Ordnung, die segensreiche Himmelstochter“ sei, die der Städte Bau begründet und den „ungeselligen Wilden“ zum manierlichen Bürger gemacht habe. Hiermit ist wohl zur Genüge dargethan, daß das Entstehungsprincip des städtischen Gemeinwesens das Princip des Rechtes, der gesetzmäßigen Ordnung der Dinge gewesen ist, daß sich demnach die Städte aus diesem Grundgedanken heraus entwickelt haben und zum Zwecke der Erlangung rechtlich gesicherter Culturzustände auch mit aller Nothwendigkeit entwickeln mußten, und somit ein für die Menschheit geradezu unentbehrliches Stadium des Fortschrittes darstellen.

Wie sollte es nun denkbar sein, daß ein Organismus, der seine Entstehung, seine innere Berechtigung, sein Wesen so ganz und gar dem Begriffe des Rechtes verdankt und zu dessen Verkörperung vor Allem in's Leben trat — bei weiterer Entwickelung, oder genauer gesagt, eigentlich nur bei seiner Vergrößerung über ein bestimmtes Maß hinaus mit seinem eigenen Grundprincipe in unversöhnlichen Conflict gerathen könnte, so daß die Stadt, die als solche eine Stätte des Rechts, ein Schirm und Hort ihrer Bürger war, als Großstadt die Keime des Unrechts, der Gewaltthat in sich birgt und zu blutigen Verbrechen ausreifen läßt? Sollte, was in essentia richtig war, in potentia zur Unwahrheit werden? Wo liegt da der Fehler des Arguments, wenn es zu solch verkehrten Resultaten führt? Oder giebt es in dem Lebensgange der Städte, in den Phasen ihres Wachsens und Anschwellens irgend ein ausschlaggebendes Moment, durch welches, plötzlich oder allmählich, das Wesen dieses Organismus in sein Gegentheil verkehrt, seine ersprießliche Zweckmäßigkeit in verderbliche Gefährlichkeit umgewandelt werden konnte? — Dieses Werden großer Städte ist ein anderes in unserem alten Continente, ein anderes im neuen Welttheile, die Ergebnisse in ethischer Beziehung aber sind dieselben. Hier wuchsen die Städte allmählich mit der steigenden Macht des Staates, weil beide von einander unzertrennlich sind und für einander bestehen müssen; hier hat der Staat die Initiative und die Macht zur Gründung, Erhaltung und Vergrößerung der Städte besessen und ausgeübt; das Maß seiner politischen Anziehungskraft war für das Aufblühen, wie nicht minder für den Verfall der Städte entscheidend. In Amerika, oder wo sonst die gleichen Bedingungen vorlagen, in diesem Lande ohne mittelalterliche Burgen und ohne mittelalterliche Vorurtheile, das mit allen Erfahrungen, Kenntnissen und Machtmitteln der alten Welt gleichzeitig an's Werk schreiten konnte, wachsen die Städte unabhängig vom Staate in der kürzesten Frist aus jungfräulichem Boden, wo nur immer die Energie eines unternehmenden Individuums die Voraussetzungen des Gedeihens vorfand und ausnützte. Und trotz dieser gewiß sehr bedeutsamen Verschiedenheiten kann man doch wohl nicht behaupten, daß die sittliche Beschaffenheit der Bewohner in den Städten

des alten Welttheils so sehr wesentlich von denen des neuen abweiche; der Charakter der Großstädter ist so ziemlich überall derselbe, Verbrechen und Gräuelthaten kommen hier wie dort vor und eine Verschiedenheit ist nur insofern erkennbar, als der nationale Charakter, das Temperament der Bewohner für ihr Verhalten bestimmend wird. In der Methode des Werdens der Großstädte kann also meines Erachtens kein Anhaltspunkt für die Annahme gefunden werden, daß die früher wohlthätge und culturförderliche Vereinigung von Menschen durch allzu große Anhäufung derselben an einem Punkte verderblich geworden sei.

Wie gestaltet sich aber das Bild einer modernen Großstadt? Jeder von uns, sofern er je das Weichbild einer solchen Stadt betreten, hat eine lebendige Vorstellung von dem Leben und Treiben derselben erhalten und bewahrt; eine beschreibende Darstellung ihrer wesentlichen Merkmale wäre daher nicht nur überflüssig, sie wäre auch im Rahmen dieser Besprechung schwer durchführbar, da ich bei der nahezu unerschöpflichen Vielseitigkeit der Erscheinungen allzusehr auf Gebiete abschweifen müßte, die meinem heutigen Stoffe ganz fern liegen und den Leser ermüden würden. Ich möchte daher nur hervorheben, was mir hier zur weiteren Entwickelung des Vorhergesagten zweckdienlich erscheint.

Unter dem Schutze der anfänglich localen städtischen, dann landschaftlichen und später staatlichen Gesetzgebung wuchs ein behäbig seßhaftes Bürgerthum heran, das, dem Kriege und der Fehde abhold, sich dem Gewerbe und dem Handel als Lebensberuf zuwendete; war erst des Lebens Nothdurft zu sattsamer Befriedigung gelangt, so verblieb noch Lust und Muße zur Ausübung der „freien" Künste, die unter manch sinnigem und wohlwollenden Fürsten sich zur höchsten Blüthe entfalteten, indeß die Lande weithin ringsumher noch in tiefster Geistesnacht lagen. Stätten der Wissenschaft thaten sich auf, wissensgierige Schüler strömten herbei und so wurden die Städte nicht nur zu Mittelpunkten der staatlichen Gewalt, zu Emporien des Handels und des Weltverkehrs, sondern auch zu bedeutsamen Centren der geistigen und civilisatorischen Entwickelung der Menschheit. In dieser Beziehung war die Wirkung eine gegenseitig unverkennbare; die reichhaltigen Lebensquellen der großen Städte, die „Reibung" der Geister beförderten das Aufblühen der Künste und Wissenschaften; die Erfolge dieser hinwiederum hoben den Glanz, den Reichthum und die Anziehungskraft der Städte. Das Wachsthum der Städte scheint mir daher ein Maßstab für die culturelle Entwickelung der Menschheit überhaupt zu sein, ja ich möchte die Behauptung wagen, daß zwar einzelne bevorzugte Menschen im Stande wären, einsam und in ländlicher Abgeschiedenheit den höchsten Geistesflug zu thun, die Menschheit im Großen aber nur auf dem Boden großstädtischer Vereinigung und mit allen Machtmitteln derselben ausgerüstet ihren Blick über die bedrückende Sphäre der irdischen Interessen hinaus in eine höhere Region zu erheben vermag.

Man wolle mir gestatten, diese Gedankenreihe damit abzuschließen, daß ich die Ansicht ausspreche, die Schaffung der Städte überhaupt — und somit der hiervon nur dem Grade nach verschiedenen Großstädte — sei eine That der menschlichen Intelligenz, ein Product der Vernunft, die nach Gründen der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit vorgeht, den höchsten Grad des geistigen und materiellen Wohlseins anstrebt und sich diesem Ziele durch die Functionen der Großstädte auch nähert. Es geschah diese That nicht in einem gegebenen historischen Augenblicke, nicht durch einen Einzelact des menschlichen Willens, sondern durch das unbewußte Drängen der Menschheit nach einem Ziele, das nur auf diesem Wege erreichbar schien.

Vielleicht wird man mir nun den Vorwurf machen, daß ich durch diesen Panegyrikon auf die Großstadt die eingangs gestellte Frage schon voreilig und einseitig zu lösen versucht habe. Ich will nicht behaupten, daß sie durch das bisher Gesagte schon erledigt sein könne und bitte daher, nunmehr auch die zweite Seite derselben mit mir ein wenig zu besehen, welche sich mit dem Wesen und dem Ursprunge des Verbrechens beschäftigt.

Das goldene Zeitalter, in welchem die Menschheit ohne Fehl und somit ohne Verbrechen gewesen wäre, hat leider, das ist wohl unleugbar — niemals bestanden, weder in der Zeit vor der Begründung der städtischen Gemeinschaften, noch nach derselben jemals außerhalb dieser. Denn, sobald sich die Interessen der Menschen zu scheiden begannen und untereinander in Gegensatz traten, und das geschah doch wohl schon in allem Anfange menschlicher Existenz, waren auch die sachlichen und persönlichen Factoren zur Entstehung von Verbrechen gegeben. Denn das Verbrechen ist niemals etwas anderes, als ein durch List oder Gewalt bewirkter Eingriff in die Rechtssphäre des Nebenmenschen, das ist in das Gebiet seiner gesammten rechtlichen Interessen; es entspringt dem Willensbereiche des Thäters und dem Entschlusse desselben, sich einen Genuß, die Befriedigung eines Lustgefühls, einer Annehmlichkeit, die er auf gesetzlichem Wege nicht erlangen kann, mittelst des Unrechts zu verschaffen. Ob nun dieser Entschluß zur strafbaren That aus einer leidenschaftlichen plötzlichen Aufwallung des Gemüthes geboren wird, wie bei den sogenannten impetuosen Verbrechen, oder aus reiferer Ueberlegung, in welcher der Verstand des Menschen zum gefälligen Diener seines Willens wird, immer ist das Verbrechen eine Frucht des Wollens und nicht des Denkens, eine Erscheinung somit, die nicht der Welt der Intelligenz, sondern jener anderen Halbseite des menschlichen Wesens angehört, für das man die mannigfaltigsten Namen, aber noch keine allgemein unbestrittene Bezeichnung gefunden hat, der Welt des „Gemüths“, des „Herzens“ u. s. w. In diesem Sinne kann man sagen, daß jedes Verbrechen stets eine unlogische, vernunftwidrige Handlung ist, denn wenn sie auch im Augenblicke und für eine gewisse Spanne Zeit den vom Willen erstrebten und durch intellectuelle Mittel erreichten Zweck erfüllt, so steht sie doch mit jenen unabänderlichen Gesetzen im Widerspruch, auf denen die

Existenz des Menschengeschlechtes aufgebaut ist und allein dauernd beruhen kann, und muß daher früher oder später zu nichte werden.

Wenn wir nun einerseits erkannt haben, daß der Entstehungsgrund des Staates, der Zweck seiner Bildung zunächst in der Normirung des Rechtes, in der Schaffung und Begrenzung der Rechtsbegriffe und sohin in der Verwirklichung und Erhaltung des dadurch gegebenen Rechtes gelegen ist, so sehen wir andererseits mit gleicher Deutlichkeit, daß das Verbrechen aus einer steten Negation dieses Rechtes, aus der Absicht, diesen Rechtszustand ganz, oder in einem individuellen Theile zu zerstören, entspringt, daß also das Verbrechen seinem Wesen nach ein unversöhnlicher Widersacher des Staates ist und daher mit ihm im steten Kampfe liegen muß. Dieser begriffliche, tief einschneidende Gegensatz stellt sich äußerlich in den zahlreichen, vom Staate gegen das Verbrechen erlassenen Gesetzen und in allen jenen Vorkehrungen und Anstalten dar, mittelst welcher der Staat seine Repressionsgewalt anwendet. Je entwickelter der Staat in seiner Machtsphäre ist, je höher der Culturzustand seiner Inwohner, desto reichhaltiger und werthvoller werden auch die Rechtsgüter, die Interessen sein, denen er seinen Schutz verleihen muß, und man kann daher wohl sagen, daß die Entwickelung einer rationellen Strafgesetzgebung im Staate in gerader Proportion zu der Stufe steht, welche er in der Reihe der modernen Culturstaaten einnimmt. Ein Blick auf solche staatliche Gemeinwesen, in denen die Blutrache, der räuberische Einfall in fremdes Gebiet und alle damit verbundenen Grausamkeiten auch außer dem Falle eines Krieges noch als Heldenthat gelten — dürfte dieses scheinbare Paradoxon rechtfertigen. Was ich aber hier vom Staate gesagt habe, scheint mir mit zwingender Nothwendigkeit auch von der Stadt und der Großstadt zu gelten; sie ist ein Theil des Staates und zwar sein wichtigster, zum Leben unentbehrlichster. Paris ist die Seele, das Herz Frankreichs, sagt bekanntlich Victor Hugo. Sie ist denselben Principien entsprungen, sie theilt mit dem Staate alle rechtsbedeutsamen Prämissen seines Daseins, sie hilft ihm in der Erreichung seiner Zwecke und Ziele. Diese Identität ihres Wesens bringt es mit sich, daß Stadt und Staat sich gegenseitig fördern und heben, und dies um so mehr, je mehr die Macht des Staates in seinem Mittelpunkte, der Großstadt, centralisirt erscheint. Demnach läßt sich nicht leugnen, daß alles, was dem Wesen des Staates zuwider, was ihm und seinen Zwecken abträglich ist, es in gleichem Grade auch der Stadt gegenüber sein wird. Der grimme Antagonist des Staates, das Verbrechen, ist auch der Feind der Stadt; ihr ganzes, so reich dahinfluthendes Leben beruht auf dem Grundsatze gegenseitiger Rechtsachtung und zwar um so vertrauensvoller, je mehr sie sich zur Großstadt emporringt. Die Wälle und die Mauern sehen wir fallen, die Wachen an den eisengepanzerten Thoren verschwinden, all' diese mechanischen Schutzmittel, womit das innen wohnende Recht sich gegen das von außen eindringende Unrecht zu sichern suchte, werden durch die abstracte Autorität des Gesetzes ersetzt,

und von den beengenden Fesseln dieser Rüstung befreit, dehnt die Großstadt ihre täglich wachsenden Glieder weit hinaus in die Gefilde.

Vielleicht darf ich nunmehr die verschiedenen Vorfragen, in welche ich oben mein heutiges Thema zerfällt habe, verneinend beantworten? Die beiden Erscheinungen im Leben der Menschheit, deren Beziehung zu einander wir untersuchen wollten, stehen sich im Verhältniß conträrer Gegensätze gegenüber; schon der Grund ihres Entstehens ist ein diametral verschiedener, so verschieden, wie die Welt der Intelligenz von der großen und oft so stürmisch erregten Welt des Willens; sie sind ihrer Natur nach unversöhnliche Gegner. Nichts von alledem, wodurch das Verbrechen erleichtert und gefördert wird, kann jemals dem Aufblühen und Erstarken des Staates und der Stadt förderlich und wohlthuend sein, ja im Gegentheile, was jenem nützlich, ist diesen verderblich und wenn daher in einem geordneten Staats- und Städtewesen das Verbrechen zeitweilig an die Oberfläche tritt, so geschieht dies nicht wegen und nicht in Folge des Bestehens dieser Organismen, sondern trotz desselben und gegen dessen Zwecke. Ich vermöchte es nicht zu verstehen, wenn man nun sagen wollte, es werde dies wohl von Städten geringerer Bedeutung vielleicht zuzugeben sein, aber nicht von Großstädten, von denen hier die Rede sein müsse, denn der Unterschied ist hierin kein essentieller, sondern nur ein gradueller und kann daher an den wesentlichen Prämissen meiner Behauptung nichts ändern. Ich vergesse gewiß nicht, daß das sociale Leben in der Großstadt Formen annimmt und Zustände schafft, welche eben das Eintreteten verbrecherischer Handlungen in gewissen Richtungen mit sich bringen, allein die Ursache hiervon ist nicht in dem Bestande und Wesen der Großstadt, sondern in andern Factoren zu suchen, die mit derselben nicht nothwendig verknüpft sind und auch außerhalb ihres Bannkreises zu denselben beklagenswerthen Resultaten führen werden.

Ich gestehe nun gern zu, daß der vielfach verzweigte und mannigfaltige Organismus der modernen Welt sich nicht immer ganz so darstellt, wie er sich im Kopfe des Theoretikers abspiegelt; ich vergesse nicht, daß man „die Lücken des Weltenbaues mit Schlafrockfetzen und Nachtmützen" nicht verstopfen kann. Die Gesetze der Logik sind allerdings nach allen Richtungen gleich unabwendbar wirksam, und besonders in der realen Welt der äußern Thatsachen ist ihre Herrschaft eine unerbittliche, allein auch diese reale Welt ist uns in so vielen Beziehungen noch eine unerforschte, die Wechselbeziehung der mitwirkenden Ursachen, die Störungen des normalen Verlaufes durch dem Auge noch verborgene Factoren sind so zahlreiche, daß wir die Gesetze der entferntesten Himmelssphären mit größerer Verläßlichkeit zu ermitteln vermögen, als die Gesetze des socialen Lebens im heutigen Staate, eines Gebietes, auf welchem der unermüdliche Geist menschlicher Forschung im Vereine mit den unberechenbaren Launen des menschlichen Wollens an einem Tage die erhabensten Erscheinungen der Cultur und der Tugend, nicht minder aber auch die verwerflichsten Irrthümer und Verruchtheiten zu Tage fördert.

Sehen wir uns aber, die Theorie bei Seite lassend, die thatsächlichen Zustände einer Großstadt mit praktischem Blicke an, so müssen wir wohl zugestehen, daß die vielfachen Vorkehrungen, welche Staat und Stadt im Bunde zur Sicherung des Lebens und der Habe ihrer Einwohner getroffen haben, das Verbrechen nicht gerade ermuthigen und erleichtern. Die mehr oder minder stramme Ordnung, in der sich das geschäftliche Leben der Großstadt abwickelt; die Pünktlichkeit, mit der zu gleichen Tages- und Nachtzeiten dieselben Menschen, dieselben Vorgänge pedantisch genau wieder erscheinen, kurz die Gesetzmäßigkeit, in deren Rahmen sich der ganze Organismus und jedes einzelne Element desselben bewegen muß, erleichtert die Wahrnehmung jeder Abnormität; das „Auge des Gesetzes," das der Großstädter an jeder Straßenecke begegnet, wacht, und hunderterlei Einrichtungen unterstützen und fördern die schwere Aufgabe dieses Auges, vom Bakel des Schullehrers angefangen, der dem kindlichen Staatsbürger Zucht und Sitte beizubringen hat, bis hinauf zur höchsten Spitze staatlicher Gewalt.

Alles das sind Schranken und Hemmnisse für das Verbrechen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Objecte verbrecherischer Habgier in größeren Städten dichter angehäuft sind, als in kleinen Dorfgemeinden, und zuweilen etwa durch ihr luxuriöses Hervortreten die Lust des Verbrechers mehr aufzuregen vermögen, als die schlichteren Formen des ländlichen Besitzes. Darum mag der Diebstahl in den Städten verhältnißmäßig öfter vorkommen als auf dem „flachen Lande"; allein die Zahl der Diebstähle ist es wohl nicht, die die Klage über „Verwilderung" der Sitten begründet, und wo der Diebstahl die wildere, gewaltthatige Form des Raubes annimmt, wird er gewiß eher die einsame Heerstraße oder den düsteren Waldpfad sich zum Schauplatze erwählen, als die Straßen der Großstadt. Hier wie dort hofft er der Entdeckung seiner Schuld leicht zu entrinnen; im sinnenbetäubenden Gewirr der Großstadt zählt er darauf, spurlos im Gewühle der Menschen zu verschwinden; in der menschenleeren Einsamkeit der „länderverbindenden" Straße, im Dunkel des Waldes gab's kein Menschenauge, das Zeuge seiner That gewesen wäre, und so sind die Bedingungen, die das Verbrechen begehen ließen oder ermuthigten, in beiden Fällen, wenn auch aus ganz entgegengesetzten Ursachen, dieselben, und können als der Großstadt allein eigenthümliche nicht bezeichnet werden.

Kann man also nach näherer Betrachtung der Frage noch sagen, die behauptete „Verwilderung der Sitten" sei eine Folge und Wirkung jener Form des menschlich-gesellschaftlichen Lebens, die sich in dem Begriffe der „Großstadt" darstellt? Ich glaube die Frage wohl nunmehr verneinen zu dürfen. Die verdammenswerthen Regungen und Neigungen des menschlichen Gemüthes, die zum Unrecht und zur Verleugnung der Sittlichkeit führen, werden auch durch die höchste Entwickelung der Cultur und Civilisation niemals ganz bezähmt, die verwerflichen Dispositionen des Individuums werden niemals ganz unterdrückt und behoben werden können, sie werden

sich auf dem Gebiete der Moral im engeren Sinne, wie auf dem der Criminalistik so lange geltend machen, als die Menschenbrust von Begierden getrieben, von Leidenschaften durchwühlt, von den Dämonen des Bösen gequält wird. Die Aufgabe des staatlichen und großstädtischen Gemeinwesens kann jederzeit nur sein, die Kraft und Wirkung dieser Motive einzudämmen, und dort, wo ihre Ausbrüche mit den Gesetzen seines Daseins und Bestandes in Widerspruch treten, ihnen mit ahndender Gewalt entgegen zu treten, das Recht und mit ihm die Errungenschaften des menschlichen Fortschrittes wieder sicherzustellen.

* * *

Die ganze Streitfrage, die uns im Vorstehenden beschäftigt hat, ist im Grunde genommen keine neue, und es gereicht mir einigermaßen zur Beruhigung, daß schon unsere Vorfahren vor mehr als 130 Jahren sich mit einem ähnlichen Problem befaßt und es in gewissem Sinne für uns gelöst haben. Die heutige Frage nach der ethischen Bedeutung der Großstadt erinnerte mich sogleich an eine andere, damals aufgeworfene, die mit ihr, wie ich glaube, eine große Verwandtschaft hat.

Im Jahre 1750 schrieb die Akademie der Wissenschaften zu Dijon einen Preis auf die Beantwortung der Frage aus, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste in Europa zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe („à épurer les moeurs"). Ich erinnere mich nicht, irgendwo gehört zu haben, daß diese Akademie einer kleinen französischen Provinzstadt durch irgend eine andere bedeutsame Geistesthat ihr Gedächtniß auf die Nachwelt gebracht hätte; durch das Aufwerfen dieser barok erscheinenden Frage hat sie sich aber allerdings einen Platz in der Geschichte der Literatur gesichert, denn ein „Bürger von Genf" überraschte die damalige Welt durch eine sehr gelehrte Antwort, in welcher er nicht nur die Frage verneinend erledigte, sondern sogar auch, über den Rahmen derselben hinausgehend, den Nachweis zu erbringen versuchte, daß die Wiederkehr der Wissenschaften und Künste, nämlich was man darunter verstand: die nach der Zerstörung des griechischen Kaiserthums in Konstantinopel erfolgte Einwanderung griechischer und überhaupt altklassischer Gelehrsamkeit — die Sitten der bis dahin tugendsamen Europäer geradezu verschlechtert habe. Ihm wurde von den Weisen zu Dijon auch der Preis zuerkannt, so sehr scheint er sie durch den bestechenden Glanz seiner Argumente geblendet zu haben. Im Lande aber ertönte ein Schrei der Entrüstung, der sich sogleich in einen heftigen Federkrieg ablagerte, ohne dadurch zur Ruhe zu kommen. Auf seinen preisgekrönten „Discours" kamen „Refutations", auf diese trat der damals noch unbekannte Jean Jacques Rousseau mit „Observations" hervor, die ihn als den Autor der Preisschrift erkennen ließen, kurz, es wickelte sich ein förmliches Civilproceßverfahren mit Rede und Gegenrede ab, in welchem sich aber die Kämpfer nicht mit Gesetzesparagraphen, sondern nach damaliger Methode

mit schöngeistigen Citaten aus allen Zeiten, von Tacitus und Cicero, Horaz und Virgil bis auf Boileau und Fénélon an den Leib rückten, so daß es förmlich ergötzlich zu sehen ist!

Welcher Partei wir heute, wo wir mit kühler Objectivität die Erhitzung beider Theile belächeln, Recht zu geben haben, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Denn abgesehen davon, daß J. J. Rousseau den Gegenstand, um den es sich handelte, durchaus nicht klar und präcis darstellte, daß er, wie es scheint, von dem Begriffe „Sittlichkeit, Ethos" keine Vorstellung hatte — (was er nebenbei gesagt auch in seinem bürgerlichen Leben vollauf bewies) — sondern immer, wo von „Tugend" die Rede war, die kriegerische Tapferkeit Roms und Spartas mit ihr vermengte, abgesehen hiervon, ist er oft von einer ganz kindischen Naivetät, die seinen Gegnern den Sieg gar zu leicht machen mußte. Auch er schwärmt von den strohgedeckten Hütten und dem ländlichen Herde, wo einst die Genügsamkeit und die Tugend gewohnt — bezeichnet die Wissenschaft als die gefährliche Waffe, die die mütterlich besorgte Natur dem Menschen vorenthalten müsse und gelangt auf diesem Wege natürlich zu dem Schlusse, die verderblichen Wirkungen der Erfindung der Buchdruckerkunst zu beklagen, durch welche die gefährlichen Träumereien eines Hobbes und Spinoza nun auf alle Nachwelt gelangen werden! Was würde der Aermste wohl heute sagen, im Zeitalter der Schnellpressen, die da mit mehr oder weniger Preßfreiheit noch ganz andere Dinge zu Tage fördern, als jene Nahrung für einsame Denker? Heute gilt er selbst als einer der Vorkämpfer der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und in diesem Sinne preist man ihn, oft ohne ihn genau zu kennen.

Ein ganz vortreffliches Buch, dessen diese Blätter schon im Januar dieses Jahres Erwähnung thaten*), spricht es gleich im Eingange seiner tief angelegten Erörterungen aus, daß jeder Rückschritt in der Sittlichkeit ein Rückschritt in der Cultur der Menschheit sei. Diesem Satze kann man auch im juristischen und im historischen Sinne vollkommen beipflichten dahin, daß jedes Verbrechen einen Rückfall in den frühern, staatenlosen Rechtszustand und in die vergangenen Zeiten der Uncultur bedeute. Man sagt ja häufig im gewöhnlichen Leben beim Anblicke einer Gewaltthat: „Das ist Barbarei, mittelalterliches Faustrecht u. dgl.", womit man eben nichts anderes besagt, als oben von W. Starke ausgedrückt wird. Wenn mir nun andererseits zugestanden wird, daß die Entstehung städtischer Gemeinwesen und ihre allmähliche Entwickelung zu den Formen der Großstadt als eben so viele Etappen des menschlichen Culturfortschrittes zu erkennen seien, daß der Bestand der Großstadt als ein Symptom dieses Fortschrittes mit diesem in geradem Verhältniß stehe und sich zu ihm etwa so verhalte, wie die Blüthe des Baumes zum Stamme desselben — so ergiebt sich hieraus als dritter Satz des Syllogism, daß das Verbrechen als culturwidrige und culturzerstörende

*) „Nord und Süd" Januarheft 1884 Seite 107.

Erscheinung der Gegensatz des städtischen Wesens sei, ein Ergebniß, welches ich oben bereits aus einer andern Gedankenreihe abzuleiten versucht habe. Er hat sich mir aber aus diesen Erwägungen der Anlaß zu der Behauptung ergeben, daß unsere heutige Streitfrage nach der Bedeutung der Großstadt in ethischer Richtung eigentlich mit der im Jahre 1750 zu Dijon aufgeworfenen Frage so ziemlich identisch sei. Denn die Wiederkehr der Wissenschaften und Künste, um deren Wirkung auf die Sitte der Menschheit man sich damals stritt, ist der geistige Ausgangspunkt des heutigen Culturzustandes. Die Pflege der Wissenschaft jeder Art — ich beschränke dies nicht etwa blos auf die sogenannten humanistischen Disciplinen — ist es, durch welche Faustrecht und Willkür des Einzelnen gegen den Schwächern, durch welche Sclaverei und Leibeigenschaft abgeschafft, die moderne Verfassung des Staatslebens entwickelt, die Gleichheit des Menschen vor dem Gesetze statuirt wurde; durch sie kamen Hexenverbrennung und religiöser Haß allmählich zu Falle. Es zweifelt ja wohl Niemand, daß menschliche Vorurtheile und Irrthümer nicht so sehr durch menschliches Gesetz, als vielmehr durch die heilende Wirksamkeit der Vernunft bezwungen und ausgerottet werden, denn zuweilen ist ja das Gesetz selbst noch ein Ausdruck des Vorurtheils und geht dem Fortschritte der Cultur nicht als Führer voran. Im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der überraschendsten Fortschritte und Erfindungen auf dem Gebiete der exacten und realen Wissenschaft, hieße es Eulen nach Athen tragen oder offene Thüren einrennen, wollte man die Bedeutung und den sittigenden Einfluß der Wissenschaft für die Menschheit erweisen, und ich halte meine Sache für gewonnen, wenn man nur so gütig ist, zuzugeben, daß die Stadt und insbesondere die moderne Großstadt ebenso wie menschliche Civilisation überhaupt durchaus ein Werk des Menschengeistes, der Vernunft, und deshalb das Gegentheil des Verbrechens, mit diesem wesentlich unvereinbar sei.

Nun könnte es mir zum Schlusse meiner Betrachtungen widerfahren, daß man zwar meinen Folgerungen keinen allzu grellen Trugschluß zur Last zu legen, trotz alledem aber doch geneigt wäre, ihnen die Gewalt der Thatsachen ungläubig entgegen zu stellen. Die entsetzlichen Gewaltthaten, von deren Erwähnung ich im Beginn ausgegangen bin, sind nun einmal im Weichbilde einer Großstadt begangen worden; sie beweisen mit beklagenswerther Deutlichkeit, was Worte und Argumente umsonst zu widerlegen versuchen, daß die Sitten der Menschen im Allgemeinen, vor Allem aber in den großen Centralpunkten ihrer Ansiedelung, die Zeichen wachsender Verwilderung zur Schau tragen und daß man darum mit Recht den Stätten jener abnormen Greuelthaten die Schuld dieser Verwilderung insolange zuschreibe, als nicht andere entlastende Ursachen dafür zweifellos nachgewiesen worden sind.

Diesen positiven Nachweis zu unternehmen, geht zwar über den Rahmen meiner heutigen Aufgabe hinaus, da ich nur unternommen habe, meine negirende Behauptung darzuthun, es sei jene Beschuldigung eine ungegründete.

Ich werde daher den Leser nur mit einigen kurzen Andeutungen bemühen. Man möge mir hiebei gestatten, abermals bei dem reichen Gedankenvorrathe des Herrn W. Starke eine kleine Anleihe zu machen, die, sobald ich sie offen bekenne, den Charakter eines Plagiates verliert. Ich könnte doch, was ich hier für weitere Kreise sagen will, niemals in treffendere Worte kleiden, als er es in dem bezeichneten Buche für die speciell interessirten Fachleute ausgesprochen hat! Die Klage über die Zunahme der Verbrechen und die Abnahme der Sittlichkeit hat man zu allen Zeiten vernommen und schon zu Römerzeiten waren die „laudatores temporis acti“ eine verfehmte Sippe. Die alte Zeit hat eben die Verbrechen nicht so beachtet, nicht so sorgsam gezählt und gewogen, wie die unsere, ja ihr Urtheil war einzelnen Arten von Handlungen gegenüber, die man heute als verwerfliche brandmarkt, ein ganz anderes. Das Gedächtniß einzelner Verbrechen ist längst erloschen und über den allgemeinen Zustand in dieser Beziehung ist keinerlei Aufzeichnung auf uns gekommen. Man darf sich in dieser Erkenntniß auch durch solche erschreckende Geschehnisse, wie sie eben jetzt wieder unsere Aufmerksamkeit fesseln, nicht beirren lassen. Denn derartige Erscheinungen sind nicht nothwendig typisch für ihre Zeit; die in der Gesammtheit des Volkes erkennbaren Erscheinungen lassen sich am wenigsten nach den subjectiven Eindrücken des einzelnen Falles bemessen. Ja man muß im Gegentheil, möchte ich hinzufügen, von diesen Einzelfällen ganz und gar absehen, um zu einem richtigen Urtheile über die Gesammtheit zu gelangen, weil sie gerade wegen ihrer auffälligen Abnormität der Bildung einer Regel störend in den Weg treten. Die Grundlage für eine der Wahrheit entsprechende Erkenntniß kann auf diesem ganz realen Gebiete nur eine sorgfältige Erforschung und Feststellung der Thatsachen und der ihnen zu Grunde liegenden ursachlichen Zustände im socialen Leben der Gegenwart geben und hiemit beschäftigt sich die Wissenschaft heute schon in ausreichendem Maße.

Nehmen wir aber an, daß, abgesehen von den zeitlichen Schwankungen in einzelnen, Jahrzehnte umfassenden Perioden, die Tendenz der bezüglichen Ziffern im Ganzen eine steigende sei, und daß die Steigerung über die dem Anwachsen der Bevölkerung entsprechende Proportion hinausgehe, womit die absolute und relative Vermehrung der Verbrechen, die Erhöhung der Intensität der verbrecherischen Willensrichtung und somit die behauptete Verwilderung der Sitten erwiesen wäre, so wäre es dann erst unsere Aufgabe, uns über die Ursachen dieser Erscheinung klar zu werden. Da giebt es denn nun eine reiche Anzahl von bewegenden Factoren, die, von verschiedenen Gebieten ausgehend, von mannigfachen Prämissen beherrscht, alle concentrisch nach diesem Einen Ziele unabsichtlich hinwirken. Man könnte sie im Ganzen dahin zusammenfassen, daß die Lebensweise des Menschengeschlechtes in jenen Theilen der Welt, die für die vorliegende Frage in Anschlag kommen, in einer allmählichen aber gründlichen Umwandlung begriffen ist. Das fortwährende Anwachsen der Bevölkerung in den meist-

civilisirten Ländern läßt die früher zureichende Menge der Bodenproducte an einem bestimmten Orte längst nicht mehr als genügend erscheinen für den erhöhten Bedarf; ein großer Theil der Arbeitskraft muß sich dem industriellen Erwerbe zuwenden und wird hierdurch allen den unvorhergesehenen und unabwendbaren Schwankungen und Wechselfällen des Handels und des Fabriksbetriebes unterworfen, die sich früher nicht fühlbar machen konnten. Mit diesen ökonomischen Factoren, welche des weiteren auszuführen einem andern Forum und gewiß einer berufeneren Feder vorbehalten bleiben muß, geht gleichen Schrittes eine Wandlung im Geiste des Menschen einher, welcher vielleicht auch ein Theil der Schuld an der oben beregten Thatsache zuzuschreiben sein könnte. Wenn ich den Charakter dieser Wandelung andeute, möchte ich mich gerne vor einem unliebsamen Mißverständnisse schützen, das mir leicht den Vorwurf rückschrittlicher Gesinnung zuziehen könnte, mit dem man als „gebildeter Mensch" nicht behaftet sein darf. Ich zweifle ja nicht daß das Stadium ethischer Entwickelung, in welchem sich die moderne Menschheit heute befindet, nur ein Uebergangsstadium ist, durch welches sie sich ihrer Bestimmung gemäß zu immer höherer Vervollkommnung hindurchkämpfen wird; ich zweifle auch nicht, daß für die Uebelstände, welche mit dem gegenwärtigen Zustande verbunden sein mögen, das richtige Arzneimittel im richtigen Zeitpunkte gefunden werden wird — allein diese vertrauensvolle Ueberzeugung darf mich nicht verleiten, die Augen zu verschließen vor dem, was leider unverkennbar ist. Und so wage ich's denn frischweg es auszusprechen, was so Mancher vielleicht zaghaft in seinem Innern denkt und tröste mich mit dem Gedanken, daß J. J. Rousseau, obgleich er die ganze Buchdruckerkunst verdammt hat, doch ein berühmter Mann geworden ist, daß ich daher schon auch, si parva licet componere magnis, meine geringe Reputation ein wenig auf's Spiel setzen darf!

Wir haben, verehrter Leser, seit Menschengedenken daran gearbeitet, Vorurtheile auszurotten und Irrthümer zu bekämpfen, und da ist uns denn beim besten Willen allgemach auch jeder Autoritätsglaube abhanden gekommen, so daß es mir fast scheinen möchte, es seien mit den unberechtigten und falschen Autoritäten auch die wahren und nothwendigen zu Falle gekommen! Wir haben uns bemüht, Licht und Bildung, die Frucht der Arbeit bevorzugter Geister, allen Menschenkindern zugänglich zu machen und fürwahr, es war und ist dies ein edles und glückbringendes Beginnen, — allein noch ist es uns nicht gelungen, das Dunkel der früheren Unwissenheit ganz zu bannen und die große Menge auf jenen Höhepunkt geläuterter Intelligenz empor zu erheben, auf welchem man die unwandelbaren Gesetze des menschlichen Daseins erkennt und freudig befolgt, weil man sie erkannt hat.

Wir haben uns endlich der Aufgabe unterzogen, das Individuum von den beengenden Fesseln staatlicher Bevormundung zu emancipiren, damit es von den Rechten, die es im Interesse des socialen Zusammenlebens opfern mußte, den möglichst größten Theil wieder zur eigenen Verwaltung zurück-

erlange, aber wir sind noch nicht an dem Ziele angelangt, den Willen des Einzelnen erziehend dahin zu veredeln, daß er sich als ein Theil des Ganzen fühlend, mit den Zwecken der Gesammtheit im freiwilligen Einklange stehend den als nothwendig erkannten Schranken mit voller Zustimmung unterwerfe und zur Erreichung der Menschheitszwecke bis zu antiker Selbstaufopferung mitwirke! —

Doch ich irre ohne Zweifel allzusehr ab! Es sollte mit alledem nur angedeutet werden, daß es Dinge und Processe im staatlichen Leben der heutigen Zeit gebe, welche in viel höherem Maße bei der Beurtheilung unserer Sittenzustände mit herangezogen werden müssen, als die damit durchaus nicht im ursächlichen Zusammenhange stehende, sondern lediglich gleichzeitige Entwickelung der Großstädte.

Inwiefern nun aber die Thaten eines Hugo Schenk, die eines Dickhoff u. s. w., die den Klageruf des Tages hervorgerufen haben, geeignet erscheinen, denselben zu rechtfertigen, das zu besprechen wird mir vielleicht in einem späteren Zeitpunkte gestattet sein, wenn die Entstehung derselben, die Persönlichkeit der Thäter und ihre Motive der öffentlichen Discussion zugänglich sein werden.

Aus dem Lager der Nihilisten.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Breslau. —

In dem fürchterlichen Kampfe zwischen Meuchelmord und Cäsarenwahn, dessen Schauplatz das größte Reich unseres Erdtheils bildet, ist eine Erschöpfung eingetreten — wie immer, wenn eine der kämpfenden Parteien einen ihrer Führer einbüßt. Der Mord Sudejkins hat die Partei der Regierung eines hervorragenden Hauptes beraubt. Er stand an der Spitze des sog. „Antiterroristen-Bundes“ (des O. B. P. T., d. h. Obščestvo borby protiv Terroristov, Verein des Kampfes gegen die Terroristen) und besaß das Vertrauen des Kaisers in einem Grade, wie es bei den unsicheren Verhältnissen Rußlands begreiflicherweise nur wenige besitzen. Der Verlust dieses an seinem Platze überaus tüchtigen Mannes lähmt nicht blos die Thätigkeit des Bundes, den er begründet, sondern den der Regierungspartei überhaupt auf Wochen und Monate. Andrerseits ist die Unthätigkeit selbst einer geringen Zahl terroristischer Parteigänger genügend, um die Actionsfähigkeit der Revolutionäre bedeutend zu schwächen. Ob es nun der Regierung gelingt, die Mörder Sudejkins zu ergreifen und mit dem Tode zu bestrafen, oder ob sie die Grenzen Rußlands überschreiten und ihr Leben retten — für die Unternehmungen des Terrorismus sind sie vorerst verloren.

Ein solcher Zeitpunkt ist wohl geeignet zu einer Rückschau über die Entwickelung des Kampfes, dessen letztes blutiges Opfer Sudejkin geworden, und

zur Betrachtung der Männer, welche es wagen, gegen eine so fest gegründete Macht, wie die Autokratie des Caren aller Reussen, die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Seit einiger Zeit haben die Nihilisten selbst den Schleier von ihrer unterirdischen Agitation fortgezogen und uns den Einblick in tausend Dinge, die bisher räthselhaft, zum mindestens schwer begreiflich erschienen, bedeutend erleichtert.

Ein Führer des Terrorismus, Stepniak, der frühere Redacteur des revolutionären Blattes „Land und Freiheit", hat es unternommen, dem westlichen Europa eine Darstellung der nihilistischen Bewegung und eine Schilderung ihrer Kampfesart zu bieten; Peter Lawrow, giebt seinem Freunde und Kriegskameraden eine Empfehlung mit auf den Weg*).

Er hebt hervor, daß sowohl in Rußland wie in Westeuropa keine Arbeit veröffentlicht worden, welche dem Nihilismus gerecht würde. Die Autoren — meint er — welche für die russische Presse thätig sind, werden durch die Rücksicht auf ihre persönliche Sicherheit gezwungen, jedes Wort, jeden Satz, der aus ihrer Feder fließt, peinlich abzuwägen . . . . . da die geringste Unvorsichtigkeit die härtesten Strafen zur Folge haben würde. Zudem ist fast alles, was in Rußland über den Nihilismus erschienen, von seinen erbittertsten Gegnern geschrieben, die ihn in gutem Glauben für ein ungeheures Verbrechen oder für eine gewaltige Thorheit halten. Westeuropäische Schriftsteller — selbst solche, welchen die russischen Quellen zugänglich — stünden wiederum der Action zu fern, als daß sie bei der Schnelligkeit ihrer Entwickelung schnell genug folgen und mit hinreichender Treue darüber Rechenschaft geben könnten.

Was in der Beurtheilung der revolutionären Bewegung noch vor wenigen Jahren richtig war, hat heute seine Geltung vollkommen eingebüßt Das Jahr 1878 bezeichnet eine Krisis, welche eine gänzliche Umgestaltung sowohl in Bezug auf die Fractionsbildung innerhalb der Partei, wie auf das Verhältniß dieser Fractionen zu einander zur Folge hatte.

Nicht nur die Methode der Action hat sich verändert, sondern auch der Typus des Revolutionärs. Die Fehler und Tugenden, welche den Personen wie der Bewegung selbst anhaften, und welche noch vor wenigen Jahren für dieselben charakteristisch waren, sind ganz anders gearteten Mängeln und Vorzügen gewichen, die wiederum die jüngste Phase der russischen Revolution kennzeichnen. Daher können selbst diejenigen, welche persönlich Antheil an der Action genommen, später aber das Vaterland verlassen haben, oder solche, die sich ausschließlich einer Specialität gewidmet hatten, in schwere Irrthümer verfallen, wenn sie die gegenwärtigen Strömungen beurtheilen oder Prophezeiungen für die Zukunft wagen.

---

*) La Russia Sotterranea. Profili e Bozzetti Rivoluzionarj dal vero di Stepniak già direttore di Zemlia e Volia (Terra e Libertà). Con Prefazione di Pietro Lavroff. (Milano. Fratelli Treves, Editori.) XVI. 290. S. 8⁰.

„Nur ein Mann, der viele Jahre in den Reihen der Kämpfer gestanden, der unmittelbaren Antheil genommen an den verschiedenen Phasen, welche die russische Bewegung durchzumachen hatte, der genaue Bekanntschaft mit den Personen hat, welche in diesen verschiedenen Phasen auftreten — und die, obgleich Männer desselben Decenniums, doch durchaus verschiedene Naturen sind — nur ein solcher Mann wäre im Stande, dem europäischen Leser ein wahrheitsgetreues Bild zu liefern, ein Bild, welches der Form und dem Inhalt der revolutionären Bewegung gerecht wird." Stepniak gilt den Revolutionären als eine Persönlichkeit, die alle diese Bedingungen erfüllt und schriftstellerisches Talent in genügendem Maße besitzt. Wir haben demnach ein Recht, seine Schilderungen der Personen und Dinge als das anzusehen, was die Nihilisten über sich selbst denken, und seine Urtheile, soweit dieselben nicht von seiner persönlichen Denkart beeinflußt sind, als die Anschauungen der Partei zu betrachten.

Damit hätten wir auch den Maßstab für das Buch selbst gewonnen. Man wird von keinem Parteigänger die Ruhe des Historikers erwarten, man wird sie auch nicht fordern, und je größer die Kluft zwischen den Idealen der Kämpfenden und dem thatsächlichen Bestand der in Frage kommenden Verhältnisse ist, desto schwieriger wird es, objectiv zu urtheilen.

Ohne Zweifel kennt Stepniak, als einstiger Redacteur der revolutionären Zeitung „Zemlja i Wolja" (Das Land und die Freiheit) den Gegenstand einer Darstellung so genau, wie kein Zweiter, aber er betrachtet Alles von einem Standpunkt, den unter seinen westeuropäischen Lesern nicht leicht Jemand einnehmen dürfte. Fehler wie Tugenden wachsen bei ihm in's Ungeheuerliche; wer nicht das Aeußerste der nihilistischen Forderungen als berechtigt anerkennt, ist ein Feind der Freiheit — dieser Standpunkt ist erklärlich, aber er trübt den Blick und verschiebt das Bild. Er läßt Alles wie durch ein Vergrößerungsglas sehen. Auch wir wissen, daß Zustände, wie die russischen in unserem Decennium, das Maß des Gewöhnlichen ausschließen; als Schüler der Geschichte ist uns der Grundsatz geläufig, daß die Revolution „Kolosse ausbrütet". Tugenden nehmen den Charakter des Uebermenschlichen, Laster das Gesicht des Unmenschlichen an. Wankelmüthige werden von energischen Häuptern zu entscheidenden Thaten geführt, Führer durch die Begeisterung ihrer Gefolgschaft zu neuem Muthe angespornt. Aber auch das haben wir aus der Geschichte gelernt, daß, was auf den ersten Blick als die Kühnheit eines Helden erscheint, oft nichts Anderes ist, als die verzweifelte That eines Ausgestoßenen, und das Marthyrium des revolutionären Heroen ist nicht immer zu unterscheiden von dem Ende eines irregeleiteten Verbrechers.

Wir wollen damit nicht unsern Standpunckt gegenüber den Männern der russischen Revolution kennzeichnen — der thut hier nichts zur Sache; es soll nur erklärt werden, warum Stepniak trotz der augenscheinlich gründlichsten Kenntniß der Verhältnisse, in seiner Darstellung nicht unbedingt treu sein kann.

Für ihn sind alle seine Mitkämpfer Helden und Edelgesinnte, und dieses Verhältniß zu ihnen bildet die Grundlage seiner Charakteristiken und Skizzen.

Es war aber auch darum nothwendig, diesen Punkt zu berühren, weil wir in Folgendem den Autor vielfach in seinen eigenen Worten sprechen lassen. Der Leser wird sich nun das Pathos der Darstellung und die Uebertreibungen im Urtheil erklären und nicht von uns Verantwortung fordern für das, was ein begeisterter Führer des Nihilismus von seinen Parteigängern und ihrer Sache sagt.

* *
*

Als Turgenjew in seinem Roman „Väter und Söhne" das Wort für die neue Lehre und ihre Vertreter erfand, waren die Nihilisten weit davon entfernt eine politische Partei zu bilden. „Der wahre Nihilismus war eine philosophische und literarische Bewegung, welche in dem ersten Decennium nach Aufhebung der Leibeigenschaft, also zwischen 1860 und 1870, blühte. Jetzt ist dieselbe gänzlich erloschen . . .

Der Nihilismus war ein Kampf des intelligenten Menschen gegen jede Abhängigkeit, der gleichen Schritt hielt mit demjenigen der arbeitenden Klassen gegen ihre Unterdrücker. Die Grundlage des Nihilismus war, genau genommen, der absolute Individualismus . . . Der Nihilismus war eine leidenschaftliche, mächtige Reaction, nicht gegen den politischen Despotismus, sondern gegen den moralischen, welcher auf dem Privatleben des Individuums lastete."

Wofür man sich in jener Zeit begeisterte und welchen Grad die Hingebung der Nihilisten an ihren Gegenstand erreichte, lehrt uns ein Brief B. Zajcews, in dem es heißt: „Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist, wir waren keine Egoisten (wie ihr uns nennt), wir waren im Irrthum, ich gebe es zu, aber wir waren tief davon durchdrungen, für die Glückseligkeit des Menschengeschlechts zu kämpfen, ein jeder von uns hätte das Blutgerüst bestiegen und seinen Kopf für Moleschott oder Darwin hingegeben." „Eine für den russischen Geist höchst charakteristische Erscheinung — dieser zum Fanatismus gesteigerte Eifer für Dinge, welche im Westen höchstens Zustimmung oder Widerspruch erregen können."

Der Kampf richtete sich demnach mehr gegen gesellschaftliche Ideen als gegen staatliche Einrichtungen. Zunächst war die Religion das Object des Angriffs und bei der geringen Anhänglichkeit des gebildeten Russen an die in Ceremonien und Formeln ausgeartete Religionsübung und der geringen Widerstandsfähigkeit des Clerus fiel der Sieg dem Nihilismus fast ohne Mühe in den Schooß. Heute „ist in Rußland ein Mensch, der nicht im weitesten Sinne des Wortes Materialist ist, ein weißer Rabe."

Nach der Religion ward die Frauenfrage in Angriff genommen. Es ist bekannt, daß in keinem Lande der Emancipationsdrang der Frau so stark ist, wie in Rußland, und daß sie in keinem die Schranken, welche Natur

und Tradition ihr gezogen, an so vielen Stellen durchbrochen hat, wie im Vaterlande des Nihilismus.

Aber das nihilistische Ideal veränderte sich rasch unter den Einflüssen westeuropäischer Lehren und Ereignisse. Mit dem Jahre 1871 — dem Jahre der Pariser Commune — macht der eigentliche Nihilist dem Revolutionär Platz. Der Unterschied dieser beiden Typen faßt Stepniak in den Satz zusammen: Der Nihilist sucht um jeden Preis das eigne Glück, sein Ideal ist ein vernunftgemäßes Leben auf realistischer Basis; der Revolutionär sucht um jeden Preis das Glück seines Nächsten, welchem er sein eigenes aufopfert. Sein Ideal ist ein Leben voller Leiden und ein Märtyrertod.

Unmittelbar nach der Pariser Commune bildete sich in Moskau die Gesellschaft der Dolgošincy und 1872 in Petersburg die Čajkowcy mit Unterabtheilungen in Moskau, Kiew, Odessa, Orel und Taganrog. Ihre Aufgabe war die socialistische und revolutionäre Propaganda unter den Arbeitern und Bauern. Ihre Mitglieder gingen „unter das Volk". Zwei Jahre bediente man sich dieser Methode des Kampfes. Begeistert schildert Stepniak den Revolutionär, der an diesem Kampfe Theil nimmt. „Er entäußert sich der üppigen Kleider, welche ihn auf dem Körper brennen, er legt den rauhen Kittel des russischen Bauern und dessen Bastschuhe an. Er verläßt den stolzen Palast seiner Väter, dessen Mauern auf ihm lasten, wie der Vorwurf eines Verbrechens und „geht unter das Volk" in eine fremde Gegend. Der schwache, verzärtelte Abkömmling des Adelsgeschlechts thut die mühsame Arbeit eines Bauern und erträgt tausend Entbehrungen, um ihm das Wort der Erlösung zu bringen, das Evangelium unseres Jahrhunderts, den Socialismus. Was gilt es ihm, daß die Schergen der Regierung ihm auf dem Fuße folgen? Was ist ihm Verbannung, Sibirien, der Tod? Erfüllt von der erhabenen Idee, welche wie die Mittagssonne ihn erwärmt, verachtet er die Leiden und würde dem Tode mit dem Blicke der Begeisterung und mit glückseligem Lächeln in's Auge schauen."

Aber auch diese Art der Propaganda mußte aufgegeben werden.

Auf der einen Seite war es der Stumpfsinn der Bauern, auf der andern die erhöhte Wachsamkeit der Regierungsorgane, an welchen sie scheiterte. Das Volk sei gut, harmlos, vertrauensvoll wie ein Kind — hatten die ersten Propagandisten gesagt, um zur Nacheiferung anzuspornen — es bringe ihnen nicht nur kein Mißtrauen entgegen, sondern empfange sie mit offenen Armen und Herzen und lausche ihren Worten mit Freuden. Nach dem ermüdenden Arbeitstage versammle sich Alt und Jung um sie, wenn sie in einem elenden, verräucherten Häuschen bei dem Scheine eines glimmenden Holzscheits in Ermangelung anderer Beleuchtung, ihnen von Socialismus erzählen, oder aus einem der wenigen mitgebrachten Bücher über die Propaganda vorlesen. Sobald sie in ein Dorf kämen, werden die Gemeinde-Versammlungen sofort unterbrochen, da die Bauern dieselben verlassen, um ihnen zuzuhören.

Diese Schilderung mochte hie und da zutreffen. Allgemein giltig war sie nicht. Und was hätte auch die Empfänglichkeit allein genützt? Geheim halten konnte der russische Bauer die in seinen Dörfern betriebene Propaganda nicht, und das Häuflein todesmuthiger Idealisten konnte einen offenen Kampf gegen die Regierungsorgane nicht aufnehmen.

So mußte denn die Methode aufgegeben werden. An ihre Stelle trat die Gruppenpropaganda, oder, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, die „Colonie" (poselenie). Eine größere Anzahl von Parteigängern ließ sich in einer bestimmten Gegend nieder, knüpfte nur mit den vorsichtigeren und klügeren Bauern Verbindungen an und trieb die Propaganda weniger offenkundig als bisher. „Diese Colonien, die der Entdeckung weit weniger ausgesetzt waren, erhielten sich mit wechselndem Glück mehrere Jahre hindurch und bestehen theilweise noch jetzt, nicht ohne Frucht zu tragen. Ihre Erfolge können jedoch, bei der Ausdehnung Rußlands und bei der Nothwendigkeit, ihr Wirken auf ein enges Gebiet zu beschränken, nur von sehr geringer Bedeutung sein."

Endlich wird der Propagandist von dem Terroristen abgelöst, der Mann der Idee von dem Manne der That. Bei aller Anerkennung für die Gesinnung hält Stepniak den Anhänger der Propaganda für einen Idealisten, dem es vollkommen an der Kraft gebrach, für einen Gedanken zu wirken. „Der Typus des Propagandisten im Beginn des letzten Jahrzehnts — sagt er — war mehr ein religiöser als ein revolutionärer. Sein Glaube war der Socialismus, sein Gott das Volk; trotz aller Beweise vom Gegentheil war er fest davon durchdrungen, daß die Revolution in kurzer Zeit ausbrechen werde, wie man zu gewissen Zeiten des Mittelalters an das Herannahen des jüngsten Gerichts glaubte. Die unerbittliche Wirklichkeit versetzte seiner Begeisterung und seinem Glauben einen harten Schlag, indem sie ihm seinen Gott zeigte, wie er ist, nicht wie er ihn träumte. Demungeachtet war er opferbereiter denn je, aber er besaß weder das Ungestüm noch die Leidenschaft für den Kampf. Nach den ersten Niederlagen hoffte er nicht mehr auf den Sieg und strebte mehr nach der Dornenkrone als nach dem Lorbeerkranz. Er nahm das Martyrium mit der Heiterkeit des Christen der ersten Jahrhunderte auf sich, er nahm es auf sich nicht allein mit voller Ergebung der Seele, ja sogar mit Wollust, denn er verstand zu leiden für seinen Glauben. Er war ganz Liebe, er haßte Niemanden, nicht einmal seine Henker."

Wenn diese Charakteristik zutreffend ist, so waren allerdings die Propagandisten nicht die Männer, welche dem Ideale der heutigen Nihilisten entsprechen. Sie mochten für ihre Idee sterben, nicht — tödten.

Die jüngste Phase der russischen Revolution aber trägt das Brandmal des Mords an der Stirn. Der Mord aller Vertreter des Despotismus und seiner käuflichen Diener — das ist das Feldgeschrei des Nihilismus, das Zeichen, unter welchem er den Sieg zu erkämpfen hofft.

Auf wen die größere Schuld bei dieser furchtbaren Verirrung eines

Volkes fällt — auf einen Fürsten, der inmitten der gänzlich veränderten europäischen Gesellschaft Formen aufrecht erhalten möchte, die den Inhalt des umgestalteten Lebens nicht fassen können, auf seine Diener, die aus Kurzsichtigkeit oder Eigennutz den verblendeten Herrscher in seiner Selbsttäuschung bestärken, oder auf die Unglückseligen, die in der Verzweiflung nach der Mordwaffe greifen, um ihrem Volke, ja der Menschheit, das zu erkämpfen, was sie für Glückseligkeit halten — wenn man wahr sein will, muß man gestehen, daß sie alle in gleich geringem Grade unser Mitgefühl haben.

Und am ehesten läßt sich noch ein Wort für den Terrorismus sagen — ein Wort, das ihm zwar keineswegs eine mildere Beurtheilung erwirken, wohl aber sein Wesen, unter den Verhältnissen die ihn gebaren, begreiflicher machen kann.

Eine Revolution, wie sie westeuropäische Länder erfahren haben, ist in Rußland durchaus unmöglich. Die Städte in diesem ungeheueren Reiche repräsentiren nur ein Zehntel der ganzen Bevölkerung; hauptsächlich findet man große Dörfer, die hunderte von Kilometern auseinander liegen. Was man mit Recht eine Stadt nennen dürfte, also die Orte von zehn- bis fünfzehntausend Einwohnern, repräsentiren nur vier- oder fünf Procent der Gesammtbevölkerung d. h., drei bis vier Millionen. Dagegen gebietet die Regierung über die gesammte Militärmacht, also über eine Million zweimal hunderttausend Mann, und kann die fünf oder sechs Großstädte, in denen allein eine revolutionäre Erhebung möglich wäre, in vollständige Heereslager umwandeln, und das sind sie auch in Wirklichkeit.

Nirgends aber und zu keiner Zeit waren die Gegensätze so auf die Personen zugespitzt, wie in dem Rußland des letzten Decenniums. Dieser Umstand hat hauptsächlich seinen Grund in dem schreienden Mißverhältniß, das zwischen Vergehen und Strafe obwaltet.

„Der unbedeutendste Verdacht genügte zu einer Verhaftung. Eine Adresse, der Brief eines ‚unter das Volk' gegangenen Freundes', ein unbedachtes Wort, das einem zwölfjährigen Burschen entschlüpfte, der aus übergroßer Furcht nicht wußte, was er antworten sollte, genügten, den Verdächtigen in das Gefängniß zu bringen und ihn dort Jahre lang schmachten zu lassen." Die furchtbare Grausamkeit des russischen Gefängnisses, in welchem das Zellensystem Regel ist, leuchtet aber daraus ein, daß während der Untersuchung des vier Jahre dauernden Processes der 193 fünfundsiebzig ihr zum Opfer fielen: die Einen starben, die Andern wurden wahnsinnig, noch Andre gaben sich selbst den Tod. Im Centralgefängniß zu Charkow brach unter den politischen Gefangenen wiederholt Meuterei aus, weil sie gleiche Behandlung mit den gemeinen Verbrechern forderten.

Von Zeit zu Zeit gelangten aus diesen fest verschlossenen und gut bewachten Räumen Mittheilungen unter das Publikum; konnten diese auf die Parteigänger der Gemarterten anders wirken, als mit der verheerenden Folge des Verbrechens?

Man stürzte sich auf den Spion, der den Nihilisten auf Schritt und Tritt verfolgte, auf den Gensd'armen, der ihn ausgesandt, auf den Staatsanwalt, welcher in Folge der Denunciation die Verhaftung anordnete, auf den Vorgesetzten der Gensd'armerien, der das Ganze leitete — der Terrorismus ward zum System.

Die That der Wjera Sasulitsch, die, wie bekannt, am 24. Januar 1878 einen Revolver auf den Stadthauptmann von Petersburg, General Trepow, abfeuerte und zwei Monate darauf von dem Geschworenengerichte freigesprochen wurde, beschleunigte eine Entwickelung, die sonst Jahre beansprucht hätte. Fünf Monate nach der Freisprechung der Wjera Sasulitsch fiel das erste Opfer des Terrorismus, General Mezencew, der Leiter der Gensd'armerie.

Das vornehmste Ziel des Terrorismus war das Haupt des Kaisers. Drei Angriffe schlugen fehl, der vierte brachte einen fürchterlichen Sieg. Auf Solowiews Versuch folgte die Moskauer Mine, auf diese die Explosion im Petersburger Winterpalast, am dreizehnten März endlich riß die Dynamitkugel Ryssakows den unglücklichen Monarchen in Stücke, der — wie wir heute wissen — gerade an diesem Tage seinen Namen unter ein Schriftstück zu setzen gedachte, das einen Theil seiner Vollmachten den Vertretern des Volks übertragen sollte.

* * *

Wer sind nun die Männer, oder sagen wir richtiger die Jünglinge, die in ihrem Todesmuth und ihrer Aufopferungsfähigkeit den größten Helden gleichen, in der Wahl ihrer Mittel bis zum scheußlichen Verbrechen des Meuchelmords hinuntersteigen? Und wie sehen ihre weiblichen Genossinnen aus, die, ihres Geschlechts und ihrer natürlichen Schwäche vergessen, sich fieberhaft nach dem Martyrium der Revolutionsheldin sehnen? Stepniaks Enthüllungen geben uns auch darauf die Antwort.

Er entwirft Portraits von den außerhalb Rußlands — und man darf vielleicht sagen außerhalb der Partei — weniger gekannten Jacob Stefanovič, Demetrius Clemens, einem der ältesten Čajkowcen, da er etwa sechsunddreißig Jahre alt ist, von Valerian Osinskij, dem am 14. Mai 1879 hingerichteten Jüngling, der durch seine ungewöhnliche Schönheit und seine Liebenswürdigkeit die sonst verschlossenen Säckel von Millionärinnen, die mit der Nihilisten-Bewegung sympathisirten, zu reichen Gaben zu öffnen verstand, und seinem seltsamen Widerspiel Demetrius Lisogub. Dieser Lisogub war ein Millionär, er besaß ein ungeheueres Erbgut, Häuser und Wälder, aber er lebte ärmlicher, als der geringste seiner Leute, um sein ganzes Vermögen der Partei zu erhalten. Ein und ein halbes Jahr zehrte die ganze revolutionäre Bewegung nur von Lisogubs Besitz. Er durfte nicht wagen, thätig in die Bewegung einzugreifen; denn seine Verwandten, welche die Erben seiner Güter geworden wären, warteten sehnsüchtig auf eine Gelegenheit zur Denunciation. Sie blieb auch nicht aus. Sein Verwalter ließ sich

zum Verrath an seinem Herrn verleiten und Lisogub wurde am 8. August 1879 zu Odessa hingerichtet, obwohl nichts anderes gegen ihm vorlag, als daß er sein Geld zu unbekannten Zwecken ausgegeben hatte.

Verbreiteter ist bei uns der Name des Fürsten Peter Krapotkin. Er hat nicht und hatte nie, wie man in Westeuropa so oft sagte und schrieb, die Fäden der Bewegung in der Hand, er war nie Führer, nicht einmal Berather der Partei. Bei der Schnelligkeit, mit der alle Anordnungen getroffen, und mit der sie bei jeder Aenderung der Verfolgungsmethode von Seiten der Regierung, modificirt werden müssen, ist es überhaupt unmöglich, daß ein im Auslande lebender Nihilist einen merklichen Einfluß auf seine Parteigenossen habe. Der Einfluß der gesammten Emigration ist gleich Null. „Das Ausland ist nur der Ruheort, die rettende Insel, auf der diejenigen landen, deren Nachen zerschellt oder von den tobenden Wellen aus dem Fahrwasser getrieben worden ist. So lange sie diesen nicht wieder flott gemacht, und nach den heimischen Ufern gewandt, sind die Flüchtlinge unglückliche Schiffbrüchige, welche, so stark sie auch sein mögen . . . in erzwungener Unthätigkeit schmachten."

Fürst Krapotkin gehört einer Familie an, welche in directer Linie von dem königlichen Hause der Ruriks abstammt. Deshalb wurde in der Verbindung der Čajkowcy häufig im Scherze gesagt, er hätte ein größeres Anrecht an den russischen Thron, als der herrschende Romanow, der doch nur ein Deutscher sei. Krapotkin besitzt eine außerordentlich hohe Bildung und künstlerische Talente; er hat Arbeiten über Geologie herausgegeben, die von den Wissenschaftern hoch geschätzt werden, und war lange Zeit Secretair der Petersburger geographischen Gesellschaft. Bei seiner hohen Geburt konnte er sich dem Hofdienst nicht entziehen — er wurde Kämmerer der Kaiserin und erhielt wiederholt Auszeichnungen. Im Anfange der siebziger Jahre machte er eine Reise in's Ausland, besuchte Belgien und die Schweiz — und trat nach seiner Rückkehr der revolutionären Partei bei. Im Winter des Jahres 1872 hielt er in Petersburg im Geheimen Vorlesungen über die Geschichte der Internationale unter dem Namen Borodin; da dieselben von einer großen Zahl von Arbeitern besucht wurden, mußte natürlich auch die Polizei davon erfahren und Krapotkin wurde nach langem vergeblichen Suchen endlich verhaftet und in die Peter-Pauls-Festung gebracht. Nach drei Jahren — in den ersten Monaten des Jahres 1876 — wurde er auf Anordnung des Arztes in das Nicolaus-Hospital überführt. Da ihm hier von seinen Parteigenossen ein Brief in die Hände gespielt wurde, der ihm von den Vorbereitungen zu seiner Flucht Mittheilung machte, stellte er sich, obwohl schon genesen, noch immer todtkrank, um auf diese Weise seine Wärter und Wächter zu täuschen. Im Juli 1876 wurde die Flucht nach dem von ihm selbst entworfenen Plane endlich in's Werk gesetzt.

Fürst Krapotkin erzählt selbst alle Einzelheiten dieser Flucht. Sie sind nicht blos interessant wegen der meisterhaften Berechnung und klugen Aus-

nützung aller Mittel, sondern auch im hohen Grade charakteristisch für die Entschlossenheit der Nihilisten und für die Unfähigkeit der Regierungsorgane, diejenigen Männer zu bewachen, die sie als ihre gefährlichsten Feinde erkannt haben. Der Arzt — erzählt Krapotkin — hatte ihm tägliche Spaziergänge verordnet, und so wurde er jeden Tag um die Mittagsstunde auf den Hof des Hospitals geleitet. Eine Wache mit geladenem Gewähr hielt sich stets in seiner nächsten Nähe. Er beobachtete nun auf's Genaueste jede Bewegung der Wache, berechnete die Anzahl der Schritte, die er bis zum Hauptportal zu machen haben und die Zeit, welche der Soldat brauchen würde, um ihn einzuholen, und gründete darauf den Plan, den er auf dem Wege heimlicher Correspondanz den hilfsbereiten Parteigenossen übermittelte.

„Am festgesetzten Tage — wir lassen Krapotkin in seinen eigenen Worten reden — trat ich voller Hoffnung und lebhaft erregt, meinen Spaziergang an. Unverwandt sah ich nach der Stelle der Mauer, an welcher der rothe Ballon aufsteigen sollte — umsonst. Mein Spaziergang neigte sich seinem Ende entgegen und noch immer war nichts zu sehen, meine Hoffnung war dahin. Mit der allen Gefangenen eigenen Einbildungskraft machte ich mir die schwärzesten Vorstellungen und glaubte, Alles sei für immer verloren. Es war aber eigentlich nichts vorgefallen. Zufällig hatten meine Freunde nach langen Irrfahrten weder im Gostinnij dwor (Kaufbazar) noch in irgend einem Spielwaarenladen einen rothen Ballon auftreiben können . . . . Sie kauften endlich in einem Gummigeschäft eine rothe Blase und füllten sie mit selbstfabricirtem Gas. Allein der Ballon fiel so schlecht aus, daß er im richtigen Augenblick, als die Wache den Faden losließ, nur einige Meter aufstieg und wieder zur Erde sank, bevor er die Höhe der Mauer erreichte, der meine sehnsüchtigen Blicke zugekehrt waren. Der Posten wurde zornig und wollte sie mit der Hand emporschnellen, aber das gelang noch weniger . . .

Diesem unbedeutenden Zwischenfall verdankte ich so bange Stunden . . . aber andererseits auch meine Rettung: denn in demselben Augenblick, da der Ballon aufsteigen sollte, war ein langer Zug von Holzwagen in das (früher erwähnte) enge Gäßchen eingefahren, der in jedem Falle den Weg versperrt und unsern Plan zu nichte gemacht hätte.

Nun begann ein erneuerter Briefwechsel, um die nothwendigen Aenderungen festzusetzen. Natürlich wurde nun eine fünfte Wache in jenes Gäßchen postirt. Dadurch war aber der ganze Kriegsplan verändert, denn es fehlte nun derjenige, welcher die Zeichen der Uebrigen entgegennehmen und mir an der Mauer das verabredete Signal geben sollte. Entweder mußte eine neue Wache zur Weiterbeförderung der Zeichen gesucht, oder ein anderes Signal für mich ausfindig gemacht werden. Man zog das letztere vor.

Einer unserer Freunde miethete im dritten Stockwerk des dem Hospital gegenüberliegenden Hauses ein Zimmer. Hier konnte man vom Fenster aus nicht nur alle fünf Wachen, sondern auch den Hospitalhof übersehen, in dem ich spazieren geführt wurde. Das Signal sollte mir mittelst einer Violine gegeben werden, die der Freund spielen sollte, wenn alle Zeichen befriedigend ausfielen; für den Fall, daß eines ungünstig wäre, sollte er sofort abbrechen.

Dieses Uebereinkommen hatte den Vortheil, daß es mir wiederholentlich die für die Flucht günstige Zeit angab und mir selbst die Wahl des Moments überließ. Als am ersten verabredeten Tage Alles bereit war, auch der Wagen schon an der Thür wartete, war ich es, der die Freunde in Angst versetzte: mein Leiden war heftiger ge-

worden und ich fühlte mich so schwach, daß ich den Fluchtversuch nicht wagen durfte. Ich ging deshalb gar nicht in den Hof hinab und meine Freunde fürchteten schon, die Polizei habe etwas gemerkt und man würde mich nicht mehr spazieren gehen lassen. Nach zwei Tagen fühlte ich mich wohler und nutzte die Pause, die mir die Krankheit gab, zu meinem Vortheil aus. Ich bereitete Alles vor, die Schuhe sowohl, wie das Oberkleid, welches ich an verschiedenen Stellen auftrennen mußte, um es bequemer abwerfen zu können.

So nahm ich wieder meine Spaziergänge auf. Kaum war ich im Hofe, so vernahm ich auch schon das Violinspiel. Die Musik währte ungefähr fünf Minuten — aber ich mochte dem Signal nicht gehorchen, da im Anfang die Bewachung instinctiv stets eine strengere ist. Da plötzlich schweigt die Violine — einige Holzwagen fahren in den Hof ein.

Die Violine beginnt von Neuem. Diesmal wollte ich den Moment wahrnehmen. Ich sah den Wachtposten an — er durchmaß die gewöhnliche Linie, fünf Schritte von dem Raum entfernt, der zwischen mir und dem Ausgang lag. Ich faßte sein Gewehr in's Auge, es war geladen, das wußte ich wohl. Wird er schießen oder nicht? Wahrscheinlich nicht; denn da ich ihm so nah war, würde er wohl versuchen, mich zu ergreifen. Das Bayonnet konnte mir viel gefährlicher sein, wenn ich im Laufe ermüdete. Allein auch nach dieser Richtung hatte ich meine Berechnungen gemacht. Noch längere Zeit in der Gefangenschaft würde mir den Tod bringen. Jetzt oder nie — sagte ich zu mir und ergriff meinen Rock. Eins . . . Da schwieg die Violine.

Ich blieb erschöpft stehen, als hätte ich eine schwere Last gehoben.

Ein Augenblick und die Musik begann von Neuem. Eine Patrouille hatte die Straße passirt.

Kaum war die Wache am Ende ihres Weges angelangt, so warf ich mit drei wohlstudirten Bewegungen meinen Schlafrock ab und stürzte auf die Thür zu. Der Wachtposten heulte vor Wuth und stürzte mir nach, um mich festzuhalten, anstatt auf den Eingang zuzulaufen und mir den Weg zu versperren. Ich war aber so schwach, daß, wie der Freund, der unseren verzweifelten Wettlauf von oben mit ansah, mir später sagte, der Soldat kaum drei Schritte hinter mir war und sein vorgestrecktes Bayonnet mich beinahe berührte. Ich bemerkte jedoch all' dieses nicht. Nur sein Rufen hörte ich und das Geschrei der Holzträger, die am entgegengesetzten Ende des Hofes mit dem Abladen beschäftigt waren.

An der Thür sah ich zwar einen Wagen, war aber im Zweifel, ob es der unsrige war, da ich in dem Offizier, der aufmerksam die Straße hinunterblickte, nicht gleich meinen Freund erkannte. Ich wollte ihn veranlassen sich umzuwenden und schlug zum Erstaunen meiner Freunde in die Hände, was sie als Zeichen der Freude auffaßten.

Der Offizier wendet sich um, ich erkenne ihn, und schneller als ich es erzählen kann, befinde ich mich im Wagen, der mit Blitzesschnelle davonfährt, während ich augenblicklich in einen Militärrock hineinfahre und den Offiziershut aufsetze, den mein Freund bereit gehalten hatte."

Ein nicht minder treffender Beweis für die Schlauheit, mit welcher die Führer des Nihilismus arbeiten und für die Wehrlosigkeit der Regierung, die theils durch unfähige, theils durch unehrliche Organe ihre Pläne durchzusetzen genöthigt ist, bietet auch die von Valerian Osinskij und einem als Michael bezeichneten Parteigenossen in Scene gesetzte Flucht des Stefanovič und zweier Freunde aus dem Centralgefängniß in Kiew — doch die Schilderung der einen möge genügen.

Einige Wochen nach diesem Ereigniß befand sich Krapotkin schon außerhalb Rußlands.

Mit dieser Zeit beginnt eigentlich erst seine agitatorische Thätigkeit; sie erstreckt sich aber weniger auf die revolutionäre Propaganda in Rußland, als auf die socialistische im Allgemeinen. In russischer Sprache schreibt er wenig, er bedient sich zu seinen Veröffentlichungen des Englischen und Französischen.

Der große Proceß zu Lyon im Januar 1883, welcher seiner Thätigkeit ein Ende machte, ist noch in Aller Gedächtniß.

Nicht in gleichem Maße unterrichtet uns Stepniak über die Persönlichkeit und die agitatorischen Leistungen Željabows, des zweifelsohne markigsten, klarsten und befähigtesten Mitgliedes der Nihilistenpartei, und über seine Leidensgefährten Kibalčič und Ryssakow. Vielleicht fürchtet der Führer der Partei, dem wir die merkwürdigen Aufschlüsse über Personen und innere Angelegenheiten der revolutionären Bewegung verdanken, mit der Schilderung von Željabows Leben zu viel von den geheimen Arbeiten der Genossen zu verrathen; denn daß ihm die Einzelheiten über das Attentat des 13. März, an welchem Željabow betheiligt war und das er mit dem Tod bezahlte, unbekannt seien, ist kaum anzunehmen — um so weniger, wenn man die ausführliche Darstellung der Unterminirung des Moskau-Odessaer Bahngleises liest.

* * *

Die Verschwörer kauften in einem abgelegenen Stadttheile Moskaus ein kleines Häuschen, und lebten hier, wie ihre Nachbarn, russische Sectirer, in großer Zurückgezogenheit. Nur zwei der Bewohner dieses Häuschens wurden in dem Stadtviertel gesehen, ein Mann von etwa 33 Jahren und eine ganz jugendliche Frau — die Nachbarn hielten sie für ein Ehepaar, das die Ankunft ihrer alten Eltern erwartete. Es war Hartmann, der später nach Paris Geflüchtete und Sophie Perowskaja. Den Tag über herrschte auch in dem Häuschen und in seiner ganzen Umgebung die größte Ruhe; nur in der Nacht ward es lebendig. Denn in dem Hause arbeiteten die Minirer und die unter dem Schutze des nächtlichen Schleiers herankommenden Wagen brachten Dynamit und Arbeitswerkzeuge zu dem todbringenden Unternehmen.

Die Moskauer Mine wurde Mitte September 1879 begonnen und zwei Monate später beendet. Sie war nur ein Theil eines größeren Programmes, denn auch noch an zwei anderen Stellen der Strecke, welche der Kaiser auf seiner Heimreise von der Krim zurückzulegen hatte, wurden Minenattentate geplant.

Die Nihilisten arbeiten — wie Stepniak versichert — größtentheils mit sehr geringen Geldmitteln. Auch bei dem Moskauer Attentat machte sich der Mangel größerer Summen in hohem Grade geltend. Es mußte daher eine Hypothek auf das Haus aufgenommen werden, unter welchem

die Minengräber beschäftigt waren, und man war sogar gezwungen, zu diesem Zwecke den Besuch einer Sachverständigen-Commission in Begleitung der Polizei zu empfangen. Aus demselben Grunde wurde das Instrument zum Durchbrechen des Erdbodens erst ganz zuletzt angeschafft, „als die Minirer durch zu große Anstrengungen entkräftet waren; bis dahin arbeitete man nur mit den Händen. Obgleich der Tunnel in Folge der feuchten Witterung stets mit Wasser angefüllt war, welches von oben durchsickerte und auf dem Boden sich derartig ansammelte, daß die Arbeitenden bis an die Kniee im eiskalten Wasser standen und mühsam durch den dicken Schlamm waten mußten, hatten sie doch keine wasserdichte Taucherkleidung, die sie einigermaßen vor den Leiden jener Höllengrube geschützt hätte."

Um die Richtung des Tunnels einzuhalten, bediente man sich — aus Mangel an Geldmitteln — der primitivsten Instrumente. Trotzdem wurde die Mine bei ihrer Besichtigung nach der Explosion von sachkundigen Ingenieuren für tadellos erklärt.

Wenige Tage vor der Durchfahrt des Kaisers kam die Polizei in das Haus. Die Arbeiter wurden sofort benachrichtigt und die Polizei fand alles in bester Ordnung. Eine nicht minder große Gefahr drohte von der Neugierde der Nachbarn; Perowskaja hatte die Aufgabe sie fernzuhalten und führte sie geschickt aus. Es mußte den hier beschäftigten Verschwörern klar sein, daß ihr Leben in steter Gefahr schwebte; denn eine Entdeckung konnte bei der erhöhten Wachsamkeit der Polizei jede Minute erwartet werden. Für diesen Fall trug die Perowskaja einen geladenen Revolver in der Tasche, den sie im entscheidenden Augenblick auf eine Flasche Nitroglycerin abgefeuert hätte, um Alle und Alles in die Luft zu sprengen.

* * *

Die That der Wjera Sasulitsch hat das Herannahen des Terrorismus angekündigt, Sophie Perowskaja war die Seele des Attentats auf der Moskauer Eisenbahn und die Trägerin der Hauptrolle in der Tragödie des Kaisermords — ein auffallendes Hervortreten der Frau in der revolutionären Bewegung Rußlands. Man würde über die Mitwirkung junger Mädchen an der Verschwörung gegen alles Bestehende im Lande weniger staunen, wenn man sie denjenigen Theil der Vernichtungsarbeit übernehmen sähe, zu dem sie vermöge ihrer weiblichen Natur mehr Befähigung haben sollten, als ihre männlichen Genossen. Allein in der Geschichte der russischen Revolutionsbewegung erscheinen alle Unterschiede verwischt: gleiche Denkweise, gleicher Thatendurst, gleicher Todesmuth, gleiche Sehnsucht nach der Dornenkrone des Volksmärtyrers.

Von der Trias Sasulitsch, Perowskaja und Helfmann ist Sophie Perowskaja die anziehendste Erscheinung. Die Schilderungen, welche die Parteigenossen von ihr machen — sie mögen noch so viel von Uebertreibung enthalten — gewinnen ihr unsere volle Theilnahme. Sie war schön —

so urtheilt Stepniak, der sie genau gekannt hat — nicht von jener Schönheit, welche auf den ersten Blick fesselt, sondern von der, die immer mächtiger anzieht, je länger man sie betrachtet. Ein blondes Köpfchen mit ernsten, durchdringenden, blauen Augen unter einer großen breiten Stirn; ein kleines Näschen, ein frischer Mund, der beim Lächeln zwei Reihen der schönsten weißen Zähne sehen ließ. . . . Trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre machte sie den Eindruck eines kaum achtzehnjährigen Mädchens. Ihre zierliche, schmächtige, anmuthige Figur, ihre frische, silberhelle Stimme erhöhten diese Illusion, welche zur Gewißheit zu werden schien, wenn sie lachte. Sie war eine vortreffliche Lehrerin für junge Kinder und eine musterhafte Krankenwärterin — Fähigkeiten, die ganz und gar auf den besonderen Vorzügen der weiblichen Natur beruhen. Und dieses liebliche Geschöpf, in ihrem Wesen so weit entfernt von allem Unweiblichen, war eins der eifrigsten Mitglieder der Terroristenpartei. Sie hatte die Leitung des Attentats vom 13. März, sie entwarf den Plan der Localität mit Bleistift auf einem alten Pappdeckel, sie wies den Verschworenen ihre Plätze an, sie empfing von allen Seiten die Meldungen über die Fahrt des Kaisers, sie gab mit einem Taschentuch das Zeichen zu der blutigen That.

Sophie Perowskaja ist von hocharistokratischer Abstammung. Ihre Familie bildet den jüngeren Zweig des Stammbaums des berühmten Alexej Rasumowskij, des Günstlings der Kaiserin Elisabeth (1741 — 1762). Sophiens Großvater war Cultusminister, ihr Vater Generalgouverneur von Petersburg, ihr Oheim Graf Perowskij eroberte als Oberfeldherr unter Kaiser Nicolaus einen beträchtlichen Theil von Mittelasien.

Ihre Jugend war eine unglückliche. Im Widerstreit der Empfindungen für einen rauhen Vater und eine mißhandelte Mutter lehnte sie sich, wie natürlich, mehr an die letztere an und gerieth so schon in jungen Jahren in Conflict mit ihrem Vater. Die Kluft zwischen Vater und Tochter wurde größer, als Sophie unter dem Einflusse Černyševskijs und Dobroljubows sich immer mehr den Ideen des Socialismus zuneigte und endlich den Vertretern und Anhängern der revolutionären Bewegung persönlich näher trat. Sie begründete mit Nicolaus Čajkovskij — der dem Verein den Namen gab — den Bund der Čajkovcen, welcher ursprünglich nur die Propaganda unter dem Volk zur Aufgabe hatte, mit der Fortentwickelung des Nihilismus aber und seiner Umwandlung zum Terrorismus sich bedingungslos in Zielen und Mitteln demselben anschloß.

Am 25. November 1873 wurde Sophie Perowskaja mit einer Gruppe von Arbeitern, unter welchen sie Propaganda gemacht hatte, verhaftet. Wegen mangelnder Beweise wurde sie nach einem Jahre auf Grund der Bürgschaft ihres Vaters vorläufig auf freien Fuß gesetzt; man verpflichtete sie jedoch sich auf die Güter ihrer Familie in der Krim zurückzuziehen. In dem, großen Proceß der 193 im Jahre 1877 stand sie und der größte Theil der Čajkovcen vor dem Ausnahmegericht in Petersburg. Sie wurde frei-

gesprochen, aber nicht freigelassen. Einen Tag nach Findung des Urtheils schoß Wjera Sasulitsch auf den Stadthauptmann Trepow, und dieses Ereigniß stimmte den Kaiser um. Sophie wurde mit vielen anderen auf administrativem Wege verschickt und in einer der nördlichen Provinzen internirt. Kurz entschlossen unternahm sie nach wenigen Monaten einen Fluchtversuch, und ehe noch eine Nachricht von ihrem Entweichen nach der Hauptstadt gedrungen war, befand sie sich bereits im Kreise ihrer Parteigenossen in Petersburg.

Sie nahm auch bald wieder die agitatorische Thätigkeit auf und gründete im Verein mit Anderen „die Arbeiterverbindung" (robočaja družina), eine Vereinigung terroristischer Richtung. Nun folgt ihre Thätigkeit bei der Moskauer Minenarbeit und ihre Theilnahme an dem Attentat des 13. März.

Eine Woche nach dem furchtbaren Ereigniß wurde Sophie Perowskaja und ihre Genossen Kibalčič, Željabow, Michajlow und Ryssakow verhaftet. Mit großer Ruhe forderte sie von den Richtern, man möchte sie als Frau nicht von ihren Gefährten trennen; sie wolle ihr Schicksal theilen. Diese Bitte wurde ihr gewährt.

Sophiens Mutter war bei der ersten Nachricht von der Verhaftung ihres Kindes aus der Krim nach Petersburg gekommen — sie sprach sie am Tage der Verurtheilung zum letzten Male.

Bis zur Vollstreckung des Urtheils vergingen noch sechs Tage. Die Mutter bat um die Erlaubniß, ihre Tochter sehen zu dürfen, aber sie wurde stets unter irgend einem Vorwand zurückgewiesen; endlich hieß man sie am Morgen des 15. April wiederkommen.

„Sie ging hin, aber in dem Augenblicke, da sie sich dem Gefängniß näherte, öffneten sich die Thore desselben und sie sah ihre Tochter wirklich — auf dem verhängnißvollen Sünderkarren. Es war der düstere Zug der Verurtheilten nach dem Richtplatze."

Kein Wunder, daß diese tyrannische Vorsicht die Quelle so vieler anklagender Gerüchte wurde. Man sprach von Folterung der Verurtheilten auf den Rath Loris-Melikows — aber wie anders sollte sich das Volk die Verweigerung einer so berechtigten Bitte der Mutter erklären?!

* * *

Den schärfsten Gegensatz zu der Organisatorin Perowskaja bildet Hesse Helfmann. Jene aus der höchsten Aristokratie des Landes stammend, diese aus der niedersten Schicht der unterdrückten jüdischen Bevölkerung; jene erzogen in höheren Schulen und geistig entwickelt im Umgang mit Gebildeten, diese verwahrlost und sich selbst überlassen, jene außer dem Hause in steter Correspondenz mit einer liebevollen Mutter, diese, da sie einmal der häuslichen Hütte entwichen, losgelöst von den Ihrigen, ein entwurzeltes Bäumchen, das der Sturm des Schicksals schutzlos hin und herpeitscht.

Hesse Helfmann lebte in Kiew als Näherin. Hier machte sie die Bekanntschaft einiger aus Zürich heimgekehrten Damen, und wurde von diesen in die Bewegung hineingezogen. Unfähig zu schwereren Aufgaben, lieh sie der revolutionären Correspondenz ihre Adresse und wurde dafür zwei Jahre in Untersuchungshaft und zwei Jahre im Kerker gehalten. Hier wurde sie mit vier andern, der Revolution ergebenen Frauen in einer Zelle untergebracht, und lernte erst jetzt die leitenden Ideen und die Organisation der Partei näher kennen. Nach Verbüßung der zuerkannten Strafe wurde sie auf Verordnung der Polizei in einer der nördlichen Provinzen internirt. Im Herbst 1879 floh sie. Sie eilte nach Petersburg, um sich ganz der Partei zur Verfügung zu stellen.

Ihre Thätigkeit ist von typischer Bedeutung für die nihilistische Bewegung. Wir wissen aus wiederholten Geständnissen nihilistischer Führer, daß die Zahl ihrer Gesinnungsgenossen klein sei, kleiner noch die Anzahl der Mitkämpfer. Im Verhältniß zu dieser geringen Zahl der Betheiligten sind die Aeußerungen ihrer Macht erstaunlich, — und wird auch diese räthselhafte Erscheinung einigermaßen begreiflich durch die Zerfahrenheit der russischen Verhältnisse, durch die Ohnmacht einer Regierung, welcher einerseits die moralische Unterstützung des Volkes fehlt, andererseits meist nur unzuverläßige Diener zur Verfügung stehen, so genügt das zu ihrer völligen Erklärung doch nicht. Dazu bedarf es einer näheren Kenntniß der Personen, welche so zu sagen als Handlanger bedingungslos die Weisungen der Führer zu befolgen bereit sind. Für diese Species nihilistischer Kämpfer ist Hesse Helfmann typisch.

„Sie that Alles; sie war Briefträgerin, Botengängerin, Schildwache und zuweilen war ihre Arbeit so hart, daß sie selbst ihre an Thätigkeit gewöhnten Kräfte überstieg. Oft genug kam sie in später Nachtstunde, halbtodt vor Erschöpfung nach Hause, nachdem sie vierzehn Stunden hindurch die Hauptstadt kreuz und quer durchwandert hatte, um überallhin Briefe mit Proclamationen des Executivcomités zu werfen — und der erwachende Morgen sah sie schon wieder in voller Thätigkeit."

Vor dem Attentate des 13. März hatte ihre Wohnung das Laboratorium beherbergt, in welchem Kibalčič die mörderischen Dynamitbomben fertigte, und einen Monat vorher war ihr Gatte, Nicolaus Kolotkewič, in die Hände der Regierung gefallen. Sie überwand Schmerz und Aufregung und that ihre Dienste in gewohnter Weise.

Es ist bekannt, daß sie mit den anderen Attentätern des 13. März verhaftet und verurtheilt, und daß sie später, wenige Tage vor ihrer Niederkunft, begnadigt wurde.

Diese unbedingte Hingabe an die revolutionäre Bewegung, der blinde Gehorsam, den so intelligenzlose Anhänger der Opposition, wie Hesse Helfmann, den Führern derselben entgegenbringen, giebt ihr sicherlich einen großen Theil ihrer Kraft; aber ohne die moralische Unterstützung Tausender, die sich nie dazu verstehen könnten, ein Menschenleben zu vernichten, und sei es

auch des erbittersten Gegners ihrer freieren Anschauungen, wären die Erfolge des Nihilismus nie erreicht worden. Diese moralische Unterstützung offenbart sich in den verschiedensten Abstufungen. Es giebt wohl kaum einen Menschen in Rußland, der aus innerer Ueberzeugung — wir meinen frei von eigennützigen Antrieben — einen Anhänger der Revolution verrathen würde. Nur diejenigen Diener des Caren, welche mit der Einschränkung der autokratischen Vollmachten selbst an Einfluß, Bedeutung, Besitz verlieren würden, unterstützen die Regierung in ihrem Kampfe gegen den fürchterlichen Feind, dem stets zwei Köpfe zuzuwachsen scheinen, wenn ihm einer vom Rumpfe getrennt worden. Der weitaus größere Theil des russischen Volkes sieht diesem gewaltigen Ringkampfe zu, wie der fernstehende Westeuropäer. Ein gleichgiltiger Zuschauer, weiß er nicht, für wen er Partei nehmen soll. Er verdammt den politischen Mord, aber er hat keine Sympathie für den Inhaber der Krone und die Vertreter der Regierung. Ein Bruchtheil dieser Schwankenden unterstützt die kämpfenden Revolutionäre mit Rath und That — und hier ist es besonders die Species der „Ukryvateli" d. h. Zufluchtgeber, Hehler, welche der Macht der Terroristen eine bedeutende Unterstützung zuführen. Sie recrutiren sich aus den verschiedensten Schichten des Volks, von der Aristokratie und den höchsten Bürgerkreisen an bis hinunter zu den unbedeutendsten Beamten, und zwar aus jedem Dienstzweig, die Polizei nicht ausgeschlossen. „Es sind Leute, die wohl die revolutionären Ideen theilen, aber aus den verschiedensten Gründen in ihrer socialen Stellung keinen Antheil am Kampfe nehmen können." Sie verbergen Menschen und Sachen, bewahren Correspondenzen und Broschüren, und schützen die Verfolgten vor dem Auge der Polizeispione, die ihnen genau bekannt sind. Viele unter ihnen sind von der Erfolglosigkeit der terroristischen Unternehmungen überzeugt, stehen aber ihren Ideen so nah, daß sie den Kämpfern bereitwillig ihr Haus zum Versteck bieten. Unter den Zufluchtgebern werden besonders hohe Beamte und ältere Frauen bevorzugt, da bei beiden die Wahrscheinlichkeit des Verdachts möglichst gering ist.

Zu den erwähnten Machtfactoren der an Zahl so geringen Terroristenpartei tritt noch die Presse — wie hier natürlich, „die geheime Presse".

Seit dem Jahre 1860, in welchem die ersten geheimen Gesellschaften entstanden, die eine agrarische Umwälzung bezweckten, war es das stete Bemühen der Revolutionäre, eine Druckerei zu gründen. Fast jede der uns bekannten Verbindungen: „Land und Freiheit", „das junge Rußland", die „Karakozowcy", die „Nječajevcy", die „Dolgošincy" und „Čajkovcy" machte einmal den Versuch, unter den Augen der Petersburger Polizei eine Druckerpresse aufzustellen, in welcher ihre Proclamationen und Broschüren hergestellt werden sollten. Nach unzähligen, fehlgeschlagenen Versuchen — man hatte den Gedanken in der Ueberzeugung von seiner Unausführbarkeit bereits aufgegeben — gelang es endlich doch. Ein gewisser Aron Zundelewič aus Wilna forderte von der Partei 4000 Rubel und verpflichtete sich, eine Presse

aufzustellen, welche dem Spürsinn der Polizei verborgen bleiben sollte. Er ging mit dem Gelde ins Ausland, erlernte das Setzerhandwerk, unterwies später vier Parteigenossen in demselben und richtete im Jahre 1877 eine durchaus brauchbare und — was ja für die Zwecke einer geheimen Organisation das Wichtigste war — schnell zu verbergende und leicht übertragbare Druckerei ein. Nach Zundelevičs Prinzipien wurden noch zahlreiche neue Pressen hergestellt, welche den Verkehr der Parteiführer mit ihren Anhängern und mit dem gesammten russischen Volke vermitteln.

In Zundelevičs Druckerei waren vier Menschen beschäftigt, zwei Männer und zwei Frauen. Die Wohnung in welcher die Presse aufgestellt war, hatte Maria Krylow inne, eine Frau von etwa 45 Jahren; sie arbeitete als Setzerin. Wasilij Buch galt als ihr Aftermiether; er hatte den Paß eines Ministerialbeamten und konnte daher, ohne Verdacht zu erregen, täglich um dieselbe Zeit mit einer großen Mappe aus dem Hause gehen; in dieser Mappe aber trug er die Drucksachen der Partei hinaus und brachte die neuen Manuscripte heim. Ein anderer junger Mann, dessen rechter Name unbekannt blieb und der in der Partei nicht anders als Ptica (der Vogel) genannt wurde, war in die Einwohnerliste der Residenz gar nicht eingetragen; um dem Verdachte des Dworniks aus dem Wege zu gehen, entfernte er sich monatelang nicht aus dem Hause. Die vierte Insassin und Mitarbeiterin war ein junges Mädchen; sie galt als Dienstbote der Krylow.

Niemand, auch nicht die Führer der Partei und Hauptmitarbeiter des Blattes „Land und Freiheit" kannten den Ort und die Art der Thätigkeit ihrer Presse. Der Verkehr wurde stets nur durch einen der Redacteure vermittelt und zwar in der Weise, daß Buch mit seiner Mappe an einem bestimmten Orte erschien, jenem Redacteur die Manuscripte abnahm und mit ihm die nächste Zusammenkunft verabredete.

Der Mechanismus der Presse war ein sehr einfacher. „Mehrere Kasten, verschiedene Lettern enthaltend, ein kleiner aus einer gallertartigen Masse gegossener Cylinder, eine große mit Tuch überzogene Walze, verschiedene Bürsten und Schwämme in einer Schüssel und zwei Gefäße mit Druckerschwärze" bildeten den ganzen Apparat und alles konnte im Laufe von 15 Minuten in einem kleinen Eckschrank unsichtbar gemacht werden. Man wird zugeben, daß diese Combination ebenso einfach als geistvoll gedacht ist, und begreift, daß der Nihilismus durch ihre Ausführung einen bedeutenden Machtzuwachs erhalten hat.

* *
*

Sind die Kräfte der Nihilisten — wird man fragen — ausreichend, die jetzige Regierung zu stürzen und wäre der Sieg des Terrorismus ein Glück für Rußland?

Die erste Frage, in dieser präcisen Form gestellt, ist mit einem entschiedenen Nein zu beantworten. Wir würden auch für die zweite keine andere

Antwort haben, wir halten aber noch die Erledigung einer Vorfrage für nöthig. Wie würde sich ein Sieg des Nihilismus darstellen? Welche Form müßte er annehmen? Jeder Sieg auf politischem Gebiet hat zwei Dinge zur Folge: den Verzicht des Besiegten auf seine ganze oder einen Theil seiner Macht, die Behauptung des vor dem Kampfe Besessenen oder Gewinnung neuen Besitzes von Seiten des Siegers. Im Kampfe des Nihilismus mit dem Absolutismus scheint uns nur eines möglich: der Verzicht des Caren auf einen Theil seiner bisher unbeschränkten Macht. Dieser Verzicht wäre aber, wie uns bedünkt, nicht ein Sieg der Revolution, sondern ihre fürchterlichste Niederlage. Welchen Theil seiner Vollmachten der Car in andere Hände legen, in welcher Weise dies geschehen soll und ob es gleichmäßig für das ganze ungeheure Reich seiner Herrschaft geschehen kann, sind Fragen, die einer besonderen Erörterung bedürfen. Das aber ist gewiß, daß jeder Schritt, den der Kaiser von Rußland auf dem Wege von der Autokratie zu dem westeuropäischen Staatenideale thut, einen Bruchtheil seiner Unterthanen dem Throne um so vieles nähert, als er sie von der moralischen Unterstützung der Umsturzpartei entfernt, und daß ein stetes, wenn auch noch so langsames Vorwärtsschreiten allmählich zur Isolirung der Terroristen führen müßte. Die Hartnäckigkeit jedoch, mit welcher Alexander III. dem Beispiele seines Großvaters Nicolaus nacheifert, läßt diesen Ausgang nicht hoffen, und Rußland dünkt uns demnach noch lange die traurige Bestimmung zu haben, den Tummelplatz für tyrannische Willkür und unmenschliche Zügellosigkeit abzugeben, die zum Unglücke eines großen Volkes und seiner Cultur einen unfruchtbaren Kampf führen.

Ehemalige Studentenverbindungen.

Von

O. Mejer.

— Göttingen —

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stand Göttingen an der Spitze der deutschen Universitäten. Culturgeschichtliche Züge aus seinem damaligen Leben haben daher ein Interesse, welches über das blos örtliche hinausgeht. Es war die Zeit, wo erst die Dichter des Hainbundes, dann die Führer der Romantik, wo erst Justus Möser, dann Hardenberg, Stein und eine glänzende Reihe Anderer, deren Namen die Geschichte nicht vergessen wird, sich, wie es in den alten Göttinger Universitätszeugnissen vorsichtig hieß, „Studierens halber dort aufgehalten haben". Aus solchen Tagen hat auch das an sich nicht Bedeutende ein Gewicht; und so mag es unternommen werden, hier zu erzählen, was in den Acten, welche die Universität gesammelt hat, über die damaligen Göttinger Studentenverbindungen zu finden ist. Es hat jedenfalls den Vortheil, bisher nicht oder fast nicht bekannt zu sein.

Das vorige Jahrhundert kannte zwei Formen von Studentenverbindungen: Landsmannschaften und Orden. Erstere älter als die Georgia Augusta und in deren Gesetzen von Anfang an unter der Bezeichnung des „Nationalismus" untersagt. Letztere verwandt mit der Zeitströmung, welcher die Freimaurerei ihren ersten Aufschwung in Deutschland verdankte, also ungefähr so alt, wie die Universität Göttingen selbst. Beide, soweit die dortigen Acten ergeben, in keinerlei principiellem Gegensatze mit einander. In den ersten zehn Jahren der neuen Hochschule finden sich Maßregeln weder gegen die einen, noch gegen die anderen documentirt; sei es, daß sie

nicht nöthig waren, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß man sie nicht rathsam erachtete. Erst im Sommer 1747 und im Anfange 1748 beginnen sie.

Bei Gelegenheit einer Schlägerei wurde im Januar 1748 ein Studentenorden entdeckt, der sich „Mopsorden" nannte: auf eine Anweisung Münchhausens (27. Januar), daß dergleichen auf das Sorgfältigste zu unterdrücken sei, berichtet die Universitätsbehörde — „Deputation" —, es haben sich zwei Orden in letzter Zeit hervorgethan; der eine, der von Marburg her eingeführte „Josephitenorden", sei zwar im Keime schon zerstört, der andere aber, der sogenannte „Mopsorden", von Helmstedt herübergekommen, sei unvermerkt so zahlreich geworden, „daß solcher nunmehr aus fünfundfünfzig Gliedern, unter welchen sich auch viele adelige und bürgerliche Landeskinder befinden, bestehen soll". Da er noch immer anwachse, so könne es kommen, daß die halbe Akademie aus „Mopsbrüdern" bestände; das aber würde „eine böse Zertheilung" sein. Auch introducire der Orden den Nationalismus und den unlängst ausgerotteten Pennalismus; es sei daher ein ernstliches Einschreiten geboten. Hierauf erfolgte von Hannover (8. Februar) eine Verordnung, die zwar auch sonst gedruckt ist, hier aber in ihren Hauptsätzen wiederholt werden darf: „Demnach Wir höchstmißfällig vernommen, wasmaßen auf Unserer Universität zu Göttingen unter den Studiosis der sogenannte Mopsorden eingeführt, von den Gliedern desselben Ordensmeister und Beisitzer erwählet, Gesetze vorgeschrieben, Geld vor die Reception abgeführet, Zusammenkünfte gehalten und bei diesen ein Besteuerungsrecht ausgeübet, das Vergehen der Brüder in solchen bestrafet, und übrigens der ehemals eingerissene, vorlängst aber auf allen Universitäen ernstlich verbotene Pennalismus unter einer vermeinten Ordensgestalt in der That wieder hervorgebracht werden wolle: Und dann auf einer wohleingerichteten Universität vorberührte Mopsordensgesellschaft, wie alle übrigen dergleichen Ordensconventicula um desto weniger zu dulden und zuzulassen ist, als die Erfahrung gelehret, daß hieraus einerseits allerhand Unordnungen und Händel, unverantwortliche Geld- und Zeitversplitterungen, auch unerlaubte Debauchen und andere böse Folgen und Nachtheile sowohl der sogenannten Brüder selbst, als derer übrigen mit diesen vergesellschafteten Studiosorum entspringen und dahero vernünftige Eltern und Vormünder die ernstliche Abstellung dieser Societät verhoffentlich wünschen und die Ihrigen von selbst davon abziehen werden, anderntheils aber auch die Aufnahme und Flor unserer Universität dadurch gehindert und derselben ein nachtheiliges Gerücht zugezogen werden kann: so billigen Wir nicht nur die von Euch .... bereits angewandte Sorgfalt", mittels deren der Orden aufgehoben und verboten sei, „sondern es ist auch ferner Unser ernstlicher Wille und Meinung, daß diejenigen Landeskinder, welche solchen vermeinten Orden vorsätzlich nicht verlassen wollen, oder von nun an wider Vermuthen sich darein begeben würden, ohne Unterschied des Standes von der Universität bei Unserer

Geheimen Rathsstube namhaft gemacht werden sollen, welche darauf das Nöthige mit Nachdruck verfügen wird." Es folgen Strafandrohungen.

Die nächste Antwort der Ordensbrüder war, daß dies Patent vom Schwarzen Brette abgerissen wurde. Hierauf erneutes Verfahren erst gegen Einzelne, dann gegen die Verbindung: jetzt entdeckte man Logenzusammenhänge mit Hamburg und Braunschweig, fand auch eine „Rechnung der Einnahmen und Ausgaben der ehrwürdigen Mopsloge in Göttingen", geführt vom „Quästor", welche Ausgaben für eine rothe gestrickte Decke, für Pappe, Spiritus, Wachslichter, weißes Band, endlich für gemeinsame Mahlzeiten verzeichnete. Jede weitere Auskunft aber wurde unter Berufung auf den geleisteten Logeneid verweigert. Auch die Specialuntersuchung gegen zwei Studierende, von Wüllen und Hofmeister, ergab Nichts. In Frankreich, woher der Orden zu stammen scheint, und vielleicht auch an einigen Punkten in Deutschland (Allg. Handbuch der Freimaurerei, 1863, Bd. 2, S. 346), hatte er zugleich weibliche Mitglieder; in Göttingen findet sich von solchen keine Spur. Die Universitätsbehörde beruhigte sich mit dem Versprechen der „Brüder", keine weiteren Versammlungen zu halten. Dann ist von dem Orden nicht mehr die Rede.

Gegen die Landsmannschaften war man, wie bemerkt, bereits etwas früher als gegen die Orden eingeschritten. Ein Senatsbeschluß, welcher verbot, „Nationalcocarden von irgendwelcher Couleur" zu tragen, war eben am Schwarzen Brette angeschlagen worden, als (11. Juni 1747) Münchhausen rescribirte, er erfahre ungern, daß die in Göttingen studierenden Landeskinder gelbe Bänder getragen und dadurch Nichthannoveraner zum Tragen blauer und rother Bänder veranlaßt, auch „nach Art der Landsmannschaften auf öffentlicher Straße geschmauset" haben. Dergleichen gehe nicht an: alle „ehrbegierigen Gemüther" würden die bösen Folgen, welche es haben könne, „verabscheuen."

Der Senat geht auch so ernstlich darauf ein, daß er (November 1748) nicht einmal den ehemaligen Ilfelder Schulgenossen erlauben will, sich zusammenzuhalten; aber schon im Julius 1751 hat er wieder am Schwarzen Brette zu beklagen, er habe „mit dem äußersten Mißvergnügen zu vernehmen gehabt, daß eine große Zahl unserer gelehrten Mitbürger sich beigehen lassen, Bänder in verschiedenen Farben zu tragen, und dadurch besondere Bruderschaften und Gesellschaften oder Orden vorzustellen, dergleichen Societäten jedoch seit 1748 durch höchste Königliche Verordnung auf unserer Akademie gänzlich verboten sind": man möge also die Farben ablegen und die Verbindungen, bei denen jetzt Orden und Landsmannschaften nicht unterschieden werden, auflösen.

Nach der Zeit der französischen Besetzung Göttingens im siebenjährigen Kriege, während deren die akademische Disciplin nicht streng zu handhaben war, wurde (Sommer 1762) die Verordnung von 1748 in Erinnerung gebracht, und ebenso von Hannover aus (December 1762) ernstlich und mit

einigen Erweiterungen wiederholt. Schon vorher hatte Münchhausen größere Energie gegen das Verbindungswesen gefordert, und als berichtet wurde, man könne keine Ordensgesellschaften entdecken, seine Forderung wiederholt. Zwischen den Zeilen des Berichtes ist zu lesen, daß die Universitätsbehörde nicht gern entdecken wollte.

Auch zeigte sich bald, wie viel zu entdecken war.

Im September 1763 wurde ein von Erfurt und Helmstedt her übertragener geheimer Orden aufgefunden, der keine große Ausdehnung hatte: Pro Patriae et Fraternitatis Amore. Die Gesetze, vom 4. Februar des Jahres, wollen eine Verbindung für's Leben gründen, indeß ist der angelobte gegenseitige Beistand zunächst blos ein akademischer; man hält Quartalszusammenkünfte „mit eingehenktem Ordenszeichen," in denen man sich sehr unschuldig zu beschäftigen scheint. Die Ordnungen eines von Marburg eingewanderten Ordens Fraternitas et Sinceritas, der, als er im December 1764 entdeckt ward, auch nur fünfzehn Mitglieder zählte, sind philisterhafter und strotzen insbesondere von Geldstrafen. Der Zweck der Verbindung ist gegenseitige Unterstützung in aller Noth, mit Geld und Waffen; Streit soll nicht gesucht, ungesuchter redlich ausgefochten werden; die Verbindung, welche freimaurerische Formen hat, ist gleichfalls für's Leben. Ihre Mitglieder leugnen zuerst sämmtlich, und wollen dann, als sie nicht mehr leugnen können, sämmtlich zufällig und contre coeur in den Orden gekommen sein. Sie werden, mit specieller Erlaubniß des Curatoriums, sehr viel milder gestraft, als die ergangenen Verordnungen verlangt haben würden. Ein weiterer Orden — Concordia et Sinceritas, „Concordisten" — der von Halle her importirt war und Nothhülfe, gute Freundschaft und Geheimniß als seine Ziele nannte, wurde im October 1765 nicht ganz sicher festgestellt. Bei dieser Gelegenheit kam aber ein vierter zu Tage — de l'Espérance, — der größere Ausdehnung gewonnen hatte. Unter dem Namen der Chevaliers und der Dames de l'Espérance, berichtet das schon angeführte Handbuch 1, 309, sei im vorigen Jahrhundert ein Männer- und Frauenorden aufgetaucht, und habe bald auch in Deutschland Verbreitung gefunden, und citirt dann aus v. Goués 1782 erschienener Schrift „Ueber das Ganze der Freimaurerei" S. 61. (In der Umarbeitung: Notuma 1, 39) folgende Aeußerung eines Mitgliedes, welches in Göttingen aufgenommen gewesen sei: „In Frankreich wurden einst die Weiber der Freimaurer rebellisch, daß sie von den Logen ausgeschlossen waren. Die Männer fanden zur Herstellung des häuslichen Friedens nöthig, ihnen ein Blendwerk zu machen: sie errichteten einen Orden, den sie Espérance nannten, und stifteten Logen, die einen Schatten von der Freimaurerei darbieten." In diese Logen nehme man auch Frauen, aber nur solche auf, deren Männer Freimaurer seien. „Eine derselben ist Großmeisterin. Sie haben nur zwei Stufen, obgleich sie mehrere zu haben vorgeben. Alles läuft darauf hinaus, daß den Esperanciers ein hoher Begriff von der Maurerei beigebracht wird. Der vor-

gesetzte Zweck wurde in Frankreich erreicht, und in der Folge sind Logen dieses Afterordens nach Deutschland gekommen, die sich bis Göttingen und Braunschweig erstreckten." In Hamburg sei eine solche 1757 gestiftet unter dem Namen Irene, eine jenaer Loge Minerva, in welcher Doctor Münter, der Vater des copenhagener Theologen, Redner gewesen, und eine göttinger Loge Mars seien noch älter. So weit das „Handbuch". Als die göttinger Loge entdeckt wurde, hatte sie ihre Zusammenkünfte im Hause des damaligen Tanzlehrers Pauli, eines Mitgliedes, oder angeblich hatte sie dort ihre Versammlungen gehabt; denn der frühere Vorstand sollte unter Aufgabe des Locales abgereis't sein und die Ordensgeräthschaften mitgenommen haben, „um eine vornehme Person zu recipiren". Eine Randbemerkung nennt „Prinz Karl", das würde der nachmalige Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Louise sein, der damals Commandant von Hannover und mit mancherlei Ordenswesen allerdings in Verbindung war. Auch diesmal findet sich nicht die leiseste Spur, daß in Göttingen Frauen in der Verbindung gewesen wären; dagegen bekennen sich als Mitglieder eine stattliche Reihe Studierender aus dem hannoverschen Adel, wollen insgesammt von dem Verbote der Orden nichts gewußt haben, und kommen alle mit dem Versprechen ab, keine Versammlung mehr zu halten und Niemanden mehr aufzunehmen.

Damit würde die Angelegenheit wohl wieder liegen geblieben sein; aber Münchhausen drängte. Es ist die Zeit wo er beflissen war, nach der Lockerheit der Periode der französischen Herrschaft die Zügel der Disciplin wieder fester in die Hand zu nehmen: im Februar 1766 wird daher die Untersuchung weitergeführt, und ein Mitglied der Concordia et Sinceritas, Knebel oder Knefel genannt, konnte nicht leugnen, „bei der Sachssen", das ist in dem Hause der Schwiegermutter des Professors Klotz in Halle, welches aus Bürgers Studentenzeit nicht vortheilhaft bekannt ist, ein für Ordensversammlungen bestimmtes Local in Miethe zu haben. Er kommt genugsam in's Gedränge, um Rettung in der Angabe zu suchen: es gäbe in Göttingen der Orden mehr; worauf er neben der Espérance noch eine Veritas, eine Taciturnitas und einen Orden Amicitia et Concordia, wohl die späteren Amicisten, nennt und von jeder Verbindung einige Mitglieder angiebt. Zunächst bleibt das in den Acten: als aber im April ein anscheinend auf Ordensstreitigkeiten zurückweisendes Duell zur Verhandlung kommt, werden auch jene Fäden aufgenommen, und ein Receptionsschein der Amicitia et Concordia wird aufgefunden und anerkannt. Es lautet: Hoc declaratur sigilloque ordinis ordinario munitur, N. N., post promissam exactam legibus obedientiam, cum omnibus quibus decet sollemnitatibus receptum esse; quod factum est Gottingae die etc. Unterschrift des Ordensmeisters und des Secretairs. Dann wird zu den schon bekannt gewordenen Orden auch noch einer de l'Innocence und einer „der Tugend und Freundschaft" aufgefunden.

„Als auch vorkommen," sagt das Protocoll vom 29. April, „daß Herr Gotter aus Gotha in dem Orden der Tugend und Freundschaft sei," so werde er jetzt vernommen. Er nennt, wie er auch in der Matrikel steht, als seinen Vornamen Johann Friedrich Wilhelm; es ist aber der sonst nur als Friedrich Wilhelm Gotter bekannte Dichter, damals Studirender der Jurisprudenz. „Es wäre," deponirt er, „bekannt, daß unter den Studirenden Ordens wären;" er gesteht nach einigem Zögern auch ein, daß er im Orden der Tugend und Freundschaft „von hier aus in Hannover eingetreten" sei, wo ein Herr von Hacke ihn recipirt habe. Er nennt noch andere Ordensglieder. Das Zeichen sei ein Kreuz. Ein Ordensmeister sei derzeit in Göttingen nicht; Gotter giebt aber zu, seinerseits hier „den meisten Antheil" am Orden zu haben.

Der Hofmeister eines Studirenden v. Barner, „Herr Stürz" aus Darmstadt, will in den Orden Amicitia et Concordia eingetreten sein, um zu sehen, was sein Eleve dort treibe: die Gesetze, welche augenblicklich bei einem Herrn von Reden in Clausthal in Sicherheit gebracht waren, seien „recht gut gemacht; ein Hauptartikel wäre, in der Noth solle man dem Nothdürftigen beistehen." Der Orden sei 1756 gestiftet. Aus den reichlichen Personalien, welche Stürz giebt, zeigt sich, daß hier der alte hannoversche Adel viel vertreten war. Stürz erzählt noch, er sei auch Freimaurer; diese Verbindung, deren Vorsteher von 1747—1753 der Jurist Geo. Ludw. Böhmer gewesen war, „habe jetzt in Göttingen keine Zusammenkunft." Auch ein englischer Orden „der Tugend und Ehre," als dessen Mitglied er sich bekennt, bestehe in Göttingen nicht; dagegen bestehe der Orden de l'Espérance, der aus Frankreich nach Jena gekommen, und so weiter verpflanzt sei, de l'Innocence, der englisch sei, ferner C. C. et S. d. i. Concordia et Sinceritas, C. et T. d. i. Concordia et Taciturnitas, und ein Orden, den er nur durch zwei vor- und rückwärts gerichtete in einander verschlungene C. bezeichnet, aber nicht nennt. Von jedem giebt er Mitglieder an: in der Esperance, wo ein Lieutenant von Ponikau, Logenmeister war, nennt er u. a. zwei Brüder Rumann, einen Ompteda, Willig, Patje, v. Issendorf.

Auf einen Bericht vom 10. Mai, der dies Alles dem Curatorium vortrug, gestattete dasselbe wiederum, von der Strenge der Gesetze abzusehen und gegen ausgestellte Reverse Amnestie zu ertheilen. Hierbei wird der „Orden der Tugend und Freundschaft" vor den übrigen bevorzugt. In dem schon angeführten Verhöre vom 29. April „drohet der Gotter auch damit, sie wollten nach Hannover schreiben und um eine Concession anhalten; man würde es ihnen nicht abschlagen. Ihr Orden sei nicht gegen die akademischen Gesetze"; was das akademische Gericht nicht ganz gut aufnahm. Aber zwei alsbald nach Hannover gereis'te Ordensglieder erreichten wenn auch nicht die Concession, so doch die Zusicherung der Straflosigkeit, sofern die Genossen einen Revers ausstellen würden, welcher lautet: „Wir versprechen auf unsere Ehre und Reputation, daß wir allhier während unseres akademischen Aufenthaltes nie

Ordenszusammenkünfte oder Logen halten, auch alles was dahin einschlägt, mithin insonderheit die Annehmung neuer Mitglieder, unterlassen wollen." Schon am 4. Mai sendet die Verbindung diesen Revers, noch mit dem Zusatze, „um dadurch unsere unterthänige Ehrerbietung und Erkenntlichkeit für seine Excellenz den Herrn Premierminister v. Münchhausen zu bezeugen" — direct an das Curatorium ein. Die Universitätsbehörde aber, welche wünschte, daß auch auf die Tugend- und Freundschaftsbrüder eine strengere Reversform Anwendung finde, die den übrigen Verbindungen aufgelegt war, konnte dies nicht erreichen. Weder brauchten sie zu bekennen, sie sehen ihr Unrecht ein, noch brauchten sie für die gewährte Straflosigkeit zu danken, noch zu versprechen, daß man allem Ordenswesen entsagen und es künftig meiden werde. Sie müssen gute Fürsprache bei Münchhausen gehabt haben. Außer von Gotter und von einer Anzahl Cur- und Liefländer, sowie einem Grafen von Ronow und Biberstein, ist ihr Revers unterschrieben von folgenden Namen: v. Ledebur, Pauli, v. Pöllnitz, v. Ponikau, Böse, zwei Meiners, v. Reden, zwei Reinhardt, v. Spörken, Jos. Phil. Strube. Jeder Orden unterzeichnete seinen eigenen Revers, wobei man nicht eifrig darauf gehalten zu haben scheint, daß alle Mitglieder unterschrieben.

Anfang Junius 1766 ist damit die Sache zu Ende.

Einige Jahre lang blieben die Orden unbelästigt, bestanden indeß fort: in einem in den Jahren 1767 bis 1770 in Göttingen geführten Stammbuche finden sich eine Menge Namen mit Ordenszeichen. Auch die Landsmannschaften bewegten sich ganz öffentlich, erkennbar nicht blos an Cocarden, sondern auch an Uniformen: die hübschen Riepenhausenschen Figuren in den Göttinger Taschenkalendern zeigen, wie sie sich mit ihren Dreimastern, Collets und Kanonenstiefeln ausnahmen. Streitigkeiten zwischen der mecklenburgischen und der hannoverschen Landsmannschaft riefen (22. Jan. 1772) wieder eine feierliche Verordnung hervor, die den „Nationalismus" und das Ordenswesen von Neuem verdammte: zwar seien sie, heißt es hier, sowohl durch Specialverordnungen, wie durch die 1763 erlassenen Akademischen Gesetze ernstlich und bei namhafter Strafe untersagt; nichtsdestoweniger sei jetzt wiederholt Dergleichen vorgekommen. Das Tragen von Cocarden ist den Landsmannschaften völlig und sogleich, das der Uniformen, wohl weil man dieselben aus Rücksichten der Sparsamkeit auftragen lassen wollte, von Michaelis an verboten: „was aber die andern sogenannten Ordensgesellschaften belanget", so wird bei Relegationsstrafe das Verbot von 1762 erneuert; und Hauswirthe, die Ordenszusammenkünfte gestatten, sollen mit Geld gestraft werden. Das Verbot der Cocarden hätte beinahe zu einem Conflicte geführt, denn die damals in Göttingen zahlreichen und angesehenen Liefländer und Curländer traten beim Prorectoratswechsel am 2. Julius in der Universitätskirche nach wie vor mit ihren Cocarden auf, und erklärten, sich lieber consiliiren zu lassen, als sie abzulegen. Erst eine Vermittelung des damaligen Commandanten von Göttingen Generals von Zastrow beruhigte sie und erwirkte Ge-

horsam. — Von Erfolg indeß war die Maßregel wieder nicht. Nachdem im October 1773 gegen die „bei Weinschenk Wacker" sich versammelnden Freimaurer eingeschritten war, muß ein Rescript vom 8. Julius 1779 versichern, daß es bei dem Verbote der Landsmannschaften und der Orden verbleibe. Da es deren „Vorstehern" publicirt werden sollte, so meint der Theologe Leß, der damalige Prorector, es würden das „wohl die sogenannten Senioren, Subsenioren und Generaladjudanten" sein; es werden dann aber nur die Senioren vorgefordert.

Die Ordensnamen der sechziger Jahre werden jetzt nicht mehr genannt. Dennoch scheint, wenn die theilweise schon angeführten Nachrichten des Handbuches der Freimaurerei richtig sind, der Orden der Esperanciers sich gehalten zu haben; wiewohl unter anderem Namen. „In Göttingen," fährt die Nachricht fort, „war dieser Orden in den Jahren 1775 bis 1785 von Bedeutung, ebenso in Hannover und Stuttgart. Sein Name war Z. N., welche Buchstaben in der Form, daß sie ein Fünfeck bildeten, geschrieben wurden; nach anderer Angabe Z. V. mit der Bedeutung Sinceritate et virtute conjuncti. Die meisten der in Göttingen studirenden reichen und vornehmen Edelleute, berichtet ein Zeitgenosse, gehörten dazu, und die trefflichen Köpfe Brandes, Rehberg und Ramdohr hatten durch diesen Orden, den selbst Professoren empfahlen, großen dauerden Einfluß. Nur da er zu groß ward und die Haupttriebfedern von Göttingen entfernt Geschäftsmänner wurden, gerieth Professor Koppe auf den Gedanken, dem Bedürfnisse der Studenten durch Freimaurerei und Illuminatismus aufzuhelfen . . . Auch ein andrer Zeitgenosse bezeugt, daß die Mitglieder des Ordens Z. N. in Göttingen das Verdienst hatten, feinen Ton und Sitten unter den Studierenden zu befördern;" Ernst Brandes selbst aber in einer Anmerkung seines 1802 erschienenen Buches über Göttingen (S. 307 ꝛc.), indem er bestätigt, in dem Orden gewesen zu sein, scheint die Verbindung mit den Esperanciers nicht zu kennen, sondern giebt an, der Orden sei 1772 nach Göttingen gekommen.

Die Universitätsacten beschäftigen sich im Sommer 1784 mit ihm. Ein an Blumenbach, der damals ein junger Professor war, gerichtetes Regierungs-Rescript vom 7. Junius des Jahres weis't darauf hin, daß in der Berliner „Literatur- und Theaterzeitung, Stück 10 und 11" in einem auch Anderes wenig Erfreuliche enthaltenden Aufsatze über die Universität behauptet werde, es sei dort „ein Renommistenorden etablirt, dessen Mitglieder sich Z. Nisten nennen", und der, ungeachtet des königlichen Verbotes, sogar von Professoren begünstigt und beschützt werde. Da er eingezogener Erkundigung nach augenblicklich nicht viele Mitglieder zähle, so möge er ohne verfolgt zu werden absterben, auch könnten die Studierenden Böhmer aus Hannover und Türk aus Pommern, offenbar Ordensangehörige, Entrepreneurs des Pickeniks für den Winter immerhin bleiben. Allein die Sache müsse zu Ende sein. — Blumenbach war der Schwiegersohn des Mannes, der dies Rescript in Hannover zu formuliren gehabt hatte, des Hofrathes Georg Brandes, und

der Schwager jenes Ernst Brandes, des späteren Referenten für Göttingen und vielgenannten Moralpolitikers, dessen vorhin als im Orden Befindlichen gedacht worden ist. Er machte Gegenvorstellungen und bekannte sich selbst als Ordensglied. Indeß er hatte weniger Glück, als ehedem die Herrn von der Tugend und Freundschaft; es erfolgte ein überaus ungnädiges Rescript: er habe sich wohl sagen können, daß, was er vortrage, auch ohne ihn bereits erwogen worden sei. Die Angelegenheit wurde jetzt auch dem Prorector mitgetheilt. In Hannover wußte man später: Blumenbach habe an der Spitze gestanden, Rehberg, Ernst Brandes und der gesammte zu ihnen gehörige junge hannoversche Männerkreis, in welchem auch Basil. v. Ramdohr war, sei im Orden gewesen, als dem Curator Geheimrath v. d. Bussche die Berliner Nachricht vor Augen gekommen, und Brandes der Vater angewiesen worden sei, jene Rescripte zu schreiben. „Diese Verbindung macht die jungen Leute jetzt so wunderlich," heißt es in einem hannoverschen Briefe; „sie wollen für sich Etwas sein, abgesondert von den Anderen." E. Brandes erzählt gleichfalls, daß in Hannover der Orden, nachdem er in Göttingen aufgehört hatte, Bestand behielt, und zwar als allmählich absterbender, bis 1788. Rehberg, der am wenigsten Familienverbindungen besaß, hatte von der Ungunst des erzürnten Curators auch später noch zu leiden. Sein Name und die anderen genannten gehören zu den nicht zahlreichen später berühmt Gewordenen, welche in den Göttinger Ordenslisten sich finden. Fürst Hardenberg, der Göttingen schon 1770 verließ, steht nicht darin; scheint aber, nach einer Stammbuchsignatur vom 25. Februar 1768 zu schließen, dennoch in irgend einer solchen Verbindung gleichfalls gewesen zu sein. Aus den Landsmannschaften liegen Listen überhaupt nicht vor. Das Verbot beiderlei Arten von Verbindungen wurde im October 1786 durch erneuten Anschlag am Schwarzen Brette in Erinnerung gebracht.

Anfangs 1787 war beim Universitätscuratorium in Hannover „anonymische" Anzeige eingegangen, von Halle aus suche sich der Unitistenorden (siehe über denselben die „Zeichnung der Universität Jena," 1798 S. 30) in Göttingen einzunisten; die Regierung verlangte, daß dies untersucht werde, und einige darüber vernommene Studierende gaben an, sie seien zu Halle in dem dort erlaubten Orden zwar gewesen, in Göttingen jedoch bestehe er nicht. Es ist unter ihnen jener G. A. F. von Halem, welcher sich, nachdem er eine Zeit lang unter Wöllner gearbeitet hatte und später in oldenburgischem Dienste gewesen war, als französischer Beamter in Bremen einen Namen gemacht hat, und von dem Gerd Eilers Jugendgeschichte nicht gute Erinnerungen verzeichnet. Das Curatorium, bei welchem eben damals der oben genannte jüngere Brandes seines Vaters Stelle eingenommen hatte, wollte sich bei der Aussage nicht beruhigen, fand den Unitistenorden „von vorzüglicher Bedenklichkeit", und ordnete Communication mit Halle an: die Antwort von dort (22. Mai), indem sie die Angaben der Vernommenen berichtigt, will aber doch der durch eine hallische Untersuchung als Unitisten

bekannt gewordenen Studierenden nicht nennen: man halte sich nicht berechtigt dazu. Sollte der Orden, der nicht weiter verfolgt ward, damals in der That nicht in Göttingen bestanden haben, so bestand er doch um ein Weniges später. In einer kleinen, zu Leipzig im Jahre 1791 erschienenen Schrift „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer", die ganz unterhaltend über das damalige Göttingen medisirt, ist S. 90 ff. von dem Unitistenorden, wie er um jene Zeit sich dem Berichterstatter darstelle, die Rede. Er sei zahlreich, suche vornehme und wohlhabende Studierende an sich zu ziehen, sei unter seinem Vorsteher, dem „Meister von Schwert", in straffem Gehorsam gegliedert, beobachte bei seinen Zusammenkünften allerhand symbolische Formen, bei denen die Zahl Drei eine Rolle spiele, halte sich äußerlich sehr still, intriguire aber gern und strebe, indem er die beiden anderen vorhandenen Orden, Constantiner und Schwarze, aufeinanderhetzte, seinerseits zu herrschen. Kommen seine Mitglieder einmal in einflußreiche Stellen, so werde der Orden gefährlich sein.

Es scheint nicht, daß diese Publication auf das Curatorium oder die Universitätsbehörde Eindruck gemacht hätte. Hatte doch die erstere, wie Meiners erzählt, beim Jubiläum von 1787 die Aufrechthaltung der studentischen Ordnung unter der Hand selbst einem damals besonders zahlreichen unter den akademischen Orden, es scheint der Schwarze gewesen zu sein, übertragen, und sich zu einer Untersuchung gegen die geheimen Verbindungen auch da nicht veranlaßt gefunden, als durch ebendenselben Orden der Auszug von 1790 angeführt ward. Jetzt aber wurde die Frage der akademischen Verbindungen gemeinschaftlich von den deutschen Regierungen in Angriff genommen: ein hannoversches Rescript vom 7. Julius 1792 theilt der Universität mit: „die evangelischen Höfe" seien in Verhandlung mit einander, wie das „für die akademische Disciplin sowohl, als für die Moralität und Oeconomie, auch die Application der Studenten gleich schädliche" Ordenswesen von den Universitäten zu verbannen sei. Daß die Universitätsbehörde deswegen Vorschläge machen soll, ist ihr keineswegs behaglich: sie antwortet vorsichtig und kurz. In etwas mehr als zwei Jahren werden dann die evangelischen Höfe auch einig (Rescript vom 3. October 1794): sämmtliche Orden werden verboten; wer darin verbleibt oder gar neu eintritt, soll ohne Weiteres relegirt und nachher auf keiner deutschen Universität aufgenommen werden, weshalb eine solche Relegation entsprechend bekannt zu machen ist. Dies Alles sei den akademischen Gesetzen einzuverleiben und auch sonst thunlich einzuschärfen.

Schon im October 1793 war das Verbot der Ordensgesellschaften erneuert, nachdem etwa ein Jahr vorher das Tragen französischer Nationalcocarden untersagt worden war. Jetzt wurde auch die neue Verordnung angeschlagen. Bald darauf gab ein Einzelvorgang zu einer Untersuchung Anlaß. Zwei Studenten, Westfeld aus Wülfinghausen und Erdmann aus Schwerin, hatten sich wegen eines gleichgültigen Streites duellirt, und Erd-

mann war verwundet worden, erneute dann aber den Streit: er griff seinen Gegner jetzt auf der Straße mit der Peitsche an; worauf zweiundneunzig Studierende eine von Wilhelm von Burgsdorf verfaßte Adresse an den Prorector eingaben, in welcher sie Erdmanns Entfernung von der Universität verlangten; sie würden, wenn solche Rohheit geringer geahndet werden sollte, künftig nie anders als bewaffnet auf die Straße gehen. Unter den Unterzeichnern sind elf, die nachher als zu den Schwarzen Brüdern gehörig charakterisirt wurden; die Meisten, wie z. B. Burgsdorf selbst und Tieck, der gleichfalls unterschrieben hat, gehörten anscheinend nicht dazu. Im Laufe der Untersuchung stellte sich heraus, daß in der That Westfeld „Schwarzer", Erdmann „Constantist" waren oder gewesen waren; ebenso beiderseits eine Anzahl anderer Studenten. Alle wollten noch vor der Untersuchung, gleich nach Publication des Regierungsverbotes vom Herbst, ausgetreten sein. Unter den Mitgliedernamen ist keiner, der Interesse hätte; auch nicht unter der gleichfalls bei dieser Gelegenheit zur Anzeige gekommenen Unitisten. In Verbindung mit jenem Verbote führte die Sache dazu daß man alle Verbindungen ihre Auflösung feierlich zu Protocoll erklären ließ (17. December 1794).

Im Original liegt dieser Revers nur noch von den Constantisten vor. Er enthält achtzehn Namen und versichert eidlich, daß das sämmtliche Ordensglieder seien. „Die Papiere und übrigen Apparatus" waren durch ein inmittels abgegangenes Mitglied Namens Pietsch aus Südpreußen in Sicherheit gebracht worden; die Unterschriebenen erklären umständlich, hieran in keiner Art betheiligt zu sein, versprechen dem Orden ganz zu entsagen und ihn niemals wieder aufzurichten, auch nicht unter anderem Namen, ferner in Göttingen in keinerlei anderen geheimen Orden einzutreten. „Dagegen verspricht der zeitige Herr Prorector Dr. Schleusner" — ein unbedeutender Theolog, Kursachse, der bald darauf nach Wittenberg ging — „im Namen der königlichen Landesregierung allen bisherigen Mitgliedern des Constantistenordens, deren Namen hier eigenhändig unterschrieben sind, ... völlige Amnestie, nach welcher ihnen eine völlige Aufhebung und Befreiung von den als bisherigen Ordensgliedern nach den Gesetzen verwirkten Strafen zugesichert, und ihnen auf das Gewisseste und Unverbrüchlichste versprochen wird, daß die geschehene Entdeckung auf ihre Beförderung im Vaterlande keinen Einfluß haben soll, auch die Namen der hier unterschriebenen Mitglieder in ihrem Vaterlande weder directe noch indirecte bekannt gemacht werden sollen."

Schleusner meinte insbesondere die Herzen der Jugend gerührt zu haben, und schrieb sich in dieser Beziehung ein Verdienst zu. Auch wurde im Februar 1795 die Studentenschaft in einem besonderen hannoverschen Rescripte, das am Schwarzen Brette publicirt ward, für ihren bewiesenen Gehorsam belobt. Aber allerdings fand das Rescript nöthig, zugleich die Strafandrohungen zu erneuen.

Und daß hierzu mehr Grund war, als zu jenem Lobe, zeigt ein vom

25. September desselben Jahres datirter Bericht des Pedellen Fricke, eines ehemaligen Bedienten Pütters: „Zur schuldigsten Befolgung“ von Befehlen die ihm in dieser Richtung ertheilt seien, könne er „vorläufig nur so viel referiren. 1. wie es wohl außer Zweifel ist, daß der Constantisten- und der schwarze Orden hier noch existiren; 2. wie es ziemlich zuverläßig verlaute, daß der erstere jetzt schwächer sei als der letztere, daß dieser noch immer sich zu verstärken suche, und daß sogar graduirte Personen sich darunter befinden; 3. scheint es auch gewiß zu sein, daß beide Orden ihre Laden und Gesetze nicht hier in loco haben, und ihre ordentlichen Zusammenkünfte nicht hier halten. Die Constantisten reiten und fahren zum Oefteren nach Senneckerode zum jungen Herrn von Uslar, und die Schwarzen nach dem Rauschenwasser“, einem damals hessischen Vergnügungsorte unweit Göttingen, „und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ordensapparate sich an diesen Orten befinden.“

Anlaß zu dem Auftrage, aus welchem dieser Bericht hervorgegangen ist, dürfte ein im Sommer zu Northeim vorgekommener Streit zwischen dem Studierenden Fr. Gottfr. Rautenberg aus Hannover und northeimer jungen Offizieren gegeben haben; denn aus den Protocollen, die er veranlaßte, ergab sich, daß Rautenberg auf eine Ordensverbindung hingewiesen hatte, in der er sei. Er räumte jetzt (Anfang November 1795) auch der akademischen Behörde ein, er gehöre zu den Schwarzen Brüdern und sei zu Rauschenwasser aufgenommen worden. Dort haben die Versammlungen stattgehabt, und in jeder derselben seien die Gesetze verlesen; deren seien aber viele und er wisse sie nicht mehr. Er wird dann, den seit 1794 geltenden Vorschriften entsprechend, relegirt, und zu Anfang 1796 wird auf Befehl des Curatoriums die Untersuchung wider den Orden, von dem er noch einige Mitglieder genannt hatte, fortgesetzt. Hierbei ergab sich, daß die Verbindung sich eigentlich „Literarische Harmonie“, literarisch wegen literarischer Beschäftigung und zum Unterschiede von anderen „Harmonie“ genannten Studentenverbindungen, ihre Angehörigen „literarische Harmonisten“ nannte, und sieben Grade zu haben behauptete. Brüder der zwei unteren Grade hätten sich dann, in Folge einer Streitigkeit, von den Andern getrennt, sich „Schwarze Brüder“ genannt, und später, nachdem sie sich mit dem Orden versöhnt hatten und „rectificirt“ waren, beiderlei Namen geführt. Vermöge hieran anknüpfender Mentalreservationen war dem entsprechend der Revers von 1794 umgangen worden.

Auch fanden sich jetzt die „Gesetze“, welche dem Studiosus Rautenberg zu lang gewesen waren, sie zu behalten: es ist das bei den Versammlungen von Rauschenwasser angewendete Logenritual; bei dem am Schlusse jeder Loge in Rede und Gegenrede vorgetragenen Ordenskatechismus finden sich noch sein und seiner Genossen Namen mit Bleistift beigeschrieben, wie auf sie die Gegenrede rollenmäßig vertheilt war.

„Das im ersten Grade unseres erlauchten Ordens der literarischen Harmonie gebräuchliche und aus dem grauen Alterthume auf uns gekommene

Ritual," so beginnt das Heft, „enthält vier Stücke: das erste die Auszierung des Zimmers, das zweite die Vorbereitung des Aufzunehmenden, das dritte die Gebräuche bei der Aufnahme und die allgemeinen und besonderen Vorschriften und Gesetze dieses Ordens, und das vierte den Unterricht." Das Zimmer soll roth behangen sein, sieben Wandleuchter haben, ferner einen roth drapirten Tisch, „Altar", mit Todtenkopf u. s. w., und hinter diesem Altar drei aufgehängte Teppiche, auf denen eine Fülle symbolischer Figuren sich fanden. Der Aufzunehmende wird zunächst in die mit Gummi Olibanum ausgeräucherte „schwarze Kammer" geführt, die gleichfalls mit Symbolen ausgestattet und nur von einem düsteren Lämpchen erhellt ist, welches eine Tafel erleuchtet, auf der mit großen weißen Buchstaben zu lesen steht: „Das Leben ist eine kurze Halskette, außen mit gleißendem Golde übertüncht, aber inwendig morsch und faulend, und am Ende dieser goldenen Halskette hängt, statt des Kleinods, kalt und eisig" — Gedankenstrich — „der Tod." Dies als Stylprobe. Hierher also wird der Aufzunehmende von dem Ordensgliede, das ihn empfohlen hat, „seinem Pathen" geleitet, erst sich selbst überlassen, dann mit Reden und Ceremonien, vorbereitet, und mit verbundenen Augen hin und her, vorüber an den Ordensmarschällen, die ihn hart anrufen, in das Logenzimmer geführt, auf Verschwiegenheit beeidigt, sehend gemacht, unterrichtet, und nach vielen Umständen aufgenommen. Alle zur Loge gehörigen Brüder sollen in anständiger Kleidung gegenwärtig sein, den Degen an der Seite, oder, wo es die Ceremonie erfordert, auch in der Hand, auf der rechten Brust das Ordenszeichen, den mit roth und schwarzem Bande, als der Ordensfarben, geschmückten Hut auf dem Kopfe. In den Reden, die bei der Aufnahme geführt werden, wird einiges Licht und viel Freundschaft in Aussicht gestellt, auf die „Profanen" mit starkem Selbstbewußtsein hinabgesehen, jedoch auch gefordert, daß man sich vor ihnen auszeichne durch feine Sitte sowohl, wie durch guten Charakter: „Beweise bei aller Gelegenheit durch die That, daß es dein höchstes Glück sei, die Würde eines Menschenfreundes zu erlangen . . . Erhebe Dich über die Schwachheit Profaner, und laß vom Sturm der Leidenschaft Dich nie dahinreißen. Zeige Dich groß, indem Du Dich selbst beherrschest." Man soll Gott fürchten, sein Vaterland lieben, der Obrigkeit Unterthan sein. Von den Tönen des später entwickelten Patriotismus klingt ebensowenig einer an, wie von revolutionären Gedanken: die ganze Tonart ist die der um jene Zeit modernen wohlwollenden kosmopolitischen Aufklärung, der mit solchen Reden umkleidete Kern aber das Schließen eines gegenseitiger Hülfe gewissen, rückhaltlosen, festen Freundschaftsbundes für das ganze Leben. Dieser Punkt wird immer wieder betont. So z. B. „rette die Ehre des Bruders", nämlich Ordensbruders, „gegen Verleumdung, und empfiehl ihn jedem rechtschaffenen Manne mit der wärmsten Freundschaft und Bruderliebe. Hast Du daher Gelegenheit, ihm einen Freundschaftsdienst zu erweisen, sei es durch Beförderung zu Ehrenstellen, oder durch sonst auf sein zeitliches Glück abzweckende

Dienste, so bist Du schlechterdings dazu verbunden, und strafbar, wenn Du es unterläßt." In Klammern wird hier beigefügt, „daß die Rede nur von verdienstvollen und sich zu einem solchen Amte schickenden Brüdern ist, versteht sich von selbst." Aber da man zugleich „ehrerbietig und gehorsam gegen die Meister und Vorsteher der Logen sein, und vorzüglich die Oberen des hohen Ordens verehren" soll, so dürfte man ihr Urtheil auch in Betreff der Tauglichkeit des zu Empfehlenden zu ermessen haben. Der officielle Name der Brüder ist „Söhne der Harmonie". Der geheimen Zeichen, mit denen sie sich einander zu erkennen geben können, sind viele, und man sieht, daß es den jungen Leuten Vergnügen gemacht hat, sie auszubilden: man kann sich zu erkennen geben beim Anklopfen, beim Essen, beim Trinken, mit den Händen, mit den Füßen, mit Worten; alle diese Zeichen müssen erst in bestimmter Art erwidert und nachher wiederholt sein, bevor die wiederum mehreren „Hauptbruderzeichen" an die Reihe kommen. Dies Alles wird dem Aufzunehmenden mitgetheilt, und dann folgt der schon erwähnte Logenkatechismus, mittels dessen besonders die auf den Teppichen befindlichen Symbole erklärt wurden.

Man kann sich heute nicht ganz leicht vorstellen, wie die Jugend sich an diesen Dingen begeisterte. Und doch war es der Fall, und sogar überdauerte die Begeisterung weit die Jugendjahre. Zeugniß dessen ist ein kleines 1834 bei Florian Kupferberg in Mainz erschienenes Buch: „Der geheime Bund der schwarzen Brüder, Urquell der vorzüglichsten akademischen Verbindungen", dessen Herausgeber sich Tyrtäus nennt, und noch als alter Mann in den Ordenserinnerungen seiner Studienzeit mit warmem Herzen schwärmt. Er druckt auch das Ritual, aus welchem wir referirt haben, ausführlich ab, und bemerkt, seine Copie sei 1798 von der Loge Christiane zu den sieben goldenen Sternen in Jena an die Göttinger Loge Albertine zur Freundschaft ausgefertigt worden. Vielleicht hat diese Ausfertigung zum Ersatze des 1796 von der Universitätsbehörde confiscirten Heftes gedient, aus welchem oben berichtet worden ist.

Es zeigt in einem offenbar von der Freimaurerei entlehnten Schmucke dieselben auf gegenseitige Hülfe für's Leben gerichteten Gedanken, denen wir bei den alten göttinger Orden begegnet sind. Auch die Besteuerung, über welche schon Georgs II. Edict wider den Mopsorden klagte, fehlt nicht: es ist schon erwähnt, daß den Aufgenommenen mitgetheilt wurde, was auch Tyrtäus glaubt, der Orden habe sieben Grade; jede Aufnahme in einen neuen Grad kostete Geld, und außerdem mußte noch eine regelmäßige Neujahrsabgabe bezahlt werden.

Der Literator und Poet Karl Reinhard, der von seiner Vaterstadt Helmstedt her im Orden und seit 1792 in Göttingen war, auch eine kleine Schrift über die Schwarzen Brüder verfaßt hat (1790), sagt aus, ihm sei versichert worden, die obersten Grade haben in Ungarn ihren Sitz, und der höchste sei mit einer einträglichen Pfründe verbunden. Tyrtäus, der über sie einiges ihm selbst Ungewisse mittheilt und sie nach Schweden verlegt, weiß über eine

solche Pfründe Nichts. In Göttingen fand sich zunächst blos eine Loge ersten Grades mit Logenmeister und Vicelogenmeister, gelegentlich auch Senior und Subsenior genannt, Secretair, Kassenmeister, Ceremonienmeister, erstem und zweitem Marschall. Die Oberen, an welche man sich von hier aus zu wenden hatte, waren in Braunschweig. Auch in Hildesheim gab es eine Ordensstätte, wohin einmal Sachen in Sicherheit gebracht werden, die man zu Braunschweig nicht finden lassen wollte. An letzterem Orte waren ein ehemaliger Conrector Namens Peters, der jetzt mit Singvögeln handelte, und ein Advocat Dr. Wolfram Diejenigen, welche die Ordenserlasse unterschrieben und die eingesandten Abgaben in Empfang nahmen. In Göttingen standen im Sommer 1795 zwei Mediciner, Frowein und Vermeer, letzterer als Kassirer, an der Spitze. Sie suchten eifrig, den Orden auszubreiten, und lockten die Aufzunehmenden durch die Aussicht auf vortheilhafte Verbindungen mit Männern in bedeutender Stellung. Zwei andere Glieder der Loge, Dr. Masius aus Mecklenburg, gleichfalls Mediciner, und ein Herr Krämer, glaubten Geldschneiderei und Unredlichkeit zu entdecken, machten das wenigstens geltend; es gab stürmische „Convente", und auf einem angeblich letzten, gehalten auf der Landwehr bei Göttingen, löſ'te die Loge sich auf: 20. September 1795. Frowein und Vermeer verließen damals die Universität.

Nun aber entwickelte Dr. Masius eine Thätigkeit, deren Absicht anscheinend dahin ging, die Loge, welche sich ja ohne Weiteres wieder constituiren konnte, in seine Hand zu bringen. Er gerirte sich als Bevollmächtigter einer von ihm simulirten „Bürgerloge", d. i. nicht akademischen Loge höheren Grades, „zum flammenden Schwerte", ließ sich die vorhandenen silbernen Ordenskreuze und anderen Utensilien ausliefern, die er nachher, um sich für gehabte Auslagen bezahlt zu machen, veräußert zu haben angab, und ließ einen Aufsatz verlesen, der zu Fortsetzung der Verbindung unter Annahme eines neuen Rituales aufforderte. Von seiner Hand, soviel es scheint, geschrieben, findet sich bei den Acten eine Umarbeitung des vorhin erwähnten älteren Rituales, in welcher aus dem dort ersten Ordensgrade zwei gemacht werden, unter nur geringer Benutzung des ehemaligen, in Göttingen überhaupt nicht activ gewesenen zweiten Grades. Tyrtäus, der alle diese Actenstücke gleichfalls mittheilt, sagt, die neue Redaction sei in Jena hauptsächlich durch den späteren hallischen Professor des Criminalrechtes Selchow, der in Jena Privatdocent war, ausgearbeitet worden, und seit Anfang des laufenden Jahrhunderts in allen Logen in Gebrauch gekommen; und allerdings ist das göttinger Exemplar „von der rechtmäßig constituirten Mutterloge (Christiane) zu den sieben goldenen Sternen in Jena" für die göttinger Loge, die hier nicht mehr Albertina, sondern Philippina, aber noch immer „zur Freundschaft" heißt, ausgefertigt. Aber sonst paßt nicht Alles. Entweder ist die Nachricht, daß Selchow, der erst 1782 geboren, also 1796 noch nicht in der Lage war, solche Dinge auszuarbeiten, nicht der Verfasser, oder eine Aehnlichkeit der Handschrift täuscht,

und das göttinger Exemplar ist später als Dr. Masius. Ein Datum hat es nicht.

Im ersten Grade fallen hier die freimaurerischen Formen weg: die Aufnahme kann auf jedem vor Verrath gesicherten Privatzimmer geschehen, an einem gewöhnlichen schwarz behangenen Tische, in Gegenwart blos des aufnehmenden Ordensmeisters und des „Pathen“. Der Meister hat sich über Geheimnisse und Formenkram jetzt abschätzig zu äußern: „nein“, sagt er, „uns und unsere Mitbrüder so glücklich zu machen, als es dem Sterblichen möglich ist, nur dieses ist unser Geheimniß.“ Der Zweck des Ordens aber bestehe darin, dies auf's Beste und Sicherste zu erreichen, und ein Geheimbund sei derselbe blos, weil „mit geheimen Operationen zur Beglückung unserer Nebenbrüder“ am besten zu Stande zu kommen sei. Der Verein wird jetzt als akademische „Pflanzschule für eine Genossenschaft des späteren bürgerlichen Lebens, als Branche eines größeren Ordens“ schon im ersten Grade ausdrücklich charakterisirt, welcher Orden „bestimmte, wahrhaft reelle Zwecke nicht nur vor Augen hat, sondern auch thätig dahin strebt, dieselben zu erreichen und auszuführen.“ Das Geheimniß sei dabei sorgfältig zu wahren, selbst das Einschreiben von Ordenszeichen in Stammbücher, welches nicht selten zu Entdeckungen Anlaß gegeben habe, zu vermeiden. Die Verpflichtung geschieht jetzt nicht mehr durch Eid, sondern nur durch Handschlag. Als Ordenszweck des ersten Grades wird die Arbeit am eigenen Ich hingestellt: „nur dann, wenn wir uns selbst das unparteiische Zeugniß geben können, daß wir kein schlechter Mensch sind, daß wir für unsere moralische Bildung gesorgt haben und noch eifrig sorgen, nur dann hält uns die Harmonie für würdig, ... den beglückenden Blick auf unsere Nebenmenschen zu richten“ u. s. w. Nach dem entscheidenden Handschlage ruft der Meister: „es ist geschehen, hohe, theure Göttin Harmonie, er ist nun dein Sohn, unser unzertrennlicher Bruder. Hinauf zu dem Throne Jehovahs ist sein Schwur gestiegen, ist aufgezeichnet worden, und wenn er nun wortbrüchig wird, sei Schande und Verachtung von Edeln sein Loos.“ Der nunmehr folgende Logenkatechismus stimmt mit dem älteren Rituale vielfach wörtlich überein, enthält aber noch nicht die Symbolerklärungen. Bei Mittheilung des „Hauptbruderzeichens“ kommt eine Frage und Antwort vor, die so lautet: Frage: „Wo kommen Sie her?“ Antwort: „Aus den drei Sternen.“ Frage: „Was wünschte Ihnen der Meister?“ Antwort: „Wiedersehen im Monde.“ Der „Katechismus“ aber beginnt: „Wie fanden Sie die Nacht, mein Bruder?“ Antwort: „Noch etwas düster, doch flammten drei schöne Sterne milden Schein auf mich herab.“ Frage: „Genügt Ihnen dieser Schimmer?“ Antwort: „Nein, ich sehne mich nach dem helleren Scheine der Königin der Nacht, und harre ihres Aufganges.“

Diese Worte deuten auf den zweiten Ordensgrad: der erste hatte drei Sterne zum Symbol, der zweite den Mond; seine Mitglieder heißen „Brüder des Mondes“. Hier sind nun die freimaurerischen Formen des älteren

Rituales wiederzufinden. Die Aufnahme hat in eröffneter Loge statt, es fehlen nicht der rothbehangene Altar, spiritusflammende Opferschalen, symbolgeschmückte Teppiche und was dergleichen mehr ist. „Seien Sie gegrüßt, Söhne der Harmonie, im Tempel des Mondes," so beginnt der Meister die Aufnahmeloge. Der Aufzunehmende ist schon anwesend. Es wird ihm bezeugt, wie vortrefflich er sich als Mitglied des ersten Grades, im „Streben nach Biedersinn und Tugend" bewährt habe. Allerdings seien auch Fehler von ihm begangen. Aber die Beobachtenden, von denen er, ohne es zu wissen, umgeben gewesen sei, haben in's eigene Herz gegriffen: „welcher Mensch könnte mit dem stolzen Bewußtsein auftreten: ich bin ganz gut!? Nein! Das menschliche Herz ist schwach." u. s. f. Also solle der bisherige Schüler jetzt dem „Heiligthume des harmonischen Tempels näher kommen ... Immer heller wird Ihr Blick werden ... dem biederen Forscher zeigt sich die Göttin in ihrem Glanze, und beseligt ihn mehr, als alle Güter der Erde." Nun wird eine allegorische Geschichte vorgetragen, etwa im Tone gewisser Stücke im Jean Paul, wie die drei Töchter der gütigen Mutter Natur „Schönheit", „Stärke" und „Weisheit" sich verhalten haben. Anfangs habe in einem goldenen Zeitalter die Schönheit geherrscht. Dann sei das Regiment an die Stärke gekommen, die Leidenschaften haben sich entfesselt, die Schönheit gelitten, die Welt sich verwirrt. Endlich habe die Weisheit das Ding hierauf einigermaßen wieder in Ordnung gebracht und fahre in dieser Thätigkeit fort. „Wenn du, Schönheit," so redet sie die Schwestern an, „süße Wünsche einflößest und du, Stärke, was ich dafür und dawider dir rathe, befolgest, dann — nur dann können wir Menschen beglücken." Nachdem dies weit ausgesponnene Märchen zu Ende ist, wird dem Aufzunehmenden klar gemacht, daß, nachdem bis dahin er an seiner eigenen Vervollkommenung gearbeitet habe, er im zweiten Grade für die Freundschaft einzuweihen sei. Volle, rückhaltlose, werkthätige Freundschaft werde hier geboten und verlangt: wörtlich wiederholt sich die Vorschrift, daß man dem Ordensbruder auch zu Ehrenstellen verhelfen soll, und daß man strafbar ist, wenn wo man es könnte man es nicht thut. Brüdern des ersten Grades sollen die Brüder des zweiten sich nicht zu erkennen geben, auch Niemandem, sei er im Orden, sei er außer ihm, etwas auf diesen Bezügliches schreiben, ohne es zuvor dem Meister gezeigt zu haben. Neben dergleichen recht tief greifenden Vorschriften finden sich dann ganz gleichgültige; wie daß man schwarz gekleidet zur Loge kommen, anderenfalls nicht eingelassen werden, oder daß man bei Tafellogen sich nicht betrinken, „auch während des Essens nur über gleichgültige Dinge mit brüderlicher Sanftmuth debattiren" soll. Solche Regeln stehen nicht allein: bei allem sentimentalen Schwunge, wie er z. B. in den Worten des Logenschlusses hervortritt, „denken Sie täglich daran, meine Brüder, und lieben Sie sich ewig" — mit nicht weniger als drei Ausrufungszeichen —, hat das Ganze doch den Charakter trockener Nüchternheit, die sich mit der Sentimentalität ja auch sonst wohl verbindet.

Zeichen, Geheimschrift und was Dessen mehr ist, darf hier übergangen werden.

Um die Mitte März 1796 war die göttinger Untersuchung beendet: von den Fünfundzwanzig, welche bestraft wurden, erhielten die Meisten doch bloße Carcerstrafe, nur ganz Wenige wurden relegirt; unter ihnen Studiosus Bang, der zuletzt an der Spitze gestanden hatte. Dr. Masius war schon früher entfernt worden. Einige Nichtstudenten waren in die Untersuchung verwickelt, wie der als Studentenfreund vielbekannte Buchhändler Dietrich und der Wirth von Rauschenwasser, der von Frowein dupirt gewesen war. Sie kamen ohne Strafe ab. Wenn die Regierung wiederum sehr viel milder war, als sie 1794 in Aussicht gestellt hatte, so suchte ein von der Universitätsbehörde vorgeschlagenes Curatorialrescript vom 8. April 1796 dies auszugleichen durch strenge Strafdrohungen gegen nichtakademische Beförderer der Orden: sogenannte dienende Brüder sollen mit Karrenschieben oder Zuchthaus, Hausbesitzer, die Ordenszusammenkünfte gestatten, sollen mit sehr hoher Geldstrafe belegt werden.

Diese Drohungen bezogen sich nicht blos auf den Schwarzen, sondern ebenso auf den Constantistenorden, gegen den gleichzeitig eine Untersuchung eingeleitet gewesen, und dessen Meister, Stud. zur Mühlen, schon Ende 1795 relegirt worden war. Als in den späteren Stadien der Harmonistenuntersuchung wiederum auf das Bestehen des Constantistenordens hingewiesen wurde, verfolgte man den Faden nicht, wie man auch den damals entdeckten „Amicisten" es gern glaubte, daß sie sich aufgelös't hätten. Ob die Constantisten damals bestehen blieben, oder sich nachher neu constituirten, steht dahin. Jedenfalls waren sie im Sommer 1802 in Göttingen vorhanden: eine um die Zeit anonym, anscheinend zu Verhinderung von Duellen, eingebrachte Denunciation veranlaßte Visitationen, die der Universitätssyndicus Morgens um 6 Uhr ausführte, und was man bei einem Grafen Liebenstein, der Ordensmeister sein sollte, einem Studiosus Schumacher aus Marburg und Anderen fand, gab Grund zu neuer Untersuchung.

Insbesondere kamen jetzt, und zwar in einer Helmstedter Ausfertigung, durch die wohl das 1794 von Stud. Pietsch beseitigte Exemplar ersetzt war, die „Constitution und Gesetze des Ordens der Standhaftigkeit" zu den Acten, und ergaben, daß der Constantistenorden zu Halle am 23. Februar 1777 gestiftet und daß er an verschiedenen anderen Universitäten organisirt war. Das Ordenszeichen war F. C. C., Fratres Conjuncti Concordiae; anscheinend auch ein vor- und rückwärts sehendes verschlungenes C, wie wir es 1766 schon einmal gefunden haben. Freimaurerische Formen zeigen sich hier nicht. Die Aufnahme geschieht an einem schwarz behangenen, mit zwei blanken Schlägern belegten Tische mit Feierlichkeit: es werden dabei heilige Eide, auch der der Verschwiegenheit geleistet. Senior und Subsenior, die einzigen Ordensobern, sind gleichfalls beeidigt. Auch in den „Conventen"

herrscht eine vorgeschriebene Ordnung, geht aber über das Maß der Geschäftsordnung nicht hinaus.

Das Heft beginnt mit einer Eingangsbetrachtung, welche folgende Stelle enthält: „Wer kann es bei dem allgemeinen Ringen der ganzen Menschheit mit sich selbst einer kleinen Anzahl guter redlicher Seelen", das sind also die Constantisten allemal, „verargen, wenn sie sich von dem großen Haufen absondern, und sich die feierlichste Zusage leisten, sich wechselseitig die Bahn des Lebens mit Blumen zu bestreuen, sich die Dornen auszujäten, und unter allen Umständen und Fällen sich brüderlich treue Führer und Wohlthäter bis an's Ende ihrer Tage zu sein. Vereinigen die Mitglieder einer solchen Verbindung mit diesem Hange zur Freundschaft zugleich eine aufgeklärte Denkungsart und reinen Wandel, so schlagen sie zuverlässig die besten Wege zu Glück, Ruhm und Ehre ein." Ferner: „Freundschaft ohne alle Einschränkung, im ganzen weiten Sinne des Wortes, ist der wesentlichste Hauptgrundsatz unseres Ordens." Sie soll eine für das ganze Leben „beständige" sein; daher der Name Constantisten. „Die so allgemein verderbte Welt ist" dabei „nicht das Forum, dessen Aussprüche die Freundschaft zu respectiren braucht." Mit diesen das Wesen des Ordens darlegenden Gedanken stimmen die einzelnen Gesetzesparagraphen überein. So zum Beispiel: „Jeder Ordensbruder ist ohne alle Einschränkung verbunden, das allgemeine Beste des Ordens seinen Privatinteressen vorzuziehen." „Die Hauptstützen unseres Ordens sind Einigkeit und Verschwiegenheit"; der Einigkeit wegen soll „Keiner dem Andern etwas übelnehmen"; wer „Verwirrung und Unruhe" in der Verbindung anrichtet, wird ausgestoßen. „Eben dieses gilt auch, wenn einer ein gar zu schändliches und niederträchtiges Leben führt und durchaus incorrigible ist" einige Schändlichkeit und Niedertracht schien also gestattet.

Mit der Zulassung zum Orden ist man wählerisch; „ein einziger Contravotant schließt den Vorgeschlagenen sogleich aus." Von den Mitgliedern wird gesetztes, Niemanden beleidigendes, aber keine Beleidigung duldendes Betragen verlangt; „Faustcollationen und Stockprügeleien sollen nach den Umständen nur im höchsten Nothfalle adhibirt werden." — Regelmäßige Convente werden nicht gehalten, die zu haltenden vom Senior angesetzt, vom jüngsten Ordensgliede angesagt. Das Ordenszeichen ist ein silbernes vergoldetes Kreuz mit einem unvergoldeten Todtenkopfe am unteren Ende; es wird an einem blauen, weiß geränderten Bande, „welches die Farben der Standhaftigkeit, Unschuld und Rechtschaffenheit sind", auf der bloßen Brust getragen, muß aber abgelegt werden, „wenn man etwa vor Gericht citirt wird". Schließlich wird noch einmal betont, jeder Einzelne müsse das Seine thun, sich zu einem brauchbaren Manne auszubilden, schon „um einmal desto kräftiger solchen von seinen Brüdern, die vielleicht vom Unglück und Schicksal in dieser verwirrten Welt verfolgt werden, unter die Arme greifen zu können", da doch Alle „verbunden" seien, sich einander „das Leben so angenehm und süß zu machen", wie möglich.

Sehr streng wird auf das Geheimniß gehalten: wer es verletzt, ist mit den schwersten Folgen bedroht. Hier scheint man in der Praxis selbst dem Eide gegenüber weit gegangen zu sein, wenigstens votirt ein dieser Verhältnisse kundiges Mitglied des Universitätsgerichts, als die von der Untersuchung von 1802 betroffenen Constantisten nicht blos leugnen, sondern auch den nach dem damaligen Verfahren ihnen aufgelegten Reinigungseid schwören: diese Eide seien mittels irgend einer Mentalreservation, die man wohl noch kennen lernen werde, unzweifelhaft falsch. Der übrigen Studentenschaft sei das auch nicht unbekannt, und sie lassen es die Losgesprochenen empfinden; diese wagten nicht, die Augen aufzuschlagen.

So sehen wir auch im Constantistenorden, wenngleich ohne die bunten Formen der Schwarzen Brüder, dieselben Grundgedanken festgehalten, welche schon in den mancherlei Studentenorden der früheren Jahre uns begegnet sind: es handelt sich zunächst um akademische, dann aber auch über das akademische Leben hinausreichende werkthätige Freundschaft. Die Abschrift der Constitution der Constantisten, aus welcher hier berichtet worden ist, mag durch einen nicht Ordensangehörigen gefertigt worden sein; denn er hat, wie wenn es ein Motto wäre, ein Citat aus Molières Don Juan mit abgeschrieben, das irgend Wer daraufgesetzt hatte, aber als Urtheil: Molière Don Juan, Akt 1, Scene 2. Indem hier der Held über die ihm angeborene Unbeständigkeit in der Liebe mit seinem Diener Leporello oder wie er dort heißt Sganarelle, spricht und dessen Ermahnungen zurückweis't, sagt er: non non, la constance n'est bonne, que pour les ridiculs. Hoffen wir, daß der Dies auf die Ordensconstitution schrieb, nicht ein ehemaliger Constantist gewesen sei.

Die Zeit der Studentenorden war vorüber: 1804 lös'ten sich die Schwarzen Brüder auf, die Constantisten werden kaum länger bestanden haben. In den Acten ist weder von den Einen, noch von den Anderen mehr die Rede. Dagegen erhielten sich die Landsmannschaften; in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts kommen noch ihre Uniformen, dann kommen nur noch ihre Farben vor. Die mit dem Anfange des Jahres 1808 eintretende Königl. Westphälische Regierung verbot sie, beschränkte aber hierauf in Folge einer Verwendung seitens des Prorectors das Verbot auf rothe wohl im Sinne hannoverscher Demonstration getragene Mützen; die Landsmannschaften selbst jedoch wollte sie mit Entschiedenheit unterdrückt wissen. Nichtsdestoweniger bestanden sie fort, und noch im Laufe des Jahres gab es unter ihnen Streitigkeiten, die zu Verrufserklärungen und Schlägereien führten. An sich eine wenig bedeutende Rohheit wurden diese von Johannes Müller, der aus Cassel nach Göttingen herüberkam, überaus tragisch genommen, und als die Sache sich ohne Umstände beilegte, machte er einen Anschlag am Schwarzen Brette, der an Pathos der Befriedigung das Unglaubliche leistet. Aufgelös't aber hatten sich die Verbindungen auch jetzt nicht; nur wenige Monate nach Müllers Einschreiten datirt der erste „Allgemeine Comment der göttinger

Burschenschaft, festgesetzt im Anfange des Jahres 1809" — Burschenschaft hier noch gleichbedeutend mit Studentenschaft genommen — ein stattlicher, schöngeschriebener Quartband, welcher von den „Landsmannschaften", deren nicht mehr als fünf sein sollen, dem Seniorenconvente, von Injurien und Avantage, Duell, Verruf und von den öffentlichen Aufzügen und Feierlichkeiten handelt.

Auch in Cassel jedoch ruhete man nicht. Müllers Nachfolger, Leist, welcher göttinger Professor gewesen war und diese Dinge gut kannte, verlangte die größte Strenge. Gegen Weihnachten 1811, wo es in Göttingen fünf Landsmannschaften gab — Mecklenburger (Vandalen), Hessen, Westphalen, Hannoveraner und Pommern — begann eine neue Untersuchung; Leist, welcher mit dem Prorector Pott in Münden Conferenz hielt, wollte von einer neuen Amnestie zuerst Nichts wissen. Die Sache zog sich hin, und schließlich gelang es doch einerseits die Landsmannschaften zu freiwilliger Auflösung, Selbstanzeige und Waffenablieferung, andererseits die Regierung zwar nicht zur Amnestieertheilung, aber doch dahin zu bestimmen, daß der König gegen Ende des Semesters die Untersuchung niederschlug. Da das Verfahren des Gouvernements offenbar in Furcht vor deutscher Gesinnung und Besorgniß vor politischen Umtrieben seinen Grund hatte, so verdient es bemerkt zu werden, daß auf Seite der Studentenverbindungen von Dergleichen nicht die leiseste Spur sich findet. Auch scheint es nicht, als ob es aus den Acten entfernt sei. War es also doch vorhanden, so waren die jungen Leute vorsichtig.

Nach den Freiheitskriegen tauchen die Verbindungen von 1811, mit Ausnahme der Pommern, wieder auf, und ebenso die zwar nicht damals, aber noch 1808 vorhanden gewesenen Curonen. Außerdem giebt es jetzt Braunschweiger und Bremenser. Hier fangen die Landsmannschaften schon an, in die späteren Corps überzugehen.

Die Brille.

Von

J. Hermann Baas.

— Worms. —

Im Laufe der Jahrhunderte werden bekanntlich viele für die menschliche Culturentwicklung höchst bedeutungsvolle und am meisten gerade die grundlegenden Erfindungen auf die Rangstufe des Gewöhnlichen herabgedrückt. Wie groß sie an sich auch sind, wie folgewichtig sie zur Zeit ihres ersten Auftretens auch waren und wie weltbewegend sie in der Geschichte dann gewirkt haben mögen, die tägliche Vertrautheit mit ihnen läßt sie allmählich wie selbstverständlich erscheinen und man muß sie im Geiste förmlich künstlich wieder auf ihr ursprüngliches Postament setzen, um sie heute vom richtigen Gesichtspunkte aus betrachten und würdigen zu können. Keine besseren Beispiele giebt es, diese verkleinernde Wirkung der Zeit darzulegen, als die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens. Wie wenig macht man sich ihre ursprüngliche culturelle Tragweite klar? wer würdigt noch die Erfindung der Scheere, der Nadel, des Papiers u. dergl. einer nachdenkenden Betrachtung? wer nennt ihre Erfinder? Auch die Brille gehört zu diesen infolge ihrer heutigen Alltäglichkeit nicht mehr nach Gebühr gewürdigten Dingen. Hätten wir denn aber ohne dieses, von Allen zuerst erfundene, bedeutende optische Instrument, das freilich zum Hausgeräthe geworden ist, den ganzen großen, der alten Zeit nahezu unbekannten Wissenschaftsbau der Optik und der damit zusammenhängenden Wissenschaften und Technik? die ganze moderne Astronomie, die Mikroskopie, die Spectral-Analyse, die Photographie u. s. w.? Die große Grundlage dieser ist ohne Zweifel das unscheinbare geschliffene Glas, das heute auf dem Nasenbein so vieler Schul-

jungen paradirt; denn alle die kostbaren und zusammengesetzten Instrumente und Apparate, welche in den genannten Wissens- und Kunstzweigen verwendet werden, sind und enthalten in der Hauptsache nichts Anderes, als vergrößerte oder verkleinerte, in Röhren 2c. besonders gefaßte und zusammengesetzte Brillengläser und Brillengläsersysteme!

Auch in anderer Richtung ist die Brille*) merkwürdig! Man sagt so oft, es gäbe nichts Neues unter der Sonne. Zu den Dingen jedoch, die zur relativ doch so späten Zeit ihrer Erfindung ganz neu waren, gehörte gerade wieder die Brille. Sie ist in jener großen Erfindungszeit am Ende des Mittelalters, welche den Vergleich mit der heutigen Erfindungsepoche sehr wohl bestehen kann, entstanden, zu jener Zeit, die außer ihr, um nur Einiges anzuführen, bekanntermaßen auch den Compaß, der die Entdeckung einer neuen Welt ermöglichte, das Pulver, das seitdem die Cultur der neuen und der alten Welt ständig bedroht, und den Buchdruck, der sie zu stützen und zu erhalten bestimmt ist, gebracht hat. Daß die Erfindung der Brille erst so spät geschah, ist aber fast unbegreiflich; überdenke man doch nur das Folgende!

Ohne Frage war die Erfindung der Buchstabenschrift von ganz derselben, Leben und Wissenschaft umgestaltenden Tragweite für die alte Welt, wie die der Buchdruckerkunst für die Neuzeit. — Die vorausgegangene Bilder- und Keilschrift waren, mit jener verglichen, schon rein technisch aufgefaßt, ebenso schwerfällig, wie die Buchstabenschrift im Verhältniß zum Buchdruck, und mit der Zeit wurden daher die erstgenannten Schriftarten zur Verallgemeinerung der Wissenschaft des früheren Alterthums, so eng begrenzt sie auch blieb, doch sicher ebenso unzulänglich, wie es jene den größeren Ansprüchen des späteren Mittelalters gegenüber schließlich geworden ist. Da entstand die Buchstabenschrift und es ward durch sie die Erlangung der zugänglichsten Bildungsmittel, der Bücher, den Alten vergleichsweise ebenso erleichtert, wie uns Neueren durch den Druck, — selbst in der blos materiellen Beziehung auf den Preis. Stellte sich doch infolge jener, freilich erst in der Blüthezeit des Römerreiches, der Bogen eines geschriebenen Buches bei den damaligen Verlegern schon nicht viel höher, als der des gedruckten Bogens heutzutage. Aber auch in viel höherem Sinne, in Bezug auf die Weltcultur, war der Einfluß der alten und der neuen Erfindung nachweisbar ebenfalls gleich: die Wissenschaften, welche bis dahin in beiden Epochen im Alleinbesitz der Priester waren, wurden durch sie in's

*) Es ist auffallend, daß trotz der millionenfachen Verwendung der Brille die Gesetze derselben so wenig gekannt sind! Freilich hat die populäre Medicin bis in die letzte Zeit gerade dieses wichtige Capitel nur sehr wenig und dann meist nur in besonderen Schriften behandelt, die immer einer viel geringeren Verbreitung theilhaft werden, wie bei angesehenen Zeitschriften dies der Fall ist. — Die Redaction von „Nord und Süd“ hat es gestattet, daß einige erläuternde Zeichnungen dem Texte beigefügt werden, die bei der relativen Schwierigkeit, das Thema allgemein faßlich abzuhandeln, das Verständniß gewiß erleichtern. Der Verfasser fühlt sich verpflichtet, der Redaction für dieses Entgegenkommen hier seinen Dank auszusprechen!

Volk übergeführt, die Geheimwissenschaft ward zur öffentlichen, der Geheimunterricht so zu sagen zum Volksunterricht.*)

In welcher Beziehung steht das Alles zur Brille? In näherer, glauben wir, als es den Anschein haben mag.

Krankheitsursachen und -Wirkungen und die Mittel der Heilung liegen zwar dem Ort und der Zeit nach oft so dicht neben einander, daß man glauben sollte, jene beiden müßten alsbald in ihrem Zusammenhang erkannt und diese letzteren dann nach ihrer Verwendungs- und Herstellungsart durchschaut werden. Und doch verstrichen, bis diese drei Dinge zur sichern Erkenntniß gelangten, nicht selten große Zeiträume, ja es vergingen, wie in unserem Falle, manchmal selbst die Völker, denen diese Möglichkeit zuerst geboten war.

Ohne Zweifel hatten doch der erleichterte Besitz und die dadurch herbeigeführte stärkere Benutzung der geschriebenen Bücher im Alterthum einen wenigstens in ähnlichem Grade schlimmen Einfluß — wenn nicht einen schlimmeren, eben weil sie geschriebene waren — auf die Augen, sagen wir blos der Gelehrten, wie später und heutzutage die der gedruckten. Sicher gab es daher von da ab, wenn es auch, weil die Alten die heilige Statistik noch nicht kannten, nicht erwiesen ist, mehr Kurzsichtige, als früher. Auch machte sich ohne Frage vor Allem die damals wie jetzt ganz naturgemäß bei Jedermann eintretende Alterssichtigkeit, deren ja schon in den Büchern Mosis Erwähnung geschieht, beschwerlicher und auffallender geltend, als vorher. Ferner — wie wenig nützten jene Operationen des Altersstaars, welche von Aegyptern und Indern, ebenso wie von den Griechen, bereits zu einer Zeit, die nicht sehr fern von der Entstehung der Buchstabenschrift liegen mag, häufig ausgeführt wurden? Ohne Brille war doch ein alters- oder kurzsichtiges und ein staaroperirtes Auge auch damals ganz gewiß zum scharfen Sehen und Lesen untauglich! Das Glas aber, das beste Material zur Herstellung des Heilmittels in den letztangeführten Fällen, hatten die Phönizier schon sehr frühe erfunden und dessen Fabrikation war auch andern ältesten Völkern, z. B. den Aegyptern, geläufig. Und auch den Beryll, wenn wir vom Glase absehen wollen, den Pathen der Brille, kannte man in frühester Zeit. Aber trotz alledem blieb die Brille, wie alle optischen Instrumente, den Alten völlig unbekannt!

Man sollte das freilich nicht glauben; denn jedes Wasserglas mit hohl oder convex gestaltetem Boden hätte müssen die Aufmerksamkeit auf die optische Wirkung und auf deren Benützung für's Auge hinweisen. Der vergrößernde Effect wassergefüllter Kugelflaschen war sogar — auch der als Brennglas schon den Alten nachweisbarerweise bekannt. Und dennoch ist, was man zur

*) Merkwürdigerweise jedoch ward in beiden Fällen nicht die Sprache des Erfindervolkes zur internationalen Wissenschaftssprache: im Alterthum nicht die Sprache der Phönizier, die doch den Welthandel damals beherrschten, sondern die der Griechen, in der Neuzeit nicht die der Deutschen, sondern die lateinische. Die der Griechen blieb es bekanntlich selbst zu Römer- und Araberzeiten, die todte lateinische aber nach Erfindung des Buchdrucks bis an die Schwelle unserer Zeit.

Erhärtung der Thatsache anführen kann, daß die Alten schon eine Art von Sehbrille benutzt hätten, mehr als zweifelhaft. Stützt doch nichts diese Annahme, als eine dürftige Stelle des Plinius, die sagt, daß Nero zuerst Gladiatorenkämpfe „in smaragdo“ betrachtet habe! Das ist gewiß aber nur sehr gezwungener Weise auf die Existenz von Brillen zu deuten und auch der Umstand, daß Seneca schon vor ihm jener vergrößernden Wirkung wassergefüllter Glaskugeln zwar, dagegen von Vergrößerungsgläsern zum Sehen nichts erwähnt, dient nicht zur Bekräftigung einer solchen Deutung jener Stelle.*) Und sollten denn die zahlreichen alten Aerzte, welche doch oft mit so großer Weitläufigkeit die untergeordnetsten Heilmittel anführen, gerade die Brille vergessen haben? Das ist nicht denkbar.

Ohne Zuhilfenahme sehr gezwungener Deutung kann die Erfindung der Brille darnach erst Salvino degli Armati, der 1317 starb, zugeschrieben werden. Das Jahr 1285 soll ihr Geburtsjahr gewesen sein. Und schon einige Jahrzehnte später empfiehlt der päpstliche Leibarzt Guy v. Chauliac (geb. ca. 1300) ihre Anwendung bei Sehschwäche, wenn Augenwässer (deren Gebrauch uralt ist) nichts helfen sollten, während der Arzt Bernard Gordon sie sogar schon etwas früher verwirft und umgekehrt sein Augenwasser ihr vorzieht.

Die Brillenerfindung ging demnach dem Buchdruck um etwa 165 Jahre voraus; aber erst nach der Erfindung des letzteren ward sie verbreiteter.**) Ihre technische Herstellung ist jedoch nur langsam vervollkommnet worden.

---

*) Am ungezwungensten scheint uns die Lessing'sche Auffassung (45. antiq. Brief, Cotta'sche Ausgabe 5. Band, S. 511), daß Nero die grüne Farbe des Smaragds zur Stärkung seiner Augen verwerthen wollte: galt die letztere im Alterthume doch als ein Mittel dafür, wie schon Theophrast (371—288 v. Chr.) erwähnt, und gilt doch von jeher (von daher?) die grüne Farbe als besonders heilsam für die Augen. Vielleicht aber sollten die farbigen Steine auch nur einen Farbeneffect beim Sehen liefern, wie man ja auch heute durch farbige Gläser Gegenden u. s. w. betrachtet: Raffinement Blasirter damals, wie jetzt!

**) Zu gleicher Zeit — selbst früher — freilich auch ihre unnütze Verwendung im Dienste lächerlicher Eitelkeit! nur mit dem Unterschiede, daß damals nicht, wie heutzutage, das Monocle in's Auge geklemmt oder das Pince-nez der Nase unnöthiger Weise aufgeklemmt werden konnte, sondern es mußten zwei große runde Brillenscheiben an einem Stirnbande oder an der Kopfbedeckung befestigt werden, so zwar, daß sie wie zwei Scheuleder vor den Augen hingen (die Chinesen, welche die Brille schon lange vor den Abendländern gekannt haben sollen, tragen sie heute noch so!). Das Brillengestell scheint erst vom sechszehnten Jahrhundert an eine zweckmäßigere Form angenommen zu haben. Ob in irgend einem Museum eine historische Brillensammlung sich befindet, ist Verf. unbekannt: jedenfalls wäre eine solche mindestens ebenso interessant, wie eine der zahlreichen Gewehrsammlungen, die doch nur Denkzeichen der bestialischen Hälfte der Menschennatur und ihrer Entwickelung im Laufe der Zeiten sind. — Mit der Brillenschleifung befaßten sich früher vielfach jüdische Schleifkünstler, zumal in Holland. Auch Spinoza hat sich damit einen Theil seines geringen Unterhalts erworben, ja er soll ein Opfer dieser seiner Beschäftigung geworden sein: Armseliges Menschengeschlecht, dessen Größen selbst am Kreuze, durch den Giftbecher, auf Scheiterhaufen und am Glasstaube sterben mußten!

Wurden doch im sechszehnten Jahrhundert noch, um brauchbare zu erhalten, Reisen nach Italien unternommen und klagt doch selbst noch Lessing, daß er gute Brillen nicht erhalten könne!

Dagegen kann man sagen, daß heutzutage Praxis und Theorie des verbreitetsten optischen Instrumentes ihre denkbar höchste Vollkommenheit erreicht haben. Nicht allein in technischer, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht sind Herstellung und Verwendung der Brillen auf einer Stufe angelangt, die dem Abschlusse nahe kommt; es sind sowohl die optischen Gesetze, welche der Brillenwirkung zu Grunde liegen, wie die physiologischen ihres Gebrauchs gleichmäßig erkannt.

Ehe wir aber zur Darlegung der letzteren übergehen, möchten wir hier trotz des qui s'excuse s'accuse den Leser um Nachsicht bitten, wenn wir vielleicht mehr monendo als delectando verfahren: ersteres ist zum größten Theil durch den Gegenstand, vielmehr durch dessen physikalisch-physiologische Natur bedingt.

Wie Lessing, der ja in keinem Eckchen wohin er das sozusagen elektrische Licht seines Geistes hinleitete, eine Dunkelheit ließ — er hatte schon früh hinter die Theatercoulissen gesehen und von daher wohl die Fertigkeit erlangt, nicht allein der Theologie, sondern so ziemlich in Allem, womit er sich befaßte, klar hinter die Coulissen zu schauen — am oben angeführten Orte darthut, hatten die Alten gar keinen Begriff davon, daß gerade die Schleifart der Gläser oder vielmehr die Wölbung wassergefüllter Flaschen als solche an der Brennglas- und lichtbrechenden Wirkung schuld sei; sie suchten die Ursache davon vielmehr in einer geheimnißvoll verborgenen Qualität des Wassers. Und selbst als die Brillen bekannt geworden, blieb es noch über zwei Jahrhunderte bei der einfachen empirischen Verwendung derselben. Erst nach Erneuerung der naturwissenschaftlichen Forschung versuchte der Italiener Franciscus Maurolycus (1494—1575) eine optische Theorie der Gläser, wie der Breslauer Docent Magnus nachwies, ja er erklärte zugleich die Wirkung der Linse im Auge für die eines Convexglases. Doch erst Keppler wies derselben endgiltig diese ihre Bedeutung im optischen Systeme des Auges zu und stürzte damit die Lehre der Alten, welche gerade in der Linse, nicht in der Netzhaut, das eigentliche Organ des Sehens suchten; auch erklärte er die Ursache der Kurz- und Weitsichtigkeit. Und der berühmte Naturforscher, S. J. Pater Scheiner († 1650), zeigte dann experimentell an dem todten, eigens präparirten Auge, daß das Bild der äußeren Gegenstände in der That gerade auf dessen Netzhaut in umgekehrter verkleinerter Form entstehe.

Hiermit war in dem entdeckungsreichen siebzehnten Jahrhundert, das sich in dieser und vieler Beziehung als der ebenbürtige Vorgänger des unsrigen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften erwiesen hat, die sichere Grundmauer zu dem stolzen Gebäude, welches wir als jetzige Physiologie des Sehens bewundern, bahnbrechend gelegt und die Einsicht in die Function des Auges, wie wir sie für kein zweites Organ mehr besitzen, eingeleitet:

ja, man kann sagen, daß das edelste, feinste und complicirtest gebaute Sinnesorgan damals nach Seite seiner großartig einfachen Wirkung erst entdeckt ward.

Wer aber heutzutage ein glänzendes Zeugniß für die so oft angezweifelten Fortschritte der Medicin sich verschaffen will, der kann kein sichereres und glänzenderes finden, als die auf jenen Fundamenten weitergebaute heutige Lehre von den Gesichtswahrnehmungen und Augenkrankheiten, ja, wer diese Lehre sich klar gemacht hat, wird, und wäre er selbst der Nüchternste, nicht ohne aufrichtige Bewunderung, deß sind wir gewiß, davon sprechen können. —

Für das centrale Sammel- und Verarbeitungsorgan sinnlicher Wahrnehmungen zu Gedanken, das wir Gehirn nennen, erweist sich das Auge bekanntlich als die vornehmste Aufnahmestelle der ersteren, dabei geradezu als eine Art Vorhirn. Hat es doch eine so große Selbstständigkeit der Existenz und Thätigkeit wie kein zweites Sinnesorgan. Es besitzt sogar eine eigene Schädelhöhle, wie wir mit Fug und Recht die Augenhöhle bezeichnen können, und eine ihm ganz eigenthümliche chemisch-physikalische Wirkungsweise. Und während wir die Gedanken producirende Thätigkeit des Gehirns heute noch nicht auf physikalisch-chemische Vorgänge zurückführen können, sondern noch ein angeborenes geistiges Princip als dabei hauptsächlich wirksam annehmen müssen, ist es dagegen unzweifelhaft feststehend, daß das Zustandekommen — nicht das zum Bewußtseinkommen, das wieder ein dynamischer Vorgang ist — der Bilder äußerer Gegenstände im Auge ein rein physikalisch-chemischer Proceß ist.

Das Auge ist nämlich gebaut wie ein physikalischer Apparat, wie eine Camera obscura, was Descartes zuerst erwiesen hat, dessen Bildfläche an der Rückwand durch die Netzhaut gebildet wird. Auf dieser nun werden auf ganz moderne Weise, wie Franz Boll († 1879) darthat, aber schon seit Erschaffung des Menschen natürlich, ganz wie beim heutigen Photographiren Augenblicksbilder auf chemischem Wege hergestellt, die wir dann sehen. Die chemische Substanz, welche dabei durch das Licht zersetzt — aber im Auge selbst fortwährend ersetzt, erneuert — wird, ist das Sehroth oder der Sehpurpur innerhalb der Netzhaut. Die Sehrothbilder kommen und gehen nun ganz in demselben Tempo, wie auch die äußeren Gegenstände, die sie nur für einen Moment fixiren, beständig wechseln. Das Auge ist sonach das vollkommenste photographische Atelier, das man sich denken kann, wenn man nur davon absieht, daß dessen Bilder ebenso vergänglich sind, wie sie rasch erzeugt werden: es stellt nur Momentphotographien her, vielmehr Bilder für den momentanen Gebrauch.

Diesen Vorgang nach seinen beiden Seiten klar zu machen, müssen wir in Kürze die folgende anatomisch-physiologische Darlegung und zwar mit Hilfe der nebenstehenden schematischen Abbildung eines wagrechten Durchschnitts des rechten Auges geben.

Wie daraus ersichtlich, ist das Auge eine Hohlkugel, die in ihrem

Innern durch die Regenbogenhaut in einen vorderen und einen hinteren Abschnitt getheilt ist. Durch den Sehnerv hängt sie mit dem Gehirn zusammen, wie die Kirsche mit dem Baume durch ihren Stiel. Der vordere kleine Abschnitt heißt die vordere Augenkammer (zwischen h und i); sie ist mit einer wasserhellen Flüssigkeit, der sogenannten wässerigen Feuchtigkeit, gefüllt, durch die hindurch man die farbige Regenbogenhaut (i) mit der schwarzen Pupille in ihrer Mitte (p) ganz deutlich sieht. Die Wände dieser sogenannten Kammer — die anatomischen Bezeichnungen sind oft Producte einer sonder-

Rechtes Auge (schematisch).

h = Hornhaut. i = Iris (Regenbogenhaut). p = Pupille. w = Scleratica (weiße oder harte Haut). a = Choroidea (Aderhaut). n = Netzhaut. l = Linse. sn = Sehnerv. gf = gelber Fleck. bf = blinder Fleck.

baren Phantasie! — werden von der Hornhaut (h), der Regenbogenhaut (i) und der die Pupille von hinten her stützenden und lose verschließenden vorderen Linsenfläche (l) gebildet. Das Weiße des Auges (w), als dessen durchsichtig gewordenen vordersten Abschnitt man die Hornhaut bezeichnen kann, bildet die äußerste Hülle der großen hinteren Augenkammer (h A); an dasselbe legen sich von innen her, durch dessen lederartige Stärke geschützt, die für die Function des Auges ungleich wichtigeren, aber äußerst dünnen und feingebauten Häutchen der Aderhaut (a), und der Netzhaut (n) dicht an. Während also die vordere Augenkammer nur eine umhüllende Haut, die Hornhaut, besitzt, hat die hintere eine dreifache Hülle, in der eine gallertartige Masse, der gleichfalls ganz wasserklare sogenannte Glaskörper, enthalten ist. In diese hintere Augenkammer kann man aber nicht ohne Weiteres, wie in die vordere, am Lebenden hineinsehen, sondern man bedarf dazu des Augenspiegels: ohne diesen bleibt uns dieselbe ganz verborgen, schwarz wie die Pupille, deren Schwärze die einfache Folge jener Dunkelheit der hinteren Kammer ist.

Hornhaut und Linse nebst der diese letztere von vorn und hinten um-

gebenden wässrigen und gallertartigen Flüssigkeit stellen so zu sagen, optisch betrachtet, ein Immersionslinsensystem dar, für das die Iris mit der Pupille als Diaphragma dient. Auch hierin hat also die Natur von Uranfang her ein Princip, das der Immersion, als das beste befolgt, welches die menschliche Forschung fürs Mikroskop erst neuerdings zu erfinden und anzuwenden gelernt hat. Es ist dies gerade so wunderbar, wie jene Verwendung der Photographie, welche sie zur Ermöglichung des Sehens benutzte!

In die Camera obscura, deren anatomische Theile wir soeben skizzirt haben, gelangen nun durch die Pupille hindurch die Bilder der äußeren Welt, und die Netzhaut, welche nichts anderes als eine häutige, spinnwebenfeine Ausbreitung der Sehnerven ist, bringt sie uns durch letztere zum Gehirn, zum Bewußtsein. Wie in jeder Camera obscura sind dieselben aber auch im Auge umgekehrt: was an den äußeren Dingen oben ist, ist an den Camera-obscura-Bildern der Netzhaut unten, und umgekehrt. Diese falsche Stellung der letzteren corrigiren wir jedoch in der Weise, daß wir die Netzhautbilder wieder nach außen auf ihren Ursprungsort zurückverlegen: wir projiciren sie nach außen, wie man diesen Act bezeichnet. Nur deshalb sehen wir Alles aufrecht, wobei vor Allem die Erfahrung, die uns der Tastsinn in Bezug auf die wahre Stellung der Dinge im Außenraum im Laufe des Lebens an die Hand gegeben hat, mithilft. Was der Photograph mit seinem negativen Camerabild auf mechanischem Wege durch Herstellung eines Positivs bewirkt, das thun wir demnach den negativen Momentanphotographien unseres Auges gegenüber durch einen Act des Bewußtseins: wir kehren sie durch Verlegung nach außen um und machen sie so positiv. Es ist uns dieser Act jedoch so zur zweiten Natur geworden, daß er uns für gewöhnlich gar nicht mehr als solcher klar wird; er geht unbewußt und unwillkürlich vor sich. Unter den Vorgängen bei den Gesichtswahrnehmungen ist dies das dritte wunderbare Moment: das Bild der Gegenstände kommt als umgekehrtes auf der Netzhaut zu Stande und doch sehen wir es nicht als solches auf dieser, sondern an seinem wahren Standort in der Außenwelt und in richtiger Stellung!

Aber das umgekehrte Bild im Auge muß nichts desto weniger klar und deutlich im Auge selbst auf der Netzhaut entstanden sein, wenn wir scharf und gut die Dinge sehen sollen, mit anderen Worten, die lichtbrechenden Theile des Auges, vor Allem die Augenlinse (l), müssen richtig gewölbt sein, oder was dasselbe sagt, sie müssen die richtige Brennweite haben, damit das Lichtbild der Gegenstände ganz genau auf die Netzhaut trifft; dann nur wird das Sehroth so direct getroffen, daß es chemisch vollkommen zersetzt wird, wie das Silber der photographischen Platte, und nur dadurch entsteht ein scharfumrissenes, klares Negativbild auch im Auge, kein verschwommenes, wie es sein würde und werden müßte, wenn das Bild vor oder hinter der Netzhaut entworfen worden wäre und deshalb nur verwaschene Umrisse diese getroffen hätten.

Jedes normal gebaute Auge ist nun blos für eine Entfernung ohne Weiteres optisch so eingestellt, daß die Bedingung, welche wir soeben formulirten, erfüllt ist, und zwar im völlig ruhenden (accomodationslosen) Zustande; entsprechen die Lage des Gegenstandes und die Brennweite der Linse sich dann gegenseitig, so entsteht ein richtiges Bild auf der Netzhaut, gerade wie in der Camera des Photographen oder in einem dem lebenden genau nachgebildeten Glasauge dasselbe stattfinden würde. Das ist aber natürlich nur sehr selten der Fall! Für gewöhnlich muß das normale mittlere Auge, dessen Achse ca. 24 Millimeter lang ist, da ja die Entfernung der Gegenstände oft jede Secunde wechselt, für jede der unendlich wechselnden Lagen derselben richtig eingestellt werden. Diese momentane Anpassungsfähigkeit unseres Sehapparates an jede Entfernung der wahrzunehmenden Dinge heißt die Accomodationsfähigkeit des Auges, kurz die Accomodation. Sie ist eine wunderbare, wenn man so sagen darf, geniale Lösung eines Problems, wie sie blos im Auge so vollkommen gelungen ist und in jedem anderen optischen Apparate blos auf bedeutenden Umwegen erreicht werden kann.

An der Camera obscura des Photographen z. B. geschieht auch eine Art von Accomodation dadurch, daß der letztere, nachdem er dem zu Photographirenden die richtige „Pose" gegeben hat, nunmehr, während er das Bild auf der Rückplatte des Apparates betrachtet, die Objectlinse so lange vor- oder zurückschraubt, bis ein scharfes Bild sich zeigt, worauf er dann erst die Silberplatte einschiebt. Aber wie langsam und mühsam gelingt ihm diese Anpassung? Er wird, selbst bei größter Uebung und Gewandtheit, es schwerlich dahin bringen, daß er jedesmal etwa in fünf Minuten eine Einstellung zu Ende führt! Dasselbe Geschäft verrichtet dagegen unser Auge den Bildern der Außenwelt gegenüber, wenn nöthig, in einem Augenblicke fünfmal! So viel vollkommener ist die Accomodationsfähigkeit des Auges!

Sehen wir uns die letztere auch einmal in der Praxis an! — Im Saal einer Bildergallerie hänge ein Oelgemälde drei Fuß vom Auge an der Wand und werde von dem Beschauer in dieser Entfernung genau gesehen, mit anderen Worten, es falle bei gegebener Länge der Augenachse durch die augenblickliche Wölbung der Linse das Innenbild des Gemäldes gerade auf die Netzhaut. Dieselbe Wölbung der Linse wäre jedoch offenbar zu stark, wenn es sich in den nächsten Augenblicken beim Umherblicken im Saale darum handelt, Bilder aus 15, 20, 30 Fuß Entfernung zu betrachten. Um nun auch für diese rasch wechselnden Entfernungen scharfes Sehen zu ermöglichen, muß die ursprünglich stärkere Krümmung der Linse successive in immer schwächer werdende übergeführt werden. Dies geschieht dadurch, daß der Accomodationsmuskel einen fortschreitend stärkeren Zug auf die Linse, vielmehr auf die Umgebung der Linse ausübt, wodurch diese letztere entsprechend weniger convex wird, so zwar, daß die Abbilder der Gemälde jedesmal genau in der Netzhautebene entstehen können.

Ein vollkommen sehtüchtiges, gesundes Auge genügt diesen zwei soeben

besprochenen Bedingungen der richtigen Länge der Augenachse und der jeden Augenblick richtigen Linsenwölbung vermittelst der Accomodationsthätigkeit vollkommen aus eigener Kraft.

Es giebt nun aber auch zahlreiche Augen, die nach einer der beiden Richtungen fehlerhaft sind oder im Laufe des Lebens fehlerhaft geworden sind, die also entweder unrichtigen Bau oder mangelhafte Accomodation zeigen (wohl auch beides zugleich). Diese bedürfen dann der künstlichen Hilfsmittel, der Brillen, um den jeweiligen Fehler unschädlich zu machen.

Betrachten wir zuerst die Augen, welche zu kurz sind, deren Augenachse — die gerade Linie, welche die Punkte h und gf in der Abbildung mit einander verbindet — also nicht die mittlere Länge von 24 Millimetern besitzt, sondern kürzer ist, ein Fehler, der meist angeboren und in manchen Familien sogar erblich ist! Manchmal sehen derartige Augen wirklich etwas klein aus, in der Regel aber sind sie für den einfachen Anblick nicht durch Kleinheit auffallend; nur, wenn man sie genau von der Seite her betrachtet, läßt sich meist eine geringere Wölbung der Hornhaut oder vielmehr eine geringere Tiefe der vorderen Augenkammer — des Raumes zwischen Hornhaut und Linse, der die sogenannte wässrige Feuchtigkeit enthält — unschwer erkennen. Manchmal haben sie diejenige Eigenschaft in hervorragendem Maße, daß man sie als „glänzende Augen" bezeichnen muß. Jedenfalls fehlt ihnen der in sich gekehrte, verschleierte, unbestimmte Ausdruck kurzsichtiger Augen und es will uns scheinen, als wenn die Kurzäugigkeit häufiger mit dunkler Farbe der Iris zusammenträfe, als mit heller.

Die Sehkraft solcher Augen ist in der Jugendzeit, während welcher vor Allem die Accomodationsthätigkeit noch ganz ungeschwächt, ja so überkräftig ist, daß sie selbst die angeborene Kürze des Auges durch um so stärkere Aenderung der Linsenwölbung unschädlich machen kann, oft ganz gut, scheinbar so gut, wie bei völlig regelrechtem Augenbau. Anderemal aber, besonders wenn die Kurzäugigkeit sehr bedeutend ist, sehen die Betreffenden schon von Jugend auf weder in die Nähe, noch in die Ferne gut, gelten deshalb sogar für schwachsichtig oder auch, da sie durch dichte Annäherung der Gegenstände (Buchstaben u. s. w.) einen solchen Eindruck auf die Laien machen müssen, für ungewöhnlich stark kurzsichtig. In beiden Fällen aber nützen convexe Brillengläser sehr viel, sie schonen das Auge durch Beseitigung der Accomodationsanstrengung, welche die Gefahr einschließt, in Ueberreizung des Accomodationsmuskels, also in Accomodationskrampf überzugehen, und machen das Auge erst völlig sehtüchtig nach allen Richtungen und Entfernungen. Nur mit Brillen können solche Augen auch lange lesen, ohne zu ermüden oder zu thränen und zu schmerzen. Wird der Fehler im Bau nicht erkannt oder auch, weil er als unheilbar betrachtet wird, nichts dagegen gethan, so gelten derartige Fernsichtige oft für Candidaten des schwarzen Staars oder sie schielen mächtig nach innen, welcher Fehler auch meist durch Fernsichtigkeit hervorgerufen wird.

Manche mit dieser Behafteten quälen sich unsagbar ab, um ohne Brille

nur etwas, wenn auch undeutlich zu sehen. Andere sind förmlich unglücklich, weil sie wohl auf Augenblicke gut lesen können, ihre Augen aber dann sehr rasch den Dienst völlig versagen. Sie sind dann nicht nur einfach überrascht, wenn sie durch eine richtig gewählte Convexbrille gut und ausdauernd sehen, sondern gerathen oft geradezu außer Fassung, einerseits vor Freude, daß sie jetzt wie Andere ihre Augen gebrauchen können, anderntheils vor Leidmuth, daß sie so lange in halbblindem Zustand und dazu in der quälenden Furcht, ganz zu erblinden, leben mußten, weil sie keine Brille trugen. Werden diese früh genug und zweckmäßig angewandt, verliert sich sogar in jungen Jahren das Schielen, wenn es vorhanden war.

Zu Bezug auf die Gesichtswahrnehmungen bezeichnet man den kurzäugigen Augenbau — wir gebrauchten diesen Ausdruck schon — als Fernsichtigkeit (Hypermetropie), weil die damit Behafteten in die Ferne oft gut, und nur in die Nähe schlecht sehen; das ist wenigstens bei den am häufigsten vor-

Fig. 2. Fig. 3.

kommenden niederen Graden des Uebels der Fall. In höheren Graden sehen Hypermetropische aber nicht nur in die Ferne schlecht, sondern auch sehr schlecht in die Nähe, und man spricht dann wohl auch von Copiopie (provinziell: Beisichtigkeit).

Die optische Seite des gar nicht seltenen Baufehlers, resp. dessen Correctur durch Convexbrillen gestaltet sich aber, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird.

Fernsichtige Augen vereinigen die Bilder äußerer Gegenstände, vielmehr die von diesen ausgehenden Strahlen nicht auf der Netzhaut zum Bilde, sondern erst später, weil ihre Brechkraft zu schwach ist (Fig. 2). Der Vereinigungspunkt der Strahlen liegt bei denselben hinter dem Augapfel, und zwar um so weiter, je stärker die Kurzäugigkeit ist und umgekehrt. Natürlich entstehen daraus auch nur unklare Abdrücke auf der Netzhaut und das Sehen geschieht wie durch einen Nebelschleier. Scharf müssen die Bilder im Auge dagegen sofort werden, wenn man die Strahlen zwingt, sich früher, und zwar gerade auf der Netzhaut zu vereinigen. Das geschieht durch Vorsetzen einer passenden, für jeden Fall besonders zu bestimmenden schwächeren oder stärkeren Convex-Linse oder -Brille, welche als solche ja die Eigenschaft hat, die Strahlen zu sammeln (Fig. 3) und sie früher zum Bilde zu gestalten.

Der höchste Grad von Fernsichtigkeit, wenn man es so nennen darf, entsteht natürlich dann, wenn die Augenlinse fehlt oder auch aus dem Auge herausgenommen worden ist, wie dies bei Operationen des grauen Staars geschieht. Hier müssen denn auch die stärksten Convexgläser in Anwendung

gezogen werden, die sog. Staarbrillen. Da nun aber mit der Augenlinse auch die Accomodationsfähigkeit fortfällt, so müssen Staaroperirte für verschiedene Entfernung verschiedene Gläser gebrauchen, stärkere zum Lesen, schwächere zum Sehen auf größere Strecken; sie müssen also mindestens zwei Gläserstärken haben. Doch dies nur nebenbei! — Uebrigens schließt der zweite Hauptfehler des Auges, der durch Brillen corrigirt wird:

Die Alterssichtigkeit (Presbyopie) gerade in der zuletzt bezeichneten Richtung dem Zustande nach der Staaroperation sich an; denn bei derselben fällt von ihrem Beginn an ihrem Wesen nach ein Theil der Accomodationsfähigkeit des Auges aus, bis im hohen Alter diese schließlich auch ganz verloren geht. Der Hypermetropie aber gleicht sie darin, daß das Sehen für die Nähe bei ihr ebenfalls erschwert ist und für die Ferne im Allgemeinen gut bleibt, ferner noch darin, daß sie durch Convexgläser behoben werden kann. Lange wurden daher auch Fern- und Alterssichtigkeit nicht recht unterschieden, bis durch Professor Stellwag von Carion in Wien und Donders in Utrecht in den fünfziger Jahren der wahre Sachverhalt endgiltig klargestellt ward. Fernsichtigkeit beruht darnach, wie oben auseinandergesetzt worden, auf einem reinen Baufehler des Auges und ist angeboren, Alterssichtigkeit ist dagegen immer ein erworbenes Uebel und ihrem Wesen nach ein Ausfall in der Function der Accomodationsmuskelkraft bis zum völligen Verluste dieser, ein Ausfall, der im Laufe der Jahre ganz regelmäßig sich herausbildet und wächst, weil er auf der mit jedem Lebensjahre vom späten Knabenalter an nach und nach immer größer werdenden Härte und relativen Unnachgiebigkeit der Augenlinse gegenüber der Einwirkung des schwächer werdenden Accomodationsapparates beruht. Mit anderen Worten: Die Alterssichtigkeit ist, wie ihr Name schon ausdrückt, eine reine Alterserscheinung, die bei Jedermann eintritt, also natürlich auch bei Baufehlern des Auges. Sie wirkt in der Regel aber erst störend und unangenehm, wenn sie einen gewissen Höhegrad erreicht hat, gewöhnlich erst zu Anfang oder um die Mitte der vierziger Lebensjahre bei normal gebauten Augen. Dagegen stört sie das Sehen in die Nähe nicht, wenn vorhandene Kurzsichtigkeit nicht allzu gering ist, wofür sich die Gründe aus der späteren Betrachtung dieser ergeben werden.

Die optische Seite der Alterssichtigkeit ergiebt sich aus der entstandenen Unfähigkeit, die Augenlinse so stark brechend zu machen, oder, was dasselbe sagt, die Strahlen so stark durch diese zu brechen, wie dies für das Sehen in die Nähe nöthig ist; mit anderen Worten, die Augenlinse kann nicht mehr so gewölbt werden, daß die Bilder naher, besonders kleinerer Gegenstände, wie Buchstaben u. dgl., genau auf die Netzhaut treffen. Wird aber eine passend gewählte Convexbrille vor das Auge gebracht, so ersetzt sie künstlich und äußerlich die fehlenden Innenkräfte des Auges und bewirkt eine Verstärkung der Augenlinse, so zwar, daß die letztgenannte optisch-physiologische Forderung wieder erfüllt und Sehen in nächster Nähe möglich wird.

Die Beschwerden, welche Alterssichtigkeit mit sich bringt, sind anfangs

nur gering. Das Lesen wird etwas schwieriger und die Ausdauer des Auges ist geschwächt; es entstehen schon nach kurzer Zeit leichte Schmerzen in und über den Augen, die Buchstaben werden verschwommen, wirr durcheinander geworfen, was durch zeitweises Ausruhen sich zwar wieder giebt, nach Wiederaufnahme der Beschäftigung aber bald wiederkehrt. Das Buch muß dazu weiter vom Auge entfernt gehalten werden, als früher, das Licht muß greller auf dasselbe fallen, wenn gesehen werden soll, und gerade diese beiden Beschwerden gelten als die charakteristischsten. Schließlich kann nicht mehr gelesen werden — ohne Convexbrille. In Bezug auf die Zuhilfenahme einer solchen herrscht aber leider noch die Ansicht vor, daß man, um das Auge nicht zu schwächen, so lange als irgend möglich damit zögern müsse, während doch gerade das umgekehrte Verhalten das allein richtige ist und sein muß, wie aus den obigen Erörterungen hervorgehen dürfte. So kommt es denn, daß Alterssichtige, besonders Frauen, meist lange Zeit, oft Jahre hindurch, un-

Fig. 4. Fig. 5.

nöthiger Weise sich quälen, bevor sie zur Brille greifen, was um so schlimmer ist, als sie, wenn sie dann allzuspät diese benützen wollen, sofort eine starke nöthig haben. Daran gewöhnt man sich aber schwer, jedenfalls schwerer, als der Fall gewesen wäre, wenn von einer gleich anfangs gewählten schwachen ganz allmählich zu einer stärkeren aufgestiegen worden wäre.

Wird bei den zwei vorher besprochenen Gesichtsfehlern, der Fern- und der Alterssichtigkeit, der Brechkraft des Auges, speciell der Augenlinse, ein angemessener Theil durch eine richtig bestimmte Convexbrille optisch zugesetzt, so muß bei der Kurzsichtigkeit dagegen durch eine hohlgeschliffene (concave) Brille ein aliquoter Theil jenes Brechvermögens hinweggenommen werden; dort muß also ein optisches Additions-, hier ein Subtractionsverfahren eingeschlagen werden.

Im kurzsichtigen Auge nämlich werden die von den Gegenständen der Außenwelt ausgehenden Strahlen, sei es durch eine zu stark gewölbte Augenlinse oder durch die Verbindung einer solchen mit zu langem Augenbau, zu früh vereinigt (Fig. 4), so daß das Bild im inneren Auge bereits vor der Netzhaut entsteht und diese nur von Zerstreuungskreisen getroffen wird; das schließlich gesehene Netzhautbild zeigt also verwaschene, undeutliche Umrisse. Die optische Wirkung einer Concavlinse oder, was dasselbe sagt, einer Concavbrille ist nunmehr, sobald sie ein Kurzsichtiger zu Hilfe nimmt, die, daß der Verlauf der Strahlen im Auge länger wird, daß also die Vereinigung dieser später erfolgt. Dadurch wird der zu lange Augenbau des Kurzsichtigen resp. die zu starke Brechkraft seiner Augenlinse unschädlich

gemacht und das Bild trifft wiederum gerade die Netzhaut (Fig. 5), wenn nur das für einen gegebenen Fall richtige Glas getragen wird; der Kurzsichtige wird durch die letztere wieder normalsichtig, wenn anders nicht schon durch innere Augenkrankheiten die Sehkraft unter das gesundheitsgemäße Maß herabgesetzt worden ist. Kurzsichtige und besonders stark kurzsichtige Augen sind nämlich, im Gegensatz zu den Fernsichtigen, oft zugleich krank: meist ist nur die Umgebung des Sehnerveneintritts anfangs blos entzündet und zuletzt erst in ihrem Gewebe geschwunden; aber in nicht wenigen Fällen breitet sich der Proceß auch auf entferntere Gebiete der Ader- und Netzhaut continuirlich oder sprungweise aus, woraus dann verhängnißvolle Störungen des Sehvermögens sich entwickeln. Wir führen das nur an, um darauf aufmerksam zu machen, daß Kurzsichtige ihre Augen mehr überwachen müssen, als gewöhnlich der Fall ist, und wollen noch einige Worte über die in letzter Zeit so vielfach besprochene Schülerkurzsichtigkeit sagen, die nicht selten Personen und Dingen zur Last gelegt wurde, welche zum großen Theil oder auch ganz unschuldig sind.

Man hat nämlich fast überall die Schule selbst (die Schullocalitäten, die Zahl der Schulstunden u. s. w.) für das häufige Auftreten der Kurzsichtigkeit unter Schülern verantwortlich gemacht. Nach unserer Erfahrung und festen Ueberzeugung ist aber die Ursache der letzteren in ungleich höherem Maße im Elternhause und bei den Schülern selbst zu suchen! In der Schule wird ja bekanntlich nur ganz ausnahmsweise eine volle Stunde hindurch in's Buch, also in die Nähe, gesehen, meist wird der Schüler schon durch den Unterrichtsgang veranlaßt, oft in die Ferne, auf die Tafel, nach dem Lehrer u. s. w. hinzusehen und seine Nahearbeit auf diese Weise oft zu unterbrechen. Dadurch aber ruht das Auge genügend aus. Im schroffsten Gegensatze dazu wird dagegen bei übertriebenen häuslichen Arbeiten, welche ja gewöhnlich bei ungenügendem Nachmittagslicht oder bei künstlicher, oft genug schlechter Beleuchtung ausgeführt werden müssen, meist stundenlang ohne Unterbrechung blos in die Nähe gesehen. Gerade dadurch wird dem Kursichtigwerdenden der Hauptvorschub geleistet. Ein zweites Vergehen gegen die Augen setzt dann der Sache die Krone auf. Die Schüler betrachten nämlich fast allgemein die Kurzsichtigkeit resp. das Brillentragen als eine hohe Zierde und als eine Art Ersatz für das ihnen versagte Cereviskäppchen, als ein Merkmal, durch das sie sich von dem Philister schon jetzt unterscheiden. Dabei herrscht auch noch die ganz verwerfliche Unsitte fast ebenso allgemein, daß die Knaben gewöhnlich die stärksten Gläser, welche ihr Auge kaum überwinden kann, beim sogenannten Optiker sich auswählen, weil eine schwache Brille, welche von den Cameraden als Fensterglas gebrandmarkt zu werden pflegt, als Blamage gilt. Geschieht es doch gar nicht selten, daß ärztlich verordnete, ausreichende aber schwache Brillen auf eigene Faust von den Jungen gegen stärkere vertauscht werden! Auch werden die Brillen nicht blos zum Sehen in die Ferne, sondern meist auch noch bei Nahearbeit,

für die sie gar nicht nöthig wären, verwendet. Gerade darin liegt aber ein Grund, daß die Kurzsichtigkeit immer stärker wird. Allen diesen verderblichen Mißbräuchen kann jedoch, wie wir glauben, nur die Unterrichtsverwaltung erfolgreich entgegentreten, und zwar dadurch, daß strenge Verordnungen erlassen werden, wonach das Tragen von Brillen den Schülern nur auf ärztliche Vorschrift hin und unter fortlaufender Controle, d. h. unter zeitweiliger Visitation der Brillen, um zu sehen, ob nicht die verordneten Gläser mit allzustarken vertauscht worden sind, gestattet wird. Das gäbe eine wirksame Schranke gegen den Mißbrauch der Brillen, wie er heute in den Schulen herrscht, und eine derartige Verordnung wäre gewiß segensreicher, als viele anderen, die zur Hintanhaltung der Kurzsichtigkeit bisher erlassen worden sind. Die Klassenführer resp. der Director müßten natürlich für die Durchführung der Maßregel verantwortlich gemacht werden und die Verordnung müßte natürlich auch für Töchterschulen gelten, in denen ja das Brillentragen neuerdings gleichfalls sich einzubürgern droht!

Gehen wir nun nach dieser kurzen Abschweifung, die wir zwar als eine solche nicht bezeichnet wissen möchten, zu der Betrachtung eines letzten Baufehlers des Auges, welcher der Brillenhilfe bedarf, zu der des Astigmatismus, über, und bemerken wir gleich zum Voraus, daß, im Gegensatze zur Kurzsichtigkeit, bei demselben eher ein Mißbrauch in der Richtung herrscht, daß zu selten Gebrauch von Brillen gemacht wird, der hier doch um so mehr gerechtfertigt ist, als ohne solche überhaupt gar nicht genau gesehen werden kann, weder in die Nähe, noch in die Ferne.

Schon oben bei Gelegenheit der kurzen Beschreibung des Augenbaues hätten wir einer Eigenthümlichkeit des letzteren erwähnen können, die fast als regelrecht zu betrachten ist; wir verschoben dies aber bis an diese Stelle. Dieselbe besteht darin, daß das gesunde Auge resp. die Hornhaut (Linse) desselben von oben nach unten gemessen eine stärkere Krümmung und damit zugleich ein größeres Brechvermögen besitzt, als in dem horizontalen Meridian. Der Unterschied in dem Strahlenbrechungsvermögen dieser beiden Richtungen ist aber für gewöhnlich nicht bedeutend genug, als daß dadurch eine Störung oder Verwirrung des Strahlengangs und damit ein so zu sagen wirres Sehen bewirkt werden könnte. Dies kommt jedoch in jenen verhältnißmäßig gar nicht so seltenen Fällen zu Stande, in denen die Krümmungsunterschiede der beiden genannten (oder auch andrer correspondirender) Meridianrichtungen das so zu sagen normale Maß bedeutend überschreiten. Es entsteht dann in der That ein wirres, undeutliches Sehen, so zwar, daß z. B. Punkte, nach bestimmten Richtungen oval ausgezogen oder ausgedehnt, desgleichen gerade Linien verschwommen, zerfahren u. s. w. erscheinen. Die aus diesem meistens angeborenen Fehler hervorgehende Schwachsichtigkeit ist oft sehr bedeutend und bezeichnet man sowohl diese, wie den zu Grunde liegenden Baufehler zugleich als Astigmatismus (ἀ und στίγμα), Punktlosigkeit des Auges, weil eben Punkte nicht als solche gesehen werden.

Die optische Aufgabe, welche aus diesem Fehler erwächst, hat Donders in Utrecht auf ebenso geistreiche wie einfache Weise gelöst. Er lehrte nämlich, in einem Meridian einen Theil der fehlenden Krümmung durch vorgesetzte convexe Gläser, welche aber nicht Kugelflächen-, sondern Cylinderwölbung besitzen, zuzufügen, oder, im entgegengesetzten Fall, durch Hohlcylindergläser die zu starke Krümmung auszugleichen. Findet darnach die passende Auswahl statt, so stellen die Cylindergläser die ganz oder annähernd richtige Uebereinstimmung der beiden Meridiane her und machen dadurch normales oder doch nahezu normales Sehen möglich. In einzelnen Fällen sind nur Gläser zur Correction einer Meridiankrümmung, in anderen aber auch solche für beide und dazu von verschiedener Schleifart für jeden Meridian nöthig. Daraus erwachsen die verschiedensten Combinationen, so daß die Bestimmung des in jedem Fall zweckmäßigsten optischen Ausgleichs zu einer der zeitraubendsten und schwierigsten Aufgaben der optischen Therapie werden kann. Manchmal aber ist eine befriedigende Lösung überhaupt nicht möglich; doch sind diese Fälle zum Glück nicht die an Zahl überwiegenden.

Noch ist zu bemerken, daß selbst die Folgen von Schwäche der Augenmuskeln, resp. Schielen, durch optische Hilfsmittel, welche die Strahlen auf die centrale Stelle des schärfsten Sehens leiten, beseitigt werden können und zwar durch prismatische Brillengläser. Dies geschieht nicht allzu selten und jedenfalls viel häufiger, als die gleichen Uebel nach Ansicht der Laien durch spaltförmige oder feine runde Oeffnungen geheilt oder doch verbessert werden und werden können. Derartige, nur an bestimmten Punkten durchsichtige Brillen — man nennt sie stenopäische — sind viel zu lästig und unbequem, zumal für Kinder, bei welchen die häufigste Gelegenheit zu ihrer Anwendung vorhanden sein dürfte. Vorübergehend kann man sie gegen lang anhaltende Pupillenerweiterung resp. Lähmung des Accomodationsapparates bei Erwachsenen mit einigem Nutzen verwenden.

Nach diesen vorzugsweise physiologischen und physiologisch-optischen, zur Erklärung der Brillenwirkung nothwendigen Darlegungen sind noch die zumeist blos praktischen Fragen des Brillengebrauchs zu erörtern.

Was zunächst das Material des rein optischen Theils der Brillen betrifft, so ist bekanntlich ganz farbloses und vollkommen durchsichtiges Glas bei Brillen, die blos zum Sehen dienen, am gebräuchlichsten. Der einzige Fehler, den es hat, ist, daß seine Härte nicht allzu groß und dadurch dessen Brauchbarkeit und volle optische Tüchtigkeit bei dem häufig nothwendigen Reinigen der Gläser nur von begrenzter Dauer ist. Jedenfalls ist sie viel kürzer, als gewöhnlich geglaubt wird; denn Gläser mit Putzstreifen und dergleichen sind nicht mehr ohne Schädigung des Auges zu gebrauchen, dürften deshalb im Grunde nicht mehr verwendet, müßten vielmehr alsbald gegen neue vertauscht werden. Dies geschieht aber, sicher zum Nachtheile des Auges, im Leben viel zu selten, obgleich der Preis der Gläser heutzutage doch ein solch niedriger ist, daß er fast nicht in Betracht kommen kann.

Bequemlichkeit und die liebe Gewohnheit sind eben vielfach stärker, als die Sorge für vernunftgemäße Augenpflege. Wegen ihrer größeren Widerstandsfähigkeit wären daher, wenigstens für die schwächeren Brillennummern, Bergkrystallgläser vorzuziehen, wenn sie nicht so viel theurer wären als die gewöhnlichen.

Die beliebteste Form der Gläser ist die ovale. Man kann sie, wenn nur auf die gehörige Größe derselben Bedacht genommen wird, im Allgemeinen billigen. Im Grunde jedoch sind runde Gläser besser, weil bei denselben weniger durch die Randtheile gesehen wird, die ja den Lichtgang immer abändern, wie jeder Brillenträger beobachten kann, der seitlich durch seine Gläser sieht. Besonders sollte für die sogenannten Altersbrillen die runde Form, weil sie die optisch vollkommenere ist, öfter benutzt werden, da es sich bei denselben ja doch nur um den Gebrauch im Hause handelt, also der größere Durchmesser nicht so auffallend wird und deshalb nicht in Betracht kommt. Ganz verwerflich sind die kleinen und oft dazu noch vier- oder gar achteckig abgeschliffenen Lorgnon- oder Monoclegläser, die zum Glück heutzutage fast nur noch von „eleganten" jüngeren oder älteren Damen und zierlichen Lieutenants, die hygieinische Rücksichten ohnedieß nicht zu nehmen gewohnt sind, bevorzugt werden. Bei zwei Arten von Sehbrillen ist die runde Form in der Regel nicht zu umgehen, nämlich bei Staarbrillen und bei den cylindrischen Gläsern der Astigmatiker, weil bei beiden die möglichst vollkommene optische Wirkung in Anspruch genommen werden muß, um die dabei schwer zu erreichende größtmögliche Sehtüchtigkeit zu erlangen. Auch die für farbigen Schutzbrillen ist die runde oder vielmehr die ovale und zugleich uhrglasartig oder muschelartig gewölbte Form schon deshalb nothwendig, weil dadurch allein die Augen sammt Umgebung völlig gedeckt werden können.

Die Herstellung der Gläser anlangend, sind die geschliffenen natürlich stets den blos gegossenen vorzuziehen, zumal die letzteren fast immer noch kleine Bläschen in ihrer Masse besitzen, welche die Lichtbrechung stören, wenn sie auch nur so klein sind, daß man dieselben blos mit der Lupe nachweisen kann. Bei den gegossenen Gläsern ist die Glasmasse dazu auch meist geringer, selten farblos, sondern meist grünlich; vom hygieinischen Standpunkte aus sollten dieselben deshalb verboten sein.

Einer fast ebenso sorgfältigen Auswahl, wie die Gläser, bedarf auch das Gestell einer Brille, wenn diese ihren hygieinisch-optischen Zweck möglichst vollkommen erfüllen soll. Einen großen Nachtheil behält zwar trotz größter Sorgfalt ein jedes Gestell, nämlich den, daß es den Drehungen des Auges und Neigungen des Kopfes nicht Rechnung tragen kann, aber gerade deshalb muß Alles um so besser ausgenutzt werden, was bei solch nothgedrungener Unvollkommenheit zu erreichen ist.

Dahin gehört vor Allem eine gute, starke Construction, damit das Gestell sowohl der Nase, als der Schläfe und dem Ohre sicher anliegt. Im einzelnen Falle ist jedesmal darauf Acht zu nehmen, ob ein sogenanntes Reitgestell oder ein Charniergestell oder ein solches mit einfacher gerader

Feder — sog. Frauengestell — dem Zwecke festen und doch nicht belästigenden Sitzens am besten genügt.

Bestimmte Regeln lassen sich zwar nicht geben, doch ist vielleicht die allgemeine Bemerkung von Nutzen, daß, abgesehen von dem Frauengestell, dessen Verwendung durch seinen Namen charakterisirt ist, das Reitgestell mit nicht zu starren, das Ohr gut umfassenden, aber nicht einschneidenden Federn das zweckmäßigste ist. Die Gestelltheile, welche die Fassung der Gläser bilden, müssen vor Allem den Schleifrand möglichst vollständig decken, damit die störenden Reflexe, welche von diesem ausgehen, thunlichst vollständig beseitigt werden. Wegen der vollauf bestehen bleibenden nachtheiligen Wirkung gerade dieser sind daher die sogenannten Patentbrillen ohne Fassung am meisten zu verwerfen, wenn sie auch noch so allgemein ihrer angeblichen größeren Eleganz wegen in Gunst stehen. Pince-nez und Lorgnongestelle sind dann zu wählen, wenn man mit Hilfe ihrer Unbequemlichkeit den guten Zweck erreichen will, daß die Brillengläser nicht beständig vor den Augen bleiben; sie sind deshalb bei Schülern und Schülerinnen oft räthlich. Von Wichtigkeit ist auch, daß der seitliche Abstand der Gläsermitte richtig nach dem Augenabstand bemessen wird. Derselbe muß natürlich für jeden Einzelfall besonders durch Messung festgestellt werden, eine Sache, die um so mehr in's Gewicht fällt, da bei gewissen Fehlern der Augenmuskulatur die Gläser bald näher, bald weiter auseinandergerückt werden müssen, als dies dem Pupillenabstand gemäß der Fall sein sollte. Wann dies zu geschehen hat, kann aber hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht weiter verfolgt werden. Statt dessen wollen wir zum Schlusse noch die Frage berühren, wann, wie lange und wie eine Brille bei den verschiedenen, oben dargelegten Augenfehlern benutzt werden soll. Die Antwort darauf kann man, ohne auf's Einzelne eingehen zu müssen, da wir ohnehin eine allen Anforderungen genügende streng wissenschaftliche Auseinandersetzung hier doch nicht geben können, dahin formuliren, daß die Brille bei Fernsichtigkeit und Astigmatismus fortwährend für Nähe und Ferne, bei Alterssichtigkeit immer beim Lesen und feineren Arbeiten, bei Kurzsichtigkeit dagegen nur ausnahmsweise, in ganz bestimmten Fällen, zum Nahesehen benutzt werden soll. Gerade in letztgenannter Richtung aber wird am meisten gefehlt bei Alt und Jung!

Aus allem Gesagten dürfte ersichtlich sein, daß die Brille, sowohl in ihrer Eigenschaft als optisches, wie als therapeutisch-hygieinisches Mittel viel größere Umsicht und Sorgfalt verlangt, als gewöhnlich von Laien und besonders von Schülern darauf verwandt wird. Es ist dies ein großer Mißstand, den, zumal bei den Letzteren, zu bekämpfen und zu beseitigen, sich sowohl Eltern und Erzieher, als Schulbehörden ernstlich angelegen sein lassen sollten. Nur dann ist Aussicht vorhanden, daß wir Deutschen ferner nicht mehr den Franzosen, Italienern und Engländern als eine Nation von Brillenträgern erscheinen.

Unsichtbare Gebirge.

Von

F. Auerbach.

— Breslau. —

I.

Wer in der heutigen Zeit von unsichtbaren Gebirgen reden hört, wird geneigt sein, dieselben in den fernsten Fernen des Himmelsraumes oder auf der uns für ewige Zeiten abgewandten Mondhälfte zu suchen. Ist doch das bewaffnete Auge des Menschen nicht nur in das Gebirgsdetail unseres Trabanten eingedrungen, sondern auch im Stande, das zu beobachten, was in der unvorstellbaren Gluth unseres Centralkörpers an vulcanischer Eruptionsthätigkeit entwickelt wird. Allein, was beispielsweise die jenseitige Mondhälfte betrifft, so sind die Einzigen, welche auf deren Gebirgslandschaft einen Blick geworfen haben, jene kühnen Abenteurer, welche in dem Phantasiegeschosse Jules Vernes eine Fahrt um den Mond machten; und bei der geringen Glaubwürdigkeit dieser Zeugen möchte ich auf eine Behandlung dieses Themas lieber von vornherein verzichten. Nein, die unsichtbaren Gebirge, von denen hier die Rede sein soll, sind auf unserer heimischen Erde zu suchen. Sie sind auch nicht etwa deshalb unsichtbar, weil sie in den noch jungfräulichen Polargegenden unseres Weltkörpers oder in dem immer mehr zusammenschrumpfenden, unbetretenen Innern Afrikas oder Australiens ihren Sitz haben. Sie sind unsichtbar und werden es bleiben, obwohl keine deutsche Meile zwischen ihren Schluchten und Kämmen und den Füßen zahlloser Sterblicher zu messen ist. Sie sind unsichtbar, obwohl sie über weitere Räume sich ausdehnen, als alle sichtbaren Gebirge der Erdoberfläche zusammengenommen. Sie sind unsichtbar, weil das feuchte Element sie bedeckt, das durchsichtige und doch so undurchsichtige Wasser, das Wasser der Oceane, welche unsere Schiffe durchsegeln; und nur einzelne,

besonders hervorragende Gipfel zeigen sich als Eilande im Glanze des Sonnenlichts, im Hauche des Luftmeeres.

Erst in der neuesten Zeit ist man mit einigem Erfolg daran gegangen, sich eine Kenntniß von dem Boden des Meeres zu verschaffen. Von einem Theile dieser Forschungen soll das Folgende eine gedrängte, nur das allgemein Fesselnde berücksichtigende Darstellung geben. Von einem Theile, sage ich; denn das Ganze umfaßt eine Fülle von Einzelproblemen. Weder von der chemischen noch von der geologischen Beschaffenheit des Meerbodens, weder von seiner Flora noch von seiner Fauna soll hier die Rede sein; das Einzige, worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten wollen, soll die Gestaltung, die Formation des Grundes sein, auf welchem die Fluthen lasten.

Bei Problemen von der Schwierigkeit des vorliegenden wird man gut thun, die Methode der Analogie zur Anwendung zu bringen. Man wird sich die Frage stellen: Läßt sich die Gestalt des vom Wasser bedeckten Theils der festen Erdoberfläche nicht vielleicht in analoger Weise feststellen wie die Gestalt der trockenen Theile derselben? Daß dies möglich ist, trotz der Unsichtbarkeit des Meeresbodens, ist nicht so wunderbar, wie es anfänglich scheint. Deshalb nicht, weil auch für die wissenschaftlich geographische Erforschung der überseeischen Gebirge — überseisch hier in anderem als dem üblichen Sinne verstanden — die Sichtbarkeit als solche so gut wie keine Rolle spielt. Das herrliche Bild, welches sich auf dem Gipfel des Rigi vor den Augen des Alpenwanderers entrollt, läßt sich wohl für eine Skizze, für ein Gemälde, für ein Panorama verwerthen; für die Zwecke der Erdkunde hingegen ist es untauglich — untauglich deshalb, weil es vom beschränkten Standpunkte des Menschen, eines individuellen Menschen, entworfen ist, das geographische Bild aber von jedem derartigen Standpunkte unabhängig, über ihm erhaben sein soll. Diese Bemerkung ist deshalb nicht ohne Interesse, weil die in ihr ausgesprochene Forderung, so einleuchtend ihre Berechtigung auch sein mag, doch erst ganz allmählich im Laufe jahrhundertelanger Entwickelung der Wissenschaft erfüllt worden ist, wie ein Blick auf ältere Landkarten zur Genüge zeigt; dieselben erinnern oft mehr an Panoramen als an das, was sie sein sollen.

Kurz, zur wissenschaftlichen Aufnahme von Gebirgen, oder allgemein eines Stückes der Erdoberfläche, bedient man sich auch da, wo den Lichtstrahlen der Weg offen steht, also auch auf dem trockenen Lande, nicht des Auges; man geht objectiver zu Werke. Die Lage eines Punktes auf der Erdoberfläche ist vollständig bestimmt, wenn drei für seine Lage charakteristische Größen angegeben werden: die geographische Breite, d. h. der Winkel, unter welchem der Nordpol der Himmelskugel gegen den Horizont erscheint; die geographische Länge, d. h. der Winkelabstand des Ortsmeridians von einem als Nulllinie festgesetzten Meridian, z. B. dem von Greenwich, oder auch, der Zeitunterschied des Ortes mit Greenwich, und endlich, als drittes Charakteristicum für die Lage des Punktes: seine Höhe-

über einem festen Niveau. Als dies Niveau nimmt man bekanntlich allenthalben den Meeresspiegel an, weil man voraussetzt, daß alle Punkte desselben, wenn auch nicht auf einer Kugelfläche, also sämmtlich gleich weit vom Erdmittelpunkt entfernt, so doch auf einer kugelähnlichen, mathematisch regelmäßigen Oberfläche liegen, welche man Sphäroid nennt, über deren wahre Gestalt man sich aber bei weitem noch nicht völlig im Klaren ist. Dazu kommt, daß die Erscheinung von Ebbe und Fluth den Meeresspiegel zu einem fortwährend schwankenden macht, und daß man auch in die Gesetzmäßigkeit dieses Vorganges noch nicht vollständig eingedrungen ist. Indessen diese theils principiellen, theils technischen Schwierigkeiten gehören nicht hierher; genug man kann in gewissem Sinne den Begriff der Meereshöhe eines Punktes der Erdoberfläche völlig scharf definiren, und damit, in Verbindung mit geographischer Breite und Länge, die Lage dieses Punktes fixiren. Nun mag ein Landestheil, ein Gebirge noch so mannigfaltig gestaltet sein, es setzt sich doch stets aus lauter einzelnen Punkten zusammen; und wenn man alle diese Punkte in der angedeuteten Weise fixirt hat, so ist damit das Gebirge seiner Form nach, also in rein geographischer Hinsicht, vollständig dargestellt.

Wie man Breite und Länge bestimmt, indem man sich an die unwandelbare Stellung der Fixsterne hält, ist hinlänglich bekannt. Zur Bestimmung der Höhe eines Ortes über dem Meeresspiegel sind zwei Methoden geeignet: die trigonometrische und die barometrische. Von den beiden einander so häufig gegenüberstehenden Vorzügen der „Richtigkeit" und der „Fixigkeit" kommt jeder der einen jener beiden Methoden in hervorragenderem Maße zu; die trigonometrische Methode, d. h. diejenige mittelst optischer Instrumente, führt zu genaueren Resultaten, die barometrische, d. h. die, welche die Höhe des Ortes durch den Druck der über ihm befindlichen, je nach der Lage des Ortes größeren oder kleineren Luftsäule mißt, führt schneller zum Ziele. So pflegt man denn beide Methoden in der Weise zu verbinden, daß man die wichtigsten Punkte nach der ersten, die übrigen aber nach der zweiten Methode fixirt.

Wenn wir nach dieser vorbereitenden Umschau zu unserem Problem, d. h. zur Ausmessung unterseeischer Gebiete, zurückkehren, so leuchtet es ein, daß sich das Gesagte ohne Weiteres übertragen läßt. Jedem Punkte des Meeresbodens kommt eine bestimmte geographische Breite und Länge zu, und der einzige Unterschied ist der, daß an die Stelle der Höhe über dem Meeresspiegel die Tiefe unter demselben tritt. Das Problem der Erforschung der unterseeischen Bodenformation reducirt sich somit auf das Problem, die Tiefe des Meeres, und zwar an möglichst zahlreichen Stellen, zu ermitteln.

II.

Es giebt wenige Gebiete, in welchen der menschliche Erfindungsgeist so viele, auf den verschiedensten Principien beruhende Hilfsmittel ersonnen und zur Anwendung gebracht wie zur Erforschung der Tiefe von Gewässern. Gerade aus diesem Grunde noch mehr vielleicht als wegen ihrer praktischen Wichtigkeit darf diese Frage das Interesse auch der ferner Stehenden in Anspruch nehmen. Die am nächsten liegende Idee ist da natürlich die Benutzung des Lothes, des Senkbleies, und seit den ältesten Zeiten hat man diese Idee zur Ausführung gebracht. Ein schwerer' Körper wird an einem langen Seile bis auf den Grund hinabgelassen und, nachdem er wieder heraufgezogen worden ist, die Länge des eingetauchten Stücks des Seils direct gemessen. Als schweren Körper wendet man meist ein Bleigewicht an; und es versteht sich, daß man diesem Gewicht eine zur Durchdringung des Wassers möglichst geeignete Form geben muß. Man kann diese Form theoretisch aus den Druckgesetzen des Wassers bestimmen und findet auf diese Weise die Form eines sogenannten Paraboloids; da indeß diese Form auf praktische Schwierigkeiten stößt, so ersetzt man sie durch eine Combination von Cylinder und Kegel, oder auch durch eine Pyramide — Formen, welche jener der Theorie nach günstigsten ziemlich nahe kommen. Die Leine ihrerseits wird durch eingeflochtene Knoten oder auf andere Weise von vorn herein in Meter eingetheilt, so daß man die erreichte Tiefe ohne weiteres angeben kann. Was das Material betrifft, so ist man von Seiten der Seeleute trotz vieler gegentheiliger Vorschläge immer wieder zum Hanfseil zurückgekehrt, und erst in neuester Zeit ist durch den berühmten britischen Naturforscher William Thomson der Stahldraht in Aufnahme gebracht worden, der sich nach den bisher gewonnenen Erfahrungen viel besser als jenes bewährt.

Indeß, diese und andere Einzelheiten sind nebensächlicher Natur. Die Hauptsache ist, ob die Methode des Lothens überhaupt, und unter welchen Umständen sie zu brauchbaren, d. h. mehr oder minder genauen Ergebnissen führt. Da ist denn zu unterscheiden zwischen kleinen, flachen Gewässern und der hohen See. In ersteren, also in Flüssen, Seen und Häfen hat sich die Methode des Lothens vortrefflich bewährt. Dafür legen die Tiefenmessungen in den Schweizer Alpenseen, und aus der neuesten Zeit die Sondirungen in den Mündungsgebieten der Elbe und Weser Zeugniß ab, welche letztere für die Schifffahrtsverhältnisse von Hamburg und Bremen zweifelsohne von der größten Wichtigkeit sein werden. Wenn hingegen das Loth in größere Tiefen kommt, und das ist in den Weltmeeren fast stets der Fall, so tritt eine ganze Reihe von Schwierigkeiten auf. Erstens leistet das Wasser dem fallenden Lothe und noch mehr der es tragenden Leine einen ungeheuren Widerstand, und zweitens übt der wieder aufsteigende Apparat auf sich selbst einen kolossalen Druck aus; derart, daß das Herablassen wie

das Heraufholen des Gewichts mit gleichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß zuweilen viele Versuche durch das Reißen des Seils oder Drahts vereitelt werden. Am besten scheint es in dieser Hinsicht noch zu sein, das Drahtseil von dem Gewichte aus allmählich immer stärker werden zu lassen, damit es dem an jeder Stelle herrschenden Zuge nach unten in verhältnißmäßig gleichem Grade gewachsen sei, schlimmsten Falls aber, der Rettung des Drahtes halber, unten reiße. Eine ganz ähnliche Einrichtung war bekanntlich auch an dem Drahtseil getroffen, durch welches während der Pariser Weltausstellung der Ballon captif mit der Erde in Verbindung erhalten wurde. Immerhin ist, wenn das Seil reißt, das Senkblei verloren; und das ist ein keineswegs unerheblicher Verlust bei einem Unternehmen, wo es sich um hunderte von einzelnen Sondirungen handelt. Aus demselben Grunde ist es auch durchaus nicht gleichgiltig, welche Zeit eine einzelne Sondirung beansprucht. Diese Zeit ist viel beträchtlicher als man vermuthen dürfte. Auf hoher See dauert es oft viele Stunden, ja zuweilen einen halben Tag lang, ehe das Loth hinabgelassen ist, wozu dann noch die Zeit des Wiederaufwindens kommt. Auch hier trägt der Widerstand des feuchten Elements den wesentlichen Theil der Schuld. Im leeren Raume oder in der Luft fällt bekanntlich ein schwerer Körper allmählich immer schneller, und es würden beispielsweise noch nicht vierzig Secunden vergehen, so hätte ein aus der Höhe einer deutschen Meile herabgeworfener Stein den Erdboden erreicht. Ließe man den Stein, statt frei, an einer Leine herab, welche in der Höhe um eine Rolle gewickelt ist, so würde die Reibung der Leine an der Rolle die Bewegung des Steines allerdings verzögern; aber wenn die Rolle gut gearbeitet ist, so hätte man trotzdem höchstens einige Minuten bis zur Ankunft des Steines auf der Erdoberfläche zu zählen. Ganz anders in unserem Falle. Hier wirkt die Reibung, also der Widerstand, nicht nur an der Winde, sondern, vom Wasser ausgehend, längs der gesammten Leine, und die Folge hiervon ist, daß nicht nur keine allmähliche Beschleunigung, sondern im Gegentheil eine Verzögerung der Bewegung stattfindet; und während nahe unter dem Meeresspiegel das Gewicht pro Secunde um einige Meter fällt, fällt es in größerer Tiefe in derselben Zeit nur noch einen, und in großer Tiefe kaum noch einen halben Meter. Dabei geht diese Verlangsamung der Bewegung ganz gesetzmäßig vor sich, und bei einer anderen Methode der Tiefenmessung hat man, wie noch erwähnt werden wird, von dieser Gesetzmäßigkeit und von ihrer Kenntniß Gebrauch gemacht.

Bietet somit das Loth Uebelstände dar, welche sich auf Kostenpunkt und Zeitaufwand beziehen, so verschwinden diese doch gegenüber dem weiteren Uebelstande der Unzuverlässigkeit. Die erste und wichtigste Voraussetzung, welche bei einer Lothung gemacht wird, ist doch die, daß die Leine aufhört, sich von der Rolle im Schiffsraume abzuwickeln, sobald das Gewicht den Meeresboden erreicht hat. Diese Voraussetzung ist, wie sich gezeigt hat, sehr oft nicht erfüllt. Die Leine fährt, auch wenn das Gewicht festliegt,

noch fort sich abzuwickeln, und zwar theils in Folge ihres eigenen Gewichtes — und gerade bei Drähten wird dieser Einfluß ein mächtiger sein — theils in Folge der Wirkung der Bewegungen, in welchen das Meereswasser an vielen Stellen fortwährend begriffen ist, der sogenannten Meeresströmungen. Wäre es vielleicht möglich, diesen Strömungen auszuweichen, soweit sie an der Oberfläche des Meeres vor sich gehen, so wird dies ganz unmöglich bei den unterseeischen Strömungen, welche oft in großer Tiefe stattfinden, und welche, seit Alexander von Humboldt auf ihre Bedeutung hinwies, der Gegenstand lebhaften Interesses seitens der Hydrographen sind. Diese Unterströmungen biegen, zumal sie den Oberflächenströmungen meist gerade entgegengesetzt verlaufen, die Leine haken- oder S-förmig aus, und zwar schon während des Herablassens des Senkbleis, in beträchtlich verstärktem Maße aber, nachdem in Folge Aufstoßens des Gewichtes auf den Grund die Leine einen großen Theil ihrer Spannung eingebüßt hat. Die Folge hiervon ist die gewesen, daß man bis in die neueste Zeit hinein die Tiefe der Oceane für viel größer hielt, als sie thatsächlich ist, und daß man namentlich einzelnen Lothungen von unglaublicher Tiefe Vertrauen schenkte, die sich nunmehr sehr einfach aus den gerade an den betreffenden Stellen besonders lebhaften Strömungen in der Meerestiefe erklären.

Zu alledem kommt endlich noch ein praktischer, nicht zu unterschätzender Uebelstand. Das Schiff, welches lothen will, muß zu diesem Zweck sein Fahrt unterbrechen und beidrehen, ein Manöver, welches namentlich bei unruhigem Wetter umständlich und nicht unverfänglich ist. Viele Schiffsführer lassen gerade aus diesem Grunde oft Stunden vergehen, ohne Lothungen vorzunehmen, in Verhältnissen, unter denen nur diese ihnen Aufschluß über ihre Position gewähren und sie vor Gefahr rechtzeitig warnen können. Daß hierdurch manches Schiff, zumal in Gewässern, in welchen starke Niveauänderungen in Folge von Fluth und Ebbe stattfinden, verloren ging, ist leider eine Thatsache. Es muß daher ein Apparat, welcher es ermöglicht, während der Fahrt größere Tiefen ohne viel Zeitverlust zu messen, der Schifffahrt mehr Sicherheit verleihen und von großem Werthe für die Erhaltung von Menschenleben und Gütern sein, ganz abgesehen von den theoretischen Fortschritten, zu welchen er uns befähigen würde. Ein solcher Apparat muß vor Allem die Grundbedingung erfüllen, daß er die Tiefe, welche er erreicht, hat, unabhängig von der abgelaufenen Leine, an welcher er herabgelassen wird, angiebt. Nun, am nächsten liegt es auch hier wieder, an die überseeischen Gebirge zu denken, deren Höhe man ja auch nicht durch Lothung — hier ein Ding der Unmöglichkeit — mißt. Man macht vielmehr bei der einen der beiden oben erwähnten, bei der barometrischen Methode (die andere, die trigonometrische, ist bei unsichtbaren Gebirgen offenbar nicht anwendbar) von der Thatsache Gebrauch, daß in jeder Höhe über dem Meeresspiegel ein ganz bestimmter, nach oben zu mehr und mehr abnehmender Luftdruck herrscht. In ganz analoger Weise nimmt im Wasser

der Wasserdruck nach der Tiefe mehr und mehr zu; und wenn man sich einen Apparat verschaffen kann, welcher diesen Druck zu messen gestattet, so hat man in ihm einen von der Methode der Lothung völlig unabhängigen Tiefenmesser.

Diese Idee ist schon im vorigen Jahrhundert und seitdem wiederholt zur Ausführung gebracht worden, allein meist mit sehr geringem Erfolge. Die Druckmesser hielten dem kolossalen, in der Meerestiefe herrschenden Drucke entweder überhaupt nicht Stand, oder ihre Angaben wurden in kurzer Zeit unzuverlässig. Erst in der neuesten Zeit haben sich zwei derartige Apparate bewährt, deren einer von den Wienern Hopfgartner und Arzberger, deren anderer wiederum von dem schon einmal erwähnten William Thomson herrührt. Dieser letztere wird gegenwärtig nicht nur in der britischen, sondern auch in der deutschen Marine in allen den Fällen mit Vorliebe angewendet, wo es sich um nicht allzugroße Tiefen handelt. Die Wirkungsweise des Apparates ist eine so einfache, daß sie sich mit wenigen Worten erläutern läßt. Der Apparat besteht im Wesentlichen aus einer oben hermetisch verschlossenen Glasröhre, welche innen mit einem Belag von schön rothem chromsaurem Silber versehen ist. Je tiefer der Apparat hinabgelassen wird, desto stärker drückt das Wasser von unten auf die in der Röhre befindliche Luft, und indem es dieselbe mehr und mehr comprimirt, steigt es immer höher hinein. Bis zu der Höhe aber, zu welcher das Seewasser ansteigt, verwandelt sich die rothe Farbe des Belages in eine gelblich-weiße, und wenn man die Farbengrenze, ihrer Höhe in der Röhre nach, ausmißt, so kann man mit Hilfe einer einfachen Rechnung die erreichte Tiefe bestimmen. Man kann den Apparat auch empirisch graduiren, d. h. durch Vergleichung seiner Angaben mit einigen Lothungen feststellen, welche Tiefe jeder Stellung der Farbengrenze entspricht.

Von den vielen sonstigen Methoden, welche man im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte ersonnen und zur Anwendung gebracht hat, können hier nur noch einige flüchtig erwähnt werden. Man ließ Torpedokörper auf den Grund des Meeres hinab und wartete auf den Schall; aber, wenn das Meer einigermaßen tief war, blieb der Schall aus: die Explosionswellen pflanzten sich nicht so weit fort. Man ersetzte die Leine der Lothungsmethode durch eine Doppelleine, führte durch diese einen elektrischen Strom — in welchem Gebiete wäre die Elektricität nicht schon angewandt worden — und construirte das Gewicht so, daß es im Moment seines Aufstoßens auf den Grund den Strom unterbrach. Diesen Moment konnte man daher auf dem Schiffe durch den Ausschlag der Magnetnadel fixiren und, mit Benutzung der oben erwähnten Kenntniß von der Geschwindigkeit, mit der das Senkblei in verschiedenen Tiefen sinkt, die Tiefe berechnen. Schließlich hat man und zwar auch schon vor langer Zeit, versucht, die Leine gänzlich fortfallen zu lassen und den Tiefenmesser frei in's Meer hinabzuschicken. Am sinnreichsten von allen hierher gehörigen Apparaten ist unstreitig der eines

englischen Capitains, welcher sich aber leider nicht bewährt hat. Des Curiosums halber sei derselbe hier trotzdem erwähnt. Eine Schraube wird, im Wasser sinkend, Drehungen ausführen, gerade wie beim Eindringen in festes Material; zu sinken, ohne sich zu drehen, daran hindert sie eben der Wasserwiderstand. Versieht man nun diese Schraube mit einem Uhrwerk welches die Anzahl ihrer Umdrehungen angiebt, so kann man hieraus, durch einfache Multiplication mit der Höhe eines Schraubenganges die Tiefe ableiten. Um nun das nachtheilige Seil zu ersparen, wandte jener Engländer die Methode der Auslösung an, welche in vielen Zweigen der Technik eine Rolle spielt. Er machte die Schraube hohl, so daß sie auf dem Wasser schwamm, versah sie unten mit einem Haken und hakte an diesen ein schweres Gewicht. Hierdurch beschwert, sank die Schraube unter, stieß auf dem Grunde das Gewicht ab und kam nun wieder an die Oberfläche. Oder: sie sollte kommen. Aber sie kam nicht. An des Schiffes Bord standen die Experimentatoren, sahen auf den Meeresspiegel herab und konnten frei nach Schiller sagen:

„Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnerde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Die Schraube bringt keines wieder."

Man hatte gänzlich zu erwägen vergessen, daß schon ein beliebiger anderer Körper, umsomehr aber, ihrer Construction halber, eine derartige Schraube, sicherlich nicht an derselben Stelle, wo sie versenkt worden war, wieder zum Vorschein kommen würde; die Strömung mußte sie weit verschlagen. In der That fand man sie bei einem der angestellten Versuche zufällig, über eine Seemeile entfernt, wieder auf. Da es nun aber offenbar mißlich ist, auf offenem Ocean eine Schraube zu suchen, so mußte die Methode, so sinnreich sie auch erdacht war, verworfen werden.

Am interessantesten in ihrer Eigenart und zugleich für die zukünftige Praxis vermuthlich am wichtigsten ist eine Methode, welche den kürzlich verstorbenen Londoner Gelehrten und Techniker William Siemens zum Urheber hat. Sie beruht auf einem Apparate, den sein Erfinder Bathometer — Tiefenmesser — nennt; und sie ist deshalb so merkwürdig, weil dieses Bathometer — nicht naß wird, weil es überhaupt nie in's Wasser gebracht, sondern an der Wand eines beliebigen Schiffsraumes ein für alle Male fest angenagelt wird, gerade wie ein Thermometer oder Barometer, und weil man nur vor dasselbe hinzutreten hat, um sagen zu können: hier ist das Weltmeer so und so tief! Die Wirkung des Apparates beruht auf der durch das ganze Weltall verbreiteten Anziehungskraft, speciell auf der Anziehungskraft der Erde, welche wir Schwerkraft nennen. Diese Schwerkraft hängt bekanntlich nicht nur von der Masse der Erde, sondern auch von der Entfernung

des Gegenstandes ab, auf welchen sie wirkt; sie ist z. B. auf dem Gipfel des Mount Everest kleiner als in Calcutta, und am Aequator kleiner als an den Polen, weil letztere in Folge der Abplattung der Erde dem Mittelpunkte derselben oder, wie man auch sagen kann, ihren einzelnen Theilen durchschnittlich näher sind. Ein auf hohem Meere befindliches Schiff ist nun zwar von den Theilen des Erdkörpers durchschnittlich nicht weiter entfernt, als wenn es festes Land unter seinem Kiel hätte; aber die Natur des nächstgelegenen Theils ist eine andere; es ist das leichte Wasser, welches zur Schwerkraft weit weniger beiträgt, als ein gleich großer Raum festen Landes; und deshalb muß die Schwerkraft in einem auf hoher See befindlichem Schiffe im Ganzen genommen kleiner sein, als auf dem Lande und zwar um so kleiner, je tiefer an der betreffenden Stelle das Meer. Demgemäß besteht das Bathometer — im Principe — aus einer Quecksilbersäule, welche auf eine elastische Platte drückt, deren Druck jedoch durch eine gleichzeitig von unten gegen die Platte drückende Feder gerade aufgehoben, nota bene auf festem Lande oder im Hafen. Fährt nun das Schiff hinaus, so wird die Schwerkraft und folglich auch der Druck der Quecksilbersäule nach unten, der ja nur eine Folge jener Kraft ist, kleiner, während die Federkraft, die ja mit der Schwerkraft gar nichts zu thun hat, unverändert bleibt. Die Folge davon ist, daß die Platte jetzt einen stärkeren Druck nach oben erfährt und diesem nachgiebt. Die Quellsilbersäule muß dann ebenfalls nach oben ausweichen, und da sie oben in eine feine Röhre ausmündet, so verändert sich in dieser der Stand des Quecksilbers. Mit Benutzung einiger zuverlässiger Lothungen kann man ermitteln, wie viel das Quecksilber für je hundert Meerestiefe steigt, man kann also die Röhre mit einer Scala versehen und an dieser Scala die Tiefe ohne Weiteres in jedem Augenblick ablesen. Der einzige Uebelstand ist der, daß man auf diesem Wege streng genommen nicht die Tiefe genau unter dem Standorte des Schiffes, sondern die mittlere Tiefe in einem kleinen Umkreise erhält; da indessen die Schwerkraft mit wachsender Entfernung sehr schnell abnimmt, so beträgt jener Umkreis höchstens einige Quadrat-Kilometer, und was will das sagen, wo es sich um Hunderttausende handelt?

III.

Ein Bild der Gestaltung des Meeresbodens, wie es all' diese Untersuchungen geliefert haben, läßt sich natürlich mit Worten nur in einigen Hauptzügenwiedergeben. In Betreff des Details muß auf die mehr oder weniger zuverlässigen kartographischen Darstellungen verwiesen werden, welche in den großen Atlanten neueren Datums sich finden. Die beliebteste Darstellungsart ist die, daß die Meeresfläche in verschiedenen Abtönungen der blauen Farbe je nach der Tiefe der betreffenden Gebiete wiedergegeben wird. Ein

ganz analoges Princip hat ja neuerdings auch für die Darstellung der festen Erdoberfläche, namentlich der Gebirgsländer, über alle früheren Methoden den verdienten Sieg davongetragen. Leider ist die Einheit des Maßes noch nicht unter den Spiegel des Meeres hinabgedrungen, und während die Theoretiker auch hier das Meter walten lassen, kann sich der Schiffsmann, wie es scheint, nur sehr schwer entschließen, das Fadenmaß (1 Faden = 1,83 Mtr.) aufzugeben. Man pflegt dann die Stellen von weniger als hundert Faden Tiefe weiß zu lassen, solche zwischen 100 und 1000 Faden Tiefe blaßblau, zwischen 1000 und 2000 Faden etwas dunkler, zwischen 2000 und 3000 Faden noch dunkler und darüber hinaus tiefblau zu färben. Die Grenzlinien verschiedener derartiger Gebiete sind dann Linien gleicher Tiefe, deren seichteste, die sogenannte Hundertfadenlinie, natürlich im Allgemeinen längs der Küsten verläuft. Eine andere, beschränktere, aber anschaulichere Darstellungsart ist die durch Profile, welche man erhält, wenn man ein Meer längs einer geraden Linie durchschneidet und alle hier gemessenen Bodenpunkte graphisch verbindet, wobei man natürlich die Tiefendimension verhältnißmäßig größer darstellen muß als die Längendimension. Die vollkommenste Art der Verbildlichung endlich ist die durch Reliefkarten, welche indeß bei der Unvollkommenheit der bisherigen Kenntnisse und in Anbetracht ihrer Umständlichkeit nur in vereinzelten Fällen zur Anwendung kommen kann.

Daß der Grund des Meeres keine ebene Fläche ist, folgt schon daraus, daß er in die Continente und unzählige von Inseln unmittelbar übergeht; die Sandbänke und Klippen zeigen ferner, daß es auch Unebenheiten des Meeresbodens giebt, welche den Spiegel des Wassers nicht erreichen; und wenn es deren so zahlreiche giebt, welche, wie jene Bänke und Klippen, nur um wenige Meter unter der Oberfläche zurückbleiben, so giebt es sicher noch viel mehr solche, welche schon in beträchtlicher Tiefe ihre Gipfel erreichen. Diese Vermuthung haben die Messungen bestätigt. Die erste systematische Unternehmung, welche umfassende Tiefseeforschungen ausgeführt hat, ist von Großbritannien ausgegangen, und mit dem Namen des Schiffes „Challenger" wird in dieser Hinsicht ein unvergänglicher Ruhm verknüpft. Nächst dieser waren am erfolgreichsten eine deutsche und eine amerikanische Expedition, erstere von der „Gazelle", letztere vom „Tuscarora" ausgeführt.

Diese und zahlreiche andere Unternehmungen haben nun in der That gezeigt, daß der Boden aller Meere, der Weltmeere wie der Rand- und Mittelmeere einen durchaus unebenen, gebirgigen Charakter trägt. Freilich, die größten Flächengebiete zeigen, wie das ja auch auf der trockenen Erdoberfläche der Fall ist, nur sanfte, schwach wellenförmige Schwankungen; Hochebenen wechseln mit Tiefebenen, Erhebungs- und Senkungsstreifen ziehen sich viele hundert Meilen weit in die Länge, an den Küsten finden sich Terrassenbildungen, im Innern Plateaus und an einzelnen Stellen nehmen die Niveauschwankungen einen Grad der Steilheit an, welcher sie zweifellos als Gebirge charakterisirt. Manche Hydrographen, z. B. Andree, in dessen

für die Laienwelt höchst verdienstlichem Handatlas die Karten 16 und 17 die Tiefenverhältnisse des atlantischen und des stillen Oceans darstellen, haben sich dahin ausgesprochen, von Gebirgen unter dem Meeresspiegel dürfe man nicht reden, da alle Neigungen des Meeresbodens nur ganz allmähliche seien und selbst die plötzlichste, stärkste bisher beobachtete Senkung — im Osten des japanesischen Inselreichs — an Steilheit von ganz bequemen Verkehrswegen, z. B. der Rigibahn, beträchtlich übertroffen würden. Diese Schlußweise darf nicht als richtig zugegeben werden. An Punkten, die einander so nahe benachbart sind, wie Fuß und Gipfel des Rigi, sind bisher noch viel zu wenig Lothungen gemacht worden, als daß man sagen könnte: so steile Abfälle kommen unter dem Meere überhaupt nicht, oder viel seltener als auf dem festen Lande vor. Im Gegentheil, es wäre als ein merkwürdiger Zufall zu bezeichnen, wenn unter den wenigen dicht benachbarten Lothungen, welche bisher auf hoher See gemacht worden sind, ein solches Gefälle sich gezeigt hätte. In den ersten fünfzehn Jahren wissenschaftlicher Tiefseeforschung einen Rigi finden, hieße das nicht, in der ersten Ziehung das große Loos gewinnen? Was aber jene Senkung im Osten von Japan betrifft, so beträgt sie mehr als eine Meile auf etwa zwanzig Meilen Länge. Nun darf man bekanntlich immer nur Gleichartiges mit Gleichartigem vergleichen, wenn man nicht zu oft ganz curiosen Resultaten gelangen will. Man muß also fragen: wo findet auf der festen Erdoberfläche eine nicht nur relativ, sondern auch absolut gleich starke Senkung statt? Und da findet man, daß es überhaupt nur zwei solche Stellen giebt, nämlich den Abfall von den Anden Südamerikas in die Südsee, und vom Himalaja in's Thal des Ganges. Relativ gleich starke Abfälle giebt es zwar noch vielfach anderwärts; aber daß solche nicht auch unter dem Wasserspiegel allenthalben versteckt seien, dagegen läßt sich vorläufig aus der gewonnenen Erfahrung nichts schließen.

Geben somit die Resultate der bisherigen Beobachtungen keinen Anhalt für jene Behauptung, so läßt sich doch andererseits nicht leugnen, daß sie in der Natur der Sache eine Stütze findet. Erstens sehen wir auch auf dem trockenen Lande, daß die Steilheit immer größer wird, je weiter wir aufwärts steigen — im Durchschnitt natürlich, im Einzelnen ist das ja sehr verschieden; hieraus wird man umgekehrt schließen dürfen, daß nach unten zu, also wohl auch unter den Meeresspiegel, die Steilheit eine immer geringere wird. Ferner ist es an sich gewiß nicht unwahrscheinlich, daß das Wasser eine nivellirende Tendenz habe; man braucht nur an die schon erwähnten unterseeischen Strömungen zu denken, welche oft unmittelbar über dem Grunde des Meeres hinstreichen und die Erhebungen desselben, zumal das Material meist ein sehr weiches und lockeres ist, sicherlich nicht unversehrt lassen werden. Ueberhaupt ist der Meeresboden keineswegs überall in einem Zustande der Stabilität, der definitiven Gestaltung; im Gegentheil, nam wird kaum fehl gehen, wenn man ihn allenthalben als veränderlich annimmt. Von der trockenen Erdoberfläche gilt das ja in gewissem Sinne

auch. Ob die Hebung resp. Senkung der Küsten einer Niveauänderung des Landes oder des Meeres zuzuschreiben sei, ist noch immer eine offene Frage. Da sind ferner die vulkanischen Neugestaltungen, welche ebensowohl über wie unter dem Meeresspiegel erst in der neuesten Zeit wiederum mehrfach beobachtet worden sind. Und was auf dem trockenen Lande die Cultur des Menschen, namentlich das Entstehen und Vergehen seiner Bauwerke, in Verbindung mit der von Darwin so geistvoll dargelegten Thätigkeit der Würmer leistet, das leisten auf dem feuchten Gebiete die merkwürdigsten aller Thiere, die Corallenthiere. Hier haben wir im Gegensatze zu den obenbezeichneten nivellirenden Vorgängen eine neue und fortwährend sich erneuernde Differenzirung des Meeresbodens, und hier finden wir denn auch in der That die ausgesprochenste Gebirgsgestaltung desselben. Bei der Untersuchung des Grundes, welche Darwin in der Nähe der Cocosinseln im indischen Ocean vornahm, fand er schon in einer Entfernung von 2000 Meter vom Rande der Brandung die Tiefe des Meeres über 2000 Meter. Das ist eine Steigung von mehr als fünfundvierzig Graden!

Von den großen Weltmeeren ist der atlantische Ocean, der Trenner der beiden großen Reiche moderner Cultur, bis jetzt verhältnißmäßig am besten erforscht. Dabei hat sich eine sehr interessante Thatsache ergeben. Dieser Ocean wird nämlich von einem großen, vom nördlichen bis zum südlichen Eismeer reichenden, unterseeischen Erhebungsrücken durchschnitten, und dieser Gebirgskamm — wenn man das langgestreckte Plateau so nennen darf — ahmt merkwürdigerweise die S-Form, welche uns die Westküste der alten Welt ebenso wie die Ostküste der neuen aufweist, mit großer Vollständigkeit nach. Die durchschnittliche Tiefe dieses Rückens unter dem Spiegel beträgt immerhin noch fast 3000 Meter, und nur an vereinzelten Stellen ragt das feste Land noch näher an die Oberfläche heran oder gar, wie bei den Azoren, über dieselbe hinaus. Die Azoren sind übrigens die einzige, wirklich oceanische Inselgruppe dieses Weltmeers; sonst haben nur noch die beiden kleinen Felseneilande Ascension und St. Helena diesen Charakter; alle übrigen Inseln und Inselgruppen, also namentlich die canarischen und die capverdischen Inseln einerseits und der westindische Archipel andererseits, erweisen sich durch die Tiefseeforschung als mit dem Festlande durch unterseeische Rücken verbunden, und somit als Ausläufer des Continents. Der erwähnte große Erhebungskamm führt in seinem südlichen Theile, zwischen Afrika und Südamerika, den Namen Challenger-Rücken, in seinem nördlichen Theile, zwischen Europa und Nordamerika, den Namen Dolphin-Rücken. Noch weiter nach Norden hin erweitert er sich zu einem Plateau, welches schließlich, zwischen Irland und Neufundland, fast die ganze Breite des Oceans einnimmt und für die Legung der transatlantischen Kabel von großer Wichtigkeit geworden ist. Durch den Längsrücken wird der ganze atlantische Ocean in zwei große Becken, ein östliches und ein westliches, getheilt, deren durchschnittliche Tiefe mehr als eine halbe Meile beträgt, also

soviel, wie nur die allerhöchsten Gebirge an Kammhöhe aufweisen. Noch etwas tiefer ist übrigens im Durchschnitt der stille Ocean, während der indische Ocean etwas, die Polar- und kleineren Meere aber beträchtlich flacher sind. Die tiefsten Stellen, welche man bis jetzt mit Sicherheit bestimmt hat, liegen, seltsam genug, nicht etwa mitten in den Weltmeeren, sondern ganz in der Nähe festen Landes, die eine, im atlantischen Ocean, etwa zehn Meilen östlich von der westindischen Insel St. Thomas, die andere, noch etwas tiefere, im stillen Ocean, in der Gegend der schon besprochenen steilen Senkung im Osten von Japan. Letztere ist circa 8500 Meter tief, liegt also — wieder ein merkwürdiges, zum Nachdenken Veranlassung bietendes Zusammentreffen — ziemlich genau ebenso tief unter dem Meeresspiegel, wie der Gipfel des höchsten Berges der Erde, des Gaurisankar oder Mount Everest, über demselben.

Von kleineren Meeren interessiren uns hauptsächlich Nord- und Ostsee und das Mittelländische Meer. Die Nordsee ist im Vergleich zu ihrer verhältnißmäßigen Größe und in Anbetracht ihrer großen Zugangsbreite, d. h. ihrer weiten Oeffnung gegen den Ocean hin als außerordentlich flach zu bezeichnen. Das viel schmalere und abgeschlossenere rothe Meer weist die fünf- und mehrfachen Durchschnittstiefen auf. Nur an wenigen Stellen erreicht die Nordsee die Tiefe des Kölner Doms, und selbst an der tiefsten Stelle, die auch hier wieder dicht am Festlande, an der norwegischen Küste, liegt, noch nicht diejenige des Brockens. Diese Flachheit läßt über die Bedeutung welche dem in Rede stehenden Gewässer zukommt, kaum einen Zweifel. Der Boden der Nordsee stellt eine schiefe Ebene dar, welche nichts weiter ist als eine Fortsetzung der norddeutschen Tiefebene, und welche sich nach Nordwesten zu langsam senkt. Dabei ist der Uebergang von der trockenen zur benetzten Ebene ein ganz allmählicher, wie die seichten Küsten und ausgedehnten Watten an den friesischen Inseln zeigen; und auch der Grad der Senkung ist, wie die Vergleichung der Tiefenmessungen in der Nordsee und der Höhenmessungen in der deutschen Tiefebene ergiebt, unter und über dem Meere fast der nämliche. Von dem großen, Süd- und Norddeutschland trennenden Gebirgszug, also von Orten wie Breslau, Dresden, Leipzig und Frankfurt am Main, bis zur Küste beträgt der Abfall etwa 100 Meter auf 50 Meilen. Geht man nun in der Nordsee um dieselbe Strecke in nordwestlicher Richtung vor, so gelangt man in der That zu einer Tiefe von ebenfalls etwa 100 Metern. Erst da, wo die See in den Ocean übergeht, wird der Abfall des Bodens ein rapider, und es würde daher die Nordsee, vom Grunde des Oceans gesehen, wie eine gewaltige Hochebene sich darstellen. Im Zusammenhange mit diesem ebenen Charakter des Bodens der Nordsee steht übrigens noch eine andere, nicht geringere Eigenthümlichkeit derselben: Sie ist das inselärmste aller Meere; inselarm, weil das felsige Helgoland in das Reich der Lüfte emporragt; denn sonst müßte man, da die friesischen Düneninseln kaum mitreden dürfen — inselleer

sagen. Im Gegensatz hierzu sind die Ostsee und das mittelländische Meer inselreich, und ihr Boden dementsprechend gebirgig. Während aber die Ostsee ihre durchschnittliche Seichtigkeit mit der westlichen Nachbarin theilt, weist das Meer der ältesten europäischen Cultur Tiefen auf, welche denen des Oceans nicht beträchtlich nachstehen. Und während die Nordsee als abfallende Hochebene, die Ostsee als gleichförmiges Hügelland zu bezeichnen ist, bildet der Boden des Mittelmeeres drei kesselförmige Thäler, ein spanisches, ein italisches und ein asiatisches, deren keines dem andern an Tiefe ein Beträchtliches nachgiebt; dazu kommt schließlich als vierter Kessel das ebenfalls fast oceanisch tiefe schwarze Meer, obgleich das Zugangsthor eines so gewaltigen Gewässers kaum schmaler gedacht werden kann.

Wenden wir zum Schluß unsern Blick noch einmal auf das große Ganze! Man hat es versucht, aus den vorhandenen Messungen die mittlere Tiefe des Weltmeeres zu berechnen und sie der ebenfalls durch ungefähren Calcul ermittelten durchschnittlichen Erhebung des gesammten Festlandes über den Meeresspiegel gegenüberzustellen. Die Letztere ist bei den verschiedenen Erdtheilen etwas, aber nicht sehr verschieden; Asien ist der am meisten, Australien — wie es scheint — der am wenigsten sich erhebende Theil des trockenen Landes. Im Mittel erhält man etwa 440 Meter Landhöhe. Ungleich tiefer ist das Weltmeer. Die Zahl ist natürlich vorläufig noch etwas unsicher; aber 3440 Meter ist ein Werth, der sich vom wahren jedenfalls nicht sehr wesentlich unterscheidet. Das Meer ist also fast achtmal so tief, wie das Land hoch ist. Da nun auch schon die Meeresfläche, wie bekannt, die Landfläche an Größe um fast das Dreifache übertrifft, so gelangt man zu dem Ergebnisse, daß der vom Wasser erfüllte Erdraum den über den Wasserspiegel sich erhebenden Landraum um das Zwanzigfache übertrifft. Man könnte also das gesammte über dem Meeresspiegel sich erhebende Land abtragen und in das Weltmeer versenken, ohne des letzteren Raum und Tiefe beträchtlich zu verringern.

Wer aber Betrachtungen und Berechnungen der angeführten Art, denen noch eine ganze Reihe ähnlicher an die Seite gestellt werden könnten, — wer sie für werthlos erachtet, der möge darauf aufmerksam gemacht werden, daß für einen gewissen Zweig der Erdkunde gerade auf diesem Wege das Meiste von der Zukunft zu erhoffen ist: für die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten, das heißt für die Lösung des Problems, wie aus Einfachem Zusammengesetztes, aus Gleichartigem Verschiedenartiges, so wunderbar Verschiedenartiges, Land und Wasser, Höhen und Tiefen, Ebenen und Gebirge hervorgehen konnten. Daß aber in jedem Gebiete der Naturwissenschaft gerade die Entwicklungslehre das höchste Interesse zu beanspruchen berechtigt sei, darüber ist die heutige Forschung mit sich einig.

Zur Charakteristik Eduard Laskers.

Von

* * *

> Am Ruheplatz der Todten
> Da pflegt es still zu sein,
> Man hört nur leises Beten
> Bei Kreuz und Leichenstein.
> Zu Döffingen war's anders — —

Anders ist es auch um die Ruhestätte Laskers. Nachdem schon seit Jahren sein Name in den Hintergrund getreten war, ist über dem kaum geschlossenen Grabe der Kampf der Meinungen um die Bedeutung seiner Persönlichkeit, über den Werth seiner Leistungen mit neuer Heftigkeit entbrannt, und durch genügend bekannte Vorgänge werden die Wellen dieses Streites sogar bis in den Sitzungssaal des Repräsentantenhauses zu Washington geworfen. Wie schwierig es unter solchen Umständen für Jeden, namentlich für Jemand, welcher die letzten zwei Jahrzehnte hindurch mit im politischen Leben gestanden und in den inneren Kämpfen für und wider Partei ergriffen hat, sein muß, dem Gegenstande des gegenwärtigen Streites, Eduard Lasker, eine kühl abwägende objective Würdigung zu Theil werden zu lassen, darauf braucht kaum hingewiesen zu werden; hat doch in dem größeren Theile des angedeuteten Zeitraums der Name Lasker die Bedeutung einer Standarte gehabt. Unmöglich geradezu ist es, schon jetzt eine Schilderung des Hingegangenen zu geben, welche nicht selbst in engerem Kreise, in diesem und jenem Punkte Widerspruch hervorrufen müßte. Während aber, sowohl was Autor als Publikum anbelangt, für eine wirklich historische Betrachtungsweise die Zeit noch nicht gekommen ist, ist diejenige für eine im Style der bloßen Gedächtniß- oder Lobrede gehaltene Schilderung bereits vorüber. Der Zeitpunkt für eine Behandlung des an sich so interessanten Gegenstandes, sie mag sich nun der historischen Darstellungsweise oder der Gedächtnißfeier nähern, ist also die

möglichst ungünstige, und wir müssen von vornherein um die Nachsicht der Leser bitten.

Keinen Widerspruch haben wir zu gewärtigen so weit die rein menschliche Seite des von uns zu zeichnenden Charakterbildes in Betracht kommt. Eduard Lasker war — dies muß an erster Stelle hervorgehoben werden — ein self made man, freilich nicht in dem derb materiellen Sinne, wie der angelsächsische Ausdruck gewöhnlich gebraucht wird. Weder zu Reichthum noch zu äußeren Würden hat sich Eduard Lasker während seines arbeitsvollen Lebens hindurchgerungen; nicht etwa weil seinem Streben der Erfolg sich versagt hätte; Beides lag vielmehr, namentlich so lange seine politische Bedeutung im Zenith stand, vor ihm ausgebreitet, nur Besitz hätte er zu ergreifen gebraucht. Wäre es angebracht, hier in's Einzelne zu gehen, es ließen sich Thatsachen anführen, welche den Verstorbenen ohne Weiteres den glänzendsten Namen des Alterthums, die uns von der Ueberlieferung als Muster selbstloser Größe gezeichnet werden, zur Seite stellen. Wahrhaft antik geartet war, was die Anspruchslosigkeit bezüglich der äußeren Güter des Lebens betrifft, sein Charakter; antik, nicht asketisch, denn letztere Bezeichnung würde die innere Harmonie, die Fähigkeit, alle idealen Güter des Lebens sich anzueignen, die innere Bereitschaft für jeden ästhetischen Genuß, wie sie Lasker eigenthümlich war, ausschließen. Nicht Gleichgültigkeit, nicht stumpfe Unempfänglichkeit für die äußeren Reize des Lebens war es, was ihm den Gesichtszug des stoischen Philosophen gab, sondern die absolute Unterordnung unter jenen kategorischen Imperativ, ein Pflichtbewußtsein von seltener Schärfe und Empfindlichkeit. Die Verwendung seines Könnens für materielle Zwecke persönlicher Art kam für ihn nur so weit in Betracht, als äußere Bedingungen uns durch die menschliche Nothwendigkeit auferlegt und auch dem Genügsamsten für das Gleichgewicht des innern Lebens nothwendig sind.

Wenn wir also Lasker als einen Mann bezeichnet haben, der Alles, was er geworden, aus dem Schatze seiner persönlichen, inneren Mittel heraus entwickelt hat, so soll damit nur an's Licht gestellt werden, daß ihm bei der Arbeit, sich geltend zu machen und den seinen Fähigkeiten und seinem inneren Thätigkeitstriebe entsprechenden Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten zu gewinnen, fast keine der Schwierigkeiten erspart blieb, welche das Leben denjenigen entgegenthürmt, die weder durch Herkunft noch durch Glücksgüter von Anbeginn ihres Daseins an eines Vorsprungs im allgemeinen Weltkampfe genießen.

Genügt schon diese Thatsache, zusammengehalten mit den Höhepunkten der Lebensentwickelung Laskers, ihn zu einem außerordentlichen Menschen zu stempeln, so wird dieser Eindruck noch durch eine zweite wesentlich verstärkt und vertieft, welche ihn nicht nur als eine an Verstand und Thatkraft, sondern auch an Herz und Gemüth ungewöhnlich reich ausgestattete Persönlichkeit erscheinen läßt. Gerade eine auf Strenge gegen sich selbst, auf die angespannteste Arbeit gegründete Lebensentwickelung wie die seinige pflegt sonst

das Herz gegen weiche Empfindungen abzustumpfen, es namentlich in Beziehung auf Andere zu verhärten und zu rücksichtsloser Strenge geneigt zu machen. Daß dies bei Lasker nicht der Fall war, haben wir mit Bezug auf die Würdigung des Schönen und die ästhetische Genußfähigkeit bereits weiter oben angedeutet, aber auch im Verhältniß zu anderen Menschen hat er stets ein warm empfindendes Herz, ein zugängliches Gemüth bewiesen. Immer hatte der vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht hinein arbeitende Mann doch Zeit übrig für solche, die sich um Rath und Hilfe an ihn wandten; wie mancher Noth ist von ihm abgeholfen, wie manches aufstrebende Talent von ihm gefördert worden! Strenge gegen sich selbst, hörte er doch nicht auf empfindend, ja liebenswürdig gegen Andere zu sein.

Bis hierher haben wir, die rein menschlichen Eigenschaften Eduard Laskers in einen knappen Rahmen zusammenfassend, ein durchaus glänzendes Bild von ihm entwerfen können. In der Natur des Endlichen liegt es jedoch, daß scharf ausgeprägte, den Gesammtmenschen dominirende Charaktereigenschaften, auch wenn sie an und für sich vortrefflichster Art sind, doch wieder nach irgend einer Seite hin eine Unzulänglichkeit in sich schließen. Von dieser Unzulänglichkeit werden wir mitunter zu reden haben, indem wir zur kurzen Würdigung des Politikers Lasker übergehen.

Auch bei dieser Würdigung haben wir zunächst auf eine glanzvolle Vergangenheit zurückzublicken. Von den vierzehn Jahren (1865—1879), welche Lasker dem preußischen Abgeordnetenhause, von den sechszehn (1867 bis 1883), welche er dem deutschen Reichstage angehörte, umfaßt ein Jahrzehnt, die Zeit von 1867 bis 1877, die Glanzperiode der nationalliberalen Partei und zugleich die hoffnungsfreudige, trotz arger Jugendflegeleien glänzende erste Entwickelung des in frischer Kraft sich fühlenden und zum ersten Mal seine Glieder frei bewegenden neuen Deutschland. Schon daß Lasker ein Mitbegründer der nationalliberalen Partei, also ein Organisator desjenigen Theils der deutschen Nation war, welcher von Anfang an zu positivem Mitwirken an dem Ausbau und der Festigung des Norddeutschen Bundes und des neu begründeten Reiches entschlossen war, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Erinnerung der deutschen Nation. Und welche Stellung hat er von Anfang an in dieser während einer so bedeutungsvollen Zeit maßgebenden Partei eingenommen! Kann man ihn auch nicht als ihren Führer bezeichnen — einem Einzelnen konnte sich diese große, von Anfang an bunt zusammengesetzte Partei nicht unterordnen, so gelangte er doch alsbald im Reichstag und im Abgeordnetenhause zu dominirender Bedeutung. In allen Fragen der inneren und der äußeren Politik, soweit die letztere überhaupt in Frage kam, war er ihr schlagfertigster, stets fest im Sattel sitzender Redner. Nichts ist ungerechtfertigter, als wenn man Lasker einen Schönredner nennt. Gerade die äußere Form seiner Rede ließ fast immer zu wünschen übrig; fast zu gedankenreich, hat er, dem sich im Sprechen, während er einen Gedanken ausführte, immer neue dazwischen-

drängten, fast nie eine Periode correct zu Ende gebracht. Nicht einmal sein Organ hatte etwas Bestechendes, und wenn seine Reden zündeten und packten, so war dies nur der Wärme der Ueberzeugung, mit welcher sie vorgetragen wurden, und ihrem stets mit sachlichem Material reich ausgestatteten Inhalte zuzuschreiben. Der Zauber, welchen Lasker als Redner ausübte, bestand darin, daß er in jedem Hörer sofort das Gefühl hervorrief, der Redner beherrsche den Stoff vollständig, für ihn sei die Rede nicht Selbstzweck, sondern wirklich nur die Vermittelung gründlich gefestigter Kenntniß an die Zuhörer. Wer einmal mit Lasker in einer parlamentarischen Commission gesessen, weiß, daß er immer festgesattelt erschien, mochte es sich um eine noch so schwierige und verwickelte Vorlage handeln, deren Beurtheilung die eingehendsten Vorstudien erforderte. Die Gewinnung einer solchen, wohl begründeten, autoritativen Stellung war selbst für einen so reich begabten, Alles schnell auffassenden und in sich verarbeitenden, mit Sicherheit zum Kerne dringenden Kopf wie Lasker nur durch den angestrengtesten, unermüdlichsten und — aufreibendsten Fleiß möglich. Völlig aufgehend in den öffentlichen Angelegenheiten, fand er eben in diesen Arbeiten seine innere Befriedigung, aber daß er dabei schonungslos mit sich selbst verfuhr, rächte sich mit der Zeit nicht blos an seinem eigenen Gesammtbefinden. Lange Zeit und in den wichtigsten Fragen hat Lasker als der thätigste, sachlich bestinformirte Parlamentarier den Nationalliberalen im Abgeordnetenhaus und im Reichstage ihren Willen interpretirt, und die, man kann ja immerhin sagen vornehme Passivität anderer Führer, z. B. v. Bennigsens, hat dieser Stellung Laskers Vorschub geleistet. Hieraus entwickelte sich bei ihm mit der Zeit, ohne daß man ihm einen schweren Vorwurf daraus machen dürfte — war ja vielen bequemeren Naturen diese Arbeitsbiene sehr erwünscht, — ein Zug der Unduldsamkeit. Wenn er, namentlich in Fractionssitzungen gesprochen, konnte er Widerspruch nicht mehr gut ertragen, und wer solchen wagte, mußte sich darauf gefaßt machen, von dem allezeit schlagfertigen Redner in einer manchmal empfindlichen Weise abgetrumpft zu werden. Darum wurde es mit der Zeit stiller um ihn bei solchen Gelegenheiten, und allzusehr entbehrte vielleicht manchmal seine Meinung des Gegengewichtes.

Man hört oft den weiteren Vorwurf gegen Lasker erheben, er sei für einen praktischen Politiker zu überwiegend Idealist gewesen. Auch dieser Vorwurf, so schlechtweg hingestellt, kann vor den historischen Thatsachen nicht Stand halten. Er war der schneidigste und gewandteste Vertreter der praktischen Compromißpolitik, für welche gerade seine von der Wärme aufrichtigster Ueberzeugung durchdrungene Beredtsamkeit oft Wunder gewirkt hat. Einen gefährlicheren Gegner als ihn, hat der rücksichtslose Doctrinarismus der Fortschrittspartei nie gehabt, und sie vergalt ihm das mit offen ausgesprochenem Hasse. Noch jetzt, obgleich doch zwischen dem weiter oben erwähnten Jahrzehnt und der Gegenwart ein bedeutungsvoller Zeitraum von sieben Jahren liegt, haben fortschrittliche Organe bei der jüngst

vollzogenen Verschmelzung ihrer Partei mit der Secession erklärt, daß eine solche Vereinigung für die erstere nur nach dem Verschwinden Laskers vom Schauplatze möglich gewesen sei. Ein guter Idealismus war es gewiß, der Lasker trieb, dem Fürsten Bismarck bis an die für ihn gegebene Grenze der Möglichkeit für die Gesetzgebung in Preußen und im Reiche und für die innere Festigung des letzteren seine, wir dürfen wohl sagen mächtige Unterstützung zu leihen. Es geschah das nicht immer in ungetrübter Freundschaft. Lasker strebte eine organische Ausgestaltung der Reichsgewalten an, während Fürst Bismarck mit Geringschätzung auf solche „Aeußerlichkeiten" blickte und die Inspirationen seines Genius nicht durch eine constitutionelle Maschinerie einengen lassen wollte. Auch zusammengehend stellten so Bismarck und Lasker, der Mann der persönlichen Initiative, der geniale Utilitarist, und der Verfechter des consequent ausgeführten Rechtsstaates, einen inneren Gegensatz dar. Fürst Bismarck duldete ihn in der Zeit von 1867—1877 auch nur als Bundesgenossen, weil er mit der politischen Nothwendigkeit rechnete und weil er Laskers persönliche Bedeutung sehr wohl erkannte. Es lag gewiß keine Geringschätzung darin, wenn er sich einmal in erbitterter Stimmung über Lasker äußerte: „Seine Thätigkeit erschwert das Regieren vielleicht in einem höheren Maße, als diejenige irgend eines anderen Mitgliedes dieses Hauses."

Es läßt sich aber, obgleich Lasker der hervorragendste und wirksamste Vertreter der practischen, d. h. der Compromißpolitik des Nationalliberalismus war, nicht leugnen, daß durch sein Wesen doch ein innerer Zwiespalt ging, erzeugt eben durch die ihm von seinem Verstande und seiner patriotischen Erkenntniß dictirte Politik. In seinem Innersten war er Idealist, und wenn er compromittirte, so geschah das nur, indem seine Empfindung seinem rechnenden Verstande ein schweres, dem Patrioten Lasker hoch anzurechnendes Opfer brachte. Ihre Rechtfertigung fand diese Politik in der Hoffnung, die sich selbst wiedergegebene deutsche Nation werde sich organische freie Institutionen schon zu erringen wissen, vorerst gelte es, den gewaltigen Mann an der Spitze Deutschlands mit Hilfe der Compromisse sachte und schonungsvoll auf den Boden des Rechtsstaates zu leiten, jedenfalls aber zu vermeiden, daß durch eine herausfordernde Opposition Fürst Bismarck zu einer direct antiliberalen Schwenkung gereizt werde. Wenn sich aber in gewissen Momenten die Schwierigkeiten, welche die Eigenart Bismarcks und der Gang der inneren Entwickelung dieser Politik entgegenthürmten, klarer als sonst herausstellten, dann lehnte sich der Idealist in Lasker gegen die Compromißpolitik auf, und in solchen Momenten des Unmuths und der inneren Unzufriedenheit brach er ein und das andere Mal durch die Schranken seines eigenen Programms, um sich Luft zu machen. Solche Momente waren politisch um so weniger glückliche, als Lasker ihnen keine weitere Folge gab, vielmehr, nachdem die Wallung vorüber, wieder zu der vorherigen Haltung zurückkehrte, während der Reichskanzler über solche Vorgänge getreulich Buch führte

Wir haben in der obigen allgemeinen Charakteristik gewiß nicht hinter dem Berge gehalten, wo es galt, auch die Schatten im Bilde des Politikers Lasker zu zeigen. Wenn wir aber nunmehr zu einer kurzen und selbstverständlich lückenhaften Aufzählung der hauptsächlichen parlamentarischen Thaten Laskers übergehen, so sind es zunächst wieder glänzende Verdienste des Hingegangenen, welche wir hervorzuheben haben. Alle nationalen Güter, welche die große Zeit von 1866 bis 1870 uns gebracht hat, sind uns, wohl weil das deutsche Volk schon während eines halben Jahrhunderts vor 1866 die Wiederaufrichtung eines einigen deutschen Reiches ersehnt und erstrebt hatte, heute schon so selbstverständlich, daß man daran erinnern muß, welches unvergängliche Verdienst sich die nationalliberale Partei unter hervorragendster Mitwirkung Laskers im Jahre 1867 um Deutschland erworben hat, indem sie, um die Verfassung des norddeutschen Bundes zu Stande kommen zu lassen, auf ihre Forderung von Diäten für die Reichstagsabgeordneten verzichtete, indem sie ferner im Sommer 1870 das Zustandekommen des deutschen Strafgesetzbuches nicht von der Frage der Todesstrafe scheitern ließ. Auch das Zustandekommen des Militärseptennats des Jahres 1874 darf kühnlich zu den hohen Verdiensten Laskers und der nationalliberalen Partei gerechnet werden. Die damaligen internationalen Verhältnisse waren sehr verschieden von den heutigen; die Thronrede zur Eröffnung des gegenwärtig versammelten Reichstages konnte mit Genugthuung hervorheben, daß die Bedeutung des deutschen Reiches für den Weltfrieden von den Regierungen und Völkern Europas anerkannt sei; 1874 aber waltete noch vielfaches Mißtrauen gegen die Neuschöpfung des deutschen Reiches vor, und die folgende Zeit brachte die russisch-französischen Zettelungen, brachte Gambettas Versuch, Deutschland durch die ihm aufgezwungene Concurrenz mit dem reicheren französischen Nachbar in der Kriegsbereitschaft finanziell zu ruiniren. In dieser Zeit hätte auch eine alljährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch den Reichstag an der Militärlast Nichts ändern, sondern nur zu unerquicklichen, fruchtlosen Discussionen führen können. Heute wird Jedermann dies einsehen.

Das unvergänglichste Ruhmesblatt aber hat die nationalliberale Partei dem reichen Kranz ihrer früheren Verdienste hinzugefügt, indem sie 1876 für die deutsche Justizreform, für die einheitliche Gestaltung des deutschen Rechtswesens eintrat und dieselbe so, wie sie damals eben zu erreichen war, acceptirte. Es ist wahr, die deutschen Justizgesetze sind in manchen Punkten hinter berechtigten Erwartungen zurückgeblieben, und namentlich die die Presse betreffenden Bestimmungen sind sehr anfechtbar, haben auch einige deutsche Staaten einen wesentlichen Schritt hinter ihre damals bestehenden Einrichtungen zurückgebracht, aber Lasker hatte vollständig Recht, wenn er mit Bezug auf die einheitliche Ordnung des Rechtswesens, des Verkehrslebens und der militärischen Einrichtungen sagte: „Jede dieser Einrichtungen ist an sich von solcher Bedeutung, daß sie auf 5 oder 10 Jahre hinausschieben ebensoviele Jahre die Nation in einem wichtigen Lebenselement verkümmern

heißt." Für seine Verdienste um das Zustandekommen der Justizreform haben zwei deutsche Universitäten ihm den Ehrendoctortitel verliehen.

Nur kurz berührt sei es hier, daß für das Zustandekommen der Verwaltungsreform, der Gewerbeordnung, des Armengesetzes u. s. w. die deutsche Nation resp. das preußische Volk Lasker zu ebensolchem Danke verpflichtet ist, wie hinsichtlich der Justizgesetze.

Alle diese Thaten sichern Lasker den Ruhm eines nicht nur treuen, sondern auch muthigen Patrioten, und zwar ebensowohl als Kritiker der Regierungsvorlagen wie auch als praktischer Compromißpolitiker: denn während er und die nationalliberale Partei um ihrer kritischen Haltung willen von Seite der Regierung wenig Dank ernteten, verfielen sie andererseits der maßlosesten agitatorischen Anfeindung von links her. Die schneidige Ansprache des nationalliberalen Centralwahlcomites an das deutsche Volk, welche im Jahre 1876 die zuletzt genannten Angriffe schlagend zurückwies, war von Lasker, dem Unermüdlichen, verfaßt.

Als der eigentliche Ehrentag Laskers wird von Vielen jener 7. Februar 1873 bezeichnet, an welchem er seine wie ein Blitzstrahl wirkende Rede über die Gründungen in die Welt schleuderte. Die so sagen, haben in einer Beziehung Recht; nur ein Mann mit so fleckenloser Vergangenheit, mit so reinen Händen wie der Abgeordnete Lasker konnte in jener Zeit solche zerschmetternde Anklagen erheben, ohne selbst mit zerschmettert zu werden, und es darf wohl an dieser Stelle daran erinnert werden, daß alle damals und in der Folge gegen Lasker geschleuderten Angriffe an der Unantastbarkeit des Mannes wirkungslos abprallten. Selbst der Kriegsminister von Roon mußte eine Anklage, welche er gegen Lasker erhoben, nachdem dieser am 14. Januar 1873 bei der Berathung des Eisenbahnetats das Versehen des Handelsministers Grafen von Itzenplitz bei der Vergebung der Eisenbahnconcessionen getadelt hatte, bald darauf selbst als ungerechtfertigt anerkennen.

Es wird vielfach vorgebracht, Lasker hätte jene Februarrede überhaupt nicht halten dürfen, weil sie politisch unklug gewesen sei und weil sie den Zusammenbruch des Jahres 1873 nur beschleunigt habe. Was diesen Vorwurf anbelangt, so ist vor allen Dingen daran zu erinnern, daß Lasker sich mit der Rede vom 14. Januar begnügt hätte, wäre er nicht zu der zerschmetternden Rede vom 7. Februar durch den Handelsminister Grafen von Itzenplitz und den Grafen von Roon ausdrücklich herausgefordert worden. Politisch klüger wäre es vielleicht gewesen, zum Sturze des damaligen Handelsministers nicht so gewaltiges Geschütz aufzuführen. Laskers Rede wurde von der lauernden Reaction für eine vernichtende Kritik an der „liberalen" Gesetzgebung ausgegeben, und dieselbe zögerte nicht, gerade hier die Hebel einzusetzen, gewiß, da Lasker so Viele, bis in die nächste Nähe des Reichskanzlers, mehr oder weniger schwer verletzt hatte, auch viele Bundesgenossen gewonnen zu haben. Man kann also zugeben, daß Laskers damalige Rede, obgleich ihr Inhalt niemals widerlegt worden ist, mehr für

das reine Bewußtsein, die unbefleckte Rechtschaffenheit des Redners und seinen persönlichen Muth als für sein Geschick zu politischer Führerschaft Zeugniß abgelegt hat.

Einen unbestreitbar schlimmen Streich spielte ihm in der weiter oben erörterten Art sein Idealismus, als er im Jahre 1877 jene, man kann nicht anders sagen als weinerliche Rede zu Gunsten einer Revision der Maigesetzgebung hielt. Die spätere Regierungspolitik hat ihm ja Recht gegeben, aber ob es damals angezeigt war, einen solchen Schlag gegen den Minister Falk zu führen, darf doch mit gutem Grunde angezweifelt werden. Jedenfalls brachte diese Rede erheblichen Zwiespalt in die nationalliberale Partei selbst.

Als die schwerste Sünde Laskers wird es bezeichnet, daß er in dem eben erwähnten Jahre den Eintritt Bennigsens in das Ministerium verhindert habe, indem er denselben an die Bedingungen der Gewährung constitutioneller Garantien und des Miteintritts verschiedener anderer liberaler Führer geknüpft habe. Von hervorragender Seite wurde seine angebliche Wirksamkeit in dieser Frage mit einer sehr derben Ausdrucksweise verurtheilt. Gerade nun über die hier in Frage kommenden Vorgänge „Enthüllungen“ zu geben, ist heutigen Tages unthunlich. Das aber darf auf Grund der besten Informationen hier constatirt werden, daß keine der gegen Lasker erhobenen Anklagen grundloser und unverdienter ist als diese. Gerade er besaß die nöthige Selbstlosigkeit, in diese Frage nicht unzart und störend einzugreifen. Sein eigener Name kam ja bei der verhandelten Combination überhaupt nicht in Betracht, und gerade er verhielt sich zu den etwaigen Entschließungen v. Bennigsens am indifferentesten. Zwischen jener Zeit und der früheren lag ohnehin das für Lasker kritische Jahr 1875, welches ihm eine schwere Erkrankung brachte, nach deren Ueberwindung er nicht mehr die alte Elasticität und Arbeitsfrische besaß. In der Bennigsenschen Angelegenheit hat er sich nichts weniger als vorgedrängt.

Was endlich die Secession des Jahres 1880 betrifft, so wollen wir die Streitfrage hier nicht entscheiden, ob dieselbe zu früh oder nicht vielmehr zu spät eingetreten ist. Vollzogen werden mußte der Schritt jedenfalls, denn die nationalliberale Partei hätte ihr ungetheiltes Fortbestehen auf die Dauer nur mit einer Lüge erkaufen können. Die kommende Wendung in der Politik des Fürsten Bismarck warf schon 1876 deutliche Schatten voraus. Gewiß ist, daß Lasker nur sich selbst treu blieb, wenn auch er 1879 die Fortsetzung der Compromißpolitik für unthunlich erklärte; denn daß es nicht bei der Controverse über die Zollfrage bleiben würde, dafür sprachen deutliche Anzeichen. Es hieß doch nicht einfach die Flinte in's Korn werfen, wenn Lasker und Andere sich weigerten, die Verantwortung für das Kommende ebenso mit zu übernehmen wie für die Gesetzgebung von 1867 bis 1876. Es hat ohne Zweifel sein Gutes, wenn künftig man einmal die sogenannte liberale Aera und die gegenwärtige conservative vergleichend gegen einander halten kann.

Lasker hat zu sehr und zu lange im Vordergrund einer kampf- und entwickelungsreichen Zeit gestanden, als daß nicht viele Jahre noch das Urtheil über ihn, je nach dem Parteistandpunkte des Urtheilenden, verschieden ausfallen sollte. Den Menschen Lasker haben aber selbst seine Gegner nicht anzutasten vermocht, und auch seine politische Thätigkeit findet, soweit das Eingangs erwähnte Jahrzehnt in Betracht kommt, weit über den Kreis seiner Gesinnungsgenossen der letzten Jahre hinaus dankbare Anerkennung. Mit einem Blick auf die Bedeutsamkeit der Fragen, welche seit 1867 zur Lösung gestellt waren, und zu denen sich für die jüngste Zeit neue, noch schwierigere gesellt haben, darf man, ohne dem Verstorbenen zu nahe zu treten, die Absprechenden wohl auch an das alte Wort „In magnis voluisse sat est“, erinnern; vielleicht werden einst noch Andere zu ihren Gunsten an diesen Spruch appelliren.

Mit Bezug auf Lasker aber möchten wir hier zum Schlusse an ein anderes Wort erinnern, welches ein deutscher Dichter in großer Zeit an unser Volk gerichtet hat, und dieses Wort lautet:

> Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
> Auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Aesthetik des Kunstgewerbes. Ein Handbuch für Haus, Schule und Werkstätte von Jakob von Falke. Stuttgart, W. Spemann.

Schwerlich hat ein einziges Menschenalter jemals eine so vollständige Umwälzung des Geschmacks erlebt wie das unsrige. Die „gute Stube" unserer Eltern ist zum Spott geworden, das Mahagoni ist entfernt, jenes protzenhafte Holz, mit dessen Einführung uns das kunstverständige England beglückt hatte; unser Hausrath zeigt wieder kräftige Formen und bunte Farben, und wer sich früher über eine läppische Spielerei, etwa ein Tintenfaß in Gestalt einer Pickelhaube, oder über einen kindischen Schwindel — eine gestickte Landschaft auf einer Fußbank — begeistert hätte, der freut sich heute über eine schöne Bronze, einen Steingutkrug — oder hält es wenigstens für anständig, sich so zu stellen. „Auf einem weiten, ja auf dem weitesten und populärsten Gebiete der Kunst haben sich die Ansichten gereinigt, hat sich der Geschmack reformirt, hat sich im Gewerbe ein neues Feuer entfacht, ist das Haus umgeschaffen, sind Schulen und Museen gegründet, ein neues, seit langem unbekanntes Interesse über alle Länder erweckt worden: ein neues Stück Culturleben ist hervorgerufen." So schreibt Falke in dem Vorworte zu seinem schönen Buch. „Aber," — fährt er fort, — „noch ist das Werk nicht zu Ende. Noch giebt es weite Gebiete, wohin diese Ideen nicht gedrungen sind, wo sie sich heimisch gemacht haben, ist noch lange nicht jede Ecke, jeder Rest von ihnen ausgefüllt. Schon wächst eine neue Generation heran, welche ebenso der Lehre bedarf, welche dem Verständniß, dem Interesse an diesen Dingen der Schönheit gewonnen und erhalten werden muß. Schon zeigen sich, wie es bei frischem und freudigem Aufschwunge nicht ausbleiben kann, Irrwege und Irrlehrer, denen gegenüber auf den Weg des Rechten nur um so stärker und bestimmter hinzuweisen ist." In dem Munde Jemandes, der von Anfang an ein Vorkämpfer der neuen Richtung im Kunstgewerbe gewesen, ist das ein ernstes Wort.

Doch nicht allein aus diesem Grunde ist ein Buch wie das seinige, das, faßlich und ansprechend, auch für den Laien einen Leitfaden des Stilvollen abgiebt, nöthig gewesen und willkommen zu heißen. In der That ist durchaus noch nicht Alles gut in dieser herrlichsten der Kunstblüthen. Das könnte uns schon der Tadel, ja der Hohn der Gegner beweisen. Da wird auf die verdüsterten Zimmer gescholten, deren Butzenscheiben Licht und Luft den Zutritt wehren, auf den übermäßigen Aufwand von Stoffen, die Staub und Gerüche festhalten, da lacht man über das Einzwängen unsres Lebens in abgestorbene Formen und verlangt, daß der Hausherr die Pelzschaube anziehen und die Hausfrau die Gugelhaube aufsetzen solle, den Mummenschanz vollständig

Maria Antoinette mit dem Dauphin, Bisquitgruppe, Sèvres.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

zu machen. Man möchte ja gern die Achseln darüber zucken. Es sind die Lober der guten alten Zeit, Leute, deren verkümmertes Auge den Reiz der Form und Farbe nicht wahrnimmt, Fanatiker frischgewaschener Gardinen und weißgestrichener Stuckdecken! Aber es ist doch nicht allein der Ungeschmack, das Hängen am Alten, die so reden. Unter den Wortführern besitzen Einzelne Stimmen von Gewicht: ihr Name allein könnte uns nachdenklich machen.

Das Neue ist die Frucht undenkbarer Arbeit, einer Arbeit von edelster Art, die allein schon ihrem Ziele die allgemeine Theilnahme sichern muß. Aber diese Umwälzung, die nur möglich war in einer reichen und eitlen Zeit, hat auch deren Einwirkung erfahren. Noch ist sie ihr nicht dienstbar; aber ausgenützt und mißbraucht wird sie reichlich von ihr. Ueberall schwirrt das Wort „stilvoll“, schon hat es uns sogar von unsrer Bühne herab geäfft, die doch sonst nicht eben schnell im Erfassen des Zeitgemäßen ist. „Stil“ ist ein Gegenstand der Mode geworden, und gar zu häufig muß man in dem, was sich für Kunstfreude ausgiebt, den hysterischen Zug erkennen, den Veitstanz, in den die Welt verfällt, sobald die Göttin den klingelnden Herrscherstab erhebt.

Blicken wir doch um uns! Vor zwei Jahren nahm das Cuivre poli überhand. Gott weiß, wer das Zauberwort ausgegeben hatte! Alles stürzte sich auf die blinkenden Stücke, in allen Werkstätten wurde in dem bequemen, leicht zu behandelnden Stoffe gearbeitet. Dann tönte auf einmal der Schrei, daß viel zu viel Cuivre erzeugt würde, daß wir eine Ueberproduction hätten — als handelte es sich um Kohlen oder Eisen, oder auch um Nähmaschinen. Und während in allen den Läden, wo ein kleines Silberstück die Preisgrenze bildet, Cuivre sich an Cuivre drängte, Rahmen aus Cuivre,

Bacchantin. Griechisches Mezzorelief.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart. W. Spemann.

Teller aus Cuivre, Aufsätze mit dem mahnenden Spruche: „Genöthigt wird nicht" — hatte die Mode sich schon abgekehrt und spielte mit den Majoliken. Man gehe nur einmal durch die Friedrichstraße und beobachte den Erfolg — zähle, wer Alles Majoliken feil hält! Nicht blos Töpfer und Glaser, denen das ja billig zukommt: der Buchbinder, der Bürstenbinder, der Barbier — und natürlich stellt auch der Fünfzigpfennigmann sogenannte Majoliken in das Schaufenster. Und was für Majoliken! Bedruckte Pappe in unmöglichen Farben mit einem Rand aus verkupfertem Blech. Da haben wir immer noch die alte Neigung zum Schwindel, zum Nachgemachten, der es ganz gleich ist, ob sie im „Stil" arbeitet oder in Pariser Artikeln.

Man hat sich weidlich lustig gemacht über das bekannte Renaissancezimmer. Ueber das thronartige Sopha, auf dem man weder sitzen noch liegen kann, und auf dem sich ein gewöhnlicher Sterblicher ungefähr so behaglich fühlt wie auf dem fliegenden Reck — über den Tisch mit gekreuzten Füßen, unter dem man die Beine nicht ausstrecken kann, und über die Humpen, aus denen kein Mensch trinken mag. Der Witz ist so billig wie der Geschmack Derjenigen, die dazu Gelegenheit geben. Aber bedenklicher als dieses Festhalten an dem, was der Händler für „Stil" verkauft, ist der Eklekticismus der Feinsinnigen, der wirklichen Kenner. Da hängen sie ein japanisch Gewebe dicht neben ein Bildniß in reichgeschnörkeltem Rahmen, stellen ein Nichts aus Bambus neben ihr massives Schreibpult, eine mittelalterliche, bunte Holzpuppe neben

Brüsseler Wandteppich. 16.–17. Jahrhundert.
Aus Falke: Aesthetik. W. Spemann.

eine Statuette von Rietschel, ein paar zopfige Leuchter zwischen antike Tonfiguren. Sie wissen, was sie thun; und Jeder wird sich an dem Anblicke freuen, denn er ist schön. Aber gerade das ist das Schlimme. Denn jeder solcher Meister in der Kunst zu wohnen hat mindestens ein halbes Dutzend Schüler. Wie es bei denen aussieht, das wäre ja gleichgiltig; aber durch sie verbreitet sich eine Art von künstlerischem Nihilismus, der ebenso unverständig wie großbrodig ist. Auch die Kunst hat ihre Mystik: sie gedeiht nur, wo ihr naiv gehuldigt wird.

Unserem Leben fehlt die Beschränktheit. Unsere nationale Widerstandskraft gegen fremde Eindrücke ist überhaupt nie erheblich gewesen, und die Gegenwart drängt noch überdies die Völker gar zu eng aneinander. Solche Umstände erschweren das Aufziehen der neuen Kunstblüthe ungemein. Wenn sich ein Stil ausbildet, so geht die Bewegung ungetheilt in *einer* Richtung und schließt Unterströmungen aus. Ob sich aber jemals wieder eine solche Vereinigung des ganzen Volksgeistes in einem Gedanken finden wird, das kann man höchstens zu hoffen wagen. Gewonnen wäre schon über Erwarten, wenn das Verständniß, die bloße Empfänglichkeit für das Schöne allgemeiner würde, wenn die Freude an künstlerischem Schmucke des Lebens allmählich

ehrlicher würde. Bis dahin ist jedenfalls noch ein weiter Weg. Noch immer findet man zum Beispiel keine rechte Farbenfreude, findet man immer noch die abgedämpften Töne, die für die Zelle des Sträflings oder des Büßers erfunden scheinen. Wir halten nicht mehr an der Einfarbigkeit von Sopha und Vorhängen fest — aber dessen ungeachtet sind wir, was die Farbe anlangt, noch immer in der „guten Stube".

Falkes Aesthetik ist keine Anweisung auf den vollkommenen Stil. Sie ist eher ein Leitfaden des strengeren Eklekticismus. Er verkündet nicht ein bestimmtes Ideal, sondern prüft das Vorhandene, läßt die Künste des Orients, des Alterthums,

Wandteppich von Arras 1490—1500.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

der neueren Zeit und auch die Wunder, welche uns allerneustens aus dem fernen Osten herbeigeschifft werden, an uns vorübergehen. Immer aber behält er den Maßstab in der Hand: er ist kein Nihilist, sondern bleibt immer der Vertheidiger des Schönen, Wahren, gegen tändelnde Berückung. Wir wissen ja, was er in den langen Jahren des Kampfes um die Wiedergewinnung des Kunstgewebes geleistet hat: wir haben ihn stets in der vordersten Reihe gesehen. Sein neues Buch wird jedenfalls in weiten Kreisen wohlthätigen Einfluß ausüben.

Die Eintheilung desselben ist übersichtlich und zweckmäßig. Nach einem kurzen geschichtlichen Ueberblick giebt er zunächst die allgemeinen ästhetische Principien: Die Entstehung der Form aus dem Zweck, den Einfluß des Materials, das Ornament, die Farbe und die Stilisirung. Im Schlußtheile nimmt er die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes durch, für welche die hergebrachte Ordnung nach den Stoffen: Erde, Metall, Holz, Leder und Gewebe längst erprobt ist. Falke, den unsre Leser ja hinlänglich kennen, besitzt in einem seltenen Grade die Kunst, über seinen doch ziemlich strengen Gegenstand anziehend zu schreiben. Seine Feder hat einen vollen Fluß, die Sätze sind

reich und wogend, eine edle Sprache fassend, die doch nicht kraftlos erscheint. Er ist ein Volksschriftsteller allerbesten Stils, ein rechtes Beispiel der schweren Kunst zu popularisiren Was er schreibt, das ist Alles bis auf den Grund durchdacht; und

Hochrelief von Luca della Robbia. 15. Jahrhundert. Florenz.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart. W. Spemann.

dabei denkt dieser Geist in seinen eigenen Gedanken, verdünnt nicht fremden Wein für schwache Mägen. Er hat die Kraft, jede Vorstellung zu vollkommener Anschauung zu

Elfenbeintriptychon. 12. Jahrhundert.
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart. W. Spemann.

bringen. So belebt sich denn auch in dem Buche auf wunderbare Weise, was im Inhaltsverzeichnisse oder in der hier gegebenen Uebersicht schematisch dürr oder todt aussieht.

Besonders wohlthuend ist der künstlerische Ernst, den man überall wahrnimmt. Während in den Erscheinungen der Tagesliteratur ein gefälliges Gehenlassen, eine

grenzenlose Weitherzigkeit das Gewissen verzieht, ertönt hier einmal eine strenge Stimme. Und was das Gewinnende ist: es ist keine akademische Perrücke, der das Zeterschreien gewohnt ist wie das Schimpfen dem Papageien, sondern ein Mann, der mit freudigem Antheile mitten im Leben steht.

Das Buch ist wunderschön ausgestattet. Ein einfaches Blatt Büttenpapier mit einer einzigen Zeile Rothdruck deckt den Einband, der reich gepreßt und doch von dem gleißenden Prunk der meisten Massenwaare frei ist. Druck und Papier entsprechen der Verheißung des Aeußern. Aus den Illustrationen sind hier einige Proben ausgewählt. Man wird sich leicht überzeugen, wie vorzüglich die Holzschnitte sind. Bei dem niedrigen Formate des Buches — es ist ein mäßig breites Octav — war man häufig auf

Triumph Amors. Silberschale von Christoph Jemnitzer, 1608. (Wien.)
Aus Falke: Aesthetik. Stuttgart, W. Spemann.

kribbelnde Verkleinerungen angewiesen. Gerade von diesen sind einige hier abgedruckt: Bilder von Metallschalen und Vorhängen, auf denen trotz diesen Schwierigkeiten jede Einzelheit zur Geltung kommt. Dabei ist der Vortrag schlicht und ohne jeden Anspruch auf ungesunden Farbenreiz — wie es sich eben für eine Aesthetik schickt. Ein Buntdruck ist dem Werke vorgeheftet. Es ist die Abbildung eines Krystallkännchens mit Schmelzarbeit. Auch hier ist der Maßstab ein so kleiner, daß sich beim Druck erhebliche Schwierigkeiten dargeboten haben müssen. Und dennoch ist das Blatt vorzüglich ausgefallen. Jedes Ornament tritt deutlich aus scharfen Rändern hervor.

Der Verleger führt als Druckermarke ein wirklich ausnehmend hübsches Zierstück: zwischen zwei schildhaltenden Knaben eine jugendliche Frauengestalt, die einen Todtenkopf betrachtet; darunter steht zu beiden Seiten einer Medusa: Non vitam sed mortem! Wir wollen an dem nachdenklichen Spruche nicht kritteln. Aber wir glauben, daß der Verleger selbst von der Lebensfähigkeit seines Buchs eine bessere Meinung hat, als man aus jener Inschrift herauslesen könnte. Im Gegentheil, wenn er sich ein Fortleben desselben in mehreren Auflagen verspräche, würden wir uns nicht wundern. Alle seine Eigenschaften verheißen reichliches Gedeihen. —ck.

Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Vierte Reihe, erste Schicht. Otto Jancke, Berlin.

Der vorliegende Band ist ausschließlich der Rechtswissenschaft gewidmet. Studien, wie die über Hobbes, Sidney und Locke schlagen ja auch mehr oder weniger in dies Fach ein. Natürlich ist es nicht die ganz trockene Wissenschaft, die hier den Ton führt in dieser Beziehung geht es ja bei Dahn stets menschlich und anständig zu. Seine angenehme Klarheit, entsprungen aus der Gründlichkeit des Denkens, ist wohl auch das, was die Welt zuerst an dem Gelehrten anzog, noch ehe diese von dem Dichter viel wußte. — Die Sammlung, einheitlich dem Stoffe nach, enthält Altes und Neues: sie greift so weit zurück, daß sie sogar die Rede, welche der Anfänger bei seiner Promotion gehalten, aufnimmt. Ohne den wissenschaftlichen Werth dieser Jugendarbeiten anzweifeln zu wollen, müssen wir uns für unfähig erklären, über denselben zu urtheilen. Jedenfalls finden wir es lehrreich genug, hier einmal den jungen Dahn zu sehen: man sucht immer gern nach den Verheißungen künftigen Schaffens. Und in diesem Sinne wird wohl überhaupt die Mehrzahl der Leser diesen Band betrachten. Denn der Kreis, den die hier behandelten spitzigen Fragen an sich interessiren, ist ja nothwendiger Weise sehr klein. Die geistigen Freunde des Schriftstellers werden in dem Buche die Persönlichkeit suchen; man freut sich, aus dem Erscheinen und der Fortsetzung dieser Sammlung abnehmen zu dürfen, daß er deren viele zählt. —ck.

Mnemonische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Gedächtnißkunst (Schnell-Lern-Methode) von Hugo Weber-Rumpe. Zehntes Tausend. Im Selbstverlage des Herausgebers. Breslau, S. Schottländer.

Mancher wird sich des Verfassers entsinnen. Er pflegte in den Rauchtheatern seine Kunst zu zeigen. Zwischen dem Soloscherz des „urkomischen" X und dem Vortrag irgend eines Dämchens mit kurzen Röcken und kurzer Moral, trat ein Mann im schlichten Frack auf, dessen Ernst zu der erzwungenen Lustigkeit seiner Umgebung einen scharfen Gegensatz bildete. Trotzdem erzwang die erstaunliche Kraft seines Gedächtnisses wenigstens die Aufmerksamkeit seiner Hörer und eine Art Bewunderung, die um so größer war, als diesen das Verständniß für das Wesen der Gedächtnißkunst fehlte. Wenn der Mann da oben die dreihundertste Stelle der Ludolfischen Zahl oder die Einwohnerzahl eines beliebigen größeren Ortes mit unfehlbarer Sicherheit angab, so brauchte man noch nicht auf der Schule mit mathematischen Formeln und geographischen Tabellen in ruhmlosem Kriege gelebt zu haben und stand dennoch vor der Leistung wie vor einem Räthsel. Seine Methode konnte Weber-Rumpe in den Ansprachen, die er seinen Vorstellungen vorhergehen ließ, natürlich nur in großen Zügen auseinandersetzen: deutlich genug, die Neugierde zu erregen, aber nicht so eingehend, daß man darüber hätte urtheilen können. Er verwies stets auf das Buch, worin er seine Kunst lehren werde. Der starke Vertrieb, den dieses sofort nach seinem Erscheinen gefunden hat, beweist, wie Viele sich Theilnahme für den Verfasser bewahrt haben; und dies wird ihn wohl nachträglich mit dem Andenken seiner Vorstellungen, die ihm selber nicht ganz würdig geschienen haben mögen, aussöhnen. — Bei näherer Betrachtung stellt sich nun Weber-Rumpes System als ebenso einfach wie sinnreich dar. Mit allen früheren Lehrern hat er das gemein, daß er die Erinnerung an Bilder knüpft. Aber über sie alle hinaus macht er den Fortschritt, daß er zum ersten Male logische Methode in die Behandlung einer Kunst bringt, die bisher ziemlich empirisch geübt worden war. Dadurch wird dieselbe wirklich zu einem Zweige der Wissenschaft; ist nicht mehr geheime Kunst eines Einzelnen, sondern kann gelehrt werden. Hier kann freilich das Wesen dieser Lehre nicht eingehend dargelegt werden; ganz kurz gesagt, besteht es ungefähr darin, daß mit der Vorstellung der hergebrachten Bilder Zahlen, Buchstaben und Silben verknüpft werden. Dadurch kommt gewissermaßen Ordnung in die Sache, der Merkstoff wird geordnet wie im Wörterbuch. Und dergestalt ist diese allerdings

so einleuchtend, so wenig verwickelt, daß man es ganz glaublich findet, wenn der Verfasser versichert, auf diese Weise könne jeder, auch der Dümmste, in wenigen Wochen ein Wunder von Gedächtniß werden. Das Lehrbuch ist in der Art der Toussaint-Langenscheidt'schen abgefaßt, deren Zweckmäßigkeit ja allgemein anerkannt ist. Die Uebungen sind allen Gebieten des Lebens entnommen: der Mathematiker, der Geograph, der Jurist, der Kaufmann, sogar der Schachspieler findet Beispiele, die besonders auf ihn berechnet sind. Besonders Lehrern würde das Studium des Buches ersprießlich sein. Nicht als ob wir vorschlagen wollten, diese Kunst, die man vielleicht als ein Gegenstück zur Stenographie bezeichnen könnte, zum Lehrgegenstande zu machen — aber sicherlich ließen sich eine ganze Anzahl Hilfsmittelchen darin ausfindig machen lassen, den Schülern das Merken zu erleichtern. — Das Buch mit seinen unübersehbaren Zahlenmassen ist vorzüglich gedruckt; ein Versehen, das trotzdem untergelaufen ist, scheint dem Verfasser zur Last zu fallen. Bei der Besprechung des Schachdiagramms auf S. 111 verwechselt er nämlich die Farben: er mußte schwarz sagen, wo er weiß sagt, und umgekehrt. Die Bezeichnung der Felder, die er vorschlägt — anstatt der Verbindung von Buchstaben und Zahlen gebraucht er Zahlen allein — hat so außerordentliche Vorzüge, daß die Schachgrößen wirklich erwägen sollten, ob sie nicht allmählich eingeführt werden könnte. Die Geographie des Schachbretts, die bisher gar nicht so leicht zu erlernen war, wird dadurch zu einem Kinderspiele.

Verschiedenes.

Wiesbaden, diese köstliche Erwerbung Preussens, wahrhaft paradiesisch in einem gegen alle klimatischen Rauheiten geschützten Thalkegel des Taunus liegend, erfreut sich als Curstadt, wie als Wohnort eines immerfort steigenden Aufschwungs. Seine landschaftlichen Schönheiten, seine gesellschaftlichen Reize, seine Segnungen als Cur- und Badeort, die durch die vorzüglichsten und vielseitigsten Einrichtungen gefördert werden, machen die Stadt gleichsam zu einem modernen Wallfahrtsorte, über welchen die Göttin Hygieia ihre Schwingen breitet. Die umfassendsten Mittheilungen darüber bietet der, dem gegenwärtigen Hefte beiliegende Prospect der dasigen Städtischen Cur- und Brunnen-Direction.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Arent, W. Gedichte. Berlin, Kamlah'sche Buchh.

Bacon, Lord. Kleinere Schriften, übersetzt und erläutert von J. Fürstenhagen. Leipzig, C. F. Winter.

Bermann, Moritz. Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert. Lieferung 7—10. Wien, H. Engel.

Berkamp, Oskar. Karyatiden. 6 Novellen. Berlin, Walther und Apolant.

Bulthaupt, Heinrich. Die Malteser. Tragödie. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.

Catull's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig, F. E. C. Leuckart.

Der pekuniäre Contract in der Ehe und andere Bestimmungen des deutschen Rechts über Mitgift, Eherecht, Ehescheidung etc. Dr. G. Freudenstein. 2. Auflage. Leipzig, Waldemar Urban.

Die Arbeiter-Versorgung. Zeitschrift für Hülfskassenwesen. Jahrg. I., Nr. 1. Neuwied, Heuser's Verlag.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. Herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 16. Friedrich der Grosse: De la litterature allemande. Band 17: A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Theil: Die Kunstlehre. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Deutsche Wochenschrift. Organ für die gemeinsamen nationalen Interessen Oesterreichs und Deutschlands. Herausgeber: Dr. H. Friedjung. 1883. I. Jahrgang Nr. 7. Wien, Leipz.

Die Nation. Wochenschrift für Politik und Volkswirthschaft und Litteratur. Jahrg. I. No. 14 bis 17. Berlin, in Commission bei J. Meidinger.

Dietrich, Hermann und Ludolf **Parisius.** Bilder aus der Altmark. Mit 140 Original-Holzschn. Lfg. 12. Hamburg, J. F. Richter.

Dillmann, C. Das Realgymnasium. Stuttgart, K. Krabbe.

Du Bois-Reymond, Emil. 3 Reden: Friedrich II. in engl. Urtheilen. — Darwin und Kopernikus. — Die Humboldt-Denkmäler vor der berl. Universität. Leipzig, Veit u. Cie.

Ebhardt's Jugendbibliothek. Bd. 1: Hoffmann der Held des Niger. Berlin, Fr. Ebhardt.

Ebner-Eschenbach, Marie von. Aphorismen. Zweite Auflage. Berlin, Fr. Ebhardt.

Ehrlich, Wilhelm. Jugendklänge. Gedichte. Wien, im Selbstverlage.

Fick, A., Dr. med. Ist die Welt vergeben? Vortrag. Frankfurt a. M., Verlag des deutschen Kolonial-Vereins.

Galle, Marie. 12 Skizzenblätter aus der Studienmappe der Künstlerin. Berlin, Fr. Ebhardt.

Grosse, Julius. Ein bürgerlicher Demetrius. Roman. Dresden, F. W. Steffens.

Hauck, Guido, Dr., Arnold Böcklins Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Berlin, Julius Springer.

Hänselmann, Ludwig. Unterm Löwensteine. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen, aber wahrhaftigen Chronika. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler.

Hellwald, Friedrich von. Kulturgeschichte in in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. 3. neu bearb. Aufl. Lief. 18–21. Augsburg, Lampart u. Co.

Helltscher, Ph. Erzählungen. Budapest, C. Grill.

Koester, Hugo. Rosen und Dornen. Lyrische und satyrische Poesieen. Leipzig, Bruno Lehmann.

Kunze, Wilhelm, Gedichte. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Lewes, G. H. Goethe's Leben und Werke, übers. von Dr. Jul. Frese. 14. Aufl. 2 Bde. Stuttgart, K. Krabbe.

Lützow, Carl von. Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Lief. 14. Stuttgart, J. Engelhorn.

Metrik, Adolf. Vorträge für Künstler. Wien, A. Meystrik's Buchhandlung.

Michael, C., Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. 2. vermehrte Aufl. Leipzig, Ernst Keil.

Musterbuch der patentirten Aufplättmuster. Dritte Auflage. Berlin, Fr. Ebhardt.

Notvest, Elias. Lieder und Sprüche. Herausgegeben von G. Steiger. Zürich. Th. Schröters Verlag.

Overbeck, Johannes. Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. 4. im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Passarge, L. Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe. 2 Bände. Leipzig, B. Schlicke.

Reissmann, A. Dr. Die Hausmusik in ihrer Organisation und kulturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt. Berlin, Robert Oppenheim.

Rothenbücher, Adolf, Dr. Handbuch der Moral. Cottbus, B. Jaeger.

Röper-Lackowitz. Unsere Vögel. Berlin, Fr. Ebhardt.

Rossi, Giuseppe. Il Canzoniere di Mirza Saffi. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung.

Rücker, M. von. Um Gold. Novelle. Berlin, Fr. Ebhardt.

Schlögl, Friedrich. Ueber Ferdinand Sauter, den Dichter und Sonderling. Wien, H. Engel.

Schmidt, Maximilian. Der Georgi-Thaler. Lebensbild a. d. Chiemgau. Stuttgart., K. Krabbe.

Schmidlin, Ed. Illustrirte populäre Botanik. Vierte Auflage. Neu bearbeitet von Dr. O. E. R. Zimmermann. Liefg. 7–16. Leipzig, Alfred Oehmigke.

Schubin, Ossip. Mal'occhio und andere Novellen. Berlin, J. H. Schorer.

Semper, Gottfried. Kleine Schriften. Herausgeg. von Manfred und Hans Semper. Berlin und Stuttgart W. Spemann.

Stadion, Emerich, Graf. Zigeuner-Reime aus dem Wanderbuche meines Lebens. Wien, H. Engel.

Sutermeister, O., Professor. Schlüssel zum Schwyzer-Dütsch. Zürich, Orell Füssli u. Cie.

Turgenjeff, I. Fünf Novellen: Zwei Freunde; Eine seltsame Geschichte; Jakow Passinkoff; Tagebuch eines Ueberflüssigen; Hamlet und Don Quixote. — Autorisirte Ausgabe. Hamburg-Mitau, Behre's Verlag.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Band: Allg. Erdkunde. Lief. 3, 4, 5. Leipzig, G. Freytag.

Wagener, Hermann, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath. Erlebtes. Theil I. Berlin, R. Pohl.

Wassersport. Fach-Zeitschrift für Rudern, Segeln etc. Jahrg. II, No. 2. Berlin, C. Otto.

Wette, Hermann. Was der Wind erzählt. Poesien in Niederdeutscher Mundart. Köln, A. Ahn.

Wulckow, Richard, Dr. Luther und die Musik. Darmstadt, L. Brill.

Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Cultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. 1884. Heft 1. Stuttgart, I. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zeitschrift für Mikroskopie und Fleischschau. Redigirt von H. C. J. Duncker, Berlin. Herausgegeben von E. Hopf in Spandau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 29. — Heft 86.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1884.

Breslau.
S. Schottlaender.

Mai 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Karl Biedermann. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62,** von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Karl Biedermann.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIX. Band. — Mai 1884. — 86. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Biedermann.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Mayo.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

Jefferson und Georg saßen seit einer Stunde in dem kleinen Cabinet, das neben dem Comptoir lag, und in dem Georg gestern seine Briefe gelesen hatte. Ueber den Tisch war eine Specialkarte des südlicheren Gebietes der Nordstaaten gebreitet, auf der ein mit Blaustift gezogener Strich von der Westgrenze Neu-Mexikos, etwa von Coolidge nach Californien reichte, und verschiedene Namen von Städten blau unterstrichen waren. Daneben lagen allerlei Geschäftspapiere. Die Verhandlungen schienen sehr ernsthafte gewesen zu sein. Der kleine Mr. Jefferson schob seiner Gewohnheit gemäß den Unterkiefer vor, klemmte die glattrasirte Oberlippe ein und streichelte das bärtige Kinn. Georg blickte fast düster vor sich hin.

„Also fassen wir die Sache zusammen," sagte Jefferson nach einer kleinen Pause, „und kommen wir dann zum Schluß. Daß Sie von dem Geschäfte noch nicht viel verstehen, hat nichts auf sich. Ein jeder muß anfangen, und es handelt sich nur um einen ehrlichen, schneidigen und gewandten Mann. Sie konnten nicht zu besserer Stunde hier eintreffen, Sie kommen wie gerufen. Die ganze Heerde ist jetzt bei Coolidge zusammengetrieben, Rinder und Pferde. Das Vieh ist gestempelt, es können also Schwierigkeiten wegen der Eigenthumsansprüche nicht entstehen. Die Thiere sind in gutem Zustande. Die Treiber, die ich dabei habe, sind zuverlässige, eingearbeitete Leute, die ihre Schuldigkeit thun, wenn Sie sich bei ihnen in Respect zu setzen wissen. Besonders empfehle ich Ihnen einen prächtigen Burschen, einen Jungen von sechszehn bis siebzehn Jahren, indianisches Halbblut, Little Dog nennen ihn die Leute, der

von klein auf bei meinem Vieh ist, — ein geriebener Bursche, der ganz genau Bescheid weiß, und den Sie mit einem freundlichen Worte und einem Glas Brandy dahin bringen können, daß er für Sie durch's Wasser und Feuer geht. Er gehorcht Ihnen wie ein Hund, wenn er weiß, daß ich Sie geschickt habe. Von meinem Agenten habe ich sichere Nachricht, daß Hul Witling, der unerschrockenste Kerl in ganz Neu-Mexiko, der seit fünf Jahren als berittener Hirt in meinen Diensten steht und es durch seine Brauchbarkeit weit bei mir gebracht hatte, ein gottverlassener Schurke ist und mein Vertrauen schnöde mißbraucht hat. Seine Behauptungen, daß ihm die Indianer so und so viel Stücke gestohlen hätten, daß andere versprengt und gefallen seien, — alles Lug und Trug! Um einen Schleuderpreis hat der Halunke das schöne Vieh verkauft und den Ertrag in den Spielhöllen versoffen, verspielt, verpraßt. Ich wollte dieser Tage selbst nach Coolidge hinuntergehen und den pflichtvergessenen Lump zum Teufel jagen. Nun sollen Sie also mein Vertreter sein! Das Geschäft ist so gut wie abgeschlossen. Sie werden in Coolidge selbst und in den benachbarten Städten, Winslow und Prescott, die ganze Rinderheerde losschlagen können. Der Schlingel, der Hul Witling hätte da noch mühelos ein hübsches Stück Geld verdienen können. Aber ich traue ihm nicht mehr. Sie sollen die Sache abschließen! Für die Pferde sind die Conjuncturen in Arizona und Californien jetzt besonders günstige. Da ist jetzt Zuzug von Ansiedlern, da ist Bedarf! Hier," schloß Jefferson, indem er mit der Handfläche auf die vor ihm ausgebreiteten Geschäftspapiere schlug, „sind die genauen Aufstellungen: so und so viel Stücke Rinder, Jungvieh und Pferde im Werthe von so und so viel! Und das sind sie unter Brüdern werth. Gehen Sie nun nach Coolidge! Ich ertheile Ihnen die Vollmacht, Hul Witling beim Kragen zu fassen und zum Henker zu schicken, und stelle Sie mit unbeschränkten Befugnissen an die Spitze des Geschäftes. Wenn Sie Glück haben, können Sie noch höhere Preise herausschlagen, als sie bis jetzt von den Händlern mir geboten sind. Das Nähere läßt sich von hier aus nicht übersehen. An Ort und Stelle müssen Sie entscheiden, was zu thun ist. Sie wissen, was ich haben will und haben muß; wenn von jedem Stück nur eine Kleinigkeit mehr auf Sie kommt, — die Masse bringt's! Und Sie haben ja selbst noch etwas Geld?"

„Wenig," antwortete Georg, „alles in allem etwa fünfzehnhundert bis achtzehnhundert Dollars."

„Es ist immerhin etwas. Nun mache ich Ihnen noch den Vorschlag, schießen Sie Ihr kleines Capital in das Geschäft ein; ich betheilige Sie dann nach Maßgabe Ihres Einschusses an dem Nettogewinnst. Sie dürfen mir vertrauen! Ich habe eine glückliche Hand, und es müßte sonderbar zugehen, wenn Sie nicht Ihre dreißig bis vierzig Procent dabei verdienen sollten. Das macht freilich nur ein paar hundert Dollars, aber die haben auch ihre Bedeutung; wenn Sie aber einigermaßen Glück mit dem Verkauf des Viehes haben, können Sie eine ganz ansehnliche Summe verdienen."

Er machte wiederum eine kleine Pause.

„Die Sache scheint Ihnen nicht völlig einzuleuchten," sagte er dann.

„Doch," versetzte Georg. „Sie eröffnen mir sogar allzu glänzende Aussichten, und ich frage mich: womit habe ich das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen, verdient?"

„Das brauchen Sie sich nicht zu fragen. Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich habe schon mit Hunderten und Tausenden von Menschen zu thun gehabt, und nur einer hat mich hintergangen: Hul Witling. In Ihnen täusche ich mich nicht."

Georg reichte Mr. Jefferson die Hand.

„Dann wäre also die Sache abgemacht!" sagte dieser.

„Abgemacht," versetzte Georg, indem er die kleine fleischlose Hand seines neuen Geschäftsfreundes drückte.

„Und nun wollen wir frühstücken," sagte Jefferson, indem er sich erhob, „und auf gutes Gelingen anstoßen."

Die Beiden bestiegen den kleinen Buggy, der vor dem Hause hielt. Jefferson nahm die Zügel, und zehn Minuten darauf hielt der Wagen vor der Gartenthür. Mrs. Jefferson lag wieder im Schaukelstuhl, Noëmi saß neben ihr. Die beiden Damen lasen. Beide begrüßten ihren Gast wie gestern mit derselben gelangweilten Freundlichkeit und artigen Nüchternheit, und Georg empfing von dem Jefferson'schen Hause wiederum den Eindruck jenes öden Comforts und genußlosen Reichthums, der ihn gestern so verstimmt hatte. Der Königsberger Philologe hatte ihm mitgetheilt, daß Augustus W. Jefferson auf fünf bis sechs Millionen Dollars geschätzt wurde. Was hatte der stille, in sich gekehrte, arbeitsame kleine Mann mit den klugen kalten Augen von seinem Gelde? — Ziffern und Zahlen und eine ruhige reizlose Häuslichkeit! Und diese anmuthige Frau, die ihr Dasein in einem Halbschlummer bei einem mittelmäßigen Roman auf dem Schaukelstuhl, mit einem Plaid bedeckt, verduselte! Die sich und Andern so viel Freude hätte bereiten können! Und dies arme hübsche, blühende junge Mädchen mit den großen blauen, dunkeln Augen, das in der erstickenden Luft dieser freudeleeren Umgebung in seiner Lebensblüthe verkümmerte und darauf wartete, bis die Langweile in der Ehe die Langweile des Mädchenthums abgelöst haben würde! Was hatten sie Alle von den sogenannten Glücksgütern? Georg empfand wahres Mitgefühl mit der armen Noëmi, und mit einem wunderbaren Gedankensprunge sagte er sich plötzlich:

„Da lobe ich mir doch Dutch Bill."

Nach dem Frühstück gingen Georg und Noëmi im Parke spazieren. Vom Geschäft war bei Tisch natürlich nicht die Rede gewesen; aber Jefferson hatte mit seinem jüngsten Beamten und Partner angestoßen und ihn gefragt:

„Wann gedenken Sie aufzubrechen?"

„Morgen früh," hatte Georg geantwortet, und darauf hatte Jefferson versetzt:

„Das ist vernünftig; nur keine Zeit versäumen."

Noëmi hatte bei diesem kurzen Zwiegespräch zwar keine Miene verzogen, aber sie hatte sehr wohl verstanden, um was es sich handelte; und nun, da sie ziemlich wortkarg durch den wohlgepflegten Park schlenderten, sagte sie auf einmal:

„Also morgen wollen Sie uns schon wieder verlassen?"

„Leider," entgegnete Georg. „Dringende Geschäfte zwingen mich dazu."

„So hatte ich es mir auch gedacht," sagte Noëmi. „Bei uns bleibt Niemand länger, als er gerade bleiben muß."

Diese einfachen Worte hatten im Munde des jungen Mädchens einen merkwürdig traurigen Klang.

„Sie sagen das so eigenthümlich," entgegnete Georg, während er Noëmi freundlich anblickte. „Ich finde Sie überhaupt etwas verändert, mein Fräulein. Sie sind viel ernster und ruhiger geworden. Bei unsrer früheren Begegnung waren Sie so frisch, so vertrauend, so lebensfroh! Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen das sage — ich irre mich ja vielleicht, und auch wenn ich mich nicht täusche, habe ich jedenfalls nicht das Recht, Sie nach dem Grunde Ihrer Verstimmung zu fragen."

Noëmie seufzte tief auf und sagte:

„Ich langweile mich, Herr von Lützen! Ich bin enttäuscht, bitter enttäuscht. Mama und Papa sind herzensgut und thun alles, was sie mir an den Augen absehen können; aber was können sie mir hier bieten? Als Kind war ich froh, wenn ich hier im Parke spielen, wenn ich spazierenfahren und reiten konnte. Wie habe ich mich in Dresden nach der Heimat gesehnt! Ich meinte, es gäbe kein schöneres Land auf der Welt! Und nun finde ich alles so ganz anders, als ich es mir gedacht hatte! Sie werden das nicht recht verstehen können; aber wenn Sie einige Wochen und Monate hierblieben, so würden Sie es wohl besser begreifen. Es ist wirklich recht schade, daß Sie uns morgen schon wieder verlassen."

Georg hatte sehr wohl verstanden; er hatte die Wahrheit schon durchschaut, bevor das junge Mädchen den Mund aufgethan hatte. Er fühlte, daß er Noëmi nicht rathen, nicht helfen konnte und machte einige banale ausweichende Redensarten.

Noëmi lächelte trübe und sagte:

„Sie bemerken an mir eine starke Veränderung. Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihnen sage: Auch Sie finde ich ganz anders wieder, als ich Sie verlassen hatte. Auf den ersten Blick habe ich es Ihnen angesehen. Ich wäre Ihnen wirklich so dankbar gewesen, wenn Sie wie früher von allem möglichen Ueberflüssigen hätten plaudern können. Seit Jahr und Tag höre ich eben nur das Nothwendige, und das Entbehrliche ist doch eigentlich am reizendsten."

Georg nickte bestätigend.

„Sie mögen wohl Recht haben. Es weht hier ein scharfer Wind, der

alles, was lose und leicht ist, unbarmherzig abreißt, dörrt und verderben läßt. Wenn hier aber etwas reift und gedeiht, dann muß es auch die rechte Lebenskraft besitzen; und das ist doch auch etwas werth, mein Fräulein. Ich gebe zu, daß ich das Plaudern verlernt habe. Ich sage es Ihnen sogar ehrlich heraus, daß ich jetzt eine gewisse Befangenheit verspüre, wenn ich mit einem jungen Mädchen, wie Sie, allein bin. Ich weiß nicht mehr recht, was ich Ihnen sagen soll. Früher wäre es mir nicht schwer geworden, da hätte ich Ihnen den Hof gemacht . . ."

„Ach!" rief Noëmi mit einem verzweifelten Seufzer, „wenn mir doch irgend Jemand nur den Hof machen möchte!"

Die Tragik dieses Ausrufs wirkte unwillkürlich komisch auf Georg.

„Nun, es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sich nicht Jemand finden sollte, der . . ."

„Aber ich bitte Sie!" unterbrach ihn Noëmi heftig, „Sie sehen es ja an sich selbst: es geht hier nicht. Weswegen thun Sie es denn nicht?"

Georg antwortete lächelnd:

„Diesmal habe ich beim besten Willen keine Zeit, aber . . ."

„Keine Zeit!" unterbrach ihn wiederum Noëmi. „Da haben Sie es! Kein Mann hat Zeit! Zeit haben nur wir, ach, und mehr als wir brauchen!"

„Nun, ich verspreche Ihnen feierlich, Fräulein Noëmi, wenn ich wieder nach Denver komme, dann soll es meine hauptsächliche, ja, meine einzige Aufgabe sein, in Ihrer reizenden Gesellschaft wieder zu erlernen, wie man mit anmuthigen jungen Damen umgeht."

„Wenn Sie wiederkommen?" wiederholte Noëmi. „Werden Sie denn überhaupt wiederkommen?"

„Ich denke doch! Ich kann leider nur nicht bestimmen, wann? Ich gehe von hier nach dem Westen, nach Arizona und Californien . . ."

„Auch nach San Francisco?"

„Jawohl."

„Dann wird es lange währen, bis Sie wiederkommen. Am Stillen Ocean ist es lustiger als hier!"

„Es ist gewiß nicht das letztemal, daß wir uns sehen, Fräulein Noëmi," sagte Georg, während er ihr die Hand entgegenstreckte, in die Noëmi einschlug. Sie sah dabei ungläubig und recht niedergeschlagen aus.

Sie hatten sich der Veranda wieder genähert. Jefferson wartete dort schon seit einigen Augenblicken auf seinen Partner, mit dem er in die Stadt zurückfahren wollte. Georg verabschiedete sich von den beiden Damen. Er verbrachte einige Stunden des Nachmittags im Comptoir des Herrn Jefferson und besprach mit ihm noch das Geschäft in allen Einzelheiten.

Georg ließ sich die nöthigen Papiere und Vollmachten aushändigen, dann erhob er sich zum Abschiede.

„Wenn alles so geht, wie es gehen soll," schloß Jefferson, „so treffen

wir uns also in San Francisco, wo ich wie jedes Jahr auch heuer Ende August und Anfang September sein werde. Ich wohne im Palacehotel."

„Werden Ihre Damen Sie begleiten?" warf Georg ein.

„Nein," entgegnete Jefferson. „Die Damen haben es gut! Die lasse ich unterwegs in Las Vegas. Da verbringen sie in dem schönen Hotel Montezuma die heißesten Wochen und erholen sich vom Nichtsthun."

Es lag eine gewisse Bitterkeit in diesen letzten Worten Jeffersons; dann aber verfiel er sogleich wieder in den ruhigen Geschäftston wie vorher und sagte:

„Also wir treffen uns im Palacehotel in San Francisco, und da rechnen wir ab."

„Sehr wohl," entgegnete Georg. „Dann möchte ich Sie auch bitten, meine Koffer dorthin zu senden; denn wahrscheinlich werde ich auch einige Zeit in San Francisco bleiben."

„Ich bringe sie Ihnen mit," entgegnete Jefferson.

Die Beiden drückten sich die Hand; und am anderen Morgen fuhr Georg nach Coolidge. Auf der Fahrt dachte er viel an Noëmi, mit mitleidiger Zärtlichkeit, mit wehmüthigem Bedauern über das Schicksal eines reichen Mädchens.

In dem wüsten Coolidge hatte Georg keinen leichten Stand. Hul Witling ließ sich nicht ohne weiteres depossediren. In der Schänke, in der Georg seinen Vorgänger im Zustande völliger Trunkenheit antraf, kam es sogar zu einem sehr ärgerlichen Auftritt. Hul Witling schrie wie ein Besessener, als Georg ihm mittheilte, daß er seiner Wege gehen könne; er griff sogar nach dem Revolver, um seine Hoheitsrechte zu behaupten. Aber Little Dog, der sich in der That vorzüglich bewährte, hatte das Terrain genügend vorbereitet; und da Georg der lärmenden Gesellschaft der Cowboys*) durch seine Unerschrockenheit und Kraft Respect einflößte, da es allgemeine Freude bereitete, wie der blonde starke Mann mit eisernem Griff Huls rechtes Handgelenk umspannte und ihm den Revolver entwand, so fand Georg alsbald in der übrigen Gesellschaft die nöthige Unterstützung, um Hul Witling auf schnellstem Wege an die frische Luft zu befördern. Als Hul seinen Rausch ausgeschlafen hatte, sah er ein, daß nichts zu machen war, schickte sich in das Unvermeidliche und suchte sich einen andern Herrn

* * *

Es war alles über Erwarten gut gegangen. Georg hatte in Neu-Mexiko nahezu seine ganze Heerde losgeschlagen. Jefferson hatte ihm nicht zuviel gesagt: er hatte in den wenigen Wochen thatsächlich eine recht an-

*) Die „Cowboys," die berittenen Hirten, sind durch ihre Verwegenheit, Körperkraft und Leistungsfähigkeit ausgezeichnete, bisweilen aber auch wegen ihrer Gewaltthätigkeit und Rohheit gefürchtete typische Gestalten des amerikanischen Westens.

sehnliche Summe verdient. Nur von den Pferden hatte er wenige verkaufen können. Der Markt war überfüllt. Aber in Arizona und Südcalifornien sollte gerade jetzt ein gutes Geschäft damit zu machen sein, da dort wegen der Befürchtungen vor den Indianern, die sich wieder geregt hatten, die Zufuhr sehr erschwert und der Bedarf ein großer sei. Georg vertraute nun die auf ein paar Dutzend Stück zusammengeschmolzene Rinderheerde Little Dog an, der in jeder Weise sich hervorgethan hatte, kaufte für seine eigene Rechnung von dem Gewinn, den er erzielt hatte, noch Pferde ein, traf mit den Treibern die nöthigen Verabredungen und zog frohen Muthes mit seinen Thieren durch die großartige Wildniß, in die sich vor ihm und seinen staubigen, unermüdlichen, bis an die Zähne bewaffneten Genossen nur wenige kühne Abenteurer gewagt hatten.

Einen langen, entsetzlich beschwerlichen Weg durch Wüstensand und Sonnengluth, durch Oede und Dürre, durch Felsen und Geröll hatte Georg mit seiner Heerde zurückgelegt; er hatte Mühsale erduldet, im Vergleich zu denen die Schrecknisse in den Rocky Mountains ihm nun noch ganz erträglich und milde erschienen waren. Aber das Gefühl der Verantwortlichkeit hatte ihm eine merkwürdige Spannkraft und Widerstandsfähigkeit gegeben. Er war von einem ähnlichen Gefühl beherrscht, wie es der Heerführer empfinden mag, der eine große ihm anvertraute Masse durch fremdes Land zu dirigiren hat. Unablässig war er besorgt, die günstigsten Bedingungen zur Weiterbeförderung und zum Unterhalte ausfindig zu machen, und in dem beständigen Alleinsein schärften sich seine Sinne für die Beobachtung der natürlichen Wahrzeichen in einer Weise, die selbst sein freudigstes Erstaunen hervorrief. Dutch Bill hatte ihm die ersten Unterweisungen in der Beobachtung der dem gewöhnlichen Auge verborgenen Weiser gegeben, die die Natur für den Kundigen, der sich liebevoll in sie vertieft, deutlich aufstellt, und in dieser Kunst hatte sich Georg in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem wahren Virtuosen herausgebildet. Er beobachtete Alles, und jede Beobachtung war ihm eine Lehre, die ihm praktischen Gewinn gewährte. Und unverzagt wenn auch von schweren Sorgen bedrückt, trieb er die Heerde weiter, und sein Herz jubelte auf, wenn er erkannte, daß dem verschmachtenden Vieh bald Wasser und Weide geboten werden sollte. Und er täuschte sich nie.

Er war auf seinem Zuge zu verschiedenen Malen größeren und kleineren Banden von Indianern begegnet; diese zeigten sich indeß keineswegs feindselig und leisteten ihm bisweilen sogar als gelegentliche Führer gute Dienste. Er wußte sich genügend mit ihnen zu verständigen; der große Lehrmeister, die Noth, hatte ihn ausreichend unterwiesen.

Der Transport ging sehr langsam von Statten und unter Schwierigkeiten, die er nicht geahnt hatte. Lange Stunden, ja Tage gingen verloren, bis seine Leute die versprengten Thiere eingeholt und wieder zusammengetrieben hatten. Er wechselte mit den berittenen Treibern kein überflüssiges Wort, und seine stille und bestimmte Art imponirte den rohen, aber bewundernswerthen

Männern. Sie folgten blindlings seinen Anordnungen, die sich immer als die richtigen erwiesen, und er war stolz auf seine Untergebenen, die viel verlästerten „Cowboys“, deren unermüdliche Pflichttreue, deren staunenswerthe Leistungsfähigkeit und großartige Männlichkeit ihm Respect einflößten. Sie waren auf verhältnißmäßig weite Strecken vertheilt, ein Jeder von ihnen wußte, was seines Amtes war, und tagelang war Georg allein mit seinen fünf großen, zottigen Hunden bei seiner Abtheilung und sprach kein Wort. Oft bedrückten ihn schwere Sorgen, und er klagte Jefferson und sich selbst an, daß er an eine Aufgabe, deren Lösung seine Kräfte überstieg, mit leichtsinnigem Uebermuthe herangetreten war. Aber er wollte den Muth nicht sinken lassen.

So war er nach wechselvollen Tagen ruhiger Verzweiflung und freudiger Hoffnung mit seiner Heerde, die nur wenig Schaden erlitten hatte, den Treibern und den Hunden, deren stärkstem und anhänglichstem er den Namen Pluto gegeben hatte, seinem Zelte und seinem sonstigen ganzen Besitzthum im heißen Juli an dem Coloradoflusse, an der Grenze von Arizona, angelangt. Es trennte ihn nur noch die große Mohavewüste von dem Ziele seiner Wanderung.

Die Pferde, die sich mit der Zeit ein, durch die Peitsche der Treiber und die vorzüglichen Hunde geschärftes Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit angeeignet hatten, hatten sich auf den sandigen, mit spärlichem Gras bewachsenen Höhen in der Nähe des Flusses gelagert. Georg hatte die Treiber zurückgelassen und war allein auf seinem schnellen, unglaublich leistungsfähigen Pony an den Ufern des seichten, durch die Hitze an einigen Stellen beinahe ganz ausgetrockneten Coloradostromes entlang geritten, um die geeignetste Stelle zum Uebersetzen zu erforschen.

Es war in der heißesten Sonnengluth des Vormittags. In unendlicher Höhe wölbte sich über das gewaltige Land der wolkenlose Himmel im tiefsten Blau. In unmittelbarer Nähe ragten ganz eigenthümlich gebildete scharfzähnige Felsenriffe in wunderbar tiefrother Färbung aus dem gelben Boden auf, und ein Höhenzug in sanften Wellenlinien, der in dem heißen Lichte des Tages duftig und mild schimmerte, schloß den Horizont ab.

Georg hatte sein Pferd, mit dem er zuerst im Galopp lustig davongesprengt war, allmählich in ein langsameres Tempo gebracht und dem Thiere das nun in bedächtigem Schritte daherging, die Zügel über den Hals geworfen Den Oberkörper vorbeugend, stemmte er die beiden Hände auf die Schenkel und sah bewundernd um sich auf die herrliche Landschaft. Er blickte staunend auf zu der unermeßlichen Höhe des blauen Aethers. Sein Blick schweifte über die felsigen Nadeln und über die bläulich rosigen Wellen der Höhen und senkte sich auf das träge dahinfließende lehmige Wasser des Flusses und auf den gelben sandigen Boden, dem Opuntien und mit stahlharten lanzettartigen Stacheln bewehrte Wüstenpflanzen aller Arten entwuchsen.

Er empfand ein ganz seltsames Wohlgefühl. Die Luft war so rein und das Licht so goldig. Die Brust war ihm weit, das Herz war ihm

frei; er fühlte sich so leicht, so ausgeglichen wie seit langen Wochen nicht. Er schöpfte tief Athem, als wolle er die herrliche Friedlichkeit und Ruhe der großartigen Natur in seine Lungen einziehen und sein ganzes Wesen damit durchtränken.

Auf einmal machte er eine schnelle Bewegung, ergriff die Zügel und brachte das Pferd zum Stehen. Er bog sich etwas seitwärts nach rechts und betrachtete sehr aufmerksam den Boden. Er sah da Eindrücke, deren Schärfe der Wind freilich verweht hatte, die aber immerhin deutlich genug die Spuren eines lebenden Wesens zeigten. Nach einer Weile ritt er langsam weiter. Die Eindrücke kehrten von Zeit zu Zeit wieder, und an einem erkannte er deutlich die Spur eines kleinen menschlichen Fußes. Nachdem er das festgestellt hatte, interessirte ihn das Weitere nicht mehr, und er setzte seinen langsamen behaglichen Ritt ruhig fort.

Er hatte den eigentlichen Zweck seiner Forschungen zwar schon erreicht und die Stelle schon gefunden, die er gesucht hatte, aber der Tag war so schön, er fühlte sich so merkwürdig glücklich in dieser herrlichen Einsamkeit, daß er das Pferd ruhig seines Wegs gehen ließ, wohin es eben gehen wollte.

Da erregte eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit. Auf einem der gelben Sandhügel in der Ferne, der fast ganz kahl war, erblickte er einen brennend rothen Punkt. Was mochte das sein? — Es bewegte sich nicht Es war keine Täuschung. Es war wirklich etwas Rothes, Unerklärliches. Er ließ den rothen Punkt nicht aus den Augen, schnalzte seinem Pony zu und trabte nun in schnellerem Tempo darauf los. Es wurde größer, es blieb unbeweglich. Er kam näher und näher, und nun erkannte er es. Es war ein rother Fetzen, wahrscheinlich die Umhüllung eines Indianers oder einer Indianerin. Und jetzt stellte er fest, daß er sich nicht getäuscht hatte. Ueber dem Feuerroth sah er tiefes Schwarz: die Mähne der Rothhaut.

Er hatte Indianer zu Hunderten und Tausenden erblickt, und an einem andern Tage, in einer andern Stimmung würde er den Kopf nicht gewandt haben, um noch einen mehr zu sehen. Aber er war eben besonders gut aufgelegt und machte seit einem Jahre zum erstenmal im wahren Sinne des Wortes einen Spazierritt. Ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, lenkte er wohlgemuth das Pferd auf den Hügel und ließ das an's Klettern gewöhnte Thier die leichte Höhe nehmen.

Er war bis hart an die rothvermummte Gestalt herangeritten. Diese hatte sich nicht gerührt. Nun hielt er das Pferd an und stieg ab. Er machte wenige Schritte und blieb vor ihr stehen.

Es war ein wunderschönes Mädchen, die schönste Indianerin, die sein Auge je erblickt hatte. Sie saß oder hockte vielmehr auf dem heißen Sande. Auf die Kniee, die sie der Brust genähert hatte, stützte sie die beiden Ellenbogen und den Kopf auf die Hände. Sie mochte etwa sechszehn Jahre alt sein. Das starke, dichte, schwarze Haar, das gleichmäßig geschnitten war, fiel langsträhnig auf die runden Schultern und bedeckte die Stirn bis zu den

Augenbrauen. Verwundert und scheu blickten auf ihn die großen braunschwarzen Augen von wunderbarer, eher thierisch als menschlich zu nennender Schönheit, die von ganz ungewöhnlich langen und starken, leuchtenden schwarzen Wimpern umsäumt waren. Zwischen den halbgeöffneten Lippen wurden zwei Reihen herrlichster, glänzendweißer Zähne sichtbar. Die ganze Gestalt war von zauberhaft harmonischem Ebenmaße, Hände und Füße klein und die Knöchel von seltener Zartheit; ihre Haut hatte eine ganz eigenthümliche Bronzefärbung mit goldigen Reflexen. Das Mädchen war zum Glück durch die Geschmacklosigkeiten der Wilden fast gar nicht entstellt. Nur ein ganz schmaler hellblau tätowirter Strich, der senkrecht über Stirn, Nasenrücken und Kinn das Gesicht durchschnitt und sich am Halse verlor, kündete die barbarische Unsitte ihrer Abstammung. Um die Hüften trug sie einen Schurz aus bunten geflochtenen Lederstreifen. Sonst hatte sie als Bekleidung nur noch ein großes Stück leuchtenden feuerrothen Kattuns mit weißem Muster, in das sie sich wie in einen Mantel gehüllt, und das sie am Halse verschlungen hatte. Der Oberkörper und die Beine waren nackt.

Einen Augenblick sah Georg dies wunderschöne Kind voll Erstaunen und Bewunderung an. Sie blickte noch immer scheu und unsicher zu ihm auf.

Mit dem Indianergruße „Ha—o!“ hieß Georg das Mädchen willkommen und streckte ihr die Hand entgegen. Zögernd und bedächtig schlug sie ein. Lange Zeit hielt er die kleine dunkle, schöngeformte Hand in der seinigen und blickte freundlich zu dem Mädchen nieder. Sie fühlte auch sehr wohl, daß ihr der starke weiße Mann nicht übelwollte, und der Ausdruck des Zaghaften und Aengstlichen wich dem der lächelnden Verwunderung. Beide schienen der Begegnung froh zu sein. Mit einem warmen Drucke ließ Georg endlich ihre Hand los und setzte sich neben sie in den Sand. Sie wandten den Kopf zu einander und betrachteten sich gegenseitig mit offenbarem Behagen.

Das Weibliche, das im Dasein Georgs früher eine große Rolle gespielt hatte, war ihm seit seinem Verweilen auf dem amerikanischen Festlande nahezu gänzlich entrückt. Auch Noëmi Jefferson hatte ihn wohl nicht gerade in ihrer Eigenschaft als junges Mädchen gereizt; er hatte für das unglückliche Kind eines reichen Mannes doch wohl hauptsächlich warmes Mitgefühl empfunden. Die schöne junge Wilde aber mit ihren sonderbar tiefen Augen und den glänzenden Zähnen, dieses Wesen von unbeschreiblich bestrickender Anmuth und Eigenthümlichkeit sprach zum erstenmal wieder zu seinen Sinnen. Er fühlte, wie eine innere Gluth ihm in die Wangen stieg, und seine Lippen öffneten sich. Er streckte ihr die Hand wiederum entgegen; sie lächelte und schlug ein. Er hielt die kleine Hand fest. Einen Augenblick empfand er wie ein flüchtiges Bedauern, daß er sich mit ihr nicht in Worten verständigen könne; aber gleich darauf schwand dies Gefühl, und er sagte sich, daß er seiner Nachbarin, die ihn noch immer verwundert und mit ehr-

lichem Wohlbehagen betrachtete, eigentlich gar nichts Gescheidtes anzuvertrauen habe. Ja, die Schwierigkeit, die Unmöglichkeit der vollen Verständigung durch Worte erhöhte in seinen Augen womöglich noch den Reiz dieser unerwarteten Begegnung.

Nach einer Weile entzog sie ihm ihre Hand ohne irgend eine Spur von Unwillen; es schien ihr eben nur unbequem zu sein. In Georg regte sich zunächst der Wunsch, dem Mädchen etwas zu schenken. Es that ihm wirklich leid, daß er nichts hatte, womit er ihr irgend eine Freude bereiten könne; er betastete seine Brust, seine Taschen — nichts. Zu seiner Entschuldigung sagte er sich, daß er auch nicht darauf vorbereitet gewesen war, hier irgend einer Schönen eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Plötzlich leuchtete sein Auge auf. Aus einer verborgenen Tasche zog er seine Uhr hervor, an der ein goldener Georgsthaler befestigt war. Er war ihm vor mehreren Jahren von lieber Hand geschenkt worden; er sollte ihm Glück beim Spiel bringen. Leider hatte sich sein Schutzheiliger, der heilige Georg, als Glückbringer gar nicht bewährt, und sein Spieleraberglaube war längst überwunden. Für ihn war die Münze werthlos geworden. Der Kleinen aber machte das blinkende goldige Ding vielleicht Spaß. Mit einiger Mühe hakte er den Thaler von der Uhr los. Sie bog sich vor und sah mit großer Aufmerksamkeit zu, wie seine breiten ziemlich ungeschickten Finger die beschwerliche Arbeit verrichteten. Als er endlich damit fertig war, steckte er die Uhr wieder in die Tasche und reichte dem Mädchen das goldige Stück. Sie sah ihn groß an, nahm langsam das Dargereichte und erkundigte sich durch einen sehr beredten Blick, was sie damit anfangen solle? Er machte ihr klar, durch Bewegungen, die ebenfalls gar nicht mißzuverstehen waren, daß er es ihr schenke, daß sie es tragen solle. Sie wiederholte die Bewegungen, um sich noch einmal das Unglaubhafte von ihm bestätigen zu lassen, und als er zustimmend nickte, sprang sie mit einem Satze auf und klatschte in die Hände wie ein kleines Kind.

Es berührte Georg ganz eigenthümlich, als er dies große schlanke Mädchen in der vollen körperlichen Reife der Jungfrau sich wie ein Baby gebärden sah. Ihr rother Mantel umfloß wie eine lodernde Gluth die dunkle jugendliche Gestalt. Mit tiefem Ernst betrachtete sie die Prägung der Münze. Was das im bewegten Wasser schwankende Schiff zu bedeuten hatte, verstand sie offenbar nicht. Um so glücklicher war sie, als sie die Gestalt des Reiters auf der Rückseite erkannte. Sie lächelte mit großer Befriedigung, hockte sich neben Georg nieder, betippte mit ihrem schmalen Finger das geprägte Roß und deutete dann auf Georgs Pferd, einen merkwürdig freudigen, gurgelnden Ton hervorbringend. Darauf löste sie den Knoten, durch den sie die Zipfel des Tuches am Halse verschlungen hatte, und die rothe Hülle glitt langsam von ihren Schultern. Nun erst sah Georg, daß sie um den Hals eine Reihe von Glasperlenschnüren trug. Den Kopf nach vorn beugend, knüpfte sie mit den beiden Händen den Halsschmuck

am Nacken auf und befestigte dann in der Mitte der Perlenschnüre mit großer Gewandtheit den goldenen Thaler. Sie faßte nun den Schmuck an den beiden Enden, streckte ihn von sich, ließ ihn in der Sonne spielen und freute sich kindisch des Gefunkels.

Darauf versuchte sie, die Schnüre wieder um den Hals zu befestigen; aber es wollte ihr nicht gleich gelingen, und Georg war ihr dabei behülflich. Als er bei dieser Hülfeleistung die bloße farbige Haut des Mädchens berührte, durchrieselte es ihn, und auch sie empfand etwas wie einen Schauder. Sie duckte den Kopf noch tiefer und sah mit ihren sonderbaren tiefen Augen lauernd von der Seite zu ihm auf. Da nahm mit einer plötzlichen Bewegung Georg den schwarzummähnten Kopf der reizenden Wilden in seine beiden Hände und drückte auf die schwellenden Lippen, die sich wie die eines Kindes halb öffneten, einen heißen, innigen Kuß.

Sie zitterte, sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. In einer seltsamen Bestürzung blickte sie zunächst vor sich hin in den Sand. Endlich wandte sie langsam den Kopf zu dem glühenden Antlitz Georgs, dessen warmen Hauch sie an der Wange spürte, und lächelte befremdlich. Georg führte ihren Kopf zärtlich an seine Schulter, sie ließ es ruhig geschehen, und mit dem Gefühl, als ob er etwas gutzumachen habe, streichelte er ihr beinahe väterlich das volle starke schwarze Haar. Beiden schien wohl zu sein, denn sie beharrten geraume Zeit in dieser zärtlichen Stellung, lächelten und sprachen kein Wort.

Und kein Laut ließ sich ringsum vernehmen. Die Sonne stand hoch an dem herrlichen blauen Himmelsgewölbe, und in der reinen Sonnengluth schien die ganze Natur zu schlummern. Großartig und feierlich ragten vor ihnen die rothen Nadeln der Felsen auf, versöhnend und ruhig schlossen die blauen Höhenzüge im Hintergrunde das Bild ab, und lautlos floß zu ihren Füßen das gelbe Wasser des Colorado.

Geraume Zeit hatten sie so dagesessen, bis endlich Georgs Pferd, das bisher philosophisch genickt hatte, laut zu wiehern anfing, als wolle es den Säumigen an seine Pflicht gemahnen. Nun erhoben sich die Beiden; Georg sah fragend das schlanke dunkle Mädchen an und wies mit der Hand über den Colorado, als wolle er sich erkundigen, wo sie ihr Zelt aufgeschlagen habe? Das Mädchen verstand ihn auch sehr gut, verneinte mit einer Kopfbewegung die Frage und wies nach der nördlichen Richtung hin, über die nächste Erhöhung. Beide hatten innige Freude daran, daß sie sich verständigt hatten.

Mit scherzhafter Galanterie reichte ihr Georg den Arm und führte sie zu seinem Pferde. Sie nickte wie ein Kind, dem man den Willen thut, ließ schnell den Arm Georgs los, faßte das Pferd an der Mähne, stellte den linken Fuß in den mexicanischen Bügel und schwang das rechte Bein über den Rücken des Pferdes. Mit einem übermüthig neckenden Jauchzer schlug sie dem Thiere die Hacken in die Weichen und ritt in gestrecktem

Galopp, den Oberkörper jach zurückwerfend, so daß ihre langen Haarsträhnen die starke Kruppe des Pferdes streiften, die Höhe hinunter. Dann warf sie das Pferd schnell herum, brachte es zum Stehen, erhob sich in den Bügeln, winkte lebhaft mit der Hand und lachte laut.

Im ersten Augenblicke hatte Georg den etwas ernüchternden Gedanken gehabt: Das Mädchen wird doch wohl nicht mit meinem Pferde davonreiten? — und er wußte nicht, ob sie Ernst machte oder Spaß. Nun, da er ihr volles Lachen vernahm, schämte er sich seines Verdachtes und beeilte sich, ihrem freudigen Winke zu folgen.

Nun hatte er sie erreicht, und nun wies sie wieder nach derselben Richtung, auf die sie vorhin gezeigt hatte, und ließ das Pferd langsam darauf zugehen. Georg schritt neben ihr her. Er blickte auf zu der eigenthümlichen Reiterin und vergaß dabei die Beschwerden des Weges, den Sand, in den sich seine Füße tief eingruben, und die glühende Hitze des Tages. Aber die Reiterin sah, wie sich ihr Begleiter quälte, und sie hatte Mitleid mit ihm. Sie zog die Zügel an, und der Braune stand. Sie bog sich zu Georg hinab, strich mit der Hand über seine feuchte Stirn und brachte einen merkwürdig theilnahmvollen Laut hervor. Gleich darauf war sie auch schon abgesprungen und forderte Georg mit kindischer Dringlichkeit auf, sich auf den Sattel zu schwingen. Georg weigerte sich, und in einer eigenthümlichen Anwandlung von Ironie machte er dabei die besten Salongebärden, als stünde er irgend einer Gnädigen in einem der vornehmsten Salons der Großstadt gegenüber. Aber die Bronzefarbige bestand auf ihrem Willen. Sie stampfte trotzig mit dem kleinen Fuß auf und gab zu verstehen, daß sie weglaufen würde, wenn er sich nicht auf's Pferd setzte. Nach langem Widerstreben gab Georg endlich nach.

Kaum saß er im Sattel, so hatte auch das schlanke Mädchen schon hinter ihm auf dem Rücken des Pferdes Platz genommen. Sie legte ihre Hände um seine Brust, faltete sie, und mit dem leichten Druck ihrer Schenkel und leichtem Schnalzen trieb sie das Thier an. Der sonderbare Ritt ergötzte Georg auf's Höchste. Immer senkte sich sein Blick auf die beiden schönen, zarten, braunen Hände, die vor ihm auf seiner Brust gefaltet waren, und immer wieder klopfte er sie zärtlich. Und wenn er den Kopf wandte, sah er dann die schönsten, weißesten Zähne glänzen, die sein Auge je erblickt hatte, und die unergründlichsten schwarzbraunen Augen. Er war von dem Zauber des Fremdartigen ganz berückt, wie willenlos, und er überließ auch dem Mädchen die Führung des Pferdes.

Bald nahm Georg die deutlichen Anzeichen wahr, daß man sich den Wohnstätten der Menschen nähere. Er sah im Sande verschiedene geleerte Conservenbüchsen und zerbrochene Flaschen herumliegen.

Sie waren etwa zehn Minuten geritten, als Georg, durch einen leichten Aufschrei seiner Begleiterin aufmerksam gemacht, den Kopf ihr zuwandte. Sie zeigte nun nach rechts, und da erkannte Georg das ihm wohlbekannte

Bild eines Arbeiterlagers: einige Zelte und drei oder vier Bretterbauten. Er sah da in der Ferne auch Menschen und erkannte an einigen grellfarbigen Kleidungen Indianer. Sie waren nun in der Ebene, und in schnellem Ritt erreichten sie in wenigen Minuten die provisorische Niederlassung.

* * *

Die Ankunft der Beiden erregte im Lager einiges Aufsehen. Die amerikanischen und chinesischen Arbeiter blickten lachend von ihrem Spaten zu den Beiden auf. Die Indianer musterten den weißen Mann mit ernster Neugier; sie umdrängten das Mädchen, als diese abgestiegen war, und schienen allerhand Fragen an sie zu richten. Sie gab lebhaft Antwort, und einer nach dem andern betrachtete mit Verwunderung und Neid den glänzenden Georgsthaler an ihrem Halse. Georgs Genossin mußte günstige Auskunft gegeben haben, denn alle Indianer — es waren ihrer vielleicht fünfzig bis sechszig — zeigten in ihrem Wesen eine große Zuvorkommenheit, und einige pudelnackte braune Kinder wurden von ihren Eltern zu dem weißen Manne abgeschickt, um ihn anzubetteln. Georg legte auch in jede der kleinen dunklen Patschen, die sich ihm entgegenstreckten, ein kleines Silberstück.

Nur einer schien eine Ausnahme zu machen, ein schlanker hübscher Bursche, der etwa 20 bis 25 Jahre alt sein mochte. Er hatte in sein schwarzes Haar ein safrangelbes Tuch geschlungen, das ihn leicht kenntlich machte, und eine hellrothe Schlangenlinie lief ihm quer über's Gesicht von einem Ohrzipfel zum andern. Er stand etwas abgesondert von den Uebrigen und sah Georg mit keineswegs freundlichen Blicken an. Er war es, der zuletzt an Georgs Gefährtin herantrat und mit ihr in eifrigem Gespräch abseits ging.

Die ganze Gesellschaft war so wenig wie möglich bekleidet. Die Männer trugen nur ein Tuch, das sie sich um die Hüfte geschlungen hatten, die Weiber entweder lange Schürzen aus buntem Kattun, die bis zu den Knöcheln hinabreichten, oder einen Schurz aus Lederstreifen geflochten, der bis zum Knie reichte, so wie ihn Georg bei seiner Begleiterin wahrgenommen hatte. Wenige hatten den Luxus eines Mantels. Die braunrothen Kinder waren ganz nackt.

Vor einer der Bretterbuden, die den stolzen Namen „Hotel" trug, war eine aus rohem Holz gezimmerte Bank aufgeschlagen, und da saß ein Mann, der eine Bierflasche zwischen die Kniee geklemmt hatte und ein halbgefülltes Glas in der Hand hielt. Georg begrüßte den Mann. Er holte sich gleichfalls eine Flasche Bier und setzte sich neben ihn. Es war eine merkwürdige Erscheinung. Wäre der Fremde nicht auf entsetzliche Weise verstümmelt worden, so wäre er wahrscheinlich ein schöner Mann gewesen; aber das rechte Auge war ihm ausgestochen, und die fleischige Augenhöhle machte einen schauerlichen Eindruck. Er hatte einen falschen künstlerischen Anstrich: er trug einen kurzen braunen Sammetrock, einen hellgrauen spitzen Hut mit

breiter Krämpe; um den Kragen des blauen Wollenhemdes hatte er ein buntes Tuch in mächtiger Schleife geschlungen. Sein Haar war kraus und ziemlich lang; Schnurr- und Kinnbart hatte er zu Spitzen gedreht. Er hatte ein edles Profil und eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Kopfe van Dyks. Er war wohl kaum vierzig Jahre alt, aber er sah älter aus. Sein Gesicht war durchfurcht und verwittert.

Georg begrüßte ihn in englischer Sprache, und der Fremde antwortete ebenfalls englisch. Er knüpfte an die Begrüßung einige nichtssagende Sätze, und in diesen waren soviel sprachliche Ungeheuerlichkeiten enthalten, daß Georg sich nach der Landsmannschaft des Sprechers erkundigte. Da vernahm er denn, oder errieth vielmehr aus einem Kauderwälsch, das noch viel entsetzlicher war als der Mischmasch von Dutch Bill, daß der Fremde in Pennsylvanien von Eltern deutscher Abstammung geboren war. Er führte auch den gut deutschen Namen Kaspar. Aber er war schon als kleiner Knabe aus der Heimat fortgezogen und hatte sich seit fünfundzwanzig Jahren bis zu diesem Augenblicke in Mexiko, Texas, Neu-Mexiko, Arizona und Californien herumgetrieben. Lange Jahre hindurch war er in der Wildniß bei den Indianern gewesen; er verstand Spanisch, Deutsch, Englisch und einige Indianeridiome des südlichen Gebietes und hatte sich aus alledem eine ungeheuerliche Mischsprache gebildet, die mit großer Mühe Jedermann ungefähr und Keiner recht verstehen konnte. Er war, nachdem er alles Mögliche betrieben hatte, schließlich Photograph geworden, und in diesem Augenblicke durchzog er Californien und Arizona, um Indianerbilder für einen großen Photographen in San Francisco aufzunehmen. Seit einer Woche war er hier in der kleinen Gesellschaft der Mohave-Indianer, die er als gutmüthige, ehrliche und freundliche Leute rühmte. Vor allem aber schätzte er an ihnen eine Eigenschaft, die er bei den andern Stämmen immer schmerzlich vermißt hatte: die kleine Gesellschaft, die immer an den Ufern des Colorado hauste, war im Gegensatze zu den andern sehr reinlich. Sie plätscherten fast den ganzen Tag im Wasser herum. Das war auch Georg schon beim ersten Blick aufgefallen.

Von diesem einäugigen Photographen hörte nun Georg, daß er sich an der Endstation der Southern Pacific- und an der Anfangsstation der Atlantic Pacificbahn befand, und daß diese nach den eigenthümlichen Felsennadeln den Namen „The Needles“ führte. Noch mehr aber interessirte Georg, was ihm der Einäugige über das schlanke Mädchen erzählte. Sie war die größte Schönheit und der Stolz ihres Stammes, die Tochter des früheren Häuptlings. Sie führte bei den Ihrigen wegen ihrer Schnellfüßigkeit und Anmuth in den Bewegungen den indianischen Namen der Antilope: man rief sie Mayo.

„Mayo?“ sagte Georg und wiederholte das Wort mit innigem Behagen „Mayo!“

Es klang ihm freundlich in die Ohren; es paßte ganz zur Erscheinung des schlanken Mädchens: „Mayo!"

Er sah sich nach ihr um, sie war verschwunden; vergeblich spähte sein Auge unter den bunten Lappen nach dem rothen Mantel.

„Ein hübsches Mädchen," sagte Georg. „Ich möchte sie wohl mit mir nehmen."

„Wohin ziehen Sie?"

„Sechs bis sieben englische Meilen südlich von hier lagern meine Pferde. Ich will sie durch die Mohavewüste in der Richtung auf Los Angeles treiben."

„Und Sie wollen Mayo mitnehmen? Was wollen Sie mit ihr anfangen?"

„Nun," entgegnete Georg, „sie soll mich eben begleiten. Ich bin lange genug allein gewesen und sehne mich nach Gesellschaft."

„Sie würden ihrer bald überdrüssig werden, und sie würde auch schwerlich kommen."

„Das wäre abzuwarten," entgegnete Georg mit dem Ausdruck eines gewissen Selbstvertrauens. „Und wenn ich mich ihr verständlich machen könnte . . ."

„Ich will's ihr schon sagen, aber ich glaube nicht, daß sie kommen wird."

„Versuchen Sie's nur!"

In der Unterhaltung zwischen den Beiden war aber auch noch von anderen und ernsthafteren Dingen die Rede als von Liebeständeleien, und Georg erfuhr vom Photographen Kaspar eine Nachricht, die für ihn geschäftlich von großer Bedeutung werden konnte. Er hörte, daß in dem benachbarten westlichen Flecken sich seit einiger Zeit verschiedene Agenten herumtrieben, die für irgendwelche geheimnißvolle Speculation bedeutende Ankäufe von Pferden gemacht und mit diesen Ankäufen noch keineswegs abgeschlossen hatten. Kaspar rieth ihm daher auch, sich in der Nähe der großen Verkehrsstraße zu halten, da werde er mit den Leuten, die noch vor wenigen Tagen in dem Flecken Bagdad sich aufgehalten hatten, wohl zusammentreffen.

Die Indianer drängten sich wieder an die Beiden, Georg hatte seine Geberlaune, und in einer anderen Bretterbude, die die Aufschrift „Store" führte, kaufte er für ein paar Dollars verschiedene Gegenstände: etwas Mehl, Wassermelonen, Biscuits und einige Ellen bunten Kattuns, die er unter die jungen Schönen der Gesellschaft galant vertheilte. Immer wieder sah er sich spähend nach Mayo um; sie war wie in den Erdboden versunken.

Der Safrangelbe mit der rothen Schlangenlinie stand abseits, verfolgte höhnisch Georgs spähende Blicke und lachte.

Der Photograph, den Georg fragte, wo die Kleine geblieben sein möchte, konnte ihm keine Auskunft geben.

„Das Volk verkriecht sich, man weiß nicht, wo es bleibt. Es ist, als ob die Erde sie verschlingt. Aber sie wird schon wiederkommen. Verlieren Sie nur nicht die Geduld."

„Die Geduld verliere ich nicht," erwiderte Georg. „Aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Ich muß zu meinen Leuten und meiner Heerde zurück. Wir wollen die Heerde noch vor Sonnenuntergang auf das jenseitige Ufer bringen. Das ist eine langwierige Arbeit, und es ist für mich die höchste Zeit, an den Aufbruch zu denken. Wenn Sie Mayo sehen, so sagen Sie ihr, daß ich sie erwarte; und wenn sie nicht kommt, komme ich auf dem Rückwege zu ihr. Und wenn ich sie wieder halte, soll sie mir so leicht nicht wieder entwischen. Das schlanke Mädchen hat es mir angethan!"

Georg drückte dem Einäugigen die Hand, stieg auf sein Pferd und trabte davon, während die Indianer und Bahnarbeiter dem Reiter nachschauten.

Auf seinem Ritte konnte Georg an nichts Anderes, als an das Mädchen denken. Zum ersten Mal ging er mit einem gewissen Unwillen an seine harte Arbeit. Aber das Uebersetzen der Pferde machte ihm doch so viel zu schaffen, daß die Idylle vor den rauhen Forderungen der Pflicht einstweilen in den Hintergrund rücken mußte. Am Abend aber, nach gethaner Arbeit, als er sich müde auf der über den warmen Sand gelegten Decke ausstreckte und in die unendliche Höhe hinaufstarrte, da traten die Erlebnisse des Tages mit wunderbarer Schärfe wieder vor seine Seele, und er freute sich von ganzem Herzen. Pluto hatte sich zu seinen Füßen gelagert.

Georg war todtmüde, aber er vermochte nicht die Augen zu schließen. Immer blickte er hinauf zu dem dunkeln Himmel, an dem die Sterne mit einem Glanze und einer Pracht funkelten, wie er sie nie gesehen hatte. Da glitzerte tief am Horizonte das Prachtgestirn des großen Bären, der ihm plötzlich vertraulich wie ein Bekannter aus der Heimat, nur in verschönter Gestalt entgegenleuchtete; und es war ihm, als ob der herrliche Stern einen Gruß vom deutschen Boden aufgelesen hätte und ihn hier auf die Wüste von Arizona herabsandte.

Und er gedachte in der feierlichen Stille der Nacht aller, die er verlassen hatte. Er gedachte auch der traurigen Noëmi. Sie that ihm herzlich leid.

Es war wunderbar geheimnißvoll ruhig, und sein Ohr trank die feierliche Stille. Endlich fielen dem Müden und Glücklichen die Augen zu, und er schlummerte sanft ein.

Er konnte noch nicht lange geschlafen haben, als er geweckt wurde. Die Hunde schlugen an, Pluto zuerst, der schnell aufgesprungen war und seinem Herrn mit dem Schweif in's Gesicht wedelte. Georg hatte sich nun jählings erhoben und blickte in das Dunkel, das nur durch die flimmernden Sterne einigermaßen erhellt war. Er sah nichts, aber die Hunde wollten sich nicht beruhigen. Er nahm seinen Revolver zur Hand, machte ihn schußgerecht und schickte Pluto voran.

Auf einmal hörte er einen hohen merkwürdigen Ruf aus der Ferne. Sein Herz klopfte mächtig. Ein ahnungsvolles Hoffen durchzog sein Gemüth. Er antwortete mit einem hohen Schrei. Da vernahm er den Ruf zum

zweitenmale. Er lockte den Hund an sich und gebot ihm Ruhe. Bald darauf ertönte ein drittesmal der Ruf und diesmal aus geringerer Entfernung. Wiederum gab Georg freudigen Bescheid. Und nun sah er nicht weit von sich in schnellem Lauf eine Gestalt mit langem wehendem Mantel auf sich zulaufen; und einen Augenblick darauf lag Mayo athemlos, keuchend und sonderbare zärtliche Laute ausstoßend in seinen Armen.

„Woher kommst Du denn, Mayo?" fragte er. „Hat Dir der Einäugige meinen Auftrag ausgerichtet?"

Die Worte waren ihm unwillkürlich von den Lippen gefallen. Er lächelte darüber. Er wußte, daß sie ihn nicht verstehen konnte; aber es genügte ihm, daß er sie gesprochen hatte.

Mayo hatte sich losgerissen und war ihm zu Füßen gesunken. Sie umklammerte seine Kniee und lallte in eigenartig melodisch gurgelnden Lauten Unverständliches. Gewaltsam richtete er sie auf, schlang den Arm um ihre Hüfte und führte sie nach der Stelle, wo sein Lager bereitet war. Er sagte ihr tausend Zärtlichkeiten, und sie antwortete darauf, als ob sie ihn verstanden hätte. Es war ein ganz merkwürdiges Duett.

Sie erzählten sich noch mancherlei; sie lachten sich gegenseitig aus, daß sie sich nicht verstehen konnten, und freuten sich zugleich, daß sie sich doch wohlverstanden. Georg saß neben Mayo, er hielt fest ihre kleine Hand in der seinen. Endlich verstummte das kosende unnütze Geschwätz. Mayo entzog dem weißen Freunde langsam ihre Hand, lehnte sich zurück und ließ das müde Haupt auf die Fläche der rechten Hand sinken, während sie den linken Arm lang neben sich ausstreckte. Bald verkündeten die ruhigen, regelmäßigen Athemzüge, daß sie eingeschlafen war.

Auch Georg suchte nun den Schlaf. Auch er hatte sich niedergelegt. Aber er fand ihn nicht sogleich. Sein Blick flog wieder auf zu dem mondlosen, unvergleichlich herrlichen, von Millionen diamantenglitzernder Welten bestirnten Nachthimmel, und seine Gedanken schwebten in launischem Zickzack in die Weite und flatterten wieder in seine nächste Nähe, um abermals in die Ferne zu schweifen. Er gedachte der Heimat, er mußte wieder mit einer mitleidigen Rührung an Noëmi denken, und an den braven Dutch Bill, — und zwischen all' die Gestalten, die zerrannen, wieder auftauchten, in einanderflossen und sich verzerrten, drängte sich ein bronzefarbenes Mädchen mit schlanken zarten Gliedern von unsagbarer Anmuth, mit braunen langbewimperten Augen von einem Ausdruck, der sein Tiefstes erschütterte, und mit den schönsten Zähnen, die je in einem menschlichen Munde geglänzt hatten. Eine ganz merkwürdige, gurgelnde Altstimme, die Unverständliches lallte, klang ihm dabei in den Ohren, ein tiefes jauchzendes Lachen. Und seine Vorstellungen verwirrten sich. Er sah einen feuerrothen Mantel durchsichtig in der Sonne flattern, und daraus sprengte sein Schutzheiliger hervor, der heilige Georg, der seine eigenen Züge trug. Er saß auf hohem Schlachtroß in goldener Rüstung, mit goldenem Helm, er hatte die Lanze eingelegt, um den Drachen,

der sich zu seinen Füßen wand, zu durchbohren. Und das geschah in dem heißen Garten zu Denver, hart an der Veranda. Und was dann noch durch sein Hirn jagte, vermochte er nicht mehr festzuhalten.

Pluto hatte sich zu Füßen der beiden Schlummernden auf den Sand gestreckt.

* * *

Schon beim Erwachen hatte Georg eine besondere Freude bei der Erwägung empfunden, daß er nun nicht mehr allein war, daß er ein menschliches Wesen an seiner Seite hatte, — freilich, ein unvollkommenes menschliches Wesen, das zum Austausch menschlicher Empfindungen nicht angethan, und mit dem die Verständigung eine höchst schwierige und mangelhafte war; aber es war doch menschlich schön und konnte sich menschlich freuen, und das genügte ihm. Er hatte aus der Heerde ein gutes leichtfüßiges Pferd ausgesucht und aus seinem Gepäck das Rothzaumzeug hervorgeholt; und als Mayo die Augen aufschlug, stand das Thier aufgezäumt vor ihr.

Mayo wurde durch diese Aufmerksamkeit in helles Entzücken versetzt, und sie jubelte wieder in ihrer kindisch rührenden Weise auf. Sie hatte sich schnell erhoben, hatte den Kopf des Fuchses liebkosend an ihre schwarze Mähne gedrückt und mit der Handfläche zärtlich den Hals des Pferdes geklatscht. Sie hatte das Thier mit den Augen eines Kenners aufmerksam gemustert, die Zügel ergriffen und sich dann im Bügel aufgeschwungen; und im sausenden Galopp war sie davongejagt. Georg blieb wie gebannt stehen. Es war ein wundervoll malerischer Anblick. Auf dem guten Pferde das dunkelfarbige Mädchen mit den flatternden schwarzen Haaren, hinter der wie ein Feuerschein der rothe Mantel herzog, dessen durchsichtiges Gewebe das Sonnenlicht durchdrang, und unter dem der Rücken von Roß und Reiterin tiefroth erglänzten. So hatte sich Georg Penthesilea gedacht, die Heldin seines Lieblingsdichters Kleist:

„ . . . wie sie mit den Schenkeln
Des Rosses Leib inbrünstiglich umarmt!
Wie sie, bis auf die Mähn' herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt.
Sie fliegt, wie von der Sonne abgeschossen."

Mit Meisterschaft tummelte Mayo das gehorsame Thier, das der Herrschaft des Reiters lange Zeit entwöhnt, sich wieder mit Ehrgeiz der Führung gehorsam zeigte. Stolz und froh sprengte es, von Mayo sicher gelenkt, daher und hielt mit schnaubenden Nüstern und steifen Ohren, den Sand unruhig scharrend, vor Georg. Mayo klopfte ihm wiederum wie zur Belohnung den glatten Hals und sah mit einem sehr komischen Ausdruck höhnischer Herausforderung, muntern Spottes und übermüthiger Verachtung auf Georg und dessen Braunen, den es mit gar nicht zu verkennender Geringschätzung, die Achsel zuckend, belächelte.

Georg verstand das auch sehr gut und gab ihrem heitern und stummen Hohne die Worte zurück:

„Oho! meinst Du, daß Du mehr kannst als wir?"

Er setzte sich in den Sattel. Mayo wußte sogleich, daß es sich um ein Wettrennen handelte, und mit fröhlichster Gebärde nahm sie den Kampf auf

Sie brachten ihre Pferde in gleiche Richtung und sahen sich wartend an. Auf einmal stieß Mayo einen hohen Schrei aus, und Beide sausten davon. Es war Georg um den schließlichen Ausgang zwar nicht bange, — denn er kannte sehr gut die Leistungsfähigkeit seines Pferdes, und er kannte Mayos Fuchs, — aber er mußte doch viel mehr Anstrengungen machen, als er glaubte, um sich nicht beschämen zu lassen. Schließlich aber gönnte er doch Mayo die Freude des Sieges. Mayo war überglücklich. Sie liebkoste das Thier mit einer Vertraulichkeit wie ihresgleichen, drückte ihre Brust auf die Mähne und umschlang seinen Hals; und der Fuchs nickte verständnißinnig.

Mayo hätte das Spiel am liebsten gleich von Neuem beginnen mögen; aber Georg machte ihr klar, daß er doch noch andere Geschäfte zu erledigen habe, und sie schien das auch ganz einleuchtend zu finden.

In seiner fröhlichen Stimmung wurde er doch eine unangenehme Anwandlung bei der Frage, die er sich beständig vorlegen mußte, nicht los: wie lange wird der Spaß dauern? Werden Mayos Zugehörige dem Mädchen so ohne weiteres Urlaub auf unbestimmte Zeit ertheilen? Wird man sie nicht wieder abholen? Wird sie selbst nicht morgen schon, vielleicht heute noch davonziehen und zu den Ihrigen zurückkehren? Es wäre schade! Denn der Umgang mit diesem Mädchen, das nichts mit ihm gemein hatte, übte doch einen ganz besonderen Zauber auf ihn. Und noch ein anderes warf einen gewissen Schatten auf die lichte Freude des Augenblicks. Es war ihm, als ob er sich wegen der Vertraulichkeit mit dieser schlanken Wilden vor Anderen rechtfertigen müsse — vor Noëmi, zum Beispiel. Aber er schüttelte alle diese Gedanken wieder ab: Noëmi war fern, und vorläufig war Mayo da und schien noch keine Anstalten zu machen, die Gemeinschaft wieder aufzugeben.

Sie waren weiter gezogen und auf eine andere Abtheilung des Lagers gestoßen. Dort bereitete Georg die erste gemeinsame Mahlzeit. Mayo sah den Vorbereitungen mit großer Aufmerksamkeit zu und war auf das Resultat sichtlich gespannt. Als sie Georg mit bestem Appetit essen sah, griff auch sie zu, und zwar ohne der umständlichen Vermittlung durch Messer und Gabel zu bedürfen, mit ihren kleinen braunen Händen. Georg schüttelte zwar den Kopf mit der Miene einer Gouvernante, als ob er sagen wollte: „Mademoiselle, das schickt sich nicht" — aber Mayo kümmerte sich nicht weiter darum. Sie verzog indessen den Mund, als sie das Fleisch zu sich genommen hatte, machte eine Gebärde des Widerwillens und warf das, was sie noch in der Hand hatte, vor sich in den Sand. Georg nöthigte sie und redete ihr gut zu; sie wollte indessen nichts davon wissen.

Zum Glück war in dem Lager wieder ein „Store“, und Georg fand da, was seiner Gefährtin mundete: Mesquite-Bohnen, Wassermelonen, trockne Biscuits und dergleichen; und er kaufte davon einen genügenden Vorrath, um auf einige Tage Mayo unter den ihr genehmen Bedingungen ernähren zu können. Außerdem erstand er auch von dem Krämer einige Ellen grellfarbigen Kattuns, von dem er wußte, daß er nach dem Geschmack seiner Gefährtin sein werde.

Die Art und Weise, wie Mayo die große Wassermelone zerriß und den Saft, der ihr an den Mundwinkeln herunterlief, einsog, war ihm nicht gerade angenehm. Ein bischen weniger wild wäre ihm lieber gewesen. Sie zeigte beim Essen in ihren Bewegungen, in ihrem Kauen auf einmal etwas völlig Uncivilisirtes, das in einem schneidenden Widerspruch zu der natürlichen Anmuth ihres sonstigen Wesens stand, und das den verwöhnten Culturmenschen abstieß.

Er saß ihr gegenüber und sah ihr zu, als sie mit dem Rande der Hand das schon ausgesogene, aber immer noch saftige Fleisch der Frucht abschabte und in der Handfläche zusammenpappte, um es an den Mund zu führen. Er klopfte ihr leicht auf die Finger, und sie sah ihn erstaunt an. Er zeigte ihr nun, wie man manierlicher essen könne, und sie hatte auch zunächst offenbar das Bestreben, sich gelehrig zu zeigen. Sie machte einige mißglückte Versuche und lächelte dabei über ihre Ungeschicklichkeit. Dann aber wurde sie ungeduldig, und mit einem Laute, der in allen Sprachen der Welt dasselbe bedeutet: „Ach was, laß mich zufrieden!“ kehrte sie zu dem einfacheren Modus, bei dem sie aufgewachsen und gesund geblieben war, zurück und lachte ihren pedantischen Lehrmeister aus.

Alles das machte auf Georg doch vorwiegend den Eindruck des Komischen und Spaßhaften, und die Komik milderte wesentlich den Eindruck des peinlich Befremdenden, den solche Wahrnehmungen unwillkürlich zunächst in ihm hervorriefen. Er zürnte dem Mädchen nicht, er war nicht einmal ungehalten; er empfand gutmüthiges Mitleid mit ihr; er ließ sie ruhig gewähren, sah sie mit den Händen herummanschen und vergnügt kauen und fühlte sich veranlaßt, ihr eine längere Rede zu halten:

„Iß nur ruhig weiter, mein Kind, wie Du es gewohnt bist! Du verstehst es ja nicht besser und brauchst es auch nicht besser zu verstehen! Du bist ja nicht darauf eingerichtet, an der Seite eines mit Europens übertünchter Höflichkeit behafteten Lieutenants a. D. zu tafeln. Bitte, unterbrich mich nicht! Du fütterst Dich auf Deine Weise, Kind — es ist zwar nicht die meine, aber wer weiß, wer Recht hat? Du hast die Zeit, die wir Culturmenschen dazu gebrauchen, um uns anständig benehmen zu lernen, darauf verwandt, Deine Sinne zu schärfen und mit dem Pferde zu verwachsen; Du hast in dunkler Nacht die Spuren gefunden, die Dich zu mir geführt haben; Du siehst gewiß mit Deinen wunderschönen Augen tausend Dinge, die mir verborgen bleiben, und Dein scharfes Ohr hört deutlich, was

mir unvernehmlich bleibt. Iß also nur ruhig weiter, mein Kind! Vielleicht hast Du sogar das bessere Theil erwählt und findest mich ebenso dumm wie ich Dich. Denn darüber darfst Du Dir keine Illusionen machen: nach unsern Begriffen bist Du furchtbar dumm und ganz ungebildet! Du siehst mich jetzt so freundlich an — hast Du das verstanden? Gott bewahre! Kein Wort! Aber das schadet auch gar nichts. Ich sage es ja gar nicht Deinetwegen."

Mayo hatte die Melonenschalen weggeworfen und sich mit der Handfläche den Mund gewischt: sie legte nun die Hände in den Schooß und hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, als ob sie jedes Wort verstände. Der Klang von Georgs Stimme und der Klang unsrer Sprache schienen ihr wohlzugefallen. Sie nickte auch ermunternd mit dem Kopfe und gurgelte irgend etwas Bittendes vor sich hin, als wolle sie den weißen Freund auffordern, mit seinem wohllautenden Vortrage fortzufahren.

„Nein, mein Kind," sagte Georg mit heiterer Wichtigkeit, „Genügsamkeit ist eine Tugend; und schon einer unserer Klassiker sagt: Entbehren sollst Du, sollst entbehren! — Meine Gedanken sind zwar nicht viel werth, aber dazu sind sie denn doch zu kostbar, daß sie blos um des Klanges der Worte willen das Ohr einer kleinen unbekleideten Wilden erfreuen sollten. Das geht wirklich nicht! Wenn Du mich aber denn durchaus hören willst, so will ich Dir eine Geschichte erzählen, die Deinem Verständniß näher liegt, so ein Märchen, wie es uns die Amme in der Kinderstube erzählt hat. Also paß gut auf. Es ist ein Beweis meiner besonderen Hochschätzung. Hörst Du, Mayo?"

Als sie ihren Namen hörte, richtete sie den Kopf freudig auf und grinste seelenvergnügt. Georg, den das thörichte Spiel des Predigers in der Wüste belustigte, fuhr in seinem Monologe fort:

„Es war einmal ein großer Hund — wauwau — und eine große Kuh — muh . . ."

Mayo war ganz außer sich vor Freude. Unbändig lachend sprang sie auf und umkreiste ihn in großen Sätzen; und wie Georg das Mädchen so um sich herumspringen sah, dachte er unwillkürlich an seinen alten Pluto, und ohne, daß er sich etwas dabei dachte, schnalzte er mit der Zunge und schnippte mit dem Daumen und dem dritten Finger, als ob er seinen Hund heranrufen wolle. Mayo folgte auch wie ein kluges Thier und lagerte sich neben ihn, ihr schwarzbemähntes Haupt vertraulich an seine Brust legend.

Und als er sie so in einer herrlich ungezwungenen Bewegung von unaussprechlicher natürlicher Grazie neben sich hingestreckt liegen sah, rührend in ihren unbewußten Reizen, da verstummte er.

Nun war er nicht mehr zum Spaßen aufgelegt, und der Zauber dieser echten, von keinem Zwange der Cultur beeinträchtigten, freien, wilden und schönen Weiblichkeit hatte ihn wieder ganz gepackt.

* * *

Der Verkehr zwischen den Beiden veränderte sich sehr wenig während der nächsten Zeit. Die Seltsamkeit des Abenteuers und das Ungewisse, mit dem es umgeben war, gewährten Georg eine unausgesetzte Anregung. Es war gekommen, er wußte nicht, wie, und es sollte enden, er wußte nicht, wann.

Immer wieder drängte sich ihm der Gedanke auf: wie lange kann es dauern? Und er kam nicht darüber hinweg, so sehr er sich auch bemühte, philosophisch des Augenblicks, der so schön war, zu genießen. Es war ihm bei dem Gedanken an eine Trennung zunächst recht unbehaglich zu Muthe. Er erschrak, wenn er sich vergegenwärtigte, daß er bald wieder allein sein, und wie er dann Mayo vermissen werde. Freilich war es ja nur eine flüchtige Laune, nur ein neckisches Spiel seiner Sinne; aber er war davon doch tiefer erfaßt, als er sich selber gestehen mochte. Mit wahrer Liebe hatten sicherlich die Gefühle, die er für Mayo empfand, nichts gemein. Die schlanke, dunkle Kleine reizte ihn durch ihre befremdliche körperliche Schönheit, durch die wunderbare Harmonie und den eigenartigen Rhythmus ihrer Bewegungen. Sie rührte ihn zugleich durch ihre seelische und intellectuelle Unbeholfenheit. Er empfand Mitleid mit ihr, wie ein Vater mit einem Kinde, das an einem unheilbaren Gebrechen leidet.

War sie zu beklagen, war sie glücklich zu preisen?

Er wußte es selbst nicht. Sie war gewiß ihres Lebens in Staub und Sonnenstrahl von Herzen froh. Sie wußte nichts von den kleinen Bekümmernissen der überempfindlichen Cultur, nichts von den schweren Sorgen der Gesittung. Sie lebte wie der Vogel unter dem Himmel, sie säete nicht, sie erntete nicht, sie sammelte nicht in die Scheunen, und der himmlische Vater nährte sie doch; sie wuchs wie die Lilie auf dem Felde, sie arbeitete nicht, sie spann nicht, und war doch schöner als Salomo in aller seiner Herrlichkeit. Sie war in ihrer ungeheuern Einfalt sicherlich tausendmal glücklicher als so manche ihrer weißen Schwestern, die der Ueberfluß verweichlicht und die Bildung nur leidensfähiger gemacht hatte. Sie war reicher in ihrer unbändigen Bettelarmuth als so manche, die ihr Dasein im frostigen Luxus vertrauerte. Er hatte ja selbst einen flüchtigen Einblick in die kranke Seele so eines armen reichen Mädchens werfen dürfen. Und er sah Noëmi im heißen Garten zu Denver vor sich; anders als früher. Ihr Auge hatte jetzt einen merkwürdig strengen, fast strafenden Ausdruck. Wie konnte er auch jene zarte mädchenhafte Blüthe mit diesem wild aufgewachsenen Geschöpfe vergleichen! Er schämte sich. Mochte auch die Tochter des reichen Kaufherrn zu Denver bittere Kränkungen und Enttäuschungen erdulden — sie lebte doch ein menschliches Empfindungsleben. Diese ahnungslose Wilde aber vegetirte nur.

Und es war ein so schönes menschliches Wesen, diese Mayo, und dabei so völlig unnütz, so unbildsam, so unfähig, an ihrem Seelenleben einen Andern theilnehmen zu lassen und in das eines Andern einzudringen. Sie

that ihm herzlich leid, wenn er sie ansah. Er konnte nicht anders mit ihr verkehren wie mit einem ganz kleinen Kinde oder mit einem klugen Thiere. Er vertrieb sich mit ihr die Zeit, wie er mit seinem Hunde gespaßt hatte, und rief sie oft unabsichtlich: „Pluto!" Wenn er ihr aber eine besondere Achtung erweisen wollte, so spielte er mit ihr wie mit einer lebendigen Puppe und putzte sie in närrischer Weise aus mit den bunten Lappen, die er im Store des Lagers gekauft hatte. Da zeigte sich bei Mayo eine weibliche Eigenschaft, die zwischen ihr und der Cultur eine Brücke zu schlagen schien: die Eitelkeit. Mayo nahm einen ganz andern Ausdruck an, wenn sie die lange safrangelbe Schleppe, die Georg übermüthig an dem rothen Mantel befestigt hatte, im Sande hinter sich herschleifte. Dann hob sie den Kopf höher und ging mit wahrhaft königlichem Anstande daher.

Die Verständigung zwischen den Beiden war nicht vollkommener geworden und reichte auch nicht weiter, als die mit einem klugen Hausthiere. Georg hatte sich öfter bemüht, Mayo Unterricht zu ertheilen; er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihr einige englische Wörter beizubringen; aber dazu verspürte Mayo nicht die geringste Lust und zeigte auch nicht das mindeste Geschick. Sie sträubte sich sogar mit auffälligem Eigensinn, die ihr vorgesprochenen Worte nachzusprechen, und hielt ihm eines Tages mit einer gewissen Erregung eine lange und offenbar sehr beredte Rede, in der sie ihm vermuthlich mit schlagenden Argumenten auseinandersetzte, daß sie zu Georg nicht in die Lehre gegangen sei und auch gar nicht die Absicht habe, von ihm belehrt zu werden.

Ebenso sträubte sie sich, Georg mit den Geheimnissen ihrer Muttersprache vertrauter zu machen. Ihr genügte ja der Verkehr, wie er war, vollkommen, und sie war mit ihrem Loose zufrieden. Sie war bei ihm, sie hatte ihr schnelles Pferd, sie hatte ihre warme Decke, ihr Zelt, sie hatte genug, um Hunger und Durst zu stillen, sie war ganz zufrieden! Und wenn sich Georg mit ihr in einer ihr zugänglichen Weise beschäftigte, wenn er mit ihr spielte, mit ihr lachte, mit ihr um die Wette lief und ritt, sie ausputzte und ihr bunte Lappen schenkte, dann war sie das glücklichste Geschöpf unter Gottes Sonne.

So waren Tage vergangen, die Georg merkwürdig lang und voll erschienen waren, und eigentlich waren sie doch völlig ereignißlos und erstaunlich einförmig.

Nur ein geheimnißvoller Zwischenfall hatte sich zugetragen.

Georg hatte einst nach Sonnenuntergang, als die Heerde lagerte, die Lust verspürt, sich ein wenig allein umzuthun. Er hatte Mayo bedeutet, bei den Thieren zu bleiben, war auf seinen Braunen gestiegen, hatte die Flinte übergehängt und war davongeritten. Als er nach etwa zwei Stunden zurückkehrte, war Mayo verschwunden. Ihr Fuchs stand ruhig neben dem Zelte und nickte bedächtig, die Hunde waren aber etwas unruhig. Georg machte sich auf die Suche und rief ihren Namen. Er durchritt die

ganze Gegend, es war keine Spur von ihr zu entdecken. Er war nicht weiter beunruhigt, er nahm an, daß er es wieder einmal mit einer der ihm nicht begreiflichen Launen der kleinen Wilden zu thun habe, richtete sein Nachtlager her und schlief bald ein. Nach einigen Stunden, in der Mitte der Nacht schlugen die Hunde leise an, nur um zu melden, daß Etwas komme, aber um gleichzeitig anzudeuten, daß es nichts Feindliches und Fremdes sei. Georg sprang mit einem Satze vom Lager auf und wußte sogleich, um was es sich handelte.

„Mayo!“ rief er laut und vernahm gleich darauf als Antwort den ihm bekannten hohen Schrei des Mädchens.

Athemlos, keuchend, mit Schweiß bedeckt kam sie daher; wie in furchtbarer Erregung warf sich das Mädchen an seine Brust und winselte und schrie. Vergeblich versuchte Georg, sie zu beruhigen und den Grund ihrer erschrecklichen Aufregung zu erforschen. Sie konnte gar nicht zu sich kommen. Es verging geraume Zeit, bis sie sich endlich zu sammeln vermochte. Die Nacht war zwar hell, und Georg sah sehr wohl, daß ihm Mayo in dringlicher Gebärdensprache irgend etwas mitzutheilen habe, aber er war nicht im Stande, den Sinn ihrer gewaltsamen Bewegungen und Verrenkungen zu erfassen. Sie deutete auf die gelbe Schleppe an ihrem rothen Mantel, deutete auf ihr schwarzes Haar, machte wilde Gesten, die wie auf einen Kampf hinwiesen, und war ganz verzweifelt darüber, daß Georg sie nicht verstand. Sie schrie vor Wuth, und ihre sonst so wohlklingende tiefe Stimme war heiser und rauh.

Es währte lange, bis es Georg gelang, sie endlich zu beruhigen.

Am andern Morgen versuchte sie es noch einmal, Georg von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Sie war über Georgs Schwerfälligkeit geradezu entrüstet und sah ihn verächtlich an, daß er sie nicht verstand, die sich doch so klar und vernehmlich ausdrückte! Dann aber schien sie ihn um Verzeihung zu bitten wegen ihrer ungerechten Aufwallung. Sie schmiegte sich fest an ihn und wollte gar nicht von ihm lassen, als habe sie Furcht, ihm entrissen zu werden. Georg erkundigte sich im Laufe des Tages bei den Treibern, zu denen er herangeritten war, ob sie irgend etwas Besonderes bemerkt hätten. Diese wußten aber von nichts.

Die Episode schien keine andere Nachwirkung zu haben, als daß Mayo von nun an mit einer gewissen Unruhe und Scheu alles, was ihr ungewöhnlich erschien, wahrnahm. Bisweilen hielt sie mitten im Ritte inne, legte den Kopf nach der Seite, hob den Zeigefinger auf und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Mitunter, wenn ihr das Geräusch verdächtig erschien, sprang sie von ihrem Fuchs ab, setzte sich hinter Georg auf den Braunen und umklammerte zitternd seine Brust.

Es vergingen mehrere Tage, bis die völlige Ruhe wieder in sie einkehrte.

Bis auf diese geheimnißvolle Begebenheit waren die Stunden im ruhigen Einerlei dahingeflossen. Georg hatte eigentlich allen Grund heiter

und guter Dinge zu sein, denn in Bristol hatte er in der That einen der Agenten, von denen Kaspar gesprochen hatte, aufgefunden, und mit diesem ein glänzendes Geschäft abgeschlossen. Den größten Theil seiner Pferde verkaufte er baar für einen guten Preis und ließ sie an Ort und Stelle, und auch wegen der andern war der Handel abgeschlossen; er mußte sie nur einige Tagereisen weiter westwärts treiben, wo er sie gegen den bedungenen Preis abzuliefern hatte. Es war also alles weit über Erwarten gut verlaufen, und wenn Georg in Denver in seinem Briefe an den Oheim, der Zukunft vorgreifend, blos zur Beruhigung seiner Angehörigen gesagt hatte, daß er auf dem besten Wege sei, es zu etwas zu bringen, so hatten jetzt die Thatsachen aus einer gutmüthigen Prahlerei eine Wahrheit gemacht.

Er hätte sich also von ganzem Herzen freuen sollen; aber er konnte sich wirklich nicht freuen. Es lastete etwas auf ihm wie ein schwerer Druck. Er wußte zunächst selbst nicht recht, was es war, er wollte es sich wenigstens nicht gestehen. Aber es half nichts, er mußte mit sich darüber in's Klare kommen: das Mädchen war es, Mayo!

Sie schien sich an die Geselligkeit mit ihm völlig gewöhnt zu haben. Sie that auch nichts, was irgendwie auf eine Trennung hingedeutet hätte. Aber er war nun bald am Ziele seiner Wanderung; er näherte sich jetzt den großen Städten. Und da drängte sich ihm die Frage auf, die der Einäugige schon auf der Holzbank an den „Needles“ an ihn gerichtet hatte: was sollte er mit dem Mädchen anfangen?

Sie war nun einmal bei ihm. Sie hatte sich seinem Schutze anvertraut. Er konnte sie doch nicht einfach im Stiche lassen. Freilich mußte er sich sagen, daß die Verantwortlichkeit, die er zu tragen hatte, verhältnißmäßig nicht sehr drückend sei. Er hatte keine teuflischen Verführungskünste angewandt, um das Mädchen an sich zu fesseln: die Unbändige hatte sich ihm angeschlossen, weil es ihr so gefiel. Er hatte ihr keine Versprechungen gemacht und keine Verbindlichkeit irgendwelcher Art übernommen; aber immerhin — sie war da!

Es schnitt ihm in die Seele, wenn sie ihn mit ihren ahnungslosen Augen freundlich ansah. Er konnte ihr nicht einmal sagen, daß das Ende nahe. Er mußte sich beherrschen und darüber wachen, daß sein Mitleid nicht seine Zärtlichkeit verdopple.

Er beobachtete sie aufmerksam. Sie war sorglos und arglos wie immer, ungelehrig und zufrieden, anhänglich und wild wie ein Thier.

Daß ihn eine Kluft, die gar nicht überbrückt werden konnte, von dem schönen Geschöpf trennte, war ihm schon in den ersten Tagen klar geworden und wurde ihm mit jedem Tage klarer. Es gab keinen Weg, der Cultur und Wildheit zusammenführte. Er empfand mit der Zeit einen gewissen Verdruß darüber, daß alle Versuche, das Mädchen zu sich emporzuheben, an ihrem völligen Unverständniß scheiterten, daß nichts in diesem undankbaren Boden Wurzel schlug. Der Reiz der Neuheit war vorüber, und das,

was ihn zuerst befremdlich angestachelt hatte, war ihm vertraut geworden. Er wurde stiller und schwerfälliger.

Er langweilte sich.

Und eine ähnliche Wandlung schien sich auch in Mayo zu vollziehen. Sie war weniger beweglich und leichtfüßig wie früher, sie sprang nicht mehr um ihn herum, sie ergötzte sich nicht mehr in wilden Ritten; gedankenlos trabte sie neben der Heerde und ließ die Blicke zwischen den Ohren des Fuchses vor sich in die unbestimmte Ferne schweifen. Ob auch sie ein Sehnen nach den Ihrigen empfand?

Georgs grüblerische Verstimmung verstärkte sich immer mehr, und an gewissen Einzelheiten mußte er immer wieder deutlich und empfindlich wahrnehmen, wie eine unendliche Entfernung ihn von dem bronzefarbigen Mädchen trennte, mit dem er nun seit Wochen in inniger Gemeinsamkeit lebte.

Bei einer der gemeinsamen Mahlzeiten waren sie eines Tages wieder in heitrerer Stimmung. Mayo neckte den weißen Freund mit allerhand Späßen, die er freundlich aufnahm. Aber an einer dieser Neckereien vermochte Georg durchaus keinen Gefallen zu empfinden. Mayo hatte wieder eine Wassermelone ausgesogen und warf ihm dabei übermüthig lachend die nassen Kerne in's Gesicht. Sie fand das reizend und lachte sich halbtodt darüber.

Georg gab sich zwar die größte Mühe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber es war ihm doch etwas zu stark, und er vermochte es nicht, seine Verdrossenheit über den ihn ungehörig dünkenden Scherz zu verbergen. Als Mayo das bemerkte, war sie ganz bestürzt und sah ihn so wehmuthsvoll und so beängstigt an, daß er wieder von einer mitleidigen Regung befallen wurde und einsah, wie er ihr nicht grollen dürfe. Sie hatte ja nicht gewußt, was sie that.

Ebenso störend wie manche ihrer Neckereien waren ihm auch mitunter die Ausbrüche ihres Unwillens. So hatte sie einmal von Georg verlangt, er solle sie wieder ausputzen und alle bunten Lappen herbeigeschleppt. Georg hatte keine Lust dazu verspürt und sie ziemlich unwillig abgewiesen. Wie ein gepeitschter Hund war sie davongeschlichen und hatte sich versteckt. Als er sie nach langem Suchen nicht hatte auffinden können, war er ziemlich unruhig geworden, hatte sich auf seinen Braunen gesetzt und wollte sie suchen. Auf einmal wurde das Pferd durch einen Steinwurf erschreckt und machte einen so jähen und wilden Satz, daß Georg sich nur mit großer Mühe im Sattel zu halten vermocht hatte. Entrüstet über den boshaften Streich, bei dem er das Genick hätte brechen können, blickte er um sich. Da sah er zwanzig Schritte von sich, wie aus dem Boden aufgeschossen Mayo in herausfordernder Stellung vor sich. Sie hatte die Hand in die Hüfte gestemmt, warf den Kopf trotzig in den Nacken, und aus ihren Mienen war deutlich zu lesen: Jawohl, ich habe den Stein geworfen, mach' nun mit mir was Du willst! Sie rührte sich auch nicht von der Stelle, als Georg heransprengte. Sie biß die Lippen fest zusammen, als er ihr zu

verstehen gab, daß er solche Späße noch weniger zu dulden gesonnen sei als ihre übermüthige Neckerei. Sie schien sogar auf eine Züchtigung gefaßt zu sein. Sie ballte die beiden Fäuste, hob den rechten Fuß des nach hinten gestreckten Beines auf, wie zum Sprunge, als wolle sie sich bei einem etwaigen Angriffe wie eine Katze auf ihren Gegner stürzen. Sie schmollte und trotzte den ganzen Tag hindurch, und auch am folgenden Morgen sprengte sie der Heerde weit voraus und mied jede Begegnung mit Georg.

Georg war darüber gar nicht ungehalten. Als er seinen Gedanken allein überlassen war, gestand er sich ehrlich, daß Mayo ihm in der letzten Zeit lästig geworden war. Er übte jetzt eine schärfere Kritik an seinem Verkehr mit ihr, und er kam sich selbst unglaublich kindisch vor, daß er mit diesem ausgewachsenen, reifen Menschenkinde nur in thörichten Spielereien die Stunden verbringen könne.

Schon seit einiger Zeit war ihm das aufgedämmert, und seitdem er die Erkenntniß erlangt hatte, konnte er nicht mehr unbefangen wie früher mit ihr spielen und kam sich selbst lächerlich vor. Er selbst fand kein Vergnügen mehr daran, und was ihn am meisten entmuthigte, war die Wahrnehmung, daß auch Mayo der Sache überdrüssig zu werden schien, daß auch sie sich zu langweilen angefangen hatte. Nur aus dieser Stimmung heraus hatte er sich die zornige Aufwallung, die ihm Kopf und Kragen hätte kosten können, zu erklären vermocht.

Ja, wenn er sich die Veränderung, die in Mayos Wesen sich vollzogen hatte, vergegenwärtigte, so konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß sie von einem starken Unbehagen beherrscht war. Sie war langsamer und verdrossener in ihrem ganzen Wesen, und wenn sie Abends Rast machten, so drängte sie sich nicht mehr wie früher an seine Seite, war ihm nicht mehr wie früher behülflich das Lager zu bereiten, sie ging abseits, hockte sich auf den Sand, stemmte die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände und blickte unausgesetzt mit unendlich schwermüthigen verlangenden Blicken nach Osten, von wo sie gekommen war.

Kein Zweifel, die Sehnsucht nach den Ihrigen bewegte das Herz des armen Mädchens.

Sie fuhr auch nicht mehr schreckhaft zusammen und suchte auch nicht mehr Schutz bei Georg, wenn sie irgend ein Geräusch vernahm; sie horchte sogar mit freudiger Erwartung auf und war enttäuscht und verstimmt, wenn sie die Ursache erforscht hatte, die ihren Erwartungen eben nicht entsprach.

An alles das dachte Georg, als er nun allein war, und er dachte daran mit wechselnden Gefühlen einer zärtlichen Rührung für das schöne schlanke braune Mädchen, eines unwilligen Mitleids über ihre Ungelehrigkeit, über alles Scheitern seiner Versuche, sie sich zu nähern, eines gewissen unklaren Gefühls von Scham vor anderen Leuten, vor Jeffersons zum Beispiel, und peinigender Besorgniß über das, was nun werden solle.

Nur noch zwei Tagereisen trennten ihn von dem vorläufigen Ziele seiner Wanderung, dann kamen die größeren Städte. Was sollte er da mit Mayo anfangen? Und schließlich kam die ganz große Stadt San Francisco, wo er geschäftlich mit Augustus W. Jefferson abzurechnen hatte, wo er Noëmis Freundin, Bella White, begrüßen sollte. Was sollte er da mit Mayo anfangen?

Immer wieder tauchte diese Frage in ihm auf, und in launischem und und unerklärlichem Spiel führte ihm seine Phantasie jene beiden Mädchen zusammen, das bleiche Culturkind aus Denver und die bronzefarbige Wilde der Mohave-Wüste.

Sein Plan war fertig: sobald der Pferdehandel abgeschlossen war und er frei über sich verfügen konnte, wollte er mit Mayo nach den „Needles" zurückkehren und sie wieder zu den Ihrigen bringen. Von da wollte er dann auf schnellstem Wege allein nach San Francisco gehen.

Georg war am Ufer eines kleinen Binnensees angelangt, wo er den letzten Rasttag machen wollte. Seit Stunden hatte sich Mayo nicht blicken lassen. Die Sonne stand tief, und der ungeheure tiefrothe Feuerball beleuchtete ganz herrlich die gelbe, mäßig bewachsene Ebene, den glatten Spiegel des Wassers und die fernen Höhenzüge. Pluto schlug leise an, und dadurch aufmerksam gemacht, blickte Georg um sich.

In mäßiger Entfernung sah er Mayo heransprengen. Etwa zwanzig Schritte von ihm hielt sie und stieg ab; nicht wie sonst sprang sie in großen behenden Sätzen jauchzend ihm entgegen, sie duckte sich und schlich ganz unheimlich an ihn heran.

Als sie in seine nächste Nähe gelangt war, kroch sie auf dem Boden bis zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und stieß dabei ein ergreifendes Winseln mit hohen, heulenden, von Schluchzen unterbrochenen Klagetönen aus. Georg wurde davon ganz erschüttert. Er wollte sie aufrichten und an sich ziehen, Mayo sträubte sich und hielt Georgs Kniee fest umklammert. Unaufhaltsam stürzten aus ihren Augen die Thränen, und sie jammerte und weinte zum Herzerweichen. Georg streichelte ihre schwarzen Haare und klopfte ihr beschwichtigend freundlich und versöhnend die Schulter. Mayo konnte gar nicht wieder zu sich kommen. Es dauerte lange, lange Zeit, bis sie sich endlich beruhigte. Dann ließ sie sich neben Georg nieder, in der hockenden Stellung, die ihr eigenthümlich war, die Füße gegen die Brust gezogen, die Ellbogen auf die Kniee und den Kopf auf die Hände stützend, und blickte mit ihren tiefen, traurigen rührenden Augen unverwandt auf die sinkende Sonne, von deren rothem Lichte übergossen sie in ihrer Trauer ihm schöner als je erschien. Manchmal wandte sie langsam den Kopf nach Georg und sah ihn schmerzlich an. Sie reichte ihm ihre Hand und drückte die seinige auf einen Augenblick. Dann zog sie sie wieder zurück und stützte das der sinkenden Sonne wieder zugewandte, von tiefem Weh durchzuckte

Antlitz darauf. Endlich schlich sie von ihm, legte sich etwa dreißig Schritte von ihm entfernt auf den Sand nieder und schlief ein.

Auch Georg war todtmüde und verfiel bald in festen Schlaf. Es war ihm so, als ob mitten in der Nacht der Hund angeschlagen hätte, aber er legte sich nicht recht Rechenschaft davon ab, und da Pluto sich nicht mehr regte, war sein tiefer Schlaf dadurch nur auf einen Augenblick gestört worden.

Georg schlief länger als gewöhnlich. Mayo, die er sonst bei seinem Erwachen immer begrüßt hatte, war nicht da. Da er aber ihren Fuchs vor sich neben seinem Braunen sah, nahm er an, daß sie nicht weit sein könne. Nachdem er die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen hatte, suchte er Mayo — und heute mit einem gewissen Gefühl von Beängstigung, das ihm bisher fremd gewesen war. Er ritt die ganze Strecke ab, stundenlang, bis er alle Treiber gesprochen hatte, er rief, er pfiff, es half alles nichts. Er gab sogar zwei Schüsse ab — keine Antwort.

Plötzlich befiel ihn der Gedanke, daß Mayo davongelaufen sei, und zugleich bemächtigte sich seiner das bestimmte Gefühl, daß sie nicht wieder komme.

Mayos Zerknirschung und tiefe Trauer am vergangenen Abend — war das der Abschiedsgruß gewesen?

Georg wußte nicht, wie er alles das deuten sollte. Einstweilen hatte er für nichts Anderes Sinn, als sich Gewißheit über das Verbleiben von Mayo zu verschaffen.

Wenn sie nicht wiederkam?

Er mußte sich ehrlich gestehen, daß seine Wünsche, die er sich selbst kaum eingestehen mochte, dann eigentlich erfüllt wären. Er konnte ja mit dem Mädchen nicht sein Leben verbringen! Alles das war wahr und richtig; aber dennoch empfand er eine gewisse Niedergeschlagenheit bei dem Gedanken, daß das Mädchen auf immer von ihm geschieden sei.

Er hatte geraume Zeit an demselben Flecke verweilt, er war noch immer am Ufer des kleinen Binnensees, und am Nachmittage war der größere Theil der Heerde mit den Treibern zu ihm gestoßen. Auf sein wiederholtes Befragen vermochten ihm diese keine Auskunft zu geben. Er mußte vorwärts, es half nichts, er konnte nicht umkehren und den Spuren des Mädchens weiter nachforschen. Als aber wiederum die Sonne dem Untergang zueilte, und Mayo sich noch immer nicht hatte blicken lassen, gab er alle Hoffnung auf. Er wußte, daß sie ihn verlassen hatte — und auf Nimmerwiedersehen!

So war es gewiß am besten. — Er fühlte sich auch wie von einem schweren Druck erleichtert. Aber alle Erwägungen seiner Vernunft vermochten nicht, die wehmüthig milde Trauer, die ihn ganz erfüllte, zu verscheuchen. Gefaßt und in sich gekehrt erfüllte er seine Pflichten, und nun, da er wieder allein war, empfand er erst, was ihm die braune Genossin gewesen war. Einmal über das andere sagte er still vor sich hin: „Arme Mayo!“ Aber sie war und blieb verschwunden.

* *
*

In dem Flecken Mohave, von wo aus die Südliche Pacificbahn direct nach San Francisco führt, brachte Georg mit dem Agenten, den er in Bristol getroffen hatte, das Pferdegeschäft zum Abschluß. Er lohnte die Treiber ab und hatte allen Grund mit dem Handel vollauf zufrieden zu sein. Mit dem nächsten Zuge in der Frühe wollte er zur Hauptstadt Californiens hinauffahren.

Am Abend saß er mit jenem Agenten, einem verschmitzten Mexikaner, Namens Pedro Falquez, in der Wirthsstube und schwatzte von diesem und jenem. Ganz nebenbei bemerkte Falquez:

„Sie sind wohl froh, daß Sie die kleine Indianerin, die Sie vor ein paar Tagen in Bristol bei sich hatten, wieder los geworden sind?"

Georg sah ihn groß an.

„Woher wissen Sie . . ?" fragte er.

„Woher ich es weiß? — Weil ich mit ihr zusammengetroffen bin. Ich habe sie auf den ersten Blick wiedererkannt an ihrem rothen Mantel und der Goldmünze. Sie tränkten ihr Pferd an demselben Brunnen wie wir die unsrigen, nicht weit von Waterman. Sind Sie nicht auch durch das Nest gekommen? Vom scharfen Ritt schienen sie ziemlich ermüdet zu sein."

„Waren es denn mehrere?" fragte Georg, der seine innere Bewegung möglichst zu verbergen suchte.

„Aber wissen Sie denn nicht?" gab Falquez zurück. „Das Mädchen hatte einen Begleiter, einen hübschen Burschen, hochgewachsen, braun wie eine Kaffeebohne, mit safrangelbem Tuch in den Haaren und einer geschlängelten rothen Linie quer über's Gesicht Auf demselben Pferde waren sie dahergesprengt und auf demselben Pferde sprengten sie wieder davon, in der Richtung auf den Colorado."

„Und sie folgte gutwillig?" fragte Georg, der am liebsten eine verneinende Antwort gehört hätte.

„Versteht sich!" antwortete der Agent einfach.

Es fiel Georg wie Schuppen von den Augen. Er erinnerte sich nun sehr wohl des hochgewachsenen Burschen mit dem gelben Tuch und der rothen Schlangenlinie und des eigenthümlichen Ausdrucks, mit dem dieser ihn betrachtet hatte, als er zuerst in das Lager an den „Needles" gekommen war. Er verstand nun auf einmal die ihm unverständlich gebliebene Scene, die dem ersten Verschwinden Mayos gefolgt war, ihr pantomimisches Spiel, ihr Hinweisen auf die gelbe Schleppe und die schwarzen Haare, ihre lebhaften Gebärden. Der Gelbe hatte sie entführen wollen, und sie war ihm damals entkommen. Der Gelbe war ihnen gefolgt, und endlich, da Mayo die Erkenntniß aufgegangen war, daß doch geschieden sein müsse, hatte sie ihn gesucht, gefunden und sich über die heimliche Flucht in der Nacht mit ihm verständigt.

Das war ihm nun alles sonnenklar! Er wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder grämen solle. Er empfand gleichzeitig ein Gefühl ernsthafter Befriedigung und tiefer Wehmuth. Er sagte sich zwar, daß es so am besten sei; aber es that ihm doch recht wehe.

* * *

Am Vormittag des folgenden Tages traf Georg bei leuchtendem Sonnenschein in San Francisco ein. Die schöne Beherrscherin des Stillen Oceans machte auf ihn, der aus dem Sande von Arizona und der Dürre der Mohavewüste kam, einen tiefen Eindruck. Was war das für ein Leben. Mit heitern Blicken musterte er das bunte Treiben auf den imposanten Straßen, die schönen Wagen und herrlichen Pferde, die auffallenden und prächtigen Toiletten der Damen. Der sonderbare Zauber der Großstadt erfüllte ihn ganz. Die große Gemeinsamkeit der Menschen, die zwar die Qualen, aber auch die Lebensfreudigkeit des Einzelnen erhöht, wirkte eindringlich und tief auf ihn. Er fühlte sich erfrischt, erfreut, erstarkt. Die Sage des Alterthums von dem Riesen Antäus, der durch Berührung der Mutter Erde jedesmal neue Kraft gewinnt, erschien ihm nun als ein getreuer symbolischer Ausdruck dessen, was er jetzt empfand.

An der Office des Palacehotels hörte Georg, daß Mr. Jefferson aus Denver bereits seit zehn Tagen im Hotel seine Wohnung genommen hatte; und als er seinen Namen angab, wurden ihm zahlreiche Briefe aus Europa ausgehändigt, und er erhielt gleichzeitig die Mittheilung, daß seine Koffer im Depot des Hotels für ihn bereitstünden. Er beorderte dieselben gleich auf das ihm angewiesene Zimmer und hinterließ eine Zeile für Mr. Jefferson, in der er seine Ankunft anzeigte.

Draußen war es drückend heiß geworden. Georg hatte sein behagliches Zimmer ganz verdunkelt und verschlang mit wahrem Heißhunger die Berichte aus der Heimat. Sie brachten ihm nur Erfreuliches, und er war in der allerheitersten und leichtesten Stimmung.

Es war ihm ganz sonderbar zu Muthe, als er den großen Koffer, den er zum letztenmal im Zollhause bei seiner Ankunft in New-York geöffnet hatte, auspackte. Es war ihm, als ob er mit einemmale wieder in Beziehungen zu den Seinigen träte. Die Wahrnehmung, mit welcher Umsicht und Genauigkeit der gute Fritz alles erledigt hatte, rührte ihn. Eine jede Geringfügigkeit führte ihm mit einer gewissen Schärfe irgend eine längstvergessene Situation in's Gedächtniß zurück; aber es war nicht die trübe Wehmuth, die ihn bei seinem Eintreffen in Denver überfallen hatte; er war freudig und frisch, leicht und froh, und ihm war, als ob er mit seinen Berliner Kleidern wieder den alten Culturmenschen angezogen habe. Die Erlebnisse der letzten Wochen, die eigenthümlichen Tage in der Mohavewüste schienen weit hinter ihm zu liegen — weiter, viel weiter als die Berliner Tage, mit denen er nun auf einmal wieder innige Fühlung gewonnen hatte.

Gegen drei Uhr Nachmittags — Georg schrieb gerade einige sehr vergnügte Briefe nach Hause — überbrachte ihm ein Schwarzer eine Visitenkarte mit der Aufschrift: „Augustus W. Jefferson wäre sehr erfreut Mr. Georg Lutzen zu sprechen. Zimmer 252."

Georg folgte der Aufforderung auf der Stelle. Mit ganz ungewohnter und unerwarteter Herzlichkeit wurde er von Mr. Jefferson bewillkommnet.

Der kleine Mann erschien ihm heute viel lebensfrischer und sympathischer als bei seinen früheren Begegnungen, namentlich der letzten in Denver. Er beglückwünschte Georg wegen des errungenen großen Erfolges mit einer Wärme, die Georg in den Tagen seiner Mißerfolge schmerzlich vermißt hatte. Mit festem Händedruck sagte ihm Mr. Jefferson, er habe sich des Vertrauens, das Jefferson in ihn gesetzt, in jeder Weise würdig gezeigt und seine Aufgabe mit Männlichkeit und Umsicht vortrefflich gelöst. Georg wandte ein, daß man seine Verdienste überschätze, die Sache sei viel einfacher verlaufen, als er selbst erwartet habe. Aber Jefferson ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Sie haben freilich Glück gehabt," sagte er; „aber man verliert auch mit guten Karten."

Das Beispiel leuchtete Georg allerdings ein, und lächelnd sagte er:

„Man verliert sogar hauptsächlich mit guten Karten."

„Und es ist Ihnen gut bekommen!" rief Jefferson vergnügt aus. „Der Winter im Felsengebirge hatte Sie gealtert, der Sommer in Arizona und Californien hat Sie wieder verjüngt. Sie sehen vorzüglich aus!"

Georg dankte für das Compliment etwas zerstreut; denn sein Blick hatte einen Gegenstand erspäht, der seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm: Auf dem runden Tische vor dem Sopha lag ein eleganter Sonnenschirm mit gebeizter Elfenbeinkugel als Griff, offenbar ein Damenschirm. Wem mochte der Schirm gehören? Hatte Mr. Jefferson sein Programm verändert? Hatten ihn die Damen, anstatt in Las Vegas zu bleiben, hierher begleitet?

„Ich habe mich noch nicht einmal nach Ihren Damen erkundigt," sagte Georg, der darauf brannte, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich danke," erwiderte Mr. Jefferson. „Es geht Alles gut. Ich habe heute früh einen Brief von meiner Frau aus Las Vegas bekommen."

„Und Fräulein Noëmi?" wollte Georg dazwischenwerfen.

Aber Jefferson ließ ihm keine Zeit dazu. Er trat sofort in die geschäftliche Unterredung ein, und Georg mußte ihm auf das Gebiet wohl oder übel folgen. Er war und blieb indessen zerstreut und zerbrach sich den Kopf über die Besitzerin des Sonnenschirms. Während ihm Mr. Jefferson vorrechnete, daß er so und so viel verdient habe, und daß das Geld heute Nachmittag für ihn in der Californiabank niedergelegt werden würde, blickte Georg unausgesetzt auf den Schirm und fragte sich immer wieder, wem er wohl gehören könne?

Jefferson, durch Georgs Erfolg ermuthigt, hatte neue und große Ideen mit seinem jugendlichen Partner vor. Er entwickelte ihm auch schon in breiten Zügen einen Plan, der darauf hinauslief, Georg womöglich dauernd an sich zu fesseln. Jefferson sagte, daß er sich müde, abgespannt und alt fühle, und daß es ihm schmerzlich sei, wenn die Unternehmungen, die eingeleitet und in gedeihlichem Fortgange begriffen seien, nicht zu gutem Ende geführt werden sollten. Er brauche einen tüchtigen, thatkräftigen, jungen Mann; er

habe leider keinen Sohn, und er glaube, daß er in Georg eine Persönlichkeit, wie er sie suche, finden werde.

Alles das sagte Mr. Jefferson mit einer Einfachheit und Wärme des Tones, die Georg auf's Neue freudig überraschten, und er wäre vielleicht für dies väterlich freundschaftliche Entgegenkommen noch dankbarer gewesen, wenn er nicht nebenbei immer an die Besitzerin des Schirmes, mit dessen glatter Kugel er spielte, hätte denken müssen.

Da ging die Thür auf; und die Hoffnung, die er im Stillen gehegt hatte, erfüllte sich: Noëmi trat ein.

Eine flammende Röthe flog über ihre Stirn, als sie Georg erblickte und ihm die Hand entgegenstreckte. Georg war aufgesprungen und begrüßte Noëmi in der herzlichsten Weise. Etwas über ein Vierteljahr hatte die Trennung gewährt, nicht länger! — und doch erschien ihm Noëmi merkwürdig verändert. Sie sah nicht so verstimmt, so gelangweilt, so enttäuscht aus, wie er sie in Denver gefunden hatte. Sie machte den Eindruck größeren Ernstes; sie erschien ihm gereift; und nun, da das Roth, das das Wiedersehen auf ihre Wangen getrieben hatte, wieder gewichen, bemerkte Georg, daß sie sehr blaß geworden war. Sie war etwas älter und viel schöner geworden. Es war ihm ganz klar, daß sie unter dem Reflexe der schläfrigen Mutter und der öden Häuslichkeit in dem heißen sandigen Denver gelitten hatte.

Sie machte übrigens gleich nach der Begrüßung dieselbe Wahrnehmung, der Mr. Jefferson schon Ausdruck gegeben hatte: auch sie fand, daß Georg sich äußerlich sehr zu seinem Vortheil wieder verändert habe.

Die Drei setzten sich und unterhielten sich in der gemüthlichsten, zwanglosesten Weise wohl eine Stunde lang von diesem und jenem. Mit wahrem Entzücken hörte Georg dem jungen Mädchen zu, und jede ihrer einfachen Redewendungen machte jetzt auf ihn einen besonderen Eindruck. Er fühlte überall Gleichgestimmtes, Gleichartiges; der Hauch der Bildung umwehte ihn und that ihm wohl. Ohne daß er sich Rechenschaft darüber ablegte, stellte er wiederum unwillkürliche Vergleiche zwischen dem bleichen, klugen, wohlerzogenen Mädchen und der schlanken braunen Wilden aus der Mohave-Wüste an. Die Feinfühligkeit, mit der Noëmi jede seiner Andeutungen verstand, die Art und Weise, wie sie sich in der gefälligen Verschleierung der Cultur über Einzelnes äußerte, gewährten ihm eine wahre Herzensfreude; und er mußte nun daran denken, wie er sich mit Mayo nur durch grobsinnliche Gebärden hatte verständigen können, wie jene ihn erst begriffen hatte, als er bellte und blökte.

Noëmi erinnerte daran, daß inzwischen die Zeit der Mahlzeit gekommen war, und forderte Georg auf, mit ihrem Vater und ihr im Speisezimmer des Hotels das Diner einzunehmen.

Immer auf's Neue war Georg entzückt, als er an dem kleinen runden Tische Noëmi gegenübersaß und beobachtete, mit welchem ungezwungenen ge-

sellschaftlichen Geschick sie aß und trank. Er hatte das früher natürlich nicht bemerkt; er hatte damals für das, was ihm selbstverständlich erschienen war, keinen Sinn gehabt. Jetzt aber beobachtete er es, und mit wohlgefälligem Lächeln betrachtete er ihre geschickten Handbewegungen und freute sich aufrichtig, wie sie mit reizender Grazie das Fleisch vom Flügel des Prairiehuhns löste, zum Munde führte und verzehrte.

„Sie essen ja nicht?" sagte Noëmi. „Haben Sie keinen Appetit?"

„Doch," versetzte Georg; „aber es macht mir so viel Vergnügen, Ihnen zuzusehen."

Nach Schluß der Mahlzeit wurde von dem schwarzen Diener eine in kunstvolle Zacken zerschnittene Wassermelone aufgetragen. Als Noëmi ihm davon ein Stück anbot, lehnte Georg mit einer unwillkürlichen Bewegung naiven Entsetzens ab. Der Anblick der rothen saftigen Scheibe, der eigenartige Duft versetzten ihn auf einmal ganz woanders hin. Unabsichtlich führte er die Serviette an's Gesicht, als wolle er sich die Wangen trocknen. Er hatte die Empfindung als ob ihm nasse Kerne in's Gesicht schlügen.

Beim Kaffee forderte Mr. Jefferson Georg auf, mit ihm und seiner Tochter in der Familie seines Freundes White, mit dem sie sich für den Abend verabredet hatten, den Tag zu beschließen. Georg nahm das Anerbieten mit Dank an, und sich an Noëmi wendend, sagte er:

„Dann werde ich gleich Gelegenheit haben, Fräulein Bella White Ihren Brief zu übergeben."

Jefferson horchte auf.

„Also Noëmi hat Ihnen von unseren Freunden schon erzählt? Nun, Sie werden ein sehr schönes Mädchen kennen lernen; und Sie würden ein gutes Werk thun, wenn Sie sie vom Flecke weg heiratheten."

„Aber Papa!" rief Noëmi strafend. „Wie kannst Du nur so sprechen!"

Jefferson paffte mit großer Gelassenheit seine Cigarre weiter und sagte gleichgültig:

„Ich sage meine Meinung, nichts weiter. Ich ärgere mich darüber, daß das schöne kluge Mädchen, das es so gut haben könnte, einer eigensinnig phantastischen Laune halber sich das Leben verdirbt. Eine überspannte Närrin, die in ihrem Liebesgrame schwelgt! Sie redet sich ein, daß sie in den Bruder ihres Schwagers, in Herrn Klaus Bewer, sterblich verliebt sei! Und sie hat sich so darauf versessen, daß sie von keinem Menschen etwas hören oder sehen mag."

„Aber wenn sie's sich nun nicht einredet," warf Noëmi ein. „Wenn sie ihn nun wahr und wahrhaftig liebt?"

„Dummes Zeug!" antwortete Jefferson. „Was hat denn Herr Klaus so Großes gethan, um ihre Liebe zu erwerben?"

„Aber darauf kommt doch gar nicht's an, Papa! Ich besitze zwar nur geringe Lebenserfahrung, aber soviel weiß ich doch, daß die Wahrheit viel weniger motivirt als die Dichtung. In den Romanen rettet der Held

dem Mädchen, das er heirathen wird, gewöhnlich das Leben. Keiner meiner Freundinnen ist jemals das Leben gerettet worden, und manche haben sich doch recht ernsthaft verliebt. Ich denke, die Liebe ist ein Etwas, das man mit sich ganz allein abzumachen hat. Da braucht ein Zweiter gar nicht mitzuwirken, er braucht nicht einmal etwas darum zu wissen. Und wie willst Du denn das nennen, was Bella für Herrn Klaus Bewer empfindet? Alles bringt sie unbewußt in Zusammenhang mit ihm; der Gedanke an ihn erfüllt sie ganz und gar; sie hat wirklich keine Freude mehr, weil ihr der Eine fehlt, nach dem sie sich sehnt. Wenn er sie riefe, würde sie Alles verlassen, ihren Vater, ihre Schwester, ihr Heim! Wie nennst Du das?"

„Verrückt," antwortete Mr. Jefferson. „Habe ich nicht Recht, Mr. Lutzen?"

„Nein," antwortete Georg. „Ich kenne ja die Verhältnisse nicht, aber was Fräulein Noëmi sagt, erscheint mir doch ganz einleuchtend."

„Es ist dummes Zeug," fuhr Jefferson in demselben ruhigen Tone fort. „Und wenn's gar so arg ist, weshalb macht sie sich nicht auf? — Es giebt Leute, die schon weiter gereist sind, als von San Francisco nach Sumatra. Warum sagt sie nicht: Da bin ich, mach' mit mir nun, was Du willst; und wenn ich nun einmal dazu bestimmt bin, unglücklich zu werden, so will ich es lieber an Deiner Seite sein als ohne Dich! — Das ist doch die einzige praktische Beantwortung der Frage."

Georg lächelte.

„Und glauben Sie auch, daß Mr. White damit einverstanden sein würde?"

„Aber mein lieber Mr. Lutzen, welcher Vater hat jemals seine Tochter daran verhindern können, ihren Willen durchzusetzen? Wir können unsere väterliche Autorität darauf verwenden, unsere Kinder so zu erziehen, daß wir ihnen durch Mahnungen und Warnungen und Beispiele gesunde Grundsätze und sittliche Anschauungen einflößen; wir haben Zwangsmittel, um sie von Unwürdigem abzuhalten; aber die Macht, ihre Neigungen zu brechen, — aus keinem anderen Grunde, als weil wir diese Neigungen nicht theilen, — die besitzen wir nicht. Und thun wir's gewaltsam, so müssen wir immer früher oder später dafür büßen. Wir sind in unserem Lande stolz auf unsere Freiheit, und wir setzen auch unseren Stolz darein, aus unsern Kindern freie Menschen zu bilden, nicht Sklaven, deren Seelen wir verschachern dürfen! Gestern Abend noch habe ich meinem Freunde White gesagt: ‚Kümmre Dich nicht um die gemeinen Vorurtheile; und wenn's auch ungewohnt ist, spiele den Brautwerber! Schreibe dem Herrn Bewer, daß Dein Kind sich abhärmt, er solle kommen und es gesund machen! Er braucht sie ja nur zu sehen und kennen zu lernen, das Andere findet sich von selbst. Alles ist besser als dieses verzehrende Bangen, an dem das arme Mädchen körperlich und seelisch zu Grunde geht.'"

„Ja, Papa," sagte Noëmi mit tiefer Innigkeit und so ausdrucksvoll, daß Georg sie ganz erstaunt anblickte, „Du hast Recht!"

„Ich habe immer Recht," schloß Jefferson die Unterhaltung.

Das Wetter hatte sich gegen Abend erheblich abgekühlt, und sie legten den ziemlich weiten Weg bis zur Höhe der Californiastreet zu Fuß zurück. Noëmi und Georg unterhielten sich sehr lebhaft und mit fast zärtlicher Freundlichkeit. Sie sprachen weiter über das unerschöpfliche Thema, das Mr. Jefferson angeregt hatte, und von den allgemeinen Sätzen, die sie mit Vorliebe aufstellten, machten sie, ohne daß sie sich klar davon Rechenschaft abgelegt hätten, beständige Nutzanwendungen für sich selbst. Als sie in der Nähe des Hauses angelangt waren, sagte Noëmi plötzlich und etwas leiser:

„In allen Punkten brauchen Sie übrigens Papas Rath nicht zu befolgen. Es ist gar nicht nöthig, daß Sie sich in Bella verlieben."

„Das ist auch kaum zu befürchten," entgegnete Georg lächelnd.

„Wer weiß?" versetzte Noëmi. „Sie müssen auf Ihrer Hut sein. Sie werden ein sehr schönes Mädchen kennen lernen. Und sie ist ebenso gut und klug wie schön."

„Das mag schon sein; aber ich bin ja genügend vorbereitet! Und ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß mir ein Mädchen, von dem ich weiß, daß es in einen Andern sterblich verliebt ist, jemals gefährlich werden könne."

„Das wäre mir lieb!" flüsterte Noëmi.

Hatte sich Georg getäuscht? — Hatte er wirklich ein leises Zittern ihres Armes auf dem seinigen gespürt? — Er sah sie flüchtig von der Seite an; sie schlug die Augen zu Boden.

* * *

In dem mittelgroßen, ungemein behaglichen, geschmackvoll eingerichteten Salon des White'schen Hauses in der Californiastreet saßen sie beisammen und plauderten: Mr. Arthur G. White, ein Mann in der Mitte der Fünfziger mit breitem, rothem Gesicht, ganz kurzgeschnittenen, schneeweißen, stoppligen Haaren und ebenfalls kurz geschnittenem Backenbart, mit kleinen, blauen, unglaublich vergnügten Augen; sein Schwiegersohn, der breitschultrige vollbärtige Wilhelm Bewer, dessen rundliche, hübsche, frische Frau, Ellen, Whites älteste Tochter, die jüngere Miß Bella White, Mr. Jefferson, Noëmi und Georg. Der dicke Teppich, der den Boden bedeckte, die schweren Vorhänge und Portieren, die dunkelbunten Ueberzüge der Polster gaben dem wohnlichen Raum eine große Wärme und Gemüthlichkeit; die blendende Helligkeit der Lampen war durch Schleier gemildert.

Zwischen den Mitgliedern des White'schen Hauses herrschte ein Ton einfacher Herzlichkeit, der auch für den Fremden den Verkehr mit diesen liebenswürdigen Menschen sogleich gemüthlich machte. Bella wurde augenscheinlich von Allen verzogen. Man schonte sie wie eine Reconvalescentin. Das ganze Haus strömte den Duft glücklichen Familienlebens aus.

Man hatte Georg nicht zuviel von Bellas Schönheit gesagt. Sie war

sogar von ungewöhnlicher Schönheit: hoch und schlank gewachsen, mit vornehmen, etwas strengen Gesichtszügen und Farben von wundervoller Zartheit. Besonders eigenthümlich berührte der Gegensatz zwischen ihren aschblonden, leicht gewellten Haaren und den tiefbraunen großen Augen. Bella war gegen den Gast, den der beste Freund des Hauses, Mr. Jefferson, eingeführt hatte, von großer Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit; aber es gehörte kein besonderer Kennerblick dazu, um zu bemerken, daß sie zerstreut war, daß sie gewisse Anstrengungen machen mußte, um ihre Pflichten als Tochter des Hauses zu erfüllen.

Georg mußte viel erzählen von seinem Leben in den Rocky Mountains, von seinem Zuge durch Arizona und Californien. Aber er schwieg von Mayo; er empfand sogar eine starke Befangenheit, als sich ihm die Erinnerung aufdrängte; ein gewisses Gefühl des Respectes vor Noëmi veranlaßte ihn über diese Episode schweigend hinwegzugleiten. Er hatte ein dankbares, verständnißvolles Publikum. Der alte Jefferson war ganz stolz auf seinen Gast; er kam sich beinahe vor wie ein Impresario, der mit einem Virtuosen reist. Er verschaffte Georg soviel wie möglich Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, und freute sich über dessen Leistungen und Erfolge.

Aber auf keinen machte Georgs ungezwungene Erzählung einen tieferen Eindruck als auf Noëmi. Sie saß dicht neben Bella, hatte ihren Arm um Bellas Hüfte gelegt, den Kopf an deren Schulter gelehnt, und langsam und tief athmend schien sie ein jedes seiner Worte zu verschlingen. Jedesmal, wenn sein Blick auf sie fiel, waren die ausdrucksvollen Augen der bleichen Noëmi auf ihn gerichtet; und wenn er ihr dann zulächelte, lächelte auch sie mit lieblicher Dankbarkeit, und ihre Wangen rötheten sich. Gewiß war Bella schöner, aber sie war ihm fern; und Noëmi fühlte er sich nahe.

Während er wie Othello vor Desdemona von seines Lebens wundervoller Fahrt berichtete, ging ihm beständig das Gespräch, das sie bei Tisch und unterwegs geführt hatten, durch den Kopf. Es kam ihm wie ein Traum vor, wenn er sich klar machte, daß keine achtundvierzig Stunden vergangen waren, als er im dunklen Wollenhemd, mit Lederhosen, in die sich der Wüstenstaub des Mohavelandes eingefressen, den Revolver in der Hüftentasche, in einer elenden Bretterbude mit einem spitzbübisch aussehenden Agenten aus Mexiko von einem entlaufenen Indianermädchen sich unterhalten hatte! Wie weit lag das alles hinter ihm! Die Ausströmungen der Cultur schienen das alles weggeschwemmt zu haben. Er war ein neuer Mensch geworden — wieder der alte.

Das wetteifernde Bestreben, sich gegenseitig angenehm zu sein, wie es ihm hier überall entgegentrat, erfüllte ihn mit einer seltenen Zufriedenheit; er klagte sich zugleich der Ungerechtigkeit an. Wie lieblos hatte er über Land und Leute geurtheilt! Hier war doch noch etwas Anderes als die bloße Freude am schnöden Gewinn, als die Rücksichtslosigkeit des Erfolges: Hier herrschte doch im wahrsten Sinne des Wortes tiefes Behagen; hier tobte nicht blos der Kampf um's Dasein,

hier waltete vor allem die Freude am Dasein. Es waren gute tüchtige Männer, eine kluge, herzliche Frau, reizende junge Mädchen, einheitlich verbunden durch gute Formen, guten Ton und einheitlich in dem Bestreben, sich und Andern Freude zu bereiten.

Als der Thee aufgetragen war, hatte sich Bella erhoben und war an den Flügel getreten. Noëmi näherte sich ihr schnell.

„Bitte, Bella," sagte sie leise, „spiele nicht."

„Weshalb nicht?" fragte Bella erstaunt.

Noëmi machte eine kleine Pause und versetzte darauf kleinlaut:

„Ich spiele so schlecht."

Bella hatte sogleich verstanden. Sie lächelte, blickte zu Georg hinüber und drückte Noëmi die Hand.

„Wie wär's," sagte Wilhelm plötzlich, „wenn wir unserem Gaste gleich heute eine unsrer Sehenswürdigkeiten zeigten, auf die wir besonders stolz sind? Das Wetter ist herrlich, wir haben hellen Mondschein, der Wagen ist in zehn Minuten angespannt, — wie wär's, wenn wir nach dem Cliff-House führen?"

Die Jungen waren mit dem Vorschlage sofort einverstanden, und die beiden Alten hatten unter der Voraussetzung, daß sie nicht dabei zu sein brauchten, nichts dagegen einzuwenden. Für diese wurde der Spieltisch hergerichtet, beide setzten sich sofort an die Arbeit, und ein Jeder gab Georg die feierliche Versicherung, daß er vom Andern regelmäßig betrogen werde.

Bald darauf meldete der Diener, daß der Wagen vor der Thür stehe. Wilhelm kletterte auf den Bock, Ellen und Noëmi nahmen auf dem Rücksitz Platz und ihnen gegenüber Bella und Georg. Durch die hügligen Straßen der Stadt, auf den wohlgepflegten Wegen des Parkes und durch den Dünensand rollten sie schnell dahin und stiegen am Cliff-House ab, das auf der Düne, hart an der Bai liegt, und von dessen Veranda aus der Blick die ganze malerische Umgebung der Stadt beherrscht.

Es war eine wundervolle, helle, frische Mondnacht. Das dunkle Wasser der Bai war von den silbernen glitzernden Streifen, die der Widerschein des hochstehenden Mondes bildete, durchzogen. Die schönen Berge jenseits erschienen wie phantastisch verschleiert, und nach dem goldenen Thor zu verschwamm der Hintergrund in bläulich-mattem grauschimmerndem Schein. Aber sehr deutlich und scharf tauchten die kleinen Felszacken nahe dem Ufer, auf denen die Robben und Seeenten hausen, aus dem glitzernden Wasserspiegel auf; und mit dem Opernglase konnte man sogar deutlich die Thiere im Mondschein erkennen, deren krächzendes stoßartiges Brüllen nun, da sich sonst kein Laut regte, zugleich schauerlich und komisch klang.

Die beiden Mädchen hatten sich von den drei Herren etwas entfernt und flüsterten leise.

„Weshalb willst Du mit mir Versteck spielen?" sagte Bella herzlich. „Mir ist ja, als ob ich mich im Spiegel sähe! Alles das kenne ich ja!

Ich habe es verbergen wollen und habe es so gut verborgen, daß der Andere es gar nicht gemerkt hat. Nun sieh mich an! Bezahle ich es nicht theuer genug? Du sollst nicht unglücklich werden, und es ist keine Sünde, wenn Du es nicht vor ihm verbirgst, daß Du unglücklich werden würdest. Er ahnt ja schon die Wahrheit, er wagt sie sich nur nicht zu gestehen. Noëmi, geht nicht auseinander, ohne daß ihr von dem gesprochen, was Euch Beiden auf der Lippe brennt!"

Bella schwieg. Einen Augenblick schwankte Noëmi; dann warf sie sich schluchzend an Bellas Brust und sagte kein Wort; aber sie drückte der Freundin mit einem Ausdruck von Entschlossenheit die Hand, als sei sie jetzt mit sich einig.

„Was sich junge Mädchen alles zu erzählen haben!" sagte Wilhelm zu Georg. „Mir ist's ein Räthsel!" Und indem er die Stimme erhob, rief er: „Wo steckt Ihr denn?"

„Wir kommen schon," rief Bella zurück, und die beiden Mädchen vereinigten sich nun mit den Uebrigen. Sie stützten sich auf das Geländer der Veranda und blickten unverwandt auf das leichtgekräuselte, wie mit silbernen Flittern besäete Meer. Noëmi stand dicht neben Georg. Beide hatten die Hände auf das Geländer gelegt. Wilhelm, der auf der anderen Seite an Noëmi herangetreten war, veranlaßte diese, sich noch ein wenig mehr Georg zu nähern, und dabei streifte unwillkürlich ihre Hand die Georgs. Es war ihm eine angenehme Empfindung, so angenehm, daß er nicht daran dachte, seine Hand der zufälligen Berührung zu entziehen. Wenn es ihr unangenehm ist, dachte er, wird sie selbst schon die schmale Hand wegziehen. Aber die kleine Hand blieb ruhig an der seinen liegen. Vielleicht bemerkte sie es nicht. Er machte eine ganz leichte Bewegung mit seiner Hand, aber Noëmi rührte sich nicht, obwohl sie es nun doch wohl gemerkt haben mußte. Oder wäre doch noch ein Irrthum möglich? Er wollte sich Gewißheit darüber verschaffen. Wie spielend hob er langsam die Finger, senkte sie wieder, bedächtig tactschlagend, und jedesmal, wenn er die Finger niederließ, berührte sein kleiner Finger den Noëmis. Sie ließ ihre Hand ruhig liegen. Nun wurde er dreister. Sein kleiner Finger spielte ein wenig mehr nach links hinüber und berührte etwas verwegener Noëmis Hand. Diese verharrte noch immer in ihrer früheren Lage. Während dessen blickten die Beiden unausgesetzt auf die Wasserfläche, und man konnte glauben, daß sie von der Schönheit des nächtlichen mondbeschienenen Meeres tief ergriffen seien. Aber Georg dachte gewiß an etwas ganz Anderes. Und Noëmi auch. Ohne die Augen vom Meere abzuwenden, setzten sie das kindische Spiel fort. Sie sprachen kein Wort. Die Robben brüllten, und die kurzathmig abgerissenen, hervorgestoßenen Töne klangen seltsam durch den stillen Abend. Georg streichelte zärtlich die kleine Hand, die auf dem Geländer unbeweglich neben der seinigen lag.

„Es ist freilich hier sehr schön," sagte Wilhelm; „aber allmählich wird's doch Zeit, an den Aufbruch zu denken."

Da bewegte sich endlich Noëmis Hand. Sie umschloß die Finger, die mit ihr gespielt hatten, und drückte sie; aber es war keine Strafe für Ungezogenheit, es war ein verständnißvolles, herzliches Erwidern einer zärtlichen Gesinnung.

Nun wandten sich die Beiden zu einander und sahen sich lächelnd an.

Auf dem Heimwege wurde wenig gesprochen. Ellen war müde, Bella sprach seit ihrer Rückkehr in die Heimat überhaupt nicht viel, und Georg und Noëmi verstanden sich ohnehin.

Jefferson und White hatten sich wie gewöhnlich beim Kartenspielen gezankt.

Als Georg im Hotel Jefferson und Noëmi gute Nacht wünschte, reichte er Noëmi die Hand und drückte sie innig, bedeutungsvoll und lange. Noëmi sah ihn wie fragend an, dann senkte sie langsam die Lider und schlug sie langsam wieder auf. Es leuchtete in ihren Augen.

„Gute Nacht!"

Er blieb wohl noch eine Minute vor der Thür stehen, die sich hinter den Beiden geschlossen hatte und schüttelte den Kopf. Bedächtig ging er die unendlichen Corridore entlang und nachdenklich stieg er die hohen Treppen hinauf.

Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen und in seinem Zimmer eine Flamme angesteckt hatte, begann er in wunderlichem Zickzack um die Möbel und Koffer, die mitten in der Stube standen, mit großen Schritten einen andauernden Rundgang anzutreten.

* * *

„Die Sache ist ganz klar," sagte er vor sich her, während er beständig auf- und abmarschirte.

Aber die beruhigende Versicherung, die er sich gegeben hatte, daß die Sache ganz klar sei, stimmte doch nicht recht für seinen Gemüthszustand. Es sah in ihm sogar recht wirr und wüst aus; aber es war ein leuchtendes Chaos, an dem er seine Freude hatte. Seine Augen blickten so heiter wie je, seine Bewegungen waren elastisch und zuversichtlich.

Es war ihm nicht hell genug im Zimmer, obwohl die eine Gasflamme vollkommen ausreichte, um den Raum von bescheidenem Umfange zu erhellen. Er zündete noch eine zweite, eine dritte, eine vierte an. Er war in einer Stimmung, als ob er sich selbst eine Gesellschaft geben wollte.

Endlich setzte er sich auf den Lehnstuhl, der neben dem Sopha am Tisch stand und blickte unverwandt auf einen bestimmten Punkt im Teppich. Sein Gesicht wurde ernsthafter.

Er dachte nach.

Genau dieselbe Situation hatte er doch schon einmal erlebt!

Plötzlich heiterten sich seine Mienen wieder mit dem Ausdruck völligster Zufriedenheit auf: er hatte gefunden, was er gesucht hatte. Auch an jenem unglücklichen Morgen, der über sein neues Dasein hatte entscheiden sollen,

hatte er sich auf den Sessel am Tisch geworfen und das Teppichmuster angestarrt. Aber wie anders damals und heute! Damals hatte er beim Spiel nahezu Alles verloren, heute hatte er, wenn ihn nicht Alles täuschte, gewonnenes Spiel; und was er heute gewonnen oder doch zu gewinnen die feste Zuversicht hatte, war mehr werth als Geld und Gut: Noëmi!

Wie kam es nur, daß er plötzlich Eigenschaften an ihr würdigte, die er bei früheren Begegnungen nicht an ihr wahrgenommen hatte. Weshalb entzückte ihn die Anmuth ihrer langsamen Bewegungen, das stille vornehme Wesen, die leise, wohlklingende Stimme, die gebildete Gewandtheit ihrer Ausdrucksweise? Weshalb erschien sie ihm auf einmal als der Inbegriff alles dessen, was ihm behagte, was ihm wohlthat? Er war mit Blindheit geschlagen gewesen, und er hatte eine unwillige Anwandlung über die strafbare Unaufmerksamkeit, die er sich ihr gegenüber früher hatte zuschulden kommen lassen. Er hätte doch nur die Augen zu öffnen brauchen, um zu sehen, daß sie ganz anders war als . . .

Als wer? —

Er schlug den Blick auf. Er bemerkte plötzlich, daß es im Zimmer sehr heiß geworden war. Er trat an das Fenster und öffnete es. Von dem hochgelegenen Zimmer aus blickte er auf die merkwürdig geformten Dächer, die verzierten Zinnen und Kuppeln und Thürmchen der Häusermasse, die sich um ihn ausdehnte, und aus der die Fahnenstangen eigenthümlich aufragten. Das Mondlicht hatte alles das in einen glänzend-bläulichen Lichtschleier gehüllt.

Mayo!

Sie war es, die ihm die keusch verborgenen Reize Noëmis gewiesen! Sie hatte sein Auge geschärft, und die Vergleichung war seine Lehrmeisterin gewesen. Das arme und ungelehrige wilde Kind hatte sicherlich keine Ahnung davon gehabt, daß sie ihm die Leuchte vorantragen und ihn aus dem Dunkel seiner Empfindungen zur Erkenntniß führen sollte. Er hatte es ja selbst nicht geahnt. Die Tage in der Mohavewüste an Mayos Seite waren ja für ihn nichts anderes gewesen, als eine poetische Episode, deren Eigenthümlichkeit und Fremdartigkeit ihn bestrickt hatte. Er hatte eine Wirklichkeit durchlebt, die etwas anderes war, als er je hatte träumen können. Er hatte von dieser Glückseligkeit in Staub und Sonnenschein, von dieser Einsamkeit mit einem menschlichen Wesen an seiner Seite nie eine Vorstellung gehabt. Dieser phantastische Traum, der eine Wahrheit gewesen, war vorüber. Er wußte, daß er zu jenen gehörte, die man nur einmal träumt, und die nicht wiederkommen. Er lächelte seltsam, als dieses Bild vor seiner Seele vorüberzog; aber eine unwillige Falte zuckte über seinem Auge, als er sich die Möglichkeit einer Wiederholung vergegenwärtigte. Es war ein Zwischenfall ohne allen Zusammenhang mit seinem sonstigen Sein und Wesen; so sollte er es bleiben, so war er voller Reiz, so konnte er mit Freude daran denken.

Und auch mit Dankbarkeit. Denn er machte sich klar, daß dieser Zwischenfall die entscheidende Wendung in seinem Dasein herbeigeführt hatte, daß er so wichtig und tief einschneidend für ihn gewesen war, daß er, wenn er für sein Schicksal in der Neuen Welt eine Verkörperung hätte suchen wollen, diese nur in Mayo gefunden haben würde.

Sie hatte an seinem Lebenspfade den wahren Wegweiser aufgerichtet, sie hatte mehr auf ihn' eingewirkt, als der Unglücksfall, der ihn von Hause vertrieben, als die Genossenschaft mit dem verwilderten Abenteurer und Freunde im Winter des Felsengebirges, als das Alleinsein. Jetzt hatte er erkannt was er bisher nur unbewußt gefühlt hatte: wie er mit allen Fasern seines Seins mit der Cultur des Ostens zusammenhing. Deswegen war ihm Noëmi, in der die Bedingungen seines Daseins gewissermaßen Fleisch und Blut geworden waren, nun so nahe gerückt!

Wenn er's sich recht überlegte, hatte sie ihm ja gleich, als er sie zum erstenmal in der Kajüte des Dampfers neben sich sah, ungemein gefallen, so sehr, daß er darüber die schmerzliche Ursache seiner Auswanderung, wenn auch nicht vergessen, doch weniger schmerzlich hatte empfinden können. Sie allein hatte ihm die langen Stunden der Ueberfahrt zu heiteren und frohen gemacht. Aber damals war er nicht in der Stimmung, daß er darüber hätte nachdenken können. Damals hatte er sich nicht die Vorstellung machen dürfen, — und er hatte sie sich auch thatsächlich nicht gemacht, — daß es ihm je gelingen könne, das Schicksal eines jungen Mädchens an die abenteuernde Rastlosigkeit, die ihm bevorstand, zu fesseln. Und nicht besser hatte es um ihn gestanden, als er in Denver wieder mit ihr zusammengetroffen war. Da war ihm die Trostlosigkeit und Jämmerlichkeit seines Lebens zu vollem Bewußtsein gekommen; da hatte er diese Sprache, das schüchterne Lallen eines übervollen jungfräulichen Herzens, nicht verstanden. Jetzt klangen ihm alle die Worte wieder in den Ohren, die sie im Garten ihres Vaters ihm gesagt hatte, und nun erst verstand er deren verborgenen Sinn. Sie aber wußte schon damals, was ihm erst heute bewußt geworden war! Sie hatte in der Einöde des elterlichen Hauses nur an ihn gedacht. Und nun vergegenwärtigte er sich, wie auch in seinen einsamen Stunden immer wieder und wieder Noëmi vor seines Geistes Auge aufgetaucht, wie vertraut sie seinem Herzen gewesen war, ohne daß er es sich hatte gestehen wollen.

Sein Herz pochte mächtig, er fühlte es weit in seiner Brust. Er legte die Linke darauf und umspannte zitternd mit der Rechten den metallenen Riegel des Fensterflügels. Und lächelnd, mit dem Ausdruck unsagbarer Zärtlichkeit, flüsterte er ganz leise, während sein Blick über den Silberglanz der verschwommenen Massen um ihn schweifte:

„Noëmi!“

* * *

Georg hatte zwar sehr unruhig und nicht viel geschlafen, aber er hatte sich doch am andern Morgen frischer und aufgeräumter denn je gefühlt und Jefferson und Noëmi beim Frühstück mit beinahe übermüthiger Freudigkeit begrüßt. Als Jefferson Miene gemacht hatte, von Geschäften zu sprechen, hatten die beiden jungen Leute so heiter protestirt, daß dem ernsten Geschäftsmann selbst die Lust vergangen war. Er hatte es ganz in der Ordnung gefunden, daß Georg es vorzog, seine Tochter, die in der Stadt noch allerhand Besorgungen zu machen hatte, zu begleiten, als mit ihm in einem unfreundlichen Comptoir in mehr oder minder nüchterne Verhandlungen einzutreten. Es eilte ja auch nicht.

Die beiden jungen Leute waren in rosigster Laune durch die schönen und interessanten Hauptstraßen der Stadt, durch die Marketstreet und die Montgommerystreet geschlendert, waren vor den schönen Schauläden stehen geblieben, hatten dies und das eingekauft und fühlten sich in vertraulicher Annäherung seelenfroh. Von dem Vorfall des vergangenen Abends, von der stummen Auseinandersetzung auf der Veranda des Cliff-House, war zwar mit keiner Silbe die Rede gewesen, aber gleichwohl schien dieser doch unwillkürlich den Rhythmus und die Tonart ihrer Unterhaltung, ja ihres Verkehrs überhaupt zu bestimmen. Die Beiden sprachen miteinander wie Leute, die wissen, was sie von einander zu halten haben. Eine zwanglose Innigkeit herrschte zwischen ihnen, die ihnen nun ganz natürlich erschien. Sie wählten wiederum mit Vorliebe allgemeine Wendungen, über deren besondere Bedeutung für sie ein unausgesprochenes Einvernehmen unter ihnen bestand. Ohne nach einem Uebergang zu suchen, sagte Georg auf einmal:

„Ich habe gestern noch viel an Sie gedacht, Fräulein Noëmi. Es ist mir alles Mögliche durch den Kopf gegangen, besonders auch Ihre Aeußerung bei Tisch: man brauche kein Romanheld zu sein, man brauche nicht das Leben der Angebeteten zu retten, um geliebt zu werden. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir das eine große Beruhigung gewesen ist. Denn bis zur Stunde habe ich mich eigentlich immer recht wenig Held gefühlt und auch wenig Gelegenheit gehabt, Heldenthaten zu vollbringen. Es gehen so selten Pferde durch, wenn ich dabei bin; es werden so selten in meiner Gegenwart räuberische Anfälle auf junge Mädchen gemacht, die ich vertheidigen könnte! Und doch habe ich immer das bestimmte Gefühl: ein bischen Heldenthum gehört nun einmal zum Manne, wenn ein Mädchen ihm vertrauen soll. Da habe ich mir denn durch alle möglichen Trugschlüsse auch zu meinen Gunsten so eine Art von Heldenthum künstlich zurechtgemacht. Ich habe mir gesagt: wenn man die Ketten löst, die ein Mädchen an den Felsen der Nüchternheit und der Alltäglichkeit fesseln, das ist doch auch etwas! Viel mehr hat Perseus der gefesselten Andromeda gegenüber auch nicht gethan, und Perseus gilt doch als starker Held. Ich denke mir: die Heirath, der Beschluß, das Geschick eines mehr oder minder hülflosen Wesens mit dem seinigen zu verbinden und die Verantwortlichkeit für dessen Glück zu

übernehmen — das ist doch auch schon ein Heroismus! Ich kenne viele Leute, die es nicht fertig gebracht haben. Nun, das würde ich mir allenfalls zutrauen!"

Noëmi sah ihn lächelnd an und sagte:

„Ich glaube, Sie sprechen sehr vernünftig; mir leuchtet es wenigstens ein."

„Um so besser," versetzte Georg. „Ich würde mich auch nicht einen Augenblick besinnen, gleich einen entscheidenden Schritt zu thun, wenn mich nicht mein Gewissen zu einer gewissen Vorsicht nöthigte. Ich kann mir ganz gut vorstellen, wie sich im Herzen eines jungen Mädchens eine starke Zuneigung für einen mehr oder minder Unbekannten ausbildet. Sie hat ihn gesehen, er hat ihr nicht mißfallen, er hat nur Gelegenheit gehabt, sich ihr von der gefälligsten Seite, als artiger und zuvorkommender Mann zu zeigen; und so scheidet sie von ihm und nimmt den günstigsten Eindruck mit. In ihrem Alleinsein vertieft sich der Eindruck immer mehr und mehr; ihre jungfräuliche Phantasie malt das Bild, das sie empfangen, in immer gefälligeren Farben aus, und sieht er sie wieder, so ist sie ihm schon von Herzen zugethan. Aber sie kennt ihn eigentlich doch nur sehr wenig; und vielleicht besitzt er Eigenthümlichkeiten, die bisher nicht zum Vorschein gekommen sind, und die ihr später, wenn sie deren gewahr wird, höchlich mißfallen. Sie mag da ganz in der Stimmung sein, sich den Kopf verdrehen zu lassen; ich würde es indessen für verwerflich, für unverantwortlich halten, wenn er das holde Vertrauen, das ihm entgegengebracht wird, mißbrauchte, wenn er, der ja der Verständigere sein soll, ihr nicht sagte: Bedenken Sie es wohl, der Mann, der jetzt mit Ihnen spricht, ist nicht die Idealgestalt Ihrer mädchenhaften Träume, er ist ein Mann wie andere mehr, der Sie vielleicht enttäuschen wird."

„Gott behüte das arme Mädchen davor!" sagte Noëmi ernst. „Aber ich sollte doch meinen, es gäbe eine sichere Gewähr. Wenn er sie liebt und aufrichtig ist, dann ist gewiß nichts zu befürchten. Liebt er sie aber nicht, ist es nur eine flüchtige Laune, die ihm für den Augenblick ein eitles Behagen gewährt, dann hat er als Mann von Ehre nichts weiter zu thun, als das Spiel nicht weiter zu treiben. Dann kann er das kranke Herz nicht heilen, und dann ist es besser, daß er es bricht, als daß er es langsam zu Tode martert. Liebt er sie aber, dann hat er sich um nichts weiter zu bekümmern, dann ist alles Andere selbstverständlich, dann braucht er auch keine Heldenthaten zu begehen, dann findet sich Alles!"

Die Beiden hatten unabsichtlich ihren Schritt verlangsamt und blieben nun vor einem Schaufenster stehen. Sie sahen sich ernst, ehrlich und freundlich in die Augen; sie schwiegen beide. Nun, da sie sich verstanden hatten, brauchten sie auch kein Wort mehr zu sagen. Nach einer Weile wandten sie ihre Aufmerksamkeit den im Fenster geschmackvoll ausgestellten Gegenständen zu.

Georg machte eine plötzliche Bewegung. Sein Blick hatte etwas ganz

Unerwartetes erspäht, das ihn auf's äußerste überraschte: im Fenster befand sich eine Sammlung von neu aufgenommenen Indianerphotographien, und auf den ersten Blick erkannte er das Werk des einäugigen Kaspar. Es waren Gruppen von Mohave-Indianern an den Needles. Er erkannte den schlanken Burschen mit safrangelbem Kopftuch und der Schlangenlinie quer über das Gesicht. Und da war ihr Bild, Mayos! Sie war in derselben Stellung aufgenommen, in der er sie zum erstenmal gesehen hatte, die Kniee gegen die Brust gezogen, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und die Wangen auf die Hände. Ihr rothes Tuch war ihr von der Schulter geglitten. Die Photographien waren älter als Georgs Bekanntschaft mit Mayo — der Georgsthaler an ihrem Halsschmuck fehlte.

„Sehen Sie sich einmal diese Indianerin an," sagte Georg.

Noëmi beugte sich vor und sagte:

„Ich finde nichts Besonderes da zu sehen. Es ist eben eine Indianerin. Ein schönes Mädchen! Vielleicht schöner als viele andere ihres Stammes, aber eine Indianerin. Interessiren Sie sich dafür?"

„Für diese, ja," antwortete Georg. „Ich bin mit dem Photographen, der diese Bilder aufgenommen hat, an den Needles zusammengetroffen; ich habe auch das Mädchen kennen gelernt, ein eigenthümliches Geschöpf von unglaublicher Anmuth. Sie hat mir sogar Gesellschaft geleistet, und ich habe, wenn auch ohne ihren Willen durch sie mancherlei gelernt, was ich sonst wohl nicht erkannt hätte. Mayo heißt sie."

„Das ist ja ein ganz reizender Zufall," sagte Noëmi; „so kaufen Sie sich doch das Bild zur Erinnerung an das Original."

„Wollen Sie mich necken?" fragte Georg.

„Ganz und gar nicht," sagte Noëmi ruhig. „Wenn Sie das Mädchen kennen gelernt haben, wenn Sie es schön finden, scheint es mir ganz natürlich, daß Sie sich das Bild verschaffen."

„Und würden Sie mir dazu auch rathen, wenn es eine Weiße wäre?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Noëmi, wirklich verlegen. Und leiser setzte sie hinzu: „Da könnte man ja vielleicht eifersüchtig werden."

„Und können Sie sich gar nicht vorstellen, daß ein Kind unserer Cultur jemals auf eine Indianerin eifersüchtig werden könnte?"

Noëmi strahlte ihn mit ihren dunklen Augen an und lächelte herzlich.

„Sie scherzen doch wohl? Wie es die Andern machen, weiß ich nicht; aber von mir kann ich Ihnen sagen, daß ich mir meine Eifersucht, wenn ich sie jemals empfinden sollte, doch nur für meinesgleichen bewahren würde. Ich weiß wohl, es giebt Leute, die eifersüchtig auf ein Kunstwerk sind, auf ein Hausthier, auf Verstorbene oder Wilde, aber das scheint mir recht wenig natürlich. So etwas liebt man doch anders, als man Andere liebt."

Und während sie sich vorbeugte und das Bild mit großer Aufmerksamkeit und vollkommener, ungewollter Objectivität betrachtete, wiederholte sie: „Kaufen Sie nur das Bild!"

Die Zeit zur gemeinsamen Mahlzeit war herangekommen. Sie waren in das Hotel zurückgekehrt und erwarteten in dem geräumigen Gesellschaftssalon die Rückkehr des Mr. Jefferson. Sie saßen in reizender Vertraulichkeit neben einander auf dem Runddivan und plauderten und lachten und schwatzten. Die Gäste waren schon bei Tisch, die Beiden waren zufällig allein. Georg hatte einen flüchtigen Blick auf die große Stutzuhr geworfen, und Noëmi war dem Blicke gefolgt.

„Papa muß gleich kommen,“ sagte sie.

„Schade!“ platzte Georg heraus, mit dem Ausdruck so komischen Bedauerns, daß Noëmi laut auflachte.

„Wieso, schade?“ fragte sie.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Georg. „Ich schätze Ihren Herrn Vater ungemein; er ist mir auf das Freundlichste entgegengekommen, er hat mir nur Gutes erwiesen, ich bin ihm nur zu Dank verpflichtet, aber gerade in diesem Augenblicke sehne ich mich doch nicht nach ihm. Ich bin viel lieber mit Ihnen allein. Die Gegenwart eines Dritten — und wäre es auch die Ihres Herrn Vaters — erlegt mir doch einen gewissen Zwang auf, den ich jetzt ungern ertrage.“

„Sie kennen Papa nicht; er ist herzensgut.“

„Fräulein Noëmi,“ sagte Georg ganz plötzlich, mit völlig veränderter Stimme und mit lustiger Bestimmtheit. „Ihr Vater kommt gleich, nicht wahr? Soll ich ihn gerade heraus fragen, ob er mir gestattet, öfter mit Ihnen allein zu sein? Wozu sollen wir uns noch länger quälen? Weshalb soll ich noch länger zaudern, das auszusprechen, was doch einmal gesagt werden muß? Ich habe das Gefühl, daß Sie mir gut sind. Glauben Sie mir,“ fuhr er mit Wärme fort, „ich bin Ihnen auch von ganzem Herzen gut. Es ist keine flüchtige Laune, es ist eine ernsthafte tiefe Zuneigung. Ich bin so ungeschickt wie möglich, um Liebeserklärungen zu machen; aber Sie verstehen mich ja schon so wie so; ich sehe es Ihnen an. Ich täusche mich nicht. Darf ich Ihren Vater fragen?“

„Fragen Sie ihn,“ sagte Noëmi ganz leise, und langsam reichte sie ihm ihre zitternde Hand, die er an seine Lippen führte.

In demselben Augenblicke trat Jefferson in den Salon. Georg erhob sich schnell, trat auf ihn zu und sagte, indem er sich ehrerbietig verneigte:

„Mr. Jefferson, wollen Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben?“

Die unerwartete Anrede versetzte den kleinen Mann in nicht geringes Erstaunen. Er klemmte die Oberlippe scharf ein, schob die Unterlippe noch weiter vor als gewöhnlich, streichelte seinen Kinnbart und sagte ruhig:

„Das muß man sich doch noch etwas überlegen.“

Als sein Blick aber auf Noëmi fiel, die mit vorgebeugtem Oberkörper, langsam und tief athmend, auf dem Divan sitzen geblieben war und ihre

merkwürdig schönen Augen mit einem Ausdruck von Glückseligkeit, den ihr Vater nie an ihr gesehen hatte, auf ihn richtete, setzte er gemüthlich hinzu:

„Einstweilen wollen wir zusammen speisen."

Das genügte Georg. Er ergriff Mr. Jeffersons Hand, drückte sie herzlich und schloß Noëmi, die mit glühenden Wangen an die Beiden herangetreten war, zärtlich in seine Arme.

* * *

Auf der neueröffneten Bahnstrecke der „Atlantic" fuhren Mr. Jefferson, Noëmi und Georg dem Osten zu. Ihr Ziel war zunächst das anmuthig gelegene Modebad Las Vegas in Neu-Mexiko. Da sollten sie sich mit Mrs. Jefferson vereinigen, die schon seit langen Wochen in dem bequemen Hotel Montezuma in anmuthigstem Lächeln ihre einförmigen Tage verbrachte und auf ihrem Schaukelstuhl in der offenen Halle sich gerade so wenig aufregte, wie woanders. Mrs. Jefferson wartete schon lange auf ihren Mann und das junge Paar mit der ihr eigenthümlichen freundlichen Gelassenheit. Sie freute sich, als sie das Telegramm empfing, das ihr die Ankunft der Ihrigen für einen bestimmten Tag meldete; aber sie hätte ohne Verdruß noch viel länger gewartet.

Es war Georg ganz sonderbar zu Muthe, als er diese Strecke, die er vor nicht langer Zeit unter ganz andern Bedingungen kennen gelernt hatte, nun im bequemen Pullman-Wagen und an der Seite seiner reizenden Braut durchfuhr. Noëmi strahlte in den blühenden Farben der entzückenden Jugendfrische. Aus ihren tiefblauen Augen leuchtete das reinste Glück. Sie freute sich darüber, wie genau Georg Bescheid wußte, wie er sie schon im Voraus auf gewisse Besonderheiten in der Landschaft aufmerksam machte; sie ließ sich ganz genau den Weg, den Georg früher genommen hatte, beschreiben und folgte mit dem ernsthaftesten Bestreben, so theilnahmvoll wie nur möglich zu sein, den Erklärungen Georgs, die dieser ihr mit Benutzung einer Specialkarte zu geben suchte. Mr. Jefferson hatte es sich in dem Streckessel bequem gemacht und war darüber eingeschlafen.

Georg und Noëmi waren, um mehr von der Gegend zu sehen und ungestörter plaudern zu können, auf die vordere Platform des Wagens getreten.

„Da sind sie ja!" rief Georg plötzlich in einer gewissen Erregung, mit dem Zeigefinger nach Osten weisend. „Da! Die rothen Zacken! die Needles!" Und mit aufrichtiger Bewunderung fuhr er fort: „Habe ich Dir zuviel gesagt? Sind sie nicht herrlich? Sieh nur, wie wunderbar sich die scharfen grellfarbigen Felsnadeln, die jetzt in der vollen Mittagssonne erglühen, von dem lichtblauen sanften Höhenzuge im Hintergrunde abheben. Ist es nicht wunderschön?"

Noëmi sah mit ihren großen Augen in die Ferne. Es gefiel ihr auch sehr gut; aber sie war doch noch zu jung, um das volle Entzücken Georgs theilen zu können.

„Ja," sagte sie, um Georg einen Gefallen zu thun, „es ist wirklich sehr schön." Aber ihre Aufrichtigkeit zwang sie hinzuzusetzen: „Und Dir erscheint es am Ende sogar noch schöner als es ist. Du hast mir ja erzählt, daß sich für Dich ganz besondere poetische Erinnerungen an die Needles knüpfen. Ich sehe in den Needles nur roth und gelb beleuchtete Felszähne; für Dich sind sie gleichsam ein von der Natur errichtetes Denkmal an eine entscheidende Wendung in Deinem Leben. Aber Du hast Recht; es ist wirklich hübsch."

Der Zug dampfte näher. Die Sonne sandte aus der Mittagshöhe sengende Strahlen auf das dürre Land herab. Noëmi war es auf der Platform zu drückend heiß und zu staubig geworden, und sie trat in den Wagen zurück; Georg aber, der gegen derlei kleine Behelligungen gefeit war, hielt Stand und konnte keinen Blick wenden von dem herrlichen Naturschauspiele, das ihn dereinst schon so tief ergriffen hatte.

Der Zug hielt.

Georg war abgestiegen und schlenderte sinnend, den Sand mit den Fußspitzen aufstöbernd, vor dem Wagen auf und ab.

Wie überall auf dem Wege, so hatten sich auch hier in der Nähe des Stationsgebäudes kleine Gruppen von lungernden Indianern eingefunden, die die Reisenden mit neugierigen Augen anglotzten.

Auf einmal entstand unter diesen eine gewisse Bewegung. Sie sahen alle nach einer Richtung hin. Und von da kam leichtfüßig in großen Sätzen ein bronzefarbiges Mädchen herangesprungen, an deren Halse eine goldene Münze in der Sonne glänzte. Georg war von dem Anblick tief ergriffen. Mayo jauchzte kreischend auf, und seltsame Laute lallend, schluchzend und lachend sank sie vor Georg in den Staub und umklammerte seine Kniee. Sie war außer sich vor Erregung. Freundlich abwehrend versuchte Georg sie aufzurichten. Sie verharrte gewaltsam in ihrer geduckten Lage und schüttelte die starken schwarzen Haare.

Erstaunt sah Noëmi vom offenen Wagenfenster auf das befremdliche Schauspiel, das sie tief bewegte. Alles Blut wich ihr aus den Wangen.

Endlich hatte Georg das Mädchen vermocht, sich vom Boden zu erheben. Aus ihren tiefen braunen Augen schossen mit wilder Zärtlichkeit ihre Blicke auf ihn. Als sie aber Georgs betroffenen, fast entsetzten Ausdruck gewahrte, zuckte sie zusammen und blickte angstvoll um sich.

Da sah sie am Fenster des Wagens den Kopf eines bleichen Mädchens mit dunkelblauen Augen.

Sie wich scheu einen Schritt zurück, und mit einer unbeabsichtigten plötzlichen Bewegung streckte sie die beiden Flächen der kleinen braunen Hände, als wolle sie etwas Unheimliches beschwören, gegen die weiße Noëmi aus, die nun theilnahmvoll auf sie herabsah. Dann aber verzerrten sich ihre Züge. Sie stieß ein unheimlich ergreifendes Winseln mit hohen heulenden, von Schluchzen unterbrochenen Klagetönen aus.

Auf einmal hatte sie Alles verstanden. Es wurde ihr dunkel vor den Augen.

Sie zürnte nicht, aber sie war tief unglücklich. Sie wußte, er war für sie verloren, und sie ahnte, daß sie ein Etwas von dem Geliebten trennte, das nicht zu überbrücken war; und alles, was in diesem Augenblick durch ihre Seele zog, erschütterte sie so, daß sie am ganzen Körper bebte.

Sie sah sich um. Da waren Menschen! Die verhaßten Weißen, die sie anstarrten! Da waren auch Genossen ihres Stammes, die sich neugierig herangedrängt hatten! Ein plötzlicher Wuthanfall überfiel sie. Sie fletschte die Zähne und stieß einen hohen Schrei aus.

Sie sprang seitwärts, machte mit den Armen Schwimmbewegungen, als wolle sie sich Platz machen, und in wildem Lauf, den Boden kaum berührend, stürmte sie dahin über den gelben Sand, rothbeflügelt in ihrem flatternden Mantel, leicht und schnell, wie die tieffliegende Möwe über den glatten Wasserspiegel.

Auf dem nahen Sandhügel, hart am Ufer des Colorado hockte sie nieder. Da war sie allein; da hatte sie ihn zuerst gesehen. Und wie damals zog sie die Kniee gegen die Brust, stützte die Ellbogen auf die Kniee und den schönen schwarzumwallten Kopf auf die Hände und sah mit unsagbarer Schwermuth auf zu dem herrlichen Feuerball am unermeßlich blaufluthenden Himmel. Der Sonne Glanz blendete sie nicht. Das so schöne, von den langen leuchtenden Wimpern umfaßte wehmuthsvolle Auge blieb unverwandt mit dem Ausdruck inbrünstigen Flehens auf das heißglühende und strahlende Gestirn gerichtet, und ihre Lider schlossen sich nicht. Dann aber wurde ihr Auge feucht, und dicke Tropfen rollten über ihre dunklen Wangen. Aus dem halboffenem Munde athmete sie laut und schwer wie eine Tiefleidende.

Und so saß sie noch da, wie weltentrückt zur ewigen Sonne aufstarrend, als das eiserne Dampfroß der Cultur grausam an dem gelben Hügel der Wildniß vorübersauste.

„Das war Mayo," sagte Georg ernst.

Noëmi nickte schweigsam und lehnte den Kopf an Georgs Schulter. Er neigte sich dankbar zu ihr, streichelte sanft die mit rosigem Hauch übergossenen Wangen und küßte ihre weiße Stirn.

„Wo sind wir denn eigentlich?" fragte Mr. Jefferson, der eben aufgewacht war und sich die Augen rieb.

„An den Needles, Papa," antwortete Noëmi, ohne ihren Kopf von Georgs Schulter zu entfernen. Sie schmiegte sich noch fester an, und als Jefferson nach der falschen Richtung hinblickte, fügte sie, wie im Frohgefühle des Sieges nach ernsthaftem Kampfe, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf die Felszacken weisend, hinzu: „Da liegen die Needles! . . . hinter uns."

Friedrich Theodor von Frerichs.

Von

P. Boerner.

— Berlin. —

Friedrich Theodor von Frerichs ist am 24. März 1819 zu Aurich geboren und da seine Familie seit Jahrhunderten in dem in der Nähe belegenen Orte Großsehe die Landwirthschaft betreibt, so darf er sich mit Recht rühmen, ein friesischer Bauernsohn zu sein.

Die hervorragenden Eigenschaften dieses Stammes sind bekannt und oft genug geschildert worden. Die Friesen vereinigen, dünkt mich, Vieles von dem was einerseits den Westfalen, andererseits den Anwohner des Meeres charakterisirt. Von jenem haben sie das Knorrige, Zähe, die eiserne Beharrlichkeit und dabei doch nicht selten eine Innigkeit und Tiefe des Gemüthes, die sich allerdings nur ungern der Oeffentlichkeit darbietet; von der Nordsee den weiten Blick aus hellen scharfspähenden Augen, die Abwendung von heimischen Kirchthurms-Interessen, die Freude an ferneren Zielen. Seinem Stamme verdankt Frerichs, irre ich nicht, eine Eigenschaft, die ihm in seiner späteren Laufbahn reiche Früchte bringen sollte, den klaren, unbeirrbaren friesischen Bauern-Verstand im besten Sinne des Wortes. Meisterhaft hat er ihn geübt und geschärft in der strengen Schule unabläßiger Beobachtung und Forschung, aber das Elementare, Angeborene desselben war doch die Hauptsache. Unzerstörbar tritt überall bei Frerichs der große Sinn für das Thatsächliche, Gegenständliche hervor, das Beobachtungs-Object immer im Ganzen umfassend und reproducirend, nicht mit kleinmeisterlicher Mosaikarbeit es mühsam aufrichtend. Dieser Sinn hat ihn denn auch befähigt, die Nebel des Dogmatismus zu durchdringen, der Anderen die Wirklichkeit ver-

barg, mit einem Worte, die Dinge zu sehen wie sie sind, anscheinend eine einfache, selbstverständliche Forderung, und doch in großem Verhältnisse die letzte Stufe wissenschaftlicher wie künstlerischer Entwickelung.

Im Jahre 1839 bezog der echt friesisch Reckenhafte die hochberühmte alma mater seines Vaterlandes, die Universität Göttingen. Hier hat er die ersten akademischen Jahre in flottem, manchmal vielleicht auch etwas wildem Treiben verlebt. Dem Biercomment soll er mit nicht geringem Eifer obgelegen haben und ein gefährlicher Gegner auf der Mensur gewesen sein. Wenn ihn außerdem die „Spritzen" in die Umgegend manche gute Stunde der Wissenschaft entfremdeten, so hat er es doch durch seine energievolle Arbeit möglich gemacht, nachdem er zwei und ein halbes Jahr der Georgia-Augusta angehört, den medicinischen Doctorhut sich zu erwerben. Am 20. Februar 1841 hat Frerichs promovirt und sechs Thesen vertheidigt, die von einem individuellen Charakter seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen freilich noch keine Kunde geben.

Von Göttingen zog der junge Doctor nach Berlin, anscheinend weniger um Schönlein als um den genialen Dieffenbach zu hören, dessen er noch heute mit gerechter Bewunderung zu gedenken liebt.

Trotzdem Frerichs nunmehr eigentlich, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes und altverbreiteter Sitte nach, seine Ausbildung berechtigt war für vollendet zu halten, so zog es ihn doch wieder nach Göttingen zurück. Hatte er sich in der ersten Periode seines Studiums, so weit wir sehen mit Vorliebe den praktischen Disciplinen unter Lehrern wie der ältere Langenbeck, Fuchs, Conradi u. a. m. zugewendet, so trat er jetzt einem Manne näher, der zu den Bahnbrechern deutscher Wissenschaft gehört. Es ist Friedrich Wöhler, der große Chemiker, dessen geniale Natur erst in neuerer Zeit, besonders durch die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Liebig in das rechte Licht gestellt worden ist. Der Meister hatte Freude an dem eifrigen hochbegabten Jünger, und fast wäre es ihm gelungen, denselben ganz für die Chemie zu gewinnen. Die erste Frucht dieser Studien, die Frerichs später mit erneutem Eifer wieder aufnehmen sollte, war eine Arbeit über die Zusammensetzung der Knochen. Zum Glück vielleicht für die Zukunft Frerichs' und jedenfalls zum Vortheil der Medicin, für die er doch eigentlich am meisten veranlagt war, zog es ihn aber bald darauf nach seiner Heimath, um daselbst als einfacher praktischer Arzt in Gemeinsamkeit mit seinem jüngeren Bruder thätig sein zu können. Die Beiden erwarben sich schnell das Vertrauen der Bevölkerung, und sonderbarer Weise hatten sie sich so getheilt, daß unser Held Chirurgie und Augenheilkunde cultivirte, der Bruder aber wesentlich das Gebiet der inneren Medicin. Eine Reihe von Operationen hat Frerichs damals mit Glück ausgeführt, und ist, glaube ich, auf diese Jahre seiner Praxis nicht weniger stolz, als auf manche glückliche Diagnose in seiner späteren, immer weitere Kreise beherrschenden Thätigkeit.

Die ärztliche Praxis, der er, um ihrer selbst willen, mit hingebender Gewissenhaftigkeit oblag, mußte ihm außerdem die Mittel gewähren, um nach Wien und Paris reisen, und dort diejenige letzte Ausbildung empfangen zu können, welche Göttingen und das damalige Berlin nicht zu gewähren im Stande waren. Trotzdem wäre er vielleicht der medicinischen Praxis, noch längere Zeit wenigstens, treu geblieben, denn der in ihm stets rege Trieb hätte ihm wohl schwerlich gestattet, der wissenschaftlichen Laufbahn ganz zu entsagen, hätte nicht ein äußeres Ereigniß die Entscheidung schon jetzt gebracht. Beide Brüder waren Junggesellen, aber für den Jüngeren schlug nun die Stunde, die dem Aelteren soviel später erst kommen sollte. Der jüngere Bruder wollte sich einen eigenen Herd gründen, und für Zwei schien Haus und Praxis nicht auszureichen. Da entschloß sich der ältere Bruder schnell; übergab die ganze Praxis dem Anderen und kehrte zurück nach Göttingen.

Die, im Vergleich zu seiner späteren Wirksamkeit allerdings nur kurze Thätigkeit Frerichs' als praktischer Arzt war für den späteren Kliniker dennoch von größter Bedeutung. Nur allzu leicht vergißt der Mann der exacten wissenschaftlichen Medicin die Bedürfnisse der Praxis, und nur allzu oft bildet sich bei ihm die einseitige Richtung auf irgend eine bestimmte Specialität aus, die dann auch seine Schüler influencirt. Der tüchtige praktische Arzt dagegen ist nothwendig der Repräsentant der Gesammt-Medicin, der Einheit von Wissenschaft und Praxis. Gerade in der Zeit, da Frerichs sich der wissenschaftlichen Laufbahn zuwendete, war es vielfach vorgekommen, daß pathologische Anatomen oder Assistenten derselben, deren Erfahrungen über die Mauern der Krankenhäuser nicht hinausgingen, an die Spitze von klinischen Instituten berufen wurden, und wie wichtig ist es doch, daß der Lehrer unserer künftigen Aerzte, selbst, in verantwortlicher Thätigkeit, nur auf sich angewiesen, auch die Bedürfnisse der ärztlichen Praxis kennen gelernt habe, am besten nicht nur in der großen Stadt, wo stets Unterstützung zur Hand ist, sondern in der Provinz, auf dem Lande, wo es gilt, mit den eigenen Hilfsmitteln auszukommen. Frerichs ist, wie wir sahen, auch diese Gunst des Schicksals zu Theil geworden, und der spätere Kliniker wird oft genug dankbar der strengen, aber wohlthätigen Lehrlingszeit gedacht haben, die in den ersten Jahren der Praxis zum Glück keinem Arzte erspart wird.

Auf's Neue wandte sich Frerichs in Göttingen Friedrich Wöhler zu und veröffentlichte eine der physiologischen Chemie gewidmete, schon bedeutungsvolle Arbeit. Ihr folgte aber bald eine viel hervorragendere Abhandlung über „das Maß des Stoffwechsels, sowie über die Verwendung der stickstoffhaltigen und stickstofffreien Nahrungsmittel“. Sie ist, abgesehen von ihrem materiellen Inhalte, den hier eingehend zu erörtern, zu weit führen würde, schon dadurch hochbedeutsam, daß in ihr, im Gegensatz zu Justus v. Liebig, der seiner Mitwelt damals als der souveräne Herrscher dieses

Gebietes erschien, die ersten Bausteine gelegt sind zu dem Gebäude einer der Wahrheit mehr entsprechenden Theorie der Ernährung, die später mit unvergleichlich reicheren Mitteln und gefördert durch die raschen Fortschritte der Wissenschaft von der Münchener Schule, besonders unter Pettenkofer und Voit, der Vollendung nahe gebracht ist. Aber der große Liebig war in diesen Dingen nicht ohne Empfindlichkeit, und während Frerichs, der in dieser Schrift schon die Luxus-Consumtion eingehend zu erörtern wußte, eigentlich eines Rufes nach Gießen gewärtig sein durfte, konnte davon nunmehr nicht mehr die Rede sein.

Indessen den jungen Docenten, der, die Segel von Hoffnung geschwellt, in das Meer der Wissenschaft muthig hinausfuhr, hat dies wenig bekümmert. War er ein schneidiger, seine Ziele stürmisch erfassender, und hartnäckig festhaltender Student gewesen, so verließ ihn, als er den Kampf um's Dasein des Docententhums durchzufechten hatte, diese Schneidigkeit nicht. In Rudolph Wagners physiologischem Institut eroberte er sich die Stelle des Assistenten, bald genug Wagner, der der experimentellen Methode fern stand, vielfach ersetzend. Nicht minder kühn, ein wenig gewaltthätig, brach er fast gleichzeitig ein in das Gebiet der Pathologie, und usurpirte geradezu die klinischen Obductionen, die er dann bis zu seinem Abgange von Göttingen sämmtlich ausgeführt hat.

In dieser Sturm- und Drangperiode, auf wenige Mittel beschränkt, hat Frerichs, oft genug vielleicht, weil er des sparsamen Honorars bedürftig war, eine Reihe von Arbeiten durchgeführt, die zu dem Besten gehören, was damals auf diesem Gebiete erschien, und noch jetzt der sorgsamsten Beachtung werth sind. Die reifste Frucht jener Jahre ist aber die in Wagners Handwörterbuch, neben anderen kleinen, erschienene größere Abhandlung über die Physiologie der Verdauung, welche, trotzdem viele ihrer Abschnitte durch die rastlos fortschreitende Wissenschaft überholt sind, dennoch auch noch heute ein eingehendes Studium verdient, und sich dadurch vor vielen anderen physiologischen Arbeiten auszeichnet, daß in ihr stets Rücksicht genommen wird auf die Pathologie und das Bedürfniß des Arztes.

Andere Arbeiten jener Periode gehören der pathologischen Anatomie an und doch, während man meinen sollte, Frerichs' ganze Kraft hätte durch diese Thätigkeit, zu der sich auch noch Praxis aller Art gesellte, absorbirt werden müssen, war das Maß seines Könnens damit noch nicht erschöpft. Auf der einen Seite nahm ihn die eben auftretende Cholera-Epidemie in Beschlag, in der er mit einer unvergleichlichen Verachtung jeder Gefahr der damals noch so unbekannten, und darum um so dämonischeren Krankheit auf die Spur zu kommen suchte, und ohne Pasteur'sche Schutzvorrichtungen sie studirte am Krankenbette in den engen dumpfigen Bauernhäusern, wie mit Scalpell, Retorten und Mikroskop am Leichentische. Andererseits begann Frerichs schon damals die Materialien zu sammeln für sein geradezu bahnbrechendes Werk über die nach dem englischen Arzt Bright benannte Nierenkrankheit.

In Göttingen selbst und in Hannover mögen manche bejahrte Häupter

oft genug geschüttelt worden sein ob dieses, Alt-Göttinger Sitte so wenig entsprechenden Treibens des jungen Forschers.. Indessen Diejenigen, welchen das Wohl der etwas altersschwach gewordenen, einst so hochberühmten Georgia-Augusta am Herzen lag, wußten es doch zu schätzen, daß dieser etwas unbequeme Forscher neues Leben in die Hörsäle und in die Laboratorien brachte. Das sahen auch die Göttinger Bürger ein, die mit etwas scheuer Zuneigung an ihm hingen und vor Allem die Studenten, die ihn mit einem, nicht selten vielleicht ein wenig geräuschvollem Enthusiasmus ihre Verehrung zu bezeugen wußten.

Aber Frerichs' Göttinger Zeit ging zur Neige. Allerdings hatte ihn die hannoversche Regierung in Anerkennung seiner nicht mehr zu leugnenden Verdienste, zum außerordentlichen Professor ernannt, aber außerhalb seines engeren Vaterlandes hatte sich die Aufmerksamkeit längst auf ihn gerichtet.

Der geniale Begründer der deutschen Kriegs-Chirurgie, Stromeyer, erwirkte im Jahre 1849 seine Berufung als Professor der Medicin und Director der inneren Klinik nach Kiel, und hiermit hatte Frerichs nun erreicht, wonach er strebte. Die Göttinger aber gedachten seiner in dauernder Dankbarkeit und dreimal hat die hannoversche Regierung wie das Curatorium der Universität den Versuch gemacht, ihn der Georgia-Augusta wieder zu gewinnen, aber vergeblich.

So kurz die darauf folgende Kieler Zeit auch nur gewesen ist, sie hat doch hingereicht, um Frerichs diejenigen Grundsätze in seinem klinischen Unterrichte nunmehr praktisch in's Leben führen zu lassen, die er längst in seiner Seele trug. Jetzt begann er, eine Schaar von jungen Aerzten zu erziehen, und der Verlust, den Göttingen durch seinen Weggang erlitt, zeigte sich schon dadurch, daß ihm zahlreiche seiner Hörer nach Kiel nachfolgten. Ebenso fing er in Kiel an, in immer weiteren Kreisen seine ärztliche Thätigkeit als consultirender Arzt auszuüben, durch welche er sich dort gleichmäßig beliebt machte bei den Aerzten, in Folge seines durchaus collegialischen Verhaltens, wie bei den Kranken selbst, denen er ein unbedingtes Vertrauen einflößte. Es wurde ihm außerdem und zwar zu seiner großen Genugthuung in Kiel Gelegenheit gegeben, einer Thätigkeit sich widmen zu können, die, wie Stromeyer einmal hervorhebt, von den englischen Aerzten gewissermaßen als die Vollendung der Ausbildung des Arztes überhaupt angesehen wird. Schleswig-Holstein führte bekanntlich 1850, von Preußen und Deutschland in Stich gelassen, selbstständig seinen verlustreichen Unabhängigkeitskrieg gegen Dänemark. Als Chefarzt war Frerichs, der schon in dem Feldzuge des Jahres 1849 in gleicher Stellung fungirt hatte, die Leitung von zwei Lazarethen in Rendsburg übertragen, und es lag ihm besonders ob, der Ausbreitung von Infectionskrankheiten entgegen zu wirken. Die, welche mit ihm damals in diesen Lazarethen thätig gewesen sind, können nicht genug von der Einsicht, der Energie und dem Gleichmuth erzählen, die er als Feldarzt auch so schwierigen Verhältnissen gegenüber entfaltete.

Zu seiner Universitäts-Thätigkeit zurückgekehrt, wendete sich Frerichs mit allem Eifer der Umbildung seiner Klinik in ein klinisches Institut zu, aber die Verhältnisse in Kiel waren in keiner Weise danach angethan, in einem Manne gleich ihm den Wunsch zu erwecken, dort eine dauernde Stelle seiner Wirksamkeit zu suchen. So hat er denn die Ausführung dessen nicht erlebt, was er plante, und erst seinem damaligen Assistenten, und in späterer Zeit seinem Nachfolger, Bartels, ist es beschieden gewesen, die Früchte zu pflücken.

Noch in Kiel erblickte das Werk über die Bright'sche Nierenkrankheit das Licht der Welt. Die Vorrede datirt vom Juli 1851. Wohl lag die Arbeit schon seit Jahr und Tag in ihren Grundzügen fertig, aber Kiel brachte ihr neben größerem Material die letzte Feile. Der große Beifall, mit welchem das Werk überall aufgenommen wurde, hat wohl die Ansicht hervorgerufen, dasselbe habe dazu beigetragen, daß bald darauf die Berufung Frerichs in die vacant gewordene Professur der inneren Medicin und Klinik nach Breslau erfolgte. Dies ist aber, so weit wir sehen, nicht der Fall, da schon am 1. April 1851 die Berufung durch das preußische Ministerium entschieden war.

Der Güte eines der damaligen Breslauer Collegen von Frerichs, des noch unter den Lebenden weilenden, greisen Geheimen Sanitätsraths Grätzer, verdanke ich einige Mittheilungen über die Wirksamkeit des neuen Klinikers in dieser Stellung. Sie sind mir gerade um deswillen so interessant, weil sie von einem Manne herrühren, der damals auf eine 18jährige Praxis zurückblicken konnte, so daß diese Erinnerungen davon Kunde geben, wie nicht etwa ein jüngerer Schüler Frerichs beurtheilte, sondern ein hervorragender, längst fertiger, erfahrener und älterer Arzt.

Schon Traube betonte, wie Leyden berichtet, daß, als er 1835 die Universität Breslau bezog, auf der Medicin daselbst tiefes Dunkel lag. Die von England und Frankreich aufgehende Morgenröthe einer neuen Epoche, sagt Leyden in seiner vorzüglichen Rede auf den heimgegangenen Lehrer und Freund, hatte ihre Strahlen noch nicht bis in diesen fernen Osten erstreckt; Traube habe oft noch in später Zeit gesprächsweise über die gehalt- und geistlosen Vorträge jener Zeit geklagt. Es war inzwischen nicht besser, sondern schlechter geworden. Der einzige Mann, den die medicinische Facultät in Breslau besaß, der die Anderen nach Leydens Ausspruch um Haupteslänge überragte, Purkinje, war längst nach Prag übergesiedelt, und als Frerichs seine Berufung erhielt, gehörten von den besseren Alten auch Remer sen. und Otto der Breslauer medicinischen Facultät nicht mehr an. Ihre Ordinarien waren Benedict, Betschler, Barkow, Henschel und v. Siebold. In ein wahres Pulverfaß fiel nun, wie Herr Grätzer mir schreibt, Frerichs Feuerfunke. Es handelte sich aber bei ihm nicht um eine nur zerstörende Explosion, sondern mehr noch als in Göttingen wurde im höchsten Grade neues, jugendliches, kräftiges wissenschaftliches Leben geschaffen. Als damals stellvertretender Stadtverordneten-Vorsteher und Curator des Allerheiligen-Hospitals brachte Herr Grätzer selbst den längst

vorbereiteten Vertrag zu Stande, nach welchem die innere Klinik in das Hospital aufgenommen wurde. In diesem begann jetzt Frerichs seine Thätigkeit damit, daß er neben seiner Professur thatsächlich auch das Amt eines Prosectors übernahm. Er führte alle Sectionen selbst aus, eine nicht geringe Arbeit, da dieselben schon damals auf 6—700 jährlich gestiegen waren. Frerichs dictirte dabei die Protocolle der Leichenöffnungen und demonstirte den um ihn versammelten Aerzten und Studirenden den Befund auf das Genaueste. Erst im dritten Jahre überließ er die Sectionen seinem vortrefflichen Secundär-Arzte Rühle, dem späteren Kliniker in Greifswald und Bonn. Frerichs Art und Weise war natürlich etwas ganz Neues für Breslau, und noch mehr als durch seine klinischen Vorträge öffnete er einer anderen Auffassung der Medicin auch in solchen ärztlichen Kreisen die Wege, welche sich gegen die modernen Methoden bisher abwehrend verhalten hatten. Eines darf hier nicht unerwähnt bleiben, vor Allem um deswillen nicht, weil neuerlichst irrthümlich das Entgegengesetzte berichtet wurde. Uebereinstimmend haben mir zahlreiche competente Zeugen mitgetheilt, daß bei den selbst ausgeführten Sectionen der Kliniker Frerichs dem pathologischen Anatomen Frerichs durchaus unbefangen gegenüber stand, und niemals versuchte, letzteren zu falschen Deutungen zu bewegen. Keiner von Beiden lief Gefahr, an gefährlicher Klippe zu scheitern.

Wie Frerichs seine Klinik hielt, schreibt Herr Grätzer, brauche ich nicht zu schildern. An die genauesten Untersuchungen des Kranken unter Zuhilfenahme der chemischen und physikalischen Untersuchungen überhaupt, Methoden, die er sämmtlich mit vollendeter Meisterschaft beherrschte, schloß sich eine Diagnose, die von einem fast divinatorischen Scharfblicke Kunde gab. Von Beginn seiner akademischen Thätigkeit an war Frerichs zudem berühmt wegen seines durchaus klaren, durchsichtigen und dabei stylistisch fast fehlerlosen Vortrags, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß sich sein Auditorium stets mit Zuhörern aus jedem Lebensalter füllte; ein in Breslau noch nie dagewesener Fall.

Erreichte Frerichs' Thätigkeit als Kliniker in Breslau ihre Glanz- und Blüthenperiode, so wurde die schlesische Universität auch die vornehmste Pflegestätte seines wissenschaftlich-literarischen Ruhmes. Dort schrieb er seine Abhandlung über die eigenthümliche Blutbeschaffenheit, die man im Gegensatz zu der Leukämie, der Weißblütigkeit, Melanämie nennt. Das Material zu dieser Arbeit beruhte auf zahlreichen Leichenöffnungen, die er nach der großen schlesischen Ueberschwemmung gemacht hatte, sodaß bei ihr auch ein erhebliches hygienisches Interesse vorhanden ist. In Breslau ferner wurden die schönen Untersuchungen über Leucin und Tyrosin zum Abschlusse gebracht und ebenso der I. Band des Werkes über die Leberkrankheiten. Außerdem förderte Frerichs eine Reihe vortrefflicher Dissertationen, und auch auf nicht wenige junge Docenten machte sich sein wohlthätiger Einfluß geltend. Es mögen unter den Letzteren genannt werden der Chirurg Middeldorpf, der Ophthalmologe Förster und der Psychiatriker Neumann. Aus

der philosophischen Facultät traten ihm Viele näher, vor Allen zwei Männer ersten Ranges, Bunsen und Kirchhoff.

Am Schlusse seiner Breslauer Zeit angekommen, hatte Frerichs daher, noch nicht vierzig Jahre alt, eine der vornehmsten Stellen unter den klinischen Lehrern der Gegenwart erreicht. Wohl war Schönlein noch in Thätigkeit, aber mehr noch als früher wirkte er weniger durch eigene fördernde Arbeit als durch den Kreis seiner Schüler auf die Entwicklung der Medicin ein. Breslau war inzwischen ein Anziehungspunkt geworden nicht nur für die künftigen Aerzte, sondern nicht minder für diejenigen, welche den Rath des berühmten Klinikers hören wollten. Daß seine Zeit dadurch sehr in Anspruch genommen wurde, ist selbstverständlich. Dazu kamen noch häufige Reisen zu Consultationen in der Provinz und weit über diese hinaus, so daß man die Arbeitskraft des Mannes bewundern muß, der dies Alles anscheinend mühelos zu erledigen wußte, und dabei noch Zeit behielt, die Pflichten der Professur in ausgiebigster Weise zu erfüllen, und wissenschaftliche Untersuchungen von weitem Umfange durchzuführen.

Mitten in dieser Schaffenslust, seiner zahlreichen Freunde und Schüler froh, wurde Frerichs nach Berlin gerufen, um an einem Consilium Theil zu nehmen, welches noch einmal die Aussichten zu erörtern hatte, die vielleicht für eine Wendung vorhanden seien des herben Geschickes, das König Friedrich Wilhelm IV. so schwer getroffen hatte. Es ist nicht nöthig, die schwierigen Verhältnisse eingehender an dieser Stelle zu erörtern, unter denen der, von gewisser Seite viel angefeindete Schönlein seines Amtes als Leibarzt in jener Zeit waltete. Hatte man geglaubt, Frerichs werde gegen die Diagnose des älteren Collegen Einwendungen machen oder andere Wege des Heilverfahrens anzurathen haben, so befand man sich in einem vollständigen Irrthume. Frerichs theilte in jedem Punkte die Ansicht Schönleins über das Leiden selbst und über die bisher angewandte Therapie, die bei der Unheilbarkeit des trostlosen Zustandes, in den der König verfallen war, nur eine palliative sein konnte.

Allerdings war der Name Frerichs schon vorher längst genannt worden, wenn von dem dereinstigen Nachfolger Schönleins gesprochen wurde, aber vielleicht sind die in Berlin gewonnenen persönlichen Beziehungen schließlich nicht ohne Einfluß geblieben. Es kam noch Eines hinzu. Zum dritten Mal machte die Universität Göttingen den Versuch, ihren berühmten Schüler zurück zu gewinnen. Diesmal war das Anerbieten ein verlockendes. Der Curator v. Warnstedt überreichte Frerichs gewissermaßen ein weißes Blatt, er solle seine Bedingungen darauf schreiben, sie seien im Voraus erfüllt. Die preußische Regierung bekam Kenntniß von diesem Rufe und suchte den drohenden Verlust natürlich abzuwenden. Frerichs forderte, daß ihm für den Fall, daß Schönlein sein Amt niederlege, die Nachfolge unter denselben Bedingungen garantirt werde, die diesem gewährt waren. Er hatte persönlich Recht, daß er dabei eine Ausnahme statuirte und im Voraus auf die Anstellung als Leibarzt verzichtete.

Die Stunde kam bald, in welcher der vorgesehene Fall eintrat. An der verwundbarsten Stelle wurde Schönlein tödtlich getroffen, als die Nachricht an ihn gelangte, sein einziger Sohn Philipp habe am 8. Januar, 22 Jahr alt, auf Cap Palmas an der Küste von Ober-Guinea in Folge des Sonnenstichs geendet, und um so weniger konnte er jetzt noch die vielfachen Reibungen vertragen, die seine Stellung mit sich brachte. Müde von der Arbeit eines so reichen Lebens nahm er Anfangs 1859 den Abschied und suchte Ruhe in Bamberg, wo er am 23. Januar 1864 gestorben ist, nachdem er kurz vor seinem Tode die ihm dargebotene Arznei mit den, für den glücklichsten Arzt jener Zeit immerhin charakteristischen Worten: „Plaget doch den alten Mann nicht mehr," verweigert hat.

Hier, wo wir nunmehr an der Schwelle einer neuen Periode für Frerichs stehen, mag es gestattet sein, zuvörderst der Hauptmomente zu gedenken, die sich aus seiner bisherigen wissenschaftlich literarischen Thätigkeit hervorheben, um so mehr als diese mit der Thätigkeit in Berlin zu einem vorläufigen Abschlusse kommen sollte.

Schon wurde das Werk „Ueber die Brightsche Nierenkrankheit und deren Behandlung" erwähnt. Frerichs wollte mit dieser Arbeit seine Anschauungen über die Aufgabe des Klinikers durch ein praktisches Beispiel dem ärztlichen Publikum erhärten. Diese Anschauungen gingen wesentlich dahin, daß der Pathologie nur dann eine bessere Zukunft blühe, wenn bei ihrer Bearbeitung derselbe Weg nüchterner Beobachtung und streng logischer Induction inne gehalten werde, welcher die exacten Naturwissenschaften zu ihren Erfolgen geführt habe. Nach diesen Grundsätzen sollten die Kliniker die ihnen anvertrauten Materialien verarbeiten. Auch die Erscheinungen des modificirten Lebens, die der Pathologie anheimfielen, bedürften derselben scharfen und allseitigen Beobachtungen, wie die des gesunden; „von außen her lassen sie sich nicht construiren, von fremden Gebieten kommt daher den Aerzten kein Mann der rettenden That."

Es zeugt von großem, aber diesmal berechtigtem Selbstvertrauen, daß Frerichs als Thema gerade die Brightsche Krankheit, und zwar auch aus dem Grunde gewählt hat, weil sie zu den verwickeltsten gehöre. Und in der That, trotzdem ist es ihm gelungen, für sie die bis dahin fehlenden leitenden Gesichtspunkte zu gewinnen. Ueber achtzig von Frerichs selbst beobachtete Fälle liegen der Arbeit zu Grunde, während für dunklere, der directen Beobachtung am Krankenbette nicht zugängige Vorgänge das Experiment zu Hilfe genommen wurde. Mehr als dreißig Jahre sind seit dem Erscheinen des Werkes verflossen und so viel angefochten es inzwischen auch wurde, in den meisten Fragen, die er in ihm erörterte, ist der Verfasser unwiderlegt geblieben.

In den Abhandlungen über Leucin und Tyrosin handelt es sich um Umsetzungsproducte, deren Vorkommen im lebenden Organismus Frerichs zuerst gefunden, während er die späteren Untersuchungen über den Gegen-

stand in Gemeinschaft mit seinem früh verstorbenen Freunde, dem Chemiker Städeler ausgeführt hat. Es gelang ihm damit eine in der Physiologie des thierischen Stoffwechsels Epoche machende Entdeckung, deren Bedeutung, trotz der scharfen, meines persönlichen Erachtens nicht gerechten Kritik, die Virchow an ihr übte, von Jahrzehnt zu Jahrzent gewachsen ist.

Das Werk endlich, das wir wesentlich der Breslauer Thätigkeit Frerichs' verdanken, der erste Band der Klinik der Leberkrankheiten, sollte nur der Beginn eines groß gedachten Planes von weitem Umfange sein. Frerichs beabsichtigte damit nämlich, eine Reihe von Arbeiten zu eröffnen, in welcher die Ergebnisse seiner klinischen Erfahrungen und pathologischen Untersuchungen niedergelegt werden sollten. Das Werk ist, mit dem zweiten in Berlin abgeschlossenen Bande leider ein Torso geblieben, hat aber, besonders was den ersten Band anlangt, fast allseitige Anerkennung gefunden, ein Erfolg, der sich nicht am wenigsten auch dadurch documentirte, daß von ihm eine englische, eine französische und eine italienische Uebersetzung erschienen sind. Die englische Wiedergabe des Werkes ist für den Verfasser noch aus dem Grunde besonders ehrenvoll, weil er durch sie den nicht-englischen medicinischen Klassikern der Neuzeit angereiht wurde, welche die New Sydenham society in London der Herausgabe für würdig erachtet. Sie betraute damit in diesem Falle Niemand Geringeren als Charles Murchison.

In der Vorrede zu der Klinik der Leberkrankheiten hat Frerichs von Neuem über die Ziele und Methoden seiner wissenschaftlichen Forschung Rechenschaft gegeben, und sie vortrefflich charakterisirt. Er dringt wieder darauf, neben der einfachen Beobachtung am Krankenbette, die Hilfsmittel der physikalischen, chemischen und mikroskopischen Forschungsweise, sowie das experimentelle Verfahren zu benutzen, um Materialien für den Aufbau einer wissenschaftlichen Medicin zu sammeln. Letztere in ihrer ganzen Ausdehnung ist ihm die Grundlage der Klinik. Um dies werden zu können hat sie zu arbeiten, ohne Rücksicht auf praktische Verwerthung. Wie die Physik und Chemie erst dann ihre Früchte trugen, als man unbekümmert um die Zwecke des Tages sich ihnen hingab, ähnlich die Medicin. In diesem Sinne bricht sogar für die Therapie erst dann eine fruchtbare Zeit an, seit man „die Idee des Heilens" — für Frerichs ist sie dem Stein der Weisen der Alchymisten analog — welche die unbefangene natürliche Verknüpfung der Data in den Hintergrund drängte und auf Abwege führte, aufgab. Indessen trotzdem sind selbst die unter dieser Idee erhaltenen Resultate ebenso für die Medicin zu verwerthen, wie die Chemie die der Alchymisten sich zu eigen gemacht hat.

Wir sehen, überall dient Frerichs auch als exakter Forscher der Praxis und alle Strahlen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vereinigen sich in dem einen Brennpunkt, der Klinik. Die Arbeit für diese war schon in Göttingen und Breslau die Signatur all seines Strebens geworden, sie blieb es in Berlin.

Als Frerichs den Lehrstuhl der inneren Medicin in Berlin antrat und Schönleins Erbschaft als ausübender Kliniker übernahm, war die

allgemeine Aufmerksamkeit der Fachgenossen eine gespannte. Hatte er in Breslau in souveräner Weise die Verhältnisse beherrscht, so daß er den Aerzten dort als der vollendete Meister erschien, in dessen glänzender Rüstung nirgendwo eine Lücke, ein schwacher Punkt zu finden sei, so mußte er in Berlin einer scharfen Kritik gewärtig sein.

Noch in der letzten Zeit Schönleins war Virchow nach Berlin berufen worden und hatte ein pathologisches Institut geschaffen, in welchem alle Richtungen der Pathologie in einheitlicher Weise vertreten sein sollten. Es entstand dadurch eine Einrichtung, deren Tendenz ganz seiner Auffassung der Medicin entsprach und Virchow suchte das Institut außerdem noch dadurch in eine nähere Verbindung mit dem Krankenhause zu bringen, daß er selbst eine Abtheilung der Charité als dirigirender Arzt übernahm. Durchaus selbstständig standen hier also zwei Institute, das Pathologische und das Klinische, neben einander, während in Breslau für beide der Einfluß des Klinikers maßgebend gewesen war.

Auf dem Gebiete der Klinik selbst aber hatte längst, schon neben Schönlein, Traube eine eigenartige Richtung der klinischen Medicin mit scharfer Consequenz ausgebildet. — Eine große Zahl der Aerzte Berlins gehörte zu seinen Schülern, während er unterstützt wurde durch zum Theil ganz hervorragende Assistenten. Die Kritik konnte daher nicht ausbleiben und sie hat auch den Kliniker Frerichs nicht gefehlt. Indessen dieser brachte nach Berlin als solcher mit alle die guten Eigenschaften, welche ihm in Breslau einen so seltenen Erfolg verschafft hatten, und stand gerade jetzt auf dem Höhepunkte seiner Kraft. Seine Methode blieb wesentlich dieselbe, so daß wir sie nicht noch einmal zu charakterisiren haben, wurde aber natürlich modificirt durch die Verhältnisse der werdenden Weltstadt, der Frerichs nunmehr angehörte. Es lag nahe, den Vergleich zwischen ihm und Schönlein gerade in der ersten Zeit zu ziehen. Die Anschauungen der beiden Kliniker über die Aufgaben der wissenschaftlichen Medicin und der Klinik waren grundsätzlich die gleichen; aber Vieles, was Schönlein doch nur als Forderung aufgestellt hatte, konnte der jüngere Mann verwirklichen, da seit Schönleins Beginnen Jahrzehnte rastloser und erfolgreicher Forschung einen ungeheuer vermehrten Erwerb gebracht hatten.

Mit dem, was Frerichs bei der Eröffnung des Congresses der inneren Medicin 1882 ausgesprochen hat, würde Schönlein sich gewiß einverstanden erklärt haben und, wollen wir hinzusetzen, dasselbe ist auch von Virchow trotz aller Differenzen im Einzelnen stets hervorgehoben worden.

„Die Grundlage unserer Forschung," sagte Frerichs nämlich bei jener Gelegenheit, „der eigentliche Born unserer Erkenntniß ist und bleibt für immer die Beobachtung am kranken Menschen; sie allein entscheidet in letzter Instanz die Fragen, welche uns entgegen treten." — In diesem Sinne betont er ebendaselbst, die innere Heilkunde habe genügsam erfahren, welche Folgen die Fremdherrschaft brachte, mochte

sie ausgeübt werden von der Philosophie, der Physik, der pathologischen Anatomie, der Chemie oder schließlich der experimentellen Pathologie. „Sie alle sind nicht dazu angethan, unser Haus zu bauen, wir müssen es selber thun, wenn es fest und dauerhaft werden soll."

War hiermit eine Forderung ausgesprochen, der Schönlein ebenfalls gehuldigt hatte, so finden sich auch in dem therapeutischen Wirken der beiden Kliniker mannigfache Analogien. Schon in seiner Vorrede zu der Klinik der Leberkrankheiten hatte Frerichs davor gewarnt, das Heilen der Krankheiten durch einfache Verstandesrechnung erreichen zu wollen. Es handle sich gerade in der Therapie, noch weniger als in der Pathologie, um einen vollständigen Neubau, sondern zunächst um die Prüfung und Verwerthung der überlieferten Erfahrungen, und wie Schönlein es so oft that, weist auch Frerichs darauf hin, daß selbst die therapeutischen Erfahrungen der Alten in vieler Hinsicht werthvoll seien. Im Anschlusse und in Uebereinstimmung damit erklärte er in Wiesbaden vierundzwanzig Jahre später, so unschätzbar auch die Arbeiten der neueren experimentellen Pharmakologie seien, welche für unser Handeln oft erst den wissenschaftlichen Boden schafften, so werthvoll z. B. die der Elektrotherapie, der Balneologie &c., im Großen und Ganzen bleibe doch immer der klinischen Erfahrung die Entscheidung vorbehalten, welche Wege wir wandeln sollen und nach solchen Gesichtspunkten lehrt Frerichs in der Berliner Klinik nun seit einem Vierteljahrhundert noch heute, im Kampfe besonders gegen den Nihilismus in der Medicin.

Nach einer Richtung hin mußte sich freilich, wie schon angedeutet, der Charakter seiner Klinik ändern.

Gusserow hat für die Aufgaben des klinischen Unterrichts, in seiner trefflichen Rede zur Geschichte und Methode desselben, sehr präcis drei Formen unterschieden. In der einen stelle der klinische Lehrer am Krankenbett oder an den in das Auditorium gebrachten Kranken die Diagnose und erörtere vielleicht kurz den Kurplan, halte dann aber, nachdem festgestellt sei, an welcher Krankheit der Patient leide, einen zusammenhängenden Vortrag über die letztere. Bei der zweiten, besonders in England üblichen Methode werde den Studirenden Gelegenheit gegeben, eine mehr oder weniger große Anzahl von Kranken zu sehen, nicht aber zu beobachten, er lerne dem Lehrer einfach die ärztliche Routine ab. Als dritte Methode bezeichnet Gusserow endlich die von Peter Frank in Prag und Wien, von Schönlein und Krukenberg dann in die deutschen Universitäten eingeführte Lehrweise, die noch jetzt in Geltung stehe. Seitdem bemühe man sich, dem angehenden Arzte möglichst viele Kranke zu eigener Beobachtung unter Leitung des Klinikers vorzuführen.

Es kann für Deutschland nur von der ersten und zweiten Methode die Rede sein, beziehungsweise von einer Verbindung der Beiden, und Ziemssen in München hat in besonders prägnanter Weise die Ziele, die die Klinik dabei verfolgen muß, klar gelegt und die Wege bestimmt

charakterisirt, welche Kliniker wie Frerichs in Breslau praktisch durchzuführen bemüht waren.

Nicht auf das vollendete Wissen, sondern auf die richtige physiologische Methode des Untersuchens kommt es an, nicht darauf, wie viel Kranke der junge Arzt während seiner Studienzeit gesehen oder in der Poliklinik behandelt hat. Ist die wissenschaftliche Methode dem jungen Arzt einmal in Fleisch und Blut übergegangen, ist sie ihm ein unverlierbares Eigenthum geworden, so erleichtert sie ihm die Fähigkeit, sich überall und jederzeit in praktischen und wissenschaftlichen Fragen zu orientiren.

Die Klinik besitzt daher auch heute nicht zu viel der exacten wissenschaftlichen Grundlage, vielmehr zu wenig einer methodisch klinischen Durchbildung, und um diesen Mangel zu heben, haben sich die Kliniken, wo Verständniß für ihre Aufgaben besteht, mehr und mehr anderen Zweigen der Medicin folgend, wie z. B. der Physiologie und der Pathologie, in klinische Institute umzuwandeln.

Dem Kliniker Frerichs ist der Vorwurf nicht erspart worden, sein Unterricht sei wesentlich ein demonstrativer im Sinne Gusserows, indessen ist dieser Vorwurf nicht begründet. Frerichs' klinische Vorträge schließen sich immer eng an den vorliegenden Fall an, und erhalten schon dadurch die individuelle Färbung, deren Mangel Gusserow bei so vielen Klinikern beklagt.

Die sokratische Methode des klinischen Unterrichts muß allerdings in den großen Kliniken überhaupt, mit so oft außerordentlich zahlreichen Praktikanten naturgemäß etwas zurücktreten, ebenso die Theilnahme der Letzteren an der Nachbehandlung der Patienten.

Schon aus dem äußeren Grunde der Stellung der Universität in einer modernen Weltstadt, hat allerdings geschehen müssen, was Gusserow auffällt, daß man namentlich in Wien von der Einrichtung Peter Franks zurückgekommen sei und sich der demonstrativen Methode wieder zugewendet habe. Für eine Klinik gleich der Frerichs'schen, deren Bestimmung sich zudem mehr und mehr dahin ausgeprägt hat, daß in ihr der schon gereiftere Schüler die weitere Ausbildung sucht, ist die Methode, die er verwendet, die vielleicht einzig mögliche, und schon um deswillen die richtige. Bedauerlich ist es nur, daß die Verhältnisse der Charité nicht zu gestatten scheinen, daß an die inneren Kliniken sich Polikliniken organisch anschließen. Solche Ambulatorien, unter der Leitung des Directors der Klinik selbst stehend, mit zahlreichen Assistenten, würden auf dem Gebiete der inneren Medicin eben so wohlthätig wirken, wie dies Seitens der Poliklinik der geburtshilflichen Klinik in Berlin, auch unter ungünstigen Verhältnissen, seit Jahrzehnten geschehen ist.

Was Frerichs' klinische Vorträge selbst anlangt, so zeichnen sie sich noch immer durch Klarheit bei vollendeter Form aus. Ebenso entsprechen sie im Uebrigen der scharf ausgeprägten Individualität des Mannes. Soweit meine persönlichen Erinnerungen gehen, erinnert Frerichs vielfach

an die Art und Weise Schönleins. Nach Feststellung aller Einzelheiten des Falles gewinnt man durch ihn einen Gesammteindruck von bemerkenswerther Deutlichkeit. Es ist als wenn das Bild der kranken Theile vor ihm aufstiege mit allen Détails, aber nicht nacheinander, sondern gleichzeitig, ungefähr wie der Blindlingsspieler niemals der einzelnen Stellungen der Schachfiguren sich erinnert, sondern das ganze Schachbrett mit seinem geistigen Auge umfaßt.

Nehmen wir daher Alles in Allem, gedenken wir der Schwierigkeiten, die einer solchen Klinik die äußeren Verhältnisse bereiten, so werden wir um so mehr die ebenso weit als tief eingreifende Wirksamkeit des seltenen Mannes bewundern.

Er selbst hat sie am Schluß seines fünfzigsten Semesters als Berliner Professor durch eine kurze Aussprache so treffend charakterisirt, daß wir letztere unverändert wiedergeben wollen.

„Meine Herren", sagte Frerichs, „ich schließe heute zum fünfzigsten Male meine Klinik, die erste medicinische der Universität Berlin und es geschieht dies mit dem Gefühl von Freude und von Wemuth. Tausende und abermals Tausende haben hier auf diesen Bänken und auf diesen Stühlen gesessen, die jetzt zerstreut leben, nicht nur in allen Theilen Deutschlands, sondern ich kann sagen in der ganzen Welt. Sie werden wohl in civilisirten Gegenden keinen Ort finden, wo nicht ein Commilitone wäre, der hier zugehört hat. Die Kranken, die hier vorgestellt worden sind, hatte ich so wenig vorher gesehen wie Sie. Wir haben miteinander gearbeitet, nur größere Erfahrung stand mir zur Seite. Ich suchte Ihnen zu zeigen, wie man untersucht, wie man Zeichen deutet und aus diesen die Diagnosen erschließt. Sie haben durch Autopsie gesehen, daß sie zutreffend waren. Ich habe zu zeigen gesucht, wie man an die Diagnose die Behandlung nach physiologischen Gesetzen anschließt. Nur die Methode wollte ich zeigen, das Material konnte ich nicht erschöpfen, und wenn ich noch 25 Jahre läse, wäre es noch nicht erschöpft. Immer bleibt das Wort unseres Altmeisters Hipokrates im: Βίος βραχύς, ἡ δε τέχνη μακρά. Unser Leben reicht nicht aus für unsere gewaltige Kunst. Sie sind mir bis heute treu geblieben und ich danke Ihnen, meine Herren, für die Theilnahme und den Eifer, mit dem Sie hier gefolgt sind. Leben Sie wohl!"

Vielleicht sind gerade die Epikrisen, welche Frerichs darbietet, besonders interessant und belehrend. Parallelfälle, die weit zurückliegen, sowie besonders Sectionsbefunde vergangener Jahre erscheinen ihm offenbar, man möchte sagen plastisch, und er weiß in echt künstlerischer Weise durch das lebendige Wort den gleichen Eindruck des Gegenständlichen bei den Hörern hervorzurufen.

Während seiner klinischen Thätigkeit hat Frerichs eine Reihe von Schüler gebildet, von denen nicht Wenige jetzt selbst an der Spitze von

Kliniken stehen. Von seinen früheren Assistenten wurden Bartels und Rühle schon genannt. Zu ihnen traten in Breslau Rega, Valentiner und der durch seine Arbeit über Embolie bekannte Cohn. In Berlin ging Joseph Meyer von Schönlein zu Frerichs über. Es folgten Mannkopf, Naunyn, Schultzen, Rieß, Quincke, Ewald, Eichhorst, v. Mering, Litten, G. Salomon, B. Heidenhain und augenblicklich fungiren auf der Klinik die Professoren Ehrlich und Brieger. Außerdem aber haben zahlreiche fremde Aerzte kürzere oder längere Zeit den klinischen Unterricht des deutschen Meisters genossen, und selbst in den entferntesten Gegenden der Erde findet man Schüler von Frerichs, wie er selbst betont, bemüht, das, was sie von ihm empfingen, in der Praxis zu verwerthen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die außer-klinische consultative Praxis grade in Berlin Frerichs in hohem Grade von Beginn an in Anspruch nahm, soweit er sie nicht selbst eingeschränkt hat. Was endlich seine amtliche Thätigkeit anlangt, so nimmt er als vortragender Rath des Ministeriums, und zwar in der Abtheilung für Medicinal-Angelegenheiten, Schönleins Stelle ein. Seine Thätigkeit entzieht sich hier der allgemeinen Kenntniß, doch mag hervorgehoben werden, daß er sein gewichtiges Wort stets für die gute Sache des ärztlichen Standes eingelegt hat und noch neuerlichst mit aller Energie für die humanistische Vorbildung des Arztes eingetreten ist.

An Angriffen allgemeiner und persönlicher Art hat es ihm während des Viertel-Jahrhunderts in Berlin nicht gefehlt. Den vielfachen Klatsch zu widerlegen, durch den öffentlich und im Geheimen mancher Staub aufgewirbelt wurde, kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, denn er richtet sich selbst. Frerichs gedachte vielleicht dabei des Goethe'schen Sprüchleins:

„Das Unvernünftige zu verbreiten,
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

Und so ist es denn auch gekommen.

Wohl den meisten Lesern dieser Zeitschrift ist Frerichs aus persönlicher Anschauung nicht unbekannt. Soeben 65 Jahre alt geworden, hat er sich die hohe ungebeugte Figur gewahrt und den sehnigen, gehaltene Kraft erweisenden Habitus. In die mächtige Stirn und die Züge des Gesichtes hat freilich die Niemand schonende Zeit ihre Runen eingezeichnet und hat auch das Haupthaar gelichtet, aber die grau-blauen Augen blicken noch mit derselben Schärfe wie früher durch die Brillengläser, die Stimme hat ihre Kraft und ihren Timbre nicht verloren.

Lange Zeit hat Frerichs als Junggeselle gelebt. Vor einer Reihe von Jahren gründete er sich dann ein Heim durch seine Verheirathung mit der Enkelin des aus dem Freiheitskriege bekannten Feldprobstes Offelsmeyer. Selbst Neid und Verleumdung haben sich an das Glück dieser Ehe, der

blühende Kinder entsprungen sind, nicht herangewagt. An Ehren und Auszeichnungen reich, durch eigene Arbeit in glücklicher äußerer Lage, lebt Frerichs, in einem der schönsten Häuser in der Nähe des neuen Reichstags-Platzes einfach, in seiner Familie der gewohnten Thätigkeit wie seinen Studien, aber wohl kaum im höheren Grade einer rauschenden Geselligkeit.

Ein Mann von dieser Energie im Denken wie im Handeln muß scharfe Ecken haben und besitzt er von Natur, wie die meisten derartigen Persönlichkeiten, einen etwas autokratischen Sinn, so wird das Leben letzteren gewiß nicht zurücktreten lassen. Auch Frerichs hat zweifellos oft genug angestoßen, wo eigentlich kein Grund vorhanden war, und Manchen sich zum Gegner gemacht aus Mißverständniß. Keinem Sterblichen wird es vergönnt, ohne Fehl durchs Leben zu gehen; jeder ist dem Irrthum unterworfen, aber wer auf eine Thätigkeit zurückblicken darf, wie diejenige eines Frerichs, der, gleich Wenigen, die Fortschritte des medicinischen Wissens und der ärztlichen Praxis in glänzendster und dabei solidester Weise zu fördern wußte, kann das Urtheil der Mitlebenden wie der Nachwelt ruhig erwarten. Wie er nicht müde geworden ist, daran zu erinnern, daß der Arzt nicht die einzelnen Organe zum Object seiner Begriffe zu machen habe, sondern den Menschen selbst, so darf er auch verlangen, daß die Kritik ihm gegenüber den ganzen Mann in's Auge fasse, nicht unbedeutende Einzelheiten.

In der Zeit, da diese Blätter zum Drucke gehen, sind die Vorbereitungen für die Feier des Tages, an welchem Frerichs aus Schönleins Händen das verantwortungsvolle Amt übernahm, dem er jetzt also ein Vierteljahrhundert vorsteht, fast beendet, aber wie glänzend die Feier auch sein möge, er selbst spendet uns Allen doch die beste Frucht derselben.

Seine Berliner Zeit war bisher arm an eigenen literarischen Arbeiten gewesen, fast schien es, als wollte Frerichs dem Beispiel Schönleins folgen und es seinen Schülern überlassen, Erfahrungen von so seltenen Umfange dem allgemeinen Wissen zugänglich zu machen. Man glaubte kaum noch, daß er an eine größere Arbeit gehen werde, aber erfreulicher Weise irrte man sich darin. Vollendet liegt ein neues Werk von ihm vor, über die geheimnißvolle Zuckerkrankheit des Menschen, ein Werk, in welches dem Schreiber dieser Zeilen ein Einblick verstattet war. Diejenigen, welche Frerichs schon lange zu dem alten Eisen geworfen hatten, werden sich täuschen. In der neuen Arbeit zeigt sich dieselbe Methode, der wir das Werk über die Bright'sche Krankheit und die Klinik der Leberkrankheiten verdanken und zwar in ungeahnter Frische. Das Buch ist das Ergebniß einer nahezu 40 jährigen Erfahrung und Forschung. Der herannahende Herbst des Lebens, sagt Frerichs, habe ihn gemahnt, die in vier Jahrzehnten gesammelten Arbeiten zu verwerthen, ehe seine ordnende Hand für immer abberufen werde.

Auch diese Gelegenheit benutzt er, um vor Allem wiederum seine Principien darzulegen.

Unentwegt hält er daran fest, daß die naturwissenschaftliche Art der

Auffassung der krankhaften Lebensvorgänge in der Medicin maßgebend bleiben müsse alle Zeit. Er kann aber mit Recht darauf hinweisen, daß gerade sein Lebensgang ihn zu solcher Auffassung besonders hinführen mußte.

Von der exacten Naturwissenschaft, der Chemie, zur Physiologie und von dieser halb wider Willen zur Klinik übertretend, habe er stets die Lehre von den gesunden Lebensvorgängen als den Ausgangspunkt für die Kranken festgehalten und sich bemüht, unbeirrt von jeder Systematik und einseitiger Richtung, die naturwissenschaftliche Forschungsweise auf die Lehre vom kranken Leben zu übertragen, oft genug mit schwerem Herzen erkennend, wie unzureichend aller Orten die Vorarbeiten sind und wie Vieles ihm fraglich erschien, was von anderer Seite als fertig und abgeschlossen ausgesprochen wurde.

Mit Frerichs selbst theilen wir aber die Hoffnung, die er zum Schlusse ausspricht, daß ein gütiges Geschick ihm die Kraft und die Zeit geben möge, um bald noch andere Gebiete der Medicin in ähnlicher Weise wie das des Diabetes in Angriff zu nehmen und seine Resultate der Oeffentlichkeit zu übergeben.

In diesem Sinne feiert die deutsche Medicin das Jubiläum ihres größten, jetzt lebenden Klinikers, nicht nur in anerkennender Rückschau auf eine damit abgeschlossene Periode seiner gesammten Thätigkeit, sondern nicht minder als den Beginn einer neuen, wenn auch, dem Loose des Menschen zufolge kürzeren als die erste es war.

Noch ist der Winter für Frerichs nicht gekommen, noch leuchtet über ihm, wie er selbst sagt, die Sonne des Herbstes, und mit aufrichtiger Freude sehen wir ihn wiederum in die Studien und Arbeiten sich vertiefen, an denen er einst die Kraft seiner Jugend und seines ersten Mannesalters geübt hat.

Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte*).

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Das Jahr 1840 begann, ganz ähnlich seinen Vorgängern, in den gewohnten ruhigen Geleisen; kaum etwas ließ ahnen, welche gewichtige Ereignisse es in seinem Schooße barg. Nur zwei Feste von allgemeiner Bedeutung standen im Laufe desselben in Aussicht: das 400jährige Jubiläum einer der folgenreichsten Erfindungen aller Zeiten, und zwar einer von deutschem Ursprung, des Buchdrucks, und der hundertste Jahrestag der Thronbesteigung eines der größten Monarchen, Friedrichs II. von Preußen.

---

*) Von Fremden wie von Befreundeten bin ich vielfach aufgefordert worden, meine Erlebnisse, zumal die politischen, zu veröffentlichen. Wenn ich dieser freundlichen Aufforderung nachkomme, so geschieht dies nicht in dem Sinne, als ob ich mir etwa einbildete, mein Leben und Wirken sei ein so bedeutendes gewesen, daß es auf solche Weise verewigt zu werden verdiente, sondern lediglich deshalb, weil meine mehrseitige thätige Betheiligung an den wichtigsten Entwicklungsphasen unserer Nation in diesen letzten 40—45 Jahren mich vielleicht mehr als manchen Anderen in den Stand gesetzt hat, Erfahrungen und Beobachtungen zu machen, die nicht ohne ein allgemeines Interesse sein mögen, Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen anzuknüpfen, als deren bleibenden Gewinn ich nicht blos werthe persönliche Erinnerungen, sondern auch einen reichen und inhaltreichen Briefwechsel mit Solchen aufbewahre.

Einen Abriß meines Lebens habe ich schon einmal, 1862, in der „Deutschen Nationalbibliothek" von Ferdinand Schmidt (im 3. Bande) gegeben. Allein derselbe

Mit der Feier dieses letzten Festes schien die damalige preußische Regierung es nicht eilig zu haben: vielleicht fühlte sie, daß auf dem Preußen von 1840 nicht überall der erleuchtete Geist jenes Königs ruhe, mit welchem 1740 eine neue Zeit für Preußen und Deutschland angebrochen war. Noch weniger geneigt erwies sie sich einer Feier der Buchdruckerkunst und der Presse: das für eine solche Feier in Berlin gebildete Comité stieß auf so viele Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, daß es vorzog, auf sein Vorhaben gänzlich zu verzichten.

Um so eifriger rüstete zu einer würdigen Begehung des „Buchdruckerfestes" (wie man es kurzweg nannte) der Hauptsitz des deutschen Buchhandels und Buchdrucks, Leipzig. Ein großes Comité aus Buchhändlern, Buchdruckern, Schriftstellern u. s. w. trat zusammen; Verhandlungen und Vorbereitungen aller Art fanden statt; die ganze Bevölkerung nahm den lebhaftesten Antheil daran, und nicht blos mit ihren Sympathien, sondern, so weit es anging, ein Jeder auch werkthätig nach seinen Kräften.

Schon damals bewährte Leipzig jenen, seitdem noch öfters erprobten, tüchtigen Gemeingeist, der sich ebensowohl in der erfolgreichen Insceneseszung großer Feste, zumal solcher von nationaler Bedeutung, als in der energischen Anbahnung und Hinausführung zeitgemäßer Verbesserungen im öffentlichen Wesen zeigt, jenes die ganze Bürgerschaft durchdringende glückliche Gemisch von Selbstgefühl und Selbstbeherrschung, welches einerseits die nothwendige Voraussetzung, andererseits die heilsame Wirkung einer gedeihlichen communalen Selbstregierung ist. Leipzig hatte sich einer solchen Selbstregierung schon früher in ausgedehntestem Maße erfreut; die sächsische Städteordnung von 1832, eine Nachbildung der mustergiltigen Stein'schen Städteordnung für Preußen, hatte ihm dieselbe im Wesentlichen belassen, nur aber das Schwergewicht des städtischen Gemeinwesens in die Bürgerschaft verlegt, indem sie den vorher selbstherrlichen Magistrat in einen aus der Bürgerschaft hervorgehenden und ihr verantwortlichen verwandelte. Das damalige sächsische Ministerium Lindenau war einer selbstthätigen Gemeindeverwaltung grund-

---

war, seiner damaligen Bestimmung entsprechend, nur ganz knapp gehalten; auch ist seitdem nahezu ein Vierteljahrhundert vergangen, das an allgemeinen, wie an persönlichen Erlebnissen wiederum reich war. Und so gedenke ich denn, in nächster Zeit eine Erweiterung und Ergänzung jener Lebensskizze unter dem Titel „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte" zu geben. Als ein Vorläufer dazu mag auch der nachstehende Artikel angesehen werden, welchem die geehrte Redaction von „Nord und Süd" ein Plätzchen in den Spalten dieser Zeitschrift einzuräumen so freundlich war. Ich wähle dazu eine Schilderung der „lebendigeren Zeit", die mit dem Jahre 1840 über Deutschland aufging, und meiner activen Betheiligung daran. Wenn ich dabei neben dem sachlich Interessanten auch ein Stück meines inneren Lebens und seiner Entwickelung zu geben mir erlaube, so wird man mir dies hoffentlich zu Gute halten. Es ist das gewissermaßen eine Ergänzung, nach der subjectiven Seite hin meiner die gleiche Zeit behandelnden, aber streng objectiv gehaltenen „Dreißig Jahre deutscher Geschichte".

säzlich hold. Es bewies dies auch bei Gelegenheit des Buchdruckerjubiläums, indem es diesem den weitesten und freiesten Spielraum gewährte, sogar geschehen ließ, daß die Leipziger Polizei ein von dem Comité als Krönung der Feier veranstaltetes großes Volksfest nicht blos gestattete, sondern auch am Tage desselben jeden Schein einer polizeilichen Ueberwachung davon fernhielt, so daß in der That als Wächter der Ordnung inmitten der von Nah und Fern zusammengeströmten wohl 40,000 Menschen lediglich die vom Comité dazu berufenen Personen erschienen — ein für die damalige Zeit unerhörter Vorgang, der aber seine glänzende Rechtfertigung darin fand, daß auch nicht die geringste Unordnung vorfiel.

Den gleichen Geist schöpferischer Selbstthätigkeit und kräftigen Selbstvertrauens, wie hier bei der großartigen Feier eines Festes, hatte Leipzig im Laufe des vorhergegangenen Jahrzehnts auch bei mehr als einer ernsteren Angelegenheit bewährt. Gegen den Beitritt Sachsens zum preußisch-deutschen Zollverein hatte sich zwar anfangs die freihändlerische Leipziger Kaufmannschaft gesträubt, weil sie davon eine Beeinträchtigung der Messen fürchtete, die damals noch einen vorwiegend internationalen Charakter trugen; als aber der Beitritt dennoch erfolgt war, allerdings unter für Leipzig besonders günstigen Bedingungen, da ging die Bürgerschaft Leipzigs, statt müßig zu schmollen oder zu klagen, vielmehr kräftig daran, aus der neuen Gestaltung der Dinge das Beste sowohl für sich als für das Ganze zu machen, und es gelang ihr auch, unter den veränderten Verhältnissen die Handelsgröße der Stadt wieder ebenso fest, ja fester als zuvor zu begründen. In demselben Jahre, wo der preußisch-deutsche Zollverein in's Leben trat, 1834, ging von Leipzig der erste Anstoß zu einer für ganz Deutschland höchst folgenreichen Unternehmung aus, zur Errichtung der ersten größeren Eisenbahn auf deutschem Boden, der Linie Leipzig-Dresden. Ohne irgend welche Anleitung oder Hilfe von oben, lediglich durch den Unternehmungsgeist und Gemeinsinn einer Anzahl kühner und weitsichtiger Geschäftsmänner, ward ein Werk eingeleitet und hinausgeführt, durch dessen Nachahmung und Fortsetzung sich dann allmählich ganz Deutschland mit Eisenbahnen bedeckte.

Und nicht blos auf materiellem Gebiete zeigte sich dieser thätige Gemeingeist Leipzigs. Als 1837, bei dem hannoverischen Staatsstreich, jene wackern sieben Göttinger Professoren ihrer Stellen entsetzt wurden, weil sie zu gewissenhaft waren, um den Verfassungsbruch durch ihren Huldigungseid beschönigen und gutheißen zu helfen, da war es Leipzig, wo sofort ein Comité zusammentrat, um für die „Göttinger Sieben" eine Nationalsammlung zu veranstalten, die denn auch, Dank der Energie dieses Comité, vom besten Erfolge gekrönt ward.

Dies waren die Umgebungen, dies die Verhältnisse, in die hinein ich mich gestellt fand, als ich 1834, nach Vollendung meiner Studien in Heidelberg, nach Leipzig zurückkehrte, um mich als akademischer Lehrer an der Universität zu habilitiren. Wohl für jeden Menschen sind die ihn um-

gebenden und berührenden Zustände von bedeutender Wirkung auf sein Thun und Denken; um wie viel mehr für einen noch im Werden begriffenen jungen Mann, vollends wenn er sich mitten in einer Krisis innerer Entwickelung befindet, wie das bei mir damals der Fall war.

Ich hatte ein gut Stück meines bisherigen Lebens, die Zeit bis zu meinem 15. Jahre, in einer fast klösterlichen Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht, erst auf einem einsam gelegenen Hammerwerk im sächsischen Erzgebirge, dann in einer streng abgeschlossenen Erziehungsanstalt zu Dresden, dann wieder bei einem Geistlichen auf dem Lande. Mit 15 Jahren hatte ich (1828) die Kreuzschule zu Dresden bezogen; aber auch diese Stadt bot von geistigen Anregungen, etwa die bildende Kunst und das Theater ausgenommen, damals nur wenig. Vom Leben, zumal vom öffentlichen, erfuhr ich auch dort so gut wie nichts: meine Bücher allein waren meine Welt.

In mein erstes Studienjahr zu Leipzig (1830) fiel als ein außerordentliches Ereigniß die sog. „Leipziger Revolution"; allein sowohl sie wie ihr Nachspiel in Dresden ging ziemlich spurlos an mir vorüber. Wohl hatte es für mich etwas Anregendes, mehr noch Ergötzendes, als die Studentenschaft von dem damaligen Rector Magnificus Prof. Krug in einer feierlichen Rede von der Kanzel der Paulinerkirche herab ermahnt und ermächtigt ward, sich zu bewaffnen, um mit der Bürgerschaft vereint die Ordnung herzustellen und zu erhalten; ich stand auch Wache und patrouillirte wacker mit gleich den Andern; allein über Ursachen und Folgen der Bewegung ernstlicher nachzudenken, dazu lag mir alles Politische, überhaupt Alles, was nicht in meinen Büchern stand, noch viel zu fern. Daß im Jahre darauf Sachsen ein Verfassungsstaat ward, ließ ich mir gern gefallen; die Vortheile eines gesicherten Rechtszustandes, einer gewissen Gleichheit Aller vor dem Gesetz u. s. w. leuchteten mir ein; zu einer regeren Betheiligung am öffentlichen Leben fühlte ich jedoch auch dadurch mich nicht veranlaßt. Ich theilte diese Gleichgültigkeit gegen alles Politische wohl mit der großen Mehrzahl der damaligen Studirenden — etwa die Burschenschaft ausgenommen, die aber in jener Zeit eine gedrückte und unter der Studentenschaft wenig angesehene Stellung einnahm.

Soweit ich damals überhaupt von politischen Dingen Notiz nahm, waren meine, natürlich unklaren, Sympathien mehr dem Bestehenden, als einer Veränderung des Bestehenden zugeneigt. Der Gedanke an eine Ordnung der Dinge, wo nicht streng von einem einzigen Mittelpunkte aus Alles geleitet werde, vielmehr die rechten Ziele durch ein Zusammenwirken Vieler gefunden werden müßten, hatte etwas Beängstigendes für mich, zumal wenn ich mir vorstellte, daß dann auch an mich die Nöthigung herantreten könnte, dazu mitzuhelfen und mich pflichtmäßig mit Politik zu beschäftigen. Zu alledem kam ein gewisser Personencultus, wie er der Jugend so leicht zu eigen wird. Ich erinnere mich, wie die, noch vom Befreiungskriege her in dem Zimmer eines meiner Verwandten aufgehängten kleinen Bilder der verbündeten Mon-

archen, besonders das freundlich lächelnde Gesicht des Kaisers Alexander in seiner grünen Uniform und das damit stark contrastirende ernste des Königs Friedrich Wilhelm III., sammt der mir ertheilten Belehrung über deren Personen und Thaten, einen nachhaltigen Eindruck auf den Knaben machten und wie ich ein so schwärmerischer Verehrer dieser beiden Monarchen ward, daß ich bei unseren Knabenspielen immer gern einen davon vorstellte. Diese Schwärmerei wirkte wohl unbewußt noch nach. Genug, ich war ein entschiedener Anhänger des Absolutismus und Legitimismus, ein so entschiedener, daß ich z. B. bei der belgischen Revolution von 1830 für die Holländer Partei nahm und beinahe Thränen vergoß, als der alte Haudegen General Chassé die Citadelle von Antwerpen übergeben mußte, daß ich ebenso bei der polnischen Revolution von 1831 es nicht mit den Polen, sondern mit den Russen hielt.

Erst die rechts- und freiheitsmörderischen Ausnahmebeschlüsse des Bundestages von 1832 brachten einen Wandel in diesen meinen Gesinnungen hervor. Ich entnehme dies aus dem Bruchstück eines Gedichtes aus der damaligen Zeit, das ich unter alten Papieren finde, worin ich beklage, daß die Fürsten sich nicht an die Spitze des nothwendigen Fortschritts der Völker gestellt hätten, und meine auf sie in diesem Betracht gesetzte Hoffnung als einen „Traum" bezeichne, der „zerronnen" sei. Jedenfalls war ich von da an ein entschiedener Gegner des Bundestages und seiner ganzen Politik. In dieser Stimmung befestigte mich noch mehr mein einjähriger Aufenthalt in Heidelberg, in dem gerade damals hocherregten Baden mit seinem stark entwickelten politischen und parlamentarischen Leben. Doch blieb auch noch jetzt mein Interesse an politischen Dingen immer nur ein mäßiges. Eine wärmere und andauerndere Theilnahme wendete ich den politischen Zuständen, zunächst denen meines engeren Vaterlandes, erst nach meiner Rückkehr dahin (1834) infolge des sich mehr und mehr entwickelnden parlamentarischen Lebens in Sachsen zu.

Dagegen hatte von einer andern Seite her schon länger eine tiefgehende Bewegung sich meines Inneren bemächtigt. Meine Bildung vor und auf dem Gymnasium war eine rein philologische gewesen. Ich sollte und wollte Philologie studiren. Meine Lehrer hatten mich darin ermuthigt und bestärkt; sie hofften, an mir einen Philologen der strengen Observanz, wie sie selbst es waren, zu erziehen. Allein mitten in meinen eifrigsten philologischen Arbeiten, und trotz der Auszeichnungen, die mir diese eintrugen, überkam mich ein peinigender Zweifel, erst leise, dann immer stärker, an dem eigentlichen Werth und Nutzen einer Wissenschaft, die nur der Vergangenheit zugewendet, der Gegenwart und ihren Bestrebungen aber fremd sei. Ich empfand das dringende Bedürfniß, im Leben und für's Leben zu wirken; ich fühlte einen förmlichen Durst nach Realität und einen immer wachsenden Ueberdruß an der bloßen Buchgelehrsamkeit. Was ich freilich an deren Stelle setzen sollte, war mir unklar. Bisweilen bildete ich mir wohl ein, oder es

ward mir auch eingebildet, ich hätte Beruf zum Dichter: allein, selbst dies angenommen, wollte der Gedanke, mich fortwährend nur in einer Phantasiewelt bewegen zu sollen, mir als kein recht befriedigender erscheinen. Fast meine ganze Studienzeit verging mir unter dem Suchen nach dem rechten Ziel und dem rechten Weg für mein Leben und Wirken. Ich trieb und lernte Dies und Jenes, fand aber Nichts, was mich wirklich befriedigt und ausgefüllt hätte; ich fühlte hier und da mich angezogen, nirgends aber dauernd festgehalten. Am längsten verweilte ich bei der Philosophie: sie, meinte ich, müßte, wenn nicht selbst das letzte Ziel des Strebens, so doch die Pfadfinderin zu diesem Ziele sein. In diesem Sinne beschäftigte ich mich eingehender mit ihr, ja, faßte den Entschluß, als akademischer Lehrer der Philosophie aufzutreten und so wenigstens einen gewissen praktischen Beruf, den eines Bildners der Jugend, zu ergreifen. Einem bestimmten philosophischen System freilich mich gänzlich hinzugeben, war mir unmöglich; je unbedingter ein solches im Besitze der vollen Wahrheit zu sein behauptete, desto mißtrauischer und skeptischer verhielt ich mich dagegen.

In diesem Zustande einer unausgetragenen inneren Krisis kam ich nach Leipzig zurück. Bisher hatten die „zwei Seelen in meiner Brust“ — die mir anerzogene gelehrte Richtung und der Zweifel an deren Vollgiltigkeit — nur gleichsam unter sich und in mir selbst einander bekämpft. Ich hatte mehr nur geahnt, es müsse noch etwas Anderes, Befriedigenderes geben außerhalb des gelehrten Wissens, als daß ich hätte sagen können, was dieses sei und wo es zu finden. Jetzt, in Leipzig, diesem Mittelpunkte eines regen bürgerlichen, politischen, wirthschaftlichen Lebens, sah ich um mich her eine Menge tüchtiger Männer in allerlei praktischer Thätigkeit beschäftigt und offenbar dadurch (ganz abgesehen von den materiellen Resultaten) auch geistig und gemüthlich befriedigt; ich nahm Fortschritte, Verbesserungen, neue Einrichtungen auf den verschiedensten Gebieten wahr, — und ich selbst fühlte mich zu einer jeden praktischen Thätigkeit, zu einem jeden gedeihlichen Handanlegen an gemeinnützige Verbesserungen und Einrichtungen unfähig, von dem rings um mich her flutenden frischen Lebensstrome wie durch eine unübersteigliche Schranke getrennt, festgebannt in das enge Bereich abstract gelehrten Denkens und Forschens!

Dadurch ward mein Drang nach realer Thätigkeit natürlich nur immer mehr gesteigert. Aber wie sollte ich es anfangen, um die Schranken, die mich vom Leben trennten, zu durchbrechen, um dieses Leben selbst zu packen und festen Fuß darin zu fassen?

Ich versuchte zunächst, unter Benutzung der nun schon wenigstens aus dem wirklichen Leben durch Beobachtung gewonnenen Erfahrungen, das abstracte Wissen mit seinen eigenen Waffen, in wissenschaftlicher Form, zu bekämpfen und der Ansicht, daß die Wissenschaft für's Leben fruchtbar gemacht werden müsse, Bahn zu brechen. Dieses Thema handelte ich in einer ganzen Reihe von Schriften ab — von meiner Habilitationsschrift (1835) an, in der ich

gegen die abstracten Methoden Fichtes, Schellings, Hegels polemisirte, bis zu meiner „Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihrer wissenschaftlichen Entwicklung und ihrer Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart" (1842), worin ich den Bankerott aller mit bloßen abstracten Begriffen operirenden philosophischen Systeme prophezeite — eine Prophezeiung, die ziemlich bald eingetroffen ist.

Allein mit alledem blieb ich doch fortwährend im Banne der Theorie; ich verneinte und bekämpfte nur, ohne selbst etwas Anderes, Positives an die Stelle des von mir Bekämpften zu setzen.

So that ich denn einen zweiten, entscheidenderen Schritt: ich wählte einen Beruf, der zwar, seiner Form und seinen letzten Zwecken nach, sich auch auf dem Boden geistiger, idealer Bestrebungen bewegt, der aber doch den, welcher ihn betreibt, in enge und unmittelbare Berührung und Wechselwirkung mit allen Seiten des äußeren Lebens bringt: ich wurde Publicist. Meine akademische Wirksamkeit gab ich deshalb nicht auf, verlegte dieselbe nur aus dem Gebiete des abstracten Denkens, der Philosophie, mehr in andere, dem Leben näherstehende Gebiete, wie Staatsrecht, Geschichte &c.

Ich war bisher publicistisch noch nicht thätig gewesen — ein paar größere Aufsätze in den „Hallischen Jahrbüchern", die aber schon einen mehr wissenschaftlichen Anstrich hatten, und ein paar kleinere in einem sächsischen Tagesblatt ausgenommen. Die Art, wie ich zur Publicistik kam, — von dem systematischen Denken her — brachte es außerdem mit sich, daß ich auch hier systematisch zu Werke ging, d. h. daß ich ganz aus dem Frischen den Plan einer Zeitschrift entwarf und so die Zeitschrift selbst in's Leben rief. Das geschah denn auch, indem ich zuerst 1841 ein weit ausgeführtes Programm veröffentlichte, eine förmliche Flugschrift, der ich den Titel gab: „Das deutsche Nationalleben in seinem gegenwärtigen Zustande und in seiner fortschreitenden Entwickelung", dann 1842 die Zeitschrift selbst vom Stapel ließ, letztere unter dem Titel: „Deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben."

Die Grundsätze, welche ich in dem Programm aufstellte, in der Zeitschrift selbst des Näheren ausführte und auf die gegebenen Verhältnisse anwendete, waren folgende: „Aufbau eines kräftigen Nationallebens auf der Grundlage möglichst allseitig entwickelter materieller Interessen und eines tüchtigen praktischen Geistes im Volke; im Politischen consequente Durchführung des constitutionellen Princips, thunlichste Selbstverwaltung des Volkes, Förderung des Gemein- und Associationsgeistes; für die allgemeinen deutschen Verhältnisse Anschluß der sämmtlichen Staaten zweiten und dritten Ranges an Preußen, Weiterausbildung des Zollvereins nach der politischen Seite hin; im Kirchlichen möglichste Sonderung der Gebiete von Staat und Kirche, Zurückführung der Letzteren auf ihre natürliche und ursprüngliche Grundlage, die Gemeinde; in allen sonstigen Zweigen des Gemeinwesens (Erziehung, Rechtspflege, Gesetzgebung), Berücksichtigung der Anforderungen

des Lebens und Volksthümlichkeit; für die idealen Bestrebungen endlich — Wissenschaft, Literatur, Kunst — möglichst enger Anschluß an die lebendige Wirklichkeit, besonders auch die nationale."

Die ungewöhnliche Form und mehr noch der ungewöhnliche Inhalt dieses Programms erregte Aufsehen. Heinrich Laube fand dasselbe „merkwürdig, aber bedeutend", und schrieb einen Artikel darüber in die „Allgem. Zeitung". Die starke Betonung der „praktischen" und „materiellen" Interessen in diesem Programm, die darin ausgegebene und in der Zeitschrift selbst consequent wiederholte Losung: „Anschluß an Preußen!" zog mir manche heftige Anfechtung zu. Arnold Ruge, mit dem ich bisher als Mitarbeiter seiner „Jahrbücher" und auch persönlich befreundet gewesen war, sagte sich jetzt von mir, dem Verächter des Hegelianismus und Kosmopolitismus, dem Lobredner der „schlechten Realität", förmlich los und erklärte mich für einen Böotier. Liberale Zeitungen, wie die „Sächsischen Vaterlandsblätter", fielen über mich her wie über einen Verräther an der Sache des Liberalismus, weil ich gesagt hatte: „ein Fortschritt auf dem Gebiete materieller, wirthschaftlicher Interessen sei unter Umständen eben so wichtig, wie ein Sieg in einer formellen Freiheitsfrage," weil ich in die erste Linie des zu Erstrebenden die Einheit des Ganzen, Deutschlands, stellte, die Befestigung der Freiheit in den Einzelstaaten aber für abhängig erklärte von der Erringung jener Einheit. Der Angriff in den „Vaterlandsblättern" (der mir nicht mehr zur Hand ist) muß wohl sehr stark gewesen sein, denn der eigentliche geistige Leiter dieses Blattes, Robert Blum, fand sich veranlaßt, sich deshalb bei mir gewissermaßen zu entschuldigen. „Sie kennen," schrieb er mir, „die Redactionsverhältnisse zu genau, als daß ich über die Aufnahme des theilweise tadelnden Artikels mich weiter auszusprechen brauchte. Um so bereitwilliger soll Ihnen Genugthuung werden." Davon, daß dies wirklich geschehen, ist mir nichts bewußt; vielmehr trat der Gegensatz zwischen Blum und seinen Anhängern, den Verfechtern eines „entschiedenen" Liberalismus, und mir, dem Verfechter einer mehr gemäßigt liberalen, vor Allem aber nationalen Richtung, sowohl persönlich als in unseren beiderseitigen Preßorganen je länger desto schärfer hervor.

Besonders unerwartet und Vielen wohl unbegreiflich erschien es, daß gerade ein Sachse, der Angehörige eines Stammes, dessen ganzes Denken und Fühlen bisher immer den stärksten Gegensatz zu dem preußischen Wesen gebildet hatte, sich für die Nothwendigkeit einer preußischen Führerschaft erklärte. Daß gleichwohl diese meine, mit Gründen unterstützte Ansicht auch in den Kreisen der politisch reiferen und darum über solche Dinge unbefangener urtheilenden unter meinen Landsleuten allmählich Eingang und Anklang fand, beweist folgende an mich gerichtete Zuschrift eines sächsischen Freundes:

„Die Antipathie gegen Preußen ist uns Sachsen angeboren; namentlich haben wir, die unmittelbar aus der Zeit der Theilung Sachsens herstammen (ich bin 1814 geboren), sie wirklich mit der Muttermilch eingesogen. Kein Wunder also, wenn eine

gewisse Ueberwindung dazu gehört, sich an den Gedanken zu gewöhnen, in einen größeren Staatskörper, dessen Haupt Preußen wäre, aufzugehen. Unsere Kleinheit und Beschränktheit ist uns förmlich lieb geworden. Gleichwohl verkenne ich nicht die Nothwendigkeit eines solchen Verschmelzens zu einem großen Ganzen; vielmehr bin ich fest überzeugt, daß in ihm das einzige Heil für Deutschlands nationale Entwickelung zu suchen ist, und vor dieser klaren Erkenntniß müssen freilich die bloßen Gefühlsregungen des Sachsen schweigen. Doch habe ich über die Verschmelzung der kleinen deutschen Staaten mit Preußen noch folgende Gedanken. Du wirst mir Recht geben, daß hier von einer gewaltsamen Vereinigung mit Preußen nicht die Rede sein kann, sondern daß diese nur auf dem Wege einer inneren Nothwendigkeit, eines organischen Zusammenwachsens, einer Wahlverwandtschaft stattfinden könnte. Dazu ist aber Gleichheit und gegenseitige Anziehungskraft der Elemente erforderlich, und eine solche ist, meiner Ueberzeugung nach, zwischen Preußen und den übrigen Staaten noch nicht vorhanden, sie ist es, deren Herbeiführung ich erst von einer constitutionellen Entwickelung Preußens (in vorläufig noch getrennter Stellung) erwarte. Ist diese politische Entwickelung bis zu dem Punkte gediehen, daß sie das Niveau der übrigen constitutionellen Staaten erreicht hat, dann ist der Zeitpunkt der Verschmelzung gekommen, und diese wird mit naturgemäßer Nothwendigkeit von selbst erfolgen."

Wenn so mein Auftreten von manchen Seiten her theils auf directe Feindschaft, theils wenigstens auf Bedenklichkeiten stieß, so hatte es dagegen von anderen und sehr gewichtigen sich entweder warmer Beistimmung, oder doch achtungsvollster Beurtheilung zu erfreuen. Die Zusendung des Programms und die Einladung zur Mitarbeiterschaft an meiner Monatsschrift beantwortete der neben Uhland bedeutendste Führer der Liberalen in Württemberg, Paul Pfizer, mit folgenden Aeußerungen:

„Das mir gütigst mitgetheilte Programm ließ mich die ganze Wichtigkeit des Unternehmens würdigen, und ich erkenne vollkommen nicht nur die Zweckmäßigkeit, sondern die Nothwendigkeit eines literarischen Organs von praktischer Tendenz, weil in unserer nationalen Lebensentwickelung die theoretische Seite bis jetzt noch ein so großes Uebergewicht über die praktische behauptet. Auf der anderen Seite muß ich aber auch gestehen, daß sowohl Neigung als Verhältnisse mich der eigentlichen Praxis allzufern gestellt haben, um auf dem Feld der positiven und materiellen Interessen mich mit der Sicherheit bewegen zu können, die Plan und Zweck Ihrer Zeitschrift nach der im Programm dargelegten Idee zu fordern scheinen. Aus diesem Grund mußte ich Bedenken tragen, Ihrer so wohlwollenden als für mich schmeichelhaften Aufforderung zu folgen: sollte ich aber früher oder später so glücklich sein, einen passenden Stoff und Zeit zu dessen Bearbeitung finden, so werde ich es mir zur Ehre schätzen, unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter an dem patriotisch-nationalen Werke aufgenommen zu werden."

Carl Welcker, seit dem Tode Rottecks (1840) der hervorragendste Vorkämpfer des Liberalismus in Baden, sandte mir folgende ermuthigende Worte.

„Mit großem Interesse habe ich mich mit Ihrer trefflichen Zeitschrift befreundet und freue mich, daß Sie die große gemeinschaftliche Aufgabe auf einem neuen Wege und so tüchtig fördern. Ueber Einzelnes möchte ich um so lieber mich mit Ihnen unterhalten, als neben dem Meisten, dem ich, wenn es mir auch neu und von neuer Seite dargestellt war, völlig zustimme, bei Anderem unsere Ansichten von einander abweichen. Aber was sind einige Briefzeilen zur Verständigung über so große Gegenstände? Darin wird uns wohl die Zeit immer mehr vereinigen, daß die gegenwärtigen von Regierungswegen zugestandenen positiven Verhältnisse weder für materielles Wohl noch für geistiges und insbesondere nicht für wahre deutsche Nationalfreiheit und Kraft uns genügende und feste Grundlagen geben. Uns fehlt's am Ersten und Letzten, am

Recht. Und was heute die Gnade gab, nimmt, sobald man's nur als Recht geltend machen will, die Ungnade, und das treffliche Bundesstaatsrecht hat zu jeder Rechtsverachtung gebahnte Wege. Den Acker für die Saat einer neuen Zeit fleißig umpflügen, den Samen streuen, vertrauend auf Gott und unserer großen Nation schlummernde und gebundene Kräfte, das können wir. Gott muß zur rechten Stunde sein Auferstehungswort rufen — und die erste große europäische Erschütterung wird, glaube ich, dieser Moment sein. Je mehr dann in redlicher gesetzlicher Entwickelung unserer vaterländischen Kräfte und Rechte nach allen Seiten hin vorgearbeitet ist, desto schneller und leichter wird die neue Zeit sich gestalten, desto weniger Verwirrungen werden wir zu beklagen und zu verbessern haben. Möge Ihnen Gott heitere und gesunde Tage für Ihr edles Bestreben geben und mögen Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen erhalten!"

Von dem damaligen Vorsitzenden des königlich sächsischen Staatsministeriums, Bernhard von Lindenau, erhielt ich folgende Zuschrift:

„Das mir gefälligst zugesendete Programm einer deutschen Monatsschrift habe ich mit großem Interesse durchgelesen, da hier so ziemlich der ganze Umfang der Staatsverwaltung und der Staatsinteressen besprochen und der Gesichtspunkt festgestellt wird, aus dem solche in der neuen Zeitschrift behandelt werden sollen. Die Grenzen sind weit gesteckt, und, soll die Zeitschrift das Versprochene leisten, so gehört dazu eine seltene Vereinigung vielseitig befähigter Männer. Wenn ich früherhin, wo mein Leben mehr der Theorie, als der Praxis angehörte, vielleicht die Mehrzahl der in Ihrem Programm ausgesprochenen Ansichten theilte, so mußte sich leider aus der Erfahrung eine andere Ueberzeugung entwickeln. Eine Nachweisung dieses Resultates würde die Grenzen eines Briefes bei Weitem übersteigen, und ich hebe daher, als Beleg der Discordanz zwischen Theorie und Praxis, nur den einzigen wichtigen Grundsatz: „wenig zu regieren", aus. Dahin zu gelangen, gehörte zu meinen Haupt- und Lieblingszwecken, allein bald wurde die Unmöglichkeit, wenigstens für unser Vaterland, fühlbar, wo die wahre Communal-Selbstständigkeit noch nicht zur Reife gedeihen will und wo von Kammern, Communen und Individuen eine fortdauernde Einwirkung der Regierung gewünscht und gefordert wird.

Beinahe zum Vorwurf aber möchte ich es Ew. Wohlgeboren machen, daß bei der wohlbegründeten Empfehlung der Industrie des wichtigsten und besten Industrie-Zweiges, des Landbaues, nicht erwähnt wurde. Denn, muß der höchste und letzte Zweck unseres Bestrebens der sein, unsere Mitmenschen besser und glücklicher zu machen, so nimmt in dieser Beziehung der Landbau die erste Stelle ein, und gern würde ich Tausende von Webereien und Spinnereien gegen ein halbes Hundert Quadratmeilen fruchtbaren Landes vertauschen, da diese jenen Zweck — bei vorausgesetztem Parcellar-Besitz — weit besser als Fabriken befördern."

Der Vorwurf, den Minister v. Lindenau mir am Schlusse seines Briefes wegen zu geringer Beachtung der Landwirthschaft machte, war nicht unberechtigt: der Grund davon lag jedoch darin, daß ich zwar wohl die Industrie in ihren verschiedenen Gestalten und nach ihren hauptsächlichsten Beziehungen zum Staats- und Volksleben durch eigene Beobachtung kannte, viel weniger aber die Landwirthschaft. Wenn ich somit damals in der That gegen letztere mich einer Versäumniß schuldig machte, so hat diese Schuld später für mich mein ältester Sohn abgetragen, Dr. Richard Biedermann, der sich mit meiner Zustimmung speciell dem landwirthschaftlichen Studium widmete und als Begründer und Herausgeber des „Centralblattes für Agriculturchemie und rationellen Wirthschaftsbetrieb" nach dem

ehrenden Zeugniß seiner namhaftesten Fachgenossen und sogar mehrerer Regierungen sich um die Landwirthschaft wesentliche Verdienste erwarb, bis leider ein früher Tod ihn den Seinigen und dieser fruchtbaren Berufsthätigkeit entriß.

Auch der berühmte Theolog von Ammon, damals königlich sächsischer Oberhofprediger, verschmähte es nicht, über mein Unternehmen, namentlich nach der kirchlichen Seite hin, sich in einigen Worten zu äußern. Er schrieb:

„Euer Wohlgeboren sind im Begriffe, eine literarische Fregatte vom Stapel zu lassen, die mit amerikanischer Leichtigkeit des Baues die Solidität britischer Bemannung und Rüstung verbindet. Wie würde Schlözer, mein alter College und Freund (Ammon war 1794—1804 Professor in Göttingen gewesen), sich freuen, wenn er Ihre Ankündigung läse! Möge nun das herrlich bewimpelte Schiff ungehindert seinen freien Lauf durch unsere Ströme hinaus in die weite See beginnen! Der Rhein hat Klippen, die Elbe Sand, und die Oder ähnelt einem unausgekämmten Weichselzopfe. Möge es Ihnen gelingen, durch alle diese Brandungen sicher hindurch zu steuern! Ihren Ansichten von der Dogmatik und Kirche kann ich keineswegs geradezu widersprechen. Dennoch scheint es, daß das Auslaufen der Zeit in merkantilisch-politische Pragmatik einer sichern historisch praktischen Leitung bedürfe, die ihrer Natur nach nur von der Heiligkeit der christlich-religiösen Idee ausgehen kann. Zwischen Rom und Philadelphia sind mehrere Standpunkte denkbar, und einer derselben kann doch nur der wahre und rechte sein. Mehr hierüber nach meiner Rückkehr von Teplitz wird Ihnen mit einem Herzen voll Hochachtung und Liebe darbieten Euer Wohlgeboren ganz ergebenster v. Ammon.“

Noch während meiner Vorbereitungen zur Begründung der „Deutschen Monatsschrift“, im Sommer 1840, traten Ereignisse ein, welche geeignet waren, dem politischen Grundgedanken meines Programms: „feste Einigung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten im Anschlusse an Preußen“, einen erhöhten Nachdruck zu verleihen. In Preußen war nach 43jähriger wechselvoller Regierung der alte König, Friedrich Wilhelm III., gestorben; an die Thronbesteigung des neuen Königs, Friedrich Wilhelms IV., knüpften sich weitgehende Hoffnungen; der lange zurückgehaltene Drang im preußischen Volke nach zeitgemäßen Reformen brach sich in lauten und immer lauteren Kundgebungen Bahn; von den Ständen der Provinz Preußen ward geradezu an die königliche Zusage von 1815 wegen Einführung von Reichsständen gemahnt. Fast in demselben Augenblicke schien Deutschland von einer ernsten Kriegsgefahr bedroht: die Franzosen, in ihrem so reizbaren Nationalgefühl schwer verletzt durch die Demüthigung, die Frankreich in der Person seines Schützlings, des Vicekönigs von Aegypten, seitens der andern vier Großmächte erfahren, zeigten Lust, dafür „Revanche“ zu nehmen an der ihnen nächstgelegenen und am leichtesten zu erreichenden Großmacht, Preußen; die Parole „das linke Rheinufer“ ward ausgegeben und fand rasche Verbreitung; das Ministerium Thiers bereitete umfassende Rüstungen vor.

Diese beiden Ereignisse, jedes für sich und vollends beide gemeinsam, mußten den nationalen Gedanken nicht blos aus seinem langen Schlummer

wecken, sondern ihm auch gerade die Richtung und Zuspitzung geben, in welcher ich ihn in meinem Programme formulirt hatte. Die von einem Umschwunge in Preußen zu erhoffende Constitutionalisirung dieses Staates versprach die Bedenken zu beseitigen, welche (wie das oben mitgetheilte Schreiben eines sächsischen Liberalen zeigt) in den constitutionellen deutschen Staaten einer Annäherung an Preußen zur Zeit noch entgegenstanden, während andererseits Preußens eigenes Interesse diesem zu gebieten schien, sich eines solchen Anschlusses der kleineren Staaten behufs Verstärkung seiner Kraft für den Fall eines Angriffs von außen (jetzt oder künftig) zu versichern, während endlich die französische Kriegsdrohung das Bedürfniß größerer Einigkeit und Einheitlichkeit allerwärts im deutschen Volke hervorrufen mußte und auch wirklich hervorrief.

Ich versäumte nicht, alle diese Momente sowohl zur Unterstützung des nationalen Gedankens im Allgemeinen, als auch zur Aufklärung der Ansichten darüber, in welcher Form die deutsche Einheit zu erstreben sei, fort und fort geltend zu machen, stand aber mit diesen meinen Bemühungen gleichwohl in der deutschen Tagespresse so gut wie allein. Denn die „nationale Politik", welche Fr. Giehne in der zu Karlsruhe erscheinenden „Oberdeutschen Zeitung" predigte, ebenso wie die nationalen Anläufe Fr. Lists in der „Allg. Ztg.", der „Deutschen Vierteljahrsschrift" und seinem eigenen „Zollvereinsblatt", bewegten sich mehr auf dem wirthschaftlichen, als auf dem politischen Gebiete, waren auch zu sehr mit anderweitigen Bestrebungen verquickt, als daß ich darin eine wirkliche und wirksame Bundesgenossenschaft hätte erblicken können.

Ich berühme mich nicht, aber ich darf mich wohl freuen, daß ich trotz dieses Alleinstehens und trotz aller Anfechtungen dennoch vom Anbeginn an den Weg beharrlich verfolgt habe, der fast ein Menschenalter später uns zu einem so herrlichen Ziele führen sollte.

Allmählich trat indessen jener Gedanke einer „preußischen Hegemonie„ (wie man es damals zu bezeichnen pflegte) in mehreren selbstständigen literarischen Kundgebungen hervor, die von Männern in hervorragender socialer oder politischer Stellung ausgingen. Der erste Schritt dieser Art war des Herrn von Bülow-Cummerow „Preußen, seine Verwaltung, seine Verfassung, sein Verhältniß zu Deutschland" (1842). Bülow-Cummerow war ein Mitglied der großen Grundbesitzaristokratie in Preußen, ein als gut preußisch und gut conservativ bekannter Mann, dazu schon ziemlich bejahrt, also nichts weniger als ein heißblütiger Jüngling. Er machte für das innere Staatsleben Preußens verschiedene, allerdings sehr bescheidene Reformvorschläge, betonte dagegen ziemlich entschieden die Nothwendigkeit einer engeren Verbindung Preußens mit den deutschen Staaten zweiten Ranges und deutete schüchtern auf die Unvermeidlichkeit eines Fernbleibens Oesterreichs von dieser Combination hin.

Diese von Preußen aus herübergereichte Hand ergriffen mit Wärme

zwei namhafte liberale Wortführer im übrigen Deutschland, Carl Steinacker, der Präsident der braunschweigischen Ständeversammlung, und Paul Pfizer. Ersterer schrieb das Buch: „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutschland" (1842), worin sogar die Möglichkeit berührt ward, daß Preußen, wenn es nicht zuvor durch freiwilligen Anschluß der andern Staaten verstärkt worden sei, einmal in die Lage kommen könne, zu seiner Selbsterhaltung solche zu annectiren; Letzterer, der schon 1831 (in dem „Briefwechsel zweier Deutschen") den Gedanken der preußischen Führerschaft leise angeregt hatte, gab demselben jetzt stärkeren Ausdruck in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" (1842).

Natürlich fanden alle derartige Stimmen in meiner Monatsschrift ein starkes Echo. Mit den Verfassern der genannten Schriften kam ich dadurch in nähere Beziehungen. Von Bülow-Cummerow besitze ich mehrere Zuschriften, aus denen das Folgende mitgetheilt sein mag, da es einen Beitrag zur Beurtheilung des Mannes liefert, der, nachdem er 1840 einer der Ersten gewesen, der in die „Burg des Absolutismus" Bresche legte, 1848 wiederum einer der Ersten war, der gegen die Bewegung dieses Jahres Front machte und als Stifter des „Vereins zum Schutze des Eigenthums" (im Volksmund „Junkerparlament" genannt) den Anstoß gab zur Bildung der, später so mächtigen, Feudalpartei in Preußen. In seinem ersten Briefe (nachdem ich ihm meine Besprechung des 1. Theiles seines Werkes zugesandt) schrieb er über die sogenannte Hegemoniefrage:

„Der Punkt über Hegemonie ist zwar von Wichtigkeit, aber nur von untergeordneter, und gehört jedenfalls in die zweite Reihe. In der ersten steht die schwierige Aufgabe, wie durch die Reichsverfassung ein nationales Deutschland zu bilden sei, wie aus den Unterthanen von unzähligen großen und kleinen souveränen Regierungen ein deutsches Volk hervortreten könne, welches nicht in Liedern, Tischreden und Zeitungsartikeln bestehe, sondern auf dem Grund organischer Gesetze sich im Besitz aller der Vortheile befinde, welche ein gemeinsames großes Nationalinteresse erwecken und dadurch eine National-Einheit bewirken. Jetzt und so lange dieser hohe Gesichtspunkt nicht in's Leben gerufen wird, erblicke ich in Deutschland nur einen Regentenbund ohne Bürgschaft für die Dauer."

Zum besseren Verständniß der nachstehenden Aeußerung aus einem zweiten Briefe Bülow-Cummerows muß ich erwähnen, daß Herr v. Bülow-Cummerow nach dem Erscheinen des ersten Theils seines Werkes, das großes Aufsehen machte, von dem König Friedrich Wilhelm IV. ausgezeichnet und u. A. zur Tafel geladen worden war. Es ist nun charakteristisch für die damaligen Zustände Preußens, daß der Verfasser eines Werkes, dem eine solche Beachtung seitens des Königs widerfahren, gleichwohl, weil er die Confiscation der Fortsetzung eben dieses Werkes durch die preußischen Behörden fürchtet, dieselbe außerhalb Preußens drucken lassen muß. Bülow-Commerow schrieb nämlich:

„Da ich Ursache zu der Besorgniß hatte, mein Buch würde hier confiscirt werden, so habe ich die hier gedruckten Exemplare im Stich gelassen, wohl die ersten, aber nicht die letzten Bogen fertig drucken lassen und einen zweiten Druck in Jena in größter Eile und unter großer Verschwiegenheit veranlaßt. Während nun die hiesige

Polizei sich freut, daß sie das Nest mit Klein-Vögel Bülow unter ihrer sichern Observation behält, sind die Vögel in Sachsen ausgeflogen, und ich glaube, sie wird sich unangenehm überrascht finden, wenn sie den Spaß, den ich mir gemacht, erfährt. Ob sie in dem ersten Aerger zugreifen wird, darüber werden wir wohl in den ersten Tagen mehr erfahren: übrigens ist der Fall im Buchhandel noch nicht vorgekommen. Der Spaß kostet mir über 1000 Thaler und wird dem Publikum ein Zeichen sein, daß es mir nur an der Sache liegt. Uebrigens hoffe ich, daß diese factische Demonstration, von mir ausgegangen, vielleicht nach Oben eine Reaction bewirkt."

Ueber seine Ansichten in Betreff der inneren Zustände Preußens sprach sich Bülow-Cummerow ebenda folgendermaßen aus:

„Wollten doch die ausgezeichneten Schriftsteller in Deutschland sich davon überzeugen, daß, so lange in Preußen nicht freisinnige Institutionen festen Fuß gefaßt haben, das übrige Deutschland für die seinen keine Bürgschaft besitzet. Diese werden wir aber nicht erhalten, wenn die Aristokratie sich nicht an die Spitze der Bewegung setzet: sie allein — glauben Sie mir! — vermag es, bedeutend einzuwirken, und sie ist aufgeklärt genug, es zu wollen.

So lange man in Berlin glaubt, unbedingt auf den ersten Stand rechnen zu können, wird man keinen Schritt weiter gehen, und so lange die Masse des ersten Standes sich durch ganz unverdiente Angriffe bedroht fühlt, wird sie besorgt zaudern, selbst auf solche Fortschritte anzutragen, die sie für gerecht und nützlich hält."

In diesen letzten Worten liegt vielleicht der Schlüssel zu dem Auftreten Bülow-Cummerows im Jahre 1848.

Neben der Pflege des nationalen Grundgedankens selbst widmete ich meine Aufmerksamkeit auch den nothwendigen praktischen Consequenzen dieses Gedankens, d. h. den Bestrebungen für eine einheitlichere Gestaltung zunächst derjenigen Verhältnisse, welche einer solchen am dringendsten zu bedürfen schienen. So brachte meine Monatsschrift eine Reihe von Artikeln, die sich mit Verbesserungen der Bundeskriegsverfassung und dahin einschlagenden Fragen beschäftigten. Ihr Verfasser war ein junger Lieutenant in der königl. sächsischen Armee, Herr v. A., der seitdem zu hohen militärischen Ehren emporstieg und, nachdem er noch im Kriege 1870/71 sich rühmlichst ausgezeichnet, vor wenigen Jahren starb. Ein höherer badischer Justizbeamter, Z., lieferte mir eine andere Reihe von Artikeln über die Nothwendigkeit einer einheitlichen deutschen Justizgesetzgebung. Auch für Einheitlichkeit des Postwesens, für eine gemeinsame Vertretung der deutschen Handels- und Gewerbeinteressen im Auslande, für eine Betheiligung der Gewerbetreibenden an den Zollvereinsconferenzen („Zollparlament" nannte man es) und ähnliche nationale Anliegen trat ich lebhaft ein.

Die Gemeinsamkeit der Ansichten in Bezug auf diese letztgenannten Fragen brachte mich in Berührung mit dem geistvollen Verfasser des „Nationalen Systems der politischen Oekonomie" (1841), Fr. List. So wenig ich seine schutzzöllnerischen Ansichten theilen konnte, so verdienstvoll erschien mir seine Agitation für jene und andere wahrhaft nationalen Interessen, z. B. eine deutsche Kriegsflotte, eine gemeinsame deutsche Handelsflagge, deutsche Colonien u. s. w., so bewundernswerth die Unermüdlichkeit und Vielbeweglichkeit, womit er diese Agitation betrieb. Ich bat ihn um Beiträge für

meine Monatsschrift; seine Antwort ist bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Mannes. Er schrieb:

„Ew. Wohlgeboren werden mir vielleicht mein Stillschweigen auf Ihre ehrenvolle Einladung zur Mitwirkung für Ihre Zeitschrift zu Gute halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Folge eines schweren Beinbruches ganz arbeitsunfähig geworden bin und jetzt erst anfange, wiederum aufzuleben. Nachdem ich die allernöthigsten Rückstände beseitigt haben werde, werde ich wohl Zeit gewinnen, für Ihre Zeitschrift Einiges zu bearbeiten, im Fall Sie es noch wünschen sollten. Auch würde ich gerne Gelegenheit nehmen, davon in der Allgemeinen Zeitung zu sprechen, wenn ich nur im Besitz Ihrer Schrift wäre. Bis jetzt habe ich sie weder hier noch in München finden können. Aus den Inhaltsanzeigen ersehe ich, daß auch des „Nationalen Systems der politischen Oekonomie" darin Erwähnung geschieht. Ob für oder wider, weiß ich nicht, hat auch im Ganzen Nichts zu sagen. Nächst dem, daß man meiner Schrift einige Anerkennung widerfahren läßt, liebe ich am meisten, daß man dagegen opponirt. Dieses Heft zu sehen, wäre ich besonders begierig. Haben Sie irgend einen Wunsch, daß dieser oder jener Gegenstand von mir behandelt werde, so bitte ich, ihn auszusprechen."

Die tiefgehende und vielseitige Bewegung, die sich je mehr und mehr seit 1840 des deutschen Volkes bemächtigte, zeigte sich nicht blos in dem immer lebhafter werdenden Zwiegespräch der öffentlichen Blätter, sondern auch in dem persönlichen Wechselverkehr Gleichgesinnter unter den verschiedensten Formen. Um an jenem Zwiegespräch mich nachdrücklicher betheiligen zu können, als es mittelst der nur selten erscheinenden Monatsschrift möglich war, gründete ich neben dieser 1844 noch eine politische Wochenschrift: „Der Herold." Dieselbe sollte zugleich einem besonderen Zwecke dienen, der Einführung des öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens. Für dieses ward damals in mehreren deutschen Kammern lebhaft gekämpft, am lebhaftesten in Sachsen, wo die Wahlkammer fast einstimmig sich dafür erklärte und wo, da das Ministerium Könneritz dennoch nicht nachgab, öffentliche Sammlungen veranstaltet wurden behufs einer Reise des Referenten bei jenen Kammerverhandlungen, Advocat Braun, in die Länder des öffentlichen Verfahrens. Im Einklang mit diesen Bestrebungen (welche darauf abzielten, die öffentliche Meinung mit jenem Verfahren vertrauter zu machen und immer mehr dafür zu erwärmen) brachte mein „Herold" regelmäßige Mittheilungen über wichtige Criminalfälle und deren Verhandlung in öffentlicher Sitzung vor den rheinischen Gerichten.

An den persönlichen Besprechungen über politische und andere Tagesfragen nahm ich — so weit ich konnte, als Mithandelnder, wo nicht, wenigstens als Zuhörer zu meiner besseren Informirung — Theil, so an den Besprechungen deutscher Industrieller, die während der Messen in Leipzig stattfanden und in denen zollpolitische Fragen, allerdings vorwiegend im List'schen Sinne, abgehandelt wurden, so an den Versammlungen deutscher Anwälte in Mainz und in Hamburg, so an den Zusammenkünften der „protestantischen oder Lichtfreunde", die nach einander in Leipzig und Cöthen stattfanden.

So war ich nach wenigen Jahren aus meiner früheren gelehrten

Abgeschiedenheit heraus mitten hinein in das Fahrwasser des öffentlichen Lebens gelangt, und ich befand mich dabei wohl. Für die persönliche Betheiligung an allen Zeitbewegungen war wiederum Leipzig ein vortrefflicher Ort. Hier liefen eine Menge der Fäden zusammen, aus denen die Tagesgeschichte gewoben ward. Wie die „protestantischen Freunde," obschon sie preußischen Ursprungs waren, dennoch, wohl weil sie sich drüben nicht sicher wußten, ihre erste öffentliche Versammlung 1842 in Leipzig hielten, so stiftete Ronge ebenda die erste „deutschkatholische" Gemeinde, hielt Gottesdienst, predigte und theilte das Abendmahl aus, wobei ihm u. A. Robert Blum, als einer der Vorstände dieser Gemeinde, assistirte. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Ronge persönlich kennen. Ich fand ihn, offen gesagt, herzlich unbedeutend, der großen Mission, die er auf sich genommen, in keiner Weise gewachsen, dabei von starkem Selbstbewußtsein und offenbar eitel gemacht durch die Huldigungen, die ihm als dem vermeintlichen Stifter einer neuen Kirche (als solchen stellte er in seiner Predigt sich selbst unumwunden dar, indem er erklärte, das Werk Christi und Luthers fortsetzen und hinausführen zu wollen) von vielen Seiten dargebracht wurden.

Ungleich bedeutender, als Ronge, war jedenfalls Pfarrer Uhlich von Pömmelte, der Stifter und Leiter des Vereins der „protestantischen Freunde". Er war ein feiner Kopf und ein Mann von großer Thatkraft. Bei jener Versammlung in Cöthen, die, aus Geistlichen und Laien gemischt, wohl 3000 Köpfe stark war, hatte ich nicht blos seine Unermüdlichkeit, sein Talent, eine so große Versammlung zu leiten, seine Beredtsamkeit zu bewundern, sondern vor Allem auch das Geschick, womit er diese Tausende genau in den Bahnen und innerhalb der Grenzen zu halten verstand, die er als nothwendig erkannte, um den Zwecken der „protestantischen Freunde" zu nützen und nicht etwa zu schaden.

Leipzig war ferner auch zu Anfang der 40er Jahre der Sammelpunkt einer großen Anzahl von Schriftstellern aus ganz Deutschland, politischen und belletristischen. Insbesondere flüchteten hierher viele österreichische und bald auch preußische Schriftsteller, um vor der Strenge ihrer heimischen Polizeieinrichtungen entweder sich selbst oder ihre Geistesproducte zu retten. So fanden sich die Oesterreicher Kuranda, J. Rank, M. Hartmann, die Preußen W. Jordan, Held, v. Corvin u. a. hier zusammen. In Sachsen war damals, zumal so lange B. v. Lindenau der Regierung vorstand, vergleichsweise noch der günstigste Boden für die anderwärts mehr bedrängte Presse. So kam es, daß die in Sachsen erscheinenden Blätter wichtige Organe für die in den beiden großen Nachbarstaaten begonnene politische Bewegung wurden. Auch meinen beiden Zeitschriften gereichte dies zum Gewinn. Die ersten Regungen eines frischeren Geistes in Oesterreich flüchteten sich in meine Monatsschrift, deren Hefte wohl leichter durch die literarische Zollbarriere hindurch zu schmuggeln waren, während in Preußen mehr der häufiger erscheinende und dadurch stärker wirkende „Herold" Verbreitung fand.

Jenes persönliche Zusammenleben so vieler Schriftsteller ward Anlaß zur Gründung eines sogenannten „Literatenvereins", dem auch viele Literaturfreunde, Buchhändler 2c., beitraten, so daß er weit über hundert Mitglieder zählte. Obgleich gerade in diesen Kreisen eigentlich noch ziemlich fremd, ward ich doch fast mit Einstimmigkeit zum Vorsitzenden des Vereins erwählt. Dasselbe Vertrauensamt ward mir bei dem „Deutschen Schriftstellertage" zu Theil, der, von dem Leipziger Literatenverein berufen, 1845 in Leipzig zusammentrat. Mein Stellvertreter im Präsidium war der Dichter Heinrich König. Er hat in seinem Buch: „Ein Stillleben" in seiner bekannten liebenswürdig heiteren Weise über jenen Congreß berichtet. Derselbe zählte eine Menge der namhaftesten Schriftsteller unter seinen Mitgliedern, so H. Laube, G. Kühne, B. Auerbach, Kuranda, W. Jordan, Boas, Danzel, Gerstäcker, Diezmann, Willkomm, Hartmann, Wuttke, Oettinger, Haltaus, Heller, Rank u. s. w., auch einen erlauchten, den Fürsten Karl Friedrich Schwarzenberg, bekannt unter dem Namen: „Der Landsknecht" wegen seiner Schrift: „Aus dem Wanderbuch eines Landsknechts."

Auch hier zeigte die sächsische Regierung sich liberal; sie ließ den Congreß unbehelligt und sogar meines Erinnerns ohne polizeiliche Ueberwachung tagen. Erst nach den unseligen Augustereignissen des Jahres 1845, bei denen einzelne Schriftsteller eine prononcirte Rolle gespielt hatten, wahrscheinlich auch auf Reclamationen auswärtiger Regierungen, fand eine große Razzia gegen die fremden Schriftsteller statt, und mehrere solche wurden aus Leipzig und Sachsen verwiesen.

Bei dem Festessen des Schriftstellertages ward u. A. auch ein humoristischer Toast auf „den letzten Censor" ausgebracht und mit großem Jubel aufgenommen. Daß schon nach drei Jahren, 1848, der „letzte Censor" von der Schaubühne abtreten würde, ahnten wir damals nicht, denn die Censur stand noch in voller Blüthe. Ich kann mir nicht versagen, zwei Geschichtchen zu erzählen, welche zeigen, wie mit der pflichtmäßigen Strenge der Censur und Preßpolizei die sächsische Gemüthlichkeit bisweilen in einen Kampf gerieth, der eigenthümliche Erscheinungen zu Tage förderte.

Politischer Censor war damals in Leipzig ein Arzt, Dr. Neubert. Wie gerade ein solcher dazu gekommen, weiß ich nicht. Er war ein äußerst gutmüthiger Mann, der nur mit schwerem Herzen den Rothstift handhabte. Da geschah es denn öfters, daß, wenn er mir einen Artikel durch Censurstriche verstümmelt hatte, ich persönlich zu ihm ging und ihn um Gnade für meine von ihm zum Tode verurtheilten Geisteskinder bat. Dann setzten wir uns zusammen und er half mir überlegen, wie das von ihm Gestrichene dem gleichen Sinne nach, nur in unverfänglicher, von ihm nicht zu beanstandender Form, dennoch gesagt werden könne, und gewönlich fanden wir einen Ausweg. Etwas ähnliches geschah bei Gelegenheit einer mich betreffenden Confiscation. Ich hatte, weil meinen Zeitschriften, trotz anfänglich günstigen Erfolges, durch Verbote in mehreren deutschen Staaten ihre Existenzfähigkeit

immer mehr beschränkt ward und der Verleger sie deshalb nicht fortführen wollte, mich entschließen müssen, dieselben, um wenigstens das Letzte zu versuchen, in Selbstverlag zu nehmen. Beiläufig gesagt, warne ich alle Schriftsteller vor diesem Wege, denn geistig produciren und geschäftlich disponiren verträgt sich nicht zusammen; ich wenigstens habe für jenen „Selbstverlag" (allerdings unter den damaligen erschwerenden Umständen) mit harten Opfern büßen müssen. Eines schönen Tages nun kam ein Beamter des Raths in Begleitung eines Assistenten in meine Wohnung, um ein eben erschienenes Heft im Auftrage der Behörde zu confisciren. Die Mehrzahl der Exemplare war versandt, aber ein ansehnlicher Stoß solcher stand doch noch in einem Winkel des Zimmers. Der Beamte, der offenbar nicht sehen wollte, ging überall hin, nur nicht in jenen Winkel, und war eben im Begriff, sich wieder zu entfernen, indem er halblaut äußerte: „es sei ja nichts mehr vorhanden", als der diensteifrigere Assistent ihn auf das unglückselige Opfer der Preßpolizei im Hintergrund aufmerksam machte, worauf denn Jener, sichtlich ungern, zurückkehrte und nun natürlich nicht umhin konnte, die Confiscation zu vollstrecken.

Noch eine Betrachtung über die damaligen Preßzustände drängt sich mir auf. Wenn ich das Namensverzeichniß der Mitarbeiter an meinen beiden Zeitschriften und die mit denselben geführte Correspondenz überblicke, so fällt es mir auf, nach wie verschiedenen Richtungen ein nicht geringer Theil Derer, die damals auf dem gleichen Standpunkt mit mir standen oder doch zu stehen glaubten, später auseinander gegangen sind. Da sehe ich Manche, die seitdem weit links, Andere, die weit rechts sich gewandt haben. Ich gebe dies weniger einer Wandelbarkeit der Ueberzeugungen schuld, als der Unklarheit, die damals noch in Bezug auf die Parteistellungen herrschte. Erst die intensivere Bewegung des Jahres 1848 und der folgenden, welche die politischen Gegensätze vertiefte und verschärfte, hat Vielen ihre eigentliche Parteistellung zum Bewußtsein gebracht, während vor 1848 namentlich nach der liberalen Seite hin sich allerhand Elemente zusammenfanden, die innerlich doch nicht so recht zusammengehörten.

Ich kehre von dieser Abschweifung zu den politischen Vorgängen der 40er Jahre und meiner Betheiligung daran zurück. Zu den wichtigsten dieser Vorgänge gehörte die, schon seit 1842 (seit dem Erscheinen des Buches von Uwe Lornsen, „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins") innerlich gährende, 1846 durch den „Offenen Brief" Christians VIII. zum vollen Ausbruch gebrachte schleswig-holsteinische Bewegung, diese Bewegung, die wie ein rother Faden sich durch die ganze deutsche Bewegung der 40er und 50er Jahre hindurchzieht, bis sie zuletzt durch die Krisis von 1863—1866 zur endgiltigen Lösung der deutschen Frage selbst den Anstoß gab. Ich habe dieser Bewegung vom Anbeginn an die thätigste Antheilnahme gewidmet, habe auch persönlich mit verschiedenen Wortführern in den Herzogthümern, mit Claussen, Olshausen, Hansen-Eckernförde, Wienbarg &c.,

lebhaft verkehrt. Im Herbst 1846 wohnte ich auf einer Reise dem Festmahl bei, welches in Kiel den Mitgliedern der schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlungen gegeben wurde, die sich freiwillig aufgelöst hatten, weil ihnen verwehrt ward, gegen den „Offenen Brief" und das darin enthaltene Attentat auf die Selbstständigkeit der Herzogthümer verfassungsmäßige Schritte zu thun. Ich lernte dabei voll Freude und Bewunderung den Geist jenes Stammes kennen, der ruhig, aber zäh sein Recht und das damit eng verbundene Interesse Gesammtdeutschlands vertheidigte, ein Kampf, in dessen einträchtiger Führung alle Partei- und Ständeunterschiede verschwanden, und ich kehrte von dort mit dem sicheren Vertrauen zurück, daß dieser wackere Stamm niemals sich aufgeben, daher auch niemals uns verloren gehen könne.

Neben den politischen und nationalen Fragen beschäftigten mich damals auch schon die socialen. Ich hatte die socialistischen Schriften der Franzosen, namentlich die sehr geistvollen des Fourieristen Considerant, gründlich studirt, auch bei einem Aufenthalte in Paris 1844 öffentlichen Vorträgen beigewohnt, die dort in dem Redactionslocal der „Démocratie pacifique", des Organs der Fourieristen, gehalten wurden. Was damals von socialistischen Schriften in Deutschland auftauchte (die selbstständigern deutschen Socialisten Marx, Engels, Weitling lebten und schrieben im Auslande), das erschien mir als ein sehr matter Abklatsch der, darin offenbar gründlicheren und originelleren Franzosen. Ich sprach mich in meinen Zeitschriften gegen die Grundsätze des Socialismus aus, während ich gleichzeitig auf allerhand theils schon bestehende, theils nach meiner Ansicht mögliche Einrichtungen für Verbesserung des Looses der Arbeiter im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung hinwies. Das Gleiche that ich in öffentlichen Vorträgen, die ich 1846 erst in Leipzig, dann in Dresden hielt. Da an letzterem Orte damals eben der Landtag versammelt war, so sah ich viele Mitglieder der hohen Aristokratie aus der ersten Kammer als Hörer zu meinen Füßen; sie waren offenbar gespannt, zu vernehmen, was wohl von dem „rothen Gespenst" zu fürchten sei. Ich habe diese Vorlesungen in den Druck gegeben unter dem Titel „Ueber Socialismus und sociale Fragen" (1847). In Leipzig wiederholte ich dieselben vor einem Kreise von Arbeitern, die mich darum angingen, mußte aber hierbei wahrnehmen, daß für dieses Publikum zwar die Schilderungen der weitgreifenden und meist utopischen Pläne der Socialisten Reiz hatten, viel weniger jedoch die nüchternen Betrachtungen über wirklich ausführbare Reformen zu Gunsten des Arbeiterstandes.

An mir selbst machte damals ein in Leipzig lebender Socialist einen Bekehrungsversuch. Erinnerlich davon ist mir nur noch der widerliche Eindruck gänzlicher Vaterlandslosigkeit, womit derselbe alle nationalen Anliegen, u. A. auch den Kampf der Schleswig-Holsteiner um ihr Recht und ihre Nationalität, in der cynischsten Weise behandelte.

Die Hoffnungen, welche ich in Betreff der deutschen Frage an eine Constitutionalisirung Preußens geknüpft hatte, waren leider zu Enttäuschungen

geworden. Schon wenige Jahre nach dem Thronwechsel daselbst schaltete wieder in immer verstärktem Maße eine planmäßige Reaction im Politischen, wie im Kirchlichen. Natürlich mußte ich diese in meinen Zeitschriften bekämpfen, und um so entschiedener, je mehr mir ein gutes Verhältniß Preußens zu dem ganzen freier denkenden Theile der Nation und zu den constitutionellen deutschen Staaten am Herzen lag. Allein für die tiefe Wahrheit, die Shakespeare in seinem „Lear" den treuen Diener Kent dem irregehenden König zurufen läßt: „Tödte nur deinen Arzt, und fördere so die verderbliche Krankheit," hatte man in dem damaligen Preußen kein Verständniß; man verfolgte unerbittlich diejenigen, welche, eben weil sie es mit dem preußischen Staate gut meinten, den Leitern desselben freimüthig die Wahrheit sagten. So wurden 1845 auch meine beiden Zeitschriften mit Einem Schlage in Preußen verboten.

Da brachte das Jahr 1847 das damals Unerwartetste: die Berufung eines „Vereinigten Landtages" für Preußen. Ich knüpfte an dieses Ereigniß neue Hoffnungen. Der doctrinäre Standpunkt, auf den H. Simon in seinem „Annehmen oder Ablehnen" sich stellte, schien mir höchst bedenklich, ich schrieb dagegen eine Schrift: „Die Aufgabe des Vereinigten Landtags", worin ich ausführte: der Landtag müsse auf jeden Fall zusammentreten, allerdings aber Alles daran setzen, um den ihm so eng gesteckten Kreis seiner Rechte zu erweitern. Die Beckerath-Auerswald'sche Adresse und der ganze Gang der nachfolgenden Verhandlungen des Landtages gab mir insofern Recht, als die Mehrheit der Ständecurie den von mir bezeichneten Weg wirklich betrat, wenn auch freilich ohne Erfolg.

Zur Eröffnung des Vereinigten Landtags reiste ich selbst nach Berlin, um wenigstens so viel als möglich (die Sitzungen waren bekanntlich geheime) den dortigen Vorgängen nahe zu sein und mich darüber zu orientiren. Ich verkehrte mit verschiedenen Mitgliedern der Opposition, namentlich der rheinischen, neben Hansemann und Stedtmann, die mich schon auf der Hinreise nach Berlin in Leipzig aufgesucht hatten, besonders mit Beckerath und Mevissen, lernte auch J. Jacoby (der eine Art von offenem politischen Salon hielt), lernte H. Simon, ferner die Schleswig-Holsteiner Beseler und Tiedemann kennen, die gekommen waren, um ihre Sache einflußreichen Abgeordneten an's Herz zu legen. Noch in demselben Jahre schrieb ich dann die „Geschichte des ersten preußischen Reichstages", wozu mir die namhaftesten Führer der Opposition, Beckerath, Auerswald, Schwerin, Hansemann, werthvolles Material lieferten.

Das Buch ward sofort in Preußen und mit freundnachbarlicher Dienstwilligkeit auch in Sachsen verboten, confiscirt, auf's Strengste verfolgt.

Wie sehr war ich daher überrascht, als im Frühjahr 1849, wo ich als Mitglied der sog. „Kaiserdeputation" in Berlin anwesend und mit dieser am Abend des 3. April Gast des Prinzen von Preußen war, die erlauchte Wirthin die Frage an mich richtete: „Sie sind der Verfasser einer Geschichte

des ersten Vereinigten Landtags?" und auf meine Bejahung fortfuhr: „Sie haben damals leider nur zu richtig prophezeit!" Ich hatte am Schlusse jenes Buches gesagt:

„Der entscheidende Schritt aus dem absoluten in den Verfassungsstaat muß gethan werden — darüber kann nach den Verhandlungen dieses Reichstags kein Zweifel mehr sein. Je später man sich zu diesem Schritte entschließt, desto schwieriger wird er; je länger man die Gabe aufschiebt, desto mehr wird sie den Werth einer freiwilligen verlieren, wird als eine abgedrungene erscheinen. Ist es wohl weise von einer Regierung gehandelt, die Befriedigung der gerechtesten Wünsche des Volkes so lange hartnäckig zu versagen, bis sie in Bedrängniß ist? Solche Grundsätze sind wahrhaftig nicht conservativ, sondern destructiv, ja revolutionär, denn sie säen den Samen von Revolutionen, sie provociren fast gewaltsam das Volk, sich das zu erzwingen, was man seinen gemäßigtsten und inständigsten Bitten verweigert. Durch solche Grundsätze ist schon manches Land und manche Regierung in Verwirrung und Unglück gestürzt worden. Möge Preußens guter Genius es vor einem ähnlichen Schicksal bewahren!"

Doch — hier ist die Grenze erreicht, die ich diesen vorläufigen Mittheilungen aus meiner Selbstbiographie gesteckt habe. Wollte ich das ereignißvolle Jahr 1848 in dieselben einbegreifen, so müßte ich den Raum, der mir hier gewährt ist, um Vieles überschreiten. Wer daher für diese harmlosen Plaudereien über mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte sich etwa lebhafter interessiren sollte, den muß ich wegen des Weiteren auf das bevorstehende Erscheinen des Buches selbst verweisen, dessen Vorläufer der obige Artikel ist.

Beowulf,
das älteste germanische Epos.

Von

Wilhelm Hertz.

— München. —

Am frühesten unter allen Germanen erblühte eine poetische Literatur bei jenen deutschen Stämmen, welche sich allmälig im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts in Großbritannien angesiedelt hatten. Ihre Hauptmasse bildeten Angeln aus Schleswig und Sachsen aus Holstein, welche sich selbst seit dem achten Jahrhundert unter dem Collectivnamen Angelsachsen zusammenfaßten. Ihre Sprache jedoch, einen niederdeutschen, dem Friesischen nächstverwandten Sprachzweig, nannten sie vorzugsweise nach den an Zahl überwiegenden Angeln Englisc, auch sich selbst Englisemen, anglische Männer, und so heißen sich ihre Nachkommen bis heute. Die Glanzzeit ihrer Dichtung fällt in's achte Jahrhundert. Das größte und wichtigste Denkmal dieser Periode ist das Gedicht von Beowulf, das einzige vollständig erhaltene Epos aus altgermanischer Zeit und als solches von unschätzbarem Werthe. Der einzige Ueberrest unseres deutschen Heldengesangs, das Hildebrandslied, das an Alter dem Beowulf gleichsteht, ist leider nur als lückenhaftes Bruchstück auf uns gekommen.

Seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts war der Sieg des Christenthums unter den Angelsachsen entschieden. Kein anderer germanischer Stamm gab sich mit solch frommem Eifer der neuen Lehre hin. Könige von Wodens Geschlecht traten als Mönche und Einsiedler in den Dienst des Zimmermannssohnes; gekrönte Helden, deren stolzeste Freude gewesen war, blutige Bäche aus Helmen zu hauen, stellten sich mit dem Stab in der Hand den anstürmenden Feinden des Evangeliums entgegen, um sich wehrlos tödten zu lassen. Christliche Wissenschaft fand geistvolle Pflege. Pilger wanderten in

Schaaren nach der ewigen Stadt, und feurige Glaubensboten trugen das Kreuz unter ihre heidnischen Stammesgenossen auf dem Festlande. Auch der Dichter, dem wir die überlieferte Bearbeitung des Epos verdanken, war ein Christ, ein christlicher Geistlicher.

Aber die zu Grunde liegenden Heldenlieder reichen weit in die heidnische Zeit zurück. Der Gegenstand des Gedichtes sind heidnische Mythen, auf einen menschlichen Helden übertragen. Zahlreiche Episoden eröffnen Ausblicke in eine reiche verdämmernde Sagenwelt vorchristlicher Zeit. Mit epischer Ausführlichkeit wird uns der menschliche Schauplatz der Sage, werden uns Lebensformen und Sitten der heidnischen Germanen geschildert. So kommt unserem Gedichte neben dem ästhetischen und mythologischen ein hohes culturgeschichtliches Interesse zu. Als treues Spiegelbild altdeutschen Lebens zeigt es uns klarer denn alle Chroniken das Treiben eines königlichen Hofhalts, das Zusammensein des Königs mit seiner Gefolgschaft. Wir belauschen die kampfstolzen Reden, die Ruhmstreitigkeiten der metherhitzten Gäste; wir hören des Sängers Harfenspiel und den fröhlichen Tumult des Gelages. Schmuck und Rüstung, Waffen und Rosse lernen wir kennen, die Schifffahrt auf dem vielnamigen Meer, das Ceremoniell des Hofes und die Bräuche der Gastfreundschaft, die Verherrlichung der Lebenden und die Bestattung der Todten in Leichenbrand und Hügelgrab, und wenn auch die Namen der alten Götter verwischt sind, so bleiben uns doch Zeugnisse genug für die Lebensanschauung der heidnischen Germanen, ihren Schicksalsglauben und ihre ethischen Ansichten.

Erhalten ist uns das Gedicht in einer Pergamenthandschrift des zehnten Jahrhunderts, welche Sir Robert Cotton um den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts seiner Sammlung angelsächsischer Sprachdenkmäler einverleibte und welche mit dieser in den Besitz des britischen Museums in London übergegangen ist. Dem Feuer, das im Jahre 1731 einen großen Theil dieser kostbaren Sammlung zerstörte, ist die Handschrift durch ein günstiges Geschick, freilich nicht unbeschädigt, entgangen, da die Hitze bereits die Pergamentblätter aufzurollen begonnen hatte. Den ersten Druck besorgte der dänische Gelehrte Thorkelin im Jahre 1815, und seitdem haben nordische, englische und deutsche Gelehrte in der wissenschaftlichen Pflege des sprachlich und sachlich äußerst schwierigen Gedichtes gewetteifert. Haben doch sämmtliche germanische Völker der Gegenwart Ansprüche auf diese Dichtung, die Scandinaven, weil von ihnen die Sage kam, die Deutschen, weil das Volk, in dessen Sprache das Werk abgefaßt ist, deutschen Ursprungs war, und die Engländer, weil sie zum überwiegenden Theil von diesem Volke stammen.

Die Versform des Gedichtes ist die allgemein germanische der alliterirenden Langzeile. Dieser heroische Vers der Germanen wird durch eine Cäsur in zwei Hälften getheilt. In jeder Halbzeile sind zwei Hebungen und mindestens eine Senkung, wobei der Auftact, d. h. die der ersten Hebung vorangehenden Silben, nicht mitgezählt wird. In der Hebung kann immer

nur eine einzige Silbe stehen, in der Senkung dagegen mehrere, im Beowulf jedoch selten über drei, nie über fünf. Aus der wechselnden Zahl und Stellung der Senkungen ergiebt sich die für den epischen Vers nothwendige Mannigfaltigkeit des Rhythmus. Die Hebungssilben sind die Träger der Alliteration, des sogenannten Stabreims, und zwar in der Weise, daß zwei oder eine (im letzteren Falle am besten die erste) in der ersten Halbzeile und die erste in der zweiten Halbzeile den gleichen Anlaut haben. Alle Vocale reimen untereinander, weil — für unser Ohr kaum mehr vernehmbar — jedem im Anlaut gesprochenen Vocal ein leiser Faucalconsonant vorangeht, der durch das Aufspringen des Kehldeckels entsteht und in der griechischen Schrift mit dem spiritus lenis, in der arabischen mit dem Buchstaben Elif bezeichnet wird. Die letzte Hebung darf nur dann den Stabreim tragen, wenn in derselben Zeile zwei Stabreime abwechseln oder sich kreuzen. In der Hebung können nur solche Silben stehen, welche dem Sinn nach die gewichtigsten im Satze sind. Die Gesetze der germanischen Metrik sind also mehr logischer als musikalischer Natur. Wie schon in der Ursprache der Germanen der Hauptton im Worte auf die Wurzelsilbe als die Trägerin des Vorstellungsausdrucks gelegt wurde, so herrschte auch von Anfang an in ihrer Metrik nicht das Gewicht des sinnlichen Lautes wie bei den classischen Völkern, sondern das seiner geistigen Bedeutung. Diese Bevorzugung des innern Gehaltes vor der äußern Form, wodurch sich die Germanen zu ihrem Vortheil und Nachtheil von den andern Völkern unterscheiden, bildete von Uranfang an das typische Merkmal germanischen Wesens.

Jenes stoßweise Hervorheben der sinnschwersten Silben, das beim Vortrag wahrscheinlich durch einen Griff in die Saiten noch verstärkt wurde, giebt der ganzen Darstellungsweise den Charakter des Gewaltsamen, einer leidenschaftlichen Erregung, die dem epischen Stil nicht günstig ist. Die Schwierigkeit der Alliteration brachte Variation des Gedankens in synonymen Ausdrücken, Einschiebung reimgebender Appositionen mit sich, wodurch der Gang der Dichtung etwas schwerfällig Nachdrückliches erhält. Gleichnisse sind sehr selten, um so häufiger schmückende Beiwörter und Metaphern, zum Theil von großer poetischer Kraft und Anschaulichkeit. Einige Beispiele mögen folgen, obgleich die Schönheit der alten Composita sich in der modernen Uebersetzung kaum ahnen läßt: das Schwert heißt Freund im Kampf, Kampfgenoß, Kampfleuchte, Kraftstütze; der Speer Kraftholz, Todesschaft; der Krieg Schreckenszug, Kummerfahrt, Schwerterhaß, Schwertersturm, Kampfspiel, Wettspiel der Schilde; die Wunde heißt Schwertbiß; das vorquellende Blut Schwerttrunk; der Geächtete Schwertwolf; das Schiff Meerholz, Meerbaum, Wogengänger; das Segel Meergewand; das Meer der Wogen Becken, der weite Grund, Walfischweg, Schwanenweg, Taucherbad (nach der Taucherente). Die Sonne wird genannt des Aethers Lampe, des Himmels Juwel, die Weltleuchte, des Himmels Wonne, das Feuerzeichen Gottes. Das Lied heißt Lust der Halle; die Harfe Freudenholz, Freuden-

baum; der Sänger Freudenbringer. — Diese und zahlreiche andere Formen des poetischen Ausdrucks sind formelhaft, Merkmale einer langgeübten, altvererbten Kunst.

Die Alliteration, welche bei uns in Deutschland schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts durch den Endreim verdrängt wurde, hat sich im conservativeren England durch das ganze Mittelalter behauptet und war besonders noch im vierzehnten Jahrhundert populär. Die angelsächsischen Geistlichen brachten sie selbst in ihren lateinischen Gedichten an.

Das Gedicht, das 3183 Langverse zählt, zerfällt dem Inhalt nach in zwei Theile. Der erste größere Theil behandelt die gewaltigste That des jungen Beowulf, der zweite das Ende des greisen Helden im Kampf mit einem Drachen. Es sind hier offenbar zwei alte selbständige Lieder zu einem Ganzen verarbeitet. Der Schauplatz des ersten Theiles ist Dänemark, der des zweiten Götland im südlichen Schweden.

Die Erzählung beginnt mit einer Verherrlichung des dänischen Königsgeschlechts. Nach der mit der Schwanrittersage verwandten dänischen Stammsage kam in grauer Vorzeit, da eine schwere Drangsal das Volk betroffen hatte, ein Kind mit Waffenkleinodien in einem Nachen über's Meer dahergeschwommen, Niemand wußte von wannen. Es erhielt den Namen Skyld (Schild); vielleicht war das Fahrzeug nach der ursprünglichen Sage ein Schild gewesen. Der kleine Fremdling wuchs heran und wurde ein mächtiger König, dem alle umsitzenden Völker über das Meer hin Tribut bezahlen mußten. Diese Sage, welche sicher den Gegenstand eigener Lieder gebildet hat, wird vom Dichter als bekannt vorausgesetzt. Er begnügt sich mit kurzen Andeutungen und hebt nur ihren Schluß, die Erzählung von der Bestattung Skylds, hervor: Als nach langer, ruhmvoller Lebenszeit der liebe Landesfürst seinen Tod herannahen fühlte, da befahl er den trauten Genossen, daß sie seine Leiche dem Meere übergeben sollten. Da rüsteten sie ein Schiff, glänzend wie Eis, legten den Todten nahe zum Maste, häuften Kleinode um ihn, schmückten den Kiel stattlich mit Kampfwaffen und Kriegsgewanden, mit Schwertern und Ringpanzern, setzten ihm ein goldenes Banner hoch über's Haupt (zum Zeichen, daß ein König an Bord sei) und überließen ihn den Wogen des Meeres. So schied der Retter des Volkes geheimnißvoll, wie er gekommen war.

Nach ihm hießen die Könige der Dänen und das ganze Dänenvolk Skyldinge. Ein Urenkel Skylds war Hrodhgar (das deutsche Rüdeger); dem war Heerglück verliehen, Kampfes Ehre, und seine Mannen dienten ihm gerne. Als der Held ergraute und eine herrliche Jugend um sich emporblühen sah, ein gewaltig Geschlecht, da gedachte er, daß er ein Saalhaus bauen wollte, der Methhallen größte, um dort auszuruhen bei frohem Gelage im Kreise seiner Helden und all' seine Schätze mit ihnen zu theilen. Weit her wurden Werkleute zusammenberufen, und der König erlebte die Freude, daß er den Bau vollendet sah, wie er von einem Hügel herab über die Lande schimmerte.

Diese Halle haben wir wohl im Mittelpunkt der dänischen Herrschaft, auf Seeland, zu suchen. Sie lag vor den Wällen der Königsburg an einer mit bunten Steinen gepflasterten Straße, welche von dem nächsten Landungsplatz in's Innere der Insel führte. Mit der Burg war sie durch einen Weg, den sogenannten Methsteig, verbunden. Wenn wir uns von diesem Bau, dem Idealbild einer angelsächsischen Königshalle, eine Vorstellung machen wollen, so dürfen wir uns nicht einen stolzen Quaderbau denken, sondern einen Holzbau nach uralt germanischem Stile. Wie Tacitus berichtet, bauten die Germanen aus rohem Gebälk, welches sie an einzelnen Stellen mit feiner, glänzender Erde farbig bestrichen. So errichteten auch die Angelsachsen auf einem steinernen Fundament hölzerne Umfassungswände, und zwar waren die Balken hierbei entweder aufrechtstehend und durch Klammern verbunden oder horizontal über einander gelegt nach Art der Blockhäuser. Hrodhgars Halle hatte nach Andeutungen des Gedichtes die senkrechte Balkenstellung und wurde von innen und außen durch fortlaufende Klammern zusammengehalten. Der Eingang war zu ebener Erde, und vor der Thüre zog sich eine Bank hin, wo sich die Ankömmlinge niederließen, bis sie vom König empfangen wurden. Den Bau krönte ein steil ansteigendes Giebeldach mit farbiger, schimmernder Bedeckung von Ziegeln oder bemalten Schindeln. An jedem Dachgiebel ragte ein Hirschhorn hervor, und zwar nicht von natürlichen Geweihen, sondern von kolossalem, phantastischem Schnitzwerk, wie es noch bis auf den heutigen Tag an nordischen Gebäuden erhalten ist. Von diesem Hornschmuck nannte Hrodhgar seine Halle Heorot, d. h. Hirsch. Das Dach stützten im Innern ein oder zwei Holzpfeiler, die sogenannten Hallbäume. Zwischen ihnen, in der Mitte des Hauses war der Heerd, in der ältesten Zeit eine einfache Feuerstätte auf dem Fußboden, später mit Feuermauern und Roststangen versehen. Der Rauch zog durch die hoch angebrachten, unverglasten Fenster und durch eine von einem Schirmdach bedeckte Oeffnung über dem Heerd. In unmittelbarer Nähe des Heerdes erhob sich auf einer Estrade der Hochsitz des Königs mit Raum für drei Personen, den König, die Königin und des Königs nächsten Verwandten. Von da aus zogen sich in Hufeisenform die Bänke um den Heerd, mit Schnitzarbeit und Gold geziert. Tische waren beim Trinkgelage nicht von Nöthen: die Gäste hielten die Hörner oder Becher fortwährend in der Hand. Beim Mahle dagegen wurden vor die Einzelnen kleine Tische gestellt. Der Fußboden war theils mit Holzdielen belegt, theils mit bunten Steinen gepflastert. Die Wände der Halle und das offen sichtbare Dachgebälk glänzten von Gold und brennenden Farben. Bei festlichen Gelegenheiten behängte man die Wände überdies mit kostbaren Webereien.

Dort saß der milde König inmitten seiner Gefolgschaft. Das waren freigeborene Männer, einheimische und fremde, welche meist aus Mangel an eigenem Grundbesitz freiwillig in den Dienst des Königs getreten waren. Auch für Söhne fürstlicher Geschlechter war es keineswegs beschämend, ihre kriegerische Laufbahn im Comitat eines großen Herrn zu beginnen. Inner-

halb desselben gab es, wie Tacitus bezeugt, verschiedene Rangstufen, nach Maßgabe der Meinung, welche der Herr von den Einzelnen hatte, und ein großer Wettstreit war einerseits unter dem Gefolge, wer den ersten Platz bei dem Herrn einnehme, und andererseits unter den Herren, wer das meiste und muthigste Gefolge habe. „Das war ihre Ehre, das ihre Stärke, immer von einer stattlichen Schaar erlesener junger Männer umgeben zu sein, im Frieden ihr Hofstaat, im Krieg ihre Leibwache." Diese Gefolgsdegen bildeten mit den Angehörigen des Königshauses eine große Familie, der Mann dem Herrn, der Herr dem Manne in schöner Gegenseitigkeit zu Liebe und Treue verpflichtet. Es war eine Schande für den König, einem seiner Degen an Tapferkeit nachzustehen. Daher heißt es von Hrodhgar in unserem Gedicht: „Niemals fehlte er an der Spitze des Kampfes." Daher auch das bezeichnende Epitheton „königskühn", daher auch das deutsche Wort Fürst, der Vorderste (englisch first). Dagegen war es wiederum eine Schande für das Gefolge, dem Herrn an Tapferkeit nicht gleichzukommen. Nach Tacitus war der für immer ehrlos, der seinen Herrn überlebend vom Schlachtfeld ging. Daß dieses Ehrengesetz in der ganzen angelsächsischen Zeit ungeschwächt fortlebte, dafür bieten uns Geschichte und Dichtung die großartigsten Zeugnisse. In Bezug hierauf sagt unser Gedicht: „Besser den Tod als ein Leben in Schande!" War doch der gesellige Tod im Kampf nach allgemein germanischer Anschauung das schönste und würdigste Ende des Mannes. Der heilige Bonifaz hat uns in einem Briefe einen Spruch seiner angelsächsischen Heimath überliefert, worin es heißt: „Der Lohn des Feiglings ist, daß er einsam sterben muß." — Den Herrn zu vertheidigen und sogar die eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, war des Kriegers erste Pflicht. Dafür war des Königs höchste Tugend Freigebigkeit gegen den Dienstmann. Nicht blos die zufällige Kriegsbeute, sondern Haus und Heerd theilte er mit ihm, stets darauf bedacht, den lieben Kampfgenossen durch Geschenke von Rossen, Waffen und Ringschmuck zu erfreuen. Daher heißt der König in unserem Epos Ringspender, Schatzvertheiler, der gerne Gebende, Freund und Herr, der Kämpfer Schutz, der Goldfreund der Männer. Als der Hausvater heißt er hlâf-weard, hlâford, Brotwart, Brotherr, das heutige lord, wie die Königin als Hausmutter hlâf-weardige, hlaefdige, Brotherrin, daher altenglisch levedy, neuenglisch lady. Die Dienstmannen hießen Genossen im Allgemeinen und näher bestimmt Hausgenossen, Saalgenossen, Heerdgenossen, Tischgenossen, Fahrtgenossen, Schildgenossen, auch Hagestalden (d. h. Hagbesitzer, ursprünglich der Titel der jüngeren Söhne, die nur einen Hag, ein Nebengut, erhielten, im Gegensatz zum Herrenhof des Erstgeborenen, dann junge Männer, Dienstmannen im Allgemeinen, daher das heutige Hagestolz). Ihre Gesammtheit hieß Volk; die erste Bedeutung dieses Wortes ist Kriegerschaar, daher folgen = Kriegsdienste thun.

Diese Gesammtheit wurde abgetheilt in die dugudh (Tugend, tüchtige Schaar), die Schaar der Männer, und die geogodh (Jugend), die Schaar

der Jünglinge, eine Unterscheidung, welche vollkommen dem späteren Gegensatz zwischen Rittern und Knappen entspricht.

Nie hatte eine Gefolgschaft einen freundlicheren Herrn, als die im Heorot saß um König Hrodhgar. Da erscholl Jubel jeglichen Tag, Harfenklang und heller Sang des sagenkundigen Sängers. Das hörte in der Ferne ein grausiger Unhold, der Riese des Moors, der mit seiner schrecklichen Mutter in ewiger Nacht den schlammigen See bewohnte, das neblige Sumpfmeer. Der grimme Gast war Grendel geheißen. Ihn erboste der fröhliche Lärm, der in seine freudenlose Wohnung herüberhallte, und er ging eines Nachts zu dem hohen Haus, wo die Heldenschaar sich nach ihrer Gewohnheit ihr Lager bereitet hatte; er fand die Männer schlafend nach dem Gastmahl, packte und erwürgte ihrer dreißig und schleppte sie heim, des Fraßes frohlockend. Da erscholl statt des Jubels Wehgeschrei; im Jammer um seine Mannen saß der gute König. Hier gab es keine Gegenwehr, keine Hilfe. An des Menschenfeindes Hornhaut haftete kein Schwert, und wieder kam er und verübte neuen Mord, neuen Gräuel. Wohl gelobten oft beim Trunke kühne Helden, daß sie im Saale Grendels warten wollten; dann fand man aber zur Morgenzeit die Halle voll geronnenen Blutes, alle Bankdielen roth überströmt, und immer kleiner wurde Hrodhgars Gefolgschaar. Manches Mal saß der König mit seinen Weisen zu Rathe; aber sie sahen des Unheils kein Ende. Denn mit dem wilden Dämon war nicht zu verhandeln, noch gegen Tribut Friede zu schließen. Vergeblich waren alle Gebete bei ihren heidnischen Götterzelten, die Verheißung von Weihgeschenken. Der Mordgast saß zur Nachtzeit in dem verödeten Festsaal.

So duldete zwölf Winter lang der alte König unablässiges Weh. Die schaurige Kunde aber verbreitete sich über Land und Meer, und so vernahm sie ein Held drüben bei den Gauten. Das war Beowulf, Ecgtheows Sohn, der Neffe des Gautenkönigs Hygelac, vom fürstlichen Stamme der Wägmundinge. Nach seines Vaters Tod war er als siebenjähriger Knabe an den Königshof gekommen, wo er in der Gefolgschaar aufwuchs. Wie so mancher Held der Sage und des Märchens wurde er anfangs von seinen Landsleuten gering geachtet, und wenig Ehre erwies man ihm auf der Methbank; denn die Gauten sagten von ihm, daß er träge sei, ein untüchtiger Edeling. Aber als er erwachsen war, vollbrachte er Thaten wie Keiner vor ihm, und sie erkannten, daß er der Stärkste war von allen Kindern der Menschen. Da ward ihm reicher Ersatz für die Schmach seiner Jugend. Doch kein Haß, kein Uebermuth kam in seine Seele; freundlich war er gegen Alle, und — ein verrätherisches Lob für jene wilden Zeiten — niemals erschlug er beim Trunk einen Heerdgenossen. Er war ein echter Held: stark und milde, klug von Sinn, weiser Worte kundig.

Als er die Märe von Grendels Unthaten vernahm, befahl er sofort, daß ihm sein gutes Schiff gerüstet werde. Sein Gefolgsherr, der König

Hygelac, widerrieth ihm die sorgenvolle Fahrt; aber kluge Männer stimmten dem Helden bei, obwohl sie ihn liebten, und ermunterten ihn mit der Deutung günstiger Zeichen. So erlas er sich vierzehn kühne Genossen und machte sich mit ihnen zur Meerfahrt auf.

Von hier an beginnt der epische Stil unseres Gedichtes sich breit zu entfalten. Die Freude am Seeleben beflügelt Sprache und Rhythmus; das Interesse am Treiben des Königshofes läßt die Erzählung liebevoll beim Einzelnen verweilen und verleiht diesem Theil des Gedichtes einen homerischen Zug. — Das Schiff liegt auf den Wellen. Gerüstet steigen die Männer auf das Steven (das Vordertheil des Schiffes); die Wogen strömen vom Meer auf den Sand. Die Helden tragen in des Schiffes Schooß leuchtende Geschmeide, stattliches Kampfzeug. Dann stoßen sie ab zu fröhlicher Fahrt. Da läuft über das Wogenmeer vom Winde getrieben mit schäumendem Halse das Schiff wie ein Vogel, bis daß es um dieselbe Zeit des andern Tages mit gewundenem Steven so weit gekommen ist, daß die Seefahrer Land erschauen, blinkende Meerklippen, steile Uferhöhen und weite Vorgebirge. Da ist die Fahrt zu Ende. Hurtig springen die Helden an's Land, daß die Panzerhemden klirren, und seilen das Seeschiff an. Da sieht vom hohen Ufer der Wächter der Skyldinge über das Landungsbrett glänzende Schilde tragen, treffliches Kriegszeug, und die Neugier läßt ihn nicht ruhen. Er kommt zum Gestade geritten; gewaltig schwingt er den Speer in den Händen und fragt mit feierlichen Worten: „Wer seid ihr der Kriegsgerüsteten, Panzerbewehrte, die ihr so den brandenden Kiel über die Seestraße führend daherkommt? Ich bin ein Grenzmann und halte die Seewacht, daß dem Lande der Dänen kein Feind mit einem Schiffsheer Schaden bringe. Nie traten hier schildtragende Fremdlinge offenkundiger auf, und doch wißt ihr nicht, ob ihr die Zustimmung unserer Krieger habt. Nie sah ich einen so gewaltigen Edeln auf Erden als der Eine da unter euch, ein Held in Kampfschmuck. Hier wurde kein niederer Mann mit Waffen geziert, wenn sein Antlitz nicht lügt, sein einziger Anblick. Nun muß ich aber eure Abkunft wissen, ehe ihr weiter als lose Späher in's Land der Dänen fürder fahrt. Darum, ihr fernwohnenden Meerwanderer, höret meine schlichte Meinung: mit Eile am besten kündet ihr mir, von wannen euer Kommen sei!"

Ihm antwortet der Vornehmste; der Führer der Schaar erschließt den Wortschatz: „Wir sind Leute vom Mannstamm der Gauten und Hygelacs Heerdgenossen. Mein Vater war den Völkern bekannt. Der edle Fürst war Ecgtheow geheißen. Er lebte viele Winter, ehe er hinwegwanderte alt aus dem Hofsitz. Sein denken noch die Edeln weit und breit."

Dann eröffnet Beowulf dem Strandhüter, was der Zweck seines Kommens sei, und jener weist ihn die steinbunte Straße nach dem Heorot. Die Fremdlinge ziehen weiter. Auf Beowulfs Helm funkelt ein Eber mit Gold verziert. Die Kampfhemden schimmern, die harten, handgeflochtenen; das blanke ringgeschmückte Schwert singt in der Rüstung, als sie zum Saale in

ihren Schreckensgewanden geschritten kommen. Dort lehnen die Seemüden die weiten, gewaltig festen Schilde an des Hauses Wand, stellen die eisenbeschlagenen Eschenspeere alle zusammen und setzen sich auf die Bank vor der Thüre, des Einlasses gewärtig.

Wir wollen indessen einen Blick auf ihre eben erwähnten Waffen werfen. Unter den Trutzwaffen war die kostbarste das Schwert, theils von Bronce mit brauner Klinge, theils von Eisen. Oft war auch nur eine eiserne Schneide an die broncene Klinge genietet. Die Klinge war damascirt und zwar, wie das Gedicht sagt, mit giftigem Saft, das Heft häufig mit Edelsteinen geschmückt, von Goldringen und Golddrähten umwunden, an Goldketten hängend. In älterer Zeit fehlte die Parierstange. Die übrigen Trutzwaffen waren der Speer, ein Eschenschaft mit eiserner Spitze, das Hüftmesser (das sogenannte Sachs), endlich der Bogen und der befiederte Pfeil. Steinwaffen werden in unserem Gedichte nicht erwähnt. Die Schutzwaffen waren Helm, Brünne und Schild. Der kegelförmige Helm war meist von Leder, mit Bronce oder Eisen beschlagen, zuweilen mit drahtumsponnenen Holzleisten besetzt zur Abschwächung der Schwerthiebe, auch mit Gold und Bildwerk verziert. Die Brünne war ein Brusthemd aus Ringen und Maschen von Stahldraht künstlich zusammengeflochten. Der Schild war von Holz, meist Lindenholz, mit metallenem Rand und Spangen. Von Beinrüstungen ist nirgends die Rede. Als Lieblingsschmuck trugen Männer wie Frauen spiralförmige Armringe, Halsringe und Brustgeschmeide von Erz oder Gold, die letztern mit Edelsteinen besetzt. All' dies Handarbeiten der weisen Schmiede, die als die einzigen Künstler der Heroenzeit in hohem Ansehen standen.

Unterdessen hat der Bote und Kämmerer Hrodhgars die Ankömmlinge bemerkt, Wulfgar, vom Fürstengeschlecht der Wendlen in Nordjütland. Er tritt heraus und fragt sie um ihre Herkunft, nicht ohne gleichfalls zuvor ihren herrlichen Anblick zu rühmen. Nachdem auch ihm Beowulf ausführliche Antwort ertheilt hat, stellt sich Wulfgar nach höfischem Brauch vor die Achseln des Königs und meldet ihm den Namen des Fremden. Da erwidert der alte Vielerfahrene: „Ich kannte ihn, da er ein Knabe war. Sein edler Vater hieß Ecgtheow; dem gab Hredhal der Gautenkönig die einzige Tochter. Nun ist sein Sprößling hiehergekommen, den holden Freund zu grüßen. Seefahrer sagten mir, daß er die Kraft von dreißig Männern im Handgriff habe. Laß ihn und seine Schaar eiligst eintreten und sag' ihnen, daß sie dem Volke der Dänen willkommen seien."

Die Fremden werden hereingeführt, stellen sich vor dem Hochsitz des Königs auf, und Beowulf beginnt: „Heil Dir, Hrodhgar! Ich bin Hygelacs Blutsfreund und Gefolgsmann. Viel Ruhmesthaten vollbrachte ich in der Jugend." — Mit jenem naiven heidnischen Mannesbewußtsein, dem Bescheidenheit und Demuth noch nicht als Tugenden gelten, weist er hin auf seine

gewaltigen Kämpfe und verheißt, den Heorot von dem blutigen Unhold zu befreien oder hier im Saale das Leben zu lassen.

Es war germanischer Heldenbrauch, sich mit solchen kühnen Kraftreden zur Durchführung gefahrvoller Unternehmungen zu verpflichten, ein Brauch der sich bis in die abenteuerlichen Gelübde der spätesten Ritterzeit forterhielt. Ein solcher Heldenspruch hieß mit einem nun verlorenen Worte angelsächsisch gilp, hochdeutsch gelf.

Mit Freuden vernimmt der alte König des jungen Helden Entschluß und erzählt ihm weitschweifig nach Greisenart von seinem Vater Ecgtheow und von Grendels Unthaten. Dann schließt er den feierlichen Empfang und bittet die Gäste, am Gelage theilzunehmen. Den Gautenhelden wird eine Bank geräumt, und zwar die mittlere, dem Hochsitz gegenüberstehende. Das war die Ehrenbank für die Gäste. Der Schenke, der in den Händen den schmucken Alekrug trägt, waltet seines Amtes, und sie schlürfen den klaren Trank (wered, eine Art süßen Bieres). Dann und wann erhebt ein Sänger heiter seine Stimme, und Heldenjubel füllt die Halle.

Nur einem der Dänen war die Ankunft Beowulfs zum Neide, das war Unferdh (Unfried), der Sprecher des Königs. Der saß auf der Estrade zu Füßen des Thrones, und sein Amt war, die Unterhaltung beim Gelage zu leiten. Den wurmte es, daß ein anderer Mann mehr Ruhm haben wollte als er selber, und er begann „Streitrunen zu lösen“ (aufreizende Worte hinzuwerfen):

„Bist Du der Beowulf, der mit Breca im Wettschwimmen kämpfte auf der weiten See, da ihr euch aus Uebermuth in's tiefe Wasser mit dem Leben wagtet? Niemand konnte euch die tolle Fahrt abrathen. Ihr schwammet durch die Meeresströme sieben Nächte. Er aber besiegte Dich; er hatte die größere Kraft. Drum versehe ich mich für Dich eines schlimmen Schicksals, obgleich Du sonst wohl im Kampfsturm taugtest, wenn Du Grendels eine Nacht hier zu warten wagst.“

Beowulf erwiderte: „Was hast Du doch alles, mein Freund Unferdh, trunken von Bier über Breca gesprochen und seine Fahrt! Die Wahrheit sage ich Dir, daß ich der Meerkraft mehr hatte als je ein anderer Mann. Wir beide gelobten uns, da wir Jünglinge waren, uns in das Weltmeer hinaus mit dem Leben zu wagen. Wir hatten ein nacktes Schwert in der Faust, womit wir uns gegen die Walfische zu wehren dachten. So schwammen wir neben einander fünf Nächte lang, bis uns die Fluth auseinander trieb, aufwallende Wasser, düsternde Nacht, der Wetter kältestes, und der Nordwind uns kampfgrimm entgegenkam. Wild wurden die Wogen. Da bestanden mich die Ungeheuer der See; aber die goldgeschmückte Brünne schützte meine Brust vor ihren tödtlichen Griffen. Nicht sollten sie sich des Fraßes freun, im Kreise um mich gelagert auf des Meeres Grund, sondern am Morgen lagen der Nichse neun todt auf dem Strande. Keinem Seefahrer sollten sie mehr die Straße verlegen. Da kam das Licht von Osten, das strahlende Feuer-

zeichen Gottes, und die Wogen glätteten sich, daß ich Vorgebirge sehen konnte, windige Wälle. So trug mich der Meeresstrom nach der Finnen Land. Das sage ich Dir in Wahrheit, Sohn Ecglafs, daß niemals Grendel so viel Graus verübt hätte, der furchtbare Waldgänger, gegen Deinen Herrn, wenn Dein Sinn so kampfgrimm wäre, wie Du schwatzest. Nein, er hat empfunden, daß er von den Dänen keinen Widerstand zu fürchten braucht. Aber nun soll ihm der Gauten Macht und Stärke Streit entbieten. Dann komme, wer da mag, freudig zum Methe, wenn das Morgenlicht über die Kinder der Menschen von Süden scheint!" — Unferdh verstummt; aber der alte Dänenkönig freut sich dieser gewaltigen Worte. Heldengelächter erschallt, und wonnesam wechseln die Reden.

Da tritt in die Halle, ihrer Pflicht gedenkend, Hrodhgars Gemahlin, die Königin Wealhtheow. Sie kommt, nach altem Brauch ihres Schenkenamtes zu walten. Zuerst reicht die ringgeschmückte Frau ihrem Gemahl den vollen Becher und heißt ihn fröhlich sein beim Gelage. Dann umgeht sie die Bänke und schenkt den Meth den Männern und Jünglingen in köstlichen Gefäßen und nimmt, nachdem Beowulf auch ihr mit verheißender Rede das Herz erfreut hat, neben Hrodhgar ihren Platz auf dem Hochsitz ein.

Wealhtheow und ihre später genannte Tochter Freaware sind neben der Gautenkönigin Hygd die einzigen Frauen, welche in unserem Epos auftreten, alle drei königlichen Geschlechts. Sie greifen aber keineswegs in den Gang der Ereignisse ein, wie die Frauen der Nibelungen- und der Gudrunsage. Nur in einer Episode wird ein gewaltthätiges, grausames Weib erwähnt, die Angelnkönigin Thrydho, die jeden Mann, der ihr frei in's Angesicht zu blicken wagte, tödten ließ. Die Haupthandlung zeigt die Königinnen einzig im freundlichen Amt der Wirthin, die versammelten Helden mit dem Willkommsbecher zu grüßen und mit Gastgeschenken zu erfreuen. Doch, wo sie erscheinen, werden sie mit Ehrerbietung genannt. Ihre Epitheta sind: herrlich, edel, hochweise. Sie heißen „Ehre des Heimwesens, Zier des Hauses". Ihr Bereich ist der Friede. Frauen waren das schönste Unterpfand der Versöhnung, von einem feindlichen Geschlecht in das andere vermählt; daher ihr poetischer Name „Friedeweberin", „Friedensbund der Völker". Freilich, so sagt unser Gedicht selbst, wenn der Fall eines Fürsten vorangegangen, ruht der Mordspeer nicht selten nur kurze Zeit, wie trefflich auch die Braut sei. In einer der Episoden taucht eine trauernde Frauengestalt in großen nebelhaften Umrissen auf, die Friesenkönigin Hildburh, welche mitansehen muß, wie ihre Liebsten in Feindschaft gegen einander entbrennen, hier ihr Gatte und ihr Sohn, dort ihr Bruder und ihre Blutsfreunde, und wie sie sich gegenseitig in immer neu aufloderndem Hasse vernichten. Auch Freaware, wie das Gedicht andeutet, erwartet ein ähnliches Loos.

Mittlerweile war der Abend herangekommen und damit die Zeit, wo nach germanischem Brauche das Gelage beschlossen wurde. Hrodhgar begleitete die Königin in das Frauenhaus; die Dänen zogen sich in die feste Burg

zurück, und Beowulf blieb mit seinem Gefolge in Heorot allein. Er legte die eiserne Brünne, den Helm und das ziere Schwert ab. Da der Unhold sich nicht auf den Heldenkampf mit Schwert und Schild verstand, wollte auch er keine Waffe gegen ihn brauchen. Dann streckte er sich auf das im Saale bereitete Lager.

Da kam vom Moor her in finstrer Nacht unter Nebelhalden der Schattengänger geschritten, mordgierig die Männer in der Halle zu beschleichen. Bald erreichte er das Haus; die eisenfeste Thüre brach ein, wie er sie nur mit der Hand berührte. Dann stürzte der Feind in den bunten Flur; in den Augen stand ihm ein gräuliches Licht, einer Flammenlohe gleich, und als er die Schaar der Fremdlinge liegen sah, da lachte sein Herz. Rasch faßte er nach einem schlafenden Manne, zerschliß ihn unversehens, zerbiß ihm die Gelenke, trank das Blut aus den Adern und verschlang ihn in großen Stücken. Dann ging er weiter und griff nach dem Mann auf dem nächsten Lager. Der aber stützte sich auf den Arm, reckte die Hand gegen ihn aus und packte ihn fest. Da empfand der Frevler sofort, daß er nie auf Erden einem härteren Handgriff begegnet sei, und jähe Furcht überfiel ihn. Er trachtete von dannen in seinen Schlupfwinkel zu fliehen. Aber der Held sprang auf und drückte ihn, daß ihm die Finger zerbrachen. Da drängte der Riese rückwärts nach der Thüre. Von seinem Stampfen erkrachte der Saal; die Bänke stürzten übereinander; aber ihn hielt zu fest, der der Männer stärkster war. Ein Geschrei erscholl, wie es Menschenohren noch nie gehört. Alle Dänen faßte Entsetzen, als sie den Wehruf hörten, das Grauslied gellen des Gottverhaßten, den sieglosen Sang, darin er seinen Schmerz ausheulte. Ein ungeheurer Riß klaffte ihm an der Achsel auf: die Sehnen zersprangen; die Gelenke barsten; der Arm trennte sich ihm vom Leibe, und todtwund entfloh er unter die Sumpfhalden in sein wonneloses Haus, am Leben verzweifelnd.

So hatte Beowulf Hrodhgars Halle gesäubert; er freute sich seines Nachtwerks und des erworbenen Ruhms. Alle Gelübde waren erfüllt; dessen war ein sichtbares Zeichen, als der Held Arm und Achsel auf den Boden des Saales warf und die Männer in der Nähe die stahlharten Nägel, die unheimlichen Handstacheln des Feindes bestaunen konnten.

Das war ein Festtag im Heorot. Der König kam und die Königin und die umsitzenden Herzoge des Landes. Sie folgten den Spuren des Riesen und sahen den Moorpfuhl, worein er sich geflüchtet hatte, aufwallen von schäumendem Blute. Auf dem Heimweg ließen sie lustig die Rosse in die Wette laufen. Sangeskundige Helden priesen den Sieger in gebundener Rede und gesellten seinen Namen zu den gefeiertsten Heldennamen der Vorzeit. Die Wände der Halle wurden von Männern und Weibern mit golddurchwirkten Teppichen behangen, ein Wunder dem Anblick. Hrodhgar schenkte Beowulf ein goldenes Banner, eine vergoldete Brünne, einen goldverzierten Helm, ein kostbares Prunkschwert und acht Rosse mit goldenem

Kopfschmuck; auf deren einem lag ein prächtiger Sattel, des Königs eigener Schlachtsessel. Auch die Genossen Beowulfs erhielten reiche Geschenke. Für den Getödteten zahlte Hrodhgar das Wergeld, wie wenn ihn einer seiner Leute erschlagen hätte. Die Königin reichte dem Helden zwei Armringe, ein Kettenhemd und ein Halsgeschmeid von funkelnden Edelsteinen. Dann verbrachten sie den Tag in heiterer Runde. Die Bewirthung war köstlich: die Gäste erhielten Wein. Mit Einbruch der Nacht aber wurde den Fremden eine besondere Herberge angewiesen, und eine Schaar der Dänen blieb wie früher als Besatzung im Heorot. Sie breiteten ihre Betten auf den Boden und entschliefen dort, ihre Waffen über sich auf der Bank.

Aber sie hatten vergessen, daß dem Unhold ein Rächer lebte, und ein neues ungeahntes Unheil brach über sie herein. Die Mutter Grendels tauchte aus der schauerlichen Fluth und kam gefräßig galligen Herzens zu dem Königshaus. Die Schläfer schraken auf und liefen das Riesenweib gemeinsam von allen Seiten an. Da wandte sie sich zum Rückzug, ergriff aber zuvor einen der Männer, den liebsten Rathgeber des Königs, und schleppte ihn fort. Auch Grendels Arm nahm sie mit. Da war Jammer und Angst erneut. Der alte König klagte schmerzlich um des liebsten Freundes Tod. Beowulf kam zum Morgengruß in die Halle und erfuhr vom König, was geschehen. — „Oft hörte ich von meinen Leuten," sprach Hrodhgar, „daß sie zwei solche große Waldgänger in den Mooren sahen; der eine glich von Gestalt einem Weibe. Sie bewohnen unferne ein schwer zugängliches Land, Wolfeshalden, windige Klippen, den gefahrvollen Moorpfad, wo ein Bergstrom niederrinnt unter nächtige Felsen in die Tiefen der Erde. Dort steht ein Meer, und darüber hangen brausende Bäume, wurzelfester Wald das Wasser überhelmend. Dort kann man allnächtlich schaurige Wunder sehen, Feuer in der Fluth. Kein noch so Kundiger hat die Tiefe ergründet. Ja selbst der hornstarke Hirsch, der Haidegänger, der von den Hunden bedrängt nach dem Gehölze flieht, fernher gejagt, er läßt sein Leben lieber am Ufer, als daß er drinnen sein Haupt bärge. Das Wogengewühl steigt finster den Wolken zu, wenn der Wind böse Wetter zusammentreibt, so daß die Luft sich schwärzt und die Himmel weinen. Hier ist Hilfe wiederum nur bei Dir allein!" —

Beowulf tröstete den alten Herrn: „Gräme Dich nicht, weiser Mann! Besser ist es, den Freund zu rächen als viel zu klagen. Jeder von uns muß des Endes gewärtig sein. Schaffe sich daher, wer da kann, Ruhm, dieweil er lebt, das beste Gut, das den gestorbenen Mann überdauert. Auf, Walter des Reichs, laß uns eilig fahren, von Grendels Mutter die Gangspur zu schauen. Das gelobe ich Dir: sie entkommt mir nicht, nicht im Schooß der Erde, nicht im Waldgebirg, nicht auf des Meeres Grund, wohin sie auch gehe!" —

Der König sprang auf; alle rüsteten sich und zogen auf Waldpfaden

nach dem finstern Moor. Das Wasser wallte blutig aufgewühlt, und auf einer Klippe lag, ein schmerzlicher Anblick, des entführten Helden abgerissenes Haupt. Die ganze Schaar lagerte sich am Ufer; zuweilen sang ein Horn ein rüstiges Kampflied. Da sahen sie durch das Wasser hin der Wurmgeschlechter viele, seltsame Seedrachen die Tiefen durchschwimmen und Nichse kauern an der Klippen Absturz. Diese huschten in die Fluth erbost und erbittert, als sie das Kriegshorn gellen hörten. Eines der Ungethüme schoß Beowulf mit dem Pfeil, und seine Begleiter zogen es mit widerhakigen Eberspießen an's Land, den grausenvollen Gast bestaunend. Dann aber legte Beowulf das Kettenhemd an und rüstete sich zur Fahrt in die Tiefe. Der beschämte Unferdh lieh ihm bereitwillig sein eigenes erprobtes Schwert Hrunting. Beowulf empfahl seine Kampfgenossen dem Schutze Hrodhgars und sprang in den See. Lange tauchte er durch den furchtbaren Schlund, bis ihn die alte Meerwölfin, Grendels Mutter, erspähte und ihn mit mächtigem Griff in ihr Wasserhaus zog. Manches schwimmende Unthier biß nach ihm auf der Niederfahrt, und mancher Ring seines Stahlhemdes zerbrach unter ihren feindlichen Zähnen. Doch bald fand sich der Held in einer weiten Halle, in welche die Fluth nicht eindrang. Ein Feuer leuchtete mit hellem Licht; bei dessen Scheine gewahrte er das gewaltige Meerweib und ließ seine Klinge um ihr Haupt ein wildes Kampflied singen. Allein zum ersten Mal versagte das gute Schwert seine Hilfe. Da warf er es von sich, der Kraft seiner Hände vertrauend, packte die Riesin bei der Achsel und gab ihr einen Schwung, daß sie zu Boden stürzte. Aber im Falle griff sie mit grimmen Fäusten gegen ihn, daß auch er, der Helden stärkster, strauchelte und zu Boden fiel. Da kniete sie auf ihn und zog ihr breites Hüftmesser, um ihren Sohn zu rächen. Hier hätte der Held seinen Tod gefunden, wenn ihn nicht das feste Panzerhemd geschützt hätte, des berühmten Schmiedes Wieland kunstvolles Werk. Der Spitze wie der Schneide wehrte es den Eingang, und so rang er sich wieder empor. Da sah er unter Rüstzeug ein uraltes Riesenschwert, der Waffen beste, aber für jeden andern Mann zu schwer. Doch er faßte es beim kettenbehangenen Griff, schwang es wild am Leben verzweifelnd und traf die Feindin am Halse, daß es die Beinwirbel brechend hindurchfuhr und sie todt zu Boden sank. Die Lohe flackerte; licht war die Halle. Beowulf schaute sich um, das Schwert in der Hand. Da sah er auf einem Lager ausgestreckt Grendels Leiche liegen; er trat hinzu und hieb ihm zum Siegeszeichen das Haupt ab, daß der Rumpf weithin sprang. Aber die Klinge zerschmolz wie Eis bis an den Griff im giftigen Blute der Unholde.

Da sahen Hrodhgar und seine Mannen, welche den langen Tag auf den See hinschauten, wie das Wasser sich verdickte von aufwallendem Blut. Das dünkte sie ein Zeichen, daß der Held ermordet sei und nicht wiederkehren werde. Sie verließen das Ufer und zogen heim. Die Fremdlinge aber, Beowulfs Gefolgsmannen, blieben traurigen Herzens an den Klippen sitzen und

starrten in die Tiefe, obgleich sie nimmer hofften, den lieben Herrn wiederzusehen. Da plötzlich tauchte er auf, Grendels Haupt und den Griff des Riesenschwertes mit sich führend, und schwamm fröhlich an's Land. Mit Jubel liefen sie ihm entgegen und lösten ihm Helm und Brünne. Dann zogen sie im Triumph nach dem Heorot, und vier Männer trugen an der Speerstange Grendels Haupt bei den Haaren in den Saal.

So war das ganze Heldenwerk vollendet, das Beowulf verheißen hatte, und am andern Morgen nahm er Abschied von dem alten König. Dieser sprach: „Du hast es vollbracht, daß den beiden Völkern, den Gauten und den Dänen, Friede gemein ist und die Fehde ruhen soll, Haß und Feindschaft, die sie früher trugen. Uns seien fortan, dieweil ich walte dieses weiten Reiches, die Schätze gemeinsam, und manchmal grüße einer den andern mit Gaben über's Meer, und das ringbeschlagene Schiff trage Geschenke, Liebeszeichen von Land zu Land." — Der König küßte den Besten der Helden, beim Hals ihn haltend, und wünschte ihm glückliche Fahrt; ihm rannen die Thränen, dem grauhaarigen Herrn. So schied Beowulf mit Geschenken überhäuft, der goldstolze Kampfheld, der Kleinode sich freuend. Bald landete er an der vertrauten Küste von Gautland, wo ihn sein junger königlicher Oheim mit erleichtertem Herzen empfing. Beim Willkommstrunk von der Königin Hygd bewirthet, erzählte der Held seine Abenteuer und theilte mit dem Herrn und der Herrin Schätze und Rosse, den Preis seiner gewaltigen Thaten.

Darnach geschah es, daß Hygelac auf einem Wikingszug gegen die Hetwaren am Niederrhein unter dem Heerschild erschlagen wurde, und bald nach ihm fand auch sein Sohn Heardred einen jähen Tod. Da bestieg Beowulf den Gabenstuhl der Gauten und waltete seines Reiches ruhmvoll fünfzig Winter.

Das Gedicht meldet nichts von dieser langen Zeit, sondern geht sofort zur Erzählung von Beowulfs Tod über.

In einem hohlen Felsen an der Seeküste lag seit Jahrhunderten ein Feuerdrache und bewachte einen alten Schatz. Den hatte dereinst der Letzte eines reichen Geschlechtes in den Berg gebracht und mit klagenden Worten der Erde anheimgegeben: „Bewahre du nun, Erde, den Schatz der Helden, da sie selbst es nicht konnten! Haben ihn doch dereinst von dir die Guten empfangen. Nun hat der Kampftod Alle meines Stammes hinweggerafft. Keiner ist mehr, der das Schwert schwinge oder den aus Gold getriebenen Krug herbeitrage, das theure Trinkgefäß. Die Schaar der Tüchtigen ist fortgewandert. Nun wird dem harten Helm, dem goldbeschlagenen, die Zier entfallen; die Diener schlafen, welche die Streitmaske blank scheuern sollten. Auch das Kriegsgewand, das im Kampf über der Schilde Gekrach den Biß der Schwerter erfuhr, zerfällt nun nach seinem Träger. Nicht ist mehr Harfenwonne, noch schwingt sich mehr ein guter Habicht durch den Saal, noch stampft das flinke Roß den Burghof. Das ganze

Lebensgeschlecht schwand in blutigem Tode dahin." — So klagte der Eine Tag und Nacht, bis auch ihm des Todes Brandung das Herz berührte.

Diese elegische Episode wurde, wie man sieht, vom Dichter mit Vorliebe behandelt. Sie ist für die lyrische Grundstimmung der Angelsachsen charakteristisch. In einer ältern Gestalt der Sage war es ohne Zweifel jener letzte Besitzer selbst, der sich, zum Drachen verwandelt, wie Fafner auf den Hort legte. Dem Bearbeiter aber war jener trauernde Mann zu sympathisch, als daß er ihn mit dem Ungeheuer, dem Mörder Beowulfs, identificiren wollte. Nach ihm kommt der Drache anderswoher, findet den Schatz zufällig im hohlen Berge und nimmt ihn in Besitz.

Drei Jahrhunderte vergingen; kein Steig führte zu seiner Höhle; kein Mensch wußte von seinem Dasein. Doch eines Tages kam ein Mann, der seinem Herrn wegen eines Vergehens entflohen war, zum Eingang des Schachtes, während der Drache schlief, raubte eine kostbare Schale und brachte sie heim, um seinen Herrn zu versöhnen. Der Drache erwachte, umschnüffelte den Stein und entdeckte den Raub. Da flog er zur Dämmerstunde hinab in's bewohnte Land und spie Gluthen aus, daß bald die glänzenden Gehöfte in Flammen standen und der Feuerschein weithin leuchtete. Auch Beowulfs Erbhof, der Königsitz der Gauten, sank in Asche. Da sann der greise Held auf Rache für sich und sein Volk. Er ließ sich einen eisernen Schild schmieden und machte sich mit elf seiner Gefolgsmannen auf, den Lindwurm zu bestehen. Der Mann, der durch seinen Raub die Verwüstung über das Land gebracht hatte, ging gefesselt als der Dreizehnte mit, um den Weg zu zeigen.

Als sie den Drachenfels von ferne sahen, da setzte sich Beowulf auf einen Stein und überblickte sein langes ruhmreiches Leben, nahm Abschied von jedem seiner Begleiter und hieß sie zurückbleiben, da nur er allein diesem gefahrvollen Kampfe gewachsen sei. Dann richtete er sich an seinem Schilde auf und ging zu dem alten Felsenbau, einem Werke der Riesen, daraus ein kochender Gießbach stürzte. Mächtig hallte sein Schlachtruf in's Gewölbe hinein, wo der Drache lag. Da kam erst feuchtheißer Dampf aus der Höhle, des Wurmes Athem, und bald er selbst. Die Erde dröhnte. Feuerschnaubend wälzte er sich gegen den Helden heran, der ihm Schild und Schwert entgegenschwang. Aber die Scheide glitt ab an dem Hornpanzer des Unthiers, und dieses, über den Schlag ergrimmt, spie wildere Gluthen gegen den König, daß er hinter dem Schild von Flammen umlodert in schmerzliche Noth kam. Als das seine Begleiter sahen, flohen sie angstvoll in den Wald. Nur Einer gedachte der Ehren und der Liebesgaben, die er von dem Herrn empfangen hatte. Das war der junge Wiglaf, ein Verwandter Beowulfs. Er rief den Genossen zu: „Nun ist der Tag gekommen, wo wir unserem Kriegsfürsten die Ringe vergelten können, die Schwerter und Helme, die er uns verliehen. Nicht dünkt es mich geziemend heimzukehren, ehe wir den Feind gefällt und das Leben des Königs gerettet haben. Lieber soll mich mit meinem Herrn die Gluth umarmen!" —

Mit diesen Worten drang er durch den Rauch und stellte sich dem König zur Seite. Aber bald brannte sein Lindenschild in hellen Flammen, so daß er hinter dem eisernen Schilde Beowulfs Schutz suchen mußte. Da ringelte sich der Wurm zum dritten Male heran; vergebens schlug der König mit übergewaltigem Arm: sein altes gutes Schwert Nägling zerbrach auf des Drachen Haupt, und dieser biß ihn in den Hals, daß das Blut hervorquoll. Doch unterdessen stieß der junge Held den Feind in die Weichen, nicht achtend, daß ihm dabei die Hand verbrannte. Beowulf faßte das Messer, das ihm an der Brünne hing, und schnitt den Wurm mittendurch. Da schwand dem Ungeheuer Kraft und Leben.

Aber die Wunde des Königs begann zu brennen und zu schwellen, und er fühlte, daß ihm der giftige Geifer die Brust durchwüthete. Da setzte er sich vor das Felsenhaus und Wiglaf labte ihn mit Wasser. „Nun würde ich," sprach er, „meinem Sohn die Kampfgewande geben, wenn mir ein leiblicher Erbwart beschieden wäre. Ich herrschte über dieses Land fünfzig Winter. Kein Volkskönig wagte mich mit Kriegsschrecken zu bedrohen. Ich lebte im Hofsitz meine Schicksalszeit und bewahrte das Meinige wohl. Nie suchte ich Feindschaft; nie schwur ich trügerische Eide. Alles dessen darf ich jetzt, an Todeswunden siech, Freude haben. Nun lauf, mein lieber Wiglaf, unter dem grauen Steine den Hort zu holen! Aber spute dich, daß ich die alten Kleinodien noch schaue und sanfter so vor der Fülle der Schätze vom Leben scheide, von Land und Leuten, die ich lange beherrscht."

Da eilte der Jüngling in den hohlen Berg, raffte zusammen, soviel er tragen mochte, Kannen und Schüsseln, Schwert und Goldbanner, und häufte sie auf vor dem sterbenden Herrn. Der freute sich in Wehmuth des reichen Horts und sprach: „Dank sage ich dem König der Herrlichkeit, daß mir noch vergönnt war, vor meinem Scheiden meinem Volk den Schatz zu erwerben. Nun heißt einen Hügel die Helden erbaun, wenn mein Leib verbrannt ist; der soll meinem Volk zum Angedenken hoch sich heben auf Hronesnäs (dem Walfischkap), daß ihn Beowulfs Berg, die Seefahrer heißen die den brandenden Kiel über der Fluthen Genibel fernhin treiben."

Darauf nahm er sich den goldenen Ring vom Halse und schenkte ihn seinem jungen Gefährten, auch den Helm und die Rüstung dazu und hieß es ihn wohl brauchen. „Du bist der letzte Sproß unseres Geschlechtes, der Wägmundinge. Alle trieb das Schicksal hinweg zur bestimmten Stunde: ich muß ihnen nach." — Das war des alten Helden letztes Wort. Aus der Brust schied ihm die Seele.

Wiglaf saß trauernd über dem todten Herrn; da kamen die entflohenen Genossen beschämt aus ihrem Waldversteck hervor. Aber der Held scheuchte sie mit Fluchworten von der Leiche hinweg und hieß sie landflüchtig von hinnen fahren, sie und ihr ganzes Geschlecht. Dann sandte er einen Boten nach dem Königshof mit der schmerzlichen Kunde. Der rief: „Nun wird Kriegszeit kommen über der Gauten Volk, wenn Franken, Friesen und

Schweden den Fall des Königs vernehmen. Bitter sind die Schätze erkauft; der Brand soll sie fressen. Nie soll ein Held eines der Kleinodien zum Andenken tragen, nie eine schöne Magd ihren Hals mit den Ringen schmücken. Nein, mit jammerndem Herzen, goldesberaubt, wird manche als Kriegsgefangene in's Elend gehen, da der Heerfürst das Lachen vergaß und der Männer gesellige Freuden. Manche Hand wird den morgenkalten Speer umfassen, und kein Harfenklang wird die Kämpfer wecken, sondern der dunkle Rabe wird geschäftig über todten Männern vieles reden und dem Adler erzählen, wie es beim Fraß ihm wohl ging, da er mit dem Wolf die Wahlstatt beraubte."

Das Volk strömte zusammen, den Herrn beweinend. Sie holten bei Fackelschein den Hort aus dem Berge und luden auf Wagen die ungezählten Ringe. Den fünfzig Fuß langen Drachen aber schoben sie vom Felsen in's Meer, wo ihn die Wellen verschlangen. Dann trugen sie den Todten auf Hronesnäs. Dort errichteten sie einen festgefügten Scheiterhaufen, mit Helmen behangen, mit Heerschilden und glänzenden Brünnen. In die Mitte legten sie den berühmten König, die harmvollen Helden den lieben Herrn. Dann entfachten sie ein gewaltiges Feuer; schwarzer Rauch stieg auf aus den Flammen, und Wehruf mischte sich in das Sausen der Lohe, die in den Leib des Helden brach, die Brust durchglühend.

Dann aber bauten sie einen Hügel auf dem Felsenufer, der war hoch und breit und den Seefahrern weithin sichtbar. In zehn Tagen vollendeten sie des Helden Grabmal. Darin bestatteten sie die Asche Beowulfs und legten dazu alle Ringe und Geschmeide und Rüstungen; das ganze Drachengold übergaben sie der Erde, wo es noch heute liegt, den Menschen so unnütz, wie es zuvor gewesen.

Darauf umritten den Hügel zwölf der edelsten Helden, den König zu klagen, rühmten in Sprüchen sein adliges Wesen und seine gewaltigen Thaten, wie es sich ziemt, daß man den trauten Herrn mit Worten verherrliche, im Herzen liebe, wenn er von hinnen schied. So betrauerten die Heerdgenossen ihres Herrn Hingang und feierten ihn vor allen Fürsten der Welt als milde den Mannen und nach Lobe strebend.

Mit der Todtenklage verklingt auch das Gedicht, dessen hochpoetische Einzelzüge diese Inhaltsübersicht hervorzuheben beflissen war.

Betrachten wir nun den Inhalt im Allgemeinen, so mag uns zunächst als befremdlich auffallen, daß in diesem angelsächsischen Epos von den Angelsachsen selbst gar nicht die Rede ist. Der Schauplatz ist an der Ostsee, der Held ist ein Scandinave, und die von ihm handelnden Lieder sind westwärts nach England eingewandert, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, sie dort zu localisiren. Zwar lesen wir in Urkunden des zehnten Jahrhunderts bei den Westsachsen in England mehrere Ortsnamen, Namen von Gewässern, die an Grendel erinnern, und finden in der Nähe eines

Grendelsees in Wiltshire auch eine Beowahöhe (Beowa ist die abgekürzte Koseform von Beowulf). Aber in dem Gedicht selbst zeigt sich noch keine einzige Anspielung auf englische Orte oder englische Ereignisse, ja nicht einmal der Name der Angeln und Sachsen wird genannt. Nur auf eine Sage aus der Urheimat der Angeln in Schleswig wird gelegentlich als auf etwas Allbekanntes hingewiesen. Allein diese dichterische Pflege fremder Sagen war bei den germanischen Stämmen durchaus nichts Ungewöhnliches, wie wir denn auch dem am Wasgenstein im Elsaß haftenden Waltharilied bei den Angelsachsen begegnen, zweihundert Jahre früher, als es von dem St. Galler Klosterschüler Ekkehart in lateinische Hexameter umgesetzt wurde, wie ferner die nordischen Kolonisten auf Island und Grönland von dem rheinischen Helden Siegfried zu singen wußten und die Nordseesage von Gudrun bei den Baiern ihren poetischen Abschluß fand.

Die Vermittler dieses Liedertausches waren die wandernden Sänger, an den germanischen Herrenhöfen stets willkommene und geehrte Gäste, deren Culturbedeutung in einer schriftlosen oder schriftarmen Zeit wir nicht hoch genug anschlagen können, um so mehr, als die germanischen Sprachen in den vorkarolingischen Jahrhunderten nur wie Dialecte einer Muttersprache von einander abwichen und die Sänger allenthalben leicht verstanden wurden. Wir haben ein angelsächsisches Gedicht, dessen ältester Theil bis ins sechste Jahrhundert zurückreicht, worin ein Sänger, Weitfahrt genannt, der ideale Vertreter dieses Standes, die Stämme und Könige aufzählt, bei denen er gastliche Aufnahme gefunden habe, Namen von Helden aus Geschichte und Sage, aus verschiedenen Zeiten, viele für uns versunken und vergessen. Ist dieser Wanderbericht auch eine dichterische Fiction, so zeigt er doch, welche ausgebreitete Bekanntschaft mit den übrigen germanischen Stämmen ein angelsächsischer Dichter bei seinen Hörern voraussetzen durfte. Was heute unsere Literatur für die staatlich getrennten Deutschen ist, das waren für die große germanische Völkerfamilie die Lieder der Heldensage, ein geistiger Gesammtbesitz, an dem sich die trotzig gesonderten Stämme ihres gemeinsamen Ideals erfreuten.

Unser Gedicht handelt nicht von Völkerkämpfen, wie die berühmten Epen des Alterthums und des Mittelalters, sondern verherrlicht die Großthaten eines einzelnen Helden. Dieser führt den germanischen Mannsnamen Beowulf, der aus zwei Thiernamen zusammengesetzt ist, beó Biene und wulf Wolf, ähnlich wie Arnulf (aran Adler), Berwolf, Eberwolf, Fiscolf (fisc Fisch), Swanulf, Hramwolf (hram, hraban Rabe), umgekehrt Wolfram. Die Bienen, aus deren Honig das Lieblingsgetränk der Germanen, der Meth, gebraut wurde, galten von Alters her als heilige Thiere. In einem angelsächsischen Beschwörungsspruch werden sie ehrerbietig mit dem Namen der Schlachtjungfrauen, sigewíf, Siegweiber, angeredet. Daher kam das Wort Biene unter jene auserwählte Schaar bedeutsamer Wörter, der sogenannten Namenwörter, welche zur Bildung von Personennamen beliebig zusammengesetzt

wurden, ohne daß die Zusammensetzung immer einen deutlichen Sinn zu geben brauchte.

Wie Beowulf ein wirklicher Mannsname, so ist auch sein Träger zweifellos ein historischer Held. Fränkische Chronisten berichten, daß um das Jahr 520 ein nordischer König Chochilaich oder Chochilag (fränkische Form für das angelsächsische Hygelac, das nordische Hugleikr) mit einer Raubflotte plündernd und verwüstend im Gau der Hattuarier (im heutigen Geldern) einfiel, daß er bereits die Beute auf seine Schiffe geladen hatte, als Theudebert, der Sohn des Frankenkönigs Theuderich, eilends heranrückte, den König erschlug, sein Heer vernichtete und alles Geraubte dem Lande wieder zustellte. Die Erinnerung an den furchtbaren Gautenkönig lebte in den Niederlanden lange fort; noch im zehnten Jahrhundert zeigte man seine riesigen Knochen auf einer Insel in der Mündung des Rheins, und die Leute kamen von ferne her, um sie als ein Wunder zu bestaunen. Auf diesen, für die Gauten so verhängnißvollen Kampf spielt unser Gedicht an mehreren Stellen an. Darnach scheint es der fränkische Bannerträger Däg-hrefn (Tagrabe) gewesen zu sein, der den Gautenkönig fällte und der dafür von Beowulf im Ringkampf erdrückt wurde. Als Alles verloren war, habe sich Beowulf in's Meer gestürzt und sei als einziger Ueberlebender heim nach Gautland geschwommen. Entkleiden wir die Angaben des Gedichts der sagenhaften Uebertreibungen, so bleibt als geschichtlicher Kern, daß ein Gautenheld Beowulf, der Schwestersohn Hygelacs, dem Gemetzel zu Schiffe entrann, nachdem er den Fall seines königlichen Oheims gerächt hatte, und daß er später selbst König der Gauten wurde. Die Lebenszeit des historischen Beowulf fällt also in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts.

Die Sage begnügte sich aber nicht damit, seine geschichtlichen Thaten in's Uebermenschliche zu steigern; sie übertrug auf ihn geradezu die Thaten göttlicher Wesen. Wie der große Ostgothenkönig Theodorich wurde er zum mythischen Helden, zum Riesen- und Drachentödter. Grendel und seine Mutter gehören zum Geschlecht der Sumpf- und Nebelriesen, welche als Seuchendämonen zur Nachtzeit die Schläfer überfallen. Ganz ähnlich ist ein tirolisches Ungeheuer, Blutschink (Blutfuß) genannt, das aus einem finsteren See des Paznauner Thals allnächtlich in der Gestalt eines fürchterlichen Bären hervorstieg, unhörbar schwebend wie ein Schatten die Schlafenden erwürgte und mit sich in den See schleppte, wo es ihr Blut trank. Die mythenbildende Phantasie läßt die am Sumpffieber Sterbenden von einem menschenfressenden Unhold unversehens davonschleppen. Wenn Beowulf diese Nebelriesen besiegt, so kann er das nur als Stellvertreter eines heilbringenden Luftgottes, der im reinigenden Windhauch die Dünste zerreißt (Grendels Arm) und dem unheimlichen Pfuhl seine verderbliche Macht nimmt (Enthauptung der alten „Grundwölfin"). Wahrscheinlich war dies der milde Gott Freyr, der zwar vorzugsweise als Gott des Friedens erscheint, von dem aber doch die nordische Ueberlieferung meldet, daß auch er ohne Schwert

einen Riesen erlegt habe. Sein heiliges Thier war der goldene Eber, dessen Abbild den Helm Beowulfs schmückt. „Freyrs Freunde“ hießen im Norden die Kriegsleute.

Sagen von siegreichen Kämpfen gegen häuserverwüstende Mordgeister finden wir bei den verschiedensten Völkern. Unserem Gedichte am nächsten kommt eine isländische Erzählung aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, welche sich an einen der beliebtesten Volkshelden Islands, Grettir, Asmunds Sohn, der im elften Jahrhundert lebte, geheftet hat. Aus der Schlafkammer eines Hauses zu Sandhaugar im Norden der Insel waren in zwei auf einander folgenden Wintern der Bauer und sein Knecht auf geheimnißvolle Weise verschwunden. Im dritten Winter kam Grettir dort zu Gast und nahm Nachtherberge in derselben Kammer. Da trat ein Riesenweib mit einem großen Messer und einem Fleischtrog herein, und ein furchtbares Ringen begann. Sie zog ihn zum Hause hinaus, wobei das ganze Thürgerüst losgerissen wurde, und drängte einem nahen Wasserfall zu. Endlich bekam er eine Hand frei, zog sein Schwert und hieb der Riesin den rechten Arm von der Schulter, so daß sie den steilen Uferrand hinab in die schäumenden Wasser stürzte. Später durchschwamm Grettir den Wasserfall und kam in eine große Höhle, worin ein mächtiges Feuer brannte. Darin saß ein schrecklicher Riese, den Grettir nach wildem Kampfe erlegte. Sein Genosse, den er am Ufer zurückgelassen hatte, sah blutige Fetzen unter dem Wasserfall hervorschwimmen, hielt Grettir für todt und lief davon. Der Held aber ging in der schatzreichen Höhle bis zur Nacht umher und kehrte dann heim. Seitdem blieb die Gegend von dem gräulichen Nachtspuk verschont.

Wir haben hier offenbar die Grendelsage, nur daß die Sumpfriesen nun im Wasserfall hausen und Grendel mit seiner Mutter die Rollen getauscht hat. Es ist ein und derselbe scandinavische Mythus, der sich bald in Dänemark, bald in Island localisirt hat und bald auf diesen, bald auf jenen historischen Helden übergegangen ist.

Auch in Beowulfs Wettschwimmen mit Breca im winterlichen Meer dem Nordsturm entgegen und seinem siegreichen Kampf mit den Nichsen, den in Thiergestalt gedachten, den Schiffern feindlichen Riffdämonen, lebt noch die Erinnerung an einen gütigen sommerlichen Himmelsgott, der im Frühjahr den Schiffern die Seewege bahnt, und wieder werden wir an Freyr gemahnt, den Beschützer der sommerlichen Seefahrt, dessen anmuthig heiterer Cult den germanischen Küstenvölkern eigenthümlich war. Beachtenswerth ist, daß auch Grettir einen eistreibenden Strom durchwatet, um eine Frau mit ihrem Kinde hinüberzutragen.

Was endlich den Drachenkampf betrifft, so ist dessen mythische Bedeutung bekannt genug. Alle die zahlreichen Helden der Sage, welche Drachen erlegen, sind vermenschlichte Götter. Denn der feuerschnaubende Drache ist ein rein mythisches Wesen, ursprünglich der Dämon der verderbendrohenden

Wetterwolke und als solcher zugleich der Luft-, Wasser- und Feuerwelt angehörig. Ihn überwindet ein menschenfreundlicher Gott, ein Gott des Donners oder des Lichtes, und der Hort, der dadurch aus der Gewalt des Unholds befreit wird, ist bald die Pflanzenfülle der Erde, bald das Sonnengold des Himmels. Möglich, daß auch diesem Theil unseres Gedichtes ein sonst verschollener Freyrmythus zu Grunde liegt. Daß der Drachentödter selbst durch das Gift des Ungeheuers seinen Tod findet, kommt auch in anderen vereinzelten Sagen vor; ich erinnere nur an den älteren Winkelried. Ob diese Sagen auf einen eigenthümlichen Mythus zurückgehen, nach welchem etwa die dem Gewitterkampf folgende Stille dahin gedeutet wurde, daß der Gott und der Dämon sich gegenseitig getödtet hätten, oder ob dem Gott das Todesloos erst zufiel, als ihn die Sage zum Menschen gemacht hatte, das läßt sich bei dem trümmerhaften Zustand unserer mythischen Ueberlieferungen nicht entscheiden. Wohl verkündet die spätere nordische Dichtung, daß im Weltkampf der Götterdämmerung Thor die Mitgardschlange erlegen, aber von ihrem Gifthauch todt zurückprallen werde; wir haben jedoch nicht den mindesten Anhalt dafür, daß dieser großartigsten aller mythischen Dichtungen vom Untergang der gesammten Götterwelt alte Naturmythen zu Grunde liegen.

Wenden wir uns vom Gegenstand des Gedichtes zur poetischen Darstellung, so drängt sich uns sofort eine gewichtige Beobachtung auf. Der Dichter steht nicht in jener vollen inneren Harmonie mit der Geisteswelt seiner Helden, welche den homerischen Gesängen den Zauber naivster Unbefangenheit verleiht. Der Bruch, den die Entwicklung des germanischen Geistes erfuhr, geht schon mitten durch dieses älteste Gedicht. Der Dichter und sein Publikum sind Christen: seine Helden sind Heiden. Er sagt es ausdrücklich: „Oefter verhießen sie bei ihren Götterzelten (Tempeln) Götzen-Opfer, baten inständig, daß ihnen der Seelenmörder (der Teufel) Hilfe bringe gegen die Volksdrangsal. So war ihr Brauch, Hoffnung der Heiden. Der Hölle zu strebten sie in ihres Herzens Gedanken und kannten den Schöpfer nicht, den Richter der Thaten.“ Daß aller Götterdienst Teufelsdienst gewesen und die Helden der Vorzeit sammt und sonders der Hölle verfallen seien, darüber hatte man den Bekehrten nicht den mindesten Zweifel gelassen. Mit dieser Lehre schienen alle Lebensadern, welche dem Volk aus seiner Vergangenheit zuströmten, abzureißen. Allein wieviel ihre fanatische Härte auch zerstört und entstellt haben mag, die Liebe und Bewunderung für die im Liede gefeierten Helden konnte sie doch nicht vertilgen. Das Volksgemüth rettete seine Lieblinge instinctmäßig auf die einfachste Weise, indem es auch sie zu Christen machte. In den jüngeren deutschen Epen ist diese Umwandlung so gründlich vollzogen, daß da die alten heidnischen Götter als christliche Ritter geduldig zur Messe gehen, wenn sie ihnen auch zuweilen wie dem verliebten Siegfried etwas zu lange dauert. Unser angelsächsisches Gedicht ist ganz besonders dadurch merkwürdig, daß es uns Ge-

legenheit giebt, diesen Proceß der Christianisirung in seinen ersten Anfängen zu beobachten. Die Helden ohne Weiteres als Christen darzustellen, ging nicht an. Dafür lag die Zeit der eigenen Bekehrung noch zu nahe; war doch der letzte einheimische Vorkämpfer Wodens, der blutfrohe Penda von Mercien, erst im Jahre 654 gefallen und hatte doch das Heidenthum im südlichen England, in Sussex und auf der Insel Wight, noch bis zum Ausgang des siebenten Jahrhunderts grimmigen Widerstand geleistet. Aber wenn auch der christliche Dichter den Heidenglauben seiner Helden als eine allbekannte Thatsache trauernd hervorhob, so war er doch augenscheinlich bemüht, sie in ihren Reden dem herrschenden neuen Glauben zu nähern, indem er ihrem ganzen religiösen Bewußtsein einen entschieden monotheistischen Ausdruck lieh und besonders ihre Anschauungen vom Zustande nach dem Tode der christlichen Lehre anpaßte. Reflexionen christlich-moralischen Inhalts schaltet er nicht nur selber allenthalben ein, sehr zum Schaden der epischen Erzählung, sondern er legt sie auch seinen Helden, besonders dem alten Hrodhgar in den Mund, den er sogar einmal ganz zur Unzeit eine förmliche Predigt halten läßt. Er hütet sich ängstlich, die Namen der alten Götter über die Lippen zu bringen; die heidnischen Unholde aber, Grendel und seine Mutter, fügt er durch die von den Rabbinen ausgehende Lehre, daß alle bösen Geister von Kain abstammen, in die jüdisch-christliche Sagenwelt ein.

Bei dieser im Ganzen schonenden Uebermalung ist es natürlich, daß noch genug Züge des alten heidnischen Lebensbildes hindurchscheinen. Heidnisch trotz aller Predigtmoral ist der Geist germanischen Heldenthums, der das Ganze trägt, der im unbeugsamen Stolz männlichen Kraftgefühls kein höheres Streben kennt, als in gefahrvollen Kampfthaten sich hervorzuthun, kein höheres Gut als den Ruhm, der den Tod überdauert. Heidnisch ist der Glaube an die Schicksalsstunde, die jeden von Geburt an durch eine dunkle Macht als Lebensziel festgesetzt ist, und die weder der Tollkühne noch der Feige zu verrücken vermag. Wyrd heißt diese Macht, einst der Name einer Schicksalsgöttin, der Todesnorne (nordisch Urt, deutsch Wurt). Nornen und Walküren woben das Geschick der Sterblichen, daher in unserem Gedicht die Umschreibung „Kampfglückes Gewebe" für Sieg. Des Helden Ehre ist die furchtlose That: deren Ausgang, Sieg oder Tod, ist göttliche Fügung.

Mit dieser großartig mannhaften Lebensauffassung paart sich eine merkwürdige Weichheit des Gefühls, die sich besonders in den innigen Herzensbeziehungen zwischen Blutsfreunden, zwischen Gefolgsherren und Gefolgsmannen und in der Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen ausspricht. Elegische Dichtung wurde von den Angelsachsen mit Vorliebe gepflegt. Je leidenschaftlicher sie am geselligen Lebensgenuß hingen, desto schwerer empfanden sie die Trennung, die Vereinsamung, die der Alternde in jenen kriegerischen Zeiten häufiger und früher als heute erfuhr. Je freudiger sie die Herrlichkeit ihrer Helden in Liedern feierten, desto tiefer

ergriff sie die Trauer über die Hinfälligkeit auch des Herrlichsten auf Erden, über die Ungewißheit des Lebens und die unerbittliche Gewißheit des Todes. Nicht erst das Christenthum hat diese Stimmung erzeugt; im Gegentheil, diese ernste Gemüthsanlage war es, welche die Angelsachsen in ihren Mythen kein Genüge finden ließ und so zur Aufnahme des Christenthums prädestinirte. Dafür bietet uns Beda in seiner Kirchengeschichte ein schönes Beispiel: Als der heidnische König Edwin von Northumberland, der Gründer von Edinburg, im Jahre 627 sich mit seinem Parlament über die Annahme des Christenthums berieth, da sprach einer der Edlen: „Wenn du, o König, zur Zeit der kurzen Tage mit deinen Herzogen und Dienstmannen beim Gelage sitzest, inmitten auf dem Heerde das Feuer lodert und die Halle durchwärmt, draußen aber Winterstürme wüthen mit Regen und Schnee, dann kommt oft ein Sperling, der, während er zu einer Thüre herein, zur anderen hinaus fliegt, einen Augenblick vor dem Unwetter geschützt ist, sofort aber vom Winter in den Winter zurückkehrend, deinen Augen entschwindet. So erscheint mir das flüchtige Leben der Menschen: was ihm voranging, was ihm folgt, wissen wir nicht. Darum, wenn diese neue Lehre etwas Gewisseres zu bieten vermag, so ist mein Rath: nimm sie an!" —

Es ist ein Hauch vom philosophischen Geiste der Germanen, der sich hier im poetischen Bilde ankündigt. Wie diese älteste Probe angelsächsischer Beredtsamkeit, so durchzieht tiefsinniger Ernst die ganze angelsächsische Dichtung. Sie entwickelt da ihre höchste Kraft, wo es düstere Größe in Natur und Geisteswelt, wo es mit mächtiger Phantasie die Schauer des Erhabenen zu erwecken gilt.

So steigt in diesem ältesten germanischen Epos ein Idealbild unserer Väter lebensvoll ansprechend vor uns auf. Denn alles das ist deutsche Art, altheimisches Wesen, das jenen Inseldeutschen in ihrer Abgeschlossenheit unter sich am reinsten zu entfalten vergönnt war. Es ist das Bild einer noch rauhen, wilden Welt, aber kraftvoll, tief erregt, zukunftsreich; mehr für Würde empfänglich als für Anmuth, geistigen Gehalt höher achtend als sinnliche Formschönheit; eine Welt, froh der Waffen und der Becher, froh des Krieges und der Seefahrt, voll jugendlicher Freude am Zauberglanz des Goldes; ihr höchster Lohn, fortzuleben im Liede der Sänger, wenn beim Gelage die Harfe kreist; Sippe und Hausgenossenschaft gefestigt auf unerschütterlichem Grund; heiligste Pflicht die Blutrache, die noch kein Vertrag zu bändigen vermag; Achtung vor den Frauen; schwärmerische Liebe für den Kriegsherrn, und so bei aller knorrigen Kraft ein weiches Gemüth; die Innerlichkeit von ernstem Lebensblick erschlossen; auf den Heldenstirnen ein Schatten der Wehmuth, ein Schatten jener räthselhaften Nacht, die unser Dasein umfängt, doch stolzen Ganges dem Schicksal entgegen, Mannesmuth, Mannestreue bis in den Tod.

Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung.

Von

Dr. Paul Radestock.

— Breslau. —

I.

Wenn der Philosoph Plato vom göttlichen Wahnsinn (θεία μανία) der Dichter, Cicero vom „furor poeticus“, Horaz vom „amabilis insania“ und Wieland vom holden Wahnsinn der Musen spricht, wenn man bei Shakespeare die Worte findet: „Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend . . .“, so ist man versucht, dies für Hyperbeln zu halten. Die Bemerkung einer geistreichen Dame: „Quand la nature forma Rousseau, la sagesse pétrit la pâte, mais la folie y jeta son levain“ möchte ebenso als paradox gelten, wie die Worte von Lamartine: „cette maladie mentale qu'on appelle génie“. Eher würde wohl der Ausspruch Pascals Beifall finden: „L'extrême esprit est voisin de l'extrême folie“, denn daß die Extreme sich berühren, Genie und Wahnsinn nahe an einander grenzen, ist eine in Folge der auch bei oberflächlicher Betrachtung schon hervortretenden sonderbaren Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten vieler Geistesheroen weiter verbreitete, ja fast allgemeine Ansicht. Eine genauere und tiefere Untersuchung läßt jedoch noch andere Aehnlichkeiten und Berührungspunkte zwischen der höchsten normalen und der krankhaften Geistesthätigkeit erkennen, als bizarre Aeußerlichkeiten. Biographische Thatsachen beweisen, daß Genialität zuweilen in Wahnsinn übergeht, und auch wo dies nicht vollständig der Fall ist, zeigen beide Zustände zahlreiche physiologische und psychologische Vergleichungsmomente.

Die deutsche Literatur wie die anderer Völker bietet manche Fälle, wo reichbegabte Männer in Irrsinn verfielen. Reinh. Lenz, dem seine großen Zeitgenossen Genialität nicht absprachen, starb 1792 geisteskrank. Fr. Höl-

derlin, der von schwärmerischer Sehnsucht nach Verwirklichung seiner Ideale erfüllt war, ging an dem Zwiespalt dieser Ideale und der ihn umgebenden Wirklichkeit zu Grunde und verfiel in unheilbaren Wahnsinn. Schiller nennt ihn in einem Brief an Goethe vom 30. Juni 1797 seinen „Freund und Schutzbefohlenen“, durch den er oft an sich selbst gemahnt werde; zugleich aber erklärt er dessen Zustand wegen der vorherrschenden „Subjectivität“ für gefährlich. Dieses Urtheil fand bald eine traurige Bestätigung: Hölderlin wurde 1802 irrsinnig, und nach kurzer Besserung seines Zustandes hielt ihn geistige Nacht bis zu seinem im Jahre 1843 erfolgten Tode umfangen. Die Krankheit durchlief nach einander die Stadien der Melancholie, der tobsüchtigen Aufregung und schwachsinnigen Verworrenheit. Ein Jahr nach Hölderlins Tode verfiel zu Stuttgart Nicolaus Lenau in Irrsinn. Schon seit den Jünglingsjahren zeigte das Wesen des Dichters eine große Unruhe; trübe Melancholie und tiefer innerer Schmerz ist der Grundzug seiner Poesie. Oft trat ihm der Gedanke nahe, wahnsinnig zu werden, und plötzlich brach bei einem Besuch die Krankheit vollständig aus. Nachdem er in tobsüchtiger Aufregung einen Selbstmordversuch gemacht hatte, wurde er in die Anstalt Winnenthal, dann nach Döbling bei Wien gebracht, wo er die letzten Tage in vollständig stumpfem Zustande verlebte und am 22. August 1850 starb. — Nach dem Bericht des Kirchenvaters Hieronymus hatte der römische Dichter Lucrez Anfälle von Irrsinn, in deren lichten Zwischenräumen er einen Theil seines Gedichts De rerum natura verfaßte, und endigte im Alter von 43 Jahren sein Leben durch Selbstmord. Torquato Tasso litt an Melancholie mit Aufregung; öfter wiederkehrende Anfälle führten seine mehrjährige Bewachung, ja Gefangenschaft herbei. Diese Anfälle waren mit Täuschungen des Gesichts- und Gehörsinnes verbunden; rauschende Funken, berichtete er selbst seinem Freunde Manso, sprühten aus meinen Augen, schreckliches Gezisch zerriß meine Ohren. Er glaubte dumpfes Geräusch und Glockengeläute zu vernehmen, und in Gegenwart Mansos unterhielt er sich mit einem Geiste, den er mit seinen Augen vor sich sah. Die letzten Tage des englischen Dichters Benjamin Johnson (Ben Jonson) waren durch Geisteskrankheit getrübt; der Satiriker J. Swift starb am 19. October 1745 im Wahnsinn; Southey verlor mehrere Jahre vor seinem Tode in Folge einer längeren Lähmung das klare Denken, da seine angestrengte Thätigkeit Körper und Geist aufrieb. — Der Componist Donizetti, der seine zahlreichen Werke mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit producirte, verfiel später in völligen Stumpfsinn; er wurde in ein Irrenhaus in Frankreich aufgenommen, dann nach seiner Vaterstadt Bergamo zurückgebracht, wo er 50 Jahre alt starb. Rob. Schumann war in seiner früheren Jugend ein heiteres, zuweilen muthwilliges Kind, seit der Entwickelungsperiode verwandelte sich jedoch sein Wesen. Der Jüngling wurde in sich gekehrt, schweigsam und immer schwermüthiger; in seinem 24. Lebensjahr gerieth er durch die Nachricht vom Tode einer seiner Schwägerinnen in einen krankhaft aufgeregten Zustand, dem eine

„fürchterliche Melancholie“ und apathische Stimmung folgte. Doch entwickelte sich die Krankheit, die ihre Wurzeln früh schlug und der er schließlich erlag, sehr langsam und allmählich. Seit 1852 traten ihre Anzeichen stärker hervor: Nervosität, Schwerfälligkeit der Sprache und Bewegungen überhaupt; dann stellten sich Gehörstäuschungen ein, indem er bald einen ihn unablässig verfolgenden Ton, bald Harmonien und ganze Tonstücke, bald Geisterstimmen zu hören glaubte. Jahrelang hatte Schumann die Furcht vor Irrenanstalten geplagt, bis er wirklich in eine solche kam; nachdem er am 27. Februar 1854 durch einen Sprung in den Rhein vergebens seinem von qualvoller Unruhe erfüllten Leben ein Ende zu machen versucht hatte, wurde er in eine Privatanstalt zu Endenich bei Bonn gebracht, wo er bis zu seinem Todestage (29. Juli 1856) verblieb. Die Obduction der Leiche ergab: Ueberfüllung aller Blutgefäße, vorzüglich an der Basis des Gehirns, ferner Knochenwucherung an der Basis des Schädels, Verdickung und Entartung der Gehirnhäute, sowie Schwund der Hirnsubstanz.

Der Naturforscher Swammerdam, der ein scharfes und selbstständiges Urtheil zeigte, wurde 1667 von einem heftigen Fieber ergriffen, welches eine nervöse Schwäche zurückließ. Er wurde im Jahre 1669 mit der religiösen Schwärmerin Antoinette Bourignon bekannt und correspondirte später mit ihr; zuletzt verfiel er in religiöse Schwermuth und verbrannte seine Manuscripte, weil er durch sie Gott beleidigt zu haben glaubte. Albrecht von Haller, bereits in der Jugend kränklich und im Alter ebenfalls von Melancholie befallen, wurde von eingebildeten Schrecken der ewigen Verdammniß gepeinigt. Joh. Georg Zimmermann, berühmter Arzt und Verfasser des bekannten Werkes „Ueber die Einsamkeit“, war schon seit seinem 20. Jahre von Hypochondrie geplagt, die sich immer mehr verstärkte und am Ende seines Lebens zur tiefsten Melancholie mit fixen Ideen wurde. Der Philosoph Auguste Comte brachte als Geisteskranker ein Jahr in einer Irrenanstalt zu. Nicht lange darauf gab er sein Werk über die positive Philosophie, eine Frucht vieljähriger Arbeit, heraus; er nannte seine Krankheit „sa crise cérébrale“.

Zimmermanns Mutter war nervenleidend und zuletzt gemüthskrank, der Vater immer kränklich; der Sohn des ersteren wurde 1777 wahnsinnig, und seine Tochter starb in ihrem 25. Lebensjahre an der Schwindsucht. Bei der Mutter von Robert Schumann stellte sich in späteren Lebensjahren ein Zustand schwärmerischer, sentimentaler Ueberspanntheit, verbunden mit momentan aufbrausender Heftigkeit, und ein Hang zum Absonderlichen ein; der Vater war bei Roberts Geburt schon sehr leidend. Roberts Schwester starb im Anfange der zwanziger Lebensjahre an den Folgen einer Gemüthskrankheit. Man findet diese Erscheinung häufig, daß andere Glieder derselben Familien, aus denen hervorragende Männer stammten, geisteskrank wurden oder an einer dem Irrsinn verwandten Nervenkrankheit litten; es hat daher sehr viel Wahrscheinlichkeit,

daß diese bedeutenden Männer selbst eine von der gewöhnlichen abweichende Nervenconstitution erbten, welche dann die Quelle von allerlei Sonderbarkeiten und wirklichen Krankheitsanfällen bildete. Die Mutter von Kaiser Karl V., Johanna von Castilien, wurde nach dem Tode ihres Gemahls irrsinnig und blieb es bis zu ihrem Lebensende fast ein halbes Jahrhundert lang. Karl war in seiner Kindheit schwächlich und oft von Krankheiten geplagt; auch als er durch Reiten, Jagen und ritterliche Spiele seinen Körper gekräftigt hatte, war und blieb er noch ernsthaften Leiden ausgesetzt. Im Alter von 56 Jahren wurde er der Regierung überdrüssig und zog sich in ein Kloster zurück. Sein Sohn war der finstere, despotische, fanatische Philipp II., und dessen Sohn war Don Carlos, den manche neuere Autoren für geisteskrank erklären. Ludwig XI. von Frankreich zeigte schon von Jugend auf einen harten und tückischen Charakter, seine Seele bildete ein sonderbares Gemisch von entgegengesetzten Eigenschaften des Intellects und Gefühls. In seinen letzten Jahren hatte er Krämpfe und starke Wuthausbrüche, dabei erfaßte ihn große Furcht vor dem Tode und feindlichen Menschen; weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die Feste Plessis-les-Tour ein. Sein Urgroßvater, Karl V., starb wahrscheinlich an den Folgen eines früheren Vergiftungsversuches durch den König von Navarra. Sein Großvater, Karl VI., verfiel 1392 auf einem Zuge nach der Bretagne in Tobsucht; nach kurzer Besserung kehrte der Wahnsinn im folgenden Jahre zurück und dauerte 29 Jahre bis zu des Königs Tode. Karl VII., dessen letzte Tage durch wiederholte Empörungsversuche seines Sohnes Ludwig getrübt wurden, enthielt sich aus Furcht vor Vergiftung längere Zeit des Essens und führte so seinen Tod herbei. Wie Moreau berichtet, hatte Richelieu eine geisteskranke Schwester, und sein Bruder, ein sonderbarer Mensch, machte in der Jugend einen Selbstmordversuch; ja der Cardinal selbst soll einst einen Wahnsinnsanfall gehabt haben, in welchem er sich in ein Pferd verwandelt glaubte und eine Stunde lang wiehernd herumsprang. Rousseau, der ebenfalls eine geisteskranke Verwandte hatte, litt an Verfolgungswahn, überall sah er Feinde und Verschwörungen gegen seine Person. Die sonderbaren und schlimmen Eigenschaften des Pädagogen Basedow: Unbeständigkeit, quälende Ruhelosigkeit, oft wiederkehrende Schwermuth, krankhaft gesteigerte Reizbarkeit, Jähzorn und Trunksucht — kann man als die Aeußerungen einer vererbten Krankheitsanlage betrachten, denn seine Mutter war, wie er selbst erzählt, bis zum Wahnsinn melancholisch und sein Vater sehr jähzornig. (Nach Maudsley und anderen Irrenärzten charakterisirt sich die Trunksucht „als ein Nervenleiden, als eine Art Irrsinn: die Anfälle kommen mit jener Periodicität, die den Nervenkrankheiten eigenthümlich ist." Durch zahlreiche Fälle wird es erwiesen, daß die bei Eltern vorkommende Trunksucht das Auftreten von Idioten, Selbstmördern und Irrsinnigen unter der Nachkommenschaft zur Folge haben kann; andrerseits tritt zuweilen Irrsinnigkeit der Eltern bei den Nachkommen als

Trunksucht hervor.) Der Vater von Beethoven war dem Trunke ergeben, der berühmte Componist selbst hatte eine sehr reizbare Natur, sodaß ihn eine geringfügige Ursache aus dem glücklichsten in den unglücklichsten Zustand versetzen konnte. Schon als Jüngling, bevor sich das traurige Ohrenleiden einstellte, das ihn immer mehr verdüsterte und vom Verkehr mit Menschen zurückzog, war er oft übellaunig und in sich gekehrt; in den Gemüthsbewegungen traten plötzliche und heftige Aenderungen ein und sein ganzes Leben zeigte mancherlei Sonderbarkeiten. Byrons Vorfahren waren meist, wie er selbst, phantastische, leidenschaftliche, excentrische Naturen. Der Dichter fühlte sich sehr oft unglücklich, stand stets in schwermüthiger, ja fast finsterer Stimmung auf und konnte den Gedanken nicht los werden, daß er einst wie Swift in Wahnsinn verfallen werde. Er litt an heftigem Blutandrang zum Kopf und war nach seiner eigenen Aussage manchen Tag nahe daran, sich zu erschießen.

Der Einfluß einer vererbten krankhaften Anlage ist nicht immer leicht sicht- und nachweisbar, da die Biographen selten angeben, ob Vorfahren und Verwandte berühmter Männer an Irrsinn oder Nervenkrankheiten litten. Vielleicht hatten solche Einzelheiten in ihren Augen keine Wichtigkeit, vielleicht glaubten sie auch, das Ansehen dieser Geistesheroen zu schwächen, wenn sie nachwiesen, daß Mitglieder ihrer Familie oder sie selbst Krankheiten unterworfen waren, gegen die sich gewisse Vorurtheile richten und von denen deshalb der wohlwollende Laie möglichst wenig spricht, oder es standen ihnen selbst aus letzterem Grunde genauere Nachrichten darüber nicht zu Gebote. Die Fälle aber, wo hervorragende Männer an Gehirn- und Nervenkrankheiten litten, manche psychische Sonderbarkeiten u. s. w. zeigten, sind äußerst zahlreich. Caesar litt nach Plutarchs Bericht an Kopfschmerzen und Epilepsie; heftigere Anfälle dieser letzten Krankheit stellten sich bei seinem Aufenthalt in Spanien, dann in der Schlacht bei Thapsus ein. Muhammed war Epileptiker und hatte häufige Sinnestäuschungen. Wie Moreau de Tours anführt, hatte Peter der Große seit seiner Kindheit nervöse Anfälle, die im Mannesalter verstärkt auftraten. Einmal soll er nach einer heftigen Gemüthsbewegung drei Tage und Nächte unbeweglich auf der Erde ausgestreckt gelegen haben, ein andres Mal aus ähnlicher Ursache in starke Zuckungen verfallen sein. — Molière war Convulsionen unterworfen, die ihn öfters längere Zeit am Arbeiten hinderten. Schiller, schon von Jugend auf kränklich, hatte mehrere Male heftiges Fieber und litt an Krämpfen. Alfieri war, wie er in seiner Autobiographie erzählt, als Knabe von widerlichen Krankheiten heimgesucht; wegen dieser, sowie wegen seiner allgemeinen Schwächlichkeit wurde er die Zielscheibe des Spottes seiner Schulkameraden, die ihn mit dem lieblichen Titel einer Schindmähre belegten, wozu die witzigsten und humansten noch das Epitheton „verfault" hinzufügten. Diese Uebel versetzten ihn in die tiefste Schwermuth, die ihn auch in den Mannesjahren noch nicht verließ;

seine großen Reisen brachte er meist weinend zu. Später beobachtete er selbst, daß der Anfall von Melancholie alle Jahre im Frühling wiederkehrte und längere Zeit anhielt; dabei hatte er mehrmals starke Wuthausbrüche, die Tobsuchtsanfällen glichen, wie überhaupt sein Zustand viel Aehnlichkeit mit der cyklischen Geistesstörung zeigt, in welcher Melancholie und Exaltation periodisch mit einander abwechseln. Zuweilen verfiel er in Zuckungen und einmal machte er einen Selbstmordversuch. — Paganini wurde nach Moreau's Angabe im Alter von vier Jahren von Katalepsie befallen und hatte mit sieben Jahren Convulsionen, welche von da an öfters wiederkehrten. Auch als Mann hatte er noch eine schwächliche Constitution; nur wenn er sein Instrument ergriff und sein geniales Spiel begann, schien alle Schwäche verschwunden und er ein ganz anderes Wesen zu sein. Einer von seinen Biographen, Schütz, der dies hervorhebt, fügt hinzu: „Nach jeder großen Anstrengung in seiner Kunst aber ist er so abgespannt und ermattet, daß er fast ganz den nämlichen Symptomen unterliegt wie ein Mensch, der eben einen Anfall von Epilepsie überstanden hat. Die welke und kalte Haut seines Körpers ist mit einem starken Schweiß bedeckt, sein Blick ist matt und gleichsam verkohlt, man fühlt kaum noch die Schläge seines Pulses, und wenn man alsdann ihn über irgend einen Gegenstand befragt, so antwortet er entweder gar nicht, oder doch nur sehr einsilbig und oft ganz verkehrt. Die erste Nacht nach einem Concert bringt er meist schlaflos zu, indem sich seiner eine Unruhe bemächtigt, die ihn manchmal noch zwei bis drei Tage lang verfolgt." Paganini war ein ebenso wunderbarer Künstler wie ein seltsamer Mensch: Alles an ihm, Talent, Gestalt, Gesicht, Bewegung, Lebensweise hatte etwas Unheimliches und Dämonisches. Der Philosoph Blaise Pascal war geistig sehr frühreif und wie seine Schwester Jaqueline ein Wunderkind. Als Knabe hatte er die sonderbare Eigenheit, daß er Vater und Mutter nicht beieinander, sondern nur einzeln sehen konnte. Das Kind verfiel im zweiten Lebensjahre in eine heftige Krankheit, und auch der Jüngling und Mann hatte mit vielen Leiden zu kämpfen. Zuletzt wurde er von Convulsionen befallen, welche 24 Stunden dauerten und denen er im Alter von 39 Jahren unterlag.

Die allgemeinsten und wichtigsten Abweichungen von der normalen psychischen Thätigkeit in krankhaften Zuständen bilden die Sinnestäuschungen. In Folge der gesteigerten Reizbarkeit des centralen Nervensystems erlangen subjective, im Gedächtniß aufsteigende Vorstellungen die Stärke unmittelbarer, realer Eindrücke und werden als solche nach außen verlegt (Hallucinationen), oder starke, in der Erinnerung auftauchende Vorstellungen sind die Ursache, daß äußere Sinneseindrücke, die schwächer sind, verändert, umgedeutet und ersteren selbst angeähnlicht werden (Illusionen). Im ersten Fall hört der Mensch Stimmen und Reden, wo Niemand spricht, oder er sieht Gestalten und Dinge, die in Wirklichkeit nicht vorhanden oder nicht in der Nähe sind. (Die Täuschungen des Gesichtssinnes kommen am häufigsten vor, und man

nennt sie Visionen.) Im zweiten Falle erblickt er in einer Wolke menschliche Gesichter und vollständige Gestalten oder feurige Wagen und dergleichen, ein Schatten oder schattenhafter Gegenstand wird zum Gespenst, im Wehen des Windes und Rauschen der Blätter hört er himmlische Musik oder unheimliche Stimmen. Solche Sinnestäuschungen kamen nun bei hervorragenden Männern sehr häufig vor: in der Religionsgeschichte nicht nur in Arabien und dem Orient überhaupt, sowie bei den Mönchen, Einsiedlern und Heiligen der katholischen Kirche, wo die Einflüsse der Natur und des Fastens wirken und die Phantasie sehr begünstigt wird, sondern auch da, wo die Macht der letzteren beschränkter erscheint. Luther hatte ebenso Sinnestäuschungen wie Loyola. Bei letzterem waren sie seinen Lehren entsprechend, und mögen wie bei Muhammed hauptsächlich den außerordentlichen Eifer angeregt und gestärkt haben, mit welchem er seine Mission durchführte. Luther redet selbst davon, daß ihm der Teufel in mannigfacher Gestalt erschien und erst nach energischer Aufforderung verschwand. Im Kloster zu Erfurt bestand der spätere Reformator einen furchtbaren inneren Kampf, und einmal mußten die Brüder seine Zelle aufbrechen, in welcher er Tage lang in einem Zustand gelegen hatte, der von Wahnsinn nicht weit entfernt war. Mystische Gelehrte, wie H. Cardanus und Helmont, hatten zahlreiche Hallucinationen; auch Descartes und Malebranche sollen von dieser Anomalie nicht frei gewesen sein. Pope glaubte eines Tages zu sehen, wie ein Arm sich aus der Mauer hervorstrecke, und fragte seinen Arzt, wem dieser Arm gehöre. Byron wurde von einem Gespenste besucht, und Moreau sagt, daß Walter Scott ebenfalls eines Tages eine Vision hatte.

Oft angeführt wird die Sinnestäuschung Goethes, als er von Friederike Abschied genommen hatte und in geistiger Erregung von Sesenheim nach Drusenheim ritt. „Ich sah mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen." — Nicht minder bekannt ist Plutarchs Bericht von der Hallucination des Brutus vor der Schlacht bei Philippi. Nach der Legende hatte Constantin der Große einst die Erscheinung eines flammenden Kreuzes, auf welchem er die Worte las: Durch dieses siege (τούτῳ νίκα, hoc signo vinces); in der darauf folgenden Nacht erschien ihm Christus selbst, der ihm befahl, die Kreuzesfahne zu seinem Feldzeichen zu machen. Brierre de Boismont und Moreau berichten, daß Cromwell und Bernadotte Visionen hatten, in welchen ihnen geisterhafte Personen ihre spätere Größe verkündeten. Letzterer soll wie Napoleon I. an einen besonderen, ihn begleitenden Schutzgeist geglaubt haben. Der General Rapp erzählte, daß er 1806 einmal unangemeldet in des Kaisers Zimmer trat;

Napoleon saß unbeweglich da und ergriff, als Rapp, um bemerkt zu werden, absichtlich Geräusch machte, dessen Arm, indem er fragte, ob er auch die Gestalt sähe. Als derselbe das verneinte, erklärte ihm der Kaiser, der allmählich zu sich kam, dieser Schutzgeist habe ihn nie verlassen, er zeige sich ihm vor allen großen Ereignissen und sei ihm ein beständiges Zeichen des Glücks! Moreau führt noch andere sonderbare Eigenthümlichkeiten von Napoleon an.

Bei manchen Genies war die Geistesstörung nicht eine momentane, wie sie in Sinnestäuschungen sich darstellt, sondern hatte eine längere Dauer. Der Componist G. Fr. Haendel, bei welchem Aeußerungen des Zorns sich öfters zu Wuthausbrüchen gestalteten, verfiel 1737 in Folge mannigfacher Aufregungen und Anstrengungen in Geisteszerrüttung, die mehrere Monate anhielt; ein Schlaganfall lähmte ihm den Arm und die ganze rechte Seite. Der große Mathematiker Newton litt am Schwindel, und im Jahre 1692 schwächte sich seine Geisteskraft auf längere Zeit; in einem Briefe an Locke vom 13. September 1692 sagt er selbst, daß er seit 12 Monaten nicht mehr seine frühere Geistesfrische und Festigkeit besitze und sehr beunruhigt über diese Verwirrung sei. (Seit 1687 beschäftigte er sich übrigens nicht mehr mit großen neuen mathematischen und exact-naturwissenschaftlichen Arbeiten, sondern widmete sich hauptsächlich theologischen Studien und schrieb Bemerkungen über die Prophezeiungen Daniels und der Apocalypse St. Johannis.) Nach Zimmermanns Angabe verfiel der berühmte Arzt Boerhaave einmal in Folge angestrengter Arbeit in völlige Apathie; sechs Wochen lang genoß er nicht die Wohlthat des Schlafes und war zu geistiger Arbeit unfähig. Der Botaniker Linné wurde, wie sein Biograph Stöver berichtet, im Alter (seit 1774) wiederholt vom Schlaganfall getroffen; sein Gedächtniß wurde äußerst schwach, die Sprache undeutlich, es schwand die Combinationsfähigkeit der Gedanken und der große Naturforscher starb in einem beklagenswerthen Zustande. Auch Kants geistige Kräfte nahmen bekanntlich während der letzten Jahre seines Lebens in sehr hohem Grade ab. Viele Geistesheroen hatten in ihrer Jugend eine sehr schwächliche Körper-Constitution: unter anderen Demosthenes, Kepler, Newton, Walter Scott, Voltaire. Außer den beiden Letztgenannten starb eine große Anzahl wie Louvois und Katharina II. an Schlaganfällen; ich will hier nur Cuvier und Felix Mendelssohn-Bartholdy anführen. Mozart, ein sehr frühreifes Genie, — im 3. Lebensjahr fing er an Clavier zu spielen, im 4. und 5. componirte er bereits kleine Stücke, — starb im Alter von 36 Jahren an einer Gehirnentzündung. Bei seinen letzten Arbeiten verfiel er oft in Ohnmacht und es bemächtigte sich seiner eine trübe Stimmung, in Folge deren er vergiftet zu sein glaubte. (Außer Mozart und Raphael starben noch viele bedeutende Talente eines frühen Todes: Terenz 26 Jahre alt, Catull 30 Jahre, Persius 28 Jahre, P. Fleming, L. Hölty, Novalis, Ernst Schulze, W. Müller, W. Hauff, Byron, der Componist Franz Schubert u. A.) Manche gaben sich wie H. von Kleist und Raimund selbst den Tod.

Andere hatten wenigstens in ihrer Jugend oft Selbstmordgedanken. Dies berichtet Moreau von Chateaubriand, dessen Vater an einem Schlaganfall gestorben und dessen Bruder ein sehr excentrischer Mensch gewesen sei. George Sand wurde im Alter von 17 Jahren tief melancholisch, später machte sie Selbstmordversuche und der Gedanke daran wurde bei ihr fast zur fixen Idee. Beethoven verfiel in Folge seines Ohrenleidens in tiefe Schwermuth, ja beinahe in Verzweiflung; „der Tugend," sagte er selbst, „danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte."

Andere wiederum gaben sich Excessen hin. Alexander der Große, der Sohn der leidenschaftlichen Olympias, wohnte nach Besiegung der Perser häufigen Trinkgelagen bei und tödtete bei einem solchen in der Trunkenheit und im Jähzorn seinen Lebensretter Klitus. Später wurde er nach einem Gastmahle beim Medios von einem heftigen Fieber ergriffen, welches ihn in seinem 33. Lebensjahr dahinraffte. Cromwell, in seiner Kindheit von sehr sanftem Charakter, ließ im Jünglingsalter unbändige Leidenschaften nach außen treten, bis ihn die Ehe von seinem ausschweifenden Leben zurückbrachte. Der große Seeheld Nelson, dessen Körper-Constitution in seiner Jugend schwächlich war und sich erst allmählich kräftigte, konnte sich als Mann nicht aus den Fesseln unwürdiger Liebe befreien. Shakespeare soll im Jünglingsalter auch zügellose Leidenschaften gezeigt haben. Fielding gab sich oft wüsten Excessen hin und verschwendete bald ein großes Vermögen, welches ihm seine Frau zugebracht hatte. — Der reichbegabte deutsche Dichter Christian Günther zerrüttete durch Ausschweifungen seine Gesundheit, verfiel dem Unglück und der Verzweiflung und fand ein frühes Grab. Goethe sagt von ihm: „Er wußte sich nicht zu zähmen und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Aehnliches gilt von dem noch bekannteren G. A. Bürger, dem Dichter der Lenore. Namentlich aber kamen in der „Sturm- und Drangperiode" beim Streben nach Genialität und Originalität die größten Verirrungen zum Vorschein; manches begabte Talent ging im wilden, zügellosen Treiben zu Grunde. Die größten Dichter, Goethe und Schiller, überwanden die gährenden Elemente dieser Periode, doch findet sich in ihrem Jünglingsalter Manches, was daran erinnert. — Alfred de Musset war dem Trunke ergeben und sein ausschweifendes Leben hinderte lange Zeit seine Aufnahme in die französische Akademie. H. Heine klagte bereits als Jüngling über tückisches Kopfweh und erlag schließlich einer chronischen Rückenmarkskrankheit, die durch seine Excesse hervorgerufen war, ihren Keim aber wohl schon in einer angeborenen krankhaften Anlage des Nervensystems hatte.

Solche Excentricitäten und Excesse sind oft durch Vererbung direct überkommene Eigenschaften: Verwandte und Vorfahren zeigten dieselben. So in Byrons Familie; Mirabeau wurde wegen seiner Ausschweifungen von seinem Vater hart bestraft, obwohl dieser wie der zweite Sohn ebenfalls zügellos lebten. In anderen Fällen aber, wo sie nicht blos eine kurze „Genieperiode" im Jünglingsalter kennzeichnen, durch die Gesellschaft und den Zeitgeist beein-

flußt sind, sondern noch im Mannesalter periodisch auftreten, bilden sie die Aeußerungen einer ursprünglichen, constitutionellen Anlage zum Irrsinn, des „Irrsinnstemperaments", wie es Maudsley nennt. Es sind vicarirende Ausbrüche, durch die sich manche Individuen vom wirklichen Irrsinn frei halten, oder sie bilden vielmehr in ihren höheren Graden eine besondere Form der Seelenstörung, welche die Engländer mit dem Namen moral insanity bezeichnen. Dieser moralische Irrsinn charakterisirt sich durch Verdrehung und Schwäche, ja durch vollständigen Mangel des moralischen Gefühls, welche Erscheinung man zuweilen schon bei Kindern findet; der erkrankte und gestörte Wille vermag nicht, die unmoralischen Triebe zurückzuhalten und zu unterdrücken, während die Intelligenz intact bleibt, ja nach gewissen Richtungen eine sehr hohe sein kann, und sich erst bei weiterem Fortschreiten der Krankheit in Folge der Excesse allmählich schwächt.

Nicht selten wird von Laien, auch von Aerzten, das als Ursache der Geistesstörung angesehen, was Anzeichen der bereits vorhandenen Krankheit ist, wie lebhafter Hang zu geistigen Getränken, ein stärkerer Geschlechtstrieb, Macht und lange Dauer von Affecten und Leidenschaften. Irrenärzte wissen, daß viele Kranke das Gute ihrer Rathschläge einsehen und dieselben befolgen wollen, es aber nicht erreichen können, da der Wille die mächtigen Triebe nicht zu unterdrücken vermag.

Man könnte leicht weitere Thatsachen aus dem Leben bekannter und berühmter Männer der neueren und der Jetztzeit anführen (Fr. Reuter litt z. B. an einer Nervenkrankheit, die eine periodisch wiederholte Hingabe an Spirituosen veranlaßte; der bekannte Schriftsteller Iwan Turgenjew war nach vielen Berichten die letzte Zeit seines Lebens geistig gebrochen); Schopenhauer sagt, daß er einige Leute von entschiedener geistiger Ueberlegenheit gekannt habe, die zugleich einen leisen Anstrich von Verrücktheit verriethen, und die Irrenärzte Moreau und Griesinger deuten Aehnliches von hervorragenden, ihnen näher bekannten Zeitgenossen an; viele der geehrten Leser werden wie ich an manche andere Beispiele aus den ihnen bekannten Kreisen denken.

Ich habe hier wegen des beschränkten Raumes nur die hauptsächlichsten und wichtigsten historischen Thatsachen herausgreifen können, trotzdem möchten sich vielleicht viele Genies finden, von denen auch bei genauerer Erörterung nichts auf dieses Thema Bezügliches angeführt werden könnte; von anderen wird so wenig beigebracht, daß derjenige, welcher sie deshalb mit Irrsinnigen in Parallele stellen wollte, viel eher selbst für wahnsinnig gehalten werden dürfte als diese Geistesheroen. Man muß jedoch berücksichtigen, daß aus oben angeführten Gründen die Quellen der Biographen sehr spärlich fließen; Autobiographien aber besitzen wir verhältnißmäßig nur Wenige, besonders solche, in denen hervorragende Männer nicht nur ihren geistigen Entwickelungsgang und ihre eigenen Erlebnisse schildern, sondern auch von ihren körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Krankheiten mit einer so großen Offenheit reden wie z. B. Alfieri. Hätten Aerzte mit den Kenntnissen

der heutigen Wissenschaft ausgerüstet die großen Männer früherer Zeiten beobachten können, so würden ihre Berichte wohl noch mehr Abnormes an denselben aufgezeigt haben, als das Auge des Laien, des zeitweiligen, flüchtigen Beobachters oder auch die weniger entwickelte Wissenschaft entdeckte. Der Historiker betrachtet Manches anders als der Mediciner, und das Bild von Alexander d. Gr., Caesar u. A. dürfte ein sehr verschiedenes werden, je nachdem es ein Geschichtsschreiber und Philolog oder ein Arzt zeichnet. Ferner können bei Erörterungen wie die vorliegende immer nur die Genies in Betracht gezogen werden, die allgemeine Anerkennung gefunden haben, und nicht die genialen Naturen, welche Armuth, der Druck äußerer Verhältnisse u. dergl. an einer vollständigen Ausbildung ihrer Anlagen hinderte, in eine ihnen fremde Bahn drängte, verkümmern oder zu Grunde gehen ließ, ehe sie sich selbst durch ihre Werke ein Denkmal für fernere Zeiten schufen. Und ist die Zahl der letzteren nicht Legion gegenüber den Wenigen, welche die ihnen entgegenstehenden Hindernisse zu besiegen wußten und das Glück genossen, ihre Anlagen vollständig zur Entfaltung und Geltung bringen zu können?

Das fertige Genie, welches sich durch die That bewährt hat und über die inneren und äußeren Kämpfe hinaus zur Geltung gelangt ist, verfällt dem Irrsinn nur selten mehr. Die Siege in den verschiedenen Kämpfen: die Ueberwindung von Zweifeln mannigfacher Art — auch in Betreff der eigenen Kraft —, die Erfüllung des Dranges nach weiterer Ausbildung und des Strebens nach äußerer Ehre, die Abwendung der Nahrungssorgen u. s. w. bilden jedoch zusammen nur ein Hauptmittel, das Genie von Geisteskrankheit frei zu halten; das andere liegt in der den Anlagen gemäßen Thätigkeit selbst. Das Schaffen hat sowohl beim praktischen als beim theoretischen Genie eine heilsame Kraft. Jeder Mensch, der geistig Beanlagte und Entwickelte aber mehr als der auf niedriger Bildungsstufe Stehende, fühlt von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, die Vorstellungen, die er sich gebildet, zu äußern und sich von den Gefühlen und Affecten, welche seine Seele erfüllen, zu entlasten. Letzteres kann nun dadurch geschehen, daß er die Gefühle im Gespräch mit wahren Freunden, im Gebet zu Gott und in der Beichte, endlich in der künstlerischen Production selbst zur Aeußerung bringt, oder daß er sie in Kunstwerken Anderer dargestellt sieht. Die Production von eigenen Werken, nach welcher Aeußerungsart die geniale Begabung am meisten hindrängt, hat dieselbe Wirkung, wie sie nach Aristoteles die Tragödie auf die Zuschauer und Zuhörer ausübt: sie befreit die Seele für einige Zeit von herrschenden starken Affecten. Goethe sagt an einer Stelle: „So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als *mich im Innern deshalb zu beruhigen* . . . Alles, was daher

von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession." Ueber die Zeit nach Abfassung von Werthers Leiden berichtet er: „Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen."

Findet nun die Arbeit Anerkennung, so giebt auch letztere Veranlassung zu weiterem freudigen Schaffen und läßt den Druck äußerer Verhältnisse weniger stark empfinden. —. Bekanntlich verbleibt es oft bei der idealen Anerkennung, mit welcher die Sorge und Noth des wirklichen Lebens nicht immer gehoben werden. Wer kennt nicht den Spruch vom Lorbeerbaum und Bettelstab? Haben nicht selbst die größten Genies: Mozart. Beethoven, Lessing, Schiller wie so viele Andere seine traurige Wahrheit erfahren müssen? — Manche hochbegabte Menschen aber, bei denen eine Entlastung durch die Production überhaupt nicht möglich war oder auf große Hindernisse stieß, hat der Drang nicht geäußerter Vorstellungen und Affecte, verbunden mit drückender Armuth u. dergl. der Verzweiflung, der geistigen Nacht anheimfallen lassen. Lange Zeit zurückgehaltene starke Affecte bilden ja eine der hauptsächlichsten Ursachen des Irrsinns, und in Folge steter Uebung der Seelenthätigkeit haben Gemüthsbewegungen bei Genies eine größere Macht als bei Dutzendmenschen und beschränkten Naturen. Aus unten zu erörternden Gründen ist eben mit einer hohen Intelligenz nicht immer ein energischer Wille gepaart, welcher heftige Triebe und Leidenschaften zu beherrichen und zu unterdrücken vermöchte.

Freilich kann eine fortwährende schaffende Geistesthätigkeit ebenfalls ihre schlimmen Wirkungen haben. Wird sie ausschließlich und übermäßig geübt, so führt sie eine Ueberreizung des Gehirns herbei, welche leicht in den krankhaften Zustand übergeht. Bei dieser gesteigerten Reizbarkeit kann eine Kränkung, die das Genie im Leben erfährt, der Tadel, welcher seine Werke trifft, ebenso schädlich wirken, wie frühzeitiger Ruhm oder ehrenvolle Stellung. bevor noch der Charakter durch die Kämpfe des Lebens gestählt ist. Kommt dann eine leidenschaftliche Liebe hinzu, so macht diese zuweilen das Maß voll. Besonders sind Dichter solchen Gefahren ausgesetzt: ihre Phantasie hat an und für sich viel Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn und die poetische Begeisterung läßt den, der sich ihr lange Zeit ausschließlich hingiebt, nicht ungestraft. Daher finden wir gerade unter den Dichtern viele, die wahnsinnig wurden oder dem Wahnsinne sehr nahe standen, und unter den Wahnsinnigen wiederum oft eine Neigung zu Reimereien. Andererseits haben sich die größten Dichter von der eigentlichen Geisteskrankheit dadurch frei gehalten, daß sie sich nicht ausschließlich mit der Dichtkunst, sondern auch mit der Geschichte, philosophischen, naturwissenschaftlichen u. a. Studien beschäftigten. Schiller, der sowohl im Jünglings-, als im Mannesalter kränklich war, von den Excentricitäten der Sturm- und Drangperiode nicht unberührt blieb, mit der Armuth und vielerlei mißlichen Verhältnissen zu kämpfen hatte und

angestrengt arbeitete, machte zwar in Bauerbach eine melancholische Periode durch, die Hölderlins Zustand nicht unähnlich war, verfiel aber doch nicht wie dieser in wirkliche Geistesstörung, obgleich er nach seinen eigenen Worten durch dessen Wesen und Gedichte vor dem Ausbruch der Krankheit oft an sich selbst gemahnt wurde. Selbstverständlich entgehen Dichter von kräftiger Körperconstitution, wie Goethe, den Gefahren und besiegen sie leichter als diejenigen, welche schon von Jugend auf schwächlich und kränklich waren, ja bereits bei ihrem Eintritt in das Leben den Krankheitskeim in Folge von Vererbung in sich trugen. Tritt nun diese vererbte Krankheitsanlage in Excessen hervor oder wenden geniale Menschen Spirituosen und andere Mittel an, um sich in Begeisterung zu versetzen und ungebührlich lange darin zu erhalten, so wird die Reizbarkeit des Nervensystems immer mehr gesteigert und dadurch ihr Zustand verschlimmert: die anfangs erhöhten Geisteskräfte werden allmählich erschöpft und dem Verfall zugeführt.

Der Drang zu geistiger Beschäftigung wird jedoch auch ohne solche Reizmittel durch eine bedeutende Begabung selbst hervorgerufen und wach erhalten. Weniger ein bewußter Wille oder Ehr- und Ruhmsucht treibt geniale Naturen zu rastloser Thätigkeit an, als ein gewisser instinctiver Trieb, der zuerst wohl nach allgemein geistiger Beschäftigung, später aber, wenn das den Anlagen entsprechende Gebiet gefunden ist, vorzugsweise zur Arbeit in diesem hindrängt, ohne daß das Individuum die Macht besäße, ihn in seiner vollen Stärke willkürlich hervorzurufen oder sich ihm, auch unter widrigen Verhältnissen, ganz zu entziehen. Dieser Trieb sowohl wie die geistige Frühreife basiren auf einer besonderen Reizbarkeit des centralen Nervensystems, und in steter Wechselwirkung erhöht die ununterbrochene Seelenthätigkeit diese Reizbarkeit des Gehirns, wie sie selbst aus ihr neue Anregung empfängt, bis endlich Erschöpfung und Krankheit eintritt. Gut schildern diesen Arbeitsdrang die Worte, welche Goethe dem Dichter Tasso in den Mund legt. Als der Herzog Alphons dem krankhaft reizbaren Schützling den Rath giebt, seinem Fleiß Schranken zu setzen, nicht immer in sich selbst zu versinken, sondern sich zu zerstreuen und eine Cur zu gebrauchen, antwortet Tasso:

„Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen."

Die einseitige Uebung der Geistesthätigkeit nach gewisser Richtung hin läßt die Ansprüche und Erfordernisse, Interessen und Vortheile des praktischen Lebens leicht unberücksichtigt; Kränkungen und Demüthigungen bleiben daher

nicht aus und nagen um so tiefer, je mehr dem Genie bei seiner inneren Geschäftigkeit die Gabe mangelt, geeignet und erfolgreich nach außen zu reagiren, sich in der und gegen die Welt festzustellen, kräftig und selbstständig aufzutreten.

Nach einigen statistischen Angaben aus Irrenhäusern befanden sich unter den dortigen Kranken sehr gut beanlagte Köpfe nicht in hohem Grade zahlreicher als mittelmäßig und wenig begabte. Jacobi z. B. fand unter 200 Tobsüchtigen 40 aus den gebildeten Ständen. Das intellectuelle Vermögen erwies sich bei 80 als ein gutes, bei 81 als ein mittelmäßiges und bei 39 als ein geringes; unter der ersten Klasse waren nur 13 mit ausgezeichneten Verstandesanlagen. Allein solcherlei Resultate bilden keinen Beweis gegen die Annahme, daß Leute von hervorragender geistiger Begabung besonders zur Geistesstörung neigen: sie sind eben überhaupt nicht sehr zahlreich. Die anerkannten, zur Geltung gelangten Genies und die durch die Ungunst der Verhältnisse in fremde und falsche Bahnen gedrängten, verkümmerten genialen Naturen zusammengerechnet bilden immer noch die Minderheit gegenüber der ungeheuren Menge von mittelmäßigen und beschränkten Köpfen. Eltern, besonders Mütter, finden allerdings gern in ihren Kindern eine ausgezeichnete Begabung, jeder Lehrer aber weiß, daß dieselben nicht die Mehrheit der Klasse ziert, sondern daß ein guter Mittelschlag verbunden mit einer Anzahl von weniger oder mehr beschränkten Schülern die Bänke inne hat. Nur selten leuchtet aus denselben ein „großes Licht" hervor, und dann ist der Träger desselben — kränklich, schwächlich, nervös, oder stammt aus einer Familie, wo Irrsinn und Nervenkrankheiten mehrfach vorkommen.

Es entwickeln sich freilich viele Genies erst später und lassen in der Schule ihre künftige Größe nicht vermuthen, am wenigsten die Lehrer in solchen Wissensgebieten, die ihren Anlagen entfernt liegen. (Linné z. B. machte auf dem Gymnasium in den alten Sprachen so wenig Fortschritte, daß seine Eltern ihn zu einem Schuster in die Lehre geben wollten; der Arzt Rothmann verhinderte sie jedoch daran, indem er auf die besondere Begabung des Knaben in der Botanik aufmerksam machte. Newton war beim Unterricht in der Schule zu Grantham wenig aufmerksam, machte geringe Fortschritte und nahm längere Zeit einen der untersten Plätze ein; auf den Wunsch seiner Mutter kam er nach Hause, um Oekonom zu werden, kehrte aber später nach der Schule zurück und wählte die Laufbahn des Gelehrten.) Fast eben so viele aber ermatten später und erfüllen nicht die auf sie gesetzten Hoffnungen; geistig allzu frühreife Knaben, die eigentlichen Wunderkinder, sterben zum großen Theil, ehe sie in das Alter kommen, wo Geisteskrankheit am häufigsten auftritt. Das Gros unter den vielen Millionen, welche jährlich auf der Erde leben und sich alle 30 Jahre erneuern, bilden die Dutzendmenschen; nur Wenige sind auserwählt! Bei der Menge der physischen und psychischen Ursachen zu Geistesstörungen und den verschiedenen Formen der letzteren können natürlich nicht nur mittelmäßig begabte, sondern auch beschränkte Menschen irrsinnig werden. Zweifellos aber stehen

geniale Naturen der Geisteskrankheit näher und haben mehr Berührungspunkte mit ihr als gewöhnliche Sterbliche. In den meisten Fällen hat die Geistesstörung nicht eine einzige besondere Ursache, sondern sie kommt durch das Zusammenwirken mehrerer, zum Theil sehr vieler und verwickelter, vorbereitender und gelegenheitlicher schädlicher Momente endlich zum Ausbruch. Bei denen nun, welche frühzeitig geistigen Anstrengungen und deren Begleiterinnen, wie heftigen Affecten, getäuschten Hoffnungen u. s. w. ausgesetzt sind, ist die Summe aller solcher die Krankheit begünstigender Momente eine größere; auch wirken bei ihnen einzelne Veranlassungen stärker und können die Krankheit zum Ausbruch bringen, während sie die Gesundheit anderer, mehr praktisch und mechanisch beschäftigter Menschen nicht oder weniger gestört hätten.

Man hat bekanntlich in neuerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß durch die geistige Ueberbürdung der Jugend auf höheren Schulen der Grund zur späteren Geistesstörung gelegt werde; mögen hier auch manche Uebertreibungen mit unterlaufen, so ist doch die Wirkung zu früher und zu großer intellectueller Anstrengungen nicht außer Acht zu lassen. Letztere werden durch eine hohe Begabung nicht beseitigt: mit dieser Begabung ist meist ein instinctiver Drang zu steter geistiger Beschäftigung verbunden, und dieselbe ist dem Genie auch zu seiner Ausbildung nöthig, denn nur durch energischen Fleiß wird es ihm möglich, die schlummernden Geisteskräfte zu erwecken und zu entwickeln, auszubilden und zur Geltung zu bringen. Allerdings ist die von Helvetius, Buffon und Anderen geäußerte Ansicht, das Genie beruhe nur auf Fleiß, extrem und fehlerhaft, ebenso irrig aber ist die Meinung, daß das Genie nur im Nichtsthun gedeihe; mit der Anlage muß ein energischer und ausdauernder Fleiß zusammenwirken, um hervorragende Leistungen von bleibendem Werthe zu Stande zu bringen. Die Gefühle und Affecte sind mächtiger; es ist die Dornenkrone des Genies, alles Leid stärker als gewöhnliche Sterbliche zu empfinden, und nach den Worten des Dichters Euripides geschieht es nicht ohne Schmerz, daß höhere Einsicht Menschen über Andre hebt. Jeder hervorragende Mensch hat mit Neid und Mißgunst zu kämpfen, die ihm nur allzuoft Kränkungen und Verfolgungen bereiten und das Leben verbittern; das wahre Genie weist mit seinen Ansichten und Vorschlägen über seine Zeit hinaus und setzt sich dadurch in Widerspruch mit der gegenwärtigen Umgebung. Seine Begabung liegt zuweilen auf Gebieten, die nicht Nahrung in Fülle geben und die angewandte Mühe mit äußeren Glücksgütern reichlich lohnen; in Armuth und Elend lebte Mancher, dessen Namen die späte Nachwelt feierte. Mannigfach wird das Genie in seinen Hoffnungen getäuscht, und diese Täuschungen und Demüthigungen nagen immer mehr an der Seele.

Wirken viele solche schädliche Momente zusammen, so stoßen sie wohl den Menschen, der auf dem Gipfelpunkt geistiger Schaffungskraft steht, von seiner sonnigen Höhe herab in den finsteren Abgrund des Irrsinns.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Südsee-Erinnerungen (1875—1880) von Franz Hernsheim, ehem. Consul des deutschen Reiches auf Jaluit. Mit einem einleitenden Vorwort von Dr. Otto Finsch. Berlin, A. Hofmann u. Comp.

Bücher, die von fremden Landen berichten, hat man in Deutschland immer gern gelesen. Der Deutsche besitzt nun einmal von Haus aus mehr als irgend ein Anderer eine Neigung nach außerhalb, die sich ebenso oft als Schwäche wie als Tugend äußert. Und heutzutage, wo im alten Vaterlande die Bedingungen zum Dasein unerträglich anspruchsvoll geworden sind, mischt sich in jene, ursprünglich rein ideelle Neigung ein praktisches Bedürfniß: wenn man so eng gedrängt sitzt wie wir, schaut man wohl einmal aus nach anderen Gegenden, wo man hoffen darf, den Ellbogen freier rühren zu können. Immer lauter regt sich seit einigen Jahren im Volke das Verlangen nach einer planmäßigen Regelung der Auswanderung.

Die Vereinigungen, welche, da der Staat sich zurückhält, sich der Förderung dieses Gedankens widmen, lenken selbstverständlich die Aufmerksamkeit möglichst nach jenen Gegenden, wo noch nicht eine dichte Besiedelung durch Europäer stattgefunden hat: wo also nicht nur die Aussicht auf Gedeihen sich dem Auswanderer günstiger stellt, sondern wo auch die Gefahr, er möge sein Deutschthum verlieren, nicht so dringend ist.

Unter solchen Gegenden ist die Wahl freilich beschränkt. Allmählich ist die Erde, wie Fitger sagt, in der That „kärglich und enge" geworden, und das Meiste von dem, was noch bleibt, bietet geringe Lockungen. Unter allen den Landstrichen aber, die überhaupt für uns noch in Frage kommen, spricht keiner so zu der Phantasie, wie Polynesien.

Vom praktischen Standpunkte aus mögen ja auch dagegen viel ernsthafte Bedenken zu erheben sein — und es ist wohl auch kaum fraglich, daß unsre zweifeltolle Gediegenheit sie geltend machen wird so lange, bis es auch hier zu spät ist. Sieht man aber einmal ganz von diesen landläufigen Anschauungen ab, so erscheinen gerade jene Inseln im rosigsten Lichte. Man braucht dabei gar nicht an die Reize des

Himmelsstrichs zu denken, die so mächtig sind, daß sie Manchen dort gefesselt haben — zum rohesten Dasein, gleich einem Wilden. Sondern, wem unsere alte Cultur nicht alle Neigungen verbildet hat, wer in sich die Naturkraft fühlt, die den Kampf um die Güter dieser Welt unter möglichst einfachen Bedingungen aufnehmen möchte, der muß sich gerade von Verhältnissen, wie sie dort noch vorhanden sind, dringend angezogen fühlen.

Dort sind noch ganz die Zustände der Odyssee. Und liest man solche Schilderungen wie die, welche die Südsee-Erinnerungen enthalten, so fühlt man sich auf einmal

Fadenknüpfendes Mädchen. Kusaie.
Aus Hernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin. A. Hofmann & Co.

weit zurückversetzt in die Kinderzeit der Menschheit. Stammesverbände von unglaublich geringer Ausdehnung mit monarchischer Verfassung, auf einem gütigen Boden lebend, der wenig Anbau fordert; noch mehr auf die See angewiesen als der Grieche, der in ihr doch immer das unheimlich tückische Element sah. Statt des fetttriefenden Rinderrückens wird der Fisch über dem Feuer gedreht, und statt des schwarzen Weines kreist der trübflüssige Palmschnaps. Auch die Scene ist ungefähr die gleiche. Kleine Inseln, zwischen denen anscheinend ungefüge und doch kunstvoll gezimmerte Nachen den Verkehr unterhalten. Und auch dieser bewegt sich in den ursprünglichsten Formen — ist „halb Handel, halb Piraterie", wie der grinsende Philosoph diese einfachste Art des Seerechts bezeichnet. Natürlich tritt das Eingreifen auswärtiger, überlegener Cultur hier noch mächtiger auf als in der alten Griechenwelt; äußert sich aber doch in ungefähr der-

Wohnhaus eines Häuptlings.

Aus Hernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin, A. Hofmann & Co.

Lela-Hafen. Kusaie.

Aus Hernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin, A. Hofmann & Co.

selben Weise, im Tauschhandel und — es ist beschämend genug — im Menschenhandel. Als einziges wirklich fremdartiges Element finden wir die Missionen vor. Sie mögen wohl diejenigen sein, welche das Ende der bisherigen urwüchsigen Zustände am Meisten beschleunigen. Denn der Kaufmann sucht wohl Bedürfnisse zu erwecken, da jene glücklichen Menschen sonst zu anspruchslos bleiben würden, um Tauschwerthe zu erzeugen, sich vielmehr mit dem begnügen würden, was der eigene Boden ihnen bietet. Dieser Einfluß aber bleibt ein ziemlich oberflächlicher; er setzt höchstens an die Stelle selbstgefertigter Gewebe, Werkzeuge und Waffen den Kattun, das amerikanische Beil und die Steinschloßflinte, und wenn er gewissenlos ausgebeutet wird, so kommt zu diesen Bildungsmitteln höchstens noch schlechter Branntwein hinzu. Der Missionar dagegen

Bewohner von Matupi.
Aus Hernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin, Hofmann & Co.

predigt den Leuten nicht allein den neuen Glauben, begnügt sich nicht damit, ihrer seligen Nacktheit Hemd und Hosen aufzunöthigen, er strebt vielmehr danach, ihr ganzes Dasein von Grund auf umzumodeln. Das mag nicht immer mit der nöthigen Einsicht geschehen, die Rücksicht auf die Natur und auf die einfachen Verhältnisse, in die der Missionar eintritt, mag bisweilen übersehen werden — im Großen und Ganzen wird aber wohl hier die Bekehrung Gutes wirken.

Wenn Leute im Vollgefühle ihrer Kraft sich von solchen Zuständen angezogen fühlen, so ist das ganz begreiflich. Hier ist der Europäer noch ganz auf sich selbst gestellt, hier kann er Alles, was in ihm liegt, frei entwickeln. Hier könnten noch Königreiche gegründet werden — unendlich klein zwar, aber doch immer noch groß genug, daß einer in ihnen Cäsar sein möchte. Und wenn das auch in der That nicht vorkommt, so bieten diese Küstenfahrten auf Tauschhandel, wie sie der Europäer meistens betreibt, doch der Abenteuer die Fülle, Kämpfe mit Eingeborenen, Zusammenstöße mit anderen Kaufleuten. Sicherlich sind auch die Entbehrungen sehr groß, die ein solches Leben aufnöthigt, Entbehrungen besonders geistiger Güter, wenn man, fern von dem eigentlichen Strome des Lebens, von Insel zu Insel treibt, mondenlang ohne jeden Zusammenhang nicht allein mit der Heimat, auch mit aller Cultur.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat ein solches Abenteurerleben schwerlich geführt: dafür bürgt schon sein Stand als Consul des deutschen Reiches. Cäsarengelüste, wenn sie ihm aufgestiegen sind, wird er sich haben versagen müssen. Und wenn er etwa für deutsche Colonisation hat wirken wollen, so berichtet er wenigstens hier nichts davon. Eine solche Annahme wäre auch ziemlich unwahrscheinlich: der Sitz seines Consulates befindet sich nicht in jenen Bezirken, welche bisher in diesem Sinne genannt worden sind.

Sein Werk trägt überhaupt mehr den Stempel des Tagebuches, das ein einzelner Reisender führt, als dasjenige eines Mannes in öffentlicher Stellung. Es sind Berichte von Ausflügen, die er nach den verschiedenen Inseln gemacht hat, welche zu seinem Wirkungskreise gehörten. Er erzählt von Zusammentreffen mit den Eingeborenen, von deren Sitten und Lebensweise, schildert die herrliche Natur ihrer Heimat und die merkwürdigen Reste ehemaliger höherer Cultur, die sich hie und da noch erhalten haben.

Auf diesen sechs Inseln, Palao, Yap, Kusaïe, Ponape, Jaluit und Matupi, scheint ein liebenswürdiger, im Allgemeinen gutartiger Menschenschlag ange-

Frau auf Neu-Irland.
Aus Hernsheim: Südsee-Erinnerungen. Berlin, A. Hofmann & Co.

siedelt zu sein. Die Leute sind noch ziemlich unberührt von der Cultur und von den Lastern, die sich stets zu allererst einzubürgern pflegen. Ackerbau und Gewerbe sind bei dem Reichthum des Bodens fast überflüssig, und was dieser versagt, das liefert der Fischfang. Kriege sind nicht eben selten unter den Eingeborenen; aber es sind Kriege in dem bekannten Stile der Südsee: Die beiden Parteien lagern jede unbeweglich hinter ihrem Verhacke, und wenn ein oder zwei Kämpfer erschlagen werden, so ist es wie ein unglücklicher Zufall. Eine solche schwere Niederlage beendet dann den Feldzug. Erobern ist dort ein noch unbekannter Begriff, und solche Waffengänge haben eigentlich eine bittere Aehnlichkeit mit den Zweikämpfen auf unseren Universitäten: handelte es sich nicht um den unfaßbaren Begriff der Waffenehre, so könnte man ihren Zweck gar nicht absehen.

Interessant ist, daß auch in einem dieser weltentlegensten Winkel sich ein Europäer niedergelassen hat. Kein christlicher Sendbote, auch kein Wagehals, den die Kronenjagd hierher verschlagen, einfach ein entlaufener Matrose, der eine Tochter des Häuptlings geheiratet hat und nun als eine Art Schützling der Wilden lebt, kaum in irgend einer Beziehung besser als sie. Byron hat ja das Abenteuer geschildert. Wenn man es freilich des dichterischen Schleiers entkleidet, so sieht es dürftig genug aus: ein kümmerliches Leben zwischen Fischfang und Palmenernte, dessen Enge jede gewöhnliche Natur völlig abstumpfen muß. Auch sonst zeichnet Hernsheim einige sehr ergötzliche Charakter-

bilder, besonders von dem Adel der Eingeborenen, der sich ja natürlich in erster Reihe um den fremden Würdenträger drängt.

Von der primitiven Kunst, die auf diesen Inseln herrscht, giebt Hernsheim anschauliche Schilderungen. In unseren Museen sind ihre Erzeugnisse ja bisweilen zu finden; immerhin kann man sich aber doch kein recht lebendiges Bild davon machen, wie dieser grellfarbige Trödel — anstatt im Glaskasten — in der lebendigen Natur wirkt. Liest man hier davon und sieht man die Illustrationen, so gewinnt man aus dem ganzen Zusammenhange eher Verständniß dafür. Wie auch aus unseren Abbildungen zu ersehen ist, steht die Baukunst auf einer verhältnißmäßig recht hohen Stufe: die Häuser sind geräumig, man besitzt Versammlungshäuser für die Gemeinde, ja an einigen Orten, wo das Christenthum verbreitet ist, haben die Eingeborenen sogar — allerdings unter Anleitung der Missionare — aus behauenen Korallenblöcken Kirchen errichtet. Zur Seefahrt werden die bekannten, hochgekielten Nachen gebaut, die sich auf einen Ausliegerstützen; liegt es auf dem Lande, so sieht das Ding unglaublich ungeschickt aus. Und in der That scheinen diese Fahrzeuge auch nicht so seetüchtig zu sein wie jene, welche auf anderen Inseln benützt werden, und worauf die Eingeborenen weite Reisen wagen, hier kann man kaum von Küstenschiffahrt reden und zwischen den einzelnen Eilanden besteht ursprünglich fast gar kein Verkehr. Im Uebrigen beschränkt sich die Kunst auf die Verzierung der Waffen und der spärlichen Geräthe, auf die Herstellung von Götzenbildern und auf die Tätowirung. Die Schnitzerei ist am weitesten ausgebildet. Auch hier zeigen sich die Eigenthümlichkeiten niederer Culturstufen: mangelhafte Beobachtung und äußerste Peinlichkeit der Ausführung. Sieht man diese kindischen Erzeugnisse an, so fühlt man sich unwillkürlich an jene Leistungen des frühesten Mittelalters erinnert, die uns in den Miniaturen der Handschriften erhalten geblieben sind und als deren Ursprungsort uns Irland genannt wird.

Wie auf manchen anderen Inseln Polynesiens, so haben sich auch übrigens auf einer derjenigen, die Hernsheim bereist hat, auf Kusaïe, Spuren davon erhalten, daß in der Vergangenheit dort Geschlechter gelebt haben, die ihr Dasein kräftiger führten. Der Verfasser hat Reste cyklopischer Bauten gefunden, welche merkwürdige Beweise dafür liefern, deren Herstellung unter den gegenwärtigen Verhältnissen schlechterdings undenkbar wäre. Es sind riesige Vierecke, Wälle von 30 Fuß in der Höhe und 15—18 Fuß im Durchmesser, aus Basaltblöcken errichtet, deren Gewicht bis auf 5000 Pfund geschätzt wird. Umgeben sind sie mit Gräben, die zur Fluthzeit schiffbar sind. Das Bemerkenswertheste aber ist, daß sie sich an Orten vorfinden, wo Basalt überhaupt nicht vorhanden ist, daß also diese mächtigen Blöcke entweder auf damals vorhandenen Wegen durch den Urwald oder auf großen Flößen weit herbeigeschafft worden sein müssen. Solche Riesenwerke setzen zunächst natürlich eine sehr viel dichtere Bevölkerung voraus, als sie zur Zeit auf diesen Inseln vorhanden ist. An dieser Thatsache ist freilich nichts wunderbares, da die Eingeborenen seit Langem, und ohne daß man diesmal die Branntweinpest oder irgend eine andere Frucht der Civilisation dafür verantwortlich machen könnte, in regelmäßigem Absterben begriffen sind. Jedenfalls aber muß man annehmen, daß damals ein unerbittlicher Herrscherwille über diesem Völkchen gegolten hat.

Das ganze Buch ist liebenswürdig und lebendig geschrieben — von einem Manne, der wirklich Wissenswerthes zu berichten hat, und der noch mehr kann, als Uebersichten über den Handel mit Cocosöl anzufertigen. Es wird ja häufig darüber geklagt, daß unsere Vertreter im Auslande, die so viel Stoff hätten, uns zu belehren, ihre Kenntnisse der großen Menge eigentlich zu wenig zugänglich machten. Und im Ganzen scheint in der That wenig Neigung für die Schriftstellerei bei ihnen vorhanden zu sein. Man kann diesen Umstand bedauern, ohne deshalb verdächtig zu werden, man wolle ihnen eine neue Arbeitslast aufbürden. Und jedenfalls ist die Ausnahme, die sich uns hier vorstellt, eine höchst erfreuliche und wird überall herzlich willkommen geheißen werden.

Daß Hernsheim nebenbei auch ein Zeichner von recht tüchtiger Begabung ist, gereicht dem Buche zu weiterem Vortheile. Eine Reihe von Aquarellen erweckt die günstigsten Vorstellungen von dem landschaftlichen Reize jener Gegend. Auf allen findet man das üppigste Grün und das herrliche Blau des Meeres. An den Küsten haben sich mattfarbige Hütten eingenistet — draußen zeichnen sich am Horizonte hellschimmernde Segel ab: wenn auch meistens der edle Schwung großer Berglinien dem Bilde fehlt, so thut es doch dem Auge wohl mit der Saftigkeit seiner Farbe und wiegt den Geist angenehm in einen Traum sorglos sonnigen Tropenlebens. Außer diesen Landschaftsblättern finden sich zahlreiche Volkstypen, Ansichten von Brücken, Abbildungen von Waffen und Geräthen, die das geschriebene Wort hinreichend veranschaulichen.

Die Buntdrucke sowohl wie die Holzschnitte sind durchweg recht gut. Jene sind freilich nicht eigentlich Prachtblätter; sie sind mit wenigen Farben hergestellt, aber sie sind sauber gedruckt und wirken hermonisch und gefällig. Ueberhaupt ist das Buch mit einer einfachen Gediegenheit ausgestattet, wie man sie in Deutschland selten findet, und über die man wirklich erstaunt, wenn man den geringen Preis erfährt. Das Papier ist sehr schön, der Druck in Antiqua, die immer so vornehm wirkt, sobald sie verständig angewendet wird, und der Satz hat das richtige Verhältniß zu dem Formate — einem niedrigen Quart. Diese Eigenschaften findet man alle vereinigt selten genug beisammen, so daß sie wohl einer Erwähnung werth sind. Unsere Bücherausstattungen treten meistens mit sehr großen Ansprüchen auf und lassen gerade darum leicht den guten Geschmack vermissen, der bei aller Entfaltung von Reichthum doch immer zur Einfachheit drängt. In Bezug auf die Gesammtwirkung vergleiche man doch einmal ein französisches Prachtwerk mit einem deutschen. Die Probe wird fast regelmäßig zu Gunsten des ersteren ausfallen, auch wenn man den Vortheil in Abzug bringt, den der Franzose in seiner zierlicheren Type hat. Unzweifelhaft haben wir auch im Buchdruck und in den verwandten Gewerben ansehnliche Fortschritte gemacht, und so steht denn auch zu hoffen, daß mit den Ansprüchen zugleich der Geschmack sich allmählich heben wird. Aber noch immer kranken wir an den großen Grundfehler, an dem Scheinenwollen, an der elenden Krähwinkelei, die ein Seidenkleid über zerrissene Unterröcke hängt. —ek.

Der Kampf um die Sprache. Linguistische Plaudereien von Heinrich Teweles. Leipzig, Carl Reißner.

Das Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen, die der Verfasser in der Prager Bohemia veröffentlicht hat. Bedenkt man diese Entstehung, und erinnert man sich der czechischen Uebergriffe, von denen man so oft in den letzten Jahren aus Prag hat hören müssen, so wird man über Richtung und Ton der Schrift rasch klar sein. Es ist eine Streitschrift — und eine sehr gute, das sei hier gleich hinzugefügt. Manche Spuren der ersten Veranlassung, Anspielungen auf Zeit und Ort, scheint der Verfasser allerdings getilgt zu haben — zu unserem Bedauern, wenn es der Fall sein sollte. Denn grade solche Kleinigkeiten geben dem Gedanken erst die frische Färbung. Es sei blos auf die großen Meister unserer Literatur, auf Lessing z. B. verwiesen — ohne damit einen unbilligen Vergleich ziehen zu wollen. Dessen Actualitäten, um das moderne Wort auf etwas Altes anzuwenden, würde Niemand missen mögen: sie sind der Pfeffer an der Speise. — Jedenfalls aber haben wir Deutschen alle Ursache, den Leuten, die jenseits der Grenze so wacker um unser Aller theuerstes Gut, um die Muttersprache kämpfen, die wärmste Theilnahme zu schenken. Jedermann sollte das kleine Heft einmal zur Hand nehmen, um sich eine Vorstellung von den Zuständen im Nachbarlande zu bilden. Es ist zudem lebhaft und anregend geschrieben: man verbringt eine angenehme Stunde damit und wird es kaum fortlegen, ehe man es beendet hat. Ueberdies wird man auch sonst vielfach

Anregung und Belehrung darin finden. Teweles nimmt es sehr ernst mit der Sprache, hat vielfach Studien gemacht und entwickelt auch eigene Gedanken. Und Mittheilungen solcher Art können wir Deutschen immer brauchen. „Der Deutsche ist ein Gelehrter, wenn er seine Sprache versteht.“ Dieses Wort Goethes führt der Verfasser mehrfach bedeutungsvoll an. Es ist sicherlich begründet, aber es bedarf noch der Ergänzung. Kein anderes Volk ist so wenig geneigt, seine Sprache als künstlerischen Stoff zu behandeln, besitzt so wenig Ehrfurcht vor diesem seinem ältesten Erbstück, als das deutsche. Der Stimme, die uns mahnt, dieses heilige Vermächtniß mit Ernst zu hegen und zu pflegen, sollte Jeder aufmerksam lauschen. —ck.

La misère à Londres. La question du logement du pauvre et la législation anglaise. Par Arthur Raffalovich. Paris, Guillaumin et Cie.

Es ist bekannt, daß die englische Gesetzgebung seit einiger Zeit ernstlich mit der in obenstehendem Titel angedeuteten Frage beschäftigt ist. Und in der That, wenn man dies Schriftchen liest, muß man sagen: es war dazu die höchste Zeit. Der Verfasser zeichnet Bilder, die erschrecken. Merkwürdiger Weise scheint nämlich das Wachsen des Elends zu dem des Reichthums nicht das normale Verhältniß zu bewahren, sondern in verstärktem Maße zu steigen: das heißt: unter niederen Culturbedingungen ist das Leben des ganz Armen erträglicher als unter höheren, und je mehr der Capitalismus sich entwickelt, desto gräßlichere Formen nimmt das Elend an. Das ist ein Erfahrungssatz: aber es ist gut, wenn man sich einmal an einem lebendigen Beispiele vergegenwärtigt, wie die Rechnung nun in der That ausfällt. In Frankreich, wo die vorliegende Schrift zuerst im Journal des économistes erschienen ist, hat dieselbe gerechtfertigtes Aufsehen erregt. Nun, im Sonderdrucke leichter zugänglich, wird sie sicherlich auch in Deutschland die öffentliche Meinung beschäftigen. —ck.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von F. Techmer. I. Band, 1. Heft. Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithographirten Tafeln. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Nach einer Schrift dieser Art, die das zusammenfaßt, was jährlich auf dem Gebiete der Sprachforschung geleistet wird, hat man lange das Bedürfniß empfunden. Nun wird demselben auf das Schönste und Reichlichste abgeholfen. An dem Werke helfen die besten Meister. Nicht alle — unter den Mitarbeitern vermißt man ungern einige hochtönende Namen — aber wenigstens lauter gute und ‚vornehmlich‘ Vertreter aus allen Ländern. Das Verzeichniß nennt Adam in Rennes, Ascoli in Mailand, Coelho in Lissabon, Donner in Helsingfors, Fleischer und von der Gabelentz in Leipzig, Gatschet in Washington, Lepsius in Berlin, Leskien in Leipzig, Mallery in Washington, March in Easton, Miklosich und Fr. Müller in Wien, Max Müller in Oxford, Oppert in Madras, Pal in Freiburg, Pott in Halle, Radloff in Kasan, de Rosny in Paris, Sayce in Oxford, Scherer und Steinthal in Berlin, Storm in Christiania, Vinson in Paris, Whitney in New-Haven und Wundt in Leipzig. Das ist in der That ein stolzes Register: und wenn man sieht, daß zum ersten Hefte außer dem Herausgeber Pott, Mallery, Friedrich und Max Müller, Adam, Sayce und Bergmann beigetragen haben, daß das zweite Arbeiten von Donner, Pott, Lundell, Radloff und ein ungedrucktes Manuscript von W. von Humboldt bringen wird, so kann man sich von dem Fortgange der Zeitschrift das Allerbeste versprechen. — Der altberühmte Name des Verlagshauses — Johann Ambrosius Barth — ist gleichbedeutend mit „wunderschöner Ausstattung“. Papier, Druck und Illustrationen sind wirklich von einer seltenen Vollkommenheit, und außerdem hat das Heft als besondere Kunstbeilage eine Radirung der Otto'schen Humboldtstatue von Rudolf Strauch, die zu den schönsten derartigen Arbeiten in Deutschland gehört. Der Ton des frischen Marmors ist mit erstaunlicher Treue getroffen, und die Auffassung ist geschmackvoll und vornehm.

Lebenskunst und Kunstleben von H. Ehrlich. Berlin, A. Hofmann und Cie.

Es ist erfreulich und denkenswerth, wenn ein Mann in hervorragender Stellung einmal die Summe seines reichen Lebens zieht, die Frucht seiner Studien, Erfahrungen und Beobachtungen der Mitwelt zugänglich macht. Ungefähr das hat Ehrlich in der vorliegenden Schrift gethan. Es ist kein flüchtig hingeworfenes Werk, nichts Zusammengeschriebenes, sondern das Ergebniß von Arbeit und Denken. Kein Handbuch des „guten Tones", worin allerlei Lebensregeln säuberlich eingeschachtelt sind gleich den Büchsen im Apothekerschrein, sondern eine zwanglose Lehre über die Art, aus dem Leben die höchste Ernte zu erzielen. Es ist schon kennzeichnend, daß der Verfasser das Leben hier ernstlich als eine Kunst auffaßt und dazu gewissermaßen eine Aesthetik schreibt. Wer das Leben schon kennt — und solche Leute können doch eigentlich vornehmlich Nutzen aus solchen Büchern ziehen — der weiß auch, wie grausam schwer diese Kunst ist. Und er wird gern von einem Kunstgenossen erfahren, welcher Mittel sich dieser bedient. Zumal, wenn derselbe ein so angenehmer Gesellschafter ist, wie Ehrlich. Denn dessen Schriften haben wirklich den Ton der guten Gesellschaft: und wenn der Verfasser längst zu den Anerkannten gehört, deren Vorzüge man nicht erst zu nennen braucht, so dankt er dies neben seiner Gediegenheit auch dem weltmännischen Schliffe, der ihn sofort als Gleichberechtigten in die erste Reihe verwies.

Wir leben entschieden in der Zeit der Literaturgeschichten. Sie schießen empor wie die Pilze. Kaum hat Scherer die seine abgeschlossen, so erscheint schon eine neue, und eine dritte, aus Schwebels Feder, stellt uns Bruns in Minden in Aussicht. Augenblicklich liegt uns eine Geschichte der deutschen Literatur von Emil Brenning vor, die Moritz Schauenburg in Lahr herausgiebt. Wir gedenken in einem der nächsten Hefte ausführlicher darauf zurückzukommen, sobald wir etwas mehr Anhalt zu einem Urtheile haben, als uns die ersten drei, bis jetzt erschienenen Lieferungen bieten können. Danach zu schließen hat das Werk einige Aehnlichkeit mit Königs Literaturgeschichte — in den guten Eigenschaften, wohlgemerkt! Es hat wie diese den Grundsatz der Illustration durch Nachbildung gleichzeitiger Drucke und scheint damit ebenso reichlich wie unabhängig von dem Vorgäanger zu sein. Der Text ist, dem Anschein nach, glücklicher Weise weniger einseitig, frei von dem Betonen der Richtung, die dem Verfasser genehm ist, und dem Verdammen alles Unbequemen. Auf eigene Forschung hat sich Brenning nicht gesteift — und hat daran entschieden recht gethan: wen danach verlangt, der sucht sich andere Bücher aus als volksthümliche: und die Leser dieser wiederum würden nicht wissen, was sie damit anfangen sollten.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Arnold, Hans, Neue Novellen. Stuttgart, Bonz und Cie.

Arzt und Patient, Winke für Beide. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Braunfels, Eduard, Hofgeschichte aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen. Dresden, F. W. Steffens.

Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. Lfg. 1—3. Lahr, Moritz Schauenburg.

Escherich, E., Saga. Geschichte aus alter Zeit. Stuttgart, Bonz und Cie.

Geigel, Alois, Dr., Ueber Wissen und Glauben. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Glogau, Gustav, Dr., Die Phantasie. Vortrag. Halle, Max Niemeyer.

Glümer, Claire von, Lutin und Lutine. Leipzig, Bernhard Schlicke.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Prachtausgabe, Folio. Lfg. 13—14. Leipzig, J. G. Bach.

Herbig, Otto, Frithjof und Ingeborg. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Berlin, A. Deubner.

Hertwig, Oscar, Die Symbiose oder das Genossenschaftsleben im Thierreich. Jena, Gustav Fischer.

Hirundo, C., Irmengard. Eine Erzählung vom Chiemgau a. d. 15. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Hlawacek, Ed. Dr., Goethe in Karlsbad, zweite vermehrte u. verbesserte Auflage von Doctor W. Russ. Karlsbad, Feller.

Hoffmann, Hans, Brigitta von Wisby. Leipzig, Bernhard Schlicke.

Hoernes, Moritz, Atlantis. Ein Flug zu den alten Göttern. Mythol. Märchen. Wien, Carl Konegen.

Justus, Jonas, Freie Gedanken zur Beurtheilung der Kirche und ihrer Geschichte. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshdlg.

Kapff-Essenther, F. von, Wiener Sittenbilder. Jena, Hermann Costenoble.

Kern, Franz, Goethes Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Drama. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

Kniest, Ph., Von der Wasserkante. Skizzen a. d. Schifferleben. Bremen, C. W. Roussell.

Kohler, Jos. Dr., Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Lfg. 2. Würzburg, Stahl'sche Univ.-Buchhdlg.

Koloman, Mikszáth, Die guten Hochländer. Ungar. Dorfgeschichten, übertragen durch Doctor A. Silberstein. 2. billige Ausgabe. Szegedin, Endzényi & Cie.

Kulke, Eduard, Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner. Leipzig, G. Freytag.

Kühner, A. Dr., Wie sind Epileptiker zu behandeln? Neuwied, Heuser's Verlag.

La Nuova Rivista Internazionale. Anno quarto No. 3—5. Firenze, Succ. Le Monnier.

Landauer, Aimée, Mes Premiers Vers. Vienne, Ch. Gerold Fils.

La Revue Generale, Littéraire, Politique et Actistique. 2. Année No. 4—7. Paris.

Last, E., Die realistische und die idealistische Weltanschauung, entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Leimbach, Karl L. Lic. Dr., Ausgew. deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. Bd. V. Lfg. 1. 2. 3. Kassel, Th. Kay.

Lippert, Julius, Allg. Geschichte des Christenthums. Bd. II. Berlin, Th. Hoffmann.

Lohway, Ernst, Ausgrabung des Paradieses. Roman. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ludwig, Ottilie, Aus dem Waldleben. Bilder aus dem Leben im Forsthause. Theil I. Halle, Otto Hendel.

Mauersberger, C. T., Mnemosyne, Organ für Gedächtnisskunst. Heft 2 und 3. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt.

Meissner, Johannes, Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich *). — Wien, Carl Konegen.
*) Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Herausgegeben von J. Minor, A. Sauer und R. M. Werner. IV. Heft.

Messner, Max, Michael Servet. Histor. Drama. Berlin, im Selbstverlag.

Milde, S. J., Die Musik im Lichte der Poesie. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Müller, K. Fr., Karl Kraepelin. Hamburg, Ferd. Schlotke.

Neubaur, L. Dr., Die Sage vom ewigen Juden. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg.

Normann, H., Perlen der Weltliteratur. Lfg. 12. 13. 14. Aesthetisch-krit. Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Stuttgart, Levy & Müller.

Parsifal, Organ zum Zwecke der Erreichung der R. Wagner'schen Kunst-Ideale. Jahrg. I, No. 1. Wien, Red. Emerich Kastner.

Reissmann, August Dr., Harmonie- und Formenlehre für Musiklehrer und zum Selbstunterricht. Berlin, J. Horrwitz.

Schmidt, Maximilian, Hochlandsbilder. München, Georg D. W. Callwey.

Vormann, W. H., Von den Ufern der Passer. Meran, S. Pötzelberger.

Wiedemann, A. Aegyptische Geschichte. Abtheilung I. Gotha, F. A. Perthes.

Zacharias, Otto, Dr., Das Mikroskop und die wissenschaftl. Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ihrer verschiedenen Anwendung von Dr. Julius Vogel. 4. Auflage Lfg. 1. Leipzig, Denickes Verlag.

Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Halle a. S., Otto Hendel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 29. — Heft 87.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

Juni 1884.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Rudolf von Ihering. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXIX (April bis Juni 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXIX. (April bis Juni 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIX. Band. — Juni 1884. — 87. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: R. von Ihering.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Tod.

Von

Graf Leo Tolstoy.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

I.

Es war Herbst. Ueber die Landstraße fuhren mit großer Schnelligkeit zwei Wagen dahin. In dem ersten saßen zwei Frauen, eine bleiche, abgemagerte Dame und eine Kammerzofe mit vollen Formen und hellrothem Gesicht. Unter dem verschossenen Hut drangen kurze trockene Haare hervor, welche sie mit den rothen, in zerrissenen Handschuhen steckenden Fingern von Zeit zu Zeit heftig zurückstrich. Der hohe, mit einem Linnentuch bedeckte Busen athmete Gesundheit, die lebhaften schwarzen Augen schauten bald durch das Fenster auf die dahineilenden Felder, bald warfen sie einen scheuen Blick auf die Dame oder musterten ruhig das Innere des Wagens.

Unmittelbar vor dem Gesicht der Zofe wiegte sich in einem Netz der Hut ihrer Herrin, auf ihren Knieen lag ein kleiner Hund, die Füße ruhten auf den im Wagen stehenden Kästchen, deren Stoßen und Rütteln kaum zu hören war vor dem Knarren der Federn und dem Klirren der Scheiben.

Die Hände in den Schooß gelegt, die Augen geschlossen, wiegte sich die Dame schwach hin und her auf den Kissen, welche ihr in den Rücken gelegt waren, und ihr Gesicht zog sich bei den fortwährenden Hustenanfällen krampfhaft zusammen. Auf dem Kopfe hatte sie eine weiße Haube und um den zarten, bleichen Hals war ein blaues Tuch geschlungen. Ein gerader Scheitel, der unter der Haube hervortrat, theilte das blonde, ganz flach gestrichene Haar in zwei Theile; die weiße Haut dieses breiten Scheitels hatte etwas eigenthümlich Trockenes, Erstorbenes.

Die welke, etwas gelbliche Haut des zarten, schönen, aber schlaffen Antlitzes zeigte auf den Wangen rothe Flecken. Die trockenen Lippen waren in unruhiger Bewegung, die Wimpern dünn und gerade; ein Reisetuch bildete auf der eingefallenen Brust starre, gerade Falten. Obgleich die Augen geschlossen waren, so hatte doch das Antlitz der Dame einen Ausdruck von Müdigkeit, Gereiztheit und Kränklichkeit.

Auf dem Bock saß zusammengekauert ein Diener und schlief; der neben ihm sitzende Kutscher trieb unter fortwährendem Schreien vier kräftige, schweißtriefende Pferde zur Eile an und blickte von Zeit zu Zeit zurück nach dem andern Kutscher, wenn dessen Rufe ihn erreichten. Gleichmäßig und schnell zeichneten sich in dem kalkhaltigen Schmutz der Straße breite, parallel laufende Wagenspuren ab. Der Himmel war grau und kalt, auf Feld und Straße lagerte feuchter Nebel. Die Luft im Innern des Wagens war außerordentlich schwül und mit Dunst und Kölnischem Wasser geschwängert. Die Kranke neigte den Kopf zurück und öffnete langsam die Augen — große, glänzende, dunkle Augen.

„Schon wieder," sprach sie, nervös mit der schönen, vertrockneten Hand den Schooß des Mantels ihrer Kammerzofe zurückstoßend, der kaum ihren Fuß streifte.

Und ihr Mund zog sich krampfhaft zusammen. Matrescha, das Kammermädchen, zog mit beiden Händen den Mantel zurück, richtete sich auf ihren kräftigen Beinen auf und setzte sich etwas weiter zurück. Ihr frisches Antlitz bedeckte sich mit flammender Röthe. Die schönen dunklen Augen der Kranken folgten mit einer Art Gier den Bewegungen der Zofe. Die Dame stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz und wollte sich ebenfalls erheben, um sich höher zu setzen. Aber ihre Kräfte ließen sie im Stich. Wiederum zog sich der Mund zusammen, und das Gesicht nahm einen Ausdruck ohnmächtiger, zorniger Ironie an.

„Wenn Du mir wenigstens helfen wolltest! . . . Ach, ist nicht nöthig . . . ich kann's allein . . . nur lege mir, wenn ich bitten darf, nicht Deine eigenen sackartigen Kissen in den Rücken! . . . Schon gut . . . laß lieber die Hand davon . . . verstehst es ja doch nicht!"

Die Dame schloß die Augen, dann öffnete sie dieselben plötzlich wieder und sah ihre Zofe an. Matrescha, die sie beobachtet hatte, biß sich in die rothe Unterlippe. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der Kranken. Aber der Seufzer verwandelte sich sofort in ein Husten. Sie wandte sich ab, das Gesicht zog sich convulsivisch zusammen, und beide Hände griffen nach der Brust. Als das Husten vorüber war, schloß sie von Neuem die Augen und blieb wieder lange unbeweglich.

Die beiden Wagen fuhren in ein Dorf ein. Matrescha zog ihre volle Hand unter dem Kleide hervor und machte das Kreuzzeichen.

„Was bedeutet das?" fragte die Dame.

„Wir sind hier auf einer Station angekommen, gnädige Frau."

„Ich frage, warum Du das Kreuzzeichen machst.“

„Da ist eine Kirche, gnädige Frau.“

Die Kranke wandte sich nach dem Fenster um und begann sich langsam zu bekreuzen, während sie mit ihren großen Augen die lange Dorfkirche betrachtete, an welcher sie vorüberfuhren.

Die Wagen hielten an dem Stationsgebäude. Aus dem letzten stiegen der Gatte der kranken Dame und der Arzt. Beide traten an den ersten Wagen.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte der Arzt und fühlte ihr den Puls.

„Nun, mein Herz, bist Du noch nicht müde?“ sagte der Gatte auf französisch; „möchtest Du nicht aussteigen?“

Matrescha schob einige Gepäckstücke zurück und drückte sich in die Ecke, um nicht zu geniren.

„Noch immer so,“ antwortete die Kranke. „Nein, ich steige nicht aus!“

Der Mann wartete noch ein wenig und trat dann in das Stationsgebäude. Matrescha sprang aus dem Wagen und eilte auf den Fußspitzen über die schmutzige Straße.

„Daß ich leidend bin, ist doch kein Grund für Sie, nicht zu frühstücken,“ sagte die Kranke mit schwachem Lächeln zu dem Arzt, der am Wagenschlag stehen geblieben war.

Langsam entfernte sich nun auch der Arzt; an der Treppe angekommen lief er schnell die Stufen hinan.

„Niemand kümmert sich um mich,“ murmelte die Kranke. „Sie fühlen sich wohl, alles Andere ist ihnen gleichgiltig. O mein Gott!“

Als der Gatte den Arzt kommen sah, rieb er sich mit heiterem Lächeln die Hände und sagte: „Nun, Eduard Iwanowitsch, ich habe das Reisekästchen mit dem Liqueur holen lassen, — was sagen Sie zu einem Gläschen?“

„Ein vortrefflicher Gedanke,“ antwortete der Doctor.

„Nun, und meine Gattin?“ fragte der Mann mit einem Seufzer, indem er die Stimme senkte und die Brauen in die Höhe zog.

„Wie ich Ihnen bereits bemerkte: sie wird nicht bis nach Italien kommen, ja Gott weiß, ob wir auch nur Moskau erreichen. Namentlich bei solchem Wetter.“

„Was sollen wir denn beginnen? . . . Ach mein Gott, mein Gott!“

Und er verhüllte die Augen mit der Hand.

„Gieb her!“ fuhr er zu dem Manne gewendet fort, der das Reisekästchen mit dem Liqueur hereinbrachte.

„Die Reise hätte noch verschoben werden müssen,“ antwortete der Arzt achselzuckend.

„Aber ich bitte Sie, was konnte ich dabei thun?“ entgegnete der Gatte. „Habe ich nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sie zurückzuhalten? Ich sprach ihr von den bedeutenden Kosten, von den Kindern, die wir allein zurücklassen müssen, von meinen Geschäften, — sie will von Nichts hören.

Sie macht sich Pläne für einen längeren Aufenthalt im Auslande, als wäre sie ganz gesund. Und ihr sagen, wie es mit ihr steht, das hieße ihr den Todesstreich geben."

„Aber sie hat ihn ja bereits erhalten, diesen Todesstreich! — das vermag ich Ihnen nicht zu verheimlichen, Wassili Dmitritsch; ohne Lungen kann der Mensch nicht leben, und die Lungen wachsen nicht wieder. Das ist traurig und schmerzlich, aber es giebt kein Mittel dagegen. Unsere Aufgabe besteht nun darin, dafür zu sorgen, daß sich ihr Ende so ruhig wie möglich gestalte. Sie müssen sich nach einem Geistlichen umsehen."

„Ach mein Gott! Bedenken Sie doch, welch eine Lage für mich, ihr von ihren letzten Augenblicken reden zu müssen! Mag kommen was will, das übernehme ich nicht. Sie wissen ja selbst, welch ein gütiges Wesen sie ist . . ."

„So versuchen Sie wenigstens, sie zu bestimmen, doch zu bleiben, bis man mit Schlitten fahren kann," sprach der Arzt, vielsagend den Kopf hin und her wiegend; „sonst könnte es ein übles Ende nehmen mit unserer Reise . . ."

„Axiuscha! Heda, Axiuscha! . . ." rief die älteste Tochter des Postmeisters dem jüngeren Schwesterchen zu, indem sie sich die Katzaweika*) um den Kopf warf und auf die schmutzige Hintertreppe hinauslief; „komm, wir wollen uns mal die gnädige Frau aus Schirkin ansehen! Ich höre, sie soll wegen Schwindsucht in's Ausland reisen. Ich habe noch niemals einen Schwindsüchtigen gesehen."

Axiuscha kam herbeigestürmt, die Mädchen faßten sich an die Hand und eilten auf den Hof. Als sie in die Nähe des Wagens kamen und durch das herabgelassene Fenster blickten, gingen sie etwas langsamer. Die Kranke wandte sich nach ihnen um; als sie jedoch ihre Neugierde bemerkte, machte sie ein finsteres Gesicht und zog den Kopf zurück.

„Herrje!" sprach die Aeltere, hastig den Kopf umwendend; „diese wunderschöne Dame, — wie sie jetzt aussieht! Man bekommt ordentlich einen Schrecken. Hast Du gesehen, Axiuscha, hast Du gesehen?"

„Ja, und wie schrecklich mager sie ist!" bestätigte Axiuscha. „Komm, wir wollen sie uns noch einmal ansehen; wir thun, als gingen wir zum Brunnen. Schau, da hat sie sich umgewendet, — ich sah sie wieder. Es ist zum Erbarmen, Mascha!"

„Ja, und dieser Schmutz!" antwortete Mascha; und beide liefen zum Thor zurück.

„Ich muß wirklich schrecklich aussehen," dachte die Kranke; „wenn ich nur schnell, recht schnell in's Ausland käme; dort werde ich sicherlich bald wieder gesund."

---

*) Kopfputz russischer Mädchen.

„Nun, wie ist Dir, liebes Kind?“ sagte der Gatte, an den Wagen tretend, während er noch an etwas kaute.

„Immer ein und dieselbe Frage,“ dachte die Kranke . . . „und dabei ißt er noch!“ . . .

„So, so,“ murmelte sie durch die Zähne.

„Weißt Du, meine Liebe, ich fürchte, die Fahrt bei diesem Wetter wird Dir übel bekommen; auch Eduard Iwanowitsch ist dieser Ansicht. Sollen wir nicht lieber umkehren?“

Sie bewahrte ein erbittertes Schweigen.

„Das Wetter wird sich bessern, vielleicht kann man bald mit dem Schlitten fahren; dann würde Dir die Reise nicht so beschwerlich fallen, und wir könnten Alle zusammen fahren.“

„Verzeihe. Hätte ich schon früher nicht auf Dich gehört, so befände ich mich jetzt in Berlin und wäre schon wieder ganz gesund.“

„Was sollte ich machen, liebes Kind? Es war unmöglich, das weißt Du ja selbst. Aber wenn Du jetzt nur noch vier Wochen warten wolltest . . . dann würdest Du vollkommen wiederhergestellt sein; ich könnte meine Geschäfte zu Ende führen . . . auch wäre es uns dann möglich, die Kinder mitzunehmen . . .“

„Die Kinder sind gesund und ich bin krank.“

„Aber bedenke doch, mein Herz, bei diesem Wetter . . . Wenn die Krankheit sich unterwegs verschlimmerte . . . im anderen Fall sind wir dann wenigstens zu Hause . . .“

„Was, zu Hause? . . . Zu Hause sterben?“ antwortete die Kranke heftig.

Aber das Wort „sterben“ hatte sie sichtlich erschreckt; sie blickte den Gatten flehend und zugleich fragend an. Er senkte die Augen und schwieg. Der Mund der Kranken verzog sich plötzlich wie bei einem Kinde, und die Thränen flossen ihr über die Wangen. Der Gatte verhüllte sich das Gesicht mit einem Tuch und trat von dem Wagen zurück.

„Nein, ich fahre weiter,“ sprach die Kranke, die Augen zum Himmel hebend; und dann faltete sie die Hände und begann halb vernehmliche Worte zu flüstern.

„Mein Gott, warum denn?“ sagte sie und die Thränen flossen immer heftiger.

Lange und heiß betete sie, aber es war ihr so schmerzhaft, so beklommen in der Brust; den Himmel, die Straße, die Felder bedeckte eine so graue, düstere Luft, und derselbe graue Nebel lagerte auf der schmutzigen Straße, auf den Dächern, auf den Wagen und den Schafspelzen der Kutscher, welche unter lautem, fröhlichem Geplauder den Wagen schmierten und frische Postpferde vorspannten.

— — — — — — — — — — — — — — —

II.

Der Wagen war angespannt, nur der Kutscher war noch nicht wieder zurück. Er hatte sich in die Kutscherstube begeben. Dort war es dunstig, heiß und dunkel, und es roch nach frischgebackenem Brot, Kohl und Schafsfellen. Es hatten sich hier mehrere Kutscher eingefunden, und die Köchin machte sich um den Ofen zu schaffen, auf welchem unter einem Schafspelz ein Kranker lag.

Der Kutscher, ein noch ganz junger Bursch, trat in seinem Tulup*) und mit der Peitsche im Gürtel herein.

„Onkel Fedor! Heda, Onkel Fedor!" rief er, sich an den Kranken wendend.

„Was willst Du denn, Du Herumtreiber!" rief ihm einer der Kutscher zu; „siehst Du denn nicht, daß die draußen in dem Wagen auf Dich warten?"

„Ich möchte ihn um seine Stiefel bitten; die meinen sind ganz abgenutzt," fuhr der Bursche fort.

Er warf die langen Haare zurück und steckte seine Handschuhe in den Gürtel.

„Schläft er vielleicht? . . . Heda, Onkel Fedor!" wiederholte er, nahe zum Ofen tretend.

„Was giebt's?" seufzte eine schwache Stimme, und ein abgemagertes, röthliches Gesicht neigte sich über den Rand des Ofens herab. Eine breite, vertrocknete, fleischlose Hand, die stark mit Haaren bewachsen war, streckte sich aus und zog einen Kaftan über die spitzigen Schultern, welche ein schmutziges Hemd bedeckte.

„Gieb mir einen Schluck Wasser, Bruder . . . und was wünschest Du?"

Der Bursch reichte ihm einen Krug mit Wasser.

„Ja, siehst Du, Fedja,"**) sprach er zögernd, „natürlich brauchst Du jetzt keine neuen Stiefel mehr; schenk sie mir, denn Du wirst sie ja doch nicht mehr anziehen."

Der Kranke neigte den müden Kopf über den irdenen Krug, und den dünnen herabhängenden Schnurrbart in das dunkle Wasser tauchend, that er einen gierigen Zug. Der wirre Bart war etwas unsauber, die eingefallenen, trüben Augen vermochten sich nur mit Anstrengung auf das Gesicht des Burschen zu richten. Als der Kranke zu trinken aufhörte, wollte er die Hand erheben, um sich die feuchten Lippen abzuwischen; aber er vermochte es nicht und trocknete sie sich mit dem Aermel des Kaftans. Er athmete schwer durch die Nase, nahm alle seine Kräfte zusammen und sah den jungen Menschen fest, aber schweigend an.

---

*) Schafspelz.
**) Diminutiv von Fedor.

„Hast Du sie vielleicht schon einem Andern versprochen?" fuhr der Bursch fort; „na, dann wär' ich ja zu spät gekommen. Die Sache ist die, daß es jetzt sehr klatschig ist, und ich muß in's Wetter hinaus; und da dacht' ich bei mir: willst mal zu Fedja gehn und ihn um seine Stiefel bitten; er braucht sie ja doch nicht mehr. Wenn Du sie vielleicht selbst brauchst, so sag's nur."

In der Brust des Kranken begann es zu röcheln; er krümmte sich und begann hohl zu husten.

Da ganz plötzlich drang die zornige Stimme der Köchin bis in die Stube.

„Aber wozu sollte er sie denn gebrauchen?" rief sie. Seit zwei Monaten ist er ja nicht vom Ofen heruntergekommen. Sieh nur, wie er sich abquält; die Krankheit ist ganz innerlich — hör' nur. Wozu sollte er da noch Stiefel gebrauchen? Mit den neuen Stiefeln werden sie ihn nicht begraben. Und das ist die höchste Zeit, Gott verzeih mir die Sünde! Sieh, wie es ihn peinigt! Wenn man ihn wenigstens noch in eine andere Hütte oder sonst wohin brächte! Es soll ja in der Stadt Krankenhäuser geben. Ist denn das eine Sache, die ganze Ecke ganz allein einzunehmen? Man kann sich gar nicht mehr drehen und wenden. Und da soll man noch für Reinlichkeit sorgen."

„He, Serega, geh, mach Dich auf den Bock, die Herrschaft wartet!" rief der Postmeister dem Kutscher zu.

Serega wollte hinausgehen, ohne auf Antwort zu warten; aber der Kranke hatte ihm während des Hustens zu verstehen gegeben, daß er antworten wolle.

„Nimm die Stiefel, Serega," sprach er, seinen Husten einen Augenblick unterdrückend und ein wenig zu Athem kommend. „Nur mußt Du mir einen Stein kaufen, wenn ich sterbe; hörst Du?" fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Danke, Onkel. So nehm' ich sie denn; und den Stein, Fedor, den kauf' ich Dir."

„He, Burschen, Ihr habt's gehört," konnte der Kranke noch hinzufügen.

Und dann kehrte der Hustenanfall zurück und er krümmte sich wieder.

„Ja, ja, wir haben's gehört," sprach einer der Kutscher; „und nun geh, Serega, und setz Dich auf den Bock, — da kommt der Postmeister schon wieder hereingelaufen. Die gnädige Frau von Schirkin ist krank."

Serega zog sich hurtig seine zerrissenen, ungewöhnlich großen Stiefel aus und schleuderte sie unter die Bank. Die neuen Stiefel des Onkels Fedor paßten ihm wie angegossen, und sie wohlgefällig betrachtend, kehrte Serega nach dem Wagen zurück.

„Hei, sind das stolze Stiefel! Wart, ich will sie Dir schmieren!" sprach einer der Kutscher, der eine Schmierbüchse in der Hand hielt, während

Serega wieder auf den Bock stieg und die Zügel zur Hand nahm. „Hat er sie Dir umsonst gegeben?“

„Du bist wohl neidisch darauf?“ antwortete Serega, sich aufrichtend und die Schöße seines Kaftans über die Beine schlagend. „Laß nur; und nun jüh, meine Falken!“ schrie er seinen Pferden zu und knallte mit der Peitsche.

Und die beiden Wagen mit ihren Reisenden, Koffern und Kisten rollten in dem grauen Herbstnebel schnell über die aufgeweichte Landstraße dahin.

Der kranke Kutscher blieb auf dem Ofen in der dunstigen Stube. Er hustete nicht mehr, seine Kräfte waren erschöpft, er drehte sich auf die andere Seite und verstummte.

Bis zum späten Abend dauerte das Aus- und Eingehen; man aß und trank; aber den Kranken hörte man nicht mehr. Als es vollständig Nacht geworden, stieg die Köchin auf den Ofen und breitete Fedor noch einen Schafspelz über die Beine.

„Sei mir nicht böse, Nastassja,“ murmelte der Kranke, „ich werde Dir hier bald Platz machen.“

„Schon gut, schon gut, das hat nichts zu sagen,“ brummte Nastassja; „wo thut Dir's weh, Onkel? . . . Sag's nur . . .“

„Innerlich . . . überall . . . Gott mag wissen, was es ist.“

„Und wenn Du hustest, thut Dir's dann in der Kehle weh?“

„Ueberall thut's weh. Mein Tod ist gekommen, das ist klar. Ach, ach ach,“ stöhnte der Kranke.

„Deck Dir doch die Beine ordentlich zu,“ sprach Nastassja. Und damit zog sie den Kaftan über ihn und stieg wieder vom Ofen herab.

Während der Nacht brannte in der Stube ein schwaches Licht. Nastassja und ein Dutzend Kutscher schliefen laut schnarchend auf dem Fußboden und den Bänken. Nur der Kranke röchelte leise, hüstelte und wandte sich auf dem Ofen hin und her. Als es zu dämmern begann, ward er ganz still.

„Da hab' ich eben einen merkwürdigen Traum gehabt,“ sprach die Köchin, sich bei den ersten Strahlen der Morgendämmerung reckend. „Mir träumte, Onkel Fedor sei vom Ofen herabgeklettert und hinausgegangen, um Holz zu hacken. Wart, Nastassja, sagte er, ich will Dir helfen. — Was fällt Dir ein, Du willst Holz hacken? — Aber er nimmt seine Axt und macht sich an die Arbeit und es geht ihm so hurtig von der Hand, daß die Späne nur so fliegen. Herrje, sag' ich, aber soeben warst Du ja noch krank? — Nein, sagt' er, ich bin ganz gesund, und dabei schwingt er die Axt so, daß mir angst und bange wird. Ich schreie hell auf und werde wach. — Sollte er vielleicht todt sein? Onkel Fedor! heda, Onkel Fedor!“

Fedor antwortete nicht.

„Na, sollt' er wirklich todt sein? Da muß ich doch einmal nachsehen,“ sprach einer der gerade erwachenden Kutscher.

Die vom Ofen herabhängende dürre, mit röthlichen Haaren bedeckte Hand war ganz kalt und bleich.

„Man sollte wirklich meinen, er sei todt, das müssen wir dem Posthalter melden," sprach der Kutscher.

Verwandte hatte Fedor nicht, — er war aus einer anderen Gegend herübergekommen.

Am folgenden Tage wurde er auf dem neuen Kirchhof hinter dem Wäldchen begraben, und mehrere Tag lang erzählte Nastassja Allen von dem Traum, den sie gehabt, und daß sie die Erste sei, welche Onkel Fedor als Geist gesehen.

III.

Der Frühling ist gekommen. Durch die nassen Straßen der Stadt fließen zwischen den aufgehäuften Schnee- und Eismassen murmelnd eilige Bäche dahin. Alles ist hell und strahlend: die Farbe der Kleider, der Klang der Stimmen und die Gesichter der sich im Freien bewegenden Menschen. In dem Gärtchen hinter den Hecken springen die Knospen an Busch und Baum, und mit leisem Säuseln wiegen sich die Zweige im Nordwind. Ueberall fließen und fallen durchsichtige Tropfen herab . . . Die jungen Spatzen piepen und fliegen mit ihren kleinen Schwingen hin und her. An der Sonnenseite, auf den Häusern, Bäumen und Hecken ist Alles in lebhafter, schillernder Bewegung. Nicht blos am Himmel und auf Erden, auch in den Herzen der Menschen herrscht jugendliche frische Fröhlichkeit.

Auf einer der Hauptstraßen, vor einem großen Herrenhause war frisches Stroh gestreut. In diesem Hause befand sich dieselbe sterbende Kranke, welche im Herbst der Grenze zueilte.

An der fest verschlossenen Thür ihres Zimmers standen der Gatte der Kranken und eine bejahrte Frau. Auf einem Sopha saß ein Geistlicher mit gesenkten Augen, in den Händen irgend einen eingewickelten Gegenstand haltend. In einer Ecke des Zimmers saß in halbliegender Stellung eine alte Dame, die Mutter der Kranken, auf einem Stuhl und weinte. Neben ihr stand eine Kammerzofe. Sie hielt ein sauberes Taschentuch in der Hand, damit sie es der Dame, wenn sie es verlangte, sofort reichen könnte; eine zweite Zofe trocknete ihrer Herrin die Schläfen und hauchte ihr durch die Haube auf das graue Haupt.

„Nun, Gott geleite Sie, liebe Freundin," sprach der Gatte zu der alten Dame, welche neben der Thür stand. „Sie hat ein solches Vertrauen zu Ihnen, Sie verstehen ihr so zum Herzen zu reden, — bitte, liebe Freundin, gehen Sie zu ihr und trösten Sie sie."

Und er wollte die Thür öffnen; aber seine Cousine hielt ihn zurück, strich sich mehrmals mit dem Tuch über die Augen und schüttelte das Haupt.

„Jetzt kann man's mir doch nicht mehr ansehen, daß ich geweint habe?" sagte sie; und die Thür ein wenig öffnend, trat sie in das Krankenzimmer.

Der Gatte war in heftiger Aufregung; er schien ganz niedergeschlagen. Er näherte sich der alten Dame; aber nachdem er einige Schritte gethan, wandte er sich wieder um, ging durch das Zimmer und trat zu dem Geistlichen. Dieser sah ihn an, zog die Brauen in die Höhe und seufzte. Auch sein dichter grauer Bart richtete sich in dieser Weise auf und fiel dann wieder zurück.

„Mein Gott, mein Gott!“ sagte der Gatte.

„Was ist dagegen zu machen?“ murmelte der Geistliche und wiederum hoben und senkten sich Brauen und Bart.

„Und ihre Mutter dort!“ fuhr der Gatte fast verzweiflungsvoll fort. „Diesen Schlag überlebt sie nicht. Sie liebt sie so unaussprechlich, so über Alles! . . . Väterchen, wenn Sie's versuchen wollten, sie ein wenig zu beruhigen, und sie dann fortzuführen . . .“

Der Geistliche stand auf und näherte sich der alten Dame.

„Ja, Niemand vermag in das Mutterherz zu schauen . . .“ sagte er, „allein Gottes Barmherzigkeit ist unendlich.“

Das Antlitz der alten Dame zog sich plötzlich convulsivisch zusammen und ein hysterisches Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

„Gottes Barmherzigkeit ist unendlich,“ wiederholte der Geistliche, als sie sich ein wenig beruhigt hatte. „In meiner Gemeinde war einmal ein Kranker, mit dem es noch viel schlimmer stand als mit Maria Dmitrijewna. Nun, ein ganz einfacher Mann hat ihn in ganz kurzer Zeit mit bloßen Kräutern geheilt.

„Dieser kräuterkundige Mann befindet sich jetzt in Moskau. Ich habe Wassili Dmitrijewitsch von ihm gesprochen — man könnte ja einmal einen Versuch machen — es wäre wenigstens ein Trost für die Kranke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

„Nein, sie stirbt,“ entgegnete die alte Dame. „Hätte doch Gott mich statt ihrer zu sich genommen.“

Und das hysterische Schluchzen wiederholte sich mit solcher Heftigkeit, daß sie das Bewußtsein verlor.

Der Gatte der Kranken verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und eilte aus dem Zimmer.

Der Erste, den er im Corridor traf, war ein Knabe von sechs Jahren; das Jüngelchen lief aus aller Macht seinem jüngeren Schwesterchen nach.

„Sollen die Kinder zu der gnädigen Frau gebracht werden?“ fragte die Wärterin.

„Nein, sie will sie nicht sehen. Das würde sie aufregen.“

Der kleine Junge blieb einen Augenblick stehen, sah seinem Vater aufmerksam in's Gesicht, drehte sich dann auf den Hacken und lief mit einem fröhlichen Aufschrei weiter.

„Siehst Du, Papa, sie ist jetzt Pferdchen!“ rief der Kleine auf sein Schwesterchen deutend.

Inzwischen hatte sich in dem andern Zimmer die Cousine an das Lager der Kranken gesetzt. Mit kunstvoll gesetzten Worten bemühte sie sich, die Leidende mit dem Todesgedanken vertraut zu machen. An einem Fenster schüttelte der Arzt einen Trank.

Die Kranke, in ein weißes Gewand gehüllt, saß ganz von Kissen umgeben in ihrem Bett und sah ihre Cousine schweigend an.

Plötzlich unterbrach sie die Trösterin:

„Ach, liebe Freundin, bereiten Sie mich doch nicht vor. Halten Sie mich doch nicht für ein Kind. Ich bin eine Christin. Ich weiß Alles. Ich weiß, daß ich nicht lange mehr zu leben habe; ich weiß, daß, wenn mein Gatte früher auf mich gehört hätte, ich jetzt in Italien, und vielleicht, nein ganz gewiß, vollständig gesund sein würde . . . Das sagen mir Alle . . . Aber was ist jetzt zu thun? Es ist offenbar Gottes Wille so. Wir sind alle große Sünder, das weiß ich; allein ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß er Allen verzeihe . . ja, er muß Allen verzeihen . . . Ich versuche mich zu prüfen, mich zu erforschen. Auch auf meinem Gewissen lasten viele Sünden, liebe Freundin. Aber was habe ich nicht auch gelitten! Ich habe mich bemüht, meine Leiden mit Geduld zu ertragen . . .“

„Soll ich den Geistlichen holen, liebe Freundin?“ sprach die Cousine. „Sie werden sich erleichtert fühlen, wenn Sie Allen verziehen haben.“

Die Kranke neigte zum Zeichen der Einwilligung das Haupt.

„O Gott, verzeihe mir alle meine Sünden,“ flüsterte sie.

Die Cousine ging hinaus und winkte dem Geistlichen.

„Sie ist ein Engel!“ sprach sie mit Thränen in den Augen zu dem Gatten.

Dieser weinte. Der Geistliche trat in das Zimmer; die alte Dame war noch immer bewußtlos; in dem ersten Zimmer war es ganz still. Nach fünf Minuten kehrte der Geistliche zurück, nahm seine Stola und ordnete sich das Haar.

„Gott sei Lob und Dank, jetzt ist sie ruhig,“ sprach er; „sie wünscht Sie zu sehen.“

Die Cousine und der Gatte traten ein. Die Kranke weinte still vor sich hin und hielt die Blicke auf das Heiligenbild gerichtet.

„Ich wünsche Dir Glück, liebe Freundin,“ sprach der Gatte.

„Danke! . . Wie wohl ich mich jetzt fühle! . . Welch unaussprechliche Milde ich empfinde,“ sprach die Kranke. Und ein leichtes Lächeln irrte um ihre dünnen Lippen. „Wie allerbarmend Gott ist! Nicht wahr? Er ist barmherzig und allmächtig!“

Und von Neuem richtete sie in heißem Gebet die thränengefüllten Augen auf das Heiligenbild.

Da plötzlich schien sie sich an etwas zu erinnern. Sie bedeutete ihrem Gatten, er möchte an ihr Lager treten.

„Du willst niemals thun, um was ich Dich bitte,“ sprach sie mit schwacher, unzufriedener Stimme . . .

Der Gatte streckte den Kopf vor und hörte sie demüthig an.

„Was ist es denn, Liebe?“

„Wie oft sagte ich Dir, daß diese Aerzte nichts verstehen; es giebt so einfache Mittel, welche gleich wirken . . . der Geistliche hat mir soeben davon gesprochen . . . ein ganz einfacher Mann . . . laß ihn kommen . . .“

„Wen denn, liebes Herz?“

„Mein Gott, er will nichts begreifen! . . .“

Und die Kranke runzelte die Stirn und schloß die Augen.

Der Doctor trat zu ihr und erfaßte ihre Hand. Der Puls wurde immer schwächer, immer schwächer. Er gab dem Gatten ein Zeichen. Die Kranke sah das und blickte die Beiden entsetzt an. Die Cousine wandte sich ab und begann zu weinen.

„Weine nicht, quäle Dich und mich nicht,“ sprach die Kranke; „das raubt mir nur den letzten Rest von Ruhe!“

„Du bist ein Engel!“ sprach die Cousine, ihr die Hand küssend.

„Nein, küsse mich hierhin, nur den Todten küßt man die Hand! Mein Gott! Mein Gott! . . .“

An demselben Abend war die Kranke bereits eine Leiche, und diese ward mitten in dem Saale des großen Hauses aufgebahrt.

In dem großen Zimmer saß bei verschlossenen Thüren einsam ein Küster und las in näselndem einförmigem Ton die Psalmen Davids. Von den hohen silbernen Leuchtern fiel das helle Licht der Wachskerzen auf die blasse Stirn der Verstorbenen, auf die schweren wachsbleichen Hände und die starren Falten des Leichentuchs, das von den Knieen und den Zehen unheimlich gehoben wurde.

Ohne den Sinn zu verstehen, las der Küster in seiner eintönigen Weise weiter, und gar seltsam hallten seine Worte in dem tiefen Schweigen des großen Zimmers wieder, um sofort zu ersterben. Von Zeit zu Zeit drang aus einem fernen Zimmer das Rufen von Kinderstimmen herüber.

„Du verhüllest Dein Antlitz und sie werden verwirrt; Du rufest ihren Geist und sie sterben und kehren zum Staube zurück. Du sendest Deinen Geist und sie stehen auf und das Antlitz der Erde erneuert sich. Ehre und Preis dem Herrn in alle Ewigkeit. Amen.“

Das Antlitz der Verstorbenen ist starr und majestätisch. Nichts regt sich darin, weder auf der kalten Stirn, noch auf den fest geschlossenen Lippen. Sie ist ganz Aufmerksamkeit. Sollte sie jetzt die erhabenen Worte des Psalmisten verstehen?

IV.

Vier Wochen später stand eine steinerne Kapelle auf dem Grabe der Verstorbenen. Auf dem des Kutschers befand sich noch immer kein Stein,

und nur das hellgrüne Gras erhob sich auf dem kleinen Hügel — dem einzigen Zeichen, daß hier ein Menschenleben geendet.

„Du ladest eine Sünde auf Dein Gewissen, Serega," sprach eines Tages die Köchin in der Poststation, „wenn Du dem Fedor keinen Stein auf sein Grab setzest. Früher sagtest Du immer: „'s ist Winter, 's ist Winter!" — aber warum hälst Du jetzt nicht Wort? Hab ich's nicht selbst gehört, wie Du ihm das Versprechen gabst? Schon einmal ist er zu Dir gekommen, Dich zu mahnen; setzest Du ihm den Stein nun nicht endlich, so kommt er zum zweiten Mal und würgt Dich."

„Aber weigere ich mich denn?" antwortete Serega; „ich werde den Stein kaufen, ganz wie ich's gelobt habe; für anderthalb Rubel kauf' ich einen. Vergessen hab' ich's nicht, aber erst muß ich ihn doch herschaffen. Sobald ich nach der Stadt komme, kauf' ich den Stein."

„Wenn Du ihm wenigstens ein Kreuz setzen wolltest," bemerkte ein alter Kutscher; „das ist wirklich schlecht von Dir; Du trägst ja doch seine Stiefel!"

„Wo soll ich ein Kreuz hernehmen? Aus einem Holzscheit kann man kein's zimmern."

„Was redest Du da von einem Holzscheit? Nimm eine Axt, geh früh morgens in den Wald und mach Dir eins zurecht. Brauchst nur eine kleine Esche umzuhauen — dann hast Du Dein Kreuz. Geh aber früh, sonst mußt Du dem Waldhüter einen Schnaps geben. Für jede Lumperei ein Trinkgeld — das lohnt nicht. Da zerbrach ich dieser Tage eine Wage; ich holte mir einen Baum und machte mir eine neue — kein Mensch hat ein Wort gesagt."

Früh am Morgen, fast noch vor Tagesanbruch, nahm Serega die Axt und ging in den Wald.

Der noch immer fallende, von der Sonne noch nicht erhellte Thau breitete über Alles einen kalten mattweißen Schleier. Im Osten zeigte sich ein schwacher weißlicher Streif, der einen matten Widerschein warf auf das von leichten Wolken überzogene Himmelsgewölbe. Nichts regte sich, weder die Gräser unten am Boden, noch das Laub oben an den Bäumen. Nur von Zeit zu Zeit wurde durch leises, aus dichtem Buschwerk herausdringendes Flügelschlagen oder Rascheln an der Erde das Schweigen des Waldes unterbrochen.

Da mit einem Mal hallt ein eigenthümlicher, der Natur fremder Ton durch die Luft und erstirbt am Waldessaum. Aber der Ton wiederholt sich — wieder und wieder — in gleichen Zwischenräumen; er kommt von dem Stamm eines der unbeweglichen Bäume. Ein Wipfel beginnt heftig zu zittern, seine saftgeschwellten Blättern flüstern irgend etwas, und eine Grasmücke, die auf einem der Aeste saß, flattert ein Weilchen pfeifend umher und setzt sich dann mit ausgebreitetem Schweif auf einen andern Baum.

Die Axt schlägt dumpf und immer dumpfer an den Stamm, die saftigen weißen Späne fliegen in das thaubenetzte Gras; und dann erfolgt ein leichtes Krachen. Der Baum erbebt am ganzen Körper, neigt sich, richtet sich rasch wieder auf und beginnt erschreckt auf seinen Wurzeln zu wanken. Einen Augenblick herrscht vollständiges Schweigen, aber der Baum neigt sich von Neuem, kracht in seinem Stamm und stürzt, ringsum Zweige abreißend und junge Schößlinge zermalmend, mit seiner Krone auf die feuchte Erde.

Die Axtschläge und das Geräusch der Schritte erstarben. Die Grasmücke pfiff und stieg in die Luft. Der Zweig, den sie mit ihren Flügeln gestreift, erbebte einen Augenblick, dann sank er, wie die andern, mit all seinen Blättern in völlige Unbeweglichkeit zurück. Und die regungslosen Baumkronen strahlten noch fröhlicher, weil wiederum Raum zwischen ihnen entstanden war.

Die ersten Sonnenstrahlen durchbrachen die lichte Wolke am östlichen Horizont und erfüllten die Erde und den ganzen Himmelsraum mit glänzendem Licht. Der Nebel wälzte sich wie Wogen in die Wald- und Thalgründe; die Thautropfen an den Grashälmchen begannen zu schillern, die durchsichtigen weißen Wolken flohen eiligst über den blauenden Himmelsgrund. Die Vögel im Gebüsch geriethen in unruhige Bewegung und begannen ausgelassen ein fröhliches Lied zu zwitschern, während die saftigen Blätter im Wipfel sich ruhig freudige Geheimnisse zuflüsterten und die Zweige der Bäume gemächlich, majestätisch sich zu bewegen anfingen über dem todt am Boden liegenden Baume.

Ueber die großen Erdbeben-Katastrophen und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erderschütterungen.

Von

A. Forster.[*)]

— Bern. —

In den kurzen Zeitraum dreier Monate — von Ende Juli bis Ende October 1883 — fallen einige der furchtbarsten Erdbeben und vulcanischen Ausbrüche, welche die Geschichte aller Zeiten verzeichnet hat. Ueber 50,000 Menschenleben sind durch diese verheerenden Naturereignisse vernichtet worden.

Wohl wissen wir, daß auch in vergangenen Zeiten die Erdbeben und Vulcanausbrüche zahlreiche Opfer forderten — wir erinnern uns, daß im Jahre 526 in Italien circa 120,000 Menschen durch ein Erdbeben erschlagen wurden, daß durch das sicilianische Beben 1693 circa 60,000 Menschen einen jähen Tod fanden; in unverwischbaren Zügen hat die Geschichte das Datum den 1. November 1755, an welchem Lissabon zerstört und $^1/_{13}$ der ganzen Erdoberfläche erschüttert wurde, in das Gedächtniß der Nachwelt eingegraben; nie werden unsere Nachkommen das Erdbeben, welches am 28. März 1783 in Calabrien 40,000 Menschen unter Trümmern begrub, und dasjenige vergessen, das im Jahre 1797 Biobamba zerstörte und 20,000 Opfer heischte — aber einen ungleich tieferen Eindruck muß ein Ereigniß machen, welches sich so zu sagen unter unseren Augen vollzieht, zu dessen Opfern vielleicht

---

*) Director des tellurischen Observatoriums zu Bern, Präsident der schweizerischen Erdbeben-Commission.

liebe Angehörige oder Freunde oder doch allgemein bekannte Persönlichkeiten zählen.

So ging ein Schrei des Entsetzens durch ganz Europa, als der Telegraph die Kunde brachte, das durch seine heilkräftigen Thermen berühmte Casamicciola auf Ischia sei am 28. Juli 1883 durch ein Erdbeben zerstört worden. Wenige Secunden hatten genügt, die Stadt und einige benachbarte Orte in Trümmer zu legen, 2000 frohe Menschen mit einem Schlage zu vernichten! Und — es ist entsetzlich dies denken zu müssen — glücklich sind Die gewesen, welche vom stürzenden Gestein sofort erschlagen wurden, glücklich im Vergleich zu Denjenigen, welche, lebend vom Schutt begraben, erst nach tagelangem Todeskampfe von namenlosen Leiden erlöst wurden! Welchen Jammer, wie viele hoffnungslose Hülferufe haben die Trümmerfelder auf Ischia erstickt!

Zu wiederholten Malen wurde Ischia bereits, entweder durch den längst erloschenen Vulcan Epomeo oder durch Erdbeben mehr oder minder beschädigt; die Zerstörungen aller dieser Schreckenstage sind aber weit geringer als diejenigen, welche das Einsturzbeben vom 28. Juli hervorbrachte. Wenn wir sagen: Einsturzbeben, so charakterisiren wir hierdurch von vornherein unsere Ansicht über die Ursache der Katastrophe von Ischia. Wir glauben in der That, trotz der so ausgesprochen vucanischen Natur der Insel, trotz der Nähe des Vesuvs, daß das Erdbeben von Ischia nicht zu der Klasse der vulcanischen Beben zu rechnen sei und werden unsere Ansicht im Verlauf dieser Arbeit zu rechtfertigen suchen.

Lassen wir zunächst einem der Geretteten das Wort*):

„Es war am zweiten Tag nach unserer Ankunft auf Ischia; einer jener schwülen Tage, von denen man sagt, daß die Natur zu athmen aufgehört, lastete über der Insel und kreuzte insofern unser Programm, als wir, noch ziemlich müde von unserer Tags vorher unternommenen Excursion, nicht recht wußten, was wir in dieser Gluthhitze beginnen sollten. Ich empfand jenen Tag eine gewisse Unentschlossenheit, die mich an einem Orte nicht lange verweilen ließ, ich möchte fast sagen ein Gefühl, das man mit der vulgären Ausdrucksweise „wie auf Nadeln befindlich" bezeichnet; es scheint mir heute fast, als ob es eine Ahnung unbestimmter Art gewesen sei. Es mag sein, daß viele Menschen sich oft beklommen fühlen, selbst bestimmte Ereignisse befürchten, welche nicht eintreffen, und wenn es ja einmal der Fall gewesen, daß einem Unglücksfall eine trübe Stimmung vorangegangen war, es durchaus vorher geahnt haben wollen; es müßten da schon sehr bestimmte Daten vorliegen, um irgend welchen Werth auf eine solche Ahnung zu legen. Sei es übrigens wie es wolle, ich hatte nirgend zwischen den Wänden Ruhe, ich fühlte mich auf der Gasse noch mehr beengt und so beschloß ich, an das Meer zu gehen, um die kühle Seeluft im Freien zu genießen. Man suchte

*) Aus „Die Erdbeben-Katastrophe von Ischia". Wien, Hartlebens Verlag, 1883.

mich zu beeinflussen, der Vorstellung im kleinen Theater beizuwohnen, was ich jedoch aus den soeben erwähnten Ursachen ausschlug und eine Promenade an den Strand in dem Hafen Jschias unternahm. Es war ein heller Abend — das Meer spiegelglatt — nur hie und da kräuselte sich eine Welle, wenn irgend ein Fisch aufsprang oder ein Vogel den Wasserspiegel berührte.

Da schien es mir wie ein dumpfes Rollen, ein ferner Donner, welcher Umstand mich momentan beirrte und mich veranlaßte, nach dem Firmament zu blicken, welches sich, so weit der Horizont reichte, klar und unbewölkt über mir wölbte. Noch war ich mit mir im Unklaren, woher das Gewitterrollen bei heiterem Himmel käme, als plötzlich ein furchtbarer Schlag geschah, ein Schlag solch' entsetzlicher Natur, daß ich momentan die Besinnung verlor; halb ohnmächtig hatte ich nur noch das Gefühl, als ob ich von unsichtbarer Macht in die Höhe gerissen und zu Boden geschleudert würde. Als ich mich nach einigen Minuten aufraffte, da fühlte ich mich wie zerschlagen; jetzt vernahm ich ein fürchterliches dumpfes Getöse, Rufe des Entsetzens und der Verwirrung; sehen konnte ich Nichts, eine undurchdringliche Staubwolke hüllte Alles ein und schuf die Situation zur tiefen Nacht um. In diesem Augenblicke kamen eine Menge Personen mit brennenden Spähnen in den Händen, unartikulirte Schreie ausstoßend, in wilder Flucht dem Strande zugestürzt, im Sturme sich der Barken und Kähne bemächtigend. Ein leiser Luftzug aus der Stadt trug Aufschreie des Entsetzens, Stöhnen und Aechzen an mein Ohr. Wieder näherten sich Menschen in eiliger Flucht; ich hatte meine volle Besinnung wieder erlangt und das Bestreben Näheres zu erfahren bewog mich, den Leuten entgegen zu gehen. Nun erfuhr ich, freilich nur bruchstückweise, daß Casamicciola zusammengestürzt und ein ungeheurer Schutthaufen sei." —

Charakteristisch für dieses Erdbeben ist die Plötzlichkeit des Eintrittes; keine schwächeren Stöße gingen der Katastrophe voran, keine folgten ihr nach, ein Schlag, ein Zusammenbrechen und das Schicksal von 2000 Menschen war besiegelt.

Der aus den Trümmern ausgegrabene Sohn des Sectionsrathes di Croce erzählt*): „Ich erinnere mich noch genau des ganzen Herganges. Mein Vater saß an seinem Schreibtische und ich stand hinter seinem Sessel. Meine Mutter und meine Schwester befanden sich im Nebenzimmer; ich entsinne mich noch genau, was sie sprachen. Plötzlich hörte ich ihre Stimmen nicht mehr und erhielt einen furchtbaren Schlag; von wo, das ist mir nicht bekannt; ich wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich nicht bewegen, nur so viel schien mir, als ob ich bis zum Hals in Sand und Steinen steckte. Die Stimme meines Vaters hörte ich hart neben mir, ohne ihn sehen zu können; ich verstand jedes Wort, er

*) „Die Erdbeben-Katastrophe in Jschia", pag. 50.

sagte: „Biete um Gotteswillen 100,000 Lire Dem, der Dich rettet.“ — Dies hörte ich ihn ununterbrochen sagen, bis kurz vor einer Viertelstunde, ehe man mich ausgrub — dann wurde seine Stimme immer schwächer bis ich nichts mehr vernahm.“

Mit der Darstellung dieses Zeugen stimmen die Aussagen aller aus den Trümmern Geretteten überein.

Kein warnendes Symptom machte die Opfer in Casamicciola auf das herannahende Unheil aufmerksam, nicht die kleinste Gnadenfrist zur Flucht war gegeben. In der Stellung und Beschäftigung, in welcher sich die Menschen zur Zeit des Stoßes befanden, wurden sie vom Tod ereilt, — fand man doch die Leichen einer ganzen Gesellschaft, welche Whist spielend vom Erdbeben überrascht wurden, noch die Karten in den erstarrten Händen haltend.

Ich betone diesen Umstand, da er für die Bestimmung der Ursache der Katastrophe von Bedeutung ist; nicht minder wichtig ist die Thatsache, daß dies so furchtbare Erdbeben eine sehr kleine Actionssphäre hatte. Im nahen Neapel, auf Capri, hat man nicht die geringste Erschütterung beobachtet, so daß die ersten Nachrichten von dem erfolgten Unglück in Neapel mit allgemeinem Unglauben aufgenommen wurden.

Außer Casamicciola wurden durch das Erdbeben noch zum Theil stark verwüstet: Lacco Ameno, Forio, Pansa Ciglio, Fontana, Barano. Viel schwächer wurde der Stoß in anderen Orten empfunden, in Porto d'Ischia z. B. sind keine Beschädigungen vorgekommen. Nach de Rossi hat sich die Erschütterung von Casamicciola in vier Richtungen heftig fortgepflanzt. Die eine derselben geht in nördlicher, die andere in südlicher Richtung, die beiden anderen folgen dem Umriß des Epomeo und fallen offenbar mit der Spalte zusammen, welche denselben umgiebt. Es ist offenbar, daß der Untergrund einen bestimmenden Einfluß auf die Fortpflanzung des Stoßes ausgeübt hat.

Die Zahl der Opfer ist bedeutend übertrieben worden; während man bis in die letzte Zeit die Zahl derselben auf 6000 angab, zeigt die von der italienischen Regierung veranlaßte Untersuchung, daß dieselbe auf circa 2000 zu reduciren ist. Des Unglücks immer noch mehr als genug!

Noch zitterten alle Herzen unter dem Eindruck jenes Unglückes schmerzlich nach, als, kaum vier Wochen später, die Kunde von einer noch viel entsetzlicheren Katastrophe, welche am 26. August 1883 über die malayische Inselwelt hereingebrochen ist, ganz Europa in Aufregung versetzte.

Ungefähr in der Mitte der für die Schifffahrt so wichtigen Sundastraße liegt die vulcanische, dicht bewaldete und unbewohnte Insel **Krakatoa**, deren höchster Punkt sich vor dem Ausbruch 820 Met.*) über die Meeresfläche erhob und deren Basis 8 Kilometer lang und 4½ Kilometer breit

*) v. Lasaulx, Die Ereignisse in der Sundastraße. Humboldt, Märzheft.

war; dieselbe ist umgeben von größeren und kleineren vulcanischen Kegeln, Inseln und Klippen. Erdbeben und Eruptionen sind in dieser Gegend nicht selten und so kam auch das Ereigniß am 26. August nicht unvorbereitet. Seit Mitte Mai machten sich bereits Anzeichen gesteigerter vulcanischer Thätigkeit merklich, Erdstöße verbunden mit unterirdischem Donner dauerten während der Monate Juni und Juli an — eine so furchtbare Katastrophe, wie sie dann im August eintrat, erwartete aber Niemand.

Der „Bund" bringt eine lebendige Schilderung aus der Feder eines Correspondenten in Batavia, dem wir hier das Wort lassen: „Am Samstag 25. August ertönten furchtbare unterirdische Donner, die von der Insel Krakatoa ausgingen und bis nach Surapenta und Batavia hin hörbar waren. Bei der vulcanischen Natur der Inselgruppe, die nicht weniger als 48 thätige, feuerspeiende Berge zählt, legte man diesem unterirdischen Getöse, das oft hörbar ist, keine besondere Bedeutung bei.

Bald jedoch zeigte es sich, daß es sich diesmal nicht um eine einfache Eruption eines beliebigen Vulcans handle. Um 11 Uhr Nachts brachen aus 16 Vulcanen mit furchtbarer Macht Feuerlohen heraus, die blutig roth zum Himmel emporschlugen. Das unterirdische Donnern war von geradezu sinnbetäubender Heftigkeit; das Meer in der Sundastraße begann zu brausen und zu kochen, und der Schrecken der Bevölkerung wurde auf das Höchste gesteigert, als heiße Asche zu fallen begann und rothglühende Felsstücke auf die Erde niederstürzten. Dieser Steinregen war der größte aller Schrecken; Hunderte von Menschen wurden erschlagen, die Städte Cheribon, Birtinzong, Samarang, Jogjakerta, Sourakerta, Sourabaya und die berühmten tausend Tempel in Brambaman wurden durch die niederstürzenden heißen Felsstücke zum großen Theil in Trümmer gelegt und in Brand gesteckt. Am Sonntag steigerte sich noch die Gewalt der in Aufruhr gerathenen Naturkräfte. Der heiße Aschenregen währte fort; es wurde nicht Tag und nur die mächtigen Feuersäulen, welche aus dem Erdinnern emporschlugen, verbreiteten ein unheimliches, flackerndes Licht. Beim Schein desselben sah man den unsagbaren Aufruhr der See, welche die ganze Insel verschlingen zu wollen schien; immer wilder und höher schlugen die schäumenden Wellen und schließlich stürmte eine thurmhohe Fluth auf das Land ein. In einem Augenblicke waren der Küste entlang drei Städte und an 50 Dörfer mit Allem, was darin lebte und webte, vom Erdboden weggeschwemmt. Die Vorstadt von Batavia mit 25,000 Menschen, meist Chinesen, die Stadt Anjer, in welcher 800 Europäer angesiedelt waren, Bantam mit 1500 Einwohnern und andere nicht genannte Orte mit wenigstens 30,000 Seelen verschwanden in den Wellen, während zu gleicher Zeit mächtige Lavaströme im Innern der Insel furchtbare Verwüstungen anrichteten und u. A. die Stadt Tamerank mit 1800 Einwohnern in ihren glühenden Massen begruben.

Am Montag Abend gesellte sich ein stundenlang andauerndes Erdbeben zu allen übrigen Schrecken; vom Himmel zuckten dabei durch den Stein- und

Aschenregen furchtbare Blitze und Wasserhosen ließen die ungeheuere elektrische Spannung erkennen, in welcher sich die Atmosphäre befand. In der Nacht bemerkte man eine rothglühende Wolke, die sich immer weiter ausdehnte und auf dem Kandang-Hügelzuge zu ruhen schien; je größer sie wurde, desto heftiger wurden die Erderschütterungen; der Erdboden spaltete sich, die glühenden Felsblöcke hagelten mit erneuter Heftigkeit nieder und die armen Menschen glaubten alle dem Untergange geweiht zu sein. Auf den Marktplätzen standen sie in dichten Gruppen beisammen; zermalmte Leichname lagen unbeachtet und unbeweint unter den Lebenden; das Wimmern der Sterbenden erregte kein Mitleid — Alles war überwältigt von der Macht der Elemente und harrte des Endes.

So verging die Nacht, und nach langen, langen Stunden bangen Wartens begann es endlich wieder Tag zu werden. Die Wolke verzog sich, der Aschenregen hörte auf; die Vulcane spieen noch Feuer und Lavaströme aus, aber keine Steinblöcke durchsausten mehr die Luft und die Menschen wagten es wieder, sich umzusehen. Die Welt um sie war verändert; die üppige Pflanzenwelt war unter einer fußhohen Aschenschicht begraben und der Anblick der Insel ganz verändert. Wo der 65 Meilen lange Hügelzug von Kandang sich mit seinen reichen Dörfern und Kaffeeplantagen erhoben hatte, brauste jetzt das Meer; die Insel Krakatoa mit ihrem über 2000 Fuß hohen Vulcane war verschwunden; von den 16 Leuchtthürmen der Sundastraße war Nichts mehr zu sehen; dagegen erhoben sich langsam aus den noch immer wild tosenden, kochend heißen Gewässern des Meeres 14 neue Vulcane und die furchtbare Wandelscene wurde durch die Spaltung des feuerspeienden Berges Maha Meru in 7 neue Vulcane, die ein einziges Feuermeer bildeten, würdig abgeschlossen. Nachmittags versanken plötzlich die Menak- und mittleren Inseln im Meere, und von da ab trat verhältnißmäßig Ruhe ein, obschon bis zu diesem Augenblicke alle Vulcane noch in heftiger Thätigkeit sind. So weit sich das angerichtete Unheil bis jetzt überblicken läßt, fanden an 100,000 Menschen, theils im Meere, theils in den Lavaströmen, dann durch den Steinregen und unter den einstürzenden Häusern ihren Tod. Am Seeufer liegen Tausende zum Theil gräßlich verstümmelte Leichen; das Meer wirft Unmassen todter Fische und anderer Seegeschöpfe aus, während die Flüsse aus dem Innern Menschenleichen, todte Tiger, Nashörner, Schlangen u. s. w. angeschwemmt bringen. Die Verpestung der Luft ist eine unsagbare und kann die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Zudem ist es schwer, der bedrängten Bevölkerung Hilfe zu bringen. Die Schiffahrt ist durch die Veränderung des Landes schwierig geworden; das Meer ist überdies auf Meilen hinaus mit einer mehrere Fuß dicken Schichte von Bimstein und Lavaschlacken bedeckt, durch welche durchzudringen es ganz unmöglich ist. Das schöne Java ist durch dieses furchtbare Naturereigniß auf lange hinaus wirthschaftlich ruinirt und der Jammer der so schwer betroffenen Einwohner spottet jeder Beschreibung."

Die durch das schreckensvolle Ereigniß überreizte Phantasie unseres Berichterstatters hat wohl mit etwas zu grellen Farben gemalt und man wird daher berechtigt sein, die Furchtbarkeit der gemachten Angaben etwas zu reduciren. Spätere Berichte zeigen in der That, daß z. B. nicht die ganze Insel Krakatoa gesunken ist. Etwa ⅔ derselben mit den alten Kratern ist in den Fluthen des Meeres versunken, während dagegen als Zuwachs des stehen gebliebenen Drittels sich im Westen ein großes Riff erhoben hat. Bestätigt werden die gewaltigen Explosionen, der mit größeren glühenden Bimssteinstücken vermischte, dichte Aschenregen, welcher gegen Mittag des 27. August die Stadt Batavia in Finsterniß einhüllte, und die furchtbare Fluthwelle, welche vernichtend die Ufer heimsuchte. Letztere hat bei dem Zerstörungswerk die Hauptarbeit geleistet. Nach der wohlbegründeten Ansicht von v. Lasaulx verdankt dieselbe ihre Entstehung nicht convulsivischen Bewegungen der Erdrinde, sondern plötzlicher Verdrängung einer großen Wassermasse durch die Trümmer der zerstörten Insel und dem submarinen Austritt feuerflüssiger Lava. Hieraus erklären sich dann auch die enormen Dampfexplosionen, welche große Mengen der zerstäubten Lavamassen in die hohen Schichten der Atmosphäre hinaufschleuderten. Stauungen dieser Fluthwelle, bedingt durch die Configuration der Küste, ließen dieselbe an einzelnen Küstenpunkten die Höhe von 20 Meter erreichen; in Batavia selbst erschien sie noch 5 Meter hoch. Wo sich die Wogen ungehindert ausbreiten konnten, schritten sie mit großer Geschwindigkeit fort und erreichten noch am Abend desselben Tages die afrikanische Küste. Auf der St. Barbados-Insel stiegen nach den Mittheilungen von Meldrum um 3 Uhr Nachmittags des 27. August die Wellen 20 Fuß über die höchste Fluthmarke. Glücklicherweise erwiesen sich die befürchteten Verkehrshindernisse in der Sundastraße viel geringfügiger, als nach den ersten Berichten zu erwarten stand.

Ob die schönen Dämmerungserscheinungen durch feine in die höchsten Schichten der Atmosphäre geschleuderte Staubmassen bedingt worden seien, ist eine bis zu diesem Moment noch unentschiedene Frage. Unmöglich möchte ich diese Erklärung nicht nennen, wenn man auch sehr berechtigte Einwände gegen dieselbe erheben kann. Vielleicht bietet sich später, wenn das Beobachtungsmaterial gesammelt und discutirt worden sein wird, Gelegenheit, auf diese Frage zurückzukommen.

Von großen Erderschütterungen des Jahres 1883 ist hier noch zu erwähnen das am 26. October erfolgte kleinasiatische Beben, durch welches besonders Smyrna und Umgegend stark gelitten haben. Der Verlust an Menschenleben wird auf etwa 500 geschätzt.

Eine ähnliche vulcanische Eruption wie diejenige der Sundastraße, fand im October 1883 auf der Halbinsel Alaska im russischen Amerika statt. Schiffer beobachteten am Eingang zu Cooks Inlet dichte Rauchmassen und Flammensäulen, welche aus dem Berge St. Augustine aufstiegen und von heftigen Detonationen begleitet waren. Der Himmel verfinsterte sich, so daß fast völlige Dunkelheit eintrat, große Massen vulcanischer Asche begannen zu fallen und bedeckten den Boden in einer 12—15 Centimeter hohen Schicht. Im Nachmittag erfolgte plötzlich ein furchtbares Dröhnen, der Meeresboden erhob sich und eine 10 Meter hohe Fluthwelle stürmte gegen das Land, die Fischerhütten bedeckend und theilweise wegschwemmend. Der ersten Woge folgten in regelmäßigen Zwischenräumen zwei andere Fluthwellen von circa 6 Meter Höhe. Im Fahrwasser zwischen Chernaboura-Island und dem Festlande hob sich eine neue $2\frac{1}{2}$ Kilometer lange Insel aus dem Meere, der Vulcan Ilyamna war in heftigem Ausbruch begriffen und zwei weitere längst erloschene Krater eröffneten wieder ihre Thätigkeit. So großartig auch der vulcanische Ausbruch in Alaska gewesen ist, stand er doch demjenigen der Sundastraße wesentlich nach; auch waren in dem weniger dicht besiedelten Strande die Verwüstungen ungleich geringer als auf Java. Da auch der vulcanische Ausbruch zu Alaska unzweifelhaft feinste Aschentheile in die höheren Regionen der Atmosphäre geschleudert hat, so würden sich vielleicht die Dämmerungserscheinungen auf der Nordhemisphäre der Erde von diesem Ausbruch und nicht von demjenigen der Sundastraße ableiten lassen?

Wenden wir uns nun dem zweiten Theile unseres Themas zu, der Beantwortung der Frage: welche Ursachen liegen den Erderschütterungen zu Grund?*)

Es ist natürlich, daß seit der ältesten Zeit die Denkenden aller Völker sich bemühten, die Ursachen so verheerend auftretender Naturereignisse zu ergründen, und so konnte es nicht fehlen, daß im Lauf der Zeiten die verschiedenartigsten Erdbebentheorien aufgestellt wurden.

Am naivsten stellten sich zu dieser Frage die Völker des Alterthums, welche sich der Mühe des Forschens dadurch überhoben, daß sie die Erdbeben einfach als Zornesäußerungen der Götter ansahen; auch die Inder, Peruaner schrieben gewissen Gottheiten das Hervorrufen von Erdbeben zu. Die wellenförmigen Bewegungen, welche man bei gewissen Erdbeben wahr-

*) Es würde zu umständlich werden und auch dem üblichen Brauch bei populären Darstellungen nicht entsprechen, wollten wir hier überall genaue Quellenangaben machen. Wir begnügen uns demnach mit der Citation der Autoren, deren Schriften wir benutzt haben. Es sind dies: Bischoff, Folie, Forster, Fuchs, Gringmuth, Heim, v. Lasaulx, Lersch, Niemann, Mallet, Palmieri, Roth, de Rossi, J. Schmidt, Seebach, Sueß 2c.

nimmt, riefen sehr sonderbare Vorstellungen bei den Japanesen und Südamerikanern hervor; das ungebildete Volk glaubt nämlich, die Erdbeben entstünden, wenn eine riesenhafte Schlange, eine Schildkröte oder ein Walfisch unter der Erdoberfläche sich bewege. Interessant ist noch die Ansicht eines Talmudisten, nach welcher Gott aus Reue über die Vertreibung der Juden täglich zwei Thränen weint, die mit solcher Wucht in das Meer stürzen, daß sie Erdbeben hervorbringen können.

Es ist begreiflich, daß derartige phantastische Vorstellungen den Geist der großen Philosophen des Alterthums nicht befriedigen konnten und bei ihnen finden wir schon Erklärungen, welche in gewissen Fällen noch heute beachtenswerth erscheinen. Aristoteles leitete die Erdbeben von der Wirkung gespannter Gase und Dämpfe, die er sich in unterirdischen Höhlen eingeschlossen dachte, her. Aus diesem Grunde seien höhlenreiche Länder wie der Hellespont, Achaja, Euböa, Sicilien den Erderschütterungen mehr ausgesetzt, als andere Länder. Merkwürdig ist ferner, daß einige Philosophen wie Seneca, Lucrez bereits als Erschütterungsursachen das Zusammenbrechen großer unterirdischer Höhlen angenommen haben, denn diese gänzlich vergessene Hypothese ist circa 1700 Jahre später von Scheuchzer und wiederum mehr als 100 Jahre später von Necker und Volger von Neuem aufgestellt worden. Ueberhaupt! gäbe es einen auf der Höhe der heutigen Naturwissenschaften stehenden Forscher, der zugleich genauer Kenner des Alterthums wäre, so würde er gewiß oftmals in der Lage sein zu constatiren, daß Anschauungen, welche in der Tagesliteratur als „neu" auftauchen, bereits vor vielen Jahrhunderten ausgesprochen und dann wieder vergessen worden sind.

Während des Mittelalters dominirte die, allerdings mannigfach modificirte Grundanschauung des Aristoteles; namentlich wurden nach Erfindung des Schießpulvers, die Erdbeben unterirdischen Explosionen gespannter Gase und Dämpfe zugeschrieben.

Wie heute gab es schon einmal eine Zeit, zu welcher das allgemeine Interesse sich elektrischen Untersuchungen zuwendete. Zu jener Zeit wollte man die Erdbeben den Wirkungen innerirdischer elektrischer Entladungen zuschreiben, ja man ging, nach Erfindung der Blitzableiter, so weit, im Jahre 1779 lange eiserne Stangen in den Boden zu versenken, welche als Erdbebenableiter wirken sollten. Auch diese Theorie wurde als unhaltbar bald verlassen, bis ihr wiederum 100 Jahre später, im Jahre 1883, in H. Gringmuth ein neuer Vertreter entstand. Nach ihm soll sowohl der Erdmagnetismus als auch die Erdbeben durch im Innern der Erde erzeugte elektrische Ströme bedingt sein. Gringmuth glaubt, die Erde bestehe aus drei Schichten: dem innersten aus glühenden Dämpfen der Schwermetalle bestehenden Kern, einer feuerflüssigen Mittelzone in Form einer Kugelschale und der äußeren starren Rinde, der von uns bewohnten Erdkruste. Unter dem Einfluß der Axendrehung der Erde, der Mond- und Sonnenanziehung sollen nun in der feuerflüssigen Mittelzone Fluth- und Ebbeströmungen entstehen,

ähnlich denjenigen der Weltmeere, von diesen sich aber dadurch unterscheidend, daß die Strömungen der innerirdischen flüssigen Massen sich ungehindert vollziehen, während die Fluthwellen der Meere an den Küsten einen Damm finden, welcher ihre Continuität unterbricht. In den Reibungen, welche mit einer solchen Rotation verbunden sein müssen, erblickt Gringmuth die Quelle großartiger elektrischer Effecte, welche sowohl den Erdmagnetismus, als auch die Erdbeben bedingen sollen.

Die Prämisse, daß ein beträchtlicher Theil der Erde noch feuerflüssig sei, einmal zugegeben, könnte man bezüglich der Folgerung von entstehenden Fluthwellen wohl in Discussion treten, obwohl diese natürlich nicht wirkliche Wogen sein könnten, so wenig als eine Meereswelle sich unter der Eisdecke eines gefrorenen Meeres zu entwickeln vermag. Wollte man eine wirkliche Welle annehmen, so müßte man voraussetzen, daß die feste Erdrinde die feuerflüssige Zone nicht direct berühre, daß ein vielleicht aus gespannten Gasen bestehender Zwischenraum beide Zonen trenne — aber dann wäre die Erdkruste ihrer Unterlage beraubt, sie würde ein Gewölbe darstellen. Nun läßt sich aber berechnen, daß kein uns bekanntes Material dem colossalen Druck des entstehenden Gewölbeschubes wiederstehen könnte. Ueber der Annahme, daß der mittlere Erdradius = 6360 Kilometer, die Dicke der starren Erdrinde = 75 Kilometer, das Gewicht eines Cubikmeters Erde = 2000 Kilogramm betrage, berechnet Riemann den Druck des Gewölbeschubes auf 636 000 Kilogramm pro 1 Quadratcentimeter. Versuche über die Festigkeit haben nun gezeigt, daß Gußeisen zerdrückt wird, wenn auf dasselbe pro Quadratcentimeter ein Druck von 20 000 Kilogramm ausgeübt wird. Unter diesen Umständen ergiebt sich, daß die Erdrinde nicht hohl liegen kann, damit aber fällt die Möglichkeit förmlicher innerirdischer, Reibungen erzeugender Wellen und hiermit — ganz abgesehen von den übrigen physikalischen Unwahrscheinlichkeiten der erwähnten Hypothese — das Fundament derselben in sich zusammen.

Vergegenwärtigen wir uns nun, vor Eintreten auf die ernstlich discutirbaren Edbebentheorien, die Aeußerungen und Wirkungen der Erderschütterungen.

Was zunächst die Art der Bewegungen des Bodens betrifft, so unterscheidet man: vertikal erfolgende Stöße oder sogenannte succussorische Erdbeben, seitlich erfolgende oder laterale Stöße und wellenförmig fortschreitende Bewegungen oder Undulationen. Früher nahm man noch eine wirbelnde, rotatorische Form an, welche indessen von Mallet auf geradlinige, unter gewissen Bedingungen zusammenwirkende Stöße zurückgeführt worden ist.

Bei dem verheerenden calabrischen Erdbeben im Jahre 1783 wurden Häuser und Menschen in die Luft geschleudert, die Granitberge hüpften in die Höhe, Pflastersteine flogen wie Geschosse durch die Luft. Der heftige Erdstoß, welcher am 7. Juni 1692 Jamaica zerstörte, schleuderte Menschen mitten aus den Straßen von Port Royal weit hinaus in den Hafen. In Riobamba öffneten sich 1797 die Gräber, die Leichen wurden hinausgeworfen;

auf dem benachbarten Hügel Cerro de la Calea fand man später Steinschutt mit Gerippen vermischt, welche durch die Gewalt des Stoßes mehrere hundert Fuß hinauf geschleudert worden waren.

Die Stelle der Psalmen, in welcher es heißt: „Als Israel aus Aegypten zog, da ward Juda sein Heiligthum. Das Meer sah es und floh, der Jordan wandte sich zurück. Die Berge hüpften wie die Widder und die Hügel wie die jungen Lämmer. Vor dem Antlitze des Herrn erbebte die Erde", bezieht sich offenbar auf derartige Ereignisse.

Das hier erwähnte Zurückweichen des Meeres und Rückwärtsfließen des Jordans ist eine bei heftigen Erdbeben häufig beobachtete Erscheinung, indem der erschütterte Meeresgrund seine Bewegung auf das Wasser überträgt. Dem Zurückweichen des Meeres folgt dann eine Fluthwoge, deren furchtbare Wirkung häufig die durch den directen Stoß erzeugte Zerstörung noch übertrifft. Eine solche Fluthwelle dringt dann in die Mündung der Ströme ein und bedingt so ein Rückwärtsfließen der Gewässer. Am 20. Februar 1835 trat das Meer bei dem chilenischen Erdbeben so weit zurück, daß Schiffe, welche vorher 7 Faden Wassertiefe hatten, auf den Grund geriethen; nach kurzer Zeit kehrte das Meer in einer haushohen Woge zurück, welche die Stadt Talcahuano dem Boden gleich machte und bis auf die Grundmauern wegschwemmte. Ebenso wurde Lima im Jahre 1724 durch eine Meereswoge überfluthet; nicht Einer der Bewohner rettete das Leben, Schiffe wurden über die Dämme und die Mauerüberreste hinweg eine Stunde weit in das offene Land getragen. Eine solche Meereswoge war es, welche am 27. August 1883 die javanische Küste so schwer heimsuchte, wenngleich — wie schon oben gesagt — dieselbe ihre Entstehung nicht dem Erbeben des Meeresgrundes, sondern der plötzlichen Verdrängung großer Wassermassen durch Trümmer der zerstörten Insel Krakatoa und dem Austritt submariner Lavaströme verdankte.

Solche Meereswellen bewegen sich mit großer Geschwindigkeit und legen oft ungeheuere Wegstrecken zurück. Die Woge, welche durch das chilenische Beben vom 13. August 1868 hervorgerufen wurde, langte 3 Stunden nach Eintritt des Stoßes in Arika in dem 720 nautische Meilen entfernten Coquimbo, nach 7 Stunden in Corral, welches 1420 Seemeilen südlich liegt, an; dieselbe Woge erreichte am 14. August Südcalifornien, passirte am Morgen des 15. August die Chataminseln und langte 6½ Uhr Vormittags in Neu-Südwales an. In 22 Stunden 28 Minuten hatte sie einen Weg von 7380 Seemeilen zurückgelegt. Wie bei der gewöhnlichen Fluthwelle zeigt sich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der durch submarine Erderschütterungen hervorgerufenen Meereswogen namentlich von der Wassertiefe abhängig.

Selbst in Binnenseen können sich heftige Erdbebenwellen bilden. In Folge des Lissaboner Bebens haben mehrere Schweizer Seen die Ufer in hohen Wogen überschwemmt und stark beschädigt.

Die Wirkungen undulatorischer Erdbeben bleiben oft nicht hinter denjenigen succussorischer Erderschütterungen zurück. Bei dem erwähnten calabrischen Beben neigten sich die Bäume so stark, daß sie mit ihren Kronen den Boden berührten; von Weitem konnte man an langen Baumreihen das Fortschreiten der Welle beobachten. In Missouri schwankten 1811 die Kornfelder, wie von starkem Winde bewegt und in Battang (China) soll 1870 der Boden erst wie ein ruhiges, später wie ein vom Sturm bewegtes Meer geschwankt haben.

Sehr häufig veranlassen heftige Erdbeben dauernde Niveauveränderungen. Am 16. Juni 1819 versanken im Indus-Delta das Dorf und Fort Sindree in einem See von 94 Quadratmeilen Oberfläche. Jedermann kennt die Sage von Vineta, der versunkenen Stadt, und Viele haben in den Simrock'schen Rheinsagen das schöne Lied von Schlegel gelesen:

> Bei Andernach am Rheine, liegt eine tiefe See,
> Stiller wie die ist keine unter des Himmels Höh'.
> Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
> Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunter schoß.
> Da find't nicht Grund und Boden der Schiffer noch zur Stund,
> Was Leben hat und Odem ziehet hinab der Schlund.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob sich die Volkssage vom Laacher See historisch rechtfertigen lasse, obwohl dies bei der ausgesprochen vulcanischen Natur der Gegend wohl möglich wäre — daß aber größere und kleinere Oberflächen festen Landes plötzlich in einem See versinken können, das beweist uns das Beispiel von Sindree, das beweist uns der am Fuße der Zugspitze gelegene Alpensee, von dem A. Pott nachgewiesen hat, daß er ein Einsturzbecken ist, das beweist das Erdbeben von Lissabon, bei welchem der ganze Quai in der Tiefe versank.

Wie Senkungen, so entstehen auch Hebungen des Bodens im Gefolge von Erdbeben. Während Sindree in einem See versank, erhob sich in der Nähe ein 11 Meilen langer, 10 Fuß hoher und 3 Meilen breiter Wall, der sog. „Allah-Bund“ oder „Gottesdamm“. Im Jahre 1855 wurde der Boden des Hafens von Nipon so gehoben, daß derselbe seither für Schiffe von größerem Tiefgang unzugänglich ist; das Gleiche geschah am 24. Mai 1750, zu welcher Zeit der Hafen von Conception durch eine Hebung des Meeresbodens trocken gelegt wurde. Ich erinnere ferner an das Erheben des Meeresgrundes nach dem Erdbeben von Valdivia (1837), an Santorin und an die Ereignisse in der Sundastraße im vorigen Jahre.

Sehr merkwürdig sind ebenfalls die Horizontalverschiebungen, welche zuweilen mit heftigen Erdbeben verbunden sind und ganze Baumreihen, ganze Häuserquartiere ihre Orte wechseln lassen. Solche Fälle sind namentlich bei dem calabrischen Erdbeben (1783) beobachtet worden. Auch Spaltenbildung ist eine häufige Erscheinung; die Spalten bleiben entweder permanent oder sie schließen sich, und zwar zuweilen sehr rasch, wieder. Während

des Erdbebens auf Jamaika, am 7. Juni 1692, wurden Menschen, halb oder ganz, von solchen sich rasch wieder schließenden Spalten eingeklemmt oder auch ganz von ihnen verschlungen — ein beinahe komischer Fall ereignete sich am 14. August 1851 in Barile, Basilicata, wo man nach dem Erdbeben ein Huhn mit beiden Füßen in das Straßenpflaster, welches sich rasch geöffnet und geschlossen hatte, eingeklemmt fand. Ob die Erzählung, nach welcher die Rotte Korah von der Erde verschlungen wurde, hierher gehört, wollen wir nicht näher untersuchen.

Zuweilen dringt aus den geöffneten Spalten Gas, Dämpfe, Rauch oder auch Sand und Schlamm. Unter den Gasen wurde besonders schweflige Säure, zuweilen auch Schwefelwasserstoff bemerkt. Als begleitendes Phänomen sei noch des unterirdischen Geräusches gedacht, welches indessen zuweilen gänzlich fehlt, dafür aber in gewissen Gegenden auch ohne bemerkliche Erschütterung auftritt. In letzter Hinsicht sind besonders bemerkenswerth die donnerartigen Getöse, welche Humboldt auf der mexikanischen Hochebene wahrgenommen hat. Auf jener Hochebene befinden sich bis 1500 Fuß tiefe Gruben. Langsam rollender Donner, begleitet von krachenden Schlägen, wurde von Anfang Januar bis Mitte Februar 1784 unausgesetzt vernommen, ohne daß Erschütterungen des Bodens bemerkt worden wären. Die Eingeborenen wagten aus Furcht vor diesen „bramidos y truenos subteranneos“ genannten Getösen die fruchtreiche Hochebene nicht mehr zu passiren; ähnliche „bramidos“ (Gebrülle) sind ebenfalls in Quito bekannt. In Piemont endlich beobachtete man im Jahre 1808 ebenfalls häufige unterirdische Geräusche ohne bemerkbare Erschütterungen des Bodens.

Heftige Erdbeben setzten sich fast immer aus verschiedenen, mehr oder minder rasch auf einander folgenden Stößen zusammen. Selten ist der erste Stoß am heftigsten und fast niemals ist es der letzte. Ein einmal erschüttertes Gebiet wird oft Monate lang nach dem Hauptstoße von schwächeren Stößen erschüttert. Nachdem am 25. Juli 1855 der heftige Erdstoß von Visp (Wallis) die ganze Schweiz und einen Theil der angrenzenden Länder erschreckt hatte, dauerten schwächere Stöße noch über 4 Monate an; auf Hawaii dauerte eine Periode von Erderschütterungen im Jahre 1868 mehrere Monate; im Monat März allein wurden über 2000 Stöße beobachtet. Aehnliche Verhältnisse folgten auf das Erdbeben von Agram 2c. Sehr verschieden ist die Ausdehnung des erschütterten Gebietes. Während bei dem Erdbeben von Lissabon das Schüttergebiet circa $^1/_{13}$ der Erdoberfläche ausmachte, während dasselbe für das Mittelmeerbeben vom 24. Juni 1870 etwa 80,000 Quadratmeilen umfaßte — giebt es auch sehr heftige Erdbeben, deren Actionssphäre sehr gering ist. Im März 1879 wurde in Linthal (Canton Glarus) ein Erdbeben beobachtet, welches viele Menschen aus den Betten schleuderte, das aber schon in der benachbarten Stadt Glarus nicht mehr gespürt wurde. Das furchtbare Beben, welches im vorigen Jahre

Ischia verwüstete, wurde weder in Neapel noch auf dem nahen Capri wahrgenommen.

Dies deutet darauf hin, daß der Erschütterungsheerd in sehr ungleicher Tiefe liegen kann; je tiefer der Heerd, um so größer wird das Schüttergebiet sein. Erdbeben mit kleiner Actionssphäre müssen ihren Ursprung in geringer Tiefe unter der Oberfläche haben.

Was die Form des Schüttergebietes betrifft, so pflegt dieselbe zuweilen eine annähernd kreisförmige, häufiger aber eine mehr oder minder stark excentrisch elliptische zu sein. Im letzteren Falle muß der Stoßheerd ein linearer, etwa eine Spalte sein. Merkwürdig ist es, daß im Schüttergebiete einzelne Orte vorzukommen pflegen, welche den Stoß nicht empfinden; bleiben dieselben constant, so werden sie von den Peruanern „Brücken" genannt. Wir haben es hier wohl meist mit Interferenzen der Erdbebenwellen zu thun.

Gewisse Theile der Erdoberfläche werden viel häufiger von Erdbeben heimgesucht als andere. Solche Schüttergebiete par excellence sind: die Westküste von Südamerika, Italien, Spanien, Griechenland, die Alpen 2c. In Italien wurden z. B. im Jahre 1870, obgleich kein besonders heftiges Beben in dieses Jahr fällt, 2225 Häuser durch Erdstöße mehr oder minder zerstört, 98 Menschen getödtet und 223 Menschen verwundet. Im Allgemeinen werden gebirgige Länder, auch solche ohne thätige Vulcane, viel häufiger erschüttert als das Flachland; so sind in der norddeutschen Ebene die Erdbeben selten.

Schwächere, nur durch Instrumente, die sog. Seismographen, nachweisbare Stöße sind noch viel häufiger, ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß durch hinreichend empfindliche Instrumente beinahe zu jeder Zeit leichte Erzitterungen des Bodens nachgewiesen werden können. Diese mikroseismischen Bewegungen wurden vor kurzer Zeit zuerst von Bertelli constatirt und werden in Italien, auf die Initiative von de Rossi hin, an mehreren Stationen so regelmäßig beobachtet wie an meteorologischen Stationen etwa der Luftdruck oder die Winde. Auch in Bern in der Schweiz werden in nächster Zeit diese Beobachtungen eingeführt werden.

Wie an der Erdoberfläche Richtung und Stärke des Windes variiren, so geschieht dies auch innerhalb der Erdrinde bezüglich der mikroseismischen Bewegungen; wie Windstille und Sturm, so wechseln im Innern der Erdrinde Zeiten relativer Ruhe mit Zeiten heftiger Bewegungen, die sich endlich zu eigentlichen Erdbeben steigern. Nach de Rossi scheint sogar ein gewisser Zusammenhang zwischen den Variationen des Erdmagnetismus und diesen mikroseismischen Bewegungen zu bestehen. In Italien bildet sich ein neuer Zweig der Wissenschaft. Bertelli hat die Gesammtheit der Kräfte, welche die geologischen Veränderungen unseres Planeten bewirken, unter dem Titel „Dynamik" vereinigt. Diese Kräfte äußern sich zum Theil an der Oberfläche

der Erde, zum Theil im Erdinnern und werden daher in „exogene“ und „endogene“ geschieden. Das Studium der letzteren bildet das neue Gebiet menschlichen Wissens, welches in Italien als „Meteorologia endogena“ bezeichnet wird.

Bei einem Besuche, welchen de Rossi vor nicht langer Zeit dem Verfasser machte, sprach er in bestimmten Worten die Ansicht aus, daß die Beobachtung mikroseismischer Bewegungen ein ebenso sicheres Urtheil über sich vorbereitende stärkere endodynamische Störungen ermöglicht, als das rasche Sinken des Barometers einen Schluß auf Störungen im Gleichgewicht der Atmosphäre gestattet. Erdbeben sollen durch eine Periode verstärkter endogener Thätigkeit eingeleitet werden und aus regelmäßigen Beobachtungen mikroseismischer Bewegungen soll der Tag einer stärkeren Erschütterung, eines Erdbebens, ebenso vorausgesagt werden können, wie das Herannahen eines Wirbelsturmes aus barometrischen Messungen. Sollte sich diese Anschauung bestätigen, so würde die Wissenschaft der Menschheit eine neue ebenso große Wohlthat erweisen, als durch die seit einer Reihe von Jahren eingeführten Sturmwarnungen an den Küsten. Ich muß indessen gestehen, daß ich die Frage zunächst weniger optimistisch beurtheile als der geniale, aber wohl etwas sanguinische italienische Forscher. Ich gebe gern zu, daß in manchen Fällen eine systematische Beobachtung mikroseismischer Bewegungen werthvolle Anhaltspunkte zur Prognose bieten wird, daß aber für andere Fälle (z. B. Einsturzbeben, plötzliche Auslösung von Spannungen) vorläufig eine zutreffende Prognose unwahrscheinlich ist. Das trotz der italienischen regelmäßigen Beobachtungen nicht vorausgesagte Erdbeben von Ischia ist ein Beleg für meine weniger optimistische Auffassung.

Wir sind nun genügend vorbereitet, um in eine Besprechung der bestehenden Erdbebentheorien eintreten zu können.

Vor Allem mußte die Beobachtung zahlreicher Erdbeben, welche mit Vulcanausbrüchen verbunden sind, welche namentlich stärkeren Eruptionen vorausgehen, den Gedanken eines Zusammenhanges zwischen Vulcanismus und Erdbeben nahelegen. In der That sahen denn auch alle Philosophen, welche mit Heraklit im Feuer den Urstoff und die Grundursache aller Dinge erblicken, die Erdbeben als ausschließlich vulcanischer Natur an. Das Hinauftreiben feuerflüssiger Lava in den Vulcan wird gespannten Gasen, namentlich den Wasserdämpfen zugeschrieben, und wirklich spielen Wasserdämpfe eine sehr wichtige Rolle bei vulcanischen Ausbrüchen, was schon aus dem Umstande erhellt, daß thätige Vulcane fast immer in der Nähe der Meere vorkommen; ich erinnere an Vesuv, Aetna, Stromboli, Hecla, die südamerikanischen und ostasiatischen Vulcane. Eine genauere Untersuchung zeigt indessen, daß heftige Vulcanausbrüche nicht immer mit stärkeren Erderschütterungen verbunden sind. In Hawaii erfolgen häufig starke Eruptionen ohne merkliche Erdbeben, der Ausbruch in Santorin 1866 war nur von ganz schwachen Erschütterungen begleitet, ebenso haben viele heftige Eruptionen des Vesuvs keine merklichen Erdbeben veranlaßt und auch bei dem furchtbaren

vulcanischen Ausbruch in der Sundastraße waren die beobachteten Erderschütterungen im Vergleich zu der vulcanischen Thätigkeit nur gering.

Unter diesen Umständen muß man von vornherein darauf verzichten, alle Erdbeben als vulcanisch anzusehen. Zum gleichen Schlusse führt uns auch folgende Ueberlegung: Untersucht man die heftigen, nachgewiesenermaßen vulcanischen Erdbeben auf ihre Actionssphäre, so findet man, daß diese relativ klein ist; dies erscheint leicht begreiflich, denn mögen auch vulcanische Kräfte riesengroß sein, so ist es doch ganz undenkbar, daß eine so localisirte minenartig wirkende Ursache im Stande sein sollte, Erdbeben, bei welchen 1/13 der ganzen Erdoberfläche erschüttert wird (Lissabon), hervorzurufen. Resümiren wir daher unser Urtheil in einem Satz, so können wir sagen: Es ist unzweifelhaft, daß eine Klasse von Erdbeben durch Vulcanismus bedingt wird; diese Erdbeben sind meistens sehr localisirt und nicht sehr heftig — ausnahmsweise können sie allerdings auch zu großen Katastrophen führen.

Zur Erklärung der weitausgedehnten Erdbeben muß man eine mächtige, gegen eine breite Basis wirkende Kraft annehmen. Diese glauben manche Physiker und Geologen in der Reaction des als feuerflüssig gedachten Erdkernes gegen die feste Erdkruste zu erkennen. A. Perrey in Dijon und in neuerer Zeit R. Falb haben eine Theorie der Erdbeben aufgestellt und gegen alle Angriffe hartnäckig vertheidigt, welche auf den ersten Blick verlockend genug aussieht und daher große Verbreitung gefunden hat. Es ist dies die Theorie einer Fluthbewegung des feuerflüssigen Erdkernes. Wie man sieht, kommt man auf das alte „Centralfeuer" des Pythagoras zurück.

Nach Perrey und Falb soll die Anziehung von Mond und Sonne im feuerflüssigen Innern der Erde ebenso eine Fluthwelle erzeugen, wie dies in den Meeren geschieht. Der Druck dieser innerirdischen Fluthwelle gegen die feste Erdkruste soll die Ursache der Erdbeben sein.

Es ist bekannt und eine logische Folgerung aus dem Gravitationsgesetz, daß die Meeresfluth je nach der gegenseitigen Stellung von Mond und Sonne nicht gleiche Höhe hat. Bei den sogenannten Quadraturstellungen, d. h. zur Zeit des ersten und letzten Viertels, wirken sich Mond- und Sonnenanziehung entgegen, sie würden sich aufheben, wenn ihre Wirkungen gleich stark wären. In Folge der viel geringeren Entfernung des Mondes von der Erde überwiegt aber die Mondanziehung bedeutend über diejenige der Sonne; es wird also die Mondfluth durch die entgegenwirkende Sonnenanziehung nicht vernichtet, sondern nur vermindert werden können. Solche Fluthen von geringerer Höhe nennt man Nippfluthen.

Zur Zeit der Syzigien, d. h. bei Neumond und Vollmond, dagegen unterstützen sich Mond- und Sonnenfluth, es entsteht in Folge dessen eine höhere Fluthwelle: die Springfluth. Das Maximum der Höche erreicht nun

die Springfluth, wenn zur Zeit des Neu- und Vollmondes sich die Erde in der Sonnennähe und der Mond in der Erdnähe befindet.

Indem R. Falb diese Verhältnisse auf die supponirte innerirdische Fluthwelle überträgt, kommt er natürlich zum Schlusse, daß auch diese unter den erwähnten Umständen ihr Maximum erreichen müsse. Der Druck nun, welchen diese innerirdische Springfluth auf die feste Erdrinde, im Bestreben, diese zu zersprengen, ausübt, bedingt die Erdbeben.

Aus jedem astronomischen Kalender lassen sich auf Jahre voraus die Tage entnehmen, an welchen die oben erwähnten Umstände zusammentreffen, und eben diese Tage sind es, für welche Falb den Eintritt von Erdbeben jeweilen prognosticirte.

Zur Beurtheilung dieser Theorie wollen wir untersuchen:

a. Ist die Prämisse eines feuerflüssigen Erdkernes zutreffend?

b. Wenn ja — können in demselben Fluthwellen entstehen?

c. Was lehrt uns die Erdbebenstatistik in Bezug auf die Eintrittszeit der Erdbeben?

Die Annahme eines feuerflüssigen Erdinnern wird begründet durch die Zunahme der Erdtemperatur nach dem Erdcentrum hin. Nun zeigt sich, wie übrigens zu erwarten, die thermische Tiefenstufe je nach der geologischen Formation ziemlich verschieden: im Mittel steigt die Erdwärme um 1° C. für je 30 Meter, um welche man sich dem Erdmittelpunkte nähert. Nimmt man an, daß bei tieferem Eindringen in das Erdinnere die Temperatur constant nach diesem Verhältnisse steigt, so würde man in einer Tiefe von 3000 Meter die Siedetemperatur des Wassers finden und etwa 5 Meilen unter der Oberfläche würden Basalt und Gußeisen flüssig sein. Daß im Erdinnern eine sehr hohe Temperatur herrschen muß, dafür sprechen auch die heißen Quellen, die feuerflüssigen Laven — indessen ist es wahrscheinlich, daß die Zunahme der Temperatur langsamer erfolgt als eben angenommen, d. h. die thermische Tiefenstufe größer wird. Von bedeutenden Autoritäten wird aber in neuerer Zeit die Existenz eines feuerflüssigen Erdinnern bestritten und es ist daher von der Lösung dieser fundamentalen Streitfrage die Möglichkeit der Falb'schen Theorie direct abhängig.

Die Entscheidung dieser Frage, welche Physik und Geologie bisher nicht endgültig zu lösen vermocht haben, scheint durch die Astronomie erfolgen zu sollen. Im September des vorigen Jahres machte Folie, Director des Observatoriums in Lüttich, dem Wiener Astronomencongreß eine für unseren Gegenstand sehr wichtige Mittheilung. Herr Folie berichtete nämlich über eine von ihm nachgewiesene Nutation der Sterne. Da die Erde keine Kugel, sondern ein Rotationssphäroid ist, so gehen die Resultanten der Mond- und Sonnenanziehung nicht durch den Schwerpunkt der Erde; sie haben also das Bestreben, der Erde eine Drehung um diesen Punkt zu ertheilen. Die Folge davon ist die sog. Präcession, welche darin besteht, daß die verlängerte Erd-

axe um den Pol der Ekliptik einen kleinen Kreis beschreibt. Die Periode dieser Bewegung beträgt 25,868 Jahre. Neben dieser Bewegung von langer Periode giebt es noch eine von kürzerer Dauer, bei welcher die Erdaxe um ihre mittlere Stellung oscillirt; diese Bewegung nennt man „Nutation". Die Perioden derselben sind abhängig von den Perioden der Bewegungen von Sonne und Mond.

Außer diesen bereits bekannten Bewegungen der Erdaxe hat Folie also noch eine tägliche Nutation constatirt — diese aber läßt sich nur erklären durch die Annahme eines feuerflüssigen Erdkernes und einer verhältnißmäßig dünnen Erdkruste. Die bisher vorliegenden Messungen sind noch nicht zahlreich genug, um aus ihnen einen definitiven Werth für die gegenwärtige Dicke der Kruste abzuleiten; Folie hält es indessen nach einer vorläufigen Mittheilung für sehr wohl möglich, daß diese Dicke circa 300 Kilometer nicht überschreitet.

Es ist gewiß von großem Interesse, daß man die Lösung einer Frage, welche weder durch die Physik, noch durch die Geologie endgültig beantwortet werden konnte, schließlich am Sternhimmel ablesen kann!

Unter diesen Verhältnissen stehe ich nicht an, die Prämisse der Falb'schen Theorie als sehr wahrscheinlich zutreffend zu bezeichnen.

Dies festgestellt, tritt nun die Frage an uns heran: können in dem feuerflüssigen Erdinnern Fluthwellen entstehen?

Schon im Eingang unserer Betrachtung habe ich angedeutet, daß sich eigentliche Wellen so wenig zu bilden vermögen, als dies unter der Eisdecke eines gefrorenen Meeres geschehen könnte. Dies schließt aber nicht aus, daß sich dynamische Wellen oder Druckwellen bilden können — ja dies geschieht nach meiner Ueberzeugung ohne Zweifel. Die durch den Widerstand der festen Kruste an der eigentlichen Wellenbildung verhinderte flüssige Masse übt nun sicher einen enormen Druck aus, im Bestreben die Hülle zu zersprengen. Es frägt sich nur, ob dieser Druck im Verhältniß zur Widerstandsfähigkeit der Kruste bedeutend genug ist, um selbstständig Erderschütterungen hervorzurufen. Das allerdings muß ich sehr bezweifeln. Falb geht nach unserer Ansicht zu weit, wenn er diesen Fluthwellen allein die Fähigkeit zuschreibt, Erdbeben zu veranlassen, aber auch seine Gegner gehen zu weit, wenn sie den innerirdischen Druckwellen jeden Einfluß auf die Entstehung von Erdbeben absprechen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Wenn auch das innerirdische Fluthphänomen nicht im Stande ist, selbstständig Erderschütterungen hervorzubringen, so vermag es doch als begünstigendes Moment zu wirken, ein vorbereitetes Erdbeben auszulösen. Unter welchen Umständen dies geschehen kann, werden wir später sehen. Und endlich: wie stellt sich die Statistik zur Falb'schen Hypothese? Die Statistik ist bekanntlich eine gefährliche Wissenschaft, mit Hilfe deren man — je nach der Art ihrer Anwendung — so ziemlich Alles beweisen kann, was man will. Rufen doch, um nur ein Beispiel zu citiren, Impffreunde und Impf-

gegner die Statistik zum Zeugen auf — und Beiden giebt sie nach deren Behauptung Recht! Wer, präoccupirt durch eine bestimmte Theorie, zum Beispiel die Falb'sche Hypothese, die Erdbebenliteratur durchforscht, der findet eine Masse Beobachtungen, welche seine Theorie zu unterstützen scheinen — aber auch der Gegner findet zahlreiche Fälle, welche ihm dienen können.

Nach dem, was ich über die Entstehung der Springfluthen sagte, müssen Erdbeben namentlich im Winter, zu welcher Zeit sich die Erde in der Sonnennähe befindet, namentlich zur Zeit des Neu- oder Vollmondes auf-auftreten. Zieht man aus den zahlreichen Erdbebenkatalogen das Mittel, so ergiebt sich: Erdbeben sind in der That im Winter etwas häufiger als im Sommer, dagegen zeigt sich der Einfluß der Mondphase nicht in entschiedener Weise.

Wir können daher unsere Anschauung kurz resumirend dem innerirdischen Fluthphärumen nur die Rolle eines begünstigenden Momentes zuerkennen. —

Bereits im Alterthum waren gewisse Philosophen der Meinung, daß die Erderschütterungen durch Einsturz unterirdischer Höhlen hervorgerufen würden. Die vergessene Theorie jener alten Philosophen wurde im vorigen Jahrhundert durch Scheuchzer und in einer neueren Zeit wieder von Necker und von Volger aufgenommen. Die beiden Letzteren stützen ihre Ansicht namentlich auf das Studium der Schweizer speciell der Walliser Erdbeben.

Durch die Gewässer werden aus der Erdkruste unaufhörlich enorme Mengen löslicher Stoffe ausgelaugt. Um nur ein Beispiel anzuführen, wähle ich die Quellen des Leuker Bades in Wallis. Die Lorenz-Quelle daselbst fördert pro Jahr 460 000 Kilogramm Gyps zu Tag; derartige Auswaschungen erzeugen natürlich unterirdische Höhlungen von bedeutendem Volum. Der enorme Druck der darüber liegenden Erdschichten bewirkt nun von Zeit zu Zeit Einstürze und ist ein solcher mächtig genug, so wird er sich als Erdbeben fühlbar machen. Geologisch ist in der That nachgewiesen, daß die auf Gypslagern ruhenden Formationen wie der Buntsandstein und Zechstein besonders auffällige Störungen der Schichtenbildung zeigen, welche durch ein Nachstürzen der aufliegenden Schichten erklärt werden können. Auch durch den Bergbau können solche Einstürze veranlaßt werden; ich citire aus den mir bekannten Beispielen das Folgende. Wenn ein Kohlenflötz abgebaut worden ist, so werden die Gesteinswände nur noch durch die künstlichen Stützen getragen; häufig wird nun aus Sparsamkeitsrücksichten der stützende Holzbau entfernt. So geschah dies auch in einem Kohlenbergwerke, der sogenannten Königshütte in Oberschlesien. Im Jahre 1875 erfolgte nun plötzlich der Einsturz des abgebauten Schachtes und veranlaßte ein mit heftiger Detonation verbundenes Erdbeben, welches im Umkreise von einer Stunde verspürt wurde. In unmittelbarer Nähe des Einsturzcentrums war die Erschütterung des Bodens eine so heftige, daß Gegenstände wie Bälle in die Höhe geschleudert wurden, in weiter Entfernung schwankte der Boden wie ein Kahn auf bewegtem Wasser. Ein Maschinenkessel wurde aus seinen Lagern gehoben und um sich drehend verschoben. (v. Lasaulx.)

Ein beweisenderes Beispiel für die Möglichkeit des Entstehens von Erdbeben durch unterirdische Einstürze ist kaum denkbar. Und wenn nun — wie dies in Westphalen und wohl auch anderwärts vorkommt — unmittelbar über dem abgebauten Bergwerke eine Stadt gestanden hätte? Dann wäre unzweifelhaft eine Katastrophe eingetreten, ähnlich derjenigen, welche Ischia verwüstet hat.

Einsturzbeben haben naturgemäß stets eine geringe Actionssphäre, es werden ihnen oft keine warnenden Symptome vorangehen, der Zusammensturz erfolgt plötzlich in wenigen Secunden.

So war es nach meiner Ueberzeugung auf Ischia. Es ist mir wohlbekannt, daß bedeutende Autoritäten sich gegen diese Anschauung erklärt haben, aber auch ein bedeutender Vulcanist, Palmieri, stimmt derselben zu. De Rossi, welcher das Erdbeben auf Ischia als vulcanischer Natur ansieht, führt als Beleg dafür, daß zu jener Zeit eine lebhaftere Thätigkeit in der Erdrinde bestanden habe, eine Anzahl von leichteren Stößen, welche vor der Katastrophe da und dort in Italien, Calabrien und anderen Orten stattgefunden haben, an. Er erwähnt auch das Sinken des Niveaus in Brunnen von Rom, Pianello, Bologna vor dem 28. Juli und das spätere Steigen nach diesem Tage, sowie auffallende Temperaturveränderung der Solfatara in Albano, welche gewöhnlich kalt ist und am 29. Juli siedend heiß gefunden wurde. Ob die Temperatur der Thermen auf Ischia, welche geraume Zeit nach dem Erdbeben um 2° erhöht gefunden wurde, bereits vor dem Erdbeben eine merkliche Veränderung erfahren hat, ließ sich nicht direct nachweisen.

Wenn de Rossi sogar den leichten Erdstoß, welcher am Abend des 28. Juli in Wiesbaden erfolgte, mit dem Erdbeben auf Ischia in Verbindung bringt, so scheint mir dies denn doch sehr gewagt. Wenn endlich alle auf zuweilen erschüttertem Grunde erbauten Orte leichte Erdstöße, welche da und dort beobachtet werden, jede vorübergehende Trübung oder Temperaturveränderung einer Quelle als „Vorzeichen" eines zu erwartenden Erdbebens ansehen wollten, so würden dieselben Jahr ein Jahr aus in Aufregung und Besorgniß sein müssen. Als im Anfang des Monats September 1883 die Bewohner von Forio auf Ischia bemerkten, daß die von ihnen „La spia del terremoto" benannte Quelle sich von Neuem trübte, geriethen sie in der That in große Aufregung und erwarteten eine Wiederholung des Erdbebens auf Mitte September. Die gefürchteten Tage gingen aber vorbei ohne Erdbeben. Und wenn nun wirklich eine größere Erderschütterung um diese Zeit erfolgt wäre? Hätte man dann nicht allgemein die vorangegangene Trübung als „Vorzeichen" erklärt?!

Man glaube nicht, daß wir die sorgfältigste Untersuchung aller den Erdbeben vorangehenden und nachfolgenden Erscheinungen als überflüssig betrachten! im Gegentheil halten wir dieselbe als absolut nothwendig und hoffen, daß man später aus diesen Beobachtungen sehr wichtige Schluß-

folgerungen wird ziehen können. Zur Stunde aber befinden wir uns in der Seismologie noch in der Phase des Sammelns zuverlässiger Beobachtungen, die Zeit des Schlüssezíehens wird erst dann gekommen sein, wenn das Beobachtungsmaterial noch bedeutend vermehrt sein wird. Der Versuch einer Erdbeben-Prognose kann gegenwärtig mit der Aussicht auf ein günstiges Resultat noch nicht gewagt werden. —

Das Erdbeben von Ischia müssen wir als ein Einsturzbeben betrachten; es sprechen dafür die im Eingang geschilderten Erscheinungen, der plötzliche ganz unerwartete Eintritt, die unverhältnißmäßig kleine Actionssphäre im Vergleich mit der furchtbaren Heftigkeit, die Art der Erschütterung, welche in Casamicciola rein succussorisch war und schon im benachbarten Forio deutlich als undulatorisch beobachtet wurde, und endlich die geologische Beschaffenheit des Bodens. Bezüglich der Art der Erschütterung erinnere ich an die auffallende Analogie mit den durch Einsturz des Kohlenbergwerkes Königshütte hervorgebrachten Erscheinungen. Unmittelbar oberhalb des Einsturzcentrums war der Stoß rein verticaler Natur, die Gegenstände wurden wie Bälle in die Höhe geschleudert, während in weiterer Entfernung der Boden wellenförmig bewegt wurde. Die Verwandlung succussorischer in undulatorische Erschütterung ist eine den Seismologen wohlbekannte Erscheinung; erfolgt aber die Umwandlung in so geringer Entfernung, wie dies bei dem Erdbeben auf Ischia geschehen ist, so muß der Erschütterungsheerd ein sehr localisirter, in geringer Tiefe gelegener sein. Was endlich die geologische Beschaffenheit des Bodens betrifft, so besteht derselbe unter Casamicciola aus thonigem Mergel in starken Schichten, unter denen die nachtertiären Kalksteine angenommen werden müssen, welche im benachbarten Capri zu Tage treten. Nehmen wir dazu die zahlreichen heißen Quellen auf Ischia, welche das Gestein zersetzen und auflösen, welche, reich mit Salzen beladen, enorme Quantitäten Mineralbestandtheile auswaschen — fördert doch nach v. Lasaulx allein die Therme Sta Restituta jährlich 750 000 Kilogramm feste Bestandtheile ans Tageslicht — so ist gewiß die große Wahrscheinlichkeit der Bildung beträchtlicher unterirdischer Höhlungen erwiesen.

Daß die von de Rossi betonte erhöhte Thätigkeit in der Erdkruste eine Rolle bei dem Erdbeben auf Ischia gespielt habe, wollen wir gerne zugeben, aber diese Rolle ist nur eine zeitbestimmende gewesen. Die Auswaschungen hatten den Einsturz vorbereitet; ausgelöst wurde derselbe vielleicht durch einen, unter anderen Verhältnissen ganz unmerklichen Erdstoß.

Als Einsturzbeben werden von Necker bezeichnet das von Jamaica 1692, von Calabrien 1783, von Cutsch 1819, von Murcia 1829. —

In den Gebirgsländern besonders spielen endlich eine große Rolle die sog. tectonischen oder Dislocations- auch Structurbeben.

Als die Erde in feuerflüssigem Zustande aus der Aequatorialzone der Sonne in den Weltraum hinaus geschleudert worden war, begann ihre Erkaltungsperiode. Natürlich kühlte sich die Oberfläche rascher ab, als der

Kern, und so bildete sich, nach mancherlei Vorgängen, die zu schildern hier nicht der Ort ist, eine feste Kruste um den feuerflüssigen Kern. Die Abkühlung schritt langsam fort, der Erdumfang verminderte sich, die feste Kruste mußte dem sich contrahirenden Kerne nachsinken und so entstanden Stauungen, welche im Verlaufe von Jahrtausenden zu Runzelungen, Faltungen — mit anderen Worten zur Gebirgsbildung führten.

Wir haben keinerlei Grund anzunehmen, der Schrumpfungsproceß der Erde sei beendet, es ist also begreiflich, daß sich noch fortwährend Stauungen und Spannungen ausbilden, welche plötzlich sich gewaltsam lösend, ausgedehnte Erderschütterungen bewirken. Zu dieser Klasse gehören ohne Zweifel die meisten in der Schweiz und anderen Gebirgsländern beobachteten Erdbeben.

Hier ist nun der Stoßheerd oft eine Spalte von bedeutender Länge und in Folge dessen kann das Schüttergebiet nicht kreisförmig sein, sondern es zeigt die Form einer mehr oder minder lang gestreckten Ellipse. Diese Form der Erderschütterungen paßt darum absolut nicht in die schematischen Vorstellungen, welche in Laienkreisen bezüglich der Fortpflanzung von Erdbebenwellen herrschen. Man stellt sich meistens vor, der Stoß gehe stets von einem Centrum aus und die Wellen pflanzten sich in Form von Kugelwellen fort. Auf dieser Vorstellung basirt eine Methode zur Bestimmung der Lage des Stoßcentrums, indem man alle Orte, welche den Stoß gleichzeitig empfinden, durch Curven verbindet. Wäre nun das Stoßcentrum wirklich in einer Fläche von geringer Ausdehnung gelegen, und erfolgte die Fortpflanzung der Erschütterung nach allen Richtungen mit gleicher Geschwindigkeit, so müßten die Curven concentrische Kreise sein, unter deren gemeinsamem Mittelpunkt der Stoßheerd liegen müßte. Es begreift sich leicht, daß diese Vorstellung den thatsächlichen Verhältnissen bei einem Structurbeben, dessen Erschütterungsheerd nicht eine kleine Fläche, sondern oft eine viele Meilen lange Spalte ist, nicht entsprechen kann.

Als Repräsentant dieser Klasse von Beben kann das in Bern so heftig verspürte Erdbeben vom 27. Januar 1881 gelten. Diese Erschütterung, welche in Bern über 100 Kamine herabstürzte, tiefe und breite Risse in massiven Mauern hervorrief, Zimmerdecken herabfallen machte und die Bewohnerschaft auf das Heftigste erschreckte, wurde auf der ganzen schweizerischen Hochebene zwischen Jura und Alpen empfunden und erstreckte sich von Genf bis in's Großherzogthum Baden. Eine genaue Untersuchung dieses Bebens hat nun festgestellt, daß der Stoß zur gleichen Secunde auf der ganzen circa 260 Kilometer langen Axe des Schüttergebietes erfolgt ist. Daß hier also nicht von einem Stoßcentrum gesprochen werden kann, liegt auf der Hand. Die Axe des Schüttergebietes fällt zusammen mit der Längenaxe der großen Molassemulde zwischen Jura und Alpen.

Solche Spannungen im Erdinnern bilden sich naturgemäß nur all-

mählich, sie wachsen langsam an und endlich erfolgt der gewaltsame Bruch, das Erdbeben tritt ein.

Ist nun eine unterirdische Höhlung dem Einsturz nahe oder hat sich eine Spannung bis beinahe zum Bruch gesteigert, so kann der Einsturz oder die gewaltsame Auslösung der Spannung sicher durch den Druck einer unterirdischen Fluthdruckwelle ausgelöst werden. Dies sind also Fälle, in welchen die von Falb vertheidigte Fluthwirkung als begünstigendes Moment zur Hervorrufung von Erdbeben auftreten kann.

Ich wage nicht die Geduld der Leser länger in Anspruch zu nehmen und eile zum Schluß. Wir haben gesehen, daß nicht alle Erdbeben derselben Ursache zugeschrieben werden können; nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft unterscheidet man: a. vulcanische Beben, b. Einsturzbeben, c. Structurbeben. Leider sind wir aber noch weit entfernt, die Erdbebenfrage gelöst, Licht in alle Details dieser complicirten Naturerscheinung gebracht zu haben.

Angesichts des fortgeschrittenen Standes der Naturwissenschaften kann es auf den ersten Blick befremdend erscheinen, daß man erst in jüngster Zeit einige Fortschritte in der Erkenntniß einer längst bekannten, oft so verheerend auftretenden Naturerscheinung gemacht hat. Gegen die Wirkungen des Blitzes hat der große Physiker Franklin der Menschheit ein Schutzmittel gegeben; der berühmte Chemiker Davy lehrte den Bergmann durch Anwendung der Sicherheitslampe den schrecklichen Katastrophen der Grubenexplosionen entrinnen; warnend zeigt von hohen Thürmen das elektrische Licht dem Seemann die gefahrdrohende felsige Küste; im transatlantischen Kabel eilt die Kunde von einem gegen die europäische Küste herandringenden Wirbelsturme diesem voraus und an allen bedrohten Punkten sieht man die Warnungssignale sich erheben, welche schon Hunderte von Schiffen, Tausende unersetzlicher Menschenleben gerettet haben. Und allein gegen die schrecklichste aller Katastrophen, welche in wenigen Secunden ganze Städte in Trümmer legt, giebt es noch kein Schutzmittel — nicht einmal eine sichere Warnung vermag die Wissenschaft den ahnungslos Bedrohten zugehen zu lassen!

Ein Gefühl, gemischt aus Scham und Unwillen, ergreift den Naturforscher, welcher dieses traurige Geständniß machen muß. Doch wir wollen den Muth zu forschen nicht verlieren, so manchen schweren Sieg hat die Wissenschaft ja schon errungen; kämpfend mit den Räthseln der Natur hat sie sich Einblick erzwungen in so manches, einst dunkle Gebiet. So werden wir uns auch, früher oder später, volles Verständniß erkämpfen des noch so schwierigen Problems der Erderschütterungen. Dann werden wir auch in der Lage sein, unsere bedrohten Mitmenschen zu warnen, ihnen Schutz zu gewähren gegen erbarmungslos wirkende Naturkräfte.

Um aber dieses Ziel zu erreichen genügt es nicht, daß der einzelne Forscher seine besten Kräfte in unausgesetztem Ringen aufreibt, hier kann

nur das „viribus unitis“ den Sieg erringen. Ein Schritt in diesem Sinne ist geschehen. In Italien, der Schweiz, Deutschland, Ungarn, sogar im fernen Japan haben sich Erdbebencommissionen gebildet, welche ihre vereinten Kräfte an die Lösung des Problems setzen — aber auch dies genügt nicht! Die Commissionen müssen unterstützt werden durch die Mitwirkung des gesammten gebildeten Publikums. Jeder mache es sich zur Pflicht, seine Beobachtungen der ihm nächsten Commission mitzutheilen. Jede zuverlässige Beobachtung ist werthvoll, keine so geringfügig, daß sie nicht von Nutzen sein könnte. Wie viele Beobachtungen, die von großem Werthe sein könnten, gehen verloren, weil der Beobachter es nicht der Mühe werth hält, dieselbe an richtiger Stelle mitzutheilen! Jeder aber, welcher sich dieser Mühe unterzieht, wird dafür gewiß reichlich entschädigt werden durch das Bewußtsein, einen Beitrag geliefert zu haben zur Lösung einer großen wissenschaftlichen und humanitären Aufgabe.

Die neuesten Criminalfälle in Wien.

Von

Ed. Grafen von Lamezan.

— Wien. —

II.

Hugo Schenk und seine Genossen.

In dem Augenblicke, in welchem ich mich anschicke, von meinen früheren Betrachtungen, die sich mit der Frage der allseitig beklagten Verwilderung der Sitten beschäftigten, zu der Besprechung des einzelnen bestimmten Falles vorzuschreiten, empfinde ich so ganz den schwerwiegenden Unterschied, welcher sich zwischen der Welt des Gedankens und jener der Thatsachen aufthut! Wie leicht und schmiegsam lassen sich jene handhaben und aussprechen, wie freudig und leichtbeschwingt tritt man in ihren Bannkreis; wie hart und unerbittlich, wie unbeugsam dagegen stellen sich uns die Thatsachen in den Weg! Nicht Unlust ist es, die mich bei der bevorstehenden Aufgabe beherrscht, wohl aber ein gewisses Gefühl der Traurigkeit darüber, daß die Menschheit sich trotz ihres so hoch entwickelten Culturzustandes zeitweilig dennoch machtlos unter die Gewalt auch der furchtbarsten Thatsachen beugen muß; es beschleicht mich der Zweifel, ob es mir gegeben sein wird, diesen schmerzlichen Widerstreit auch nur halbwegs versöhnend zu überbrücken, ob ich fähig sein werde, das Erschütternde so darzustellen, das Grausige so zu malen, daß der Abschen des Lesers nicht auch den Darsteller selbst verdamme, daß die Berührung mit der furchtbaren Verworfenheit nicht auch unsere Seelen beflecke!

Der Beruf des Richters, dem die Strafgewalt des Staates in die Hände gelegt ist, bringt es mit sich, daß er der realen Seite des menschlichen Lebens fortwährend voll in's Auge sehen, ja daß er seinen Blick tief in das Innere der äußeren Erscheinungen versenken, ihren Zusammenhang

übersehen, die maßgebenden Motive ergründen muß. Seine Aufgabe ist es, einen ehrlichen Kampf zu kämpfen gegen jene gefahrbringende Allianz, in welcher sich der „böse Vorsatz“ des Menschen, der verbrecherische Wille, die irregeleitete Intelligenz mit der mißbräuchlichen Anwendung realer Mittel zum Nachtheile des Mitmenschen und der staatlichen Gemeinschaft verbündet. In diesem stets erneuerten Kampfe verliert, was sonst das Gemüth des außerhalb stehenden Bürgers zu erschrecken vermag, für den Richter jede ähnliche Wirkung; er muß das Medusenhaupt des Verbrechens mit Ruhe analysiren und beschreiben, und man darf daher annehmen, daß er sich hiedurch zu jener Freiheit der Betrachtung zu erheben vermag, die durch den gänzlichen Mangel jeder Leidenschaft, weil jedes persönlichen Interesses bedingt ist und zu einem möglichst correcten Urtheile befähigt. Dieselben Prämissen aber sind auch dann erforderlich, wenn man außerhalb des Gerichtssaales von allgemein menschlichen Standpunkten zur Betrachtung und Beurtheilung solch' ganz abnorm erscheinender Fälle schreitet, wie der vorliegende es ist. Auch hier bedarf es leidenschaftsloser Erwägung, will man allzuweit gehende Folgerungen vermeiden. Ich glaube aber, daß heute, wo der letzte Act des Trauerspiels zu Ende gegangen, wo das Recht gesprochen und das sühnende Urtheil vollzogen wurde, solch' ruhige Erwägung nicht mehr verfrüht sein wird.

Die Monate December des vorigen und Januar dieses Jahres waren für die Bevölkerung Wiens und, soweit die Ereignisse auch in die Ferne wirken konnten, auch für weitere Kreise voll der Schrecknisse! Am 15. December hatte die meuchlerische Ermordung des Polizeibeamten Hlubek einen sehr bedrohlichen Einblick in die finstern Pläne jener Menschen eröffnet, die zwar durch die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Ziele geeinigt, doch aber wohl kaum als eine politische Partei zu bezeichnen sind. Kaum hatte man sich von diesem düstern Erlebniß einigermaßen erholt, so verlautete schon die Kunde von der Verhaftung des Hugo Schenk und seiner Genossen und der grauenhaften Thaten, die zu der Haftnahme Anlaß gegeben hatten. Während die Behörde noch mit den ersten Nachforschungen in dieser Sache befaßt war, erbebte die Stadt unter dem entsetzlichen Eindrucke jenes grausamen Raubattentates, welchem der Wechselstuben-Inhaber Eisert und seine beiden armen Knaben am 10. Januar zum Opfer fallen mußten. Die Thäter entflohen, rastlos forschte man in allen Richtungen nach den Schuldigen; die ganze Bevölkerung betheiligte sich in höchster Erregung an der Verfolgung der Spuren; täglich traten neue Combinationen zu Tage, die Phantasie trieb ihr zügelloses Spiel und mitten in diesen Gemüthszustand des Volkes fiel endlich noch die Nachricht von der Ermordung des Polizeidieners Blöch und dem blutigen Kampfe, der der Ergreifung des namenlosen Mörders voranging.

Man war gleich anfangs geneigt, diese vier Verbrechensfälle nach den Zwecken, die sie scheinbar zur Schau trugen und somit rückschließend nach

ihren Motiven in je zwei Kategorien zu unterscheiden. Die Thaten des Hugo Schenk und seiner Genossen waren zweifellos von dem Motiv der Gewinnsucht eingegeben und zielten auf die Aneignung fremden Gutes ab; ein Gleiches schien auch bei dem Attentat auf Eisert der Fall zu sein und beide Fälle stellten sich daher als Raubmorde ohne irgend einen weiteren Hintergrund dar, während die Angriffe auf die beiden Polizeiorgane sich als die Wirkungen einer hievon wesentlich verschiedenen Richtung und als Symptome von viel schwerer wiegender Bedeutung erwiesen. Die seitherigen Erhebungen haben, wie ich wohl ohne vorzugreifen jetzt schon sagen darf, da dies ja auch von berufener Seite nicht verhehlt wurde, bewiesen, daß die oben bezeichnete Gruppirung der vier Fälle den wahren Sachverhalt nicht gänzlich erschöpft, indem der Fall Eisert mit den Fällen Hlubek und Blöch eine viel größere Verwandtschaft, einen viel engeren Zusammenhang der Entstehung, der Motive und der Ziele aufweist, als mit jenem des Hugo Schenk. Die beiden Fälle haben miteinander nur das eine Kriterium gemein, daß bei beiden der Mord, allerdings in furchtbar ausgedehntem Umfange, das Mittel zur Erlangung fremden Gutes war; im Uebrigen unterscheiden sie sich vollständig von einander; ihr zeitliches, so erschreckendes Zusammentreffen ist ein durchaus zufälliges und es verbleibt mir, wenn ich mich der Betrachtung aller vier Fälle widmen will, vorerst jener des Hugo Schenk und seiner Genossen als eine ganz für sich alleinstehende, besonders geartete Kategorie verbrecherischer Thätigkeit, indeß die übrigen drei einen unter sich gemeinsamen Charakter tragen und aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachtet werden müssen. Der eine Fall ist der verworfenen und frevelhaften Erfindungsgabe eines einzelnen Menschen entsprungen, die drei anderen sind Producte zuständlicher und dauernder Ursachen und darauf gestützter Verirrungen mehrerer, vielleicht vieler Verbrecher, so daß ich jenen mit einer acuten, diese aber mit einer chronischen Erkrankung des gesellschaftlichen Organismus bezeichnen könnte.

Das Alles lag aber zur Zeit dieser Geschehnisse noch durchaus nicht so klar zu Tage und so erzeugten gerade die zwei Fälle des räuberischen Mordes, je mehr der grauenhaften Enthüllungen davon in die Oeffentlichkeit drangen, bei dem Bewohner der Stadt das Gefühl der Angst um sein eigenes Leben, um Hab' und Gut. Es ist daher nur zu begreiflich, daß man den Tagen der gegen Schenk und Genossen durchzuführenden Verhandlung mit der größten Spannung entgegensah. Der menschliche Geist liebt es ja, mit einem gewissen wohlthuenden Grauen auch dem Schrecklichsten in's Antlitz zu sehen, vorausgesetzt, daß dies ohne eigene Gefährdung geschehen kann; man wollte also die ganze Wahrheit erfahren, man wollte den Mann und seine Helfershelfer sehen, der es vollbracht hatte, eine ganze riesengroße Stadt in Angst und Unruhe zu versetzen! Und man sah in der That, ich gebe es zu, ganz Ungewöhnliches und Unerhörtes; man erblickte den Mord in systematische Formen gebracht, das blutige Handwerk mit genauer geschäft-

licher Berechnung betrieben, — aber doch war der Beweggrund zu alledem nur die Gier nach Bereicherung, die ja so oft und alltäglich auch bei anderen Verbrechen den Antrieb zur That bildet; der Mord war, so furchtbar er auch erscheinen mochte, nicht selbst Zweck und Ziel der That, sondern gewissermaßen nur eine unausweichliche Folge der Beraubung, wenn diese unentdeckt bleiben sollte. So sehr sich also auch die allgemeine Verachtung gegen die niedrigen und dabei doch so verruchten Motive der Thäter und gegen deren Personen selbst wendete, ja so sehr sich der Haß eines ganzen Volkes — und ich stehe nicht an es auszusprechen: mit Recht — bis zu der einmüthigen Forderung der allerstrengsten, der unerbittlichsten Strafe steigerte — so fühlte man sich doch in dem Augenblicke, wo das Urtheil gesprochen, wo der beängstigende Schleier der Ungewißheit über die einzelnen Thaten der drei Schuldigen gelüftet, ihr Charakter, ihre Bedeutung für die menschliche Gesellschaft ganz klar gestellt war, wie befreit von einem Alpdruck, der bis dahin auf allen Gemüthern gelastet hatte. Die leidenschaftliche Aufwallung, der berechtigte Ingrimm erstirbt allmälig; man weiß, daß die Gesellschaft sich dieser drei ungeheuerlichen Individuen entäußern, daß nach ihnen kaum das Gedächtniß ihrer Greuelthaten verbleiben wird; man ist sich bewußt, daß das Recht wieder in seine unerschütterlichen Bahnen eingelenkt hat und daß die Gesellschaft wieder, wenigstens durch diese drei Männer nicht mehr beunruhigt, ihre gewohnten und gebotenen Lebensgeleise dahinschreiten wird zu ihren ferneren Zielen und so kann man sagen, daß das ganze düstere Erlebniß für das Volk dahin geschwunden ist, wie ein böses Traumgebild!

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn man die Strafe des Verbrechens als die Sühne und als die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes bezeichnet. Den Todten allerdings kann kein Richterspruch mehr ihr frevelhaft zerstörtes Leben wiedergeben, den Lebenden aber giebt er Ruhe und Gleichmuth zurück und befestigt in ihnen das zeitweilig erschütterte Bewußtsein wieder, daß über der Gewalt und Missethat des Einzelnen eine höhere, nicht nur physisch stärkere, sondern auch innerlich erhabenere Macht steht: das Gesetz, unter dessen Schutz und Obhut wir unseres Daseins wieder froh werden können.

So betrachtet, stellt sich die Thätigkeit eines Hugo Schenk lediglich als eine episodische dar. Seine Verbrechen gehen nicht aus dem organischen Bestande der modernen Gesellschaft hervor, sie haben weder ihre Wurzeln, noch eigentlich ihre Ziele in ihr, sie stehen vollständig außerhalb derselben und an dem Tage, wo ihr Urheber durch die Strafe, seine That durch das richterliche Urteil ausgeschieden und getilgt ist, steht die menschliche Gesellschaft und das engere Gemeinwesen, dessen Gemarkung der Schauplatz dieser Thaten gewesen, wieder rein und unversehrt da.

Ich möchte sogar sagen, daß das ganze Ereigniß, so furchtbar und unerhört es auch zunächst erschien, zwar glücklicher Weise nicht etwas All-

tägliches, doch aber auch keineswegs etwas noch Niedagewesenes, in der Lebensgeschichte der Menschheit noch niemals Verzeichnetes sei. Ungewöhnlich und sensationell war es nur durch einzelne Momente, die mehr in dem Charakter und in der Individualität des Hauptthäters, in der Art des Complottes mit den Genossen und vielleicht in gewissen besonderen Details der verbrecherischen Acte, als in deren allgemeinen Umrissen und Zielen zu finden waren. Denn mehrfache Morde, für die die heutige Zeit den Ausdruck: „Massenmorde" erfunden hat, kommen leider nur allzu häufig vor und waren schon oft der Anlaß zu hochgradiger Erregung der Bevölkerung; sie beruhen aber zumeist auf ganz anderen Motiven und entspringen anderen Ursachen (oft dem Alcoholismus oder anderen Geistesstörungen), als der Fall, der uns jetzt beschäftigt. Aber auch räuberische Anfälle, bei denen mehrere Menschenleben zugleich zum Opfer fallen, sind nicht gerade allzu selten, wie zum Beispiel ein solcher im Februar d. J. in der Stadt Hermannstadt in Siebenbürgen vorkam, wo ein Arzt mit drei Hausgenossen in seiner Wohnung getödtet und beraubt wurde. Hier scheint Plan und Absicht der Thäter vor Allem nur auf den Raub und allenfalls auf die Beseitigung des Familienhauptes gerichtet gewesen zu sein, falls ihnen dieses hindernd in den Weg träte; die Tödtung der übrigen Personen, die der Zufall noch anwesend sein ließ, war keine vorher geplante und durch den Endzweck der That nicht nothwendig gebotene. Es kann daher dieser Fall zur Vergleichung mit jenem des Hugo Schenk nicht eigentlich herangezogen werden. Allein auch ganz systematisch geplante, durch längere Zeit fortgesetzte Mordthaten aus Gewinnsucht sind in den Annalen des Verbrecherthums, in dieser schmerzlichen Leidensgeschichte der Menschheit verzeichnet und ich finde da insbesondere im dreiunddreißigsten Bande des „Pitaval" den Fall eines gewissen Martin Dumollard aufgeführt, der in den Jahren 1855—1861 die ländliche Umgebung der Städte Lyon und Bourg in Frankreich in Schrecken versetzte. Ihm wurden sechs Mordthaten und einige theils vollbrachte, theils versuchte Raubanfälle zur Last gelegt, seine Opfer waren insgesammt Mädchen aus der Klasse der ländlichen Dienstboten und die Art seines Vorgehens vor der That, sein Gebahren nach derselben, ja selbst einzelne Gedanken in seiner Verantwortung vor Gericht, bieten so viele höchst merkwürdige Coïncidenzen mit dem Falle des Hugo Schenk dar, daß man sich versucht fühlt, Martin Dumollard als das — ich nehme an, ihm unbekannt gebliebene Vorbild Schenks zu bezeichnen. Ich werde mir gestatten, im Verlaufe meiner Besprechung am geeigneten Orte diese auffälligen Analogien zwischen den beiden zeitlich und örtlich so weit auseinander liegenden Verbrechensfällen zu berühren, weil sie uns einen bemerkenswerthen Einblick in den Gedankengang zweier Menschen bieten, deren Gewerbe der Mord war.

Wenn ich mich nun der Darstellung der Thatsachen selbst nähere, so muß ich mir erlauben, vorauszuschicken, daß ich, strenge genommen, nicht eigentlich eine ganz erschöpfende und bis in's Einzelne hinabsteigende Mit-

theilung dieser Thatsachen an den Leser beabsichtige, da ich annehmen darf, daß die Berichte der Tagesblätter zur Zeit der Entdeckung der Thäter und später jene über den Gang der Gerichtsverhandlung vom 13., 14. und 15. März den sachlichen Stoff bereits zur Genüge bekannt gemacht haben werden. Ich sehe hierbei von jener ephemeren und wohl nur local bedeutsamen Literatur — sit venia verbo — ab, die in picanter und packender Erzählungsweise auf die Neugierde und Sensationssucht einer gewissen Bevölkerungsschichte abzielt und den Zweck des Märchens zu verfolgen scheint, in welchem der „Hans das Gruseln lernen soll". Ich werde dieser oft erwähnten Thatsachen nur insoweit Erwähnung thun, als es zum Verständniß unerläßlich, zur Beurtheilung der Persönlichkeiten der Thäter erforderlich erscheint. Ich kann hierbei die Begebenheiten nicht immer gerade bei ihrer interessantesten Seite anfassen, nicht die erschütterndsten Momente zunächst hervorkehren, wie man es allenfalls in einem „Criminalroman" thun würde, sondern halte es für geboten, sie durchaus chronologisch vorzuführen, wobei ich mich allerdings redlich bemühen will, den Leser nicht durch allzu große Trockenheit zu ermüden.

Hugo Schenk, geboren am 11. Februar 1849, ist der Sohn eines früheren herrschaftlichen Amtsjustitiärs, der schon im Jahre 1859 mit Hinterlassung einer Wittwe und neun Kindern als k. k. Kreisgerichtsrath zu Teschen in Schlesien starb. Es erhellt gerade nicht, daß seine Erziehung eine vernachlässigte gewesen sei, doch scheinen die materiellen Verhältnisse der Familie ziemlich beschränkte gewesen zu sein. Nach Absolvirung der gewöhnlichen Schuljahre trat Hugo Schenk mit seinem vierzehnten Lebensjahre in eine militärische Erziehungsanstalt ein, aus der er im Jahre 1866 als Unteroffizier in die Artilleriewaffe eingereiht wurde. Schon hier muß seine Aufführung nicht die beste gewesen sein, denn die Conduitebeschreibung bezeichnet ihn als „zu lügenhaften Angaben und zum Schuldenmachen" geneigt. Er verblieb auch nicht lange im Verbande der activen kaiserlichen Armee, denn schon im Jahre 1869 sehen wir ihn ohne bestimmten Erwerb, ohne genügende Ausbildung zur Begründung einer gesicherten und geordneten Lebensstellung auf allerlei zwecklosen und abenteuerlichen Wanderungen, bald bei seiner Mutter, bald bei einem seiner Brüder. In seinem zwanzigsten Lebensjahre tritt er zum ersten Male mit den Gesetzen in Conflict und die Beschaffenheit dieser ersten strafbaren Handlung ist für seine ganze spätere Verbrecherlaufbahn maßgebend, an ihr hält er fest bis in die allerjüngste Zeit und zu diesem Genre kehrt er zurück, wenn andere Anschläge mißlungen sind. Es war die Gattung des Betruges, den die Praxis der Strafgerichte mit dem Worte „Heirathsschwindel" bezeichnet. Der Vorgang ist stets der gleiche; er gelingt auch stets, so oft er auch entlarvt, so oft auch die öffent-

lichen Gerichtsverhandlungen ihre warnenden Lehren hinaussenden, denn er ist auf die ewig unversiegliche Leichtgläubigkeit heirathslustiger Mädchen und ihrer meist unerfahrenen Angehörigen berechnet und wird durch ein mehr oder minder blendendes Lügengewebe gestützt. In diesem Fach zeigt sich Hugo Schenk trotz seiner Jugend als Meister. Er findet in Olmütz ein paar thörichte Frauenzimmer, Mutter und Tochter, denen er das tiefe Geheimniß anvertraut, er sei eigentlich der russische Fürst Wielopolski, der sich nur aus politischen Gründen vor den Behörden seines Heimatlandes unter dem Namen Hugo Schenk verbergen müsse, eröffnet ihnen die glänzendsten Aussichten auf die Zukunft der Braut, fälscht einige Urkunden über angebliche Anstellungen und verschwindet, nachdem die gläubige Mutter um etwa 1800 Gulden erleichtert ist, auf Nimmerwiedersehen. Erst im nächsten Jahre erreicht ihn das richterliche Urtheil, dessen Sentenz in letzter Linie auf zwei Jahre schweren Kerkers lautete, die am 16. December 1872 ihr Ende erreichen. Seine damalige Verantwortungsmethode vor seinen Richtern läßt ihn schon in einem sehr verächtlichen Lichte erscheinen, denn er versucht es, den offenkundigsten Thatsachen gegenüber, an seinen plumpen Lügen festzuhalten und so offenbart sich schon damals sein ganzer Charakter, als dessen Grundzug sich ein gewisser Grad von Verschmitztheit, vor Allem aber eine ganz ungewöhnliche und gründliche Lügenhaftigkeit darstellt.

Das Märchen von dem Fürsten Wielopolski scheint ihm ganz besonders gefallen zu haben, sei es, daß er es für vorzüglich geeignet hielt, Personen von geringerer Bildung und Lebensstellung Sand in die Augen zu streuen, sei es — und dies halte ich für das wahrscheinlichere, da er es auch oft anwendete, wo er damit nicht gerade materiell betrügerische Zwecke verfolgte — weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, als ein „geheimer" Fürst angesehen zu werden. Im Jahre 1869 hat er sich's zurecht gelegt und noch im Jahre 1883 tritt er, wie sich zeigen wird, noch immer damit auf, eine Thatsache, die beweist, daß seine Phantasie, so fruchtbar sie auch im Erfinden der Lügendetails ist, doch an großen Gedanken nicht eben sehr schöpferisch genannt werden kann. Man hat bekanntlich bei vielen großen Verbrechern die gleiche Wahrnehmung gemacht. —

Nach Abbüßung dieser ersten Strafe trieb er sich durch einige Jahre als Geschäftsreisender und Agent für eine Bilderhandlung in den nördlichen Provinzen Oesterreichs herum, verweilte auch wiederholt durch verschiedene Zeiträume auf deutschem Boden in der Umgegend von Breslau und der Provinz Posen und widmete sich später der Papierfabrikation, in welcher er besondere Kenntnisse zu besitzen behauptet, bis er sich im Jahre 1879 verehelichte, wobei er seiner Lebensgefährtin eine Mittheilung über den Makel seiner Vergangenheit allerdings nicht machte. Das Glück scheint dieser Verbindung, aus der zwei Kinder erwuchsen, aber in zartestem Alter wieder verstarben, nicht lange treu geblieben zu sein; die materiellen Verhältnisse des Ehepaares wurden, angeblich durch fremdes Verschulden ungünstige; der

Gatte, der es auch der beklagenswerthen Gattin gegenüber an schwärmerischen glückverheißenden Betheuerungen nicht hatte fehlen lassen, sucht bald fremden Umgang mit Weibern niedrigerer Art und im Jahre 1881 finden wir Hugo Schenk allein in Wien, welche Stadt er bis dahin nur selten und stets nur auf kurze Zeit betreten hatte. Sie schien ihm ein geeigneter Boden zur erneuerten Ausübung seiner Praktiken aus dem Jahre 1869, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn ihn damals der Zufall mit dem von ihm bethörten Mädchen zusammengeführt hatte, er diesmal dem Zufalle förderlich unter die Arme griff, indem er das Opfer absichtlich an sich zu locken wußte. Im April 1881 verlautbarte er eine Annonce in einem vielgelesenen Localblatte, wonach ein Beamter mit 1500 Gulden Gehalt ein anständiges Mädchen zu heiraten wünscht ꝛc. Man kennt ja diese Art von Ankündigungen! Wann wäre eine solche je ohne Wirkung geblieben? Auch hier fand sich die Heiratslustige, die ihr Schicksal für's Leben mit diesem Manne verbinden wollte; Briefe, Liebesbetheuerungen wurden gewechselt, die Verlobung gefeiert — zur Heirat freilich kam es nicht, wohl aber zur Entlockung der Ersparnisse mit einigen 4—500 Gulden und bald darauf zur neuerlichen Verurtheilung Schenks wegen Betruges zu zwei Jahren schweren Kerkers. Er hatte sich hier vor dem Richter für „unbescholten" ausgegeben, also die Thatsache seiner früheren Bestrafung wegen eines ganz gleichartigen Delictes verhehlt und auf die Frage, ob er je bei Militär gedient habe, ganz kühnlich mit „nie" geantwortet, weil er wohl wußte, daß, wenn es ihm gelänge, das Gericht über sein Vorleben im Irrthum zu erhalten, dies auf die Dauer der Strafe einen für ihn sehr ersprießlichen Einfluß haben werde. Leider gelang ihm dies auch in der That und dauerte seine strafweise Anhaltung, noch verkürzt durch die Anwendung der Einzelhaft, nur bis zum 11. März 1883.

Es muß hier bemerkt werden, daß dem Hugo Schenk aus diesem letztern Falle, auch abgesehen von der gerichtlichen Verurtheilung, schon vor derselben mannigfache Unannehmlichkeiten erwachsen waren. Die Angehörigen des betrogenen Mädchens scheinen etwas energischeren Charakters gewesen zu sein; man rückte ihm mit einem Rechtsanwalt an den Leib, man unterrichtete seine in Böhmen weilende Frau brieflich von seinen auf angebliche Verheiratung abzielenden Beziehungen zu dem besagten Mädchen und selbst die Drohung, die er unverfroren genug in Briefen vorbrachte, er werde seine Gegner wegen Verleumdung und Erpressung gerichtlich verfolgen, hielt diese von der Erstattung der Anzeige gegen ihn nicht ab und die Verurtheilung war die unabwendbare Folge, obgleich er auch diesmal gegen den Wortlaut seiner eigenen Briefe in Abrede zu stellen versuchte, dem Mädchen die Ehe versprochen zu haben.

Diese Erlebnisse haben zweifellos auf seine Entschließungen im Laufe des Jahres 1883 sehr entscheidend eingewirkt und ihn in analogen Situa-

tionen zu einem Vorgehen bestimmt, welches nach seiner Berechnung eine gleiche Gefahr von ihm abwenden sollte.

Während seiner Anhaltung in den Gefängnissen des Gerichtes traf er mit dem späteren Genossen seiner Thaten, Karl Schlossarek, zusammen, welcher zu jener Zeit wegen eines Diebstahls angehalten wurde, und Beide geben an, daß damals zwischen ihnen die ersten Verabredungen zu künftiger gemeinsamer Verübung verbrecherischer Handlungen getroffen wurden.

Es würde bei diesem Anlasse sehr nahe liegen, Betrachtungen darüber anzustellen, wie verderblich und für die Gesellschaft gefahrbringend das Zusammenleben der Verbrecher in den Gefängnissen sei, wie da so häufig der Grund zu späteren Complotten gelegt werde u. dgl. Ich unterlasse eine solche Abschweifung mit Absicht, da ich es nicht als meine Aufgabe ansehe, hier solche Erörterungen über thatsächlich bestehende und vielleicht unvermeidbare Einrichtungen einzuflechten, muß aber, um nicht irrthümliche Folgerungen hervorzurufen, ausdrücklich bemerken, daß die obigen sträflichen Verabredungen noch zu einer Zeit und unter Umständen stattfanden, wo die beiden späteren Complicen sich noch als Untersuchungshäftlinge, nicht als Strafgefangene in Verwahrung befanden.

Hugo Schenk besaß hinreichende Menschenkenntniß, um wahrzunehmen, daß Karl Schlossarek ganz der Mann dazu sei, die verbrecherischen Pläne, die er als intellectueller Urheber ausarbeiten würde, mit persönlichem Muth, Kraft und rücksichtsloser Entschlossenheit auszuführen und, obwohl ihre Trennung von da an anderthalb Jahre währte, ließ er doch weder sein Vorhaben noch seinen Helfershelfer aus den Augen.

In der That ist Karl Schlossarek ein nur allzu sehr geeignetes Werkzeug in den Händen eines Hugo Schenk gewesen oder geworden. Von seinem Lebenslaufe läßt sich bis zu dem Zeitpunkte, wo er Schenks Genosse wurde, nicht viel Bemerkenswerthes berichten. Am 31. Januar 1857 zu Eisenbrod in Böhmen geboren, mit gewöhnlicher Volksschulbildung, aber zweier Landessprachen in Wort und Schrift vollständig mächtig, erlernte er das Schlosserhandwerk in Mährisch-Weißkirchen, wird aber dort schon als „diebisch" bezeichnet. Mit 17 Jahren erleidet er die erste Bestrafung wegen eines geringfügigen Diebstahls, verhält sich aber dann tadellos und wird als ein geschickter und ordentlicher Arbeiter in seinem Gewerbe geschildert. Erst im Jahre 1881 begeht er die That, die, auch abgesehen von seinem Zusammentreffen mit Hugo Schenk, für sein ganzes zukünftiges Leben von vernichtender Bedeutung gewesen wäre, indem sie ihn fortan als einen schwer bestraften Verbrecher brandmarkte. Und doch scheint auch hier noch mehr die leichtere Gelegenheit der Anlaß zu dem Verbrechen gewesen zu sein, da er einem Unterstandsgenossen einen Geldbetrag von 300 Gulden aus einem für ihn als Schlosser leicht zugänglichen Verwahrungsorte entzog. Er war auch der That vor dem Richter ganz offen geständig und wurde — nur um

24 Stunden später als Hugo Schenk — zu achtzehn Monaten Kerker verurtheilt. Die Strafzeit endete für ihn am 13. November 1882.

Man kann daher wohl kaum behaupten, daß dieses Vorleben an sich ihn schon als einen zu Gewaltverbrechen geneigten und darum für Hugo Schenks Pläne besonders geeigneten Menschen ansehen läßt. Allein desto mehr scheint es seine Persönlichkeit und sein Aeußeres gewesen zu sein, welche den Verführer zu ihm Vertrauen fassen ließen. Schlossarek ist von hoher, knochiger Statur, offenbar von bedeutender Körperkraft; auf seinem Gesichte prägen sich, wenn die Wissenschaft der Physiognomik überhaupt eine Berechtigung hat, alle Merkmale der physischen Thatkraft, der Entschlossenheit, ja der Grausamkeit oder doch sicherlich einer vollkommenen Unempfänglichkeit für fremdes Leiden aus. Während Hugo Schenk ein sehr regelmäßig geschnittenes Profil, im Allgemeinen sogar ein ganz angenehmes und gewinnendes Aussehen hat, das ihn zum Heirathswerber ganz glücklich qualifizirte, und in der letzten Zeit auch durch gewisse gedrungene und behäbig rundliche Körperformen, durch die Spärlichkeit des Hauptthaares, seine gewähltere und correctdeutsche Aussprache und die unverkennbare Intelligenz seines Auges ganz und gar den Eindruck eines Geistesarbeiters machen konnte — wäre Schlossarek zur Durchführung einer ähnlichen Rolle weniger geeignet gewesen.

Ein dichter, etwas struppiger Haarwuchs, die kurze Stirne mit sehr markirt hervortretenden Wölbungen der Augenhöhlen, das tiefliegende, zwar nicht gerade finster, aber doch scharf und ernstblickende Auge, die stark entwickelten Backenknochen und insbesonders der durchaus gradlinig geschnittene Mund mit den dünnen Lippen, die jeder Anmuth, jedes Schwunges entbehren und die man sich als lächelnd kaum vorstellen kann, endlich das energisch breite Kinn würden seine Physiognomie als eine angenehme und zum Umgange einladende auch dann nicht erscheinen lassen, wenn man von den grauenhaften Thaten des Mannes ganz absieht.

So fanden sich zwei Männer hier zusammen, deren Beschaffenheit sich zu dem unseligen Werke, das sie planten, in gelungener Weise gegenseitig ergänzte; der Eine mit den geistigen Gaben versehen, um die Opfer zu finden, die Pläne zu schmieden, mit dem gewinnenden Aeußeren, der Gewandtheit, der Ueberredungsgabe, um sie heranzulocken und zu bethören; — der Andere mit allen Erfordernissen des Vollstreckers für die verderblichen Anschläge seines Verführers. Der Dritte im Bunde, Karl Schenk, kann neben diesen beiden Gestalten kaum in irgend einer Richtung ein Interesse, nicht einmal ein criminalpsychologisches, für sich in Anspruch nehmen. Um etwa drei Jahre jünger, als sein Bruder Hugo, scheint er noch weniger Unterricht und Erziehung genossen zu haben als jener, denn bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre hat er es nicht weiter gebracht, als bis zu der Stelle eines Kanzleidieners in einem Eisenbahnamte. Ein unschönes Gesicht mit gemeinem, nichtssagendem Ausdrucke, müde glanzlose Augen, eine schwache, tonlose Stimme im Vereine mit der verkümmerten,

gebeugten Gestalt des Körpers stempeln ihn in jeder Beziehung zu einem bedeutungslosen Schwächling, dem selbst die Energie des Verbrechens nicht innewohnt. Seine Lebenstage sind gezählt, auch wenn er vor dem Gesetze sein Leben bewahrt, denn der Keim einer unheilbaren Krankheit arbeitet schon längst an seiner Zerstörung. Die Betheiligung, die ihm an den Thaten seines Bruders und seines Genossen zufällt, läßt ihn auch zumeist nicht in der Rolle eines thätig eingreifenden Helfers, sondern vorwiegend in der eines Hehlers erscheinen, dem auch meistens nur ein geringer Theil der Beute zukommt. Allerdings ergreift er auch diesen mit verächtlicher Gier und bereichert sich und seine Gattin, ein slovakisches Bauernkind aus der Umgegend von Preßburg, ohne jede Scheu mit der Wäsche und den Kleidern der Opfer, die Hugo Schenk und Schlossarek beraubt haben! Man wird daher gewiß auch ihm keine Regung des Mitleids oder des Verzeihens entgegen bringen können. Wenn aber in unserer modernen Zeit die Tradition im Volke in Sage und Lied sich noch wie einst in frühern naivern Jahrzehnten der großen Verbrechergestalten bemächtigen würde — für Karl Schenk würde in solcher epischer Gestaltung kein Raum sein; sein Gedächtniß wird mit seinem unrühmlichen Lebensende für alle Zeit erlöschen, denn er zählt nicht einmal für den Criminalisten zu den „interessanten Fällen“.

Hugo Schenk war nach seiner Entlassung aus der Haft im März 1883 keineswegs ohne Geldmittel; er war im Besitze von 300 Fl., welche ihm seine aufopferungsfähige Gattin zugesendet hatte. Allein er machte durchaus keinerlei Versuch zur Begründung einer ehrlichen Existenz, sondern fand sich bei seiner Ankunft in Wien verabredeter Maßen gleich mit seinem Bruder und Schlossarek zusammen. Dieser verließ sogleich seinen Arbeitsort, in welchem er sich seit November 1882 doch ehrlich fortgebracht hatte, und mußte sich offenbar ganz zur Verfügung des Hugo Schenk bereit halten, der denn auch ohne lange zu zögern, zur Inscenirung einer ersten Gewaltthat schritt. Doch war dieser Plan nicht gegen irgend ein weibliches Wesen gerichtet, sondern es faßte Hugo Schenk diesmal einen jener Menschen in's Auge, welche täglich in so großer Anzahl ihre Dienstleistungen zu den verschiedensten Verrichtungen anbieten und dabei verrathen, daß sie auch im Stande sind, eine „Caution“ zu leisten. Daß solche bedauernswerthe Leute zu Opfern gewissenloser Betrüger werden, die ihnen unter dem Versprechen höchst verlockender Anstellungen ihre Ersparnisse abnehmen, ist leider nicht minder gewöhnlich, als der obenerwähnte „Heiratsschwindel“ und doch eben so häufig wiederkehrend. Die Voraussetzungen sind eben auf beiden Seiten dieselben; hier ein armer, ungebildeter und unerfahrener Mensch, der mit allen Mitteln eine ihm angemessene Stellung sucht und Garantie für seine eigene Ehrlichkeit bietet, dabei jedoch vertrauensselig daran vergißt, eine Bürgschaft für die Ehrlichkeit des Anderen zu begehren; dort ein Mädchen, das glaubt, sich einen Hausstand zu gründen, und beiden gegenüber ein in Lüge und Verstellung wohl erfahrener Gauner. Schenk ist, wie man sieht,

auf diesen beiden verwandten Gebieten zu Hause; nur mit dem Unterschiede, daß er nicht darauf rechnet, sich durch List und Ueberredung des fremden Eigenthums zu bemächtigen; er hat sich für diesen Fall eine besondere Art des Raubes ersonnen, die sich aus List und Gewalt in besonders schlauer Weise zusammensetzt und nur im Falle der Noth durch die Gewalt allein ersetzt werden soll. Er beschließt mit Gift und Revolver zugleich zu hantieren oder vielmehr hantieren zu lassen, denn er selbst hält sich diesmal in einer angemessenen Entfernung vom Schauplatze der That, ja er vermeidet schon vorher jede unmittelbare Begegnung mit dem auserlesenen Opfer; er fürchtet offenbar spätere Confrontirungen.

Der Gedanke zu dieser Art der Beraubung eines stellungsuchenden Mannes ist keineswegs ein in seinem Lebenslauf neu aufgetauchter. Nach seiner eigenen Angabe hat er schon im Jahre 1881 ein ähnliches Attentat an einem Manne, Namens Skala, im Verein mit einem seither verstorbenen, Strolche, Namens Zacherl, versucht, das nur in Folge des Ungeschicks und der Zaghaftigkeit des Zacherl mißlang. Skala hat die Erzählung des Vorfalles vollkommen bestätigt und die Mittheilung dieses mißglückten Versuches war es eben, die im Jahre 1881 Schenk und Schlossarek im Arreste einander näher brachte. Damals äußerte sich noch letzterer ganz zuversichtlich, ihm wäre so etwas nicht passirt. Allein ungeachtet dessen und obwohl Alles auf das Trefflichste vorbereitet schien, sollte doch auch dieses erste Unternehmen der beiden Genossen kläglich fehlschlagen. Franz Podpera, ein Müllergeselle und beurlaubter Dragoner, ließ sich zwar recht gläubig und vertrauensvoll von Karl Schlossarek, der den Stellenvermittler spielte, zum Zwecke einer angeblichen Bedienstung bis in eine ganz abgelegene Waldgegend in der Nähe von Gaja in Mähren verlocken, wobei ihnen beiden Hugo Schenk in einiger Entfernung folgte; allein er ließ sich nicht dazu bereden, von dem Branntweine zu genießen, der von Schenk zum Zwecke der Betäubung des Opfers mit narkotisirenden Substanzen gemengt worden war, und als Schlossarek nun seiner Instruction gemäß zum Revolver griff, um den Podpera von rückwärts niederzustrecken, setzte sich der wackere Mann tapfer zur Wehre, es entspann sich ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden kräftigen Gegnern, aus dem zwar beide verwundet hervorgingen, aber ohne daß der Zweck des Attentates erreicht wurde. Schlossarek floh zu seinem Genossen Schenk zurück, und legte, mit einer Revolverkugel im Schulterblatt, noch einen mehrstündigen Nachtmarsch zur nächsten Bahnstation und die ganze Reise nach Wien zurück, wo ihm das Geschoß erst von Schenk ausgezogen wurde, eine Leistung, die jedenfalls für ungewöhnliche Energie und Körperkraft Zeugniß gibt.

Dieser Vorfall hatte am 3. April 1883 stattgefunden. Der Mißerfolg hatte das Consortium keineswegs abgeschreckt; ja sie feierten gar nicht lange, denn schon am 21. April führt Schlossarek ein neues, von Schenk ausgeforschtes Opfer in der Nähe von Wien der versprochenen Bedienstung entgegen. Der Ort, wo der Mann durch narkotische Getränke

betäubt werden sollte, wurde vorher von allen drei Genossen sorgfältig ausgesucht und besichtigt und wieder fuhr Schlossarek mit diesem Manne, Namens Franz Bauer, mittelst der Bahn nach diesem, nur etwa eine Meile von Wien entfernten Orte, während Hugo Schenk ihnen folgte. Diesmal gelang die Ueberlistung vollkommen, Franz Bauer genoß von dem betäubenden Getränke (einer Lösung von Chloralhydrat in Liqueur) und verlor alsbald das Bewußtsein, so daß die beiden inzwischen wieder vereinigten Genossen ihn ohne Mühe seiner Baarschaft von etwa 170 Fl. berauben konnten.

Dieser Raubanfall, obgleich von einigem materiellen Erfolge begleitet, sollte die Thäter ihres Sieges doch nicht sonderlich froh werden lassen. Franz Bauer erlangte nach ziemlich kurzer Zeit seine Sinne wieder, erreichte nach wenigen Stunden seine Wohnung und erstattete die Anzeige. Die listige Einleitung des Anfalles durch die Vorspiegelung einer Bedienstung, die Thatsache, daß offenbar ein Complott mehrerer Personen vorlag und insbesondere der Umstand, daß der Anfall selbst in der Nähe Wiens, wenige hundert Schritte von einer ziemlich belebten Bahnstation am hellen Tage vollführt wurde — alles das erregte sogleich in hohem Grade die Gemüther der städtischen Bevölkerung und gefährdete die Situation der beiden Thäter. Schlossarek verließ, durch die Uniformstücke des Bahndieners Karl Schenk etwas unkenntlich gemacht, die Stadt auf etwa vierzehn Tage. Hugo Schenk aber machte sich indessen ganz unverdrossen wieder an's Werk. Da aber die Sache mit Bauer in Wien, wie er sich ausdrückt, so viel Lärm gemacht hatte, beschloß er, sich wieder seinem frühern Genre, dem Heiratsschwindel zuzuwenden. Hier fühlte er sich des Erfolges sicher; Frauenspersonen sind ja meist leichter zu überreden, besonders wenn die liebenswürdige Beredtsamkeit von einem ziemlich schmucken Manne ausgeht, der als Bräutigam auftritt, und schließlich ist von ihnen, wenn's zum Aeußersten kommt, ein physischer Widerstand, wie er bei Podbera die Pläne der Thäter so unangenehm durchkreuzte, nicht zu befürchten.

Es ist aber einleuchtend, daß Hugo Schenk in diesem Zeitpunkte nach den beiden Raubanfällen, deren er sich schuldig wußte, nicht mehr zu der früher geübten Ueberlistung zurückkehren konnte; er wußte recht wohl, daß seine Schiffe hinter ihm verbrannt seien, daß er jedenfalls, wenn einmal betreten, eine mehrjährige schwere Kerkerstrafe zu gewärtigen habe; er konnte auch nicht vergessen, daß in den beiden früheren Fällen seiner Abstrafung wegen Betruges gerade die Aussagen der beiden betrogenen Mädchen seine Verurtheilung herbeiführen mußten, daß also die Fortexistenz der bethörten Mädchen für ihn und seine Genossen die stete Gefahr der Entdeckung in sich schließen würde — und aus allen diesen Beweggründen dehnte er sein verbrecherisches Vorhaben weiter hinaus zu dem entsetzlichen, sorgsam vorbereiteten Entschlusse, die Personen, auf deren Habe er es abgesehen hatte, auch gewaltsam und für immer zu beseitigen. So konnten ihm, meinte er

wohl, die gefährlichsten Zeugen nach der That nicht gegenüberstehen — und leider haben es die Umstände mit sich gebracht, daß diese Berechnung nur allzulang eine ganz zutreffende bleiben konnte. Allerdings hat er es verstanden, diese Umstände zu seinen Gunsten höchst aufmerksam und schlau auszuwählen. Er leitete durch Inserate in den Journalen eine große Anzahl von Bekanntschaften mit Mädchen, meist der Klasse der Dienstboten angehörend, ein, besuchte jedes der Reihe nach, führte eine vielseitige Correspondenz, überzeugte sich bei jeder von dem Stande ihres Vermögens, ja er vergaß selbst nicht, darauf Bedacht zu nehmen, daß dieses meist ziemlich bescheidene Vermögen möglichst liquid, d. h. leicht zu erlangen sei. Solche Personen, die ihre Ersparnisse bei Eltern, Anverwandten, in einem Geschäft und dergleichen liegen hatten, waren vor ihm gesichert; die überließ er nach den ersten Unterredungen ihrem Schicksale. Nun weiß man ja, daß bei Dienstmädchen, wenigstens hierlands, eine der beliebtesten Arten der Capitalsanlage die Sparkassenbücher sind und in der That läßt ein solches an Bequemlichkeit der Verwerthung nichts zu wünschen übrig, da es zwar auf einen bestimmten Namen lautet, dieser aber kein wesentliches Merkmal für die Redlichkeit des Besitzes ist, das Buch vielmehr Jedem, der es vorweist, ohne Weiteres ausgezahlt wird. So konnte es denn nicht lange währen, daß Hugo Schenk in der Person eines Dienstmädchens, Namens Josephine Timal, die aus der Umgegend von Budweis stammend in Wien ziemlich fremd, sicherlich aber mit den Listen der heutigen Verbrecherwelt ganz unbekannt war — ein ganz geeignetes Object für seine Pläne entdeckte. Sie glaubte leichtlich seinen gleißnerischen Heiratsversprechen, verließ ihren Dienstort und war in Allem ein gefügiges Opfer seiner geistigen Ueberlegenheit. Schlossarek war inzwischen nach Wien zurückgekehrt und nun wurde zwischen ihnen beiden und mit Zuziehung des Karl Schenk als Berathers genau verabredet, wo und auf welche Weise Josefine Timal aus dem Wege zu räumen sei.

Wir sehen somit in diesem Stadium der Ereignisse die zum verbrecherischen Handwerk vereinigten Genossen an einem bedeutsamen Wendepunkte angelangt; sie schritten von dem durch List vorbereiteten Raube zum Raubmorde vor. Da ist es nun bemerkenswerth, daß wir bei Jenem von den drei Genossen, der die größte Intelligenz unter ihnen an den Tag legt und daher bemüht ist, in seine Verantwortung einiges System zu bringen und sich auf diese Weise wenigstens einigermaßen zu entlasten, das Bestreben wahrnehmen, die eigentliche Blutschuld, oder noch genauer gesagt, die Blutthat selbst von sich abzuwälzen. Es ist dies nach den Erfahrungen der Criminalistik keineswegs etwas ganz Neues und Unerhörtes. Vielmehr kommt es gar nicht selten vor, daß Verbrecher, welche die greuelvollsten Thaten ohne Scheu gestehen und hiernach schon unverkennbar einsehen müssen, daß sie ihr Leben nach dem Gesetze verwirkt haben, einzelne Nebenumstände, die auf ihr Schicksal gar keinen weiteren Einfluß mehr ausüben können, mit

Hartnäckigkeit in Abrede stellen und eher die abenteuerlichsten Fictionen zur Aufklärung solcher Umstände ersinnen, als ihre Wahrheit zugeben. Die Motive für solch absonderliches Verhalten sind oft ganz eigenthümlicher Art; manchmal liegt dem eine Gattung von Ehrbegriff zu Grunde, welche ihnen die schwerste That noch als etwas Rühmliches, irgend ein Detail aber als schändlich und diffamirend erscheinen läßt; manchmal ist's die Scheu, vor ihren Gesinnungsgenossen als feig und nachgiebig zu gelten u. dgl.

Ein ähnliches zeigt sich nun auch in dem vorliegenden Falle bei Hugo Schenk. Nicht nur daß er behauptet, Schlossarek sei derjenige, welcher darauf bestand, die betrogenen Mädchen auch zu ermorden, widrigens er nicht mehr „mitthue" — was im Hinblick auf die Charaktere der beiden Männer und die von Schenk in allen Fällen bewiesene Initiative ganz unannehmbar erscheint — will er auch bei den Verabredungen zum Morde stets die Bedingung gemacht, gewissermaßen den Vorbehalt für sich formulirt haben, daß nur Schlossarek allein die Mordthat selbst vollführen müsse, indeß er sich darauf beschränken wolle, die Sache einzuleiten, das Opfer am geeigneten Orte Jenem zuzuführen, niemals aber körperlich Hand anzulegen. So schwierig es auch war, an diesem Gedanken durch alles Nachfolgende festzuhalten, so sehr die Thatsachen auch zur Gewißheit des Gegentheils drängten, er beharrte zu jeder Zeit und bis in die letzte Stunde dabei, daß er selbst niemals an irgend eines der Opfer Hand angelegt habe, daß, wie er dies ausdrückt, „an seinen Händen kein Blut klebt". Eine merkwürdige Sophistik, ein Spiel mit Worten, welches sich bei Hugo Schenk vielleicht aus einer ungenauen Kenntniß des österreichischen Strafgesetzes erklärt, welche ihn glauben ließ, das Gesetz verhänge etwa nur auf den unmittelbaren Thäter, nicht aber auf irgend einen, in anderer Weise betheiligten Genossen des Mordes die Todesstrafe. Er stellt jedoch den Bestand eines solchen Irrthums in Abrede; er behauptet, wohl gewußt zu haben, daß auch seine Thätigkeit vom Gesetze mit der schwersten Strafe bedroht sei; es bleibt demnach als Erklärungsgrund für seine Verantwortung nur die Annahme übrig, er halte sich für besser als Jenen, den er als Vollstrecker seiner Pläne, als den eigentlichen Mörder bezeichnet; er setze einen Werth darein, in den Augen der Menschheit nicht als der Mann mit „blutbefleckten Händen" zu erscheinen, denn dieser höchst fraglichen Reinheit rühmt er sich mit stets wiederkehrender Beharrlichkeit.

Martin Dumollard, von dem ich oben Erwähnung gemacht, ist ihm hierin ganz gleich. Dieser Mann, der Sohn eines durch Henkershand gestorbenen Verbrechers, ein verwildert ohne jegliche Erziehung aufgewachsener unheimlich aussehender Geselle, mit düstern abschreckenden Gesichtszügen, hat der Beschuldigung, sechs Mordthaten begangen zu haben, dieselbe Verantwortung entgegengestellt, wie Hugo Schenk, der ihm sonst an Erziehung und äußerer Bildung, im Aussehen so wenig ähnlich ist. Dumollard befaßte sich durch eine Reihe von Jahren damit, Dienstmädchen vom Lande durch

die Vorspiegelung, ihnen einen angenehmen und gut bezahlten Dienstposten zu verschaffen, an einen, von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte möglichst entfernten Ort zu locken, reiste mit ihnen mittelst der Bahn ihrem Dienstorte zu, führte sie dann eine Zeitlang auf allerlei Kreuzungen und Seitenwegen bis an irgend eine abgelegene Stelle im Walde, wo sie von seiner Hand den Tod fanden oder, wenn dies nicht gelang, ihrer Habseligkeiten beraubt wurden. Alle ihm zur Last gelegten Gewaltthaten sind auf dieselbe Art eingeleitet und verübt; bei allen ist auch die Art seiner Verantwortung ganz dieselbe, so daß der Verfasser des Berichtes im „Pitaval" Anlaß nimmt, die Armseligkeit der Erfindungsgabe Dumollards hervorzuheben. Hunderterlei Habseligkeiten der Ermordeten werden in seiner einsamen Behausung gefunden, zahlreiche Zeugen erkennen ihn mit aller Bestimmtheit, ja sein eigenes Weib, durch Jahre die Mitwisserin seiner Thaten, zeugt gegen ihn, — dennoch beharrt er mit ganz stupidem Eigensinn dabei, daß er an keines der Mädchen Hand angelegt, daß er keines selbst gemordet habe. Um das glaublich zu machen und diese Behauptung mit den Thatsachen in möglichsten Einklang zu stellen, bringt er eine Erzählung von zwei unbekannten Männern vor, die ihn dazu gedungen haben sollen, ihnen die Mädchen zuzuführen, sie an den geeigneten Ort zu bringen; diese hätten dann in seiner Abwesenheit die Mädchen gemordet, er habe in angemessener Entfernung auf ihre Wiederkehr gewartet ꝛc.

Die Uebereinstimmung dieses Falles mit jenem des Hugo Schenk ist in jeder Beziehung eine ganz überraschende. Hier wie dort sind die Personen, gegen welche die Thätigkeit des Mörders gerichtet ist, nach socialer Stellung und Bildung derselben Art, hier wie dort sind die Listen und Lügen, durch welche sie in die Netze des Verbrechers gezogen worden, dieselben, nur daß in der Stadt nicht lucrative Dienstposten, sondern eine verlockende Heirat in Aussicht gestellt wird; ja in beiden Fällen ist die unhaltbare Ausflucht des Thäters bis zu kleinen Details die nämliche. Es ist als ob die Gehirnfunctionen dieser beiden Männer bei dem Entwurfe der Pläne zur That und in dem Augenblicke, in welchem sie sich gegen die furchtbare Anklage zu vertheidigen suchen, sich in ganz gleichen vorgezeichneten Kategorien bewegen würden.

Ich kehre nunmehr zu dem Falle Josephine Timal zurück.

Das Mädchen lebte der festen Ueberzeugung, daß es einer für seinen Stand sehr wünschenswerthen Heirat mit einem gebildeten, anständigen und wohlhabenden „Ingenieur" — denn als solchen bezeichnete sich Hugo Schenk jederzeit — entgegen gehe; bereitwillig übergab sie ihre Effecten, Koffer mit Kleidungsstücken, Wäsche und dergleichen den beiden Genossen des Schenk, angeblich zum Transporte auf die Bahn und folgte ihrem vermeintlichen Bräutigam, der sie glauben machte, die Reise gehe nach Krakau, wo die Hochzeit stattfinden, und dann nach Rußland, wo er eine glänzende Anstellung erhalten werde. Dies geschah am 21. Mai 1883.

Am 17. Juli 1883 sahen einige Studenten, welche in der romantischen Umgebung von Mährisch-Weißkirchen ganz ahnungslos umherzustreifen gedachten, aus dem kleinen See in der Tiefe des sogenannten „G'vatterloches" einen weiblichen, bekleideten Leichnam hervorragen, der, als er unter behördlicher Ueberwachung aus dem Wasser herausbefördert worden war, einen schon sehr vorgeschrittenen Grad von Verwesung aufwies. Dieses „G'vatterloch" ist eine wahrscheinlich durch vulcanische Gewalt entstandene Spalte in einem sonst ziemlich bescheidenen Berge und zeigt auf der einen Seite einen ganz jähen und felsig schroffen Absturz von etwa 30 Klafter Höhe; im Grunde dieser Erdspalte findet sich eine Wasseransammlung von nicht eben beträchtlicher Tiefe, doch immerhin bedeutend genug, um einen menschlichen Körper, der irgendwie auf dem Boden dieses kleinen Sees festgehalten wird, dem Auge zu verbergen. Die emsigsten und nach allen Seiten ausgedehnten Nachforschungen der Behörden vermochten die Identität der aufgefundenen Leiche mit einer bestimmten Person nicht zu ermitteln und somit blieben auch die Urheber des Mordes — denn ein solcher lag unverkennbar vor — in Dunkel gehüllt.

Es war Josephine Timal, welche dort auf solche Weise den Tod gefunden hatte. Die angebliche Reise nach Krakau erstreckte sich nicht weiter als bis in die Nähe von Weißkirchen, wo Hugo Schenk Geschäfte vorgab und nun mit ihr und Schlossarek, der sich auf der Bahn als Bekannter angeschlossen hatte, eine stundenlange Wanderung durch die Umgegend begann, die endlich an dem oberen Rande des G'vatterloches ihren Abschluß fand. Dort zerrten die beiden Männer das Mädchen bis zu dem erwähnten Absturze, Schlossarek band ihr einen in ein Tuch eingebundenen Stein um den Leib und ein letzter Stoß beförderte die durch den Genuß von Wein betäubte Timal in den Abgrund und auf den Grund des dort befindlichen Wassers.

Diese Art der Ausführung des Mordes blieb fortan typisch für alle von den Genossen durchgeführten Thaten. Der Ort der That war in diesem Falle von Schlossarek, der in Weißkirchen seine Knabenjahre verbracht hatte, als geeignet ausgewählt worden. Als Beute fiel den Mördern nebst den schon früher vertheilten und verwertheten Kleidungsstücken eine Baarsumme von 436 Gulden größtentheils als Erlös eines Sparkassenbuches zu, welches Schenk schon am Tage nach dem Morde in Wien behob. Am Abende desselben Tages besuchte er mit einem anderen Mädchen, mit welchem er schon seit Anfangs April ein Liebesverhältniß unterhielt, das Theater und unternahm am 23. Mai mit diesem, Namens Emilie H., eine kleine Vergnügungsreise nach Melk.

Josephine Timal hatte in Wien und in ihrer Heimat zahlreiche weibliche Anverwandte gleichen Namens, darunter eine Schwester ihres Vaters, Namens Katharina Timal, eine Person im Alter von 51 Jahren. Sie alle hatten von dem „Glücke" erfahren, welches Josephine durch die Verehelichung

mit dem „Ingenieur“ gemacht hatte, und freuten sich dessen bis zu dem Tage ihrer Abreise. Noch Anfangs Juli war in ihrer Heimat in der Nähe von Budweis ein Brief an ihren Vater eingelangt, der unverkennbar von ihrer Handschrift herrührt und das Datum: „Krakau, den 2. Juli“ an sich trägt, in welchem sie meldet, daß sie dort bei Verwandten ihres Mannes ist und ihr Glück preist, so gut verheiratet zu sein. Nach Angabe Schenks hatte dieser Brief den Zweck, die Familie der Timal über deren Schicksal zu beruhigen und von Nachforschungen abzuhalten und war zu diesem Behufe schon vor der Abreise noch in Wien von derselben über Aufforderung des Schenk geschrieben und diesem anvertraut worden. Er hat auch diese Wirkung richtig erzielt, obwohl bei schärferer Prüfung mancherlei daran auffällig erscheinen konnte; allein er hatte, wie sich zeigen wird, noch einen anderen Zweck. Die obige Summe von 400 Gulden wurde unter allen drei Genossen vertheilt, Hugo Schenk machte viele Reisen theils allein, theils mit seinen Genossen oder irgend einem weiblichen Wesen, versagte sich auch sonst nichts, so daß das Geld nicht lange vorhalten konnte.

Es wurden daher neue Pläne entworfen. Verhältnisse, welche er während eines zeitweiligen Aufenthaltes in der Gegend von Persenbeug an der Donau kennen gelernt hatte, gaben ihm den Gedanken zu einer neuen Art von Unternehmung ein, deren Gelingen allerdings von einer so großen Anzahl bestimmter Voraussetzungen abgehangen hätte, daß es beinahe verwunderlich erscheint, wie die Thäter auf deren richtiges Zusammentreffen mit soviel Zuversicht rechnen konnten. Zwischen dem Postamte in Persenbeug und jenem der kleinen Ortschaft Artstetten verkehrt zur Vermittlung der Brief- und Frachtenbeförderung nur ein Bote, der die Strecke zwischen den beiden obigen Orten allein und zu Fuß zurücklegt. Dieser Postbote sollte nach dem Anschlage Schenks betäubt oder sonstwie überwältigt werden, damit seine Postsendungen in die Hände der Räuber fielen. Da aber nicht anzunehmen war, daß gerade an dem für die That gewählten Tage irgend welche besonders werthvolle Sendungen an Adressaten in Artstetten unterwegs und im Besitze des Boten sein würden, so mußten eben solche erst herbeigeschafft werden. Dies geschah dadurch, daß einige Geschäftsleute in Wien bestimmt wurden, an den Oberförster H. und den Pfarrer D. in Artstetten Sendungen von Pretiosen, ausländischem Geld u. dgl. gegen Werthnachnahme abzuschicken, wobei ihnen der Tag der Absendung genau bestimmt wurde. Durch genaue Berechnung des Postenlaufes gelangte man sohin zur Kenntniß des Tages, an welchem der Artstettner Bote diese Werthobjecte in Händen haben müsse. Die drei Genossen verfügten sich auch an den Schauplatz der beabsichtigten That — allein, ein Zufall vereitelte das ganze, so mühsam erdachte und eingeleitete Unternehmen; ein Bauernbursche schloß sich dem Postboten auf seinem Wege an und die lauernden Räuber mußten ihre Beute fahren lassen. Der Mißmuth hierüber soll nach ihrer Schilderung ein sehr lebhafter ge-

wesen sein; es wurden die unausführbarsten Dinge geplant, aber schließlich mußten sie unverrichteter Dinge nach Wien zurückkehren.

Hugo Schenk ist aber nicht der Mann, der sich dem Schicksale beugt, wenn es ihm die Früchte eines verbrecherischen Planes verweigert. Seine ganze Denk- und Thatkraft vereinigte sich auf die Erfindung neuer Projecte. Es war ihm bekannt, daß Katharina Timal, die Tante der Josefine, die er bei dieser auch persönlich kennen gelernt hatte, viel wohlhabender sei, als diese es war; hatte sie ja doch der Josefine vor deren Abreise noch 200 fl. geliehen, weil sich diese schämte, vor ihrem „Bräutigam" zu arm zu scheinen. So stand es denn bald fest, daß auch Katharina Timal um ihren Besitz und somit auch um's Leben gebracht werden sollte. Sie hatte aber ihren Aufenthaltsort in Wien seither verlassen und sich zu ihren Verwandten nach Budweis begeben. Das ermittelte Schenk in kurzer Zeit durch Nachfrage bei den in Wien bediensteten Schwestern der Josefine und nun ging zuerst der oben erwähnte Brief d. d. Krakau, 2. Juli, unterzeichnet „Josefine" und schon am 4. Juli ein Telegramm an die Familie Timal ab, durch welches Katharina Timal bestimmt werden sollte, nach Wien zu kommen. Dieser Person gegenüber war im Hinblicke auf ihr Alter natürlich die gewohnte Vorspiegelung einer Verheiratung nicht anwendbar; Schenk wählt also ein anderes Lockmittel. Das Telegramm zeigte die Trauung Josefinens mit ihrem Ingenieur an und enthielt die Aufforderung, die Katharina T. möge sogleich nach Wien kommen, da man sie dringend als Wirthschafterin benöthige. Es war zwar mit „Josefine Siegl" unterfertigt und dieser Name war der Familie unbekannt, allein einige weitere Telegramme, die die Unterschrift „Josefine Siegl, geb. Timal" trugen, gaben die gewünschte Aufklärung und Katharina Timal machte sich mit allen ihren Habseligkeiten auf den Weg; sie vergaß auch ihr Sparkassenbuch mit der Einlage von 1200 fl. nicht und wurde schon auf dem Bahnhofe von allen drei zu ihrem Untergang Verschworenen erwartet. Schlossarek und Karl Schenk bemächtigten sich ihres Gepäcks, indem sie es gleich in die Behausung des Letzteren schleppten, Hugo Schenk geleitete sie in einen Gasthof, wo sie die Nacht zubrachte. Am anderen Tage, es war der 13. Juli, fuhren die beiden ersteren voraus an den verabredeten Thatort, um eine geeignete Stelle zu ermitteln und Alles zur That vorzubereiten und mit dem Abendzuge folgte ihnen Hugo Schenk mit der unglücklichen Frau, der man den Glauben beigebracht hatte, die Landwirthschaft, der sie für ihre Nichte Josefine vorstehen solle, befinde sich an der Westbahn nächst der Donau. In der Station Krummnußbaum trafen alle vier zusammen und Hugo Schenk begab sich mit Katharina Timal auf den Weg, der diese angeblich zu ihrer Nichte führen sollte, indeß die beiden Anderen sich in der Nähe hielten. So zogen sie in mitternächtiger Stunde dahin, das Opfer von seinen Mördern umkreist, dem Donaustrome zu, der seine mächtigen Fluthen durch die schweigende Nacht wälzte! Auf ein gegebenes Zeichen stürzte sich der riesige Schlossarek von rückwärts auf das

arme Weib und warf sie zu Boden; er sollte sie der Verabredung gemäß erwürgen, allein die Verzweiflung scheint der bis dahin Ahnungslosen eine ungemeine Kraft verliehen zu haben, denn es entspann sich ein Kampf, in welchem der starke Mann des Weibes nicht Herr werden konnte; sie erhob sich zu sitzender Stellung — wenn sie zu fliehen, um Hilfe zu schreien vermochte, waren die Mörder verrathen — da griffen denn rasch die beiden Genossen ein, Karl Schenk hielt sie an den Hüften und Hugo Schenk schnitt ihr — wenn man der Angabe Schlossareks Glauben schenkt, mit seinem Taschenmesser den Hals durch. Und wieder wurde dem Körper ein schwerer Stein umgebunden und die Fluthen des Stromes rauschten bald über den Leichnam hinweg, den Greuel, den Menschenhand geschaffen, dem Menschenauge mitleidig verhüllend!

Zwischen den Geständnissen der beiden Hauptthäter dieser grausigen That offenbarte sich vor Gericht ein Zwiespalt in Ansehung der Thätigkeit, die speciell ein Jeder dabei entwickelt hätte. Schlossarek behauptet, wie erwähnt, er habe hinreichend damit zu thun gehabt, das Opfer festzuhalten und zu Boden zu drücken, auch habe er gar kein Messer bei sich gehabt, sondern auf seine Aufforderung, ihm Beistand zu leisten, habe Karl Schenk ihm geholfen, die Timal am Aufstehen zu hindern, Hugo Schenk habe aber die tödtlichen Schnitte geführt. Dieser aber beharrt dabei, er habe an sie nicht Hand angelegt, die That habe Schlossarek allein vollführt, und er sei nur in der Entfernung von etwa 5 Schritten gestanden, habe das Geräusch des Kampfes gehört und die Gestalten der Männer in der Dunkelheit gesehen, als sie den Körper zum Strome schleppten, ohne selbst einzugreifen. Abgesehen von seiner allgemeinen Verlogenheit und Verschmitztheit, zu welcher eine gewisse Offenheit und gradsinnige Derbheit des Schlossarek bei all seiner Rohheit in bemerkenswerthem Contrast steht, macht auch die ganze oben geschilderte Situation diese Angaben Schenks unannehmbar. Es scheint gar sehr, daß der unvermuthete und so energische Widerstand des Weibes ein rasches und gründliches Eingreifen aller Verbündeten zur Beendigung des Kampfes gebieterisch erforderte und dem Schenk, wenn er sich auch vielleicht in der That vorgesetzt hatte, nur die Anderen für sich arbeiten zu lassen, ein solches Verharren in der Stellung eines müssigen Zuschauers nicht gestattete. Den Besitz eines Messers, wie es Schlossarek bezeichnet, konnte er nicht in Abrede stellen.

Am 24. Juli wurde der Körper der Katharina Timal aus der Donau gezogen, die ihn trotz des noch daran haftenden Steines im Gewicht von 15½ Kilogramm dennoch an's Ufer spülte. Er zeigte fünf Schnittwunden im Gesicht und am Halse auf, von denen die letzteren tief eindringend und die großen Blutgefäße durchtrennend den Tod nahezu unmittelbar herbeiführen mußten. Aber auch einige Pretiosen und eine Baarschaft von 14 fl. 62 Kr. fand man in den Kleidertaschen der Leiche, ein Beweis, daß die Thäter sich ungemein beeilten, dieselbe zu beseitigen, ohne etwa nach

Geld oder Geldeswerth zu forschen, obgleich sie allesammt damals von Baarmitteln so sehr entblößt waren, daß sie nicht einmal den Fahrpreis zur Rückreise nach Wien entrichten konnten. Hugo Schenk war zwar im Besitze des Sparkassenbuches, das er auch schon am nächsten Tage in Wien behob, allein das ließ sich dazu nicht verwenden; er hinterließ daher an der Bahncasse einen Handkoffer zur Deckung und es beweist eine seltene verbrecherische Kühnheit, daß er sich nicht scheute, wirklich schon am nächsten Tage in die Nähe des Ortes, an welchem sich ein so erschütterndes Ereigniß zugetragen hatte, zurückzukehren, um diesen Koffer auszulösen.

Es war nicht klug gehandelt, daß Hugo Schenk sich durch seine Habgier verleiten ließ, zwei Personen aus einer Familie zu Opfern zu erwählen, eben nur, weil die zweite so namhafte Ersparnisse besaß. Noch weniger klug war es von ihm, daß er sich bei Josefine Timal, da doch ihre Tödtung von Anbeginn eine beschlossene Sache war, unter seinem wahren Namen, als Hugo Schenk einführte. Denn die Schwestern derselben kannten diesen Namen als den des Bräutigams und nachmaligen Gatten ihrer Schwester Josefine und wenn auch die Verwandten in Budweis an dem Namen „Siegl" in jenem Telegramm vom 4. Juli nicht lange Anstoß nahmen, so erinnerten sich doch die in Wien wohnhaften später ganz wohl dieses Namens und das mußte, sobald endlich den Verwandten das spurlose Verschwinden ihrer beiden Familienangehörigen zu auffällig wurde und sie der Behörde hiervon Anzeige erstatteten, zu seiner unverzüglichen Ergreifung führen. Es ist überhaupt ganz merkwürdig, daß Hugo Schenk, so leicht ihm sonst Lüge und Verstellung sein mochten, so sehr er auch in allerlei Fabeln erfinderisch war, in Betreff der Veränderung und Erdichtung von Namen so ungemein arm an Phantasie war, denn wenn er sich nicht Hugo Schenk nannte, verstieg er sich höchstens dazu, sich als „Ingenieur Karl Schenk" oder „Ingenieur Karl Schlossarek" zu bezeichnen oder in Briefen zu unterfertigen. Sein „Fürst Wielopolski" aus dem Jahre 1869 her blieb dabei allerdings seine Lieblingsdichtung, allein mit der trat er doch immer erst in sehr vertrauten Momenten und nur einzelnen Personen gegenüber hervor, ohne dabei einen anderen Zweck als den einer beinahe naiven Großthuerei zu verfolgen.

Diese Beschränktheit in der Erfindung wurde in der That auch an ihm zur Verrätherin. Ehe dies aber geschah — in den letzten Tagen December — wurde die Stadt Wien wieder durch ein Ereigniß erregt, dessen Umstände zwar die Annahme eines Verbrechens nahelegten, allein doch weder diese Vermuthung zur Gewißheit, noch aber die Behörde zu einer Spur des allfälligen Verbrechers gelangen ließen.

Am 20. August fand Baron B., der seine Wohnung drei Wochen vorher unter der Obhut seiner Dienstmagd Theresia Ketterl verlassen hatte, diese Wohnung in ziemlicher Unordnung und erfuhr, daß die Magd seit dem 4. August Nachmittags von Niemand in der Umgebung mehr gesehen worden war. Man glaubte, sie sei zu ihren Verwandten gereist. Die ersten Nach=

forschungen ergaben, daß sie in der letzten Zeit öfters Besuche eines ziemlich elegant aussehenden Mannes erhalten hatte, der als ihr Verehrer angesehen wurde und der auch am 4. August Nachmittags mit ihr in der Straße, von der Wohnung sich entfernend, bemerkt worden war. Sie trug damals einen kleinen Koffer mit sich, der zur Verwahrung und zum Transporte eines Hündchens diente, welches sich in ihrer Begleitung befand. Dieses Kofferchen wurde am 5. August Abends in einem Waggon zweiter Klasse des von Salzburg anlangenden Eilzuges gefunden, sonst aber wurde auch nicht die mindeste Spur der Vermißten entdeckt. Einige Zeit lang beschäftigte sich die Oeffentlichkeit mit diesem räthselhaften Verschwinden, allerlei Möglichkeiten wurden hin und her erwogen, allein im Grunde genommen war es mehr die Neugierde, welche sich um die Lösung dieses Räthsels bemühte und bald war über die anderweitigen Tagesereignisse die ganze Angelegenheit nahezu vergessen. Als aber die Behörde in Folge der Anzeige der Familie Timal den Lebenslauf des Hugo Schenk zu erforschen begann, war es geboten, auch diesen Fall mit seiner Person in Zusammenhang zu bringen. Durch längere Zeit leugnete er beharrlich, die Theresia Ketterl gekannt oder mit ihr jemals verkehrt zu haben und wollte den auffallenden Besitz beträchtlicher Geldsummen, der ihm für die Zeit unmittelbar nach dem 5. August nachgewiesen wurde, dadurch erklären, daß er behauptete, er habe damals in Monaco im Roulettespiel große Gewinne gemacht. Als er aber den gegen ihn vorgebrachten Beweismitteln nicht mehr länger, ohne in's Absurde zu verfallen, entrinnen konnte, gestand er zu, die Ketterl gekannt, mit ihr unter der Maske eines Heiratswerbers verkehrt und sie auch in der That am 4. August zu einer Landpartie abgeholt zu haben, von der sie eben nicht mehr wiederkehrte. Aus dem bisher Gesagten erhellt schon, daß es dem Schenk nach den beiden Fällen mit den Timals schon recht lästig war, den Erlös immer mit den beiden Genossen der That theilen zu müssen und daß er deshalb nun einmal Etwas ganz „auf eigene Rechnung" zu unternehmen beschloß. War er aber mit dem Opfer ganz allein, so mußte es ihm, sobald er zum Geständniß schritt, einige Schwierigkeit bereiten, auch unter diesen Umständen bei der von ihm stets festgehaltenen Behauptung zu beharren, er habe niemals an irgend Jemand selbst Hand angelegt. Es zeigte sich daher auch in seiner Verantwortung betreffs der Theresia Ketterl eine Unsicherheit, ein Hin- und Herschwanken zwischen zwei Variationen, ein stetes Widerrufen und sich selbst Lügenstrafen, wie es sonst, wenn er seinen Vollstrecker Schlossarek mit sich hatte, nicht vorkam. Seine erste Darstellung der Begebenheiten, die das Verschwinden der Ketterl erklären sollten, ging dahin, er sei mit ihr am 4. August nach St. Pölten, am andern Morgen zeitlich nach Lilienfeld gefahren und habe von dort mit ihr einen mehrstündigen Spaziergang in das dortige Gebirge unternommen, bis sie an einem sehr abseitig gelegenen und wenig begangenen Punkte angelangt seien, wo sie einige Zeit Rast machten. Er beschrieb den zurückgelegten Weg so genau, daß kein Zweifel darüber

bestehen konnte, er habe ihn wirklich irgend einmal gemacht und die hierüber zu Rathe gezogenen Forstorgane der Stiftsherrschaft Lilienfeld bezeichneten die Stelle, wo Hugo Schenk mit der Ketterl Halt gemacht haben will, als die sogenannte „Sternleiten“ auf der Reisalpe. Dort also angelangt, erzählt Schenk weiter, habe er im Laufe des Gespräches den Revolver, den er stets bei sich zu tragen pflegte, ungeladen hervorgezogen, der Ketterl den Mechanismus der Waffe erklärt und sie dann scherzend gefragt, ob sie den Muth haben würde, dieselbe gegen sich abzudrücken. Das habe die Ketterl auch wirklich gethan, natürlich ohne sich zu verletzen, da doch die Waffe nicht geladen war. Nach Verlauf eines gewissen Zeitraums habe er dann diese Frage an sie erneuert, sie habe das frühere Spiel, an die Ungefährlichkeit der Waffe glaubend, wiederholt, sich aber — da er inzwischen heimlich die Patronen in die Läufe eingeschoben hatte, durch einen in ihre Schläfe abgefeuerten Schuß getödtet.

Die Erzählung klingt ziemlich unwahrscheinlich und es ist nicht recht abzusehen, welchen Zweck Schenk mit dieser Darstellung, wenn er sie erdichtet hat, erreichen will, denn Jedermann wird ohne Weiteres zugeben müssen, daß die oben geschilderte Handlung, durch welche die Getödtete von ihrem Begleiter durch listige Vorkehrungen und Vorspiegelungen verleitet worden sein soll, sich ohne es zu wissen selbst zu tödten — ganz ebenso als ein tückischer Mord angesehen werden muß, als ob sie durch einen von ihm abgegebenen Schuß hingestreckt worden wäre. Das scheint aber auch Hugo Schenk nach einigem Nachdenken während der Dauer der Untersuchungshaft erkannt zu haben und darum trat er plötzlich mit einer ganz neuen Erzählung auf, die er offenbar für sehr gelungen hielt, weil er meinte, durch dieselbe nicht nur im Einklange mit seiner bisherigen Methode das persönliche Handanlegen an das Opfer erfolgreicher zu negiren, sondern auch die Mitwissenschaft und Schuld an dem Tode desselben noch viel weiter von sich abzuwälzen. Freilich leidet diese neue Darstellung an einem noch viel höheren Grade innerer Unwahrscheinlichkeit als die frühere, welche dadurch als erdichtet bezeichnet wird. Er will eines Tages in der Nähe Wiens auf einem Spaziergange einen Mann begegnet haben, der sich ihm gleich als Räuber von Gewerbe zu erkennen gab, doch habe er, Schenk, dem Manne erklärt, er sei ja selbst „vom Geschäft“ und so hätten sie sich mit einander zu irgend welchen Thaten verbündet. Darnach wäre durch ihn die Ketterl ausgeforscht worden und der Fremde, den er „Wagner“ nennt, habe sich bei derselben als Verehrer eingeführt, auch mit ihr die Reise nach St. Pölten am 4. August angetreten, wobei Schenk ihnen folgte, ohne aber mit der Ketterl direct in Verkehr zu treten. Nun folgt der Spaziergang in die „Sternleiten“ wie oben; auch hier ging Schenk den Beiden nach und wartete einige Stunden auf ihre Wiederkehr. Da aber Niemand mehr zum Vorschein kam, sei er nach St. Pölten zurückgekehrt und mit den Effecten der Ketterl, nämlich Koffer mit Pretiosen, Sparkassenbuch und Werthpapieren nach Wien

abgereist. Seither habe er weder den Wagner noch die Ketterl wieder gesehen und wisse nicht, was mit dieser geschehen sei; wenn sie ermordet worden, so müsse das Wagner gethan haben, doch war eine solche That zwischen ihnen nicht vorher verabredet gewesen u. s. f.

Es ist beinahe schon widerlich, sich mit diesem vermeintlich so schlauen Lügengewebe weiter zu beschäftigen und seine inneren Unwahrheiten im Einzelnen nachzuweisen; es zeigt eben nur das Bestreben, für diese That einen Genossen zu finden, dem man die Verantwortlichkeit für dieselbe zuschieben könnte, wie dies in den übrigen Fällen mit Karl Schlossarek geschah, und erinnert lebhaft wieder an die geheimnißvollen zwei Männer des Martin Dumollard, die diesen dazu benutzten, ihnen die Opfer zuzuführen, dann deren Ermordung in seiner Abwesenheit vollführten, die Beute aber dennoch ganz ihm allein überließen.

Schenk widerrief auch alsbald wieder diese ganze Erzählung von dem Räuber Wagner als erdichtet und kehrte zu seiner ersten Darstellung zurück, um endlich bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung, bei der er zuerst über den Fall Ketterl jede Aeußerung verweigerte, schließlich doch wieder die Variante „Wagner" als wahr, als Andere als erlogen zu bezeichnen.

Es muß hier bemerkt werden, daß die Leiche der Theresia Ketterl bis zum Tage der Urtheilsfällung (15. März) nicht aufgefunden worden ist, weil die Verhältnisse in der Sternleiten, in welcher dieselbe nach Schenks ursprünglicher Angabe zu suchen wäre, wegen des tiefen dort abgelagerten Schnee's jede Nachforschung vereitelt hätten.

Am 5. August Abends kam Hugo Schenk sehr wohlgemuth mit dem Salzburger Schnellzuge in Wien an, traf hier in einer Gasthauslocalität mit seiner Freundin Emilie H. und deren zahlreichen Verwandten, die er schon vor seiner Abreise dahin bestellt hatte, zusammen, erzählte von den Mühseligkeiten seiner Reise, dem Ausgange seiner Geschäfte in München, kramte gleich aus seinem Reisekoffer eine Menge Schmucksachen aus, die er als „Brautgeschenke" für Emilie bezeichnete, und entwickelte bei alledem einen ganz ungewöhnlichen Appetit. Am anderen Tage behob er das Sparkassenbuch der Ketterl mit 1177 Fl. und veräußerte Werthpapiere um den Betrag von 1189 Fl., welche, wie seither dargethan, aus dem Besitze derselben herrührten. Auch mit diesem so namhaften Erlöse der letzten That verfuhr er durchaus nicht sparsam; die Pretiosen verschenkte er an mehrere Frauenspersonen, an Geld verborgte er mehreres und verausgabte es in Gastgelagen und Reisen. Bis zum 20. August verweilte er mit Emilie H. und deren Angehörigen in Stettin. Als aber an diesem Tage die Wiener Journale die Nachricht brachten, daß das Verschwinden der Theresia Ketterl zum Gegenstande von behördlichen Nachforschungen gemacht werde, reiste er sogleich nach Wien, offenbar um sich hier über den Stand der Dinge genau zu unterrichten, und berief, als er sah, daß die Schmucksachen der Ketterl in

allen Blättern genau beschrieben wurden, die Emilie H., die sich im Besitze der meisten befand, nach Breslau, wo er ihr dieselben abnahm und sie theils umändern ließ, theils beseitigt haben will. Um einen Vorwand, warum dies nothwendig sei, war er dieser offenbar sehr leichtgläubigen Person gegenüber durchaus nicht verlegen, denn da er ihr anvertraut hatte, daß er der Fürst Wielopolski und daheim in Rußland politisch compromittirt sei, schien ihr seine Mittheilung sehr glaublich, daß ein Comitee der Nihilisten ihm auf den Fersen sei, seine Handlungen genau überwache und diese Schmucksachen an ihm leicht zum Verräther werden könnten u. s. w.

In den Monaten September, October und November hielt er sich größtentheils in Wien und Umgebung auf und bemühte sich, neue Bekanntschaften mit Mädchen anzuknüpfen. Sein Verkehr und sein Briefwechsel waren zu diesem Ende von einer ganz erstaunlichen Vielseitigkeit. Im October trat er mit einer Person, Namens Josefine Eder, in Verbindung, einer ziemlich einfältigen und ganz willensschwachen Dienstmagd, der er ihre Ersparnisse mit etwa 1200 Fl. ohne Mühe entlockte und sie überdies noch zu wiederholten Diebstählen in der wohlhabenden Familie, in welcher sie auch noch nach ihrem Austritte aus ihrer Bedienstung gastliche Aufnahme fand, verleitete; im November schloß er sich an ein Mädchen Namens Rosa Ferenczy an, die ihn gleichfalls für ihren zukünftigen Ehegatten hielt und bei alledem unterhielt er, noch ganz abgesehen von mehrfachen andern Beziehungen ähnlicher Art, immer noch das Verhältniß mit Emilie H., so daß er in der letzten Zeit die letztere in Salzburg, die Josefine Eder in Linz und die Ferenczy in Wien zu unterhalten und jede von Tag zu Tag mit der erhofften Verehelichung zu vertrösten bemüssigt war. Für seine häufigen oft wochenlang währenden Abwesenheiten schützte er bei jeder dieser Personen stets Geschäftsreisen vor.

Die Schilderung der blutbedeckten Laufbahn dieses Mannes nähert sich ihrem Ende; wir sind bei der letzten seiner Thaten angelangt, die nur wenige Tage vor seiner Verhaftung noch in's Werk gesetzt wurde.

Rosa Ferenczy stammte aus dem fernen Siebenbürgen, hieß richtiger „Temeth" und hielt sich in Wien aus Gründen, die nicht aufgeklärt werden konnten, unter einem falschen Namen auf. Sie wird von den Personen, bei denen sie über Antrieb des Hugo Schenk nach ihrem Austritte aus ihrem letzten Dienstorte Unterstand hatte, als eine schwermüthige Person geschildert, die häufig Thränen vergoß und nicht leicht zu erheitern war. Es ist, als ob irgend ein quälendes Geheimniß ihre Erinnerung getrübt und ihr Gemüth bedrückt hätte. Auch ließ sich Hugo Schenk dem Schlossarek gegenüber dahin vernehmen, sie dränge ihn fortwährend, doch endlich sein Versprechen, sie zu heiraten, zur Wahrheit zu machen und sei ihm deshalb schon sehr lästig. Sie besaß zwar ein Sparkassenbuch mit etwa 380 Fl., allein zu dessen factischer Erlangung bedurfte es gewisser gerichtlicher Förmlichkeiten, die sich

nicht beschleunigen ließen und ihn zwangen, einen bestimmten Termin ab-
zuwarten, nach dessen Ablauf er sich desselben erst bemächtigen konnte. Dies
geschah denn nun am 21. December 1883 und schon am 24. reisten Schenk
und Schlossarek miteinander nach Preßburg, dessen Umgebung ihm von einem
früheren Besuche in Wolfsthal bekannt war. Dort sind die Schwiegereltern
des Karl Schenk, slovakische Landleute seßhaft und als der Plan, die Ferenczy
aus dem Leben zu schaffen, zwischen den drei Genossen besprochen wurde und andere
Orte, welche in der Nähe von Olmütz und dann wieder bei Melk an der Donau
besichtigt worden waren, sich als ungeeignet erwiesen hatten, äußerte Karl
Schenk, in Preßburg gebe es überall „Wasser genug". Während der beiden
Weihnachtsfeiertage machten sich nun Hugo Schenk und Schlossarek mit der
Umgegend dortselbst des Nähern vertraut, am 23. December brachte ersterer ein
Beil mit kurzem Stiel und breiter Schneidfläche käuflich an sich und am
29. December wurde Rosa Ferenczy von ihnen beiden aus ihrem damaligen
Wohnorte in einer Vorstadt Wiens abgeholt. Ihre Habseligkeiten waren
schon früher in einem Koffer von Karl Schenk entnommen worden, der sie
auch veräußerte, und es handelte sich somit in diesem Falle, da auch ihr
baares Geld bereits im Besitze des Hugo Schenk war, um die Beseitigung
der Rosa Ferenczy eigentlich nur zu dem Zwecke, um ihrem steten Drängen
zur Verheiratung, das schließlich zu einer strafgerichtlichen Verfolgung
wegen Herauslockung ihres Vermögens führen mußte, ein Ende zu machen.
Sie folgte auch willig nach Preßburg, da Hugo Schenk sie glauben machte,
die Trauung werde dort stattfinden, und im Laufe des Nachmittags verfügten
sich alle drei nach Wolfsthal, wo sie sich durch mehrere Stunden im
Gemeindegasthause aufhielten, angeblich, weil einer der Trauzeugen dort in
der Nähe wohne und sein Eintreffen abgewartet werden mußte. So brach
allmählich die Dunkelheit heran und um 7 Uhr Abends machte sich Rosa Ferenczy
mit ihren beiden Begleitern auf den Rückweg nach Preßburg. Der zurück-
zulegende Weg liegt auf der rechten Uferseite der Donau und führt die
ganze, etwa eine bis anderthalb Stunden lange Strecke durch dicht- und
hochbewaldete Auen, zum Theil in unmittelbarer Nähe des Stromes. Um
die zehnte Abendstunde hörten die in der Umgegend wohnhaften Leute, Jäger,
Fischer u. s. w., von ihren Behausungen aus lang gedehnte, erschütternde
Hilferufe einer weiblichen Stimme von der Insel „Griechenau" herüber
ertönen, die Hunde schlugen an und ließen sich nicht zur Ruhe bringen —
endlich aber verstummte Alles und die Menschen gaben sich mit der
Meinung zufrieden, es werde eben nur eine Schlägerei gewesen sein.
Gegen elf Uhr Nachts aber hatte der Fährmann der gegenüber der Stadt
Preßburg gelegenen Flußüberfuhr zwei Männer aus den Auen auf das
linke Donauufer zu bringen. Es waren dies Hugo Schenk und Schlossarek,
die aber schon gegen vier Uhr Morgens den Gasthof, in welchem sie eingekehrt
waren, verließen und sich nach Wien zurückbegaben. In den nächsten Tagen
sahen Leute, welche längs des Donauufers den oben beschriebenen Weg

zurücklegten, im zollhohen Schnee zahlreiche verworrene und zum Theil verwischte Fußspuren von drei Personen, hie und da Blutflecken und zum Wasserrande hinab eine Bahn, die den Eindruck machte, als ob ein breiter Gegenstand dorthin geschleift worden wäre. Im Wasser selbst tauchte aus dem plötzlich gesunkenen Wasserspiegel ein schwarzer Frauenkleidrock hervor und als man schließlich am Ufer zerstreut eine Anzahl von Blechknöpfen, wie sie an Frauenjacken verwendet werden, Haftspangen mit abgerissenen Stofftheilen und eine Menge von Korallenperlen vorfand, die bis in die Fugen der Uferböschung hinab an den Wasserspiegel gleichsam den Weg anzeigten, den ihre frühere Besitzerin zurückgelegt haben mußte — konnte es nicht zweifelhaft sein, daß hier ein Mord verübt worden sei. Die Mittheilung hiervon gelangte an die Behörde nach Wien zu einer Zeit, als sich Hugo Schenk und Karl Schlossarek bereits in Gewahrsam befanden, und letzterer legte auch alsbald ein Geständniß der That ab, dem Hugo Schenk später größtentheils zustimmend folgte. Hiernach haben sie die Rosa Ferenczy in jener Nacht durch Beilhiebe auf den Kopf zu Boden geschmettert, den Körper beschwert und dann in die Gewässer des Stromes hinabgestoßen. Die Verantwortung der beiden Genossen unterscheidet sich auch in diesem Falle nur dadurch, daß Hugo Schenk wie früher immer behauptet, er habe die Rosa Ferenczy in keiner Weise berührt, sondern sich zuwartend in einer Entfernung von einigen Schritten aufgehalten, um etwa vorüberkommende Personen abzuwehren, während Schlossarek erzählt, er habe nur den ersten Streich von rückwärts mit der Hacke gegen die Ferenczy geführt, doch habe seine Hand dabei gezittert und indeß er sich nun beeilte einen Stein von der Uferböschung loszulösen und zum Festbinden um den Körper vorzubereiten, habe Schenk ihr noch mehrere Hiebe auf den Kopf versetzt. Nach allen Anzeichen, welche oben geschildert wurden, hat auf dem Thatorte ein ziemlich heftiger Kampf zwischen dem Opfer und den Mördern stattgefunden, dafür giebt auch der Umstand weiteres Zeugniß, daß ein Stückchen des Schleiers, welchen Rosa Ferenczy auf ihrem Hute trug, abgerissen an dem Aste eines Akazienbaumes gefunden wurde, somit an einem Orte, in dessen Nähe die Rosa Ferenczy, wenn sie gleich ohne Weiteres zu Boden gestürzt wäre und sich in keiner Weise zur Wehre gesetzt hätte, gar nicht gelangt sein konnte. Es ist daher anzunehmen, daß auch in diesem Falle, wie bei Katharina Timal, Hugo Schenk, der recht wohl wußte, daß eine Försterei und andere bewohnte Häuser sich in der Nähe befinden, dem Schlossarek zur Vollendung der That zu Hilfe eilen mußte.

Der Leichnam der Rosa Ferenczy wurde bis zum Tage der Urtheilsschöpfung nicht aufgefunden.

Ich übergehe, am Ende dieser sachlichen Darstellungen angelangt, den Verlauf der dreitägigen Gerichtsverhandlung mit Stillschweigen, denn obgleich zu derselben ein ungemein lebhafter Andrang von Zuhörern aus allen Kreisen der Bevölkerung stattfand, so war hierfür doch vorwiegend die Neugierde maßgebend, die drei Verbrecher zu sehen und ihre Verantwortung unmittelbar zu hören, als die Erwartung, etwa außerordentliche Enthüllungen zu vernehmen, da die Thatsachen zumeist schon vorher durch die Mittheilungen der Tagesblätter bekannt geworden waren. In Folge eines, ich möchte sagen zufälligen Umstandes, hatten über die Frage der Schuld der drei Angeklagten nicht Geschworene, sondern Fachrichter zu entscheiden, weil die österreichische Regierung durch eine besondere Verordnung und auf Grund eines verfassungsmäßig bestehenden Ausnahmegesetzes die Thätigkeit des Schwurgerichtes für diese Kategorie von Verbrechen auf die Dauer eines Jahres für Wien suspendirt hatte. Es entfiel daher auch die Spannung, mit welcher sonst in solchen Fällen die meist sehr zahlreiche Zuhörerschaft die Kundgebung des Ausspruches der Jury zu erwarten pflegt. Es entfiel vielleicht deshalb auch jeder Kampf und Widerstreit zwischen der Anklage und der den Angeklagten von Amtswegen beigegebenen Vertheidigung, da bei den in den Hauptpunkten vorliegenden Geständnissen der Schuldigen beide Proceßparteien wohl nur darin übereinstimmen konnten, daß das Erkenntniß des Gerichtshofes lediglich ein verurtheilendes sein müsse. Da endlich nach dem österreichischen Gesetze die Strafe fur einen vollbrachten Mord eine ganz absolut ausgesprochene ist und vom Richter nicht abgeändert werden kann, so war der endliche Ausgang des Verfahrens für alle drei Angeklagten ein solches, wie es durch das Maß und die Art ihrer Betheiligung an den in Frage stehenden Thaten und ihre gegenseitige Stellung zu einander vorgezeichnet war. Hugo Schenk bewahrte eine unerschütterliche Ruhe und gab seine Darstellungen selbst der gräßlichsten Vorgänge in solch geschäftsmäßiger Fassung, sprach von den „Spesen“ der oder jener Unternehmung, vom „Arrangement“ der Mordthaten und dergleichen, als ob von dem Betriebe eines Handels oder eines Gewerbes die Rede wäre; mit Karl Schlossarek stand er, wie zu erwarten, in sehr wesentlichen Punkten im Widerstreite und war ein Einklang zwischen ihren Angaben so wenig zu erzielen, wie etwa eine Versöhnung ihrer Gemüther. Schlossarek benahm sich offen, suchte nichts zu verhehlen oder zu beschönigen und gerieth nur in Erregung, wenn Schenk seinen Angaben widersprach; Carl Schenk trat aus seiner Apathie und Bedeutungslosigkeit nirgends heraus, suchte aber, wo er konnte, die Verantwortung seines Bruders gegen jene des Schlossarek zu unterstützen. Die bewegendsten Momente des Verfahrens waren daher, wie eben immer in solchen Fällen, jene, wo die „corpora delicti“, die Kleidungsstücke der Ermordeten vorgewiesen wurden, und jener Augenblick, wo die von Hugo Schenk zum Dieb-

stahle verleitete Josephine Eder, eine übrigens ganz uninteressante Persönlichkeit, und Emilie H. in den Gerichtssaal eintrat, die durch so viele Monate bis zum Tage der Verhaftung mit Schenk im engsten Verkehr gestanden hatte. Sie machte zur großen Ueberraschung der Anwesenden nach ihrer Vernehmung als Zeugin kein Hehl daraus, daß alle Enthüllungen, welche seit der Verhaftung des Schenk über diesen laut geworden waren, die Thatsache, daß er seit Jahren verheiratet sei, daß sie die Gunst des Schenk gleichzeitig mit vielen anderen Personen getheilt hat, ja auch seine furchtbare Blutschuld nicht im Stande seien, ihre Neigung zu ihm zu vernichten. Sie gab dadurch zu vielen Discussionen im Publikum Anlaß über die Räthselhaftigkeit und Unergründlichkeit des Frauenherzens überhaupt, das sich, wie dieser Fall darthut, weder durch die Regungen der Eifersucht noch durch eine Empfindung der Verachtung von ihrem Gefühle abwendig machen läßt; ich glaube aber wohl mit Zustimmung meiner geehrten Leser über die Erörterung dieses dunklen psychischen Gebietes aus mannigfachen Gründen hinweggehen zu dürfen. —

Ich frage mich, ob es nach all' dem Gesagten noch einer näheren Beleuchtung des Charakters der Hauptperson in diesen Begebenheiten bedarf? Seine Grundzüge ergeben sich, wie ich glaube, in ziemlich klar gezeichneten Linien. Es ist vor Allem der ausgesprochenste Hang zur Lüge, der Wurzel alles Uebels in der gesitteten Welt, die Hugo Schenk vom Betruge zu allen späteren Verbrechen aufsteigen ließ; sie ist es auch, die ihn als gemeinen, niedrigen und verachtungswerthen Menschen brandmarkt. Es ist ferner die Habgier, welche ihn nur nach fremdem Besitze streben und trachten ließ, ohne jemals einen ehrlichen Erwerb durch eigene Arbeit, auch wenn er die Mittel zum Beginn einer solchen besaß, zu versuchen. Es ist endlich auch noch ein anderer lichtscheuer Zug seines Wesens, den ich aus schuldiger Rücksicht auf den Leserkreis dieser Blätter nur andeuten kann. Er ist dem Hugo Schenk wie so manches andere noch mit Martin Dumollard, dem Mädchenmörder von Lyon, gemeinsam und findet sich bei vielen „großen" Verbrechern, deren Gewaltthaten zu anderen Zeiten die Menschheit erschreckt haben, mit dem Typus ruhiger und unerbittlicher Grausamkeit gepaart; neu ist in dem gegebenen Falle nur die Vergesellschaftung dieses Motivs mit dem der Gewinnsucht, welches doch für das Endziel der verbrecherischen Unternehmungen allein maßgebend war. Jenes secundäre Motiv trat aber bei Hugo Schenk selbst in solchen Momenten hervor, in denen nach sonstiger menschlicher Erfahrung eine furchtbare, den Urheber eines Mordes ganz beherrschende Aufregung vor oder nach der That alle andern Regungen absorbiren müßte. Seit der Entdeckung seiner Thaten, seitdem Hugo Schenk als vierfacher Mörder entlarvt war, bewegte ihn nur ein Gedanke, nur eine Empfindung, die, so unfaßbar sie auch für jeden normal gearteten Menschen sein mag, doch auch nichts besonders Ungewöhnliches in sich schließt: die Eitelkeit des „sensationellen" Verbrechers, der da meint, die Welt bewundere ihn doch

eigentlich mehr, als sie ihn mißachte. Er giebt sich der Ansicht hin, seine „Memoiren" würden weit über Oesterreichs Grenzen hinaus einen unerhörten Absatz finden und spricht bei dem Gedanken, dem Tode von Henkershand durch Gift zu entrinnen, von dem „Nimbus", der dann seinen Namen umgeben würde! Fürwahr, eine sonderbare Verkehrung der hergebrachten Begriffe, die leider von Reue und Zerknirschung über eigene Schuld nur allzuweit entfernt ist!

Endlich darf ich, soll das Bild dieser Individualität auch für den entfernter Stehenden möglichst getreu wiedergegeben sein, noch eines charakteristischen Merkmales nicht vergessen, das bei ihm besonders bemerkenswerth hervortritt und nach zweierlei Richtungen hin von Einfluß auf seine Entschlüsse gewesen ist. Man könnte dasselbe kurz mit Einem Worte als „Halbbildung" bezeichnen, doch scheint mir dieser Ausdruck theils an sich, theils für den gegebenen Fall bei näherer Erwägung nicht vollkommen zutreffend. Man weiß aus den Erfahrungen der Criminalistik aller Länder, daß eine erschreckende Anzahl von Verbrechern, und nicht eben die ungefährlichsten derselben, aus der Kategorie der sogenannten „Halbgebildeten" hervorgeht und betont auch W. Starke in seinem Buche über „Verbrecher und Verbrechen in Preußen" diese beklagenswerthe Thatsache. Nicht minder bekannt ist, daß die Halbbildung auch auf anderen Gebieten des socialen und staatlichen Lebens, die nicht unmittelbar unter die Sanction des Strafgesetzes fallen, als die Wurzel mannigfachen Uebels bezeichnet wird und es dürfte daher nicht ganz unangemessen sein, hier diesem Begriffe, der sich ganz und gar als ein Product der modernen Zeit darstellt, etwas näher in's Auge zu sehen und dabei zu untersuchen, in welchem Maße er für die Persönlichkeit eines Hugo Schenk von Bedeutung sein kann.

Es ist wohl ohne Weiteres einleuchtend, daß unter dem Worte „Halbbildung" keineswegs eine dem Umfange nach geringere Bildung oder ein minderes Maß an concretem Wissen verstanden werden kann, denn wer könnte von sich behaupten, daß er das ganze Maß menschlichen Wissens erfaßt und in sich aufgenommen habe; wer könnte sich dann berühmen, über die Grenze der Halbbildung hinaus gelangt zu sein? All' unser Wissen ist Stückwerk, vor Allem im einzelnen Individuum. Es ist darunter vielmehr jener klägliche Zustand zu verstehen, in welchen ein ursprünglich vielleicht begabter und zur Denkarbeit fähiger Menschengeist geräth, wenn er sich ohne alles concrete Wissen, somit ohne die erforderlichen Vorbedingungen an die höchsten Probleme der Menschheit heranwagt, die hergebrachten und bisher hochgehaltenen Begriffe als angeblich schaalen Ballast von sich wirft, aber nicht im Stande ist, irgend einen Ersatz an deren Stelle zu setzen. Wenn es unbestreitbar ist, daß hohe und wahre Bildung frei macht, frei vor Allem von Leidenschaft, Genußsucht und künstlichen Bedürfnissen, so macht die halbe Bildung ebenso zweifellos zum Knechte aller Schwächen und Fehler mensch-

licher Natur. Ihr Kennzeichen ist der Dünkel und Hochmuth, der sich von den Fesseln des Vorurtheils, von dem Glauben an alle transcendentale Welt, von der Achtung vor aller Erfahrung und Vergangenheit befreit wähnt, indeß er immer tiefer in die Sclaverei seiner eigenen Irrthümer versinkt; er verweigert die Unterwerfung unter irgend welche sittlich bindende Normen, erliegt aber wie ein schwaches Rohr jedem Hauche egoistischer Versuchung.

In ähnlichem Lichte erscheint uns der Geisteszustand Schenks. Von Natur aus mit einigen Gaben ausgestattet, erhielt er doch weder im Elternhause, wo der Kinder zu viele waren, noch nachher in der Fremde eine Erziehung, welche geeignet gewesen wäre, dieselben zu entwickeln. Von eigentlichem Wissen eignete er sich sehr wenig, von irgend welchen höheren Kenntnissen gar nichts an und in einem Alter, wo die Ausreifung des Mannes noch in weiter Ferne liegt, hatte er schon durch zwei Jahre im Kerker Aufenthalt zu nehmen. Hingegen scheint er, obwohl hierüber nichts festgestellt wurde, seinen Kopf mit vielerlei Lectüre ohne Wahl und Kritik angefüllt zu haben, aus der ihm ein Wust von fantastischen, unklaren und schwulstigen Ideen erwuchs, die schließlich jede bessere Regung überwuchern und ihn des Urtheils über seinen eigenen Werth oder Unwerth und die grenzenlose Verwerflichkeit seiner Handlungen berauben mußten, so daß Lüge, Habsucht und Grausamkeit leichtes Spiel mit ihm hatten. Er bezeichnet sich selbst als „Materialist“ und „Fatalist“, eine beliebte Formel für Menschen, die sich aller Rücksichten auf Gesetz und Sitte entäußert haben, dabei aber die Worte nicht verstehen, die sie da im Munde führen, und es verlautete, daß er sich zum Sterben nicht mit Hilfe eines Priesters vorbereiten wollte, sondern dazu nur eines „Philosophen“ und eines Arztes bedürfe. Wenn auch nicht verbürgt ist, daß er diese Aeußerung wirklich gethan habe, so entspricht sie doch an sich seinem Wesen; sie sieht ihm ähnlich, wie man zu sagen pflegt. Es liegt darin die ganze Ungeheuerlichkeit der Ueberhebung eines Menschen, der da glaubt, er könne sich, weil er selbst die Stimme seines Gewissens erstickt, alle Gebote der menschlichen Gesellschaft mit Füßen getreten und jede Mahnung an ein Jenseits in seinem Innern niedergerungen hat — zu jener Gruppe von Denkern zählen, zu der jederzeit nur die edelsten und erhabensten Geister der Menschheit gehört haben.

Wenn nun durch das Gesagte einigermaßen angedeutet ist, wie die halbe Bildung dieses Mannes seine sittliche Verworfenheit förderte, bestärkte und in's Unerhörte wachsen ließ, so ist auch andererseits nicht zu verkennen, daß theils seine persönlichen Geistesgaben, theils eine bei der großen Menge von Verbrechern gewöhnlichen Schlages nicht vorkommende Gewohnheit des Nachdenkens und reifern Ueberlegens ihn zur Verübung und längern Fortsetzung seiner verbrecherischen Thaten geschickter und befähigter machten, als dies sonst der Fall gewesen wäre. Denn die Vorbereitung und Einleitung dieser Unternehmen erfolgte schon mit schlauer Benützung der thörichten Schwächen

seiner Opfer; intellectuelle Ueberlegenheit und nicht unbedeutende Ueberredungsgabe ließen ihm die Ueberlistung dieser, sowie die Verführung seiner Genossen ohne Schwierigkeit gelingen; die Verübung der That, die Wahl des Schauplatzes für dieselben und das Geschick, die Entdeckung so lange als möglich hinaus zu schieben — sie alle stellen sich als eine gewisse Art geistiger Arbeit dar, wie sie eben nur bei derartigen criminalistischen Ausnahmsfällen vorzukommen pflegt.

Für die Allgemeinheit aber, für das staatliche Gemeinwesen vermöchte man, wie ich glaube, aus diesem Falle irgend eine Lehre für die Zukunft, irgend eine Weisung für allfällige Reformen mit Grund kaum abzuleiten, da mir der Verbrecher selbst und seine That durchaus nur ein individuell Gewordenes, von äußern Einflüssen Unabhängiges zu sein scheint.

Rudolf von Ihering.*)

Eine Zuschrift an den Herausgeber.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

Leipzig, den 1. Mai 1884.

Sie verlangen von mir eine Skizze über Rudolf von Ihering für das nächste Heft von „Nord und Süd". Lieferzeit: Vier Tage. Sehr kurz! Gleichwohl werde ich acceptiren, und zwar aus folgenden Gründen: Ich habe schon Mancherlei über, für und gegen Ihering geschrieben und auch schon einmal auf einem der Juristentage mit ihm gestritten. Letzteres über ein Institut, das nicht nur die Juristen interessirt, nämlich über das Rechtsinstitut der Vaterschaftsklage. Ihering vertheidigte dasselbe. Ich habe es bekämpft, unter Berufung auf den Grundsatz: „La recherche de la paternité est interdite." Denn ich glaube, daß heut zu Tage das weibliche Geschlecht mittels der Alimentenklage seine Revanche nimmt für einen Theil des Elends und Unrechtes, das die Männer vordem mittels der Hexenprozesse der besseren Hälfte der Menschheit zugefügt haben.

---

*) Unser verehrter Freund und Mitarbeiter, der Wirkl. Geheime Oberjustizrath Dr. Rudolf von Ihering in Göttingen, hat eine Erholungsreise nach Italien angetreten und ist daher völlig außer Stande gewesen, uns den gütig zugesagten Beitrag aus seiner Feder rechtzeitig für dieses Heft einzusenden. Aus diesem Grunde haben wir uns an einen anderen unserer geschätzten Mitarbeiter, Herrn Justizrath Dr. Karl Braun, dessen publicistische Gewandtheit und Schlagfertigkeit uns seit langen Jahren bekannt ist, mit der Bitte gewandt, uns in aller Eile etwas über Rudolf von Ihering zu schreiben, und er hat diesem Wunsche bereitwillig entsprochen. Dies zur Erklärung der Bemerkungen, mit welchen Karl Braun seinen Aufsatz einleitet. D. R.

Ich habe damals meine Ansicht in einer langen rechtsgeschichtlichen, culturhistorischen und volkswirthschaftlichen Abhandlung des Näheren zu begründen versucht. Sie ist zuerst in dem „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte" erschienen und dann in einem Sammelwerk „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers" (Band II. Abtheilung „Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechts und der Gesetzgebung"). Ich gab dieser Abhandlung das Goethe'sche Motto:

„Das Unvernünftige zu verbreiten,
Bemüht man sich von allen Seiten.
Es täuschet eine kurze Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist."

Das war im Jahre 1864 geschrieben. Allein ich hatte doch die Macht der Gewohnheit, welche „der Mensch seine Amme nennt", sehr unterschätzt, wenn ich die Frist, innerhalb welcher das Institut der Vaterschaftsklage (und der Alimentenklage der unehelichen Mutter und Descendenz) in Deutschland werde abgeschafft werden, als eine kurze proclamirte. Denn heute, zwanzig Jahre später, stehen die Dinge auf dem Gebiete der Legislation im Wesentlichen noch gerade so wie damals; d. h. in einigen deutschen Territorien, deren Gesetzgebung von dem Code Napoléon s. Z. beeinflußt worden, ist jenes Rechtsinstitut abgeschafft, in den übrigen aber besteht es noch. Unser damaliger Angriff ist also vorerst als zurückgeschlagen zu betrachten. Allein er wird sich erneuern. Wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren. Sobald der Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch für ganz Deutschland fertig gestellt ist, muß man von Neuem an diese Frage herantreten. Denn wenn auch zur Zeit ein starke — und wie ich glaube, wenig erfreuliche — Neigung herrscht, wichtige und ausgedehnte Rechtsgebiete, wie z. B. das des ehelichen Güterrechtes und das der Theilbarkeit und freien Vererblichkeit (oder Geschlossenheit) des ländlichen Grundbesitzes u. s. w., aus dem Bereiche der gemeinsamen einheitlichen Gesetzgebung auszuscheiden und der Particular- oder Territorial-Gesetzgebung auch fernerhin zu überlassen, so wird doch diese Frage schwerlich ebenfalls ausgeschieden werden, und es wird sich dann der Streit erneuern, ob das eine oder das andere der beiden einander diametral entgegengesetzten Systeme, welche hier und dort herrschen, für das deutsche Reich und dessen gemeinsame Gesetzgebung zu adoptiren.

Ein zweites Mal waren wir, Herr von Ihering und ich, beinahe zwanzig Jahre später verschiedener Meinung über einen Gegenstand, für den sich das ganze Publikum lebhaft interessirte, und zwar mit Recht. Denn es betraf nicht etwa eine „Doctorfrage", sondern eine Angelegenheit des täglichen Lebens, — nicht eine Frage des Rechts und der Gesetzgebung, sondern eine Frage der Sitte und der Gewöhnung. Die Erörterung bewegte sich auf einem Gebiete, auf welchem die legislativen Factoren — die Regierungen und die Parlamente — trotz ihrer hohen Gnaden und Gaben keineswegs Herr sind, wie ja nicht einmal in England das Parlament allmächtig ist.

Denn es existirt dort die landläufige und in den Rechten wohl begründete Redensart: „Das Parlament kann Alles, nur nicht einen Mann in eine Frau verwandeln, und umgekehrt.“ In einer andern Version, die ich für mindestens eben so richtig halte, heißt es: „Das Parlament kann Alles, nur nicht Jemanden zum Gentleman machen.“

Wie also hier dafür gesorgt ist, daß die parlamentarischen Bäume nicht in den Himmel wachsen, — eine Möglichkeit, vor der heut zu Tage so viele fromme und loyale Herzen zittern und beben und für deren Abwendung sie Ströme von Tinte vergießen, — so ist auch auf dem Gebiete dieser zweiten Streitfrage nicht der Gesetzgeber Herr, sondern die öffentliche Meinung, die communis opinio des Publikums, die Sitte und die Gepflogenheit. Und die Sitte ist stärker als das Gesetz. Sie erlaubt Dinge, die das letztere verbietet und verbietet Dinge, die das Gesetz erlaubt. Denn schon der alte klassische Jurist Paulus schreibt „Non omne quod licet, honestum est“, nicht Alles, was das Gesetz erlaubt, ist anständig oder ehrbar. Und in einer Stelle aus dem Ulpianus, welche in die Pandekten (lex I., § 5, Buch LX., Titel 13) aufgenommen ist, heißt es: „Quaedam, tamesti honeste accipiuntur, inhoneste tamen petuntur.“ Ulpian erörtert hier nämlich die Frage, ob eine Klage der Professoren auf Honorar von den Richtern zuzulassen sei. Er verneint dies unbedingt für die Professoren der Philosophie. Denn, sagt er, solche Professoren müssen Dienste für Lohn unter ihrer Würde erachten. Dann geht er zu den Professoren der Rechtswissenschaft über und meint: Auch für sie ist der Rechtsweg nicht zu eröffnen. Denn die Rechtskenntniß ist zwar eine sehr ehrwürdige Sache, aber von der Art, daß sie nach einem Geldpreis nicht geschätzt, noch durch Einklagung des Honorars vor Gericht herabgewürdigt werden darf; Manches kann, wenngleich es ehrbarer Weise genommen werden mag, doch nicht mit Ehren gefordert werden.

Das war die Weltanschauung zur Zeit des Ulpianus, und da sie in die Pandekten aufgenommen worden ist, so gilt sie selbst heute noch in den Ländern des gemeinen Rechts, in den Territorien des Corpus juris, von Rechtswegen, oder wie man zu sagen pflegt: „eigentlich“. Aber uneigentlich, d. h. in der That und in der Wahrheit, oder de facto gilt sie schon längst nicht mehr. Die Professoren können ihr Honorar einklagen, wie der Arbeiter seinen Lohn. Die Weltanschauung hat sich geändert. Die Sitte, die Gepflogenheit, die stärker ist, als das Gesetz, hat das Gesetz stillschweigend beseitigt, — ich möchte sogar sagen: auf eine etwas brutale und geringschätzige Weise. Aber unsere Gesetzesmänner haben sich dabei beruhigt. Sie sagen: „Das Gesetz ist in desuetudinem gekommen,“ oder wie man auf gut österreichisch sagt: „in Verstoß gerathen.“ Und damit Punktum.

Diese Reminiscenz aus dem Corpus juris, welches heut zu Tage in Folge der immer mehr um sich greifenden Unkenntniß der lateinischen und griechischen Sprache] immer weniger gelesen wird, obgleich es immer noch

gelesen und studirt zu werden verdient und auch dann noch gelesen zu werden verdienen wird, wenn wir — es wird wohl noch eine schöne Weile dauern — uns im Besitze eines gemeinsamen deutschen Civilgesetzbuches befinden, diese Reminiscenz, sage ich, führt mich auf den geharnischten und geistreichen Angriff, welchen Herr von Ihering zuerst im 1882er Aprilhefte der Westermann'schen Monatshefte und dann in einer separaten Broschüre, „Gegen das Trinkgeld" erhoben hat.

Er sagt:

„Untersuchungen, die ich über den Begriff der Sitte anzustellen hatte" — ohne Zweifel aus Anlaß seiner Studien über den „Zweck im Rechte", worüber ich später noch sprechen werde — „führten mich auf den der Unsitte; und ich wählte, um den letzteren an einigen Beispielen aus unsrer heutigen Zeit zu erläutern, neben dem Duell und den Leichenschmäusen, auch das Trinkgeld."

Am Schlusse seiner Abhandlung fordert Herr von Ihering die Deutschen auf, eine Art von Tugendbund zu gründen zur gänzlichen Ausrottung des Trinkgelderwesens, welche er als eine „Aufgabe der nationalen Pädagogik" bezeichnet, „zu der Jeder, der es mit dem Wohle des Volks ernst meint, seine Hand bieten müßte". Ja, er glaubt uns noch durch eine Art Straf- und Bußpredigt das verstockte Gewissen schärfen zu müssen, indem er hinzufügt:

„Man giebt uns Deutschen Schuld, daß wir einen Stein im Wege, an dem wir uns stoßen, ruhig liegen lassen, — Jeder verwünsche ihn, aber Niemand nehme sich die Mühe, ihn aus dem Wege zu räumen oder, wenn er für ihn zu schwer sei, Andere zur Hilfe herbeizurufen u. s. w."

Wir werden dann ermahnt, dieses Laster abzuthun und den Stein der Trinkgelder aus dem deutschen Vaterland zu entfernen.

Meines Erachtens thut Ihering seinen deutschen Landsleuten Unrecht, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal dichtet er ihnen eine Indolenz und Gleichmüthigkeit an, welche ihnen durchaus nicht zur Last fällt. Der Deutsche ist vielmehr gerade im Gegentheil meines Erachtens etwas mehr zu Klagen und Beschwerden geneigt als andere Nationen, namentlich auf Reisen und in Gasthäusern. Ich wenigstens habe in der Fremde schon öfters das Hotel oder gar den Ort gewechselt, um nicht mehr fernerhin die Querelen deutscher Landsleute hören zu müssen. Manchmal bin ich sogar dabei, sehr wider meinem Willen, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Ich habe also gesagt, die Deutschen sind nicht so nachsichtig und duldsam, wie der große Rechtsgelehrte annimmt. Sie sind vielmehr, besonders auf Reisen und in den Hotels ein wenig, um ein vulgäres Wort zu gebrauchen, „krakehlig" und werden darin nur von einer gewissen Art von Engländern übertroffen.

Auf der andern Seite aber irrt Herr von Ihering zum Nachtheil der Deutschen, wenn und insoweit er Deutschland κατ' ἐξοχὴν als das Land

der Trinkgelder betrachtet und eine auf Besserung abzielende „nationale" Pädagogik für nöthig erachtet.

Ich, der ich Tourist, zwar nicht von Beruf, aber doch von Liebhaberei bin und Europa fast ganz und daneben auch noch einige Theile von Afrika und Asien bereist, auch mich bei meinen touristischen Freunden in Betreff der übrigen Theile der Erde informirt habe, sage: Das Trinkgeld ist keine specifischdeutsche oder, wie man jetzt zu sagen liebt, „nationale" Einrichtung; es hat vielmehr einen internationalen, kosmopolitischen, ja supernationalen Charakter, und es ist keineswegs damit in Deutschland am schlimmsten.

Es liegt allerdings dem Juristen am nächsten, zu sagen:

„Erstens hat dieser Mensch von Rechtswegen nichts zu fordern. Verklagte er mich, so würde er vom Richter nicht nur abgewiesen, sondern sogar ausgelacht werden. Folglich ist es eine Unsitte, wenn er von mir etwas erwartet, oder gar etwa fordert. Jedenfalls werde ich ihm nichts bezahlen."

„Zweitens fehlt mir auch jeder Beweggrund zu einer Schenkung, zu einer Hingabe ohne alle Gegenleistung."

„Drittens aber würde auch ein Almosen übel angebracht sein, denn der Mann ist ja nicht unterstützungsbedürftig, und ich bin nicht unterstützungs- oder alimentationspflichtig."

„Viertens aber giebt es in meinem Corpus juris weiter keinen andern Rechtstitel, aus welchem er etwas fordern und ich etwas geben könnte."

„In Erwägung aller dieser Gründe ist also der Mensch ab- und zur Ruhe zu verweisen von Rechtswegen."

Das ist vollkommen richtig nach den Grundsätzen der juristischen und legalen Logik, nach den Gesetzen des Staats- und des Privatrechts.

Aber außer dem Staat und dem Gesetz desselben giebt es auch noch ein Ding, welches man die wirthschaftliche und bürgerliche Gesellschaft nennt. Auch diese hat ihre Gesetze. Sie stehen zwar nirgends geschrieben, namentlich nicht in den Gesetz-, Verordnungs- und Amtsblättern. Aber Alle und jeder Einzelne sind durchdrungen von denselben. Sie werden auch nicht vollstreckt von den Organen der rechtlichen Ordnung und der öffentlichen Gewalt. Der Richter, sowohl der Civil- als der Strafrichter verweigert ihnen seinen Schutz und seinen Beistand. Die Polizei und die Verwaltung nehmen keine Notiz von denselben. Sogar in dem preußischen Gendarmeriecodex, den der Demagogenfänger von Kamptz mit so rührender Sorgfalt bearbeitet hat, steht nicht das Geringste davon geschrieben. Das Gesetz der Gesellschaft nennt man die Sitte. Sie herrscht mächtiger als die Gesetze des Staats. Wir unterwerfen uns derselben ohne Widerrede, und eine Verletzung derselben wird grausamer bestraft als die der Gesetze des Staats. Sie bedarf nicht des staatlichen und nicht des richterlichen Beistandes.

Ein Berliner Droschkenkutscher hat, ohne das Corpus juris und den Ulpianus zu kennen, zu des Letzteren Aus- und Wahrspruch eine sehr witzige

Paraphrase gegeben. Denn auch der Droschkenkutscher hat Witz in der Metropole der Intelligenz. Es ist nicht der schäumende und unruhige Esprit eines Fiakers, wohl aber der kaltblütige Witz eines nordischen Frosches.

Ein Fremdling fragte den Droschkenkutscher, der ihn in Berlin herumgefahren, indem er ihm seine Zufriedenheit kundgab, was denn nun Alles zusammengenommen koste. Der Kutscher stellt Alles dem Belieben der Herrschaft anheim. Der Fremdling meinte aber, er könne doch seine Forderung stellen.

„Nee," sagt der Droschkenkutscher, det kann ick eben nich. Sie können soviel geben, wie Sie wollen, und deshalb thut Ihnen Niemand nischt zu Leide. Wenn ick aber soviel fordere, wie ick will, dann werd' ick ingespunnt."

Der Fremdling bezahlte die Taxe und fügte noch ein hübsches Trinkgeld dazu. Der Kutscher hatte also die Taxe, „sans compter le pourboire", wie es in dem Dictionnaire de l'Académie heißt.

Mir selbst passirte in Berlin Folgendes:

Ich gab zu einer Zeit, da wir dort noch die alten Münzen, den Silbergroschen und den halben Silbergroschen, den „Sechser", hatten, dem Droschkenkutscher aus Versehen einen Sechser zu wenig. Er wog das Geld auf seiner Hand und sagte mir mit philosophischer Ruhe:

„Nee, lieber Herr, en Sechser zu wenig, det jeht nich, — en Sechser zu viel, det jinge schonst vill besser."

Ich merkte mein Versehen, legte den Sechser zu und gab ihm für seinen Witz noch ein Trinkgeld.

Das sind Fälle, wie sie jeden Tag vorkommen. Ein Trinkgeld für einen Witz. Das paßt nun in die Kategorien und Definitionen des Herrn von Ihering erst recht nicht. Und doch ist es richtig; auch, wie ich denke, leidlich vernünftig. Ich habe mich amüsirt; der Kutscher hat gezeigt, daß er Grütze im Kopf und ein anständiges Temperament hat. Dazu war er nicht verpflichtet, ebenso wenig wie dazu, mich zu amüsiren. Deshalb gab ich ihm ein Trinkgeld, das ihn anspornt, auch Andern gegenüber höflich und witzig zu sein.

Und doch ist das weder ein Gefälligkeits-, noch ein Kellner-, noch ein Domestikentrinkgeld, in welche drei Klassen Herr von Ihering die Trinkgelder eintheilt. Ebenso wenig ist es ein Lohn, denn ich hatte den Kutscher nicht zum Witzemachen gedungen, — noch ein Geschenk, denn ich hatte etwas als Gegenleistung dafür erhalten, — noch ein Almosen, denn das hätte der Kutscher gewiß nicht genommen. Am Allerwenigsten aber ist es ein „unselig Mittelding" zwischen dem Allen, denn es hat mit alledem garnichts zu schaffen. Es läßt sich, wie glücklicherweise die Mehrzahl der Dinge zwischen Himmel und Erde, juristisch weder klassificiren, noch sonst wie verwerthen.

In der That, es ist ein Act der Freigebigkeit, eine kleine Gabe, mittelst deren ich meine Zufriedenheit kundgebe.

Ich bin zufrieden. Ich will, daß auch Andere zufrieden sind. Ich gebe deshalb dem Kutscher eine Kleinigkeit, damit er zufrieden ist, damit er auch Andere ebenso behandelt, auf daß auch diese zufrieden sind. Diese zwanzig Pfennige gaben den Anstoß zu einer ganzen Kette von Nützlichkeiten und Zufriedenheiten. Vielleicht läßt sich deren Hingabe weder juristisch noch moralisch begründen. Aber was liegt mir denn daran? Vom Standpunkt des wirthschaftlichen Lebens, vom Standpunkt der wirthschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft aus betrachtet, ist es vernünftig und natürlich. Auch habe ich gefunden, daß ich persönlich mich nicht schlecht dabei stehe.

„Halt, das gilt nichts, das ist Egoismus!“ ruft mir Herr von Ihering entgegen.

Ja, was ist denn der von ihm so sehr empfohlene „Kampf um's Recht“ anderes als Egoismus? Aber es ist rationeller Egoismus, der sich in Uebereinstimmung weiß mit den Interessen der Gesammtheit. Und das ist ja eben das Wunderbare und doch das Natürliche in dem complicirten und leider so häufig (theils aus Pathos, theils aus Unverstand und theils aus gemeinschädlichem Sonderinteresse) verkannten und falsch dargestellten Getriebe der Volkswirthschaft, daß jeder Einzelne nur zu seinem eigenen Vortheile zu handeln glaubt und doch zugleich als nützliches Mitglied der menschlichen, bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft zum allgemeinen Wohle derselben mitwirkt, — einfach deshalb, weil ihm die Gesellschaft für seine Leistung nichts giebt, wenn sie für die Gesellschaft keinen Werth hat. Wenn wir diesen rationellen Egoismus abschaffen, — glücklicher Weise sind wir dazu nicht stark genug, — dann bleibt uns nichts als der communistische Zwangsstaat, in welchem, mag man ihn mit Liebknecht den „Volksstaat“ nennen oder mit dem Pfarrer Todt den „Staatssocialismus“, die Dictatur mit der Knute an die Stelle der freiwilligen Impulse eines rationellen Egoismus tritt, wie solche Triebe der Schöpfer dem Menschen zur Erhaltung des Einzelnen und des Ganzen eingepflanzt hat.

Ich schrieb damals, 1882, einen Aufsatz zur Vertheidigung des Trinkgeldes gegen Herrn von Ihering in „Ueber Land und Meer“. Ich versuchte darin eine Art Culturgeschichte (Herr von Ihering würde sagen „Unculturgeschichte“) dieser durch die Jahrhunderte geheiligten Sitte (Herr von Ihering würde sagen „Unsitte“), gab bereitwillig zu, daß mit derselben heut zu Tage vielfach grober Unfug getrieben werde, bezweifelte aber, daß „man die Institution ganz entbehren könne und bezeichnete auf Grund meiner Touristen-Erfahrung die Fälle, in welchen sie, richtig angewandt, gemeinnützig und wirthschaftlich zu wirken im Stand sei.

Die Witzblätter — illustrirte und nicht illustrirte — hatte ich zwar auf meiner Seite. Dagegen erhoben sich mancherlei ernsthafte Stimmen zu Gunsten des Herrn von Ihering. Auch in den Kreisen der Interessenten

fand er Zustimmung. Ja, sogar ein Kellner erklärte sich zu Gunsten seiner Ansicht.

Gleichwohl ist der von ihm befürwortete Tugendbund nicht zu Stande gekommen und ich habe auf meinen Reisen auch während der letzten drei Jahre auf deutscher und auf ausländischer Erde eher eine Zu- als eine Abnahme des Trinkgelder-Wesens oder Unwesens wahrgenommen.

Ich schließe daraus: Gleichwie zwanzig Jahre früher meine Angriffe gegen die Vaterschafts- und Alimenten-Klage, so ist gegenwärtig der Angriff des Herrn von Ihering gegen die Trinkgelder an der Macht der Gewohnheit gescheitert. Appelliren wir also beiderseits an die Zukunft und deren Cultur-Fortschritte!

Was aber die Gegenwart anlangt, so erzählte mir im vorigen Jahre ein gemeinsamer Freund, der vor Kurzem bei Herrn Professor von Ihering in Göttingen in einer Abendgesellschaft war, daß zwar der Herr Professor, als den Gästen spät in der Nacht die Treppen hinuntergeleuchtet wurde, mit Stentorstimme ausgerufen habe, daß in seinem Hause das Trinkgeld-Geben und Nehmen strengstens de jure verpönt sei, daß aber dennoch weiter unten Etwas mit diesem Princip nicht ganz Vereinbares de facto passirt, d. h. daß, wie Ulpianus in den oben citirten Pandekten-Stellen sagt „Etwas zwar nicht gefordert, aber doch genommen worden“.

Relata refero, d. h. ich weiß nicht, ob's wahr ist, sondern sage mit dem orthodoxen Mohamedaner:

„Die Menschen erzählen so, — aber Allah weiß es besser.“

Sie, mein lieber Freund, werden nun, nachdem ich diese Plänkler-Kette vorausgeschickt habe, nicht mehr im Zweifel darüber sein, wie ich die Aufgabe, Ihnen eine Rudolf von Ihering und seine Werke charakterisirende Skizze binnen vier Tagen zu schreiben, aufgefaßt habe und auffassen mußte. Hätten Sie von mir eine rein fachwissenschaftliche, erschöpfende Charakteristik und Kritik verlangt, so würde ich mir dazu eine Frist von vier Monaten ausgebeten haben und daher die Lieferzeit von vier Tagen nicht haben einhalten können.

Letzteres aber kann ich, wenn ich meine Aufgabe dahin formulire, nicht eine in juristische Einzelheiten eingehende fachwissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, sondern, dem Charakter Ihrer Zeitschrift entsprechend, den Mann der Wissenschaft, der weit über jenes Fachwerk hinausragt, zu schildern, in einer Weise, welche sich an die große Mehrzahl der gebildeten Leser wendet, in der Voraussetzung, daß diese ein lebhaftes Interesse haben für Alles, was sich auf die allgemein menschliche und speciell deutsche Culturentwickelung bezieht, sei es auf dem Gebiete des Rechts oder auf dem Gebiete der Sitte.

Einer solchen Aufgabe unterziehe ich mich mit Vergnügen. Denn ich empfinde für Rudolf von Ihering schon seit länger als einem Menschenalter eine aufrichtige Verehrung und habe Alles, was er seitdem publicirt hat, mit Aufmerksamkeit gelesen und, was ich seiner packenden Darstellungsweise

zuschreibe, so lebhaft im Gedächtniß behalten, daß ich kaum nöthig habe noch einmal nachzuschlagen. Ich verdanke diesem Studium seiner Schriften die vielfachste Anregung und Belehrung, wobei ich auch diejenigen Gegenstände nicht ausnehme, bezüglich derer ich, wie aus dem Vorausgeschickten zu ersehen, einen anderen Standpunkt einnehme. Und ich freue mich, hier eine Gelegenheit zu finden, meinem Dank einen, wenngleich den Verdiensten des großen Rechtslehrers nicht vollkommen Genüge leistenden, dann doch um so aufrichtigeren und rückhaltloseren Ausdruck geben zu können.

Nur eine Bedingung muß ich Ihnen auferlegen: Sie müssen „Cautio defensum iri" bestellen.

Sie fragen mit Recht, was dieses juristische Kauderwelsch denn bedeute.

Nun, sobald Sie von mir Etwas verlangen, das ich Ihnen leisten könnte und möchte, wenn ich nicht Gefahr liefe, dadurch einen Dritten zu verletzen, der im Stande wäre, mir deshalb einen Proceß an meinen Schwanenhals zu hängen, — dann verlange ich von Ihnen eine Cautio defensum iri, d. h. Sie müssen mich sicher dafür stellen, daß Sie meine Vertretung dem Dritten gegenüber übernehmen.

So verlange ich also von Ihnen, daß Sie für mich bei Herrn von Ihering dafür aufkommen, daß er nicht in einer durch die Kürze der Lieferungsfrist verschuldeten Flüchtigkeit oder dergleichen einen Mangel an jener Beachtung erblicke, die zu fordern er berechtigt ist.

Das also vorausgeschickt, gehe ich nun dazu über, eine Uebersicht über das Leben und die Werke Iherings zu geben.

Geboren am 22. August 1818 in Ostfriesland, wenn ich nicht irre, in Aurich, hat sich Ihering, nach Absolvirung der Gymnasial- und Universitätsstudien, 1843 als Privatdocent in Berlin niedergelassen. Er verkehrte dort viel mit Georg Friedrich Puchta, der, von Herkunft Süddeutscher, ein Licht der Berliner Hochschule, wo er der Nachfolger des großen Karl Friedrich von Savigny wurde, und zugleich Richter an dem Königlichen Obertribunal war. Er stand noch vor 6 Jahren bei den älteren Obertribunalsräthen in guter Erinnerung, welche mir erzählten, er habe stets ganz genau gewußt, was im preußischen Landrecht stehe, aber niemals, wo es zu finden.

Durchdrungen von dem Geiste des Landrechts, den er wissenschaftlich aufgefaßt, habe er sich nie geirrt, wenn er auf Grund dieser Auffassung gesagt: „Das und Das steht im Landrecht, denn es muß darin stehen." Da er aber nicht in gleichem Grad in den Buchstaben, in den Worten, in den Einzelheiten und in den Paragraphen bewandert war, so bedurfte er des Beistandes der übrigen Obertribunalsräthe, um richtig zu citiren. Abgesehen von dieser kleinen Schwäche war Georg Friedrich Puchta wegen seiner tiefen historisch-philosophischen Auffassung des Rechts sehr geschätzt; und Ihering verehrte ihn als Lehrer und Vorbild. Er ist in Berlin am 8. Januar 1846 gestorben.

Ihering eröffnete seine Docentenlaufbahn mit einer Vorlesung über den Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. Er beabsichtigte damals schon, also schon vor vierzig Jahren, die Vorlesungen zu einem Buche zu gestalten und dasselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Puchta rieth ihm ab, er hielt es für bedenklich, sich mit einem so allgemeinen Thema beim Publikum einzuführen. Erst im Jahre 1852 erschien der erste Theil jenes „Geist des römischen Rechts", jenes Epoche machenden Werkes, welches bestimmt war, den Ruhm seines Verfassers in die weitesten Kreise zu verbreiten, das aber leider auch heute noch nicht vollendet ist. Was bis jetzt davon vorliegt, sind drei Theile in vier Abtheilungen. Obgleich nicht vollendet, hat das Werk bereits drei oder vier Auflagen erlebt; auch ist es (von Bellavita) ins Italienische übertragen worden.

Ihering, der 1845 in Basel, 1846 in Rostock, 1849 in Kiel, 1852 in Gießen Professor wurde, hat sich während dieser ganzen Zeit mit diesem Werke getragen, und es ist interessant, ihn selbst darüber zu hören.

„Ich wünschte fast," schreibt er 1852, da er als Gießener Professor zur Herausgabe des Werkes schritt, „daß ich dem wohlgemeinten Rathe Puchtas Gehör gegeben hätte, denn obgleich der lange Zeitraum, der seitdem verflossen, für mein Werk nicht ohne Nutzen gewesen ist, so steht doch der Gewinn in keinem Verhältniß zu dem Preise, den er mich gekostet hat. Der Geist des römischen Rechts, den ich im jugendlichen Uebermuth citirt hatte, ward für mich bald zum Quälgeist, der mich in absolute Abhängigkeit von sich versetzte und keinen andern Gedanken in mir aufkommen ließ.

Zu spät bereute ich es, mich mit ihm eingelassen zu haben, er hatte bald zu viel Gewalt über mich bekommen, als daß ich ihm noch hätte entrinnen können; das einzige Mittel, mich von ihm zu befreien, bestand darin, ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im Jahre 1845 bat ich Puchta, als ich mich von ihm trennte, um die Erlaubniß, ihm mein Werk dediciren zu dürfen. Wenn einerseits die Dankbarkeit für den unvergleichlichen Genuß, den mir sein Cursus der Institutionen gewährt hatte, sowie die tiefe Verehrung, die ich für den großen Meister hege, den Wunsch in mir erregt hatten, ihm das Liebste und Beste, was ich ihm glaubte geben zu können, zu widmen, so veranlaßte mich eine andere Rücksicht, ihm diesen Wunsch schon damals mitzutheilen. Ich hoffte nämlich, wenn ich ihm meinen Quälgeist verschriebe, so würde es mir eher gelingen, desselben Herr zu werden, und ich bin überzeugt, daß, wenn Puchta noch lebte, ich bereits seit Jahren damit fertig geworden wäre. Die ihm ausgestellte Verschreibung würde mich angetrieben haben, jenen Geist „todt oder lebendig" in seine Hände zu liefern.

Mit Puchtas Tod fiel dieser Antrieb für mich hinweg, und von Neuem ward ich der Spielball des übermächtigen Geistes. Je mehr ich mich meinem

Ziel zu nähern glaubte, um so mehr entrückte es sich meinen Blicken, je mehr ich arbeitete, um so weniger fühlte ich mich befriedigt. Meine Selbstkritik, die namentlich, was die Redaction anbetraf, immer ängstlicher und pedantischer wurde, führte gegen das Werk einen Vernichtungskrieg. Meine Arbeit drehte sich, ohne eigentlich aus der Stelle zu kommen, im Kreise herum, und ich würde wohl mein ganzes Leben dazu verdammt gewesen sein, wenn ich hätte abwarten sollen, daß das Werk meinen eigenen Beifall erwürbe; meine Selbstkritik hatte sich so sehr abgenutzt, daß ich bei manchen Aenderungen kaum wußte, ob ich verbessere oder verschlechtere, jene ewige Kreisbewegung hatte mich, wenn ich so sagen darf, moralisch schwindlig gemacht.

Ich fühlte endlich, daß ich diesem Zustande ein Ende machen müsse, und rief daher den Setzer zu Hilfe. Ich gedachte daran, daß die Bücher nicht mit einem Male zur Welt kommen, vielmehr bogenweis gesetzt und gedruckt werden, daß folglich auch die ersten Bogen bereits das Licht der Welt erblicken können, während die folgenden noch den Embryonenschlaf halten. So ließ ich denn den Setzer im Mai vorigen Jahres mit wenig Manuscript beginnen, mir von ihm bogenweis den Rückzug abschneiden, — einen einmal gedruckten Bogen respectire ich als fait accompli — und mich von ihm bogenweis unaufhaltsam weitertreiben. Meine im letzten Monat stattfindende Uebersiedelung von Kiel nach Gießen brachte unser glückliches Austauschgeschäft in's Stocken. Das Werk war damals gerade zu einem Abschnitt gediehen, der die Herausgabe des bisher Gedruckten möglich machte, und da ich in nächster Zeit keine Aussicht habe, einen regelmäßigen, ungestörten Verkehr mit meinem Setzer einzuleiten, so habe ich mich zur vorläufigen Herausgabe dieses ersten Theils entschlossen." So Jhering.

Es ist die Folge dieser von dem Autor selbst geschilderten schwierigen und gewissenhaften Art der Arbeit, welche bei einem vermeintlichen Schritt vorwärts zuweilen zwei Schritte zurückwirft, welche den Abschluß erschwert und zum Oefteren den Versuch nahe legt, das Werk ganz aufzugeben, daß die Arbeit nur stoß- oder ruckweise vorrückt und daß sie gerade in dem wichtigsten und umfangreichsten Stücke des ganzen Werkes in das Stocken gerathe. Theil II, Abtheilung 1 ist erst 1854, Theil II, Abtheilung 2 ist 1858, Theil III, Abtheilung 1 ist 1865 erschienen. Seitdem warten wir vergeblich auf den Schluß. Statt dessen erhalten wir neue Auflagen der bereits erschienenen Theile.

Sofort nach dem Erscheinen der ersten Abtheilungen habe ich, damals Rechtsanwalt in Wiesbaden, dem Verfasser, damals Professor in Gießen, meine lebhafte Bewunderung dieses originellen und verdienstvollen Werkes ausgesprochen. Er erwiderte mir, daß ihn diese Zustimmung eines praktischen Juristen doppelt freue und ihm Angesichts einer ungerechten Polemik der Schriftgelehrten — er mag dabei an Walter, Rudorff, Huschke oder Ad. Schmidt (von Ilmenau) gedacht haben — zeige, daß er das Richtige getroffen.

Und so hoffe ich auch heute noch, nach einem vollen Menschenalter, daß es mir möglich sein wird, mit einigen wenigen Strichen auch dem nichtjuristischen Publikum einen ungefähren Begriff von diesem Werke zu geben.

Wer denkt bei dem Titel „Geist des römischen Rechts“ nicht an den Geist der Gesetze“ (esprit des lois) von Montesquieu und an alle die zahlreichen „Geister“, die ihm gefolgt sind? Ich glaube, daß man das Werk von Montesquieu, welches für seine Zeit einen großen relativen Werth hatte, in Betreff eines absoluten, d. h. seines für alle Zeiten maßgebenden wissenschaftlichen Werthes sehr überschätzt hat, — und noch überschätzt, — auch abgesehen davon, daß man es fortwährend falsch citirt und ihm Worte und Phrasen unterschiebt, die gar nicht darin stehen, wie dies noch 1870 Napoleon dem Dritten (oder seinem Concipienten) passirt ist, als er zum Krieg schritt.

Das Werk von Montesquieu enthält neben einer Anzahl guter Gedanken und glänzender Aperçus einen entsetzlichen Ballast veralteter Anecdoten und höchst unzuverlässiger und unwissenschaftlicher Notizen; und die Meisten der „Geiste“ oder „Geister“, welche diesem Vorbild nachgefolgt sind, haben wenig von seinen Vorzügen und viel von seinen Mängeln.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Titel des Ihering'schen Buches Mißverständnisse hervorrief und dazu diente, Irrthümern und Vorurtheilen Vorschub zu leisten, welche jedoch durch den Inhalt glänzend widerlegt wurden.

Ich kann diesen Inhalt in einem nicht fachwissenschaftlichen Blatte nicht erschöpfend darlegen. Ich beschränke mich daher darauf, eine kurze Charakteristik zu geben und dann an zwei Beispielen darzuthun, wie der Verfasser seine große und schwierige Aufgabe glänzend gelöst hat.

Vielleicht hätte er besser gethan, dem Beispiel Herders zu folgen und das Buch etwas weitschweifiger, aber richtiger „Ideen zur Philosophie des römischen Rechts und seiner historischen Entwickelung und Fortbildung“ zu nennen. Er führt uns in das Innere jener geheimnißvollen Werkstätte, in welcher das nationale Recht entsteht und wächst und sich differenzirt und emancipirt von allen den übrigen Zweigen der geistigen und sittlichen Cultur, mit welchen es anfangs untrennbar verwachsen ist, von welchen es überwuchert und beherrscht wird. Dieser Hergang wird nachgewiesen bei jenem Volke der Römer, welchem bei der internationalen Vertheilung der geistigen und culturellen Arbeit, — bei der Theilung der Geschäfte und der Vereinigung der Kräfte, worauf die weltgeschichtliche Culturentwicklung und der Fortschritt der Menschheit beruht — die Aufgabe zugefallen, das Recht zu erzeugen, zu entwickeln und zu gestalten in einer Weise, welche Vorbild geworden für alle Culturvölker der Erde, so daß, was wir bei diesem Rechtsvolk „κατ᾽ ἐξοχήν“ beobachtet haben, auch mehr oder weniger maßgebend ist für die Rechtsbildung und Rechtsentwickelung der übrigen Völker.

Die Aufgabe, die sich Ihering stellte, ist eben so neu als schwierig. Es ist die Aufgabe, den schaffenden Geist einer Nation zu belauschen, aber,

wie Ihering selbst sagt, den physischen Organismus des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung zu ermitteln. Daß hierbei manchmal kühne und anfechtbare Combinationen, Conjecturen und Hypothesen vorkommen, ist sehr begreiflich. Aber es sind nicht etwa nur geistreiche Betrachtungen oder jeux d'esprit, was wir hier finden, es ist schwere, solide gediegene Arbeit, welche aus einer vollständigen Beherrschung des umfangreichen und zähen Stoffes hervorgeht.

Ich komme nun zu jenen beiden Beispielen:

Bei dem ersten handelt es sich darum, zu erkennen und nachzuweisen, wie das Recht zum Selbstbewußtsein kommt, wie es sich scheidet von den anderen Gebieten, wie es seine innere und äußere Freiheit erringt, wie es sich zu der ihm eigenthümlichen Form erhebt und die Sicherheit und Unabhängigkeit seiner Verwirklichung findet. Bei allen Völkern, deren Rechtsgeschichte uns in hinreichender Erkennbarkeit vorliegt, finden wir im ersten Stadium der Entwickelung das Recht noch untrennbar mit der Politik, mit der Religion und der Sitte verbunden. Alle diese Gebiete, welche an sich so verschiedener Natur sind, „liegen noch mit einander im Gemenge," wenn es erlaubt ist, hier diesen der preußischen Agrargesetzgebung entlehnten Ausdruck zu gebrauchen. Man weiß bei der anerkannten Norm nicht, ist sie im Namen der Religion oder der Regierung oder des Rechtes gegeben. Man kann sagen: Das Recht existirt vorerst nur noch embryonisch. Es ist noch nicht zum Selbstbewußtsein, noch nicht innerlich und äußerlich zu sich gekommen. Es hat noch nicht das Vermögen der inneren Selbstbesinnung, noch nicht die Kraft, äußere Einflüsse, die seiner wahren Natur widerstreben, zurückzuweisen. So ist es im Innern seiner Entwickelung. Was aber das Aeußere seiner Geltung anlangt, so genießt es noch nicht die öffentliche Autorität, die moralische Achtung, um die rohe Gewalt, welche ihm die Spontaneität seiner Bewegung wehrt, zu überwinden. Eine vorwiegend religiöse oder hieratische Weltanschauung, — Charakterschwäche oder Mangel an Gefühl für persönliche Freiheit — Unbeständigkeit und leidenschaftliche Reizbarkeit des Charakters, — das sind die Nationaluntugenden, welche es gilt zu besiegen, soll das Recht seine innere Selbstbestimmung und seine äußere Unabhängigkeit erreichen. Nun giebt es aber kein anderes Recht auf der Erde, welches so wie das römische vom Geiste der Unabhängigkeit im Innern und nach Außen beseelt ist, das allen jenen Hindernissen einen unbesiegbaren Trotz entgegenstellt und an dem man das Walten jenes Selbstständigkeitstriebes, jener Lust, Macht und Kunst, sich zu emancipiren und von den Anderen zu differenziren, besser studiren könnte. Und diese Darlegung ist Ihering vortrefflich gelungen. Er richtet dabei seine Aufmerksamkeit auch auf die innere Organisation, die Technik und die Methode, wie das Recht seine Selbstständigkeit festzustellen sucht. Diese Genesis ist für Jedermann von Interesse. Nun das zweite Beispiel: Wir lernen bei Ihering, wie das römische Recht nicht nur den Eigenthümer gegen den

Nichteigenthümer, sondern auch das Eigenthum gegen den Eigenthümer schützte. Das klingt paradox, aber es ist wahr. Wenn der Eigenthümer nämlich nur verkauft, vertauscht, verschenkt oder sonstwie veräußert, so beschädigt er das Eigenthum nicht. Das letztere wechselt nur den Besitzer; und da es die Neigung hat, aus faulen in fleißige Hände, aus unkundigen in kundige überzugehen, — denn auch auf wirthschaftlichem Gebiete gehört der Kraft und dem Willen die Welt, und alle Utopisten werden daran auf die Dauer nichts ändern, — so steigt in der Regel die productive Kraft bei jedem Wechsel des Besitzers. Wenn aber der Eigenthümer auf das Eigenthum bleibende Lasten lädt, welche dessen Bewirthschaftung für alle Zukunft erschweren, so beschädigt er dasselbe, indem er dessen Productivkraft schwächt und seinen Werth vermindert. In jenem Falle handelt es sich blos um das relative Verhältniß irgend eines Quidam, eines beliebigen, rein zufälligen Individuums zur Sache; der absolute Gehalt oder Inhalt des Eigenthums wird nicht angetastet; er geht ungeschwächt und unverkürzt auf den Nachfolger über. In diesem Falle aber wird die Vollgewalt des Eigenthums naturwidrig verkümmert oder gespalten, indem entweder das Veräußerungsrecht (durch Familienfideicomisse oder Einverleibung des Guts in die verderbliche „todte Hand" geistlicher Stifter und Corporationen) oder das Nutzungsrecht (durch Zehnten, Zins, Gülten u. s. w.) angetastet, oder indem sogar, wie es durch das Recht des Mittelalters geschah, nicht blos dem Eigenthum, sondern sogar dem Eigenthümer eines bestimmten Grundstücks, als solchem, entweder irgend eine persönliche (nicht dingliche) Verpflichtung, die an und für sich dem Eigenthum ganz fremd ist, aufgeladen wird (wie Robot, Frohnden, Reallasten) oder gar die persönliche Freiheit ganz oder theilweise (durch Hörigkeit, Leibeigenschaft u. s. w.) entzogen wird. Dadurch wird der Mensch zu einem Anhängsel der Sache. Das Eigenthum, bestimmt ein Segen zu sein, wird ein Fluch. Einer solchen „Organisation der landwirthschaftlichen Arbeitskräfte" — so lautet ja wohl jener Euphemismus, der die mechanische Einwirkung durch den Stock einen „Organismus" nennt, wahrscheinlich weil der Stock organisch „gewachsen" und nicht fabricirt ist, — widerstrebte dem persönlichen Macht- und Freiheitstriebe des Römers. Sein Eigenthums-Begriff ist präcis und „viereckig", wie seine Flurverfassung, starr und klar, stark und steif. Die Romantik rennt sich den Kopf ein an diesen scharfen Kanten. Zwischen dem Cardo und dem Dekumanus ist kein Platz für die üppigwuchernden Schlinggewächse jener „freien" Entfaltung „reicher Mannigfaltigkeit" des sinkenden Mittelalters, jener Zinsen, Renten, Gülten, Zehnten, jener Majorate und Fideicommisse, jener Leibeigenschaft und Hörigkeit, welche zwar das Bild bunt und die Zeichnung kraus machen — weit über die Kräfte des römischen Schachbrettes hinaus, — die aber den Stamm des Eigenthums aussaugen, entnerven und abschwächen, so daß nicht mehr „innen lebt die schaffende Gewalt", die erforderlich ist, damit dieses Institut seine culturgeschichtliche Mission erfülle.

Wenn man die bis in die Gegenwart hineinspielenden Verkrüppelungen, diese rückschreitenden Metamorphosen des Eigenthumsbegriffs, welche dem Besitzenden die Benutzung des Guts und den Genuß seiner persönlichen Freiheit beschränkten und dem Nichtbesitzenden die Erwerbung des Grundeigenthums unmöglich machten, in Anschlag bringt, wenn man bedenkt, daß es in Italien Zeiten und Gegenden gab, wo drei Viertel des Grundeigenthums im Besitze der todten Hand und folglich unveräußerlich waren, so daß noch im Jahre 1607 Frà Paoli Sarpi schrieb: „Wenn man der Kirche und der todten Hand auch fernerhin die Freiheit des Erwerbes von Grundeigenthum, das durch diesen Erwerb unveräußerlich und dem freien Verkehr entzogen wird, unbeschränkt gestattet, so wird sie unzweifelhaft nach und nach sich aller Güter bemächtigen, und die Laien werden besitzlose Hörige der Geistlichkeit werden": dann — aber auch nur dann — findet man es begreiflich, daß der weichherzige Beccaria, der verdienstvolle Bekämpfer der Todesstrafe, in seinem berühmten Buche: „Dei delitti e delle pene" den elegischen Seufzer ausstößt, „das Eigenthum sei ein schreckliches, vielleicht nicht einmal nothwendiges Recht, das dem Unglücklichen nichts übrig lasse, als seine nackte Existenz." Freilich aus einer Nation, die zu Gunsten einer privilegirten Kaste auf das Eigenthum verzichtet, wird wenig, aber aus einer, die das Eigenthum nicht kennt, oder die es abschafft, wird garnichts.

Die Römer reinigten das Eigenthum von jeder Deformität. Sie stellten es in seiner ganzen juristischen Schönheit dar. Sie ließen Jeden zu zur freien Wettbewerbung darum. Statt die Untheilbarkeit zu proclamiren, statt Minimalgrenzen zu setzen, fixirten sie Maximalgrenzen für den Besitz des Einzelnen. Beides zwar ist verwerflich. Aber minder verwerflich ist die römische Begrenzung des Maximums, als unsere Untheilbarkeitserklärung durch Gesetz oder ex pacto et providentia majorum und unsere polizeiliche Begrenzung des Minimums. Das Minimum ist von der Natur begrenzt. Denn wenn, wie die Vertheidiger des Großgrundbesitzes sagen, das Grundeigenthum „zu Staub zerrieben ist", was geschieht? — Ei nun, ein spanisches Sprüchwort sagt: „Aus solchem Staub wird solcher Dreck," nämlich, wenn es regnet. Ist die Vertheilung zu weit vorgeschritten, so ballt bei erster Gelegenheit irgend ein Regen den Staub wieder zu Massen zusammen. Wenn die Stücke zu klein geworden sind, so daß „sie selber kein Ganzes bilden können", so schließen sie sich von selber „als dienendes Glied irgend einem Ganzen an". Aber das Grundeigenthum zu großen Massen zusammenballen und diese für untheilbar erklären, das führt zu jener Latifundienwirthschaft, die in der römischen Campagna aus blühenden Gärten trostlose vegetations- und wasserarme Hammel- und Büffelweiden gemacht hat, weil das päpstliche Rom weder, wie das alte Rom, das rechtliche Moment, noch auch wie die moderne Zeit das wirthschaftliche Moment in der Culturgeschichte zu würdigen wußte.

Das römische Recht, das heißt das Recht des alten Roms, schützte also

das Eigenthum selbst gegen den Eigenthümer; es kennt keinen Lehns- und Fideicommißverband, keine Renten und Zehnten, keine Reallasten und Frohnden, keine Leibeigenschaft. Ja, es kennt ursprünglich nicht einmal das Pfandrecht, sondern nur Servituten, nämlich Personal-Servituten, die mit dem Tode des Berechtigten erloschen und also nur einen vorübergehenden Charakter hatten, und Prädial-Servituten, welche sich aus der bleibenden Beschaffenheit und dem dauernden Verhältniß zweier auf einander angewiesenen, meistens an einander grenzenden Grundstücke (praedia confinia) ergaben.

Ich will das Thema, das berührt zu haben mir genügt, hier nicht weiter ausspinnen, so groß auch gerade heut zu Tage die Versuchung dazu wäre, sondern gehe zu dem ferneren Lebenslaufe und den weiteren Werken Iherings über.

Zu erwähnen ist die Zeitschrift: „Jahrbücher für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts“, welche Ihering seit 1856 herausgiebt, früher in Gemeinschaft mit Gerber (damals Professor in Leipzig, jetzt Königlich sächsischer Cultusminister), jetzt in Gemeinschaft mit Dr. Joseph Unger in Wien und Dr. Otto Bähr in Kassel. Diese Zeitschrift hat sehr wesentlich zur Fortentwicklung unserer Rechtswissenschaft beigetragen, namentlich durch originelle und bahnbrechende Abhandlungen der vier genannten Herausgeber.

Es fehlt mir der Raum und die Zeit, alle juristischen Werke Iherings zu besprechen. Ich begnüge mich damit, folgende einfach anzuführen: 1) „Das Schuldmoment im römischen Privatrecht“ (1867); 2) „Zur Lehre vom Besitz“ (1868); 3) „Der Grund des Besitzschutzes“ (1869 und seitdem wiederholt aufgelegt); 4) „Die Jurisprudenz des täglichen Lebens“ (1870 und später II. Auflage); und gehe über zu den beiden Werken, welche weit über die fachwissenschaftliche Welt hinaus Beifall, Widerspruch und unter allen Umständen Beachtung gefunden haben.

Es sind dies erstens: „Der Kampf ums Recht“ (zuerst 1872 und dann in sechs oder sieben weiteren Auflagen erschienen) und zweitens: „Der Zweck im Recht“, erster Band 1877 (seitdem zweite Auflage) zweiter Band 1883.

Zuvor muß ich noch ein wenig Biographie einschalten:

Das Werk „Der Geist des römischen Rechts“ machte überall, wo deutsche Wissenschaft gepflegt wird, wohlverdientes Aufsehen. Es war auch der Hauptanlaß, daß Ihering 1868 einen Ruf an die Hochschule Wien erhielt, den er annahm. Er trat die Professur dort etwa gleichzeitig mit Schäffle an, der aus Schwaben dorthin berufen wurde, nachdem er im Zollparlament oder wenigstens aus Anlaß desselben eine scharfe particularistische Opposition gegen die damalige deutsche Politik gemacht hatte. Ein sehr urtheilsfähiger, österreichischer Gelehrter sagte mir später: „Der Norddeutsche, der Ostfriese, gefiel uns Allen; der Süddeutsche, der Schwab, gar nicht; von dem Norddeutschen hatte man einen trockenen, von dem Süd-

deutschen einen lebhaften Vortrag erwartet; das Gegentheil unserer Erwartungen traf ein; Schäffle spann auf dem Katheder einen schier endlosen Faden: löschpapierene Abstractionen noch im alten Hegel'schen Dreitact; Jhering dagegen übte durch seine Vorträge eine mächtig anregende Wirkung; von ihm konnte man sagen: „Pectus est quod disertum facit!"

Jhering wurde in Oesterreich nobilitirt und überhäuft mit Ehren, Würden und Anerkennung. Gleichwohl kehrte er zurück nach seiner deutschen, nach seiner norddeutschen, nach seiner hannoverschen Heimath. Er nahm 1872 einen Ruf nach Göttingen an.

Wie kam das?

Ich kann die Beweggründe in seinem Herzen nicht lesen. Ich halte mich an seine Werke; und da finde ich denn einige Indicien, welche den Schluß gestatten, daß es ihm auf die Dauer in der schönen leichtlebigen geräuschvollen Kaiserstadt an der Donau und in dem bunten Durcheinander von allen möglichen und unmöglichen Völkern auf die Dauer doch nicht recht mehr behagte. Nicht etwa, daß er, wie der pathetische Schiller, von einer „Stadt der Phäaken", oder, wie der mißmuthige Grillparzer, von einem „Capua der Geister" gesprochen hätte, — denn das ist Wien, auch wenn es einmal so gewesen wäre, schon lange nicht mehr — aber recht heimisch konnte er doch nicht da werden und „es gewöhnt' sich nicht sein Geist hierher". Als sich in Deutschland die großen Ereignisse von 1870 vollzogen, da fühlte er Heimweh. Er wollte mitwirken für die nationale Einheit. Er sah in Oesterreich düstere Wolken aufsteigen. Dort drängte Alles zu dem riesigen Kampfe, in dem auch er nicht neutral bleiben konnte und wollte, und der doch nicht der seinige war. Und so ging er, von dem glänzenden Centralpunkte Wien nach der bescheidenen niederdeutschen Provinzialstadt Göttingen, von der Stadt der Paläste nach der Stadt der niedersächsischen Holzbauten, deren einfache Häuser die offenen Fenster nach Außen strecken, als wenn sie von dannen fliegen wollten.

Am 11. März 1872 hielt er in der Wiener juristischen Gesellschaft einen Vortrag über den Kampf um's Recht, der ungeheure Sensation machte. Es war sein Wiener Schwanengesang. Mit beredten und zündenden Worten mahnte er, anknüpfend an die Verse:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,"

Jedermann und die ganze Nation, niemals irgend Etwas von seinem Rechte zu vergeben; „der Kampf um's Recht" sei eine Pflicht, nicht nur eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst, sondern auch eine Pflicht gegen das Gemeinwesen."

Im Juli 1872, als er sich anschickte Wien zu verlassen, plublicirte er seinen Vortrag nicht ohne den Ausdruck „der freudigen Hoffnung, daß der Kampf um's Recht, den Oesterreich durchzukämpfen berufen sei, in den Reihen seiner Wiener Freunde manchen tapferen Kämpfer finden werde; dies sei der beste Wunsch, mit dem er von Oesterreich scheide".

Aber in dem Vortrage selbst hatte er schon auf das Nachdrücklichste betont, daß „gerade der Ort, wo wir leben" (Wien) den besten und anschaulichsten Beleg dafür biete, daß vielfach eine dem Kampf um's Recht abgünstige Auffassung herrsche, welche er schildert mit folgenden Worten:

„Soll ich einmal die entgegengesetzte Anschauung in möglichster Schärfe zeichnen, so würde sie etwa so lauten. Was hat die Sache, die mein ist, mit meiner Person zu schaffen? Sie dient mir als Mittel für meine Zwecke, ein Mittel des Genusses, des Erwerbes, des Lebensunterhaltes, aber so wenig es eine sittliche Pflicht für mich ist, viel Geld zu erwerben, so wenig kann es als solche gelten, wegen einer Bagatelle einen Proceß zu beginnen, der ein schweres Geld kostet und meine Behaglichkeit stört. Das einzige Motiv, das mich bei der rechtlichen Behauptung des Vermögens zu leiten hat, ist dasselbe, das mich bei dem Erwerb und der Verwendung desselben bestimmt: mein Interesse — ein Proceß um Mein und Dein ist eine reine Interessenfrage.

„Und was sollen wir dieser Art von Betrachtung der Eigenthumsfrage entgegensetzen? Ich erblicke darin nur ein Symptom der leichten Art, wie vielfach das Vermögen erworben wird, der Entfernung des Eigenthums von seinem historischen und sittlichen Ursprung: der Arbeit. Nur an dieser seiner Quelle ist es klar und durchsichtig bis auf den Grund, aber je weiter es sich von ihr entfernt und weiter abwärts in die Regionen des leichteren und mühelosen Erwerbs gelangt, desto trüber wird es, bis es endlich im Schlamm des Börsenspiels und Actienschwindels jede Spur von dem, was es ursprünglich war, verloren hat. An einer solchen Stelle, wo jeder Rest von der sittlichen Idee des Eigenthums abhanden gekommen ist, kann freilich von einem Gefühl der sittlichen Pflicht der Vertheidigung nicht mehr die Rede sein; für den Eigenthumssinn, wie er in Jedem lebt, der sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß, fehlt es hier an jeglichem Verständniß. Das Schlimmste daran ist leider das, daß die durch derartige Gründe erzeugte Stimmung und Gewohnheit des Lebens sich nach und nach auch auf solche Kreise ausdehnt, in denen sie sich ohne den Contact mit jenen spontan nicht erzeugt haben würde. Einen interessanten Beleg dazu bieten unsere kleinen deutschen Universitätsstädte (Ihering kannte Cassel, Rostock, Kiel und Gießen aus eigener Anschauung) dar, die vorzugsweise von den Studirenden leben. Die Stimmung und Gewohnheiten der Letzteren in Bezug auf das Geldausgeben theilt sich unwillkürlich auch der bürgerlichen Bevölkerung mit."

Wie deutlich tritt uns hier der zähe Rechtssinn des niedersächsischen Bauern und die gegentheilige Auffassung entgegen.

Der deutsche Bauer hat eine sprichwörtliche Redensart, welche ihm befiehlt, daß er, um sein Recht zu erjagen, das beste Pferd aus seinem Stalle auf das Spiel setze.

In Ungarn dagegen erlebte ich Folgendes: Einem Grundherrn, bei dem ich Gast war, meldete sein Inspector, in der vorigen Nacht seien 7 Pferde, 3 Almasi-Ochsen und 10 Schweine von der Weide gestohlen und gen Westen getrieben worden. „Soll ich Anzeige beim Stuhlrichter machen?“ fragte der Inspector.

„O nein, hole eben so viel weg bei dem Nachbar im Osten, der mag sich dann anderweitig helfen.“

Das ist der faule Friede, der das Unrecht dem Kampf um das Recht vorzieht.

So viel Beifall Jherings Vortrag fand, so wurde ihm doch Seitens jener der Euthanasie huldigenden Quietisten entgegengehalten, er befördere die Proceßsucht. „Alle diese friedlichen Einwendungen,“ replicirt Jhering in der „Göttingen, 9. October 1872“ datirten II. Auflage, „kann ich einfach damit abthun, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, dem Streit und Unfrieden als solchem das Wort zu reden, sondern daß ich sehr bestimmt und genau die Voraussetzungen bezeichnet habe, unter denen ich das Einstehen der Person für ihr gutes Recht als einen Act persönlicher Selbsterhaltung erfordere. Daß die Bethätigung dieser von mir postulirten Gesinnung für unser Rechtsleben die Gefahr einer Vermehrung der Processe in sich schließe, würde mich, wenn es in Wahrheit zu besorgen stände, an sich noch nicht irre machen, denn es scheint mir doch immerhin wünschenswerther, daß das Recht triumphirt, wenn auch um den Preis eines Processes, als daß der Proceß unterbleibt, aber das Unrecht siegt. Eine Amputation ist gewiß ebensowenig eine Annehmlichkeit wie ein Proceß, aber wo sie nöthig, immer noch besser als der kalte Brand und der Tod, und mit demselben Recht, mit dem man mir einwenden könnte: Deine Theorie vermehrt die Processe, könnte man die größere Zahl von Amputationsfällen, die sich für unsere heutigen Kriege im Vergleich zu denen früherer Jahrhunderte und wilder Völker constatiren läßt, der heutigen Chirurgie zum Vorwurf anrechnen. Amputationen und Processe sind Mittel zum Zweck; wo sie nöthig sind, ist es immer noch besser, sich zu ihnen zu entschließen, als aus Angst vor ihnen sein Leben und sein gutes Recht preisgeben. Die Aufgabe kann nicht sein, sie selber, wo sie einmal geboten sind, zu vermeiden, sondern einmal den Anlässen zu ihnen möglichst vorzubeugen und zweitens die Voraussetzungen, unter denen sie indicirt sind, wissenschaftlich genau festzustellen. Letzteres hat meine Schrift versucht, daneben aber glaubt sie auch der ersteren Rücksicht gerecht geworden zu sein, denn gerade diejenige Gesinnung, welche sie predigt: Das muthige Einstehen für das eigene Recht, ist die wirksamste und sicherste Garantie gegen die Willkür, und ich lebe der Ueberzeugung, daß die allgemeine und energische Bethätigung derselben, weit entfernt, die Zahl der Unrechtsfälle und damit der Processe und Anlässe zu vermehren, dieselbe umgekehrt vermindern dürfte.“

So viel über den „Kampf um's Recht".

Eine ausführliche Besprechung des noch unvollendeten umfangreichen Buches „Der Zweck im Recht" muß ich mir für ein ander Mal versparen. Das tiefgreifende Werk ist zu bedeutend und zu eigenthümlich, um mit ein paar Worten abgethan werden zu können.

Ich kann von Herrn von Ihering nicht Abschied nehmen, ohne ihm den dringenden Wunsch an das Herz zu legen, er möge über „den Zweck im Recht" den „Geist des römischen Rechts" nicht vergessen, der gerade mitten in der interessantesten Untersuchung in's Stocken gerathen und dessen Fortsetzung und Beendigung mit mir Tausende deutscher Juristen mit Spannung erwarten.

Aber freilich, wer vermag es, einem so reichen, so vielfach angeregten und anregenden, so häufig bahnbrechenden und so selten regelrechten Genius Schranken vorzuschreiben oder Zwang aufzuerlegen?

Genie und Wahnsinn.

Eine psychologische Untersuchung

von

Dr. Paul Radestock.

— Breslau. —

II.

Worin besteht nun das Wesen der Aehnlichkeit zwischen Genie und Wahnsinn? Welche Berührungspunkte bieten diese scheinbar so verschiedenen Zustände? Was für körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten hat der bewunderte Held im Reiche des Geistes gemein mit dem Mitleid erregenden Kranken?

Genie und Wahnsinn basiren beide auf einer erhöhten Reizbarkeit, bezw. Ueberreizung des Gehirns. Mit jeder geistigen Anstrengung sowie mit jedem Affect ist eine Reizung des Gehirns verbunden, deren häufige Wiederholung immer mehr eine dauernde Zunahme der Reizbarkeit zurückläßt und endlich die Seelenstörung herbeiführen kann. Diese Reizbarkeit wird durch Veränderung der Blutcirculation hervorgerufen; der geistig scharf beschäftigte und angestrengt arbeitende Mensch fühlt ebenso wie der in Zorn und Wuth gerathende eine Hitze des Kopfes, die durch allzu reichlichen Blutandrang verursacht wird. Mosso hatte Gelegenheit, Leute zu beobachten, bei denen in Folge von Schädelverletzungen das Gehirn sichtbar war; er fand, daß bei Gemüthsbewegungen sowohl als bei intellectuellen Anstrengungen ein Zufluß des Blutes zum Gehirn stattfinde und dessen Volumen sich vergrößere, während gleichzeitig das des Armes und der äußeren Organe sich verringere. Und zwar wurde diese Veränderung der Circulation um so beträchtlicher, je größer die mit der geistigen Arbeit verbundene Anstrengung war. Im Schlaf verminderte sich der Blutdruck nach dem Gehirn, je mehr sich derselbe vertiefte; während der Träume dagegen, auch wenn sie von anderen Personen durch Aussprechen von Namen dem Schläfer willkürlich

verursacht wurden, zeigte sich dieselbe Erscheinung wie bei geistiger Arbeit im Wachen, nur in geringerem Grade. Andererseits hat man darauf hingewiesen, daß Veränderungen des Pulsschlags alle Formen der geistigen Störung begleiten und dieselbe oft als früheste Symptome verrathen. Gehirnerkrankungen, Seelenstörungen treten häufig als Folgen von Herz- und Gefäßerkrankungen auf; Hirncongestionen leiten in vielen Fällen die Paroxysmen der Tobsucht u. s. w. ein und begleiten dieselben, und Blutüberfüllung des Gehirns bildet nicht selten den anatomischen Befund nach frischen Fällen von Irresein.

Wenn demnach alle Menschen, die großen geistigen Anstrengungen längere Zeit ausgesetzt sind, sich in Gefahr befinden, allmählich in Seelenstörung zu verfallen, so besonders diejenigen, welche eine hohe Begabung besitzen, da mit dieser Anlage eben ein unüberwindlicher Drang zu steter intellectueller Beschäftigung verbunden ist. Geistige Frühreife, welche sich oft bei Genies findet, basirt auf nervöser Grundlage, und die anhaltende Uebung der Geistesthätigkeit im jugendlichen Lebensalter, wie sie die Frühreife erfordert und zur Folge hat, vergrößert diese constitutionelle Nervosität.

Der Irrenarzt Schüle weist ferner auf folgenden Punkt hin. Mit der höheren Intelligenzstufe trifft meist ein im Verhältniß zur Körpergröße vermehrtes Hirngewicht zusammen. „In gleicher Weise gehen auch Geisteskrankheiten mit Aenderungen des Hirngewichts in bemerkenswerthester Weise Hand in Hand.“ Nach Meynerts Untersuchungen verbinden sich die primären Krankheitsformen mit größerem Hirngewicht, und der Zeitfolge der Irreseinsstadien entspricht eine absteigende Scala desselben; beim Blödsinn zeigt sich Gewichtsabnahme. Ebenso machen die Reizungserscheinungen allmählich Lähmungssymptomen Platz, indem dieselben Ursachen, welche anfänglich erregend auf das Nervensystem wirkten, nach und nach die Leistungsfähigkeit desselben schwächen und vernichten.

Moreau geht etwas zu weit, wenn er die Genialität für eine Nervenkrankheit, névrose erklärt, denn die abnormen Erscheinungen treten in der eigentlichen Krankheit doch schärfer hervor. Sonderbar ist aber der Einwurf Hagens: wenn die Reizung des Gehirns in der psychischen Krankheit größer sei als beim Genie, so stehe der Geisteskranke über diesem! Das Genie kann als Vertreter der höchsten normalen Geistesthätigkeit die größte Achtung und Bewunderung genießen, beim Ueberschreiten einer gewissen Grenze aber in Geisteskrankheit verfallen, und dann zum Gegenstand des Mitleids werden. Findet man ja doch die Sprüche, daß die Extreme sich berühren, und daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so ungeheuer oft angeführt!

Vom physiologischen Gesichtspunkt aus betrachtet, besteht das Wesen der Genialität in einer höheren centralen Reizbarkeit, welche die Geistesstörung begünstigt, und durch Mitwirken anderer Momente dazu führen kann, während sie ohne dieses Mitwirken ein Mittelglied zwischen den eigentlich normalen

und anerkannt abnormen geistigen Functionen bildet. Sind doch Gesundheit und Krankheit nicht streng von einander geschiedene Zustände, sondern sie gehen in einer Menge von feinen, unmerklichen Abstufungen allmählich in einander über: es giebt ein großes Mittelgebiet von Störungen, und Niemand vermag genau den Punkt zu bestimmen, wo die Vernunft sich zur Unvernunft verkehrt.

Laßt uns nun die psychologischen Aehnlichkeiten und Berührungspunkte näher in's Auge fassen, welche die eben aufgestellte Ansicht näher beleuchten und bestätigen werden. Es stehen uns hier zahlreichere Thatsachen zu Gebote als auf physiologischem Gebiete, und ihre Besprechung dürfte auch denjenigen unter den geneigten Lesern, welche derartigen Forschungsgegenständen und Untersuchungen ferner stehen, verständlich sein.

Das Genie zeigt eine erhöhte Sensibilität in der Sphäre seiner Anlagen und seines Schaffens. Begabte Musiker und Maler besitzen eine große Schärfe in der Auffassung und Unterscheidung von einzelnen Tönen und Farben, die sich auf gute Naturanlage und sorgfältige Ausbildung des betreffenden Sinnesorgans gründet. Wissenschaftliche und praktische Genies haben eine scharfe Auffassungsfähigkeit für Alles, was auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit liegt, und reagiren hier auf Anlässe, welche anderen Menschen unbedeutend, ja nichtig erscheinen, unverhältnißmäßig stark. Lebhaftes Gefühl und starke Affecte werden leicht erregt.

In Bezug auf die Geistesstörung hebt Griesinger nun auch die vollständig veränderte Reaction gegen die Außenwelt hervor. „Alles erscheint dem Kranken anders, weil er sich selbst zu jedem psychischen Eindrucke anders verhält, weil er gänzlich anders empfindet und in seiner gesteigerten Empfindlichkeit Alles auf sich bezieht. Man hält es mit Recht für krankhaft, wenn der Mensch ohne alle äußere Motive in Traurigkeit versinkt oder in laute Fröhlichkeit ausbricht, oder wenn zwar ein äußerer Anlaß gegeben ist, das Individuum aber in ganz übermäßig heftiger und lange andauernder Weise davon afficirt wird." — Aber das Gesetz von dem Gleichgewicht der Kräfte gilt auch hier: ist die Reaction nach dieser Richtung hin stärker, so ist sie nach jenen gleichzeitig schwächer. Bei Weitem die meisten Genies sind in Folge der Concentration ihres Denkens auf besondere Gebiete einseitig; ein Theil der Kraft, welche hier verwandt wird, geht für die Fähigkeit der Verarbeitung anderer Eindrücke verloren. Aeußere Ereignisse, Gedanken und Interessen, welche den Geist und das Gefühl anderer Menschen erregen, wirken auf das Genie oft gar nicht, oder nur wenig, sobald sie dem Felde seines Denkens und Schaffens fern liegen. Der in Bezug auf theoretische Geistesarbeit als Koryphäe angestaunte und bewunderte Gelehrte verfällt nicht selten dem Spott unebenbürtiger Mitmenschen, wenn er in Dingen des praktischen Lebens Ungeschicktheit und langsame Fassungskraft zeigt. Newton wurde von der Universität Cambridge in das Parlament gewählt, spielte aber daselbst nur eine unbedeutende Rolle; in eine Commission gewählt,

konnte er sich nicht verständlich machen, verstummte zuletzt ganz, und sein Benehmen bei dieser Gelegenheit wird von Biot als kindisch beschrieben. Der berühmte Mathematiker Laplace zeigte sich ebenfalls zu politischer Thätigkeit sehr wenig befähigt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen Anekdoten näher einzugehen, welche über die Zerstreutheit hervorragender Geister in Umlauf sind, wo dieselben auf äußere Eindrücke gar nicht, oder in einer falschen, ihrer eigenen Gedankenrichtung, aber nicht den sonstigen Verhältnissen entsprechenden, und deshalb für Andere lächerlichen Weise reagirten; praktische Menschen können bei Beobachtung von theoretischen Genies bemerken, daß sie zuweilen auch hierin Großes leisten. Esquirol wies bereits auf das Krankhafte dieser Zerstreutheit hin, als er sie einen „état cataleptique de la pensée“ nannte, und Manches, was man von Newton u. A. berichtet, liegt nicht weit ab von den Reden, Handlungen und Zuständen, welche auf Geistesstörung hindeuten. In der That zeigt die Geistesstörung, in welcher fixe Ideen die äußeren Eindrücke nach sich umdeuten und so falsche Reactionen veranlassen, oder, wenn die Eindrücke sich nicht assimiliren lassen, die Reaction verhindern, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Zerstreutheit. Auch der Irrsinnige, besonders der Melancholische, findet sich in der wirklichen Welt nicht mehr ganz zurecht; seine psychische Energie concentrirt sich auf seine krankhaften Stimmungen und Wahnvorstellungen; er geht schnell und leicht auf das ein, was diesen gemäß ist und sie zu bestätigen scheint, während er für andere Eindrücke taub bleibt. Das theoretische Genie lebt vorzugsweise in der Welt seiner subjectiven Gedanken, der Träumende wird durch seine phantastischen Traumvorstellungen und der Geisteskranke durch seine fixen Ideen der wirklichen Welt entrückt und glaubt sich in eine neue versetzt, die er sich selbst durch seine psychische Thätigkeit ausbaut: sie alle reagiren besonders auf solche äußere Eindrücke, welche diese subjective Welt nicht zerstören, sondern sie weiter ausbauen, begründen und erklären.

Die Macht der Erinnerungsbilder und Phantasievorstellungen ist denn auch beim Genie, ähnlich wie beim Träumenden und Geisteskranken, oft eine so starke, daß sie der unmittelbarer realer Eindrücke gleichkommt. Goethe erzählt von sich selbst: „Ich hatte die Gabe: wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich aus einander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die

Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope." Wie leicht eine solche Gabe in das Krankhafte einer eigentlichen Sinnestäuschung übergehen kann, lehrt die früher angeführte Sinnestäuschung Goethes selbst. Bei großen Musikern und Malern erreichen die Erinnerungs- und Phantasievorstellungen eine ganz außerordentliche Intensität. Mozart schrieb bereits als Knabe das vielstimmige, von Allegri componirte Miserere aus der Erinnerung auf und zeigte auch später ein wunderbares Gedächtniß für eigene und fremde Compositionen. Der Biograph Jahn sagt von seiner künstlerischen Begabung: „Mit der Kraft, ein musikalisches Kunstwerk im Ganzen und im Einzelnen innerlich wie in einem Bilde klar anzuschauen, paarte sich ein außerordentliches Gedächtniß, das so Angeschaute festzuhalten." Manche Maler haben die Fähigkeit, nach längerem Betrachten eines Modells dasselbe aus dem Gedächtniß malen zu können. Abercrombie führt an, daß ein Maler rein aus der Erinnerung ein Gemälde von Rubens copirte, und daß die Copie, neben das Original gestellt, schwer von diesem selbst zu unterscheiden war. Der berühmte Schauspieler Talma erzählte einst dem Künstler Langlois, mit welchem er eng befreundet war, daß er, wenn er auf die Bühne trete, die Kraft habe, in seiner Phantasie sich die Kleider seiner Zuschauer hinwegzudenken und letztere sich als bloße Skelette vorzustellen; diese phantastische Vorstellung von derartigen sonderbaren Zuschauern gebe seinem Spiele zuweilen die wunderbare Kraft, welche man anstaune. Dichter weinen oft über die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft und verfolgen das Schicksal ihrer Helden und Heldinnen, als ob dieselben Leben hätten: dies wird von H. von Kleist, Dumas u. v. A. berichtet. Als Goethe einst die von ihm selbst gedichtete schöne Scene zwischen Hermann und seiner Mutter unter dem Birnbaum zum ersten Mal im Schillerschen Kreise vorlas, quollen ihm die Thränen hervor; „so schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen," sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

Derartige Erinnerungs- und Einbildungsvorstellungen zeigen bereits eine große Aehnlichkeit mit der eigentlichen Sinnestäuschung, wenn sie nur momentan auftreten und wieder verschwinden; in manchen Fällen treten sie jedoch öfter wiederholt und länger auf, besiegen allmählich den Willen, von dem sie früher beherrscht wurden, und führen zum vollständigen Irrsinn. Brierre de Boismont erzählt folgenden Fall. Ein begabter Maler vermochte es, in einem Jahre 300 große und kleine Porträts zu malen. Er ließ nämlich die einzelnen Personen nur eine halbe Stunde Modell sitzen, stellte dann die Leinwand bei Seite und malte später das Porträt aus dem Gedächtniß fertig, indem er die Personen vor sich sitzend dachte. Allmählich verlor er die Unterscheidung zwischen der gedachten, eingebildeten Gestalt und der Wirklichkeit, wurde wahnsinnig und kam in ein Irrenhaus, wo er 30 Jahre blieb. Schüle berichtet: „Ich beobachtete einen Maler, welcher alle 4 bis 6 Wochen unter fluxionären Kopfhyperämien wandernde Landschaftsbilder in

kaleidoskopischem Nach- und Durcheinander an seinem innern Blickfeld vorüberziehen sah. Anfangs schaute er denselben mit Interesse zu, bald aber wurde er übersättigt und schließlich dieser Zwangsgalerie so überdrüssig, daß er zu allen möglichen schmerzlichen Ableitungen (Bindenlassen der Arme und Füße) griff."

In Folge der erhöhten Reizbarkeit des Gehirns gewinnen Phantasievorstellungen sinnliche Lebendigkeit; daher hatten auch viele hervorragende Geister eigentliche Sinnestäuschungen, welche den zu ihrer Zeit herrschenden Anschauungen gemäß waren und meist der Sphäre angehörten, in welcher sie vorzugsweise dachten und arbeiteten.

Goethe schildert uns noch eine andere Gabe, die er besaß. Wo er von den Eigenthümlichkeiten des „Verfassers" seiner Dramen spricht, sagt er: „Gewöhnt, am liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, nieder zu sitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- und Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hierin etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf. . . . Jene Wertherschen Briefe haben nun wohl deshalb einen so mannigfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden." Diese Fähigkeit besitzt in höherem oder niederem Grade wohl jeder Dichter, der in den Helden Theile seiner eigenen Persönlichkeit schildert und verkörpert, und diese mit einander in Verkehr oder in Kampf treten läßt.

Wie in oben beschriebenen Erscheinungen einzelne Vorstellungen, so erreichen hier ganze Gruppen von Vorstellungen die Stärke unmittelbarer äußerer Eindrücke. Ein Theil des psychischen Lebens wird von der eigenen Seele getrennt, objectivirt und ihr gegenübergestellt, so daß eine Spaltung der Persönlichkeit eintritt. Dasselbe finden wir im Traum, in den Delirien und im Irrsinn. Der Träumende und Geisteskranke unterhält oder streitet sich mit eingebildeten Personen, die Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein sind, und doch oft mehr Klugheit und Witz zeigen als er selbst; er wird von ihnen in der Disputation besiegt oder muß ein Examen vor ihnen ablegen, er erhält von ihnen Belehrungen oder gar Offenbarungen. Diese Eigenthümlichkeit des wachen, gesunden Geisteslebens ist jedoch der im krankhaften Zustand nicht nur ähnlich, sondern sie vermittelt auch zuweilen den Uebergang in letzteren, indem der Wille allmählich besiegt und der Mensch die Geister, die er früher rief, nicht wieder los wird. Brierre de

Boismont sagt, daß Leute, die gern Monologe halten und sich mit anderen Personen zu unterhalten glauben, besonders zu Sinnestäuschungen disponirt sind, und berichtet Folgendes. Der Engländer Wigan kannte einen sehr intelligenten und liebenswürdigen Menschen, der die Macht besaß, sein eigenes Bild vor sich zu sehen. Er lachte anfangs herzlich über die Erscheinung seines Eidolon, welches ebenfalls immer zu lachen schien; aber es hatte beklagenswerthe Folgen. Das Bild fing an, sich mit ihm zu streiten und ihn zu demüthigen; endlich wurde er von Lebensüberdruß ergriffen und beschloß, kein neues Jahr zu beginnen. Er erschoß sich in der Nacht des 31. December, während die Uhr die zwölfte Stunde schlug.

Der Verlauf der Vorstellungen ist bei der Geistesstörung verlangsamt in der Melancholie, welche in den meisten Fällen das Anfangs-, in manchen auch das Endstadium der Krankheit bildet. Im Exaltationszustand dagegen zeigt sich ein schneller Wechsel der Vorstellungen und Stimmungen, der zur Ideenflucht führen kann, wo die Vorstellungen so hastig vorüberjagen, daß es überhaupt nicht mehr zu einer logischen Verbindung derselben kommt. Beim Genie ist der Gedankenfluß ein langsamer in Dingen, die dem Kreise seiner Thätigkeit fern liegen, ebenso in der Thätigkeit selbst beim Beginn derselben, sowie in Erschöpfungsperioden nach längerer oder anstrengender Geistesarbeit. Auf dem eigentlichen Höhepunkte des Schaffens dagegen fließen die Gedanken in reichster, oft überreicher Menge herzu und bieten sich der Verbindung dar, so daß einerseits bei Aeußerung derselben der mittelmäßig Begabte nur mit großer Mühe zu folgen vermag, andererseits hier Gedanken erzeugt werden, die wegen ihrer raschen Folge erst in einem ruhigeren Zustande zur Aufzeichnung, weiteren Ausarbeitung und Begründung durch methodische Beweisführung gelangen können.

In Betreff der Verbindung der Vorstellungen wird man leicht geneigt sein, zu sagen, daß die Gedanken des anerkannten Genies, von denen große Weltbewegungen, neue Epochen in der Weltgeschichte, der Wissenschaft und der Kunst ausgingen, himmelweit verschieden sind von den Gedanken eines Irrsinnigen, und daß die Vergleichung derselben mit einander ein sehr gewagtes Unternehmen ist. Und doch bieten sie dem wissenschaftlichen Forscher gewisse Aehnlichkeiten! Auch hat wohl mancher Mensch, der nicht mit großer psychologischer Beobachtungsgabe ausgestattet war, diese Aehnlichkeit herausgefühlt, ehe das Genie zur allgemeinen Anerkennung gelangte und der ungeheure Werth seiner Gedanken in der Culturgeschichte festgestellt war; Viele haben bei der ersten Kundgebung solcher Ideen den Kopf geschüttelt und bei sich gedacht, oder das Urtheil laut geäußert: dieser Mensch ist verrückt! Zeigen doch die Gedanken des Genies wie die des Geistesgestörten gewisse Abweichungen und Verschiedenheiten von den Verbindungen einzelner Vorstellungen, wie sie die geistig gesunden Dutzendmenschen schablonenhaft herzustellen pflegen: sie haben im Vergleich mit diesen etwas Sonderbares, Ungewöhnliches, Originelles. Das Genie und der Irrsinnige finden bei der

Zergliederung und Combination der Vorstellungen und deren Elemente Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, die der gewöhnliche, geistig mittelmäßige Mensch nicht erkennt.

Bei der weit fortgeschrittenen Geistesstörung kommt es nicht mehr zu ausgedehnten logischen Verbindungen, sondern die weniger vom Willen gelenkten Associationen erlangen immer mehr das Uebergewicht über die apperceptiven, durch die innere Willensthätigkeit der activen Aufmerksamkeit beherrschten Verbindungen, und zertrümmern selbst die äußere grammatische Form des Gedankens; unter den Associationen spielen zuweilen die äußerlichsten, die bloßen Wortassociationen, eine bedeutende Rolle. Ist die Störung aber von geringerem Grade, so zeigt sich die logische Denkthätigkeit noch wirksam, und frei aufsteigende, oder äußeren Eindrücken entspringende Associationen veranlassen den Kranken nur zu auffallenden Gedankensprüngen und Combinationen. Der Exaltationszustand zeigt dann bei reichem und schnellem Gedankenflusse eine ungewöhnliche Beredsamkeit und Keckheit im Urtheil, eine Neigung zu Reimen, geistreichen und beißenden Witzen und Wortspielen. Längst eingeschlafene Erinnerungen werden wieder wach, und Tobsüchtige können lange Lieder hersagen, die sie vor der Krankheit nicht mehr auswendig wußten; der Kranke äußert zuweilen Gedanken, die während der Gesundheit über seinen Horizont gingen. Griesinger erwähnt eine weibliche Tobsüchtige, welche gewisse ganz leise Thierähnlichkeiten menschlicher Physiognomien treffend hervorhob.

Der Witz beruht auf dem Herausfinden von versteckten Aehnlichkeiten, welche gewisse Vorstellungen in einzelnen Elementen haben. Durch plötzlich und fast unwillkürlich auftauchende Aehnlichkeiten wird auch das Genie zu neuen großen Ideen geführt und zu bewundernswerthen Schöpfungen angeregt. Alfieri suchte sich einst von den Fesseln einer unwürdigen Liebe dadurch zu befreien, daß er sich gewaltsam zwang, zu Hause zu bleiben, und die Tragödie „Cleopatra“ schrieb; es kam ihm nämlich nach seinen eigenen Worten „schnell wie der Blitz“ die Aehnlichkeit seiner Situation und der des Antonius in den Sinn, und er enthüllte so in dem Stück die Leidenschaften seiner eigenen Seele. Goethe sagt in Bezug auf die Abfassung von Werthers Leiden: „Jerusalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht blos mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt.“ In Mozarts Seele wurde durch die Empfindung und das Gefühl, welche der Anblick schöner Gegenden erregte, eine musikalische Idee wachgerufen, die der berühmte Componist dann zu fixiren und weiter auszuführen suchte. Als der große Mathematiker Newton in ländlicher Abgeschiedenheit lebte, trat

plötzlich beim Fall eines Apfels im Garten zu Woolsthorpe die Aehnlichkeit der diese Erscheinung verursachenden Kraft und der, welche die Planeten ihre Bahn um die Sonne und die Trabanten um die Planeten ziehen läßt, lebhaft vor seine Seele; dadurch zu weiterem Nachdenken veranlaßt, fand er das Gravitationsgesetz, welches er dann wissenschaftlich begründete.

Bei der Conception genialer Gedanken spielen also wie in der Geistesstörung die Associationen eine bedeutende Rolle, speciell die Assimilationen, wo durch eine neu in das Bewußtsein eintretende Vorstellung, meist eine unmittelbare Sinnesvorstellung, eine frühere, ihr ähnliche reproducirt wird, und wo nun diese beiden Vorstellungen zu einer einzigen verschmelzen. Doch wie? Bei der geistigen Arbeit des Genies soll nicht die durch die innere Willensthätigkeit, die active Aufmerksamkeit, geleitete und beherrschte, logische Denkweise die vorwaltende sein, sondern die unwillkürliche, associative, welche bei allen Menschen im Zustande der Erschöpfung und im Traum die herrschende ist? Sind uns nicht die Arbeiten großer Mathematiker und Philosophen Muster eines scharfen, spontanen Denkens, einer strengen Logik, woran und wonach wir selbst das methodische und logische Denken üben sollen? Würden die Gedanken der Dichter ohne aufmerksame und sorgfältige Durcharbeitung, nur associativ an einander gereiht, ein Kunstwerk bilden, das der Bewunderung der Zeitgenossen und künftiger, später Nachfahren werth ist? — Man bedenke, daß die Conception, das Aufblitzen des genialen Gedankens, die ahnende Vorausnahme der Beweise durch die Phantasie verschieden ist von der Ausarbeitung, der methodischen Begründung und dem strengen Beweise, welche erst nachfolgen. Die letzteren Thätigkeiten kann kein Genie ohne scharfes logisches Denken, rein mit Hülfe der Associationen vollbringen, aber sie bilden auch nicht die charakteristischen Merkmale der Genialität, sondern die Conception neuer Gedanken ist es, wodurch das Genie mittelmäßige Geister und das Talent übertrifft. Nachdenken, begründen und beweisen kann auch der begabte und talentvolle Mensch, der nichts eigentlich Geniales in sich hat; ja er thut dies zuweilen besser als das Genie selbst, da dasselbe im steten Drange neuer Schöpfungen nicht die nöthige Ruhe zur methodischen Ausarbeitung seiner Gedanken gewinnt, im Einzelnen oft weniger correct ist, die Arbeit unvollendet liegen läßt, um eine andere zu beginnen. (Mozart componirte und meditirte fortwährend, aber er wartete oft mit dem Aufschreiben der Compositionen, die er im Kopfe fertig hatte, bis der letzte Augenblick ihn drängte. In einem Briefe an seine Schwester sagt er, daß er zu einer und derselben Zeit eine Fuge niederschrieb und das Präludium dazu ausdachte. Kant legte nach einem Briefe an Moses Mendelssohn in seiner „Kritik der reinen Vernunft" das Resultat eines mindestens zwölfjährigen Nachdenkens nieder, brachte aber die Ausarbeitung „binnen vier bis fünf Monaten mit größter Aufmerksamkeit auf den Inhalt, aber weniger Fleiß auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser" zu Stande.)

Willensschwäche charakterisirt den Irrsinn. „Einen wesentlichen Charakter haben alle melancholischen Delirien, den der Passivität, des Leidens, des Beherrscht- und Ueberwältigtwerdens" (Griesinger). Im Anfange erkennt der Kranke, daß seine Furcht absurd und ohne rechten Grund ist, er sieht in seinen Wahnvorstellungen selbst lästige, zu bekämpfende Thorheiten, aber er kann sich des krankhaften Gefühls und der mit demselben verbundenen Vorstellungen nicht erwehren, — er bemerkt, daß aller Widerstand vergeblich ist und giebt ihn allmählich auf. In der fortgeschrittenen Krankheit beherrscht die innere Willensthätigkeit der activen Apperception den Gedankenverlauf immer weniger, in Tobsuchtsanfällen werden auch die äußeren Handlungen nicht mehr vom selbstbewußten Willen geleitet: mit gewaltiger Macht auftauchende Affecte und Triebe führen zu Zwangshandlungen, zu Gewaltthätigkeiten gegen die eigene und andere Personen.

Daß beim Genie ebenfalls eine gewisse Schwäche des Willens gegenüber den Vorstellungen und der intellectuellen Thätigkeit sich zeige, daß das Genie nicht frei, sondern mehr als jeder andere Mensch von seiner Organisation abhängig sei, ist in Bezug auf seine Natur und Arbeit im Allgemeinen, wie in Betreff des Zeitpunktes der eigentlichen Conception im Besonderen oft hervorgehoben worden. Schopenhauer meint: „Es ist als ob, damit der Genius in einem Individuo hervortrete, diesem ein Maß der Erkenntnißkraft zugefallen sein müsse, welches das zum Dienste eines individuellen Willens erforderliche weit übersteigt; welcher frei gewordene Ueberschuß der Erkenntniß, jetzt zum willensreinen Subject, zum hellen Spiegel des Wesens der Welt wird. . . . Die Erkenntnißkraft entzieht sich durch ihr Uebergewicht dem Dienst des Willens." Goethe sagt von sich: „Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden, aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor. . . . Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern durch's Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren." Er fügt hinzu, daß die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke „unaufgefordert" in ihm hervorbrachte, „manchmal in großen Pausen ruhte", und er „in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war". Alfieri bemerkt öfter, daß der Dichter gerade dann, wenn er wolle, nichts schaffen könne, während die Lust und Kraft zur Production sich von selbst einstelle. Er erzählt von sich etwa Folgendes. Alle Jahre hatte ich im Frühling, bald im April, bald auch bis zum Ende des Juni einen Anfall von Melancholie, der mehr oder minder von mir empfunden wurde, je nachdem Herz und Geist gerade mehr oder weniger leer und müßig waren. Auf dieselbe Weise habe ich späterhin beobachtet, daß mein Geist einem vollkommenen Barometer gleiche, und daß ich mehr oder minder Talent und Fähigkeit habe, etwas hervorzubringen, je nachdem die Luft mehr oder

minder schwer ist; daß ich bei den großen Winden zur Zeit der Sonnenwende und Nachtgleiche eine gänzliche Unfähigkeit, des Abends unendlich weniger Scharfsinn als des Morgens, und im kältesten Winter und heißesten Sommer weit mehr Phantasie, Enthusiasmus und Erfindungsgabe besitze, als in den dazwischen liegenden Jahreszeiten. Moreau sagt: „L'inspiration ne vient jamais qu'à son bon plaisir; le plus sûr moyen de l'éloigner, c'est de l'invoquer." — Bei vielen Genies äußert sich die Productionskraft zu ganz ungewöhnlichen Zeiten. Als der Componist Donizetti einst zu einem Diner eingeladen war, betheiligte er sich zuerst an der Unterhaltung, stand dann aber plötzlich auf, entschuldigte sich bei der Gesellschaft und begab sich in ein Nebenzimmer, wo er in einem Athem fast einen ganzen Act einer Oper componirte. Mozart componirte auf Reisen in der Postkutsche, und meditirte bei Tisch, beim Waschen, Frisiren, Kegeln, Billardspielen, Reiten, ja selbst beim Anhören von Musik, die ihn nicht vollständig befriedigte. Beethoven überraschten die Momente der plötzlichen Begeisterung und des Productionsdranges öfters in der heitersten Gesellschaft, auch auf der Straße, und erregten dann die gespannteste Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, da die aufblitzende Idee sich im leuchtenden Auge und in der Veränderung der ganzen Haltung des Componisten verrieth; er notirte zuweilen die neuen Gedanken auf dem Spaziergange selbst. Montesquieu soll den Entwurf zu seiner Schrift L'esprit des lois in einer Postkutsche verfaßt haben. Alfieri entwarf mehrere Stücke auf dem Spaziergange, und skizzirte sie, als er nach Hause gekommen war; bei Goethe, Ariost, sowie vielen anderen Dichtern und Schriftstellern trat der Productionsdrang plötzlich beim Erwachen während der Nacht hervor.

Man hat nun deshalb die Meinung geäußert, die geniale Conception geschehe „unbewußt": dies thaten unter Anderen Maudsley, A. Lange, Bastian, und besonders E. von Hartmann. Auch scheinen Bemerkungen von Goethe und manchen Künstlern für diese Ansicht zu sprechen. Es ist jedoch nicht richtig, hier von einer unbewußten psychischen Thätigkeit zu reden. Das Bewußtsein besteht eben darin, daß wir überhaupt Zustände und Vorgänge in uns finden, und dasselbe ist kein von diesen innern Vorgängen zu trennender Zustand. Das bewußte Leben zeigt bei Menschen und Thieren je nach äußeren und inneren Bedingungen wechselnde Grade. Wo das Verhalten eines Menschen nur einigermaßen unter die Linie des gewöhnlichen bewußten Handelns fällt, da ist man geneigt anzunehmen, daß er ohne Bewußtsein gehandelt habe. Bald wird so das Bewußtsein mit dem Selbstbewußtsein, bald mit der Aufmerksamkeit verwechselt, und in vielen Fällen würde es geeigneter sein, von einem Mangel der Besonnenheit, statt von einem Mangel des Bewußtseins zu sprechen. Die Geniethätigkeit beim Auffinden einer neuen Idee ist nicht unbewußt, da die Trennung und Verbindung von Vorstellungen, worin sie besteht, eben ein charakteristisches Merkmal des Bewußtseins bildet. Das associative Denken ist weniger

bewußt als das apperceptive, logische, aber trotzdem nicht unbewußt. Die Wiedererneuerung der Vorstellungen in der Erinnerung und deren Verbindung ist eine ebenso nothwendige Begleiterscheinung des Bewußtseins wie die Bildung der einzelnen Vorstellungen.

Wohl aber ist in manchen Beziehungen nicht unzutreffend die Vergleichung mit dem Traum — wie z. B. Goethe sein Dichten „nachtwandlerisch" nennt, — der ja andererseits auch viele Aehnlichkeiten mit der Geistesstörung aufweist. Die Leser des 6. und 9. Kapitels meines im Jahre 1879 im Verlage von Breitkopf und Härtel zu Leipzig erschienenen Buches „Schlaf und Traum" werden dort manche Vergleichungsmomente finden.

Die rasche Aufeinanderfolge der Vorstellungen ist begleitet von einem schnellen Wechsel der Gefühle und einzelnen Willensmotive. Die Gefühle und Affecte sind beim Genie stark, aber weniger dauernd, da sie rasch ihr Maximum erreichen und bei der Möglichkeit der Entlastung in gewissen Explosionen hervortreten; sie entschwinden so, um anderen, ja den entgegengesetzten Platz zu machen, wie das Gefühlsleben überhaupt die Eigenthümlichkeit zeigt, sich zwischen Gegensätzen zu bewegen. Daraus erklärt sich Manches im Gemüthsleben geistig hervorragender Männer. Geniale Unbeständigkeit hat einen Zug von Jugendlichkeit an sich und steht dem eigentlich männlichen Charakter wie eine Art von Abnormität gegenüber. (Von Daniel Schubart sagt H. Kurz: „In einer und derselben Stunde konnte er sich mit aller Begeisterung, deren seine stets glühende Phantasie fähig war, den erhabensten Ideen hingeben, sie mit einer Macht und Fülle der Beredsamkeit entwickeln, daß alle, die ihn hörten, unwiderstehlich hingerissen wurden, und sich gleich darauf in den Strudel der gemeinsten und rohesten Vergnügungen stürzen.") Der schnelle Wechsel verschiedener Willensmotive erschwert die Bildung von Maximen und Grundsätzen, welche die Basis eines festen Charakters ausmachen und andererseits eine gewisse Constanz der psychischen Processe, eine öftere Wiederkehr derselben oder ähnlicher Motive und Willensentschließungen voraussetzen. Außerdem tritt bei genialen Naturen die Willensfunction vorzugsweise in den Dienst des Intellects und wird bei dessen Thätigkeit — zur Vorbereitung, Aus- und Durcharbeitung neuer Schöpfungen — zu sehr in Anspruch genommen. Daher der Mangel an Herrschaft über einzelne Leidenschaften und Triebe, das Excentrische vieler hochbegabter Köpfe.

Waltet im melancholischen Anfangsstadium der Seelenstörung ein lange andauernder deprimirender Affect vor, so wechseln bei Geisteskranken im Exaltationszustand Lustigkeit und Trauer, Trotz und Verzagtheit, Gleichgültigkeit und heftige Reaction, Begehrlichkeit und Zufriedenheit, Angst und blinde Zuversicht schnell mit einander ab. Heftige Gemüthsbewegungen und Triebe streben nach Aeußerung, und einzelne Tobsuchtsanfälle bilden die Explosion. Große Pläne, starker Thatendrang und das daraus resultirende Gefühl des Glücks sind genialen und wahnsinnigen Menschen gemeinsam.

Und möchte nicht die abnorme Erhebung des Selbstgefühls, das Hinwegsetzen über alle Regeln, wie es sich bei Genies so oft, besonders aber in der „Sturm- und Drang-Periode“ der deutschen Literatur zeigte, nur einen geringeren Grad der krankhaften Steigerung des Selbstgefühls ausmachen, welche die Exaltationszustände der Tobsucht und noch mehr des eigentlichen Wahnsinns charakterisirt?

Was in physiologischer, gilt auch in psychologischer Hinsicht: in der eigentlichen Seelenstörung treten die abnormen Erscheinungen viel stärker hervor. Doch hat auch jede Krankheitsform ihre milderen Grade, die als wirkliche Geistesstörung dem Laien oft gar nicht erkennbar sind. In Betreff der Vorstellungsverbindung könnte man einwerfen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die epochemachenden und die Geister in Bewegung setzenden Ideen großer Männer sind in ihren bleibenden Resultaten doch sehr verschieden von den vereinzelten, blitzartig auftauchenden und schnell verschwindenden, für die Menschheit und Culturgeschichte völlig werthlosen Bemerkungen, Vergleichungen und Witzen exaltirter Geisteskranker. Allerdings mag der Hinblick auf den Werth dieser Gedankenproducte, sowie der allgemeine Eindruck, den Geistesfürsten und andererseits Irrsinnige auf uns machen, Manchen vor einer Vergleichung beider zurückschrecken. Jedenfalls aber können durch derartige Einwürfe weder die zahlreichen biographischen Thatsachen weggeschafft, noch die hier enthüllten Aehnlichkeits- und Berührungspunkte zwischen Genialität und Geistesstörung weggeleugnet werden.

Was ist nun aber der Zweck solcher Erörterungen? Haben sie überhaupt einen theoretischen und praktischen Nutzen, oder sind sie verwerflich, indem sie nutzlos das Erhabene in den Staub ziehen, nur die Schwächen großer Männer hervorheben und grell beleuchten? — Verfasser hat sich das Gefühl der Hochachtung und Bewunderung für hervorragende und große Geister stets bewahrt; wie diese Erörterungen nicht aus kleinlicher und verwerflicher Schmähsucht hervorgegangen sind, so sollen sie diese auch nicht etwa beschützen, nähren oder weiter verbreiten. Der Psychologie und Pädagogik sollen sie von Nutzen sein! Wie die Physiologie, kann auch die Psychologie viel von der Pathologie lernen, da wir häufig erst durch auffallende Abweichungen auf normale Erscheinungen verwandter Art aufmerksam werden. Deshalb lenken auch in der neueren Zeit besonders die Zustände das Auge des Forschers auf sich, welche so zu sagen in der Mitte zwischen den normalen und abnormen Geistesthätigkeiten liegen und manche Eigenthümlichkeiten beider in sich vereinigen. Schopenhauer bemerkt, daß die Erörterung der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn „zur Erklärung des eigentlichen Wesens der Genialität beitragen wird“; was er selbst dazu beibringt, ist freilich recht wenig, und dabei nicht ganz richtig.

Einen praktischen Zweck hat ferner diese Untersuchung. Gar mancher hochbegabte Mann hätte wohlgethan und sich vor dem Untergange bewahrt, wenn er die Lebensgeschichte ähnlich angelegter Persönlichkeiten studirt, daraus

für sich eine Lehre gezogen und sie beherzigt hätte. Der Hinblick auf die Gefahr kann und soll die Willenskraft genialer Menschen stärken, daß sie die schädlichen Momente der Hingabe an mächtige Affecte, der geistigen Ueberarbeitung u. s. w., möglichst von sich fern halten oder ihre Wirkung abschwächen. Was hier die Selbstzucht thut, kann noch früher und zum größeren Vortheil der Individuen durch die Erziehung von Seiten der Eltern und Lehrer geschehen. Schon bei der Heirath muß eine gesunde Vernunft insoweit walten, daß nicht Mann und Weib sich verbinden, die beide Anlage zur Krankheit in sich tragen, bezw. aus Familien stammen, wo Geistesstörung und Nervenkrankheiten öfter vorkamen, und die so die traurige Aussicht haben, auf ihre Kinder und weiteren Nachkommen den Krankheitskeim zu vererben. In der Ehe selbst ist das Beispiel der Eltern auf die Kinder von deren frühester Jugend an von großem Einfluß. Der Irrenarzt Griesinger sagt: „Mit Ideler sind auch wir der Ansicht, daß es Fälle sogenannten erblichen Irreseins giebt, die es weniger durch Uebertragung einer organischen Disposition, als durch eine spätere psychische Fortpflanzung von Charaktereigenthümlichkeiten geworden sind, indem der Nachahmung des Kindes das Beispiel gewisser Excentricitäten, gewisser bizarrer und verkehrter Lebensansichten und Richtungen geboten wird, welche von Anbeginn der Entwickelung eines gesunden, mit der Außenwelt harmonirenden Seelenlebens hinderlich werden. Wie es auf diesem Wege eine Uebertragung der Hysterie von der Mutter auf die Tochter giebt, so gehen auch von närrischen oder halbnärrischen Eltern psychische Verzerrtheiten auf die Kinder über, und Leidenschaftlichkeit und üble Neigungen prägen sich der jungen Seele ein. Dazu kommt noch, daß durch einen solchen Zustand der Eltern so häufig das Familienleben zerrüttet und dadurch das Zusammenwirken jener günstigen Umstände zerstört wird, welche für eine harmonische Entwickelung des kindlichen Charakters wesentliche Erfordernisse sind.“

Eltern und Lehrer dürfen nicht danach streben, aus hochbegabten Kindern „Wunderkinder“ zu machen. Der jugendliche Geist darf nicht zu früh übermäßig angestrengt werden, wodurch die körperliche Entwickelung gehemmt, das Gehirn überreizt und der Keim späterer Kränklichkeit und Schwächlichkeit gelegt wird. Großen Schaden können auch ungünstige und verkehrte Einflüsse auf das Gemüth und die Willensrichtung des Kindes anrichten. Es giebt Fälle, wo durch übermäßige Härte, durch ein kaltes, abstoßendes Verhalten der Eltern zu den Kindern, durch anhaltende Kränkung, Demüthigung und Gemüthsmißhandlung die Entwickelung der natürlichen wohlwollenden Neigungen gehemmt und das zartere Gefühl erdrückt wird. Damit wird schon früh ein schmerzlicher Widerspruch mit der Außenwelt im Individuum gesetzt, und namentlich scheint bei einzelnen Naturen, indem sie mit ihren nicht sobald bezwingbaren wohlwollenden Neigungen, mit ihrem Liebebedürfniß zur Flucht in eine imaginäre Welt genöthigt werden, ein verderblicher Hang zur Phantasterei geweckt und genährt zu werden. Fast

noch verderblicher auf das Kind wirkt jene allzugroße Nachgiebigkeit von Seiten der Eltern, welche die eigensinnige und zügellose Entwickelung aller Neigungen und Lüste zuläßt, wo das Individuum keinen Schmerz ertragen lernt, jeder Selbstbeherrschung und Entsagung unfähig wird, und nur ein weicher, schwacher Charakter zu Stande kommen kann; früher oder später ist dann ein schroffer Zusammenstoß mit dem Leben unvermeidlich, und heftige Affecte und Leidenschaften mit ihren gesundheitsstörenden Einwirkungen können nicht ausbleiben.

Da gerade die begabtesten, genialen Naturen der Gefahr, in Geisteskrankheit zu verfallen, sehr ausgesetzt sind, müssen bei ihnen alle schädlichen Einflüsse, welche die Geistesstörung zum Ausbruch bringen können, möglichst beseitigt werden. Die Entstehung von heftigen Affecten und Leidenschaften, sowie das Hingeben an diese soll verhindert, der Ehrgeiz in Schranken gehalten werden. Eitelkeit und Selbstüberschätzung darf die Erziehung nicht aufkommen lassen; schon früh muß dem Kinde eine gewisse Achtung vor Autoritäten und bestehenden Verhältnissen eingepflanzt werden, damit nicht später der Jüngling und Mann im unbesonnenen Kampfe mit diesen und mit sich selbst sein bestes Mark verzehre, ja endlich der Verzweiflung anheimfalle. Ein geordneter Fleiß bilde die schlummernden Geisteskräfte, sowie die Beharrlichkeit bei der einmal vorgenommenen Arbeit und im Verfolgen des gesteckten Zieles aus, aber nach längerer „Vertiefung“ trete auch die „Besinnung“ und angemessene Erholung ein. Der Knabe soll die körperlichen Thätigkeiten und Kräfte auf mancherlei Art üben, damit die Gesundheit erhalten und gestärkt, und nicht durch einseitiges Vorwalten der intellectuellen Functionen die Lebenskraft schnell verzehrt, oder schon vorhandene Kränklichkeit genährt und so ein früher Tod herbeigeführt werde. Die Erziehung halte den begabten Kopf von Zersplitterung frei, und gebe ihm doch Vielseitigkeit des Interesses; sie verbanne die Regellosigkeit und begründe im jugendlichen Zögling den Sinn für Ordnung, Maß und Regel, „des Lebens ernstes Führen“. Eine gewisse Constanz der psychischen Processe bringe sie hervor, damit sich feste Grundsätze als Basis des Charakters bilden können. Die Kraft des Willens werde gestärkt, und der junge Mensch lerne sie früh gebrauchen und üben, auch in der Selbstbeherrschung; denn die Willenskraft ist es, die die Selbstzucht vorbereitet und den Menschen befähigt, schädliche Einflüsse fern zu halten, ja zuweilen den bereits vorhandenen Krankheitskeim zu ersticken und die vererbte Anlage zu verhindern, als wirkliche Geistesstörung hervorzutreten. „Wenn wir vorsichtig dem Willen die Herrschaft über unser Denken und Fühlen verschaffen, so erschaffen wir in unserm Innern eine Macht, die uns die Erhaltung der Gesundheit sichert“ — sagt der Irrenarzt Maudsley. Die Macht des Willens ist es auch, die den Druck äußerer Verhältnisse zu mildern und die in Armuth, sowie in niedriger Herkunft liegenden, der Ausbildung hochbegabter Köpfe sich entgegenstellenden Hindernisse zu besiegen vermag; zwar sind durch diese viele Genies ver-

kümmert, aber andere sind, statt durch solche Noth zu verkommen, angefeuert worden, sich emporzuarbeiten, und in diesem Sinne hat man nicht mit Unrecht die Armuth die Schule großer Männer genannt Ein großes, mit Eifer verfolgtes Ziel, zu dessen Erreichung das entschiedenste Streben des Individuums herausgefordert wurde, das manchen Zwang, manche Entsagung mit sich führte, hat schon viele Menschen gesund erhalten, die zur Krankheit disponirt waren, während andere, ähnlich veranlagte, denen ein solches Ziel fehlte, zu Grunde gingen. — Aber ein fester Wille muß erlernt und durch praktische Uebungen erworben werden. Wie ich in meiner Schrift über „die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung" näher erörtert habe, gestaltet sich der Charakter nicht durch einzelne plötzliche Impulse und Entschließungen, sondern langsam und allmählich durch Gewöhnung; er wird, da alle unsere inneren Zustände stetig mit einander zusammenhängen, durch die vorangegangenen psychischen Erlebnisse bestimmt. Herbart hob mit Recht hervor, daß ebenso wie die intellectuelle Function der Wille ein Gedächtniß besitzt, indem Entschlüsse, die öfter in gleicher und ähnlicher Art wiederholt werden, einen immer geringeren Kraftaufwand erfordern. Der Charakter kann allerdings erst im „Strom der Welt" seine volle Entfaltung gewinnen, aber er muß früh „in der Stille" begründet werden.

Dies mögen denn Eltern, Erzieher und Lehrer berücksichtigen und beherzigen, damit nicht ihre Lieblinge dem Unglück, der geistigen Nacht oder einem frühen Tode anheimfallen, sondern gesund und kräftig, die Verhältnisse und sich selbst beherrschend, zu einer ihren Anlagen gemäßen Stellung gelangen, durch ihr Schaffen der Menschheit zum Segen gereichen, dereinst im Gefühl des Glücks auf ihre Arbeiten zurückblicken und im stetigen weiteren Fortschreiten den wohlverdienten Ruhm genießen.

Tiefe Fluthen.

Eine Geschichte vom Nil.

Von

Marie von Bunsen.

— Berlin. —

I.

Der Himmel ist blau, die Luft ist klar, heiß brennen die Sonnenstrahlen auf ein ägyptisches Dorf hernieder.

Viereckige Lehmhütten, wie man sie sich ärmlicher kaum vorstellen kann, erheben sich auf dem nur spärlich mit Gras durchwachsenen Sandboden, höchstens zeigt hier und da eine anspruchsvollere kleine Muster aus bunten Ziegeln, oder einen über der Thüröffnung angebrachten Thonteller. Unter dem Schatten einer breiten Sycomore stehen große Wasserkrüge, schwarzäugige Kinder spielen umher; eine junge Frau im langen dunkelblauen Gewande kauert am Boden und zermalmt Korn in einer aus zwei Steinen und einem hölzernen Griff bestehenden, vorgeschichtlichen Handmühle. Hoch wirbelt der Staub auf, im faltigen Mantel gehüllt, kommt ein Hirt langsam heran, vor sich eine dunkle, zottige Heerde dahintreibend. Der wild aussehende Hund wendet sich laut bellend zurück, ein Stein fliegt heran und um die Ecke erscheinen zwei Europäer.

Der Legationsrath von Neuenheim ist lang, hager und blond, seine intelligenten Augen blicken unruhig und einige harte Falten liegen um seinen Mund; für seine achtunddreißig Jahre ist sein sehr gewählter Reiseanzug vielleicht etwas jugendlich.

Freundlich blicken ihm zur Seite blaue Augen aus einem frischen Gesichtchen heraus und mit gebührendem Interesse hört Elsbeth auf die Reden ihres geärgerten Herrn Gemahls.

„Empfindlich bin ich wirklich nicht,“ fing er soeben wieder an, „aber es ist ein bischen stark vom guten Herkwitz. Ich verlange ja gar nicht viel,

aber er hätte Einen genau wissen lassen können, wann und wo wir sie erwarten sollten, statt daß wir so auf das Gerathewohl bei günstigem Wind hier anhalten müssen, ohne im Geringsten sicher zu sein, daß wir ihn hier nun wirklich finden und nicht in Siût ganz dieselbe Geschichte haben."

„Ist er denn sonst so unpraktisch?" frug Frau von Neuenheim.

„Ach nein, das kann ich eigentlich nicht sagen. Freilich wäre es bei seiner Erziehung auch kein Wunder, denn der alte Graf hauste mit diesem einzigen Sohn ganz allein auf seinen abgelegenen Gütern. Hier erzog er ihn auf eigene Art und Weise und neben der Jagd soll das Lesen der Dichter auf seinem Stundenplan die Hauptrolle gespielt haben."

„Dichter?" frug Elsbeth entsetzt, „der Unglücksmensch wird doch nicht Weltschmerz haben, langes Haar tragen und uns seine Ergüsse vordeclamiren?"

„Nein, da kannst Du ruhig sein, dazu ist er denn doch zu sehr Gentleman. Seit er seine nette, kleine Frau geheirathet hat, ist er überhaupt viel menschlicher geworden."

„Wie sie wohl sein mag," dachte Frau von Neuenheim. „Ob sie wohl etwas von Toilette versteht, ist es ihr je klar geworden, daß man die Farben und den Gesammtton der Umgebungen berücksichtigen muß, oder wird sie hier in Aegypten, statt mit etwas einfach-malerisch Effectvollem anzukommen, in der augenblicklich modernsten schmutzig-grau-modefarbenen Reisetoilette erscheinen?" Und gedankenvoll betrachtete sie, was von ihrem gelblichbraunen Anzug und seinen dunkelrothen, gestickten Borten im Gehen sichtbar wurde.

„Wie unmotivirt," rief der Legationssecretär auf einmal aus.

So schien es auch.

Gelbe Felder breiteten sich aus und einförmig singend schnitten die Fellahin das Korn. Schwerbeladen schritt ein Kameel einher, der Führer im schwarzen mit blau gefütterten Mantel und buntem Turban berührte Herz und Stirn, die Fremden würdevoll mit einem „Naharak said" begrüßend.

Unter den Palmen sauste ein schlanker Reiter in weißem, fliegendem Mantel vorbei, sein arabisches Pferd war roth gezäumt und die Satteldecken zeigten reiche Stickereien. —

Und hinein in diese abgelegene Welt, über welcher der zarte Hauch einer schlichten, biblischen Erzählung und der Schimmer eines morgenländischen Märchens noch schwebt, tönt ein greller Locomotivenpfiff und der Zug hält.

Aus verborgenen Winkeln des Bahnhofgebäudes tauchen junge Bursche hervor und stürzen sich auf den hochgewachsenen, dunkelblonden Herrn, welcher, ein seltener Bissen, hier in El Wasta, diesem kleinen Nest, ausgestiegen ist.

Ueber das Gewirr der sich um das Handgepäck balgenden Gesellschaft begrüßt Graf Oscar Herkwitz seine ihn erwartenden Bekannten.

Zur gleichen Zeit rufen beide aus: „Also doch, — aber Ihre Frau Gemahlin?"

„Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten, wissen Sie nicht, daß ich sie in Deutschland zurücklassen mußte?"

„Das letzte, was wir von Ihnen hörten, war, daß wir Ihre Ankunft in Kairo nicht erwarten sollten, sondern ohne Sie unsere Nilfahrt beginnen möchten; Sie würden uns dann in El Wasta oder Siût per Eisenbahn einholen, worüber Sie Näheres noch mittheilen würden. Das mit Ihrer Frau Gemahlin ist ja aber ein großer Schlag für uns!"

„Für Sie gewiß auch, der Grund lag in dem zu erwartenden Tode einer Tante von ihr, die sonst stets eigenthümlich war, aber darin sehr verzeihlich, daß sie meine Frau zur alleinigen Erbin einsetzen wollte. Als sie nun von unserer großen Reise hörte, war sie außer sich und ließ derartig bedrohliche Winke fallen, daß wir uns entschließen mußten, Cilli dort zu lassen, um die Tante zu Tode zu pflegen, und da wir unsere geplante Nilreise nun nicht mehr ganz fallen lassen konnten, blieb mir so nichts Anderes übrig, als allein zu kommen."

„Das hätte auch noch gerade gefehlt, daß er mich mit der theueren Dahabie allein hätte sitzen lassen," dachte innerlich Herr von Neuenheim, während er und seine Frau den leidigen Zwischenfall beredt und gefühlvoll bedauerten. Das Verpassen der Briefe wurde allmählich aufgeklärt und man setzte sich in Bewegung; voran die mit Gepäck beladenen Esel, darauf Seïd, der in allen Farben prangende Dragoman, welcher unter die Eseljungen rechts und links geschickt angebrachte Stockhiebe vertheilte.

„Wie gefällt Ihnen denn Aegypten, wenn ich etwas so Banales fragen darf?" sagte Neuenheim.

„Wenn es nicht zu abgedroschen klingt, über alle Begriffe gut. Was weiß man bei uns von einer Würde, von einer malerischen Schönheit des ärmlichsten Alltagslebens. Man reist in abgelegene Gegenden, in wilde Gebirgsthäler und ist glücklich, hat man hier und da einen poetischen Moment, ein Stimmungsbild erhascht, und auch davon selbst muß man so und so viel Schulbildung abziehen. Hier steht man und sieht und sieht und hat in wenigen Tagen eine Bildergalerie, schön und reich genug, um langweilige Jahre in interessante zu verwandeln. Bisher hat man lebende Farben und Falten nur auf dem Theater gesehen, hier wickeln sich „Meiningensche" Volksscenen vor Einem ab und haben statt Lampenlicht die blendende Sonne des Südens."

„Ja, man hat ganz genug mit dem bloßen Betrachten und Genießen," sagte Frau von Neuenheim. „Sehen Sie nur dieses bildhübsche Mädchen an, wie sie unter den Durabündeln auf dem Dach ruht. Der dunkelblaue Schleier und die Silberstickereien auf dem langen Hemd stehen aber auch nicht übel!"

„Himmel, das sind aber doch auch die identischen mandelförmigen

Augen, das identische, hochmüthige, altägyptische Profil der Göttinnen und Königinnen im Bulakmuseum, rief der Legationsrath begeistert aus.

„Was lacht sie auch hübsch. Jetzt bedeckt sie das Gesicht halb mit dem Schleier und zeigt ihre kleine bräunliche Hand und die schweren Spangen auf dem feinen Handgelenk.“

„Passen Sie auf, hier kommt Erzvater Abraham an.“ Ach, es paßte schlecht zu dem ehrwürdigen, patriarchalen Bart, zur königlichen Haltung und zum grandiosen Faltenwurf, daß, statt eines frommen Segenswunsches ein näselnder „Backschisch“ ertönte.

Jetzt aber flattert zwischen den Palmen hindurch eine schwarzweißrothe Flagge, noch einige Schritte und unsere Europamüden stehen am Ufer des großen, gelbwallenden Flusses. Vor ihnen liegt ein längliches, weißes Schiff am Anker, das hohe Hinterdeck sieht mit seinem Sonnendach, seinen Tischen und Divanen recht wohnlich aus, auf dem niedrigen Vorderdeck kauern dunkle, schlankgebaute Schifferleute; ihre bunten Kittel, der helle Anstrich und die mächtigen, geblähten Segel mit lustig flatternden Wimpeln verleihen dem Schiff etwas recht Einladendes.

Frau von Neuenheim reicht dem Ankömmling die Hand zum Kuß. „Willkommen auf dem Nil,“ sagt sie freundlich.

Ein junges Mädchen steht auf der Treppe, die vom Hinterdeck herunterführt und sie sowohl wie der einundzwanzigjährige junge Mann neben ihr werden als „meine Geschwister“ vorgestellt. Dann ergreift Herr von Neuenheim den Grafen, um ihm die Dahabie zu zeigen.

„Hier auf dem Oberdeck sitzt man also den größten Theil des Tages, außer wenn man herunterläuft, um sich etwas mehr oder weniger anzuziehen, ein Vergnügen, das man öfter am Tage hat, denn, wie Sie bald herausfinden werden, ist man immer entweder zu afrikanisch oder zu europäisch angezogen. Hier erscheint man ferner mit mehr oder minder leichter oder schwererer Lectüre, mit Tagebüchern und Briefen, um schließlich doch nur das süße Nichtsthun unter den allerverlockendsten Bedingungen zu genießen.“

„Die Lebensaufgabe dringt also zur einfachen Klarheit hindurch: ganz mein Geschmack,“ bemerkte Herkwitz.

„Hier unten ist das allgemeine Wohn- und Eßzimmer,“ fuhr der Legationsrath fort, wo Jeder seine sieben Sachen herumliegen läßt und man nie etwas finden kann. Hier sitzt man, sehnsüchtig nach der Uhr blickend, bis man mit einem Appetit, den nur der Nilreisende kennt, vor den Meisterwerken sich befindet, die unser nubischer Koch in der winzigsten Küche zu Stande bringt. Doch ich will nicht vorgreifen. Hoffentlich können Sie diese Glasketten, Tamburine und Thonwaarengeschichten ehrlich bewundern. Meine Frau treibt sie überall auf, um sie dann hier an den Wänden herumzuhängen. Mein Geschmack ist es nicht gerade.“

„Ich werde mich krampfhaft anstrengen, um vermittelst gestopfter Kro-

kodille und Gazellen noch mehr Localfarbe hier anbringen zu können," versprach Graf Herkwitz.

„Ja, unsere Kinder werden in fünfzig Jahren Jagdgeschichten von Ihnen an den nächtlichen Wachtfeuern erzählen hören. Hier ist aber Ihr Zimmer. Ich halte es hierbei für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn Sie die berechtigte Eigenthümlichkeit haben, Ihren Gefühlen in Monologen Ausdruck zu geben, Sie das in der Wüste am besten abmachen, denn hier hört man jedes Flüstern auf der ganzen Dahabie."

„Schlimm für einen Schnarcher," bemerkte Herkwitz.

Verlegen lächelte Neuenheim; ahnungslos hatte Jener einen furchtbar wunden Punkt berührt.

Herkwitz sah sich im sauberen Zimmerchen um.

„Ich merke schon, daß ich mir meine Ladung Insectenpulver hätte sparen können."

„Ach wenn ich das Prachtgeld noch hätte," seufzte Neuenheim, „das mein ganz unnöthiges Kampher und so weiter mich gekostet hat, wäre ich ein reicher Mann. Aber nach den haarsträubenden Schilderungen, die man mir machte, scheute ich kein Opfer."

„Der Kaffee ist auf dem Verdeck," meldete in erträglichem Deutsch der wohlgeschulte, leise auftretende Steward, der in langem weißen Hemd und buntgestreifter Weste jetzt an der Thür erschien.

Die Herren gingen nach oben und schlossen sich der Gesellschaft an, welche gemüthlich um den Kaffeetisch saß. Der laue Nordwind füllte kräftig die Segel und leise gleitete die „Sphinx" dahin; auf dem im Westen gelegenen Lybischen Höhenzug lag der warme Dunst der Nachmittagssonne, einige hohe Palmen ragten empor und spiegelten sich in der stillen, blauen Fluth. Alles war recht zum Plaudern angelegt; bald hatte sich Herkwitz ganz eingelebt und saß, Cigarrette in der Hand, auf bequemem Stuhl neben der Frau von Neuenheim, deren blonder, lockiger Kopf sich über eine altdeutsche Stickerei neigte.

„Es sind wohl Stiefgeschwister Ihres Herrn Gemahls?" fragte er jetzt.

„Ja, mein Schwiegervater heiratete zwei Mal. Er lebt sehr zurückgezogen auf seinen Herrschaften in Ost-Preußen und Agathe ist öfters längere Zeit bei uns in Berlin auf Besuch. Nicht wahr, sie ist hübsch?"

„Sehr anziehend," antwortete er nach einer Pause. Sie war nicht weit von ihnen und unwillkürlich betrachteten beide das junge Mädchen. Fein und schlank gebaut, im schmiegsamen rothseidenen Kleide, eine goldene ägyptische Kette um den Hals, lehnte sie sich an das Geländer nnd starrte hinunter in den Strom.

„Sie ist wohl immer etwas still?" fragte er darauf.

„Ach, heute hat es einen besonderen Grund," antwortete Elsbeth traurig. „Sie war mit einem Vetter verlobt und vor etwa sechs Monaten mußte er am Typhus sterben! Heute, als am Hochzeitstage der Eltern, wäre ihre

eigene gewesen. „Das arme Ding, sie ist so gefaßt und ruhig, klagt nie, aber weinen thut sie noch viel.“

„Gott, wie furchtbar traurig, was für eine dunkle Wolke über das junge Leben!“

„Ja, es lag uns daran, ihr eine Zerstreuung zu bieten, und als meiner Gesundheit halber die Nilreise beschlossen wurde und der Schlingel Udo, dem man es wahrhaftig nicht ansieht, sich beim Referendarexamen überarbeitet hatte und fort sollte, bekamen wir zu unserer großen Freude die Erlaubniß, sie auch mitzunehmen.“

„Famos, heute giebt es eine Fantasia,“ unterbrach Udo Neuenheim die Beiden. „Hörst Du nicht das Tamburin?“

Allerdings erklangen im regelmäßigen Rhythmus dumpfe Schläge und helles Gerassel. Unten auf dem Verdeck hockten die braunen Schiffsleute im Kreise, ihre dunklen Augen leuchteten und vergnügt zeigten sie ihre blendend weißen Zähne. Mit genauer Sicherheit schlugen die Musikanten das mit Perlmutter eingelegte Tamburin, eine primitive Leier und ein mit Trommelfell überspanntes thönernes Gefäß. Nun setzte der Vorsänger hoch oben ein und trug mit etwas näselnder Stimme eine modulirte Strophe vor, der die Anderen begeistert zuhörten und, den Tact mit den Händen schlagend, in durchaus nicht unharmonischem Chor antworteten, falls sie sich nicht mit einem langgedehnten, volltönenden „Aah!“ des Entzückens begnügten. Ein Hochschüler mag bei den Dissonanzen Unsägliches leiden, aber für den einfacher organisirten Menschen hat der Gesang mit seinem strengen Rhythmus und seinen melancholischen Moll-Modulationen etwas geradezu Anziehendes.

„Sehen Sie nur, heute giebt es Ihnen zu Ehren etwas Neues,“ sagte Udo Neuenheim aufgeregt.

Ein neuer fest markirter Rhythmus ertönte und in die Mitte des Kreises trat ein schlanker, tadellos gebauter Nubier; den Zipfel seines Kittels bald mädchenhaft schüchtern vor das Gesicht haltend, bald zierlich bewegend, fängt er den uralten Tanz an, denselben, dem Antonius an der Seite der Cleopatra vornehm blasirt Beifall zollte und welcher, von der schönen Tochter des Herodes getanzt, dem großen Wüstenprediger das Haupt kostete.

Langsam und leicht glitt Achmed im strengen Tact vorwärts und rückwärts, seinen ganzen Körper durchzuckte ein eigenthümliches Schlenkern und Zittern. Beifall krönte die Leistung und verschämt zog sich der Künstler zurück.

„Elsbeth, es wird kühl, Du solltest wirklich heruntergehen,“ mahnte der Legationsrath.

Die Meisten zogen sich zurück, nur Herkwitz und Agathe Neuenheim blieben oben.

Die Sonne geht unter. Hell lodern und flammen Himmel und Fluthen, hinter den dunkeln zitternden Palmen versinkt langsam das Licht der Welt in großer, goldener Glorie. Im Osten strahlt die ferne Bergeskette in rosiger

Gluth, Luft und Wasser verschwimmen und vergehen im zartesten, leuchtendsten Hellrosa und Hellblau.

Die Beiden sind in die vollen, schwellenden Farbenaccorde versunken; sie nehmen die ganze Poesie des Augenblickes in sich auf.

Plötzlich treffen sich ihre Blicke und in Beider Augen scheint noch der Glanz der sterbenden Sonne zu liegen.

„Das war etwas vom verlorenen Paradies," sagte Herkwitz.

Agathe nickte ihm schweigend zu. Sie hatte ein blasses, zartes Gesicht und große graue Augen, die im Mondlicht glänzten.

„Gestern war der Sonnenuntergang auch wunderbar schön," beginnt sie nach einer Pause; aber das Wasser war bewegt und daher leuchtete der Himmel vergebens auf die zerstreute Welt. Und das nahm dem Bild die Harmonie."

„Ja," entgegnete der Graf, „man muß stille warten, soll sich der Himmel in der Seele spiegeln." Dann sie betrachtend, fuhr er fort: „Einige brauchen im Leben scharfe und grelle Contraste, um Sie herum müßte immer Harmonie sein."

„Das weiß ich nicht," sagte sie einfach, aber um ihre Lippen zuckte es.

„Der Tod und die Sünde sind die einzigen Dissonanzen, die wir nicht auflösen können," fuhr er fort, „es bleiben uns aber volle, schöne Accorde anzuschlagen. Ein solcher Abend bringt eine neue Harmonie in unser Leben, ohne welche es weniger reich und volltönend gewesen wäre. Im Harmoniren, im Aufgehen und Verschmelzen, im Geben und Nehmen kann unser Glück liegen."

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Agathe ruhig und traurig, „mir scheint das Glück der Zufall zu sein, welcher in unser Leben hineinspielt und das einzig Selbstverständliche und Unabwendbare der Schmerz. —

Graf Herkwitz sah das junge Mädchen erstaunt an.

„Gnädiges Fräulein, wer hat Sie das gelehrt?"

„Der Schmerz," antwortete sie leise und lächelte betrübt. Dann etwas verlegen werdend, lief sie die Treppe herunter.

Er blieb noch oben. Der Himmel schimmerte am Horizont in zarten, gelben Farben, kühl fielen die blauen Schatten auf Berge, Palmen und Fluth; das Wasser rauschte leise schluchzend am Kiel vorbei, gleich dunkeln Vogelsfittigen glitten die großen Segel den Strom hinunter und durch die klare, laue Luft klang ferner Gesang herüber.

„Ich freue mich, daß sie hier ist," dachte er; „sie ist eine Harmonie, die zum Nil gehört."

* * *

Auf einer Dahabie geht die Zeit im Pfluge vorbei, und entwickelt Einer ein geschichtliches Gedächtniß, so wird seine Geduld alle paar Stunden in Anspruch genommen. „Verzeih, Du weißt gewiß, wann wir die Beduinen besuchten und bei ihnen Kaffee tranken? —" „Es war doch am Montag,

daß wir auf den Berg kletterten und die Aussicht auf die Wüste hatten? —" „Es kann doch nicht vorgestern gewesen sein, als wir im Mondschein ruderten! —" Derart sind die Fragen, welche die übrige Menschheit verzweifelt über Tagebüchern und Briefen sitzend an den Datenkundigen stellt.

Weiß man aber auch nicht ganz genau, warum Alles vor sich ging, so weiß man doch, daß es eine schöne, reiche Zeit war, eine Zeit des Dahingleitens im weichen Sonnenschein, vorüber an Palmen und Felsenklippen, an Dörfern und wasserschöpfenden Mädchen, an Pylonen und Pyramiden. —

Unsere Reisenden traten aus der Dunkelheit des Felsens heraus, unter die protodorischen Pfeiler des Eingangs zu den berühmten Felsengräbern von Beni Hassan.

Aus dem alten Pharaonenreich kommen sie und es wurde darin gepflügt und gesäet, getrunken und gegessen, befohlen und gebetet — ungefähr ebenso wie die Nachkommen der Männer und Frauen im ewigen Profil und ewig ausgespreizten Armen und Beinen es noch heute machen.

Ein bekannter Aegyptologe hat sich der Gesellschaft angeschlossen und Dank seinen beredten Erklärungen erzählten und prahlten die Hieroglyphen vor den erstaunten Kindern des neunzehnten Jahrhunderts.

„Sie haben sich einen großartigen Beruf erwählt," sagte Graf Herkwitz zum Professor.

„Als Knabe wollte ich Bildhauer werden und träumte nur von der idealen Kunst," antwortete dieser. Dann aber sah ich ein, daß heutzutage der Künstler doch nur ein gebildeter, talentvoller Epigone sein kann, während der Mann der Wissenschaft eine in gewissem Grade unberührte, unentdeckte Welt vor sich hat."

„Ja," entgegnete Herkwitz, „wie muß Ihnen bei den letzten Entdeckungen zu Muthe gewesen sein, als Sie vor den ungeahnten Schätzen standen!"

„Eigen, daß kann ich Sie versichern," rief begeistert der Gelehrte. „Das war ein Augenblick, als die Hülle von den Resten des großen Ramses sank, als ich seine todte Herrscherhand hielt und die welken Lotosblumen vom Haupt der jungen Prinzessin nahm."

„Und das wird nicht das Letzte sein, was Ihnen noch blüht," meinte der Graf.

„Ich hoffe nicht," war die Antwort. „Wenn ich mich allein an Orten befinde und es giebt deren noch manche, wo wir Tempel und Gräber bestimmt wissen, dann scheint es mir, als müßten meine Augen durch den gelben Sand sehen können und die gewaltigen Pylonen und Hallen mit ihren Göttern und Göttinnen müßten aufsteigen und die Grabumhüllungen fallen und die Todten reden."

„Früher fand ich die viereckigen Personen mit den Gesichtern im Profil und den Augen en face außerordentlich langweilig, seit ich aber die „Aegyptische Königstochter" und „Uarda" fast auswendig weiß, liebe ich alles Aegyptische zärtlich," sagte Frau von Neuenheim.

„Es ist gefährlich sich damit einzulassen," lächelte der Professor, „trotz Augen en face und Gesichtern im Profil thun sie es Einem an. Von den interessantesten und anregendsten Völkern der Welt umgeben, haben sie sich ihren uranfänglichen Geist bewahrt. Wir wagen nicht in die ewig versunkenen Zeiten uns hineinzudenken, wo dieses raffinirte Volk auf einer einfach menschlich-primitiven Stufe sich befand. Wir kennen sie nur als Inbegriff, nicht der Vornehmheit, aber des aristokratisch-exclusiven Stolzes.

Größe, Raum und Zeit bezwangen sie und ihre steinernen Herrschergedanken stehen noch jetzt da, gewaltig wie kein anderes Werk von Menschenhand erschaffen. Aber es war kein Volk, es war ein Sterblicher, der sie schuf, damit sein Name nicht untergehe. War es dann auch zu Ehren der Götter, so war es der Sohn und Liebling, der es seinen Ahnen zur Verherrlichung errichtete."

„Ja," schaltete Graf Herkwitz ein, „es scheint doch eine Sünde an der Menschheit zu sein, daß diese prachtvollen Tempel, an denen Hunderte ihre Jahre und ihr Geschick drangaben, nur für das Auge des Königs und der Priesterhierarchie bestimmt waren."

„Gewiß, und während die Eingeweihten in ihren abgeschlossenen Tempeln und Tempelschulen den einen Gott erkannten, glaubt man für das religiöse Leben des Volkes gesorgt zu haben, konnte dieses dann und wann auf der heiligen Barke den Nil hinunterschwimmend, oder hoch auf den Häuptern der weißgekleideten Priester getragen, einen Augenblick das Götterbild anstarren, während der Gesang der Prozession von Ferne an ihr Ohr drang. Allerdings wußten sie auch, was Noblesse oblige bedeutet. Wir blicken mitleidig auf das Cermoniell der vorigen Jahrhunderte, und doch hat kein moderner Potentat sich die Fesseln auferlegt, welche der Pharao trug, auf daß die Idee des göttlichen Herrschers auch die unbedeutenden Handlungen seines Lebens durchdränge."

„Die Verherrlichung des Despotismus ist aber doch allen orientalischen Völkern eigen?" frug Graf Herkwitz.

„Gewiß, und das eigenartig ägyptische des Pharaonenreiches läßt sich auch auf die speciellen Verhältnisse und Grundbedingungen des Lebens zurückführen. Die räthselhaften Naturerscheinungen ihres Landes wiesen auf eine gütige Gottheit und mußten ein edeldenkendes Volk zur grübelnden, aber dankbaren Gottesverehrung führen. Der Anblick der ewigen, grenzenlosen Wüste, welche in ihren tödtenden Armen das blühende Land zu ersticken drohte, wies auf die Schrecken des Todes und der Ewigkeit, während der nie versiechende belebende Strom ihnen die Hoffnung der Unsterblichkeit in's Herz senkte."

„Was für Parvenüs sind wir doch ihnen gegenüber," bemerkte Neuenheim.

„Ja," antwortete der Professor, „das werden sie in Abydos recht empfinden. Dort steht Seti der Erste mit dem jungen Ramses und zeigt auf

eine Wand, worauf die Namen seiner Ahnen verzeichnet sind. Der Erste auf diesem Stammbaum ist Menes, der Gründer von Thio, der ältesten bekannten Stadt der Erde, deren Trümmer dicht bei dem heiligen Abydos liegen. Und zwischen Ramses dem Großen und seinen Ahnherrn liegt ein größerer Zeitraum als zwischen Ramses dem Großen und uns!"

„Diese Ewigkeitswirthschaft hat auch ihr Gutes", schaltete Udo ein. „Wenn eine mit vielem Aplomb hervorgebrachte Geschichtszahl auch um ein bis drei Jahrtausende corrigirt wird, hat man trotzdem die größte Chance, mit der einen oder anderen Autorität zu stimmen. Es berührt Einen immer angenehm, wenn Lepsius und Bunsen, Mariette und Brugsch nur um eine höchstens vierziffrige Zahl auseinandergehen."

Der Wind war widrig und die „Sphinx" wurde von ihrer Mannschaft am Schlepptau gezogen, so hatte man Zeit genug, langsam am Ufer dahin zu gehen, vorbei an Getreidefeldern, Palmen und Schadufs, den von halbbraunen Fellahin betriebenen, primitiven Pumpen, die das Lebenselement auf die entfernteren Felder verbreiten.

Agathe und Graf Herkwitz gingen zusammen und besprachen das eben Geschehene.

„Alles um Einen herum scheint so „durchlebt", wenn man das sagen kann," bemerkte sie. „So viele müde schwere Füße haben diesen Boden betreten, so viele Thränen fielen auf den Weg. Hier auf dem Nil sind so unzählige Todtenschiffe im Trauerpomp heruntergesegelt, und diese selben Felsen müssen so unzählige Klagegesänge gehört haben."

„Ja, ich habe mich als solch' unendlich kleines Bruchstück der Menschheit gefühlt, und mein eigenes Ich und mein Schicksal als eins von vielen Tausenden. Jedes Menschenleben bedeutet doch eine Aufgabe und ein Räthsel; nie haben alle diese Todten die ihrigen gelöst, und was hat es schließlich ausgemacht, ob und wie sie es gethan?"

„Sagen Sie das nicht," entgegnete Agathe. „Jeder Mensch beeinflußt seine Umgebung, um wieder von ihr beeinflußt zu werden."

Herkwitz sah sie an. „Sie haben einen ganz bestimmten Einfluß auf mich. Lachen Sie mich nicht aus, wenn ich mit sechsunddreißig Jahren so weise spreche — Sie erinnern mich an meine verlorne Jugend. Aus Ihren Augen schauen mich meine eigenen Knabenaugen an. Die Trauer hat ihnen den jungen zarten Traumschleier bewahrt, ein glückliches, gedeihliches Leben raubte ihn mir. Und doch — mir zum Glück oder zum Unglück — ich sehne mich aus der harten, wolkenlosen Mittagsonne zurück in die dämmernden Morgennebel.

„Wir müssen Freunde sein, nicht wahr gnädiges Fräulein?" Und er schüttelte ihr die Hand.

Agathe schwieg etwas verlegen.

„Er ist aber sehr nett," dachte sie, „und beeinflußt mich auch. Sonst stehe ich so allein und kann mit Niemandem über dergleichen sprechen."

Man war an einer Biegung des Flusses angekommen und da man wieder segeln konnte, stieg die Gesellschaft ein.

Ruhe herrschte auf dem Verdeck, plötzlich sah man sich erstaunt an. „Ach Unsinn, wie sollte . . .“

„Ja, es ist die ‚Wacht am Rhein‘!“

Seïd kam athemlos angestürzt.

„Der Dampfer des Khedive.“

Da kommt er wirklich, es flattert der Halbmond vom Mast herunter, vorne steht das Orchester, welches dem deutschen Schiff zu Ehren aufspielt, oben sind Herren in schwarzen Ueberröcken und rothem Fez, einer steht in der Mitte und grüßt höflich.

Es ist Tewfik in höchsteigener Person.

Die Matrosen der „Sphinx“ schreien Hurrah, die Herren schwenken die Hüte, die Damen verbeugen sich. Es ist ein unbeschreiblich großartiger Augenblick.

Nur dem Legationsrath wurde die Weihe geraubt. Zu deutlich sah er die Leibwäsche der Familie, die am Ende des Schiffs, an der Leine trocknend, sich vor den Augen des Fürsten aggressiv im Winde blähte.

Doch man muß das Leben philosophisch nehmen.

„Es war eine hübsche Aufmerksamkeit des Khedivs einem deutschen Diplomaten gegenüber,“ verkündete er dem etwas überraschten Kreis. „Natürlich hatte er von mir durch den Generalconsul, der mit mir in Paris war, gehört.“

Doch jetzt trug Udo wieder einmal vor, denn es ist seine Specialität, Alles vorher zu wissen. Bädeker und Murray sind für ihn nur ein Tropfen im Wasser, keine Reisebeschreibung der letzten zwanzig Jahre, ob von renommirenden Amerikanern, blasirten Franzosen oder blaustrümpfigen Engländerinnen, die ihm entgangen wäre. So kann denn der Unterhaltungsstoff nie ausgehen, wenn man die Uebrigen genau zu benachrichtigen hat, wie Miß Edwards oder Maxime du Camp hier wieder einmal gründlich übertrieben hätten, oder wie Alles, das man gesehen, eigentlich noch ganz anders hätte sein müssen.

So erfuhr man denn jetzt, daß nächstens herrliche Felsen schroff in die Fluthen tauchen würden, gleichsam aus dem rauhen Gestein herauswachsend, das ehrwürdige, sagenumwobene, koptische Kloster Sebel el Teer throne, und die Insassen, die Nachkommen der Pharaonen und einzigen Repräsentanten der ältesten Cultur, an die Dahabie heranschwimmen würden, um von ihren Glaubensgenossen ein Almosen zu erflehen.

Dann, nach kurzer Abwesenheit, erschien er mit bloßen, weißen Armen und Beinen und einem roth und gelb gestreiften Tricot.

„Aber Udo!“ rief Frau von Neuenheim aus.

„Verzeih Elsbeth,“ entgegnete er mit Selbstbewußtsein, „der Badeanzug

kommt direct aus Trouville, so wie er dort bei voller Promenade getragen wird."

„Ach so," sagten die Damen ganz beruhigt.

„Ich wollte nur den Nachkommen der Pharaonen und einzigen Repräsentanten der ältesten Cultur im Wasser die Hand schütteln."

Wohl tauchten die herrlichen Felsen schroff in die Fluthen, aber kein Schwimmer zeigt sich und nur ein abgeschmacktes, triviales „Backschûsch ja chawadja" tönte vom Ufer herüber.

Udo war sittlich entrüstet, aber hatte er nicht immer gesagt, daß alle Reiseberichte lügen?

Jedoch zeigten sich auch die christlichen Heiligen als heruntergekommen, so gediehten ihre muhamedanischen Collegen desto mehr.

Seïd, der etwas freigeisterisch ist, machte seine Herrschaft auf ein in Lumpen gehülltes Wesen aufmerksam, das, von einigen bewundernden Freunden umgeben, am Ufer saß. Ein kleines Boot hält bei der Dahabie und die Matrosen schicken Geld und andere Gaben an den Heiligen, um dessen Segen sie andachtsvoll herüberschrieen.

Gespannt betrachtete den großen Mann der lahme Sänger, es ging das Gerücht, daß er vorhabe, die Heiligencarriere zu ergreifen, weshalb er schon jetzt spärlich mit Wasser umging.

Elsbeth war gerührt. „Die netten lieben Muhamedaner. Es ist doch heutzutage etwas, daß Männer Farben tragen, sich nicht schämen, öffentlich zu beten und Harems haben. Es macht das Leben so viel interessanter."

Da erschien an der Treppe ein blasses Gesicht mit zusammengepreßten Lippen. „Elsbeth, das Essen wird gleich servirt sein und, wenn ich mich nicht irre, hast Du Dich noch nicht zurecht gemacht."

Eilig zerstob Alles, man wußte, was es hieß, den Herrn Legationsrath bei den Mahlzeiten warten zu lassen.

* * *

Vorbei an Bergen und grünen Steppen gleitet die „Sphinx". In Thebens unvergänglicher Pharaonenpracht hatte man geweilt und unter diesen ewigen, sprechenden Steinen gestaunt, gedacht und geschwiegen.

Die Wüste rückte näher, phantastisch thürmten sich die rauhen Felsblöcke auf und golden rieselte der sonnige Sand in die Fluthen hinein.

Bei Assuan zeigten sich glatte, schwarze Basaltfelsen, stete Begleiter der Kataraktgegenden. Die Kataraktverhandlungen und der Kataraktärger begann, und nur zu gut weiß jeder Nilreisende was das bedeutet.

Die Dahabie war von der Dynastie der Katarakt-Schechs und Steuerleute vollgepfropft, Jeder hatte gleichviel zu sagen und verstand ungefähr gleichviel von der Sache. Am Ufer drei- bis vierhundert am Seil ziehende Fellahin, Alles schrie, Alles commandirte, das Schlepptau riß, die Dahabie rannte an die Felsen an. Rings herum Basaltblöcke und Felsenberge in

dunkeln, unheimlich verzerrten Massen und rauschendes Wasser, das um die Klippen sich wand und brach.

Und nach all diesem Tosen und Lärmen stieg aus den stillen Fluthen, von Bergen rings umgeben, eine einsame Insel mit Palmen, Tempeln und zerfallenen Säulen traumartig hervor.

„Philae, ich mag nicht glauben, daß ich dich nie wiedersehen soll!"

Die „Sphinx" legte in der kleinen östlichen Bucht unter Steinblöcken, Palmen und zarten Soutsträuchern an; über ihr erhob sich ein luftiger Tempel, mit Lotuskapitälern an den freistehenden Säulen.

Hier sitzt es sich schön und hier träumt es sich schön.

Hier an dieser Stelle fällt die alte Mauer steil herunter in den Nil, das Wasser rauscht leise vorbei und unter dem kühlen Schatten einer Säulenhalle ruhend, sieht man zwischen den Kapitälern hindurch die Palmen und Felsen der gegenüber liegenden Insel in der dunstigen Mittagsonne schimmern.

Hier zittert das federleichte Laub eines großen Akazienstrauches, du sitzest auf einer heruntergestürzten Säule und lange Gräser umwachsen die mit Hieroglyphen bedeckten Blöcke zu deinen Füßen. Vor dir ragen die mächtigen Pylonen empor, der Himmel ist tiefblau, langsam fliegt ein Adler über die verlassene, heilige Insel.

Es ist die ideale Landschaft, die ideale Landschaft, welche in der Kunst verachtet und veraltet ist. Sie hat auf unsern Gemäldeausstellungen einem Stoppelfeld oder einer Landstraße mit naturalistischen Regenpfützen weichen müssen. Befindest du dich aber in ihr selbst, so hält sie dich fest und verwirrt und verfolgt dich mit ihrem märchenhaften Zauber.

Unsere Reisenden verbrachten den ganzen Tag auf der Insel und gewannen schließlich jeden Stein persönlich lieb. Sie waren die Einzigen auf Philae selbst, aber nicht weit davon, vor Mahatta, einem Karawanenstapelort zwischen dem Katarakt und Philae, lagen mehrere Dahabieen und man wurde ganz gesellig.

Da lag der „Ramses" mit zwei englischen Brüdern, die sich das Leben bequem einzurichten verstanden; täglich beanspruchten sie neugebackene Brötchen, frisch zubereitete Butter und von den eigens dazu mitgebrachten Hühnern eben erst gelegte Eier zum Frühstück, sowie geeisten Champagner zum feierlichen späten Diner, dem sie lieber ganz entsagt hätten, als es anders wie im Frack und weißer Halsbinde zu sich zu nehmen.

Dann war dort die „Saratoga" mit ihren pikanten, witzigen, etwas gewagten amerikanischen Insassen, und schließlich, schon äußerlich durch die reichgestickten orientalischen Divane und die bunt arabisch costümirte Schiffsmannschaft erkennbar, die „Evening Star" des Lord Maitland, der seiner schönen, jungen Frau zu Ehren seine Dahabie mit künstlerischem Luxus eingerichtet hatte.

Bei dem Besuch, den die Neuenheims den Maitlands abstatteten,

wurden gemeinschaftliche Freunde entdeckt, man sah sich öfter in zwangloser Weise und verabredete sich zu einer „Fantasia", um den unter den Arabern für jegliche Art Festlichkeit üblichen Namen zu gebrauchen, welche auf der „Evening Star" stattfinden sollte.

Als der Abend heranbrach, war es selbst auf dem geräumigen Schiff ganz saisonmäßig eng, denn selbst von Assuan waren einige Dahabien-Besitzer herübergekommen. Nach dem solennen Diner, mit allen Raffinements, die der Dahabiekoch eben so gut in Nubien als in Paris zu Stande bekommt, ging die Gesellschaft oben auf das Verdeck. Da zeigte jedes Tau, jeder Mast eine beleuchtende Perlenkette von kleinen farbigen chinesischen Papierlaternchen. Smyrna-Teppiche und Decken waren über den einen Theil des Schiffes gespannt und hier und da mit Palmenzweigen und mächtigen Blattpflanzen zurückgerafft, in den Ecken standen große Thonvasen, die mit hohen Gräsern und Schilf gefüllt waren.

Raketen und Feuersterne zerstoben in der klaren, weichen Nacht und fielen funkelnd in die schweigsamen Fluthen.

Da leuchtete eine rothe, glühende Famme aus der Oeffnung eines alten Felsengrabes, das dicht am Ufer sich befand. Sie flackerte auf einem Steinaltar, der mit Früchten bedeckt war, und fiel auf eine Göttinnengestalt. Auf dem schönen Haupte der englischen Lady glänzte die Mondscheibe der Isis und rothgestickte Gewänder umhüllten ihre hohe Gestalt. Vor ihr knieten zwei Männer im weißen Priestergewand mit Pantherfellen und goldenem Schmuck; der eine fiel zu Boden und bedeckte das Antlitz, während der andere andachtsvoll zur Erscheinung emporsah und preisend seine Arme nach ihr ausstreckte.

Die Flamme zuckte und erlosch, das Felsengrab versank wieder in dunkle Nacht.

Da auf einmal schien der Mond, der bis dahin hinter den Bergen gedämmert hatte, in märchenhafter Pracht, all' seine Strahlen auf einen hohen Felsen zu gießen. Dort ruhte eine zarte Gestalt mit weißen Armen und weichem, aufgelöstem Haar. Es war Agathe.

Graf Herkwitz starrte herauf; in seinem Priestergewande hörte er nicht den Beifall, nicht das Lob des elektrischen Lichtes, nicht die Erklärung über die Sage der Rodope, der ägyptischen Lorelei, welche auf Pyramidengipfeln erscheint und den Wandrer in den Tod lockt.

Die Theilnehmer an den lebenden Bildern erschienen jetzt auf dem Verdeck, auf allgemeines Verlangen in ihren antiken Gewändern, welche in aller Eile und mit großem Talent aus orientalischen Tüchern und Stickereien hergestellt worden waren.

Aus einer versteckten Ecke tönte ein Walzer, das Verdeck war mit Ausnahme einiger luxuriöser Divane ausgeräumt worden, vergnügt gab man sich dem langentbehrten Vergnügen des Tanzes hin.

Graf Herkwitz hielt Agathe im Arm, sie flogen dahin. „Ich glaube nicht, daß Sie es wirklich sind," flüsterte er ihr zu, „Sie sind Mondschein!"

Und doch ruhte ihr weißer Arm auf dem seinigen, der helle, silberdurchwirkte Schleier und das schattige, wellige Haar umflossen ihn in einer warmen Wolke.

Als er sie das nächste Mal aufforderte, sagte er entschuldigend: „Es ist sehr vermessen von einem alten Ehemanne, gnädiges Fräulein schon wieder einmal beanspruchen zu wollen."

„Das läßt sich doch noch ertragen," lachte sie; „der englische Tänzer mag hervorragende innere Eigenschaften haben, aber seinen Walzer verstehe ich nicht zu würdigen und der eine amerikanische Herr sagte eben, in Nubien wäre nur Ricinusöl zu merken und in Aegypten nichts als renommirende Pharaonenannoncen."

Sie tanzten also noch öfters zusammen.

Endlich trennte sich die Gesellschaft und ruderte auf kleinen Booten fort, die farbigen Lampen erloschen, rings umher wurde es still.

Von den Rudern fielen glitzernde Tropfen in langsamem Tact, hell ragten Felsenriffe und Klippen in der Nacht empor, hinter diesem Vorsprung schlummerte Philae im Mondenschein.

„Die Fantasia war schön," bemerkte Herkwitz, „aber es freut mich, daß Alles hier unberührt geblieben ist. Morgen gehen wir ja weiter, heute müssen wir wirklich noch Philae genießen."

Der Legationsrath sah nach der Uhr, aber schließlich landete man an der alten steinernen Treppe, dort wo die hohen Mauern sich in den Nil senken.

Da hoben sich die Pylonen empor und warfen dunkelbraune Schatten, die Säulenhallen lagen im Lichte gebadet, die Palmen zitterten.

„Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten zu dieser Stund
Um die halb versunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'"

sang Elsbeth vor sich hin.

Die Gesellschaft zerstreute sich, um diesen oder jenen Lieblingspunkt noch einmal aufzusuchen; Graf Herkwitz und Agathe gingen durch die Eingangs-Pforte, über der weite Flügel, das Symbol des siegenden Lichtgottes, sich ausbreiteten, hindurch in den ersten Tempelraum.

Märchenhaft strömt das Licht herein, wo nicht der unergründliche, tiefe Schatten ruht, treten die Sculpturen in unheimlicher Klarheit hervor und schauen einen mit ihren starren Augen an. Da thronen die heiligen Götter, das Zeichen des Lebens in der Hand und die stolzen Pharaonen mit den Kronen Ober- und Unter-Aegyptens auf dem Haupte. Geheimnißvoll heben sich vom dunklen Hintergrund, das zum Allerheiligsten führt, die hohen Säulen mit ihren Lotusblumen und Palmenkapitälern; verschwunden ist jede

Spur des Verfalls, der Zerstörung, in der Mondnacht erstehen die Tempelräume in fremder, zauberhafter Pracht.

Versunken bleiben die Beiden stehen, die Mondstrahlen fallen auf das junge Mädchen in ihren weißen Schleiern und aufgelöstem Haar und auf die hohe Gestalt im phantastischen Goldschmuck und faltigen Priestergewand.

Sie athmen leise aber vernehmbar, vielleicht ist es noch der wirbelnde Tanz, der ihr Blut so rasch durch die Adern treibt.

Sie sprechen kein Wort.

Da treffen sich die Blicke; bang leuchten ihre Augen, dann sinkt Agathe nieder auf eine zertrümmerte Säule und bedeckt ihr Gesicht. Herkwitz zuckt zusammen und wendet sich fort.

Denn zwischen ihnen steht der Cherubim mit flammendem Schwert.

* *
*

Die „Sphinx" ist in Nubien; dem Land, wo es weder Thau noch Moskitos giebt, wo die Frauen tausend in Ricinusöl getränkte Flechten, die richtige Cleopatrafrisur tragen und wo, wie man sagt, das Krokodil sich ergeht.

Die Post ist eben angekommen und zwar durch Dromedare befördert worden. Der Gesellschaft imponirt dies schon, aber Udo ärgert beredt sich darüber, daß hier nicht, wie er gelesen, ein Läufer dem ägyptischen Stephan dient, und dann, wie es sich gehört, jedem Nilreisenden das interessante Schauspiel bietet, am Ufer ausgestreckt zu schlafen, während zwischen seinen Zehen ein Stückchen angezündetes Werg ihn nach einer kurzen Zeit sicher und gründlich wecken soll.

Aber sie thun auch nie das Richtige!

Auf dem Verdeck sitzen unsere Reisenden in ihre Briefe versunken. Agathe, die in letzter Zeit blaß geworden ist, sieht wieder heiter aus und lacht über den ausführlichen Bericht einer Freundin, welche die Geselligkeiten der kleinen Garnisonstadt, in der sie sich befindet, beschreibt.

Udo folgt gespannt den Examengeschichten eines Referendarcollegen, welche, reich mit Illustrationen versehen, das Haarsträubendste verkünden!

Elsbeth und Ferdinand Neuenheim beugen sich zusammen über einen Brief und der Legationsrath sieht ganz hübsch aus, als er gerührt an verschiedene runde Tintenklexe kommt, welche die erklärenden Inschriften tragen: „Dies sind Küsse für Papa und Mama von Anni und Fritzchen."

Die Flinte auf der Schulter kommt Graf Herkwitz mit gefüllter Jagdtasche zurück und nimmt die ihm hingereichten Briefe und Zeitungen in Empfang.

Plötzlich hört man einen durch die Zähne gestoßenen Fluch. Erschrocken starrt Graf Herkwitz einen Brief an, springt mit einem Satz an das Ufer und rast dahin.

Bleich sehen sich die Anderen an, in der Ahnung eines großen Unglücks gerinnt ihnen das Blut.

Es wird spät und Alles geht herunter. Da dröhnen Schritte über der Kajüte, harte verzweifelnde Schritte. Dann und wann hören sie auf und ein schwerer Körper wirft sich in einen Sessel hinein, um dann wieder aufzuspringen und die Länge des Decks unsicher zu durchschreiten.

Die Stimme ist schwül, nur selten spricht Einer mit gedämpfter Stimme.

Da öffnet sich die Thür und herein tritt Graf Herkwitz, farblos mit starren, todten Augen.

„Was mir zugestoßen ist, läßt sich leider doch nicht verbergen," sagt er mechanisch und tonlos. „Meine Frau ist mit Herrn von Zierinzki durchgegangen."

Vollkommen erstarrt, zuckt Jeder zusammen. Es entsteht eine Stille. Keiner wagt diese frisch blutende Schande auch nur durch ein Wort der Theilnahme zu berühren.

Endlich drückt Neuenheim ihm schweigend die Hand und Herkwitz geht fort. Allein in seinem Zimmer, wirft er sich auf einen Stuhl und starrt vor sich hin. Da fällt sein Blick auf ein Bild, das auf einem Tischchen vor ihm steht. Es zeigt eine junge Frau mit hübschen Zügen und kleinen Grübchen; unter dem Matrosenhut fällt aufgelöstes, welliges Haar hernieder, sie trägt ein helles Sommerkleid mit großem Matrosenkragen. Wie ähnlich war es ihr, wie kannte er den schelmischen Aufblick, den hübschen Halsansatz, das kleine Ohr, um das einige Löckchen spielten. Im ersten Sommer ihrer Ehe war das Bild in Norderney aufgenommen worden und noch sah er sie neben ihm leicht am Strand dahergehen oder mit aufgelöstem Haar und frischen, rothen Backen nach dem Bade auf den Dünen sitzen. Alles war so jugendlich und munter an ihr; bald hatte er sich in sie verliebt und wenn auch keine tiefere Seelenharmonie sie verband, so hatte sie ihn glücklich gemacht und er sie. Und nun ...... die brennende Röthe stieg bis an seine Stirn, sein Weib! .... Ach, er konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, konnte nicht in diesen Abgrund der Schmach herabsteigen. Und doch verfolgte es ihn und er mußte das Bild betrachten und der schelmische Blick galt diesem berüchtigten, gemeinen Sportsmenschen der schlimmsten Sorte, dessen freche, schwarze Augen hingen an den Grübchen und sein Arm legte sich um ihre schlanke Gestalt.

Er riß das Fenster auf — es war zum Ersticken, sein Gehirn schien flüssiges Feuer zu sein.

Seine Lilli — vor dem Altar hatten sie beide gekniet, vor dem Altar sich die Hand gereicht, „bis daß der Tod sie scheide". Die Mutter seines süßen, kleinen Knaben — er sah sie bleich im Bette liegen und sie zeigte unter glücklichen und dankbaren Thränen: „Unser Kind!" Ach, in welch unsägliches Elend hatte sie sich gestürzt, was stand dem armen jungen Wesen, dem Weib seines Herzens noch bevor!

In tiefer Seelenqual blieb er vor dem offenen Fenster hingesunken, die heißen, nassen Augen geschlossen, das Haupt müde auf die Arme gelehnt. Milde senkte sich die stille Nacht herab, aber bald durchkreuzten neue Gedankenreihen beängstigend und verwirrend seine heiße Stirn.

Wohl hatte sie vor Gott und vor Menschen gesündigt und Glück und Ruhe auf ewig verloren; aber war er unschuldig, unschuldig vor dem, der die Herzen kennt? Und die Tempelhalle von Philae stieg vor ihm auf und noch einmal fühlte er ihren geheimnißvollen Mondnachtszauber und er wußte, daß der eine Blick Sünde gewesen war. Und nun überkam es ihn und es flüsterte um ihn herum: Du wirst frei sein und sie wird die Deine sein. — Er suchte die wirrenden Stimmen fern zu halten, aber im innersten Herzen wußte er, daß es so kommen würde.

Er athmete schwer und stöhnte in heftigem Seelenkampf und er haßte und verachtete sich und die Welt.

* * * *

Am Bord herrschte eine schwüle Stimmung.

Man war darauf gespannt, ob Graf Hertwitz nicht nach Deutschland reisen würde, um den Scheidungsproceß einzuleiten, es verlautete aber, daß er garnicht vorhabe noch vorläufig zurückzukehren und die gerichtliche Scheidung einem befreundeten Juristen übergeben habe.

Das Nilleben nahm seinen gewohnten Lauf, man ging auf die Jagd, man segelte, man wurde am Schlepptau gezogen, man besichtigte Tempel, man lachte, man sprach; aber die ungezwungene heitere Stimmung war vorüber.

Agathe war blasser und am Frühstücktisch wußte sie immer genau zu erzählen, um welche Zeit die Hunde so laut gebellt hätten oder der Mond hinter den Bergen verschwunden sei. Schalt man sie dann wegen ihrer Schlaflosigkeit, so lächelte sie nur und sagte, das mache nichts aus.

Eines Morgens sollte ein Spaziergang unternommen werden; Agathe hatte sich verspätet und fand die Anderen vorangegangen, mit Ausnahme des Grafen, der an der Landungsbrücke auf sie wartete.

Ihr stockte das Herz, instinctmäßig ahnte sie, was ihr jetzt bevorstände.

Schweigend gingen sie einher, um sie herum die todte Wüste. Gleich blendendem, gelbem Schnee bedeckte der Sand die nackten Felsen, nur hier und da ragten sie in ihrer Kahlheit hervor. In der Ferne zogen sich Hügelketten dahin, ein großer Geier flog durch die eherne blaue Luft, hier und da lagen einige gebleichte Knochen im grellen Sonnenschein.

Plötzlich blieb er stehen und sah ihr fest in die Augen. „Agathe, gerichtlich werde ich in kurzer Zeit frei sein, moralisch bin ich es jetzt schon. Ich liebe Sie und kann nicht ohne Sie leben."

Hilflos hatte sie sich an einen grauen Felsen gelehnt. „Nein," sagte sie leise und schüttelte den Kopf.

„Was meinen Sie damit?“ frug er hastig. „Sie lieben mich nicht?“

Glühend roth sah sie hernieder. Er hatte seine Antwort erhalten und hob zuversichtlich den Kopf. „Es wäre wohl „passender“ und „richtiger“ gewesen, wartete ich eine conventionelle Zeit. Das kann Sie aber nicht bewegen, meine Lebenshoffnungen zu zerschlagen.

„Ich kann nie Ihre Frau werden,“ sagte sie ruhig auf den Sand starrend, dann um seiner leidenschaftlichen Entgegnung vorzukommen, fuhr sie hastig fort: „Es geht nicht, es kann nicht sein, es ist Alles zu entsetzlich, zu kraß. Aus Unglück kann kein Glück kommen. Der Tod hat mich von meinen Banden erlöst und Sie die Sünde. Auf solchem Boden keimt kein Segen.“

„Agathe!“ rief er außer sich. „Ich versinke in den tiefen Fluthen der Leidenschaft und Du stehst kalt am trockenen Ufer, ich biete Dir mein ganzes Herz, mein ganzes Leben und Du fertigst mich mit Scheingründen ab!“

„Es sind keine Scheingründe, es sind keine Phrasen,“ rief sie angstvoll. „Ich sage nur, was Pflicht und Gewissen Ihnen und mir sagen. Ich fürchte mich vor dieser Leidenschaft, wir gehen in den tiefen Fluthen unter! Lassen Sie mich.“ Und ihre zitternde Hand aus der seinen reißend, eilte sie voran.

* * *

Der Abend brach heran und in zwei Herzen rang trostloser Schmerz und leidenschaftliches Hoffen.

Die Gesellschaft war oben auf dem Deck versammelt, der Mond war im Sterben begriffen, warf aber noch immer unsicheren Schein auf das fließende Wasser und die Palmenufer.

„Ich habe große Lust etwas zu rudern,“ sagte Graf Herkwitz sich erhebend. „Gnädiges Fräulein, würden Sie mich nicht begleiten?“

„Geh doch, Agathe und seht, ob ihr nicht die blaue Blume findet, von der uns die Maitlands neulich vorschwärmten,“ sagte Elsbeth scherzend.

Agathe warf ein Spitzentuch um Kopf und Schultern und erklärte sich bereit.

Still saß sie und steuerte, während unter der kräftigen Hand des Ruderers das kleine Boot durch die dunkeln Wasser flog.

„Sollen wir landen, um die blaue Blume zu suchen?“ frug Graf Herkwitz etwas bitter.

Sie lenkte landeinwärts und sie stiegen an's Ufer, das Boot an einen Felsen befestigend.

„Agathe, es muß zwischen uns klar werden,“ sagte er in leidenschaftlich zurückgehaltenem Ton. „Kannst Du Deinen verstorbenen Bräutigam vergessen, kannst Du vergessen, daß ich eine Andere, die mir gestorben, geliebt und besessen habe? Ist es nicht der Fall, so will ich schweigen, ist es aber der Fall, so mußt Du mein werden.“

Es entstand eine Pause und unbeweglich standen die dunklen Gestalten im schwankenden Licht unter einem duftenden Hennabaum.

„Thue es nicht, thue es nicht,“ rief sie bang und tonlos, „es bringt uns kein Glück.“

Aber er zog sie zu sich und gab ihr den ersten langen Kuß.

„Du weißt ja, daß wir uns lieben, daß wir uns Alles sind, daß wir einander bedürfen, daß wir nicht ohne einander leben können. Warum bist Du so bang, warum hast Du kein Zutrauen zu mir und meiner Liebe.“

Sie wiederholte nur, was sie am Morgen gesagt. „Aus Unglück und Sünde Anderer kann uns kein Glück kommen.“

Aber er bedeckte ihren Mund mit Küssen und sie saßen unter dem hohen Gras am Ufer und die warme Nachtluft war schwer mit Duft getränkt. Sie schmiegte sich an ihn an und fühlte, daß, was auch käme, sie es mit ihm tragen würde. Und sie saßen lange und tranken den ersten süßen Trank der Liebe — aber, sich selbst ungestanden, hatten sie Beide schon beim ersten Zug den bitteren Gifttropfen gespürt.

Da kam ein kühler Luftzug und erinnerte an die späte Stunde; er verdrängte den süßen, matten Blüthenduft und brachte den Hauch der Verwesung heran. Agathe schauderte, sie sahen sich um und bemerkten weiß angestrichene Grabsteine und die Kuppel vom Begräbnißort eines Schechs. Sie hatten die „blaue Blume“ finden wollen, aber sie blühte nicht auf einer Leichenstätte.

Es dunkelte mehr und mehr.

Vom gegenüberliegenden Ufer erklangen dumpfe Töne und schrille Schreie unterbrachen einen langhingezogenen Trauergesang. Plötzlich flackerte ein Feuer auf und greller Schein beleuchtete ein Schiff, in das eine schwarz verhangene Bahre getragen wurde. Laut klagend stiegen einige verhüllte Gestalten in's Schiff, der hoch am Verdeck stehende Steuermann stieß vom Ufer ab und das Feuer verlosch.

Graf Herkwitz und Agathe waren aufgestanden und lösten ihr Boot vom Felsen. Langsam ließen sie sich den Strom heruntergleiten. Herkwitz zog die Ruder ein und starrte in die tiefe Fluth hinein. Einige Verse kamen ihm in den Sinn.

Immer mußte er sich wiederholen:

„Die Geisterinsel die schöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz:
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz,
Dort klang es lieb und lieber
Und wogt es hin und her,
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.“

Und um ihn herum floß das mattbeleuchtete Wasser und floß unaufhaltsam weiter, um sich in das Meer der Unendlichkeit zu verlieren.

Still und verlassen war es um sie herum, man hörte nur das leise Athmen der Beiden und das Plätschern des Wassers um den Kiel.

Plötzlich ragt etwas hoch und dunkel über den erschrockenen Häuptern, es ist das Leichenschiff. Ein harter Krach — ein wildes Schwanken. „Das ist der Tod,“ schreit Agathe und springt auf; Graf Herkwitz umfaßt sie mit seinen Armen. — „Herr Gott erbarme dich unser!“ — Das Boot schägt um.

Sie sind in den tiefen Fluthen zu Grunde gegangen.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Prinz Friedrich Karl im Morgenlande. Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Professor Dr. H. Brugsch und Major von Garnier. Frankfurt a. O., Trowitzsch und Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

Kein Schauplatz historischer Ereignisse besitzt für uns so viel Anziehungskraft, wie der Orient, die Geburtsstätte aller Religion und Cultur. Er ist das Land, in dem die Wundermärchen spielen, die unsere Kindheit ergötzten, aus dem die Griechen die Anfänge ihrer Bildung und Gesittung holten, in welchem der Erlöser der Menschheit wandelte, zu dessen Lehre der Liebe die Culturvölker Europas sich insgesammt bekennen.

Kein Wunder, daß uns immer wieder die Sehnsucht nach jenen Gegenden zieht! Wem die Möglichkeit gegeben war, den Schauplatz der ältesten Menschheits-Geschichte mit eigenen Augen zu sehen, der kehrt an Wissen bereichert und sittlich erhoben in die Heimath zurück. Mag im Angesicht großartiger Denkmäler oder auf den letzten

Trümmern verschwundener Pracht und Herrlichkeit sein Geist sich in die Tage ihrer Urheber versetzen, mag über den Ruinen sein Blick trauernd auf der Gegenwart ruhen und die Klage über den Wandel und die Hinfälligkeit aller irdischen Macht und Größe laut werden, nimmer wird unter den Wipfeln der immer grünen Palmen das erhebende Gefühl von ihm weichen, daß sein Fuß die Stätten berührt, welche geheiligt sind durch die ehrwürdigsten Erinnerungen der ältesten Menschengeschlechter. Vor den Augen des Sohnes unserer Zeit steigen die sagenhaften Könige der größten und mächtigsten Reiche des Morgenlandes aus ihren Gräbern und Särgen in leibhaftiger Wirklichkeit an das Tageslicht, und der geöffnete Schooß der Erde und der Felsenhöhlen giebt die Leiber der Fürsten und Edlen wieder, deren Namen und Thaten, deren Glanz und Ruhm eine ganze dahingeschwundene Welt erfüllten. Die Denkmäler ihrer Zeit bis zur gebrechlichen Thontafel und dem zersplitterten Papyrus hin lehren die Geschichte, den Glauben und die Sprüche der Weisheit längst vergangener Tage und wie Prophetenstimmen erklingen die Worte in unserem Ohre wieder.

Die Sehnsucht nach dem Orient zog auch einen Prinzen aus dem Hohenzollernstamm in die weite Ferne. Prinz Friedrich Karl, dem deutschen Volke hauptsächlich als hervorragender Heerführer

Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient.
Frankfurt a/O. Trowitzsch u. Sohn.

und ganz seinem Beruf ergebener Soldat bekannt, beschäftigt sich in seinen Mußestunden auf seinem lieblichen Schlosse Dreilinden, dessen Thürinschrift „Klein aber mein" dem Eintretenden die bescheidene Denkungsweise des Besitzers verkündet, mit allerlei würdigen Dingen, die sein reiches Wissen zu erweitern geeignet sind Auf dem Schlosse Dreilinden wurde auch der Plan zu der großen Orientreise gefaßt, und auch sie entsprang dem Wunsche der Erweiterung des Wissens von Menschen und Ländern.

Nach einer gründlichen Vorbereitung, wie sie eine mehrmonatliche Reise im fernen Osten nothwendig erheischt, wurde die Fahrt von Berlin aus am 27. December 1882 angetreten. Die Reisegefährten, welche den Prinzen auf seiner Fahrt begleiten sollten,

Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient.

Frankfurt a./O. Trowitzsch u. Sohn.

hatten sich pünktlich auf dem Central-Bahnhof eingefunden. Es waren: Oberst Gneomar von Natzmer, Commandeur des 28. Infanterie-Regiments zu Coblenz, Franz Xaver von Garnier, Major im Leib-Grenadier-Regiment in Frankfurt a. O., Hauptmann Georg von Kalckstein, persönlicher Adjutant des Prinzen, und Professor Heinrich Brugsch, der „Hierogrammat", wie er sich scherzweise nennt. Von Berlin ging es über Breslau, Wien, Triest nach Alexandria, welches den Ausgangspunkt der Orientreise bilden sollte.

Auf dem Dampfschiffe „Ettore" wurden die Vorbereitungen für die Reise fortgesetzt, die Ruhe der Einsamkeit wurde von dem Prinzen und seiner Umgebung auf's

Reise des Prinzen Friedrich Karl im Orient.
Frankfurt a./O. Trowitzsch u. Sohn.

Beste verwerthet. Der Prinz fing an arabisch zu lernen und die im Verkehr mit den Morgenländern nothwendigsten Wörter und Redensarten seinem Gedächtnisse einzuprägen. Die Herren seines Gefolges — erzählt Brugsch — ahmten dem guten Beispiele nach und bald saß ein Jeder in einer stillen Ecke, um eifrig zu lernen und das Gelernte zu wiederholen. In eine arabische Schule ward das Fumatojo verwandelt, und mit verzeihlichem Stolze „überhörte“ der lehrende Meister die kleine, aber auserwählte Schaar seiner Schüler.

Am 3. Januar, um die achte Stunde des Morgens, meldete Signor Colombo, der Capitain, dem Prinzen, das Schiff sei nur noch vierzig Meilen von Alexandrien entfernt. Zwei Stunden später ließ ein nebelhafter Streifen am südlichen Horizonte die afrikanische Küste erkennen, immer deutlicher wurden die Umrisse des schmalen langen Bandes, und es währte nicht mehr lange, bis die kleine deutsche Colonie den Boden der alten Alexander-Stadt betrat.

Alexandria ist nicht eine Neugründung des macedonischen Helden, und eine ägyptische Inschrift aus alter Zeit meldet daher mit Recht von einem Satrapen Aegyptens: „Er machte zu seiner Residenz die sogenannte Festung des Alexandros am Ufer des Meeres der Joner, welche vordem Rakoti genannt ward“; denn lange bevor Alexander den Grundstein zu der späteren Weltstadt seines Namens legte, bestand an der Stelle des Stadtviertels Rakotis ein altägyptischer Ort mit Namen Rakoti.

Mit dem Anfange der Beschreibung Alexandriens bricht die erste uns vorliegende Lieferung des Prachtwerkes ab. Wir können unser Urtheil daher nur unter dem Vorbehalt aussprechen, dasselbe nach der Ausgabe der letzten (zehnten) Lieferung noch zu ergänzen oder zu berichtigen. Was uns vorliegt, berechtigt zu der Hoffnung, daß das Gesammtwerk eine wahrhafte Bereicherung unseres Wissens vom Orient sein wird. Daß Brugsch ein hervorragender Kenner des Morgenlandes ist, brauchen wir unsern Lesern nicht zu sagen; er bewährt sich aber auch als Schriftsteller. Besonders hat er es gut verstanden die Schilderung der Oertlichkeiten mit der belehrenden Darstellung ihrer geschichtlichen Vergangenheit zu verweben, und das Ernste mit dem Heiteren in gutberechnetem Verhältniß abwechseln zu lassen.

In der Mitte der Darstellung steht Prinz Friedrich Karl. Um ihn gruppiren sich Menschen, Oertlichkeiten, historische Rückblicke, Schilderungen des gegenwärtigen Zustandes. Sein Soldaten- und Jäger-Humor trägt selbst dazu bei, dem Brugsch'schen Texte heitere Episoden einzustreuen. Ganz reizend ist beispielsweise, was er von seinem Töchterchen erzählt:

Zur Zeit des französischen Feldzuges, als ich in Orleans stand, schrieb meine Tochter, die Herzogin von Connaught, damals ein kleines Mädchen, einen Brief an mich, der nur die Worte enthielt: „Lieber Papa! Ich habe so lange nichts von Dir gehört, siege doch mal wieder.“

Die Bilder, welche das Werk schmücken und von denen unsere Leser einige Proben erhalten, sind von Major von Garnier gezeichnet und von R. Brendamour in Holz geschnitten. Garnier ist kein Maler von Beruf, er hat aber die Mußestunden, die ihm das Kriegshandwerk gewährte, reichlich benutzt, um sich in der friedlichen Kunst des Griffels zu vervollkommnen. Seine Bilder sind heitere Kinder des Augenblicks und der unmittelbarsten Anschauung während eines flüchtigen unstäten Reiselebens. Häufig im Sattel entstanden, geben sie — wie Brugsch sich ausdrückt — die ernsten und fröhlichen Eindrücke der Wandernden, ohne die Vorbereitung skizzirender Studien, in ihren Umrissen wieder. Sie werden dem Kenner und Nichtkenner des Orients in hohem Grade Genuß gewähren.

R. Waldmüller-Duboc, Aus den Memoiren einer Fürstentochter. 8. 289 S. mit einem Portrait der Prinzessin Amalie von Sachsen. Dresden, 1883. Meinhold und Söhne. Mk. 3.

Das vorliegende Memoirenwerk unterscheidet sich zu seinem Vortheil in vielfacher Beziehung von der großen Mehrzahl derartiger privater Aufzeichnungen. Keins der zwölf eigenhändig geschriebenen Tagebücher, aus welchen hier ein Auszug geboten wird, wurde mit der Absicht einer Veröffentlichung geschrieben; sie sind, wie die Art ihrer Abfassung erkennen läßt, von der anspruchslosen Verfasserin lediglich als eine Nachhilfe für ihr Gedächtniß begonnen und dann gewohnheitsmäßig bis zu ihrem Tode fortgeführt worden. So hatte denn auch jedes dieser Bücher ein stählernes Schlößchen, dessen Schlüssel die Prinzessin verwahrte. Sie enthalten demzufolge nichts, was für diese oder jene Wirkung zugestutzt ward, sondern einzig Erlebtes, Geschehenes, Vernommenes, hier und da untermischt mit den Empfindungen fröhlicher oder trauriger Art, welche das Herz der Verfasserin bewegten. Daß die Letztere einer gesellschaftlichen Sphäre angehörte, in welcher, seit überhaupt Bücher geschrieben worden, wohl zwar Manches dem Papier anvertraut worden ist, aus welcher aber nur höchst selten Tagebuchartiges in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, giebt dem Buche einen weiteren und nicht unwesentlichen Reiz. Dazu kommt noch die ereignißreiche Zeit, in welche die Kindheit und Jugend der Prinzessin Amalie fiel: die Zeit der Napoleonischen Kriege, von denen bekanntlich die sächsische Residenz und der sächsische Hof fast unablässig berührt wurden; dann die nahe verwandtschaftliche Beziehung des sächsischen Fürstenhauses zu den Höfen von Wien, München, Paris, Madrid, Florenz, Turin, Parma und Neapel, ein vielverzweigtes Verhältniß, durch welches fast jede Reise der Verfasserin zu intimen Berührungen mit Personen führte, die in der Geschichte eine mehr oder weniger belangreiche Rolle gespielt haben. Endlich lernt man in der Verfasserin, im Einklange mit den Bühnendichtungen, eine Persönlichkeit kennen, die durch ihren humanen und vorurtheilsfreien Sinn, durch ihre gute Laune, ihre Beobachtungsgabe, ihre Schlichtheit und daneben durch echte Frömmigkeit und Herzensgüte sich dauernd als ein Muster edler Weiblichkeit dem Gemüthe einprägt.

Alfred Dove. Das Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II. Erste Hälfte (1740—1745). Auch unter dem Titel: Deutsche Geschichte. 6. Band. 8. X und 366 S. Gotha, 1883, F. A. Perthes. Mk. 7.

Der Band, von welchem hier die erste Abtheilung vorliegt, reiht sich einerseits der von mehreren Historikern gleichzeitig für die große Heeren-Ukert-Giesebrechtsche Sammlung unternommenen Neubearbeitung der gesammten deutschen Geschichte ein, bildet jedoch auf der anderen Seite — ebenso wie die übrigen Theile des nämlichen wissenschaftlich-populären Werkes — ein selbstständiges Buch für sich. Gerade nun für die in diesem Bande behandelte Periode, das Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II., erschien eine abermalige Darstellung insofern höchst erwünscht, als die hervorragenden modernen Arbeiten über jenen Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte fast durchweg streng entweder den preußischen oder einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen. Der Dualismus, welcher eben seit 1740 die politische Entwickelung Deutschlands länger als ein Jahrhundert vorzugsweise charakterisirte, spiegelte sich erklärlicherweise in der Geschichts-Forschung und -Schreibung mehr oder weniger deutlich wieder. Nach den gewaltigen Entscheidungen der Gegenwart darf indessen von dieser oder jener einseitigen Tendenz in der Auffassung der nunmehr historisch abgeschlossenen Begebenheiten nicht mehr die Rede sein, und vornehmlich dem geborenen Preußen ziemt es, nicht blos dem Andenken einer Maria Theresia ebenso gerecht zu werden wie dem Friedrichs des Großen, sondern überhaupt den ganzen Verlauf unserer neueren Geschichte lediglich im allgemein nationalen Sinne zu erzählen und zu beurtheilen. Von diesem Vorsatz geleitet, sucht der Verfasser in der vorliegenden Ab-

theilung zunächst zur Anschauung zu bringen, wie jener Dualismus der deutschen Mächte in den Jahren 1740—1745 durch die Aufstellung Preußens und die Erhaltung Oesterreichs in's Leben getreten. Der verfehlte Versuch zur Neubildung der Reichsverhältnisse auf einem anderen Wege, das unglückliche Kaiserthum des bayerischen Karls VII., erfährt dabei zum erstenmal eine umfassende und selbstständige Darlegung. Das Material boten die zahlreichen und werthvollen Veröffentlichungen und Mittheilungen der letzten Jahre, vorzüglich aus den Berliner und Wiener Archiven, während ungedruckte hannöverische Acten daneben die Möglichkeit gewährten, die Ereignisse noch von einer dritten, minder direct betheiligten Stelle aus zu betrachten. Seiner Form nach wendet sich das Buch an das größere gebildete Publikum des Vaterlandes.

Bruno Bucher, Real-Lexicon der Kunstgewerbe. Lex.-8. 1. Lieferung. S. 1—96. Wien, Faesy. à Heft 1 Mk. 80 Pf.

Der Inhalt dieses Lexicons erstreckt sich auf alle jene Zweige gewerblicher Thätigkeit, deren Producte neben den Anforderungen der Zweckmäßigkeit auch denen der Schönheit in Form und Farbe genügen sollen. Daher werden in selbstständiger, technisch-historischer Darstellung und in Verbindung mit gedrängten biographischen Mittheilungen die Kunst der Goldschmiede, der Kunstschlosser, der Metallgießer 2c., der Stein- und Crystallschleifer, der Emailleure und Nielleure, der Mosaik- und Lackarbeiter, der Kunsttischler, Drechsler, Holz- und Beinschnitzer, der Kunsttöpfer und Glasmacher, der Buchbinder und Lederplastiker, der graphischen Künstler und Drucker, der Maler, Illuministen u. s. w., der Weber, Teppichwirker, Sticker, Spitzenarbeiter 2c. 2c. behandelt. In die so viel als möglich vollständige Erklärung technischer Ausdrücke sind, da nicht allein das Bedürfniß der Liebhaber, sondern auch der Künstler, Handwerker und Schüler berücksichtigt werden sollte, die hohen Künste, die Kunstmythologie, die Heraldik, die Costümkunde miteinbezogen worden, insoweit diese für das gewerbliche Schaffen von Bedeutung sein können. Der Name des Verfassers ist einer der bedeutendsten auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und seine reiche Erfahrung documentirt sich überall in dem Hefte, das schon empfehlend für das Ganze spricht.

Friedrich von Criegern. „Das rothe Kreuz in Deutschland." Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit. (Gekrönte Preisschrift.) Veit u. Comp. Leipzig 1883.

Wie unsere oberste Heeresleitung, anstatt auf den Lorbeeren dreier glorreicher Kriege auszuruhen, der überstandenen Anstrengungen nicht achtend, mit ganzer Kraft die gewonnenen Erfahrungen für die Vervollkommnung des vaterländischen Kriegswesens auszubeuten strebte, ebenso mußte die freiwillige Krankenpflege, diese schöne Schöpfung werkthätiger Menschenliebe, ungeblendet von den bereits errungenen Erfolgen und in unermüdeter Hingabe darnach trachten, die etwaigen Mängel in ihrer Organisation zu beseitigen, die noch vorhandenen Lücken auszufüllen, ihre Mittel zu erweitern und deren heilbringende Wirkung für den Fall neuer blutiger Ereignisse möglichst zu steigern. Es ist eines der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, daß gerade deutschen Fürstinnen der Gedanke, im Bunde mit allen Schichten ihres Volkes den im Felde verwundeten oder erkrankten Kriegern Trost und Beistand zu spenden, zur Herzenssache geworden ist; und so verdankt denn auch die vorliegende Schrift ihre Entstehung keiner Geringeren, als unserer erhabenen Kaiserin. Im Herbst des Jahres 1880 setzte die hohe Frau einen Preis auf die beste Bearbeitung eines Handbuches für die deutschen Vereine der freiwilligen Krankenpflege, das, gestützt auf die Kriegs- und Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 und unter Verwerthung der bisher gesammelten Erfahrungen, den gesammten Organen der freiwilligen Krankenpflege eine anschauliche Schilderung ihrer Obliegenheiten und Rechte, ihrer Beziehungen

sowohl zu einander, als zu den verschiedenen, mit ihnen in Berührung kommenden Behörden, darbieten sollte. Den Preis erkannten die berufenen Richter einstimmig dem Königlich sächsischen Regierungsrath Friedrich von Criegern zu, einem alten und bewährten Vorkämpfer des „rothen Kreuzes". Im Vorwort des auch für weitere Kreise interessanten Buches erläutert der Verfasser, wie er seine durch das gegebene Thema fest begrenzte Aufgabe zu lösen versuchte, wie er namentlich jede Abschweifung, eine Erörterung der Genfer Convention oder des Wesens und der Stellung der internationalen Krankenpflege, geflissentlich gemieden habe, um seinem Hauptzweck, der Belehrung, der Aufklärung über bestehende Verhältnisse und der Anleitung zur praktischen Verwerthung der geltenden Vorschriften und gemachten Erfahrungen, um so gründlicher nähertreten zu können. Im ersten Theil, welcher die Aufgabe des „rothen Kreuzes" im Kriege behandelt, erörtert er sodann die Frage, inwieweit durch die neue Kriegs-Sanitätsordnung jeder Zersplitterung und allem Mißbrauch der freiwilligen Krankenpflege vorgebeugt werde, wobei er sich nicht auf eine trockene Beschreibung des durch die staatliche Organisation geschaffenen Zustandes beschränkt, sondern zu wiederholten Malen seiner individuellen Auffassung über noch vorhandene Unzulänglichkeiten und deren Abstellung freimüthigen Ausdruck verleiht.

Der zweite und bei Weitem wichtigere Theil schildert die Friedensthätigkeit der freiwilligen Vereine, die mit dem Verhallen des letzten Kanonenschusses beginnt und es nicht bei der Fürsorge für Diejenigen bewenden lassen darf, die noch an den Wehen des abgethanen Feldzuges, an Wunden, Krankheiten und deren Folgen leiden, sondern ohne Säumen die ergänzende und vorbereitende Arbeit für neue kriegerische Verwickelungen beginnen muß. Die Friedensthätigkeit wird in eine organisatorische, eine theoretische und eine sachlich praktische eingetheilt, und gerade in den hiervon handelnden Abschnitten ist neben einer übersichtlichen Darstellung der Entstehungsgeschichte und derzeitigen Gestaltung der Männer- und Frauenvereine eine Fülle anregender Gedanken und beachtenswerther Fingerzeige enthalten. Dabei fehlt es nicht an Gelegenheit, mit Bedauern hervorzuheben, wie die Militärbehörden der freiwilligen Hilfe heute noch mehr oder weniger als einem fremdartigen Element gegenüberstehen, wie man namentlich in militärärztlichen Kreisen, trotz aller Anerkennung des schon Geleisteten und der Einsicht von der Unentbehrlichkeit der Sache, den Helfer selbst als eine mindestens unbequeme Last, als ein nothwendiges Uebel empfindet. Auch erfahren wir von Unterlassungssünden, die nach so unvergleichlichen, aber namenlos blutigen Siegen doppelt beschämend sind. Erweist sich doch die Betheiligung an den Werken des „rothen Kreuzes" als eine so geringe, daß die der Sache Treugebliebenen ihren Obliegenheiten nicht immer im vollen Umfange nachzukommen vermögen: giebt es doch Vereine von so dürftigem Bestand, daß die Summe der Mitgliederbeiträge nicht einmal hinreicht zur Deckung der laufenden Ausgaben für Unterstützung von Invaliden und Kranken aus dem letzten Kriege! Vier für das Verständniß des Ganzen wichtige Beilagen, sowie ein Sach- und Personenregister beschließen die treffliche Schrift, nach deren Prüfung man sich dreist zu dem bereits gefällten Urtheil bekennen darf, daß hier ein Werk vorliege, welches an Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse und somit als ein unentbehrliches Rath- und Hilfsbuch für alle deutschen Vereine vom „rothen Kreuz" zu betrachten sei.

A. Wiedemann. Aegyptische Geschichte. 1. Abtheilung: Von der ältesten Zeit bis zum Tode Tutmes' III. Auch unter dem Titel: Handbücher der alten Geschichte. 1. Band. 8. XII und 312 S. Gotha 1884, F. A. Perthes. Mk. 7.

Die zahlreichen Resultate, welche während der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der altägyptischen Geschichtsforschung erzielt und in theilweise schwer zugänglichen monographischen Schriften und Publicationen veröffentlicht worden sind, ließen es an

der Zeit erscheinen, den Versuch zu machen, die gewonnenen Thatsachen im Zusammenhange unter einem möglichst einheitlichen Gesichtspunkte darzustellen. Eine solche Darstellung wäre aber nothwendigerweise unvollständig gewesen, wenn nicht auch die zahlreichen datirten Monumente, welche sich noch unpublicirt in den verschiedenen Museen und in Aegypten selbst finden, Aufnahme gefunden hätten. So ist denn versucht worden, in dem vorliegenden Werke beides zu vereinigen. Dabei ist nach Möglichkeit überall angegeben worden, aus welchem Werke eine Angabe entnommen worden ist, und welche Denkmäler oder Stellen klassischer Autoren sich zur Begründung der im Texte ausgesprochenen Ansichten und Thatsachen beibringen lassen. Durch eine solche Aufführung des gesammten bis jetzt zugänglichen Materials sollte das Werk einmal zeigen, bis zu welchem Grade unsere Kenntniß der ägyptischen Geschichte bisher gelangt ist, dann aber eine Grundlage für spätere Untersuchungen bilden, indem durch seine Angaben ein Ueberblick über die altägyptischen Geschichtsquellen, ihren Inhalt und ihre Bearbeitungen in möglichster Vollständigkeit geboten werden sollte. Durch eben diese Beifügung der Belegstellen und monumentalen Angaben unterscheidet sich das Werk von den bisher erschienenen Darstellungen der gesammten ägyptischen Geschichte, hofft aber gerade durch dieselbe, indem es auch den weitern Kreisen der Historiker und Philologen eine Controle über die Resultate der bisherigen ägyptischen Geschichtsforschung ermöglicht, dieselben für das Studium eben dieser Geschichte interessiren zu können. Die erste, vorliegende Abtheilung behandelt nach einer Uebersicht über Land und Volk und über die uns vorliegenden Quellen die Geschichte Aegyptens von den ältesten Zeiten bis zum Tode Tutmes' III. Die zweite Abtheilung, für welche das Manuskript druckfertig vorliegt, soll die Geschichtsdarstellung bis zur Eroberung Aegyptens durch Alexander den Großen herab führen. Ein ausführliches Register über das ganze Werk wird derselben beigegeben werden.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Ahoi, Zeitschrift f. deutsche Segler. Herausgeg. von C. von Glasenapp. Berlin.

Bauer, Edgar, Dr., Das Capital und die Capitalmacht. Leipzig, Eugen Grimm.

Beyttenmiller, Theodor, Blumengewinde deutscher Lyrik. Eine Auslese neuerer Gedichte mit 25 Original-Illustrationen (Kepler). Stuttgart, Emil Hänselmann.

Consentius, Rudolf, Otto, Neue Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Dorer, Edmund, Der Vegetarismus und die Dichter. Dresden, von Zahn & Jaensch.

Fischer, Wilhelm, Lieder und Romanzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hardenberg, Friedrich von (genannt Novalis), Eine Nachlese a. d. Quellen des Familienarchivs, herausgeg. von einem Mitglied der Familie. 2. Aufl. Gotha, F. A. Perthes.

Lang, Paul, Mechthildis von Hohenburg, eine Geschichte a. d. Hohenstaufenzeit. Stuttgart, Verl. von Adolf Bonz & Cie.

Michaelis, Dr. med., Kampf und Schutz gegen beginnende Schwindsuchts-Krankheiten des Kehlkopfs und der Lungen in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät. Jena, Hermann Costenoble.

Perrot, Georges, & **Chipiez**, Charles, Geschichte der Kunst im Alterthum. Lfg. 20—21. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Richard Pietschmann. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Reinhold, Dr. jur. Karl Theodor, Amtsrichter, Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

Rutenberg, E, Die heilige Elisabeth. Gotha, F. A. Perthes.

Rückert, Friedrich, Gedichte. Auswahl des Verfassers. 21. Aufl. Mit dem Bildniss des Verf. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag.

Schäfer, Dietrich, Dr, Deutsches Nationalbewusstsein im Licht der Geschichte. Akad. Antrittsrede. Jena, Gustav Fischer.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Von Ocean zu Ocean. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Selden, Camilla, H. Heine's letzte Tage. Jena, Herm. Costenoble.

Thümen, Felix von, Die Bakterien im Haushalte des Menschen. Wien, Georg Paul Faesy.

Wagner, Hermann, Erlebtes. 2. Abtheilung. Berlin, R. Pohl.

Zöller, Egon, Die Bedeutung der Technik und des technischen Standes in der Kultur. Düsseldorf, L. Schwann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Paul Lindau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Breslau.
S. Schottlaender.

Prospect.

„Nord und Süd"

Achter Jahrgang.

Die Monatsschrift „Nord und Süd" eröffnet mit dem Hefte 85 ihren achten Jahrgang. Für die nach Tausenden zählenden Freunde derselben, welche bisher in treuer Anhänglichkeit Zeugen ihrer lebenskräftigen Entwickelung gewesen sind, bedarf es kaum des Hinweises, daß diese Monatsschrift durch unentwegtes Festhalten an ihrem Programm: nur die gewähltesten Gaben der ersten literarischen Größen der Nation darzubieten, den höchsten Ansprüchen aller Gebildeten an eine wahrhaft feinsinnige Unterhaltung zu genügen vermocht und bahnbrechend wie Richtung gebend auf die Zeitstimmungen eingewirkt hat. Ein Blick auf die Inhaltsverzeichnisse und Autornamen der bisherigen Jahrgänge genügt, dies zu constatiren. Es wird darin kaum ein Name vermißt werden, der auf den weiten Gebieten der wissenschaftlichen und schönen Literatur Bedeutung erlangt hat.

Um nun auch durch den achten Jahrgang unsere bisherigen Abonnenten vollkommen zu befriedigen und zahlreiche neue Freunde zu gewinnen, werden wir es, fortbauend auf der Basis der erzielten Erfolge, nach wie vor unsere Aufgabe sein lassen, vom Neuesten stets das Beste zu gewähren, in welchem sich das gesammte geistige Leben der Nation in edelstem Sinne des Wortes widerspiegelt. Es wird auch ferner ein besonderer Vorzug von „Nord und Süd" sein, den Lesern nicht nur die neuen Schöpfungen ihrer Lieblingsdichter und hervorragender Gelehrter, sondern auch deren Portraits in künstlerisch gelungenen Radirungen vor Augen zu führen.

Außerdem wird mit dem achten Jahrgange von „Nord und Süd" eine Neuerung in's Leben treten, die noch nach einer anderen

Richtung hin unserer Monatsschrift eigenartige Bedeutung giebt. Es sollen diejenigen Criminal- und Civil-Processe, welche die Gemüther tiefer zu erregen geeignet sind und in ganz Deutschland, ja, über die deutschen Grenzen hinaus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, von nun an regelmäßig, wenn auch in zwangloser Folge zum Gegenstande eingehender Besprechungen gemacht werden. Daß diese Besprechungen sich nur innerhalb der Grenzen bewegen, die sich „Nord und Süd" gestellt hat, versteht sich ebenso von selbst, wie daß es sich nicht darum handelt, Sensation zu machen und durch Berichte über Greuelthaten, die von der Justiz vor die Schranken gezogen werden, den Bedürfnissen lesegieriger Halbbildung entgegenzukommen.

Nur solche Fälle, die entweder Streiflichter werfen auf allgemeine Zustände, oder eine tiefere psychologische Bedeutung beanspruchen, oder endlich solche, die als wichtige Beiträge zur Rechtsprechung aufzuführen sind, sollen in „Nord und Süd" zum Gegenstande aufmerksamer Untersuchung gemacht werden.

Zu diesem Zwecke wird der berühmte österreichische Criminalist Graf Lamezan in Wien die Behandlung der in Oesterreich vorkommenden Fälle, Professor v. Holtzendorff in München die Besprechung der im deutschen Reich sich abspielenden übernehmen, während sich der Herausgeber vorbehält, Processe von besonderem psychologischen Interesse, die in Berlin verhandelt werden, ähnlich wie den Proceß Peltzer in Brüssel, im Zusammenhang darzustellen.

Von andersartigen ausgezeichneten Darbietungen der nächsten Hefte „Nord und Süd" sind zu nennen: **wissenschaftliche Beiträge** von Geheimrath Prof. Dr. Karl Bartsch in Heidelberg, Geheimrath Professor Dr. Th. von Frerichs in Berlin, Professor Dr. Rud. Gneist in Berlin, Geheimrath Prof. Dr. A. W. Hofmann in Berlin, Prof. Dr. Ed. Hanslick in Wien rc., **dichterische Beiträge** von Ludwig Anzengruber, Paul Heyse, Wilh. Jensen, Rudolph Lindau, August Schneegans rc., ebenso wird sich der Herausgeber mit einer dem amerikanischen Leben entnommenen Novelle und sonstigen Beiträgen anschließen.

„Nord und Süd" wird demnach auch fürderhin seine Stellung behaupten, und sich das wärmste Interesse aller Gebildeten zu bewahren wissen.

Breslau, Ende März 1884.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Inhalts-Verzeichniß
von
„Nord und Süd."
Eine deutsche Monatsschrift

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

28 Bände Lex. 8° à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen (Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Alliteration und Reim im Altägyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".

Karl v. Gebler in Meran.
Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.
Distichen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albingensertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.
Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Jhering in Göttingen.
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.
Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Pecht in München.
Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. H. Riehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Liszt. Gestochen von Meyer, Sachs und Römer.

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.
Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.
Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

A. E. Brehm in Berlin.
Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.
Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslick in Wien.
Adelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt v. Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Jhering in Göttingen.
Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851). — In und nach der Verbannung (1851—1877). Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher. Novelle.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. L. Raab.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils Gustav Freytag und Reinhold Begas Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Halm.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Halm und W. Krauskopf.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Halm.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Kuno Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Achenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — F bruar — März 1881.

Mit den Porträ's des Grafen Moltke, von Franz v. Holtzendorff und M. Lazarus. Radirt von P ul Halm u. W. Krauskopf.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Raab, W. Rohr und Paul Halm.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Hiller, Anton von Werner und Eduard von Hartmann. Radirt von W. Krauskopf und W. Rohr.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.

Mit den Porträts von Adolph L'Arronge, Hermann Helmholtz, Hermann Hettner. Radirungen von W. Rohr und W. Krauskopf.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1882.

Mit den Porträts von Gottfried Keller, A. Fr. Graf von Schack und J. Maj. der Königin von Rumänien. Radirungen von R. Leemann und W. Krauskopf.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1882.

Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Hermann Lotze. Radirungen von Wilh. Rohr und W. Krauskopf.

Inhalt
des zweiundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1882.

Mit den Porträts von Robert Hamerling, Wilhelm Jordan und Wilhelm Roscher. Radirungen von Wilh. Rohr und Wilhelm Krauskopf.

Inhalt
des dreiundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1882.

Mit den Portraits von K. Braun-Wiesbaden, Julius Wolff u. Ferdinand Gregorovius. Radirungen von Wilh. Rohr.

Inhalt des vierundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1883.

Mit den Portraits von Fr. Vischer, von Giesebrecht und Gabriel Max, Radirungen von Wilh. Krauskopf und Wilh. Rohr.

Inhalt des fünfundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1883.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1883.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1883.

Inhalt des achtundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1884.